Literariſche

Bilder aus Rußland.

Herausgegeben

von

H. Koenig.

Mit den Bildniſſen von Derſchawin und Puſchkin.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.
1837.

König
Rußland

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck der Officin der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart.

Vorwort.

Dem Publikum, das bisher meine literarischen Kinder so freundlich aufgenommen hat, bin ich eine Erklärung über den Paten schuldig, den ich demselben hiemit zuführe.

Das Buch ist keine Uebersetzung aus dem Russischen, dessen ich nicht kundig bin, auch kein Zusammentrag aus andern Schriften, sondern ist aus mündlichen und brieflichen Mittheilungen russischer Literaten frisch weg in seine deutsche Haut hinein gewachsen. — Früher nämlich so gleichgültig gegen russische Literatur als Einer, bin ich seit Kurzem durch einen Zufall, der es auf meine Beschämung scheint abgesehen zu haben, in die angenehmsten literarischen Bekanntschaften und Bezüge mit Schriftstellern

eines Landes gekommen, gegen welches wir uns, gewiß nur aus einem politiſchen Tick, ſeither literariſch mehr als recht iſt, abgewandt und abgeſchloſſen gehalten haben. Denn wenn wir auch nur ſo eigenliebig, oder ſoll ich ſagen ſtolz — wären, nachzufragen, wieviel Antheil wohl Rußland an unſerer Literatur nehme, wieviel Aufmerkſamkeit man dort unſern ausgezeichneten Dichtern und Denkern erweiſe, und welchen Einfluß etwa unſere Leiſtungen auf ruſſiſche Beſtrebungen gehabt hätten: ſo erführen wir bei dieſer Gelegenheit nicht nur, wieviel Urſache wir haben, den Ruſſen für ihre bewundernde und nacheifernde Theilnahme an deutſcher Dichtung und Wiſſenſchaft artiger zu ſeyn; ſondern auch, wieviel wir dabei verlieren, daß uns immer noch ein Vorurtheil um die mannichfaltigen Schätze einer ſo jugendfriſchen Literatur, wie die ruſſiſche, bethören darf. — Daher glaubte ich, einen trübſeligen Frühling nicht beſſer

benutzen zu können, als wenn ich eine uns eben so wenig bekannte Frühlingsliteratur nach frischen, lebendigen Mittheilungen in leicht und heiter skizzirten Bildern darstellte, und zu einer Unterhaltung mittheilte, hinter welcher sich die Belehrung versteckt. Und wenn mir während dieser Beschäftigung „nordische Blüthen," „Novellen und Skizzen," „Russisches Hundert und Eins" u. dgl. aufstießen, so konnte mich das nur in meinem Vorhaben noch mehr antreiben; ich mochte in solchen Uebersetzungen aus dem Russischen eine schon glücklich angeregte Theilnahme an jener nordischen Literatur erkennen, oder, die nicht glückliche Wahl des Uebersetzten fürchtend, einer allenfallsigen Befremdung und Entmuthigung der Leser jener russischen Proben zuvor zu kommen eilen. Denn wie gern ist man geneigt, ein kaum abgelegtes Vorurtheil gegen eine Literatur wieder aufzunehmen, wenn sie Einem gerade von ihrer schwachen Seite gezeigt wird?

Die dem Leser hier ausgestellten Bilder bestehen nicht bloß in skizzirten Bildnissen russischer Schriftsteller einzeln oder in Gruppen, sondern auch in Umrissen russischer Zustände, in kleinen Gemälden, die hier und dort unvermuthet zwischen den Portraiten eingeschoben sind, und — glaube ich — zu dem Interessantesten gehören, was dieses Buch darbringen möchte. — Wenn ich es aber allerdings darauf absah, ein größeres Publikum durch diese Mittheilungen anzuziehen, so dürften doch auch Kenner der russischen Literatur, wenn sie das Buch lesen wollten, nicht ohne neue Notizen und Ansichten ausgehen. Hier muß ich nun für alle, die über die Aechtheit der Mittheilungen beruhigt seyn möchten, bemerken, daß es mir erlaubt ist, ihnen Herrn Melgunoff aus Moskau als denjenigen namhaft zu machen, von welchem die Mittheilungen hauptsächlich und nur in einzelnen Zügen durch briefliche Nachrichten

ergänzt, herrühren. Herr Melgunoff, in Rußland selbst als Einer der jüngern Schriftsteller mit Ehren bekannt, hat sich besonders seit den letzten acht Jahren sehr mit seiner vaterländischen Literatur beschäftigt. Während er sich ärztlicher Behandlung halber wiederholt in unserer Stadt aufhielt, habe ich ihn durch monatelangen Umgang als genauen Kenner auch der ältern und neuern Literaturen, besonders der deutschen, kennen gelernt. Diese Kenntnisse und Einsichten sind von vorurtheilfreier Wahrheitsliebe, von höherem wissenschaftlichem Blick und von Begeisterung für Poesie und Philosophie geleitet, so daß ich, bei meiner Unkunde des Russischen, ihn zu beurtheilenden Vergleichen unserer westlichen Literaturen mit der russischen für durchaus competent ansehen, und ihm mein eignes Vertrauen schenken mußte.

Was nun die in diesem Buche, besonders in der Schlußbetrachtung desselben,

vorkommenden eigenthümlichen Ansichten, Urtheile und Vergleiche betrifft, so habe ich hier mit Vergnügen und ohne alle Einmischung eigner Meinungen, Zweifel oder Einwürfe ächt russische Abstimmungen — mündliche und briefliche, — mithin die Urtheile fremder Beschauer und Kenner, gesammelt, weil es mir von besonderm Interesse scheint, gerade Russen von ihrem Standpunkt aus über ihr Volk so wie über unsere Literatur zu vernehmen, und sich dadurch auf neue Weise anregen zu lassen.

Was hiernach an diesem Buche mein Antheil sey, kann hier nicht zur Frage kommen. Ich bin hier Dolmetsch; die sprachliche Abfassung, ein hier und dort eingestreutes Bild, dann und wann ein vermittelnder Gedanke sind mit dem größtentheils mündlich überlieferten Stoff des fremden Autors, mit dessen Kenntnissen und Gedanken zusammengeschmolzen. Um

so unbefangener kann ich das Buch hinaus geben, — meinen Pathen empfehlen, ohne mich weniger väterlich zu freuen, wenn derselbe gute Aufnahme und Wohlwollen finden sollte.

Hanau, zu Pfingsten 1837.

H. Koenig.

Dem Leſer

bemerken wir hinſichtlich der Ausſprache der ruſſiſchen Namen, daß unſere Sprache manche Laute und Buchſtaben des Ruſſiſchen nicht hat. Den orientaliſchen Gurgellaut zwiſchen u und i haben wir mit bloßem i gegeben — Schewirew; den Laut zwiſchen a und ja — Wjaſemsky haben wir à geſchrieben — Wäſemsky. Ein ganz ſanftes ſch — wie das franzöſiſche j ſchreiben wir mit ſh. — Für das mit r ſpielende l hat unſere Sprache kein Zeichen, wie ſie auch den Ton nicht hat. —

Wir verweiſen auf den nachſtehenden Inhalt des Buches, wo zum Behuf der wichtigeren Ausſprache der Namen die Sylben, auf welchen der Ton liegt, mit einem Strichlein (–) bezeichnet ſind.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Anfänge	1
Kirchliche Schriftsteller:	
Dimitry der heilige	15
Theophan Procopōwitsch	21
Georgy Konīsky	23
Platon	25
Philareth	26
Innokenty	27
Aeltere weltliche Schriftsteller:	
Fürst Kantemīr	33
Lomonōssow	38
Derschāwin	46
Nowikōw	55
Moderner Styl.	
Karamsin und Dmitriew	65
Fabeldichter:	
Chēmnizer	83
Krilōw	85
Lustspieldichter:	
von Wisin	96
Kapnīst	101
Gribojēdow	103
Erste Dichtergruppe:	
Shukōwsky	115

Seite

Bätüschkow 123
Fürſt Wäſemsky 127

Zweite Dichtergruppe:

Alexander Püſchkin 133
Baratinsky 153
Baron Dëlwig 160
Jaſikow 164

Dritte Dichtergruppe:

Wenewitinow 171
Chomäkow 178
Benedictow 191

Novelliſten:

Marlinsky 201
Fürſt Odöjewsky 207
Gögol 211
Päwlow 223

Neueſte Dramatiker:

Fürſt Schachowskoy 237
Saaöskin 241
Kükolnik 244

Kritiker:

Merslákow 253
Schewirew 256
Katschenówsky 265
Pogödin 269

Journaliſten:

Polewöy 279
Gretſch 302
Bulgarin 305
Senkówsky 312

Ueberblick und Ausſicht: 323

Anfänge.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Wenn wir in Deutschland nach fremden Literaturen umschauen, so bleiben wir gern nach Westen gerichtet stehen. Wir kennen und übersetzen die französische und englische Literatur. Einzelne Liebhaber blicken dann nach Italien, wenige nach Spanien hinüber. Dabei aber kehren wir fortwährend dem Norden und dem Nordosten den eigensinnigen Rücken zu, ohne uns einfallen zu lassen, ob etwa nicht hinter uns Literaturen aufwachsen, die sich bald eben so sehr über uns beklagen dürften, wie wir uns über die Franzosen beschwert haben, als sie noch unsere Literatur mißachteten, weil sie solche nicht kannten. Der Deutsche, wenn er sich doch auf vielseitigen Geschmack und umfassend-gerechtes Urtheil etwas zu gut thun möchte, sollte auch endlich — aus dem Banne der bisherigen Hauptliteraturen heraustretend — sich etwas mehr, als es bisher selbst von der gelehrten Welt geschehen, um die böhmische, die polnische und russische Literatur

bekümmern. Besonders um die russische; weil diese neben dem allgemeinen Interesse, das jede weniger bekannte Literatur umgibt, noch das Besondere bietet, uns mit dem Ausdrucke des innern Lebens eines Volkes bekannt zu machen, das durch seine politische Bedeutung die Aufmerksamkeit Europas auf sich zieht. Vielleicht, daß der finstere Blick, mit welchem wir, halb über die Achsel, nach der russischen Politik schielen, sich erheitert, wenn wir ihn auf die russische Literatur wenden. Jüngst bei dem tragischen Tode des Dichters Puschkin, sind wir durch vielfältige Mittheilungen über diesen ausgezeichneten Mann auf die Vermuthung gekommen, — Rußland, das so gern von uns für halb asiatisch und barbarisch gehaltne, möchte doch wohl, mitten in seinem kalten Klima, bedeutende poetische Geister erzeugt haben. Wenn es nun allerdings an den Russen war, zuerst die Bekanntschaft unserer Bildung und Literatur zu suchen: so sollten wir nun auch so artig seyn, ihre so vielfältige und begeisterte Kenntnißnahme von uns nicht unerwidert zu lassen. Wir würden hiermit zugleich, da die Produktionskraft bei Allen westlichen Völkern dermal über

etwas Neuem, Unerhörtem ſchlummert, dieſe Brache des Abendlandes benutzen, um eine Literatur anzubrechen, die uns jedenfalls den Vortheil neuer Reize gewährte; nicht bloß weil ſie noch jugendlich friſch iſt, ſondern auch weil ſie aus einem eben erſt urbar gemachten Boden ganz eigenthümliche Lebensverhältniſſe producirt.

Die ruſſiſche Literatur kennen zu lernen, braucht man nicht Jahrhunderte rückwärts zu ſteigen. Die eigentliche ruſſiſche Literatur iſt kaum hundert Jahre alt, und bildet ſich erſt ſeit Peters des Großen Tode. Seitdem haben die zwei getrennten Sprachen, die Rußland beſaß, einander immer mehr durchflochten und zur Erzeugung einer literariſchen Sprache, für deren Elemente ſie gelten können, ſich durchdrungen. Es war die Volksſprache und die kirchlich-ſlawiſche — die Bibelſprache.

Das älteſte poetiſche Denkmal der Volksſprache iſt der Heldengeſang vom Zuge Igors, Fürſten von Nowgorod-Sſäwerskj gegen die Polowzer aus dem zwölften Jahrhunderte. Das Gedicht * beſingt dieſen unglücklichen Heldenzug, in

* Metriſch überſetzt mit hiſtor. Anmerkungen von Paſtor Sederholm, Moskau und Leipzig 1825; auch von Hanka Prag 1829.

welchem das Heer einem weit zahlreichern Feind unterliegt, Igor selbst gefangen, aber später befreit wird. Es trägt durchaus einen ächt russischen Charakter in Bildern, Gleichnissen und kühner lebhafter Beschreibung der Begebenheiten. Es ist von bedeutender Schönheit, und gibt ein treues Bild des gesammten damaligen Lebens. In dieser inneren Aechtheit liegt auch die Widerlegung derer, die das Gedicht den Mönchen späterer Jahrhunderte haben beilegen wollen.

Dieser Zug Igors war der einzige angreifende oder Heldenkrieg in der russischen Geschichte. Sonst finden sich nur Vertheidigungskriege — gegen die Mongolen, die Polen und Franzosen — oder politische Kriege. Diese wie jene haben nur patriotische Gesänge, individuelle lyrische Ergüsse, aber nichts National-Episches hervorgerufen. — Ist nicht etwas Aehnliches bei den Griechen vorgekommen; denen auch nur der trojanische Heldenzug aber nicht der persische Vertheidigungskrieg — Homeriden begeistert hat? —

Der Volkssprache gehören ferner die nach Form und Gattung sehr mannichfaltigen Volkslieder an, so zahlreich, daß sie nach der Angabe

eines jungen Philologen, der sie gesammelt, an Zahl die Volkslieder aller andern europäischen Nationen übertreffen. Die halbepischen Heldenlieder zerfallen in drei Cyklen, in den des ersten Wladimirs, Großfürsten von Kiew, vor seiner Annahme des Christenthums; dann in den Cyklus Johanns des Schrecklichen, ersten Zars von Moskowien, und in den Cyklus Peters des Großen. Alle diese Heldenlieder rühren aus den Zeiten gewaltiger Herrscher her, während die verhältnißmäßig freiern Zwischenzeiten keine Lieder hinterlassen haben. Selbst die Lieblingsepoche der heutigen Dichter, das in der Geschichte bekannte Zwischenreich, ist ohne poetische Nachklänge. Das Volk, von der Eisenhand Johanns des Schrecklichen nach dessen Tod aufathmend, mochte wohl mehr zum Genuß seiner ungewohnten Freiheit, als zu poetischen Ergüssen gestimmt seyn. —

An die Volkslieder schließen sich die Volksmährchen an, nicht weniger zahlreich als jene, so daß die bereits gesammelten einige Dutzend Bände füllen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die meisten, seit Rußlands engerer Verbindung mit Europa, von Abenteurern und Künstlern aus

Italien nach Rußland gebracht worden, wie sie denn auch größtentheils das Gepräge südlichen Lebens tragen. — Ein dem russischen Leben ganz fremdes Element, das Ritterthum, ist gerade in den Volksmährchen recht einheimisch, hat sich aber mit dem eigenthümlich-russischen Paladin- oder Reckenwesen vermischt. Der populärste Recke ist Ilja Muromez, dessen Gegner, der Räuber Nachtigal, auf sieben Eichen mit tödtlichem Gesang seinen Sitz hat. Wunderlich genug ist dieser Muromez ein Heiliger der russischen Kirche, dessen Gebeine zu Kiew in einem kleinen für keinen Riesen gemessenen Sarge liegen; allein die Russen haben mehr solcher Mährchen, — oder soll man sie Mährchen-Legenden nennen? — in denen Heilige, und zwar gewöhnlich nicht die sauberste Rolle spielen. Ueberhaupt hat sich in den russischen Mährchen das Christlich-Byzantinische und Zauberhaft-Orientalische mit dem italienischen Elemente versetzt.

Wir müssen schon hier einer Seite des russischen Volkslebens erwähnen, die sich auch später immer wieder als ein wesentlicher Bestandtheil desselben zeigen wird. Es ist das satyrische Element

im Volke, das sich schon früh in poetischen Zerrbildern hervorthat. Wir erwähnen als solcher Carricaturen — „das Gericht Schemäkas.“ Dimitry Schemäka, apanagirter Fürst und Verwandter Wassily des Blinden (Dunkeln) in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, brachte diesen um den Thron, ließ ihn blenden, und verübte dann die entsetzlichsten Grausamkeiten unter dem Volke, das sich durch jene Carricatur rächte, die den Schemäka im Richteramte darstellt. —

Ein zweites Bild: „Wie die Mäuse den Kater begraben“ — erschien 1725, dem Todesjahre Peters des Grossen, wahrscheinlich einem holländischen oder englischen Bilde nachgemacht, aber den russischen Zuständen ganz gemäß. Und wie der todte Kater auf's Lebhafteste an Peter mit seinem der Nationalsitte verhaßten langen Schnurrbart und rasirten Kinn erinnert, so hat in dieser stillen Hindeutung auch jeder Vers der Mäuse-Prozession eine schlagende Beziehung auf die damaligen Verhältnisse. — Noch muß ein satyrisches Mährchen erwähnt werden, das viel Aehnlichkeit mit Reinecke Fuchs hat.

Wir kommen zur Kirchensprache. Sie ist gewißermassen eine künstliche, zum Behuf der Bibelübersetzung gebildete. — Als nämlich um das Jahr 863 die mährischen Fürsten Rostislaff, Swätopolk und Kozel um christliche Lehrer aus Konstantinopel baten, wurden ihnen die Brüder Cyrill und Method zugesendet, — beide aus Solun (Salonichi) gebürtig, jener Bibliothekar an der Sophien-Kathedrale zu Konstantinopel, der andre vorher schon Missionär unter den Slawen. Sie erfanden ein Alphabet, das Cyrillische genannt, aus griechischen Buchstaben und besondern Zeichen für die der slawischen Sprache eigenthümlichen Laute. Allein es blieb ihnen, um die Bibel zu übersetzen, noch übrig, die Sprache selbst zu bilden. Nach Abt Dobrowsky setzten sie nämlich aus vier südlichen Dialekten des Slawischen eine eigne Sprache zusammen, die sie, mit einzelnen griechischen Worten vermischt, in die Formen der griechischen Grammatik gossen; — eine Ansicht, die sich eher hören läßt, als die Meinung Anderer, jene Bibelübersetzer hätten hierzu eine der slawischen Mundarten besonders ausgebildet, oder gar als die aller Geschichte und Philologie

widerstreitende Behauptung, daß alle Slawenstämme in der Vorzeit eine gemeinschaftliche Sprache gehabt hätten, aus welcher die Kirchensprache entstanden sey.

Jene conventionelle Sprache hat sich bis jetzt sowohl in Rußland als unter allen slawischen Stämmen, die sich zur griechisch-katholischen Kirche bekennen, fortgepflanzt.

Beide Sprachen, die ursprüngliche des Volkes und die künstliche der Kirche, konnten aber nicht immer neben einander hingehen, ohne sich zu berühren. — Die erste Vermittlung beider findet sich in der Mittelsprache russischer Chroniken, die von Mönchen, aber für das Volk geschrieben waren. Daß bei dieser Verschmelzung zweier Sprachen mehr von der kirchlich-slawischen Sprache in den Guß kam, ist zu begreifen; da die schreibenden Mönche und die Kirchensprache allein grammatisch gebildet und eigentliche Bücherſprache war.

Als Blume dieser Mittelsprache kann die Sage von der Schlacht von Mamaj betrachtet werden. Es ist die geschichtlich bei Kulikow von Dimitry vom Don über die Mongolen erfochtene Schlacht.

Es war eine Nationalſchlacht, in der auch Mönche mitfochten, und am Heldentode wie am Volksſiege Theil nahmen. Wie ſich hier Volk und Mönche im allgemeinen Intereſſe miſchten, verklärte ſich durch gemeinſame Begeiſterung die Geſchichte zu einem Gedicht, das in gemiſchter Sprache, in cadenzirter Proſa, von einem Geiſtlichen aus Räſan, wahrſcheinlich als Augenzeugen, geſchrieben ward. —

Ehe ſich aber aus dieſer neuen Mittelſprache eine eigentliche Bücherſprache für die Nation bildete, blieb die Kirchenſprache als Schriftſprache noch eine Zeit lang vorherrſchend. Alſo laſſen wir die kirchlichen Schriftſteller in unſerer Betrachtung vorausgehen.

Kirchliche Schriftſteller.

Dimitry, der heilige.

Dieſer Metropolit von Roſtow kann als Blume des Styls in ſlawiſcher Sprache betrachtet werden. Im Jahre 1651 in der Nähe von Kiew geboren, erhielt er in einem Kloſter dieſer Stadt ſeinen Unterricht. — Kiew, damals mit Klein-Rußland unter polniſcher Oberherrſchaft, war eben darum der europäiſch-katholiſchen Bildung zugänglich. So gewann Dimitry eine im damaligen Rußland ſeltne klaſſiſche Bildung; wie Rußland ſelbſt in der älteren Zeit der Stadt Kiew, dieſer Pflanzſchule des Chriſtenthums für die ruſſiſche Kirche, ſeine vorzüglichſten Geiſtlichen zu verdanken hat. — Ueber Kiew aus Polen kamen auch die erſten Anfänge dramatiſcher Kunſt nach Rußland. Es waren die damals im weſtlichen Europa üblichen Myſterien-Spiele, dramatiſirte Stoffe aus der heiligen Schrift oder den Geſchichten der Heiligen. Die Studenten in Kiew führten ſolche

Stücke während ihrer Ferien in der Ukraine und in nahen russischen Städten auf, und begleiteten sie wohl mit Possen und Grimassen. So kamen solche Spiele nach und nach bis an den Hof, wo unter Zar Alexej eine deutsche Truppe — „Judith und Holofernes" darstellte, wobei auf Drehorgeln, Geigen und Blasinstrumenten gespielt und auch getanzt wurde.

Ungefähr um dieselbe Zeit mit Symeon von Polozk verfaßte auch unser Dimitry, während seines Aufenthalts in Kleinrußland, solche slawische Dramen geistlichen Inhalts in sylbenzähligen gereimten Versen; wie denn seine „Esther und Ahasver" unter der Kaiserin Elisabeth, während der Fastenzeit auf dem Hoftheater gegeben wurde.

Das dramatische Element der russischen Poesie, welches, wie wir später sehen werden, bis heute noch keine vollkommene Gestalt gewonnen hat, stammt also aus dem westlichen Europa, und hat keine ursprüngliche Wurzel in Rußland.

Als Hauptwerk Dimitry's können seine Heiligen-Legenden in vier Bänden betrachtet werden. — Längst waren in Rußland die Minei Tschetj des Metropoliten Makar bekannt; allein an sich zu

weitläufig, wimmelten sie auch von Abgeschmacktheiten aller Art. Die Auswahl, die nun Dimitry machte, ist in der Kirchensprache klassisch-meisterhaft geschrieben.

Dimitry, seit seinem achtzehnten Jahre Mönch, war nun nach und nach zum Archimandriten zu Kiew, Tschernigow und zu Nowgorod-Säwersk befördert worden, bis ihn Peter der Große nach Moskau berief, und 1702 zum Metropoliten in Rostow bestellte, wo er fortan lebte. Weise und wohlthätig verwaltete er sein Amt, stiftete ein Seminar, worin er auch Vorträge hielt, und war daneben bemüht, mit sanften Mitteln die Raskolniki zu bekehren, die sich in den brinskischen Wäldern verborgen hielten.

Wenn man unter diesem Namen überhaupt alle von der herrschenden Kirche sich lossagenden Schismatiker begreift, so sind doch hier besonders die Sekten gemeint, die sich in Folge der Kirchenverbesserung des Patriarchen Nikon gebildet hatten.

Dieser sechste Patriarch von ganz Rußland — im Jahre 1605 bei Nischni Nowgorod von niedern Eltern geboren — hatte durch großen Verstand, ungewöhnliche Fähigkeiten und streng

tugendhaftes Leben das unbedingte Vertrauen des Zars Alexei gewonnen. Er führte in den Kirchen den griechischen und Kiew'schen Gesang und bei Kirchengeräthen und Gewändern mehr Pracht ein. Da er auch politisch zu wirken Anlaß fand, indem er in Nowgorod mit Gefahr seines Lebens einen Aufruhr dämpfte, und sich während einer Pest in Moskau um die Zar'sche Familie in Abwesenheit des Zars durch Schutz und Fürsorge verdient machte, so mag ihm die Idee gekommen seyn, russischer Papst zu werden und sich, wie der römische, über das herrschende Haupt zu stellen, zu welchem Zweck er seit lange das Ansehen der Priester nach und nach zu erhöhen gesucht hatte. Jetzt brach schnell das Vertrauen des Zars; ein Konzilium unter des morgenländischen Patriarchen Vorsitze ward über Nikon gehalten, der kühne Patriarch seiner Würde entkleidet und als Mönch in ein Kloster verbannt. —

Durch seine kirchlichen Veränderungen, besonders durch Verbesserung der alten dunkeln Uebersetzung der Bibel, hatte Nikon Schismen hervorgerufen, die einen den römischen Ketzern entgegengesetzten Charakter zeigen; indem, während

dieſe für den Fortſchritt gegen eine beharrliche Kirche kämpfen, die ruſſiſchen Schismatiker, am Alten überhaupt oder an einzelnen Buchſtaben hangend, ſich der von der geiſtlichen Oberbehörde ſelbſt ausgehenden Fortbildung der Kirche widerſetzen. — Nur eine Klaſſe von Schismatikern, welche heutiges Tags mehr und mehr zunimmt macht von dieſem conſervativen und geiſtloſen Streben der ruſſiſchen Ketzer eine Ausnahme. Es ſind die Duchoborzi, deren Namen — „durch Geiſt Kämpfende“ andeutet. Dieſe Sekte ſoll im fünfzehnten Jahrhunderte durch einen Juden entſtanden ſeyn, welcher myſtiſch-kabbaliſtiſche Lehren unter dem Volke verbreitete, und ſogar viele Geiſtliche, bis auf den Metropoliten von Moskau, verführte. Später iſt ſie in ihrer neuern Geſtalt durch einen deutſchen Myſtiker nach Jokob Böhms Lehre ausgebildet worden. Die Schriften Jakob Böhms, in's Ruſſiſche überſetzt, befinden ſich, wie es heißt, in den Händen dieſer Sekte. Die Ruſſen neigen im Allgemeinen zum Myſticismus, in deſſen heiligem Dunkel die höhern Stände im achtzehnten Jahrhunderte Schutz gegen den damals durch Europa verbreiteten Voltairianismus geſucht haben. —

Die Duchoborzi haben sich wieder verzweigt, und eine Sekte derselben, die Christus nicht anerkennt, ist unter dem Namen des neuen Judenthums bekannt. Die eigentlichen Duchoborzi kennen keine Macht und Autorität als die von Christus an; sie halten den Eid und Militärdienst für unerlaubt. Meistens in den Wolga- und Sibirien-Provinzen, jedoch niemals unter Leibeignen, verbreitet, ist ihr ruhiges Streben fortwährend auf Unabhängigkeit gerichtet. Ihre Lehr- und Lebenssätze sind in kurze Sprüche gefaßt, wie z. B. „Die Kirche ist nicht innerhalb der Balken, sondern der Rippen.“ — Von den Schismatikern ist überhaupt zu bemerken, daß sie sich in ihrer Minorität eng verbrüdern und alle im Lesen und Schreiben Kenntniß haben, die sie nicht in der Schule erwerben, sondern von ihren Vätern erhalten. Wie der Protestantismus im übrigen Europa, hat das Schisma in Rußland zu einem Puritanismus der Sitten, der oft bis in's Lächerliche geht, Tabak und geistige Getränke verschmäht, aber auch zu lobenswerthem Industrialismus geführt.

Von dieser Abschweifung über die russischen Schismatiker zu Dimitry von Rostow zurückkehrend,

bemerken wir noch, daß eines ſeiner bekannteſten Werke von jenem ſchismatiſchen Glauben handelt, den er auch thätig auszurotten geſtrebt hatte. —

Dimitry ſtarb im Oktober 1709 zu Roſtow, und da 1752 ſeine Gebeine noch unverſehrt gefunden wurden, ſo nahm ihn die ruſſiſche Kirche unter ihre Heiligen auf. Seine Schriften, von unnachahmlicher Schönheit, werden ſich noch länger als ſeine Gebeine erhalten, und mögen daher auch immerhin unter die klaſſiſchen des kirchlichen Stils aufgenommen werden.

Theophan Prokopowitſch.

Auch dieſer Erzbiſchof, mit Uebertreibung der ruſſiſche Chryſoſtomus genannt, wohl aber der aufgeklärteſte Mann ſeiner Zeit, erhielt gleich Dimitry ſeine Bildung in Kiew, wo er 1681 geboren war. Er ſtand als Lehrer der Poeſie und Theologie auf der Akademie zu Kiew, als ihn

Peter der Große, den er früher durch eine Bewillkommnungsrede in Kiew gewonnen und auf deſſen türkiſchem Feldzuge begleitet hatte, zum Mitarbeiter an ſeinen großen Reformen, beſonders bei Umgeſtaltung der ruſſiſchen Hierarchie, auserſah und nach Petersburg berief. Hier ward er zum Erzbiſchof von Nowgorod erhoben, indem Peter, aus Furcht vor einem zweiten Nikon, die Patriarchenwürde abſchaffte, und ſich ſelbſt zum Haupte der ruſſiſchen Kirche ernannte, ſo daß fortan die weltliche und geiſtliche Gewalt zur größern Einheit des Staates unter einem Oberhaupte verbunden ward.

Theophan blieb dem großen Monarchen, den er vielleicht beſſer als die meiſten Zeitgenoſſen und manche Spätern verſtand und würdigte, ſtets ein treuer Anhänger und unter allen Umſtänden Peters Liebling. Einſt, als man dem Kaiſer hinterbracht hatte, daß ſein Erzbiſchof, freilich ein eben ſo luſtiger und lebensfroher, als geiſtreicher Mann, ſehr oft mit ſeinen Freunden bis tief in die Nacht zeche, begab ſich Peter, um ihn zu überraſchen und zurecht zu weiſen, unvermuthet in deſſen Behauſung. Theophan trat aber dem angemeldeten Gebieter ganz unbefangen mit einem gefüllten Pokal

und laut singend: „Es kommt der Bräutigam um Mitternacht,“ entgegen. Dieß ergötzte den Kaiser so, daß er sich selber zu den Zechenden setzte. —

Theophan hat theologische, historische und politische Werke, Predigten und Gelegenheitsreden geschrieben. Er ist wohl für den besten Theologen seiner Zeit anzusehen, und seine lateinisch geschriebene Dogmatik ist noch heute in den Seminarien im Gebrauch, wie denn auch seine Leichenrede auf Peter den Großen immer noch für ein Muster der Beredsamkeit gilt. — Theophan starb im Sept. 1736.

Georgy Koniſsky.

Einer der beredtsten Kanzelredner, doch bedeutender als Geschichtschreiber. Aus einer ausgezeichneten adlichen Familie Kleinrußlands im November 1717 geboren, und ebenfalls auf der Kievschen Akademie gebildet, stieg er über mehrere

Lehr- und Prieſterſtufen zur Würde eines Erzbiſchofs, in welcher er 1795 ſtarb. — Während den Verfolgungen, welche die polniſche Regierung in Kleinrußland gegen die griechiſche Kirche zur Erzielung einer Kirchenvereinigung verübte, kämpfte Georgy mit großen Gefahren für ſeine Kirche, und zeigte ſich auch politiſch thätig, um Kleinrußland unter ruſſiſche Protection zu bringen. Katharina II. erwies ihm dankbare Hochachtung. Auf ihrer Reiſe nach der Krim hatte er ſie zu Smolensk mit einer meiſterhaften Rede begrüßt. Als ſie ihn nun um ſeine Anſichten und Meinungen über Kleinrußland befragte, ſchrieb er, um ihr die vollſtändigſte Einſicht zu geben, eine Geſchichte von Kleinrußland, die bis jetzt noch Handſchrift geblieben, nach bekannt gewordnen Bruchſtücken und Abſchriften aber ſprachlich, ſo wie durch klare, lebendige Darſtellung und Tiefe des politiſchen Blicks höchſt ausgezeichnet iſt.

Platon.

Sohn eines Kantors, wurde aber, nachdem er auf der Akademie zu Moskau studirt hatte, durch Geist und Kenntnisse der Kaiserin Katharina II., vor welcher er predigte, sehr beliebt. Sie nahm ihn zum Hofprediger und Religionslehrer für den Thronfolger Paul an. Als Diderot am Hof verweilte, veranlaßte die Kaiserin zuweilen zwischen diesem und Platon theologische Dispute, in welcher Platen den französischen Gelehrten oft in die Enge getrieben haben soll. — Wie diese geistreiche Fürstin ihre Gunst gern auf eigenthümliche Weise verlieh, so überraschte sie Platen, indem sie ihn unerwartet durch einen Archidiakon in der Kirche als Metropoliten verkündigen ließ.

Platon ist in Rußland, theils durch seine zahlreichen Predigten, theils durch sein geselliges gutmüthiges Betragen, sehr populär. Im Jahre 1812, kurz vor dem Einfall der Franzosen, begab er sich aus seinem Kloster Bethania, wohin er sich, von Würden und Orden ermüdet, zurück gezogen hatte, nach Moskau, und ermunterte das

Volk zum Widerstande gegen den Feind. Er starb den 11. November 1812 im Alter von 75 Jahren.

Er hat viele theologische Werke hinterlassen. Seine frühern Predigten sind reicher an Gedanken, seine spätern an Salbung. Seine politischen Rathschläge für Kaiser Alexander sind nur Manuscript geblieben; seine gedruckte Geschichte der russischen Kirche ist bis jetzt in Rußland das beste Werk dieser Art. —

Philareth.

Dermal noch Metropolit von Moskau; ein gründlich gelehrter Mann. Unter seinen frühern Werken ist ein mystisch-theologischer Commentar über die Genesis das bedeutendste. — Er ist durch seine Predigten berühmt, die in früherer Periode mystischen Inhalts und verboten sind; die einer zweiten Periode zeichnen sich dagegen durch tiefen

Sinn und eben ſo viel Klarheit des Gedankens als Durchſichtigkeit der Sprache aus. Man hat auch von ihm eine allgemeine Kirchengeſchichte, nicht ohne Verdienſt und bis jetzt die einzige in ruſſiſcher Literatur.

Er iſt 1782 geboren.

Innokenty.

Früher Archimandrit und Rector in der geiſtlichen Akademie von Petersburg, jetzt in Kiew, iſt er hauptſächlich durch drei Werke bekannt: durch eine Lebensbeſchreibung des Apoſtels Paulus, durch eine Schrift über das irdiſche Leben Jeſu, und durch eine vor Kurzem erſchienene Sammlung von Predigten, die durch hohe und ächte Beredſamkeit ausgezeichnet, wenig ihres Gleichen in Rußland haben. Noch ungedruckt iſt ein Werk über die Philoſophie. Mit der deutſchen theologiſchen Literatur iſt er genau bekannt, und hält ſich in ſeinen

Ansichten eben so entfernt von ausschließlichem Rationalismus, wie von der entgegengesetzten Schule.

Er und Philareth haben die Kanzelberedsamkeit zu ihrer Vollendung gebracht.

Mit den genannten geistlichen Schriftstellern erschöpft sich zwar keineswegs die Zahl ausgezeichneter Geistlichen in Rußland; den sechs Genannten gebührt aber vorzüglich die Anerkennung, durch ihre literarischen Leistungen auf die Volksliteratur günstig gewirkt zu haben. Denn nur Dimitry hat in der kirchlichen Sprache geschrieben; die Andern haben auf der Höhe der Volkssprache gestanden, der sie in ihren Umwandlungen gefolgt sind, obwohl sie solche durch einen Schimmer der erhabenen Kirchensprache zu verklären gesucht haben.

Ueberhaupt läßt sich sagen, daß die russischen Kanzelredner von sehr ungleicher Beredsamkeit sind, und daß der Vorwurf schwülstigen Styls mehrere Aeltere, selbst den Theophan Prokopowitsch und einigermaßen auch den Platon nicht mit Unrecht trifft. Der schwülstige Styl ist nun theils ein Fehler der schulmäßigen Rhetorik jener Zeit, theils aber beruhte er auch auf einer Täuschung; da jene Kirchenschriftsteller von Bildern und

Formeln der ſlawiſchen Sprache Gebrauch machten, die in ihrer natürlichen Gravität doch von der weltlichen, mit der Zeit wandelbaren Sprache zu ſehr abweicht. Den Dimitry, der rein ſlawiſch geſchrieben hat, ſo wie die durch Klarheit, Einfachheit und Zeitgemäßheit des Styls ausgezeichneten Philareth und Innocenz trifft jener Vorwurf nicht.

Einzelne akademiſche Reden ausgenommen, hat ſich in Rußland, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur Kanzelberedſamkeit entwickeln können; daher es von literariſchem Intereſſe iſt, die vorhin aufgeführten Redner zu ſtudiren. — Der ruſſiſchen Kirche iſt es eigen, daß ſie in ihrer, ſoll man ſagen inſtinktartigen Toleranz, die bis an Gleichgiltigkeit ſtreift, das Predigen nie als wirkſames Mittel für die Religion anſieht. Vor Symeon von Polozk, in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, war es daher üblich, dem Volke bloß Reden vorzuleſen, die aus den Kirchenvätern ausgewählt und vom Patriarchen genehmigt waren. Erſt dieſer Symeon fing an, Predigten zu ſchreiben und ſie nach dem Beiſpiel der polniſchen Geiſtlichen dem Volke vorzutragen. Ja zuweilen war das Predigen ganz verboten, weil man es

als ein Mittel auf das Volk zu wirken anſah. Eben ſo wenig hat Rußland Apoſtel und Miſſionäre ausgeſendet, wenn man die fabelhafte Wanderung des Apoſtels Andreas nach Kiew, wo er zur Begründung der Stadt ein Kreuz aufgepflanzt haben ſoll, und etwa den ſpätern Apoſtel der Siränen, Soßima, ausnehmen will. — Sollte nicht dieſer gewiſſermaßen negative Charakter der griechiſchen Kirche beſtimmt ſeyn, zwiſchen dem Katholicismus und dem Proteſtantismus, denen er gleich fern und nahe iſt, — eine richtige Mitte zu ziehen? Katholicismus, zur ſinnlichen Andacht oder zur Aſcetik, alſo zum Materiellen geneigt; Proteſtantismus, in ſeiner überſinnlichen, geiſtigen Richtung den Rationalismus oder deſſen Verzweiflung — den Myſticismus begünſtigend, führen in ihrer Einſeitigkeit den Extremen zu. Die griechiſche Kirche dagegen, die alle dieſe beiderſeitigen Elemente und Richtungen, doch niemals in ihren Extremen, beſitzt oder duldet, wird ſie nicht etwa auch den eklektiſchen Charakter behaupten, der wie wir ſpäter einſehen werden, die ganze ruſſiſche Bildung bezeichnet?

Aeltere weltliche Schriftsteller.

Fürſt Kantemir.

Von urſprünglich türkiſcher Familie. Sein Vater, Hospodar der Moldau, ein ſehr unterrichteter Mann, der viele europäiſche und aſiatiſche Sprachen kannte, war mit ſeiner Familie in den Unterthansverband Rußlands getreten. — Kantemir, 1708 zu Konſtantinopel geboren, anfangs in Charkow und ſpäter auf der Moskauer Akademie erzogen, gilt für den älteſten Dichter der jungen ruſſiſchen Literatur. Mit ſeiner frühen Autorſchaft (denn kaum zehn Jahre alt, verfertigte er ſchon in griechiſcher Sprache eine Lobrede auf den Martyrer Dimitry) fiel Kantemir noch, ſo zu ſagen, in die Zeit des Alphabets der ſich emancipirenden ruſſiſchen Volksſprache. Peter der Große hatte nämlich unter den vielen wichtigen Reformen auch die anſcheinend geringe, aber für die Trennung der Volksſprache von der kirchlichen nicht unbedeutende Veränderung der Schriftzeichen

durchgeführt; indem er selber ein Alphabet entwarf, welches mehr von der lateinischen als den bisher gebrauchten griechisch-slawischen Schriftzeichen an sich trug, und unnöthige Buchstaben gänzlich ausschied. Diese Schrift erfuhr aber nach und nach manche Veränderung. — Während auf diese Weise Peter der Volkssprache, die einer selbstständigen Ausbildung entgegen ging, die kirchliche Livree auszog, schadete er ihr auf andere Weise, indem er, ein praktischer Mann, überall die Sachen in's Auge fassend und der Wörter wenig achtend, die russische Sprache mit sehr vielen holländischen und deutschen Wörtern und Ausdrücken vermischte für Dinge und Begriffe, die dem russischen Leben bisher gefehlt hatten. Doch lag in solchem Erwerb des Fremden auch wieder eine Bereicherung für die russische Sprache, besonders auch durch die vom Zar veranstalteten vielen Uebersetzungen ausländischer Werke aller Wissenschaften und Künste.

Betrachten wir die großen Umgestaltungen Peters; — diese aufgestellten Landarmeen, diese gezimmerten Flotten, diesen Aufbau einer neuen Residenz, diese eröffneten Bergwerke und errichteten

Fabriken, ja die Schneiderthätigkeit, womit die ruſſiſche Kleidung in deutſche umgewandelt wurde, ſo wie die hin- und herrennenden Barbiergeſellen, welche die ruſſiſchen Bärte wegputzen mußten: ſo begreift man wohl, daß unter ſolchem Lärm, bei ſolcher Unruhe kein Dichtergemüth laut werden konnte, wenn man nicht etwa die wahrſcheinlich ſpäter entſtandnen Volkslieder des Peterſchen Cyklus hieher rechnen will. So erklärt ſich die befremdende Erſcheinung, daß ungeachtet eines ziemlich civiliſirten Hofes, gegründeter Schulen, angelegter wiſſenſchaftlichen Kabinette, geſtifteter Akademien und einberufner Gelehrten doch keine literariſchen Produkte erſchienen, bis Fürſt Kantemir zwiſchen 1730 und 1740 ſeine — Satyren ſchrieb.

Kantemir hatte ſich nämlich, als er mit ſeinem Vater aus dem perſiſchen Feldzug gerückgekehrt war, den Wiſſenſchaften gewidmet; wie er denn die Petersburger Akademie beſuchte und ſich mit der ruſſiſchen Literatur abgab. Er diente hierauf in der Garde und gewann durch Dienſteifer wie durch ſeine Talente die Aufmerkſamkeit der Kaiſerin Anna. Er ward Reſident am Londner

Hof, und ging ein Jahr ſpäter, 1732, als außerordentlicher Geſandter nach Paris. Hier lebte er in der gebildetſten Geſellſchaft als Freund Montesquieus und andrer Schöngeiſter und Gelehrten ein heitres, romanhaftes, geiſtreich-ſinnliches Leben, das ihn erſchöpfte. Denn nicht lange genoß er die hohen Würden, zu denen er als Geheimerrath und Miniſter befördert ward. Indem er ſich durch die Heilquellen Aachens und ein beſſeres Klima herzuſtellen ſuchte, ſtarb er ſchon 1744 zu Paris. Sein Leichnam wurde nach Moskau gebracht, und in dem griechiſchen Kloſter beigeſetzt.

Seine Satyren, in ſylbengemeſſnen gereimten Verſen geſchrieben, zeichnen ſich durch Schärfe, Beobachtungsgeiſt und die feine Ironie eines für ſeine Zeit und ſein Land hochgebildeten, die vornehme Welt überblickenden Mannes aus. Die Satyre über den ächten Adelſinn gilt für die beſte.

Es ſcheint vielleicht ſeltſam, daß eine Literatur mit der Satyre anfängt. Allein wir haben ſchon in der Einleitung geſehen, wie das ſatyriſche Element, tief im ruſſiſchen Volkscharakter begründet, frühe ſchon in ſatyriſchen Mährchen und

Karikaturen vorschlug. Dazu kömmt Kantemirs Leben in der höhern Welt, unter den mit Scherz und Spott begabten französischen Literaten, und noch mehr seine Vorliebe für Boileau und Horaz, die ihm lockende Muster boten. Aber auch in Petersburg war die höhere Klasse der Gesellschaft bereits sehr gebildet. Und wenn die in Rußland, besonders in Petersburg, durchgesetzte gewaltsame Vermischung des ausländischen mit dem Volksthümlichen frühe genug Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten mit sich brachte: wem mußten sie lebhafter auffallen, als eben dem Fürsten Kantemir, einem Ausländer, und der die Welt von vielen Seiten angesehen hatte?

Kantemir hat außer den Satyren und einigen kleinen Schriften auch aus fremden Sprachen viel übersetzt, aus dem Französischen, Italienischen, Lateinischen und Griechischen.

Er, der Reihesührer der weltlichen Schriftsteller Rußlands, ist der Gegenwart noch nicht aus dem Auge gerückt, sondern wird noch unter den originellen Schriftstellern der Russen rühmend mitgezählt.

Lomonoſſow.

Wir ſtehen vor einem Manne von der ſeltenſten Genialität und Kraft, vor einem vielarmigen Rieſen, wie ſie zuweilen unter einem Volk erſcheinen, um für ein anhebendes Jahrhundert nach allen Seiten hin die Arbeiten und Richtungen zu bezeichnen und anzubrechen. Lomonoſſow wurde von dem Genius Rußlands dem großen Zar an der Ferſe nachgeſandt, um was Peter für den Staat geleiſtet, für die ruſſiſche Literatur zu thun. Aber wer hätte ſich träumen laſſen, daß der Mann, welcher beſtimmt war, die ruſſiſche Literatur zu gründen, die Fundamente der Wiſſenſchaften in dem neuerbauten Staate zu legen, aus einer Fiſcherhütte am Eismeer würde herbeigerufen werden, aus dem Dorfe Deniſſowka, in welchem es nur drei Bücher gab? Wenn der junge Lomonoſſow mit ſeinem Vater vom Fiſchfang im weißen Meer und im nördlichen Eismeer zurück kehrte, fiel er über dieſe paar Bücher her, die ſich in den Händen des Kirchendieners befanden. Aber was blieb ihm übrig, als er die ſlawiſche Grammatik, das

Rechenbuch und den von Simeon Polozki überſetzten Pſalter auswendig wußte? der junge Fiſcherſohn hatte ſich heißhungrig nach Wiſſenſchaft geleſen; es blieb ihm nichts übrig, als in die Welt hinein zu laufen, wo es mehr Bücher gäbe, als der Kirchner in Deniſſowka auf ſeinem hangenden Bret ſtehen hatte. Und der junge Lomonoſſow that es; er verließ die Netze ſeines Vaters, und begleitete die Wagen, welche gefrorne Fiſche nach Moskau brachten. Er war ſchon 16 bis 17 Jahre alt, als er hier in die Saikonospaskiſche Schule kam und ſeine Mitſchüler in ſpringenden Fortſchritten bald überholte. Er wurde nach Kiew und auf die Petersburger Akademie zur Vollendung ſeiner Studien geſchickt. Alte Sprachen, Mathematik, Phyſik, Chemie und Mineralogie wurde getrieben; dann ging Lomonoſſow auf Koſten der Akademie an die Univerſität Marburg, wo er drei Jahre blieb, den Philoſophen Wolf hörte und die damaligen deutſchen Dichter las, die wir nicht mehr leſen.

Aber auch die deutſchen Mädchen und der deutſche Branntwein gefielen und ſchmeckten ihm. Er ſah die Schuhmacherstochter, deren Vater ſein

Hauswirth war, für keinen gefrornen Fisch an, sondern heirathete sie. Inzwischen hatte er sich auch in Freiburg mit dem Bergmannswesen bekannt gemacht, und eine Ode auf die Eroberung von Chotin im Jahre 1739 nach Petersburg geschickt, die, den Oden unseres Günther nachgebildet, der Kaiserin Anna Gunst und allgemeine Bewunderung gewann. Mit freudigem Erstaunen, sagt Merslákow, bemerkten die Russen zum ersten Mal den Reichthum, die Fülle und Ueppigkeit ihrer mit dem Slawischen künstlich verbundenen Sprache. Was fehlte dem russischen Dichter noch, der lustig in Deutschland umherschweifte? Er hatte Alles, was zu einem rechtschaffenen Burschen gehört: mithin auch Schulden. Diese freilich quälten ihn endlich so sehr, daß er sich auf den Weg über Holland nach Rußland machte. Frau und Kinder waren beim Marburger Schuster geblieben; die norddeutschen Nebel drückten sehr; der fröhlichen Studentenzeit mußte Valet getrunken werden: der alte Student that es wacker. In diesem Taumel fiel er preußischen Werbern in die Hände; sie gewannen den grundgelehrten Burschen und er taumelte in dem neuen Rekrutenanzuge auf die Streu

des Wirthshauses. Doch der Natur der Dinge gemäß erwachte er nüchtern. Was er wahrscheinlich rein würde vergessen gehabt haben, daran erinnerte ihn glücklicher Weise früh genug sein Rekrutenkamisol. Er war entschlossen genug zu entspringen, und auch glücklich genug zu entkommen.

Wie er nun 1741 in Petersburg angelangt war, und die Stufen zu Aemtern und Würden bis zum Staatsrath emporstieg, vergaß er doch der ihm angetrauten Schuhmacherstochter in Marburg nicht, sondern ließ sie mit den Kindern nach Rußland kommen.

Lomonossow ist, wie gesagt, als der Schöpfer der russischen Literatur anzusehen; denn er zuerst wußte die Volkssprache von der Kirchensprache zu scheiden, und doch wieder aufs Neue zu verbinden, — die Dienstbarkeit, so zu sagen, in eine anmuthige Freundschaft umzuwandeln. — Er auch verfaßte die erste Grammatik für die reinrussische Sprache. Seine Prosa herrschte lange, und veränderte sich nur langsam. Ferner bildete er den oratorischen Styl; seine akademischen Reden gelten noch immer für Muster. — Der Poesie, wiewohl sie vor ihm schon im Gange war, gab

er neue Füße, — Versfüße. Bisher hatte man nämlich die Verse bloß nach Sylben gezählt: Lomonoſſow errieth zuerſt, daß die ruſſiſchen Wörter ſich auch nach kurzen und langen Sylben meſſen ließen. Er ſchuf die ruſſiſche Metrik. — Das Erſtaunliche iſt, daß Lomonoſſow nach ſo verſchiedenen Richtungen lehrend und leiſtend zugleich war. Zu ſeinen muſterhaften Reden ſchrieb er auch die erſte Rhetorik, und zur erſten Poetik die er gab, dichtete er auch die Muſter. Wegen ſeiner lyriſchen Gedichte iſt er noch vorzüglich gekannt und geleſen; wenn es auch wahr iſt, daß er, wie Goethe von Klopſtock ſagte, — eine Odenfabrik hatte. So lang das Formelle noch neu iſt, iſt es ungelenk, und der Geiſt geht in noch bauſchenden Gewändern etwas ſteif einher. Doch fehlt es Lomonoſſows Liedern und Oden keineswegs an ächtpoetiſchem Schwung, vielmehr ſind ſie noch immer durch Erhabenheit des Styls, durch bezaubernde Vereinigung ſlawiſcher Wörter mit ruſſiſchen und durch kräftige kurze Wendungen ausgezeichnet.

Wenn auch ſeine zwei Trauerſpiele von keinem beſondern Werthe ſind, ſo knüpfte er hierin doch

für etwa begabtere Nachfolger an. Dagegen hat ein Epos über seinen Lieblingshelden, Peter den Großen, viel Schönheiten, und auch ein großes Lehrgedicht über den Nutzen des Glases muß erwähnt werden, sey es auch nur, um anzudeuten wie Lomonossow in der Poesie und Rede nach allen Seiten hin Bahn gebrochen hat. Denn auch das Feld der Historie hat er betreten, und eine Geschichte des russischen Reiches geschrieben, die — wenn ihm auch Tatistschew unter Peter dem Großen darin vorausgegangen war, doch die erste kritische Darstellung genannt werden kann, und von großer Forschung und Scharfsinn ihres Verf. zeugt.

So viel wäre nun schon für einen einzelnen Mann genug gewesen, für Einen besonders, der erst im siebzehnten Jahre in die eigentliche Lehre kam. Aber Lomonossow war auch Gelehrter, und zwar einer der ausgezeichnetsten seiner Zeit. Seine Verdienste um die physischen und mathematischen Wissenschaften sind in einem lateinisch geschriebenen Buche gewürdigt. In keinem Zweige dieser Wissenschaften war er fremd, wie so viele Abhandlungen über Gegenstände der Chemie, Astronomie,

Physik, Botanik, Mineralogie und Metallurgie zeigen. Ja er hat einige Jahre vor Franklin — den Blitzableiter erfunden. Ein von ihm noch vorhandener Brief meldet seinem Gönner, dem Grafen Schuwaloff, den unglücklichen Fall, daß bei Versuchen mit dem Blitzableiter sein College, der Akademiker Richter, vom Blitz erschlagen worden.

Aber damit sind Lomonossows Leistungen noch immer nicht alle angedeutet; denn seiner meisterhaften Uebersetzung der Psalmen, des Buches Hiob, der Rousseau'schen Ode auf das Glück und kleiner italienischer Gedichte nicht zu gedenken, war Lomonossow auch ein guter Zeichner, und hat unter andern ein Bild von Peter dem Großen in Mosaik hinterlassen, das durch Farben und Zeichnung berühmt ist.

Und wie viel Menschenalter hat Lomonossow etwa gebraucht, um so viel und Vieles zu lernen und zu leisten? — Er starb im April 1765 nur 54 Jahre alt, wovon aber die ersten 17 Jahre abzurechnen sind, ehe Lomonossow mit gefrornen Fischen nach Moskau kam. — Der große Literat erinnert auch darin an Peter den Großen, daß er ein starker Zecher war, und dem Branntweine,

diesem Lebenswasser, seinen frühen Tod zu verdanken hatte. — Doch wir können ihm eine bessere Leichenrede halten!

Lomonossow war edel und stolz. Aus seinem Briefwechsel erhellt, daß er Schuwaloffs Gunst nicht kriechend gewann, nicht habsüchtig benutzte, ja daß er sich gegen diesen Günstling der Kaiserin nichts vergab, sondern oft trotzig genug benahm. Einen literarischen und persönlichen Feind hatte Lomonossow an Sumarokow, der damals einen noch größern Ruf als Dichter genoß, hoch am Hof und in hohen Würden stand. Auch er schrieb in allen poetischen Gattungen, um als russischer Voltaire zu glänzen, während er mit dem französischen in Briefwechsel stand und ihm Lobeserhebungen seiner von Voltaire nicht gelesenen Schriften ausbreßte. Doch dieser russische Voltaire hat es eben nur seinen Fehden mit Lomonossow zu danken, daß er noch nicht vergessen ist. Solche Fehden finden sich allerwärts, — es ist der immer wiederkehrende Kampf der glücklichen Mittelmäßigkeit mit dem Genie, das alle Begünstigungen verschmäht. Ganz ohne Talent ist dieser Vielschreiber Sumarokow nicht, besonders in der

Satyre. Er ist, wie Mersläkow sagt, dem Vogel ähnlich, der stets an der Oberfläche der Erde hinfliegt und mit den mannichfaltigsten und schnellsten Schwingungen seinem Ziele zueilt, indeß Lomonossow der langsam, gemessen und mit würdevollgehaltener Schwinge in die Wolken steigende Adler ist.

Mit Sumarokow und den übrigen Dichtern seiner Zeit hatte Lomonossow nur die eine Berührung, daß sie alle, und oft gemeinschaftlich, aus der gemeinsamen russischen Hypokrene, — dem Branntweinfasse, tranken. Doch weg mit dem Branntweinfaß vom Grabe des ehrenwerthen Lomonossow! — Wie es heißt, soll ihm auf Veranlassung der Regierung an seinem Geburtsorte ein Denkmal errichtet werden.

Derschawin.

Dieser bedeutungsvolle Name führt uns in eine andre Zeit; weist auf machtvollere Herrlichkeit hin (Derschawa). Die schaffenden, begründenden

Männer sind abgetreten; eine glückliche, glanzvolle Kaiserin herrscht, und ihr widmet sich ein Dichter. Er ist kein Schmeichler, keine Höflingsseele; er hegt die reinste Bewunderung für den Ruhm seiner Gebieterin, und besingt alle glänzenden Thaten ihrer Regierung.

Derschawin stammt aus einer nicht sehr reichen adlichen Familie, und ist im Jahre 1743 in Kasan geboren. Ohne ausgezeichnete Erziehung trat er in den Militärdienst, und machte den Feldzug gegen den Empörer Pugatschew als Lieutenant mit, ohne daß ihm eben die größte Tapferkeit nachgerühmt wird. Er war schon 30 Jahre alt, ehe sein poetisches Genie sich entzündete. Sein erstes Gedicht ist an die Kaiserin Katharina gerichtet, die er unter dem Namen „Feliza, Zarin der kirgisischen Kosaken“ anredet; sich selbst nennt er Mirza, — eingedenk seiner tatarischen Abkunft. Die Kaiserin nahm das Gedicht huldvoll auf, und wußte hinter dem Rücken der mißgünstigen Höflinge und ihres eigenmächtigen Günstlings Potemkin dem Dichter als Zeichen ihrer Gunst eine Dose mit ihrem Bildnisse zuzuwenden, gemalt als Feliza, in der Tracht des kirgisischen Volkes

Mit der Gunst seiner Kaiserin trat Derschawin in den Civildienst, und stieg durch redlichen Geschäftseifer zu den höchsten Aemtern, zu gleicher Zeit, als er in lyrischer Begeisterung eine vor ihm noch nicht erreichte Höhe erschwang. Auf dieser wird er sich, neben den ausgezeichnetsten Lyrikern aller Nationen, länger erhalten, als auf der hohen Stelle eines Justizministers, die er nur von 1802 bis 1803 bekleidete; indem auch damals schon die russische Justiz viel mehr Nachsicht bedurfte, als der heftige unbeugsame Derschawin besaß.

Im feierlichen Gedicht ist er bis jetzt der erste, originellste und volksthümlichste russische Dichter geblieben. Der volksthümlichste, weil er bei seiner mangelhaften Erziehung keine fremden Sprachen außer ein wenig Deutsch konnte, und somit von aller Nachahmung abgeschieden war. Derschawin selbst kann in seiner poetischen Kraft als eine große Naturschönheit betrachtet werden, die nichts durch menschliche Zurichtung Erkünsteltes an sich trägt, und so groß wie die Alpen, der Sirius und der imatrische Wasserfall ist, die er besungen hat. Seine lyrische Kraft hat etwas Titanisches,

ſeine Production etwas orientaliſch Bezauberndes. Er ſchleudert Smaragdberge auf Rubinengebirge, ſtürzt demantne Waſſerfälle in gold- und ſilberſchäumende Abgründe, wälzt Lawinen über eisduftathmende Thäler hin. Orientaliſch in ſeinen Hyperbeln, wiewohl nicht ſo metaphoriſch, und hierin mehr Europäer, iſt er vorzüglich als der Dichter einer nordiſchen Natur zu betrachten, — friſchkräftig wie ſie, aber auch ſo rauh. Von Tonci, einem genialen Maler, ließ er ſich in einem Zobelpelz mit Zobelmütze malen; das iſt die ſeiner Poeſie angemeſſne Tracht! Sein roher Vers wird immer wie durch einen Inſtinkt des Dichters zur Naturnachahmung getrieben.

Unter ſeinen feierlichen Oden iſt am meiſten populär und in viele Sprachen, ſelbſt in's Chineſiſche, überſetzt, ſeine Ode an Gott. Tiefe Gedanken, aber abſtrakt, bis auf einzelne poetiſche Gleichniſſe, die das Unendliche bezeichnen. Abgeſehen von dem Erfolg dieſer Ode, iſt in rein poetiſcher Hinſicht manche andre Ode, z. B. die auf den Tod des Fürſten Meſtſcherſky glücklicher zu nennen. Die Ode an die Unſterblichkeit von Haller, ſcheint Einfluß auf jene Ode an Gott

gehabt zu haben. Derschawin, der sehr religiös war, soll sich lange mit dieser Ode getragen haben, ohne Worte für seine Gefühle zu finden, bis er eines Tages aus der Kirche kommend so ergriffen war, daß er das ganze Gedicht auf der Stelle niederschrieb.

Seine Oden dieses höhern Flugs sind sehr ungleich gehalten. Derschawin fängt stets mit ächter, tiefer Begeisterung an; aber er weiß diese, da er zu wenig Künstler ist, nicht zu zügeln und zu lenken, weßhalb er öfter in prosaische Gedanken und auf platte Verse herabfällt. Zuweilen erhebt er sich dann noch einmal, wie ein ausgeruhter Adler, um noch höher zu steigen.

Derschawin ist nicht bloß bei der Ode geblieben; er hat seine Saiten nach allen Gattungen der Lyrik gestimmt. Auch seine Trink- und Liebeslieder sind ausgezeichnet durch Heiterkeit und Grazie. Sie tragen alle einen nationalen Charakter. Er hat mehrere Mal die seltsame Laune gehabt, den Buchstaben r, den er zu hart fand, in einem ganzen Gedicht zu vermeiden. Unter seinen bacchischen Liedern ist eines, in welchem zwei Philosophen, der eine nüchtern, der andere berauscht, ihre

Lebensgrundsätze wetteifernd vortragen, und der launige Dichter läßt gerade den Betrunkenen das siegende Wort behalten.

Trefflich ist Derschawin auch in der Satire, in welcher er mit unerbittlicher Geißel die Laster seiner Zeit, besonders der höhern Stände trifft. Er hat offenbar lauter lebende Personen im Auge, und schont auch die Großen des Reiches und selbst den Größten nicht — Potemkin, der sich oft der Kaiserin gleich stellte. — In manchen Gedichten überläßt sich Derschawin seinem Unmuth in einer Weise, daß man erstaunt, wie solche Gesinnungen damals in Rußland haben ausgesprochen werden dürfen. Indeß waren zu Katharinas Zeiten solche, gleichsam unbewußte, liberale Worte nicht selten, wie denn die Ode von Kapnist: „die Knechtschaft“ ein Gedicht ist, welches heute selbst in Frankreich von einer Jury mit Gefängniß bestraft werden dürfte.

Einige dramatische Gedichte, deren Stoff aus der russischen Mährchenwelt entnommen ist, mit heiterm russischem Humor ausgestattet und mit Chören und Gesängen geschmückt, sind wenig geschätzt worden, wahrscheinlich weil sie ihrer Form

wegen dem damaligen sogenannten klassischen Geschmack nicht zusagten. — Schätzbare Commentare zu allen seinen Gedichten hat Derschawin an seinen Denkwürdigkeiten hinterlassen, die von einem Verwandten herausgegeben worden sind.

Der Dichter war ein schöner Mann mit hoher Stirne, feurigen Augen und frischer heitrer Miene. Die Herrlichkeit seiner Kaiserin war seine Muse; wie ihr Genie erlosch, verblühte das seine. Nach dem Tode seiner besungnen Feliza ertönen nur in längern Zwischenräumen schwache Nachklänge seiner frühern Muse. Der vaterländische Krieg von 1812 regte die letzten Funken seines Genies auf. Derschawin starb 1816 auf seinem Landgute Swanka am Wolchow, wie man sagt, an einer Unverdaulichkeit. Er war ein Freund von Lebensgenüssen und gutem Tisch; doch hat er sich mit der Küche länger gehalten, als Lomonossow mit dem Keller.

Bei dem Namen Derschawin hat der Russe ungefähr eine Vorstellung, wie man in Deutschland bei dem Namen Goethe hat. Nicht, als ob beide Männer sich in literarischer Bildung und dichterischen Leistungen irgend vergleichen ließen;

allein wie ihre ſtolzen Namen an Herrliches und Göttliches erinnern, ſo geben Beide durch ihre Perſönlichkeit, ihr Alter und ihre hohe Stellung im Leben einen verwandten Eindruck als — vornehme Männer und vornehme Geiſter. Wenn Goethe durch ſeine Vielſeitigkeit dermal noch als Mittelpunkt der ganzen deutſchen poetiſchen Literatur angeſehen werden kann: ſo iſt Derſchawin wenigſtens der Repräſentant einer dichteriſchen Periode, die wir hier näher bezeichnen müſſen.

Manche Literatur, wie bei den Griechen, die eine heroiſche Frühjugend hatten, fing mit der epiſchen Gattung an; in England herrſchte früh genug das Drama vor: die ruſſiſche Literatur iſt nicht nur gleich anfangs lyriſch geweſen, ſondern trägt auch bis heute noch einen lyriſchen Charakter, der ſelbſt die Verſuche in den andern poetiſchen Gattungen an der Stirne und auf dem Rücken ſtempelt. Das Drama, wie wir ſchon bemerkt, hatte in Rußland keine einheimiſche Wurzel, und für das National-Epos fehlte die heroiſche Jugend abenteuerlicher Unternehmungen. Oder wenn es der Vergangenheit auch nicht ganz an würdigen Erinnerungen fehlte, wie wir ſchon der Schlacht

von Mamaj gedacht haben; so war doch, als die ruſſiſche Literatur unter und nach Peter dem Großen erwachte und erwuchs, die Gegenwart größer, wenigſtens blendender für den rückwärts gerichteten Blick. Und doch gab es für dieſe Gegenwart in der Maſſe des Volkes keine Sympathie; man war mit den Reformen nicht einverſtanden und fühlte die entfernten Siege nicht mit. Nur den Gebildeten ſchlug das Herz, und ſie griffen, Jeder nach ſeiner individuellen Empfindung, in die — Lyra. Wir laſſen hier im lyriſchen Bezirk auch die Satire zu, in ſofern ſie, um echt poetiſch zu ſeyn, doch ebenſowohl ein lyriſch bewegtes Gemüth erfordert. Da nun jede Literatur in ihrer Jugend Gigantiſches hervor bringt: ſo ſind die Lomonoſſow-Derſchawin'ſchen Leiſtungen in ihrer Geſtalt gar wohl zu begreifen; die ſpätern Lyriker ſchweben mit andern Klängen nieder. — Aber noch auf andre Weiſe läßt es ſich erklären, daß die ruſſiſche Literatur in ihrer ganzen erſten Periode ſich in den höchſten lyriſchen Regionen erhielt und beſonders ſo feierlich und heroiſch fühlend geſtimmt blieb. Die dichteriſchen Gemüther jener Zeit, wie Petrow, Kapniſt und andre Planeten, deren Sonne

Derſchawin iſt — waren nämlich durch die ſchnell anwachſende Größe und Macht Rußlands ſelbſt überraſcht und zugleich mit empor getragen. Ihrem Fluge hing ſich auch damals noch kein liberaler Unmuth und Oppoſitionsgeiſt an die Schwinge.

Nowikow.

Die Natur wacht, daß hochbegabte Geiſter ſich nicht ſo leicht ins Ungemeſſ'ne verſchwärmen; ſie hängt dem Fluge derſelben irgend eine ſinnliche Neigung an: Lomonoſſow zecht, Derſchawin ſchlemmt. — Auch dieſer ganzen lyriſch-hochgeſtimmten Periode iſt ein proſaiſches Gegengewicht gegeben in dem practiſchen Nowikow, einem Manne, der als Schriftſteller von weniger Bedeutung iſt, durch perſönliches vielſeitiges Wirken aber, ſo wie durch die von ihm gebildeten Männer großen Einfluß auf ſeine Zeit und Zukunft hatte.

Er war im Jahr 1744 in der Nähe von Moskau geboren, alſo ein Jahr jünger als Derſchawin. In ſeiner Familie — einem adlichen und vermögenden Hauſe, hatte er keine ſonderliche Bildung erhalten, als er in ſeinem achtzehnten Jahre nach Petersburg in Militärdienſt kam, wo er dann aber jede Gelegenheit benutzte, ſeine Fähigkeiten auszubilden, und ſich mit mannichfaltigen Wiſſenſchaften, vor Allem aber mit dem menſchlichen Herzen bekannt zu machen. Nicht lange, ſo gab er den Militärdienſt gänzlich auf, und widmete ſich der Literatur. Im Jahr 1767, als Katharina ihre berühmte Inſtruction herausgab und aus allen Provinzen ihres Reiches Abgeordnete nach Moskau berief, um mit ihnen ein Geſetzbuch zu berathen, verſah der junge Nowikow bei dieſer für Rußland durchaus neuen und überraſchenden Verſammlung den Dienſt eines Sekretärs. Dieſer Vorgang ſcheint einen entſcheidenden Einfluß auf ſein ganzes Leben gehabt zu haben: er widmete ſich fortan mit ſeltnem Enthuſiasmus dem practiſch-literariſchen Leben. Bis 1780 gab er verſchiedenartige Zeitſchriften heraus, unter welchen „der Maler“, in der Art wie Addiſons Spectator,

ſich auszeichnet. Man verſichert, die Kaiſerin ſelbſt habe lebhaften Antheil genommen und ſogar Beiträge geliefert. Nowikow ſelbſt, voll tiefen Beobachtungsgeiſtes, wirkte durch kühne, ſcharfe Ironie auf die Sitten der Zeitgenoſſen. Jetzt noch wird dieſe Zeitſchrift für ein klaſſiſches Buch angeſehen und immer neu aufgelegt.

Wir können die Gelegenheit nicht übergehen, die Regierung Katharinas der Zweiten als ſehr wohlthätig für die ruſſiſche Literatur anzuerkennen. — Seit 1762, dem Jahre ihrer Thronbeſteigung, hat ſich die Zahl der Bücher ungemein vermehrt. Sie veranſtaltete Ueberſetzungen der beſten Werke des achtzehnten Jahrhunderts ins Ruſſiſche; auch die Ueberſetzungen, die man von den Alten hat, rühren meiſtens aus ihrer Zeit und von ihrer Beſtellung her. Es iſt bekannt, daß ſie Marmontels philoſophirenden Roman Beliſar zur Ueberſetzung unter den ausgezeichnetſten Männern ihrer Umgebung vertheilte, ſelbſt das Kapitel über die Regierungskunſt übernahm, und das Kapitel über die Toleranz einem Biſchofe zuwies. Ihre Beförderung der geiſtigen Kultur erſtreckte ſich ſogar bis zu einem Verſuche mit der Preßfreiheit; indem

ſie die Cenſur abſchaffte und eine unbegrenzte Preſſe geſtattete. Man muß von dieſer Bewilligung vorausgewußt haben, ſo daß zwei Männer, Knäſchnin und Radiſtſchew, zwei Schriften vorbereiten konnten, die gleich hinter der aufgehobenen Cenſur hervortraten. Des Erſten Trauerſpiel „Wadim“ zeigt den Helden, der ſich für die republikaniſche Freiheit von Nowgorod opfert, und verkündigt durchaus republikaniſche Geſinnungen. Der Andre gab eine Reiſe von Petersburg nach Moskau, worin er ſich die gröbſten Beleidigungen, gegen die Perſon der Kaiſerin erlaubte. — So war's um die junge Preßfreiheit geſchehen; ſie wurde, eine Woche alt, wieder zurückgenommen, und die erſchrockene Regierung bewog den Herrn Radiſtſchew, ſeine nach Moskau gemachte Reiſe — nach Sibirien fortzuſetzen. — Dieſer Verſuch, zu dem frühern einer Verſammlung von Volksabgeordneten, dient zum Beweis, daß die Regierung in Rußland in Bildung höher als die Nation ſtand, ſo oft ſie aber auf Beförderung der Volks-Kultur ausging, nur ſtörender Unwiſſenheit oder Frechheit begegnete.

Gegen 1780 ſtiftete Nowikow in Moskau eine auf Aktien gegründete großartige Buchdruckerei und

Central-Buchhandlung, wodurch er unzählige Originalwerke und Uebersetzungen aller Art hervor rief, und auf eigne Weise durch Rußland bis nach Sibirien verbreitete. Er war nämlich Großmeister einer Central-Loge in Moskau, die in allen russischen Provinzen Bruderlogen hatte. Mit jeder dieser Logen war eine Buchhandlung verbunden, durch welche die Verbreitung aller Schriften geschah. — Die so von ihm veranstalteten Werke, über die man leider! kein Verzeichniß hat, belaufen sich gewiß auf tausende von Büchern, hauptsächlich mystischen, moralischen und practischen Inhalts für die Gebildeten und das Volk. Auch Zeitschriften und Sammlungen aller Art waren darunter, selbst Sammelschriften der besten russischen Autoren. Sehr bemerkenswerth ist die über 30 Oktavbände starke „alte russische Bibliothek," welche die seltensten Materialien für die russische Geschichte aus allen Zeitaltern enthält. — Sogar die Kinderwelt blieb nicht unbedacht, indem Nowikow der Moskauer Zeitung unentgeldlich eine „Kinder-Lectüre" beigab, wodurch sich jene Zeitschrift von Jahr zu Jahr hob.

Aber nicht bloß auf Bücher ging seine großartige Thätigkeit aus. An der Spitze aller Logen

in Rußland verſtand es Nowikow, ein bedeutendes Kapital zu ſammeln, womit er Volksſchulen in Moskau, ſo wie allmählig in den übrigen Provinzen gründete, und ſich zu zweckmäßigen Unterſtützungen der Armen, beſonders in den Hungerjahren, im Stande ſah.

Ein ſo vielfältiger Einfluß auf das Volk, von ränkevollen Menſchen mißdeutet, erregte die Aufmerkſamkeit der Regierung, die ohnedies ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution mißtrauiſch geworden war. Nowikow und ſeine Logen ſollten mit den franzöſiſchen Klubbs in Verbindung ſtehen. Dieſer Verdacht, wiewohl ſpäter ganz unbegründet befunden, genügte, um Nowikows Geſellſchaften und Stiftungen zu unterdrücken. Er ſelbſt wurde in eine entfernte Provinz verwieſen, ſeine Verbündeten zerſtreut, viele ſeiner herausgegebenen Werke verbrannt. Die ganze Geſchichte, die gegen Ende der Regierung Katharinas vorfiel, iſt in des nachmaligen Senators Lapuchin noch ungedruckten Memoiren umſtändlich erzählt.

Gleich nach Kaiſer Pauls Thronbeſteigung wurden, auf Verwendung des in die Sache mit verwickelten Metropoliten Platon, die Verbannten

zurückgerufen; allein Nowikow zog sich, entmuthigt durch die gewaltsame Störung seiner Projecte und den Zeitverhältnissen mißtrauend, aus dem thätigen Leben auf sein kleines Gut bei Moskau zurück, wo er sein übriges Leben mit dem einzigen Gefährten und treu gebliebenen Freund Gamaleja zubrachte, einer mystischen Beschaulichkeit sich hingebend. Gamaleja, von demselben Geiste beseelt, aber die Superiorität des Freundes anerkennend, bequemte sich zu einer merkwürdig passiven Rolle, indem er die Uebersetzung besonders mystischer, medizinischer und vrgl. Werke übernahm, und diese Aufträge des Meisters selbst noch Jahre lang nach dessen Tode mit einer Art von religiöser Treue vollzog. Diese Resignation eines mystischen, an freimaurerische Unterordnung gewöhnten Gemüthes ist um so mehr zu bewundern, als Gamaleja selbst ein ausgezeichneter Geist war, wie ein unlängst nach seinem Tod erschienenes Werk — Aufsätze und seinen Briefwechsel enthaltend — zum Beweis diem. Allein Nowikow, der außer seinem Auge kein bedeutendes Aeußere hatte, und nicht einmal der Rede mächtig war, übte auf die ihn umgebenden Personen eine, man möchte sagen —

dämoniſche Gewalt. So brauchte er ſtets viel Geld für ſeine weitläufigen, koſtſpieligen Plane; denn er ſelbſt war uneigennützig und iſt arm geſtorben. Und nun drängten ſich ihm reiche Kaufleute und Gutsbeſitzer zu, die ihm ihr Geld ſo ängſtlich und angelegentlich aufdrangen, als ob, durch Annahme der Summen, eben ihnen ſelbſt, nicht ihm ein Gefallen geſchehe. — Nowikow war kein unbedeutender Geiſt, doch zeigte ſich ein energiſcher Wille in ihm vorherrſchend. Mit ſeinem practiſchen Blicke ſchuf er leicht kühne und ſichre Pläne, die er durch die That geltend zu machen verſtand, wobei er aber, um vorher Theilnahme für ſie zu gewinnen, ſeinen Bruder als Organ und Sprecher nicht entbehren konnte. Wenn man hiebei an Moſes und Aron erinnert wird, ſo liegt doch ein andrer Vergleich viel näher. Iſt es nämlich nicht bemerkenswerth, daß der Buchhändler und Buchdrucker Nowikow zu derſelben Zeit in Rußland wirkte, als ein andrer Buchdrucker — Franklin, in Amerika thätig war?

Wir ſcheiden von Nowikow und der erſten Periode der ruſſiſchen Literatur, um in die zweite, von ihm vorbereitete zu treten.

Moderner Styl.

Karamſin und Dmitrijew.

Beide Männer können als Jünger Nowikows betrachtet werden, beide von adliger Familie, beide aus der Stadt Simbirsk gebürtig. Karamſin 1765, dem Todesjahre Lomonoſſows, geboren, ſtudirte auf der Univerſität Moskau, und diente einige Jahre im Militär bis zu ſeiner Reiſe in's Ausland. — Dmitrijew, 5 Jahre älter und in verſchiedenen Privatanſtalten erzogen, diente ebenfalls ſehr früh im Militär.

Karamſin wurde von Nowikow beſonders ausgezeichnet, und da er ſchon durch einige, zum Theil auch in der „Kinder-Lektüre“ erſchienene, literariſche Arbeiten bekannt war, ſo ließ ihn Nowikow zur Ausbildung ſeiner Talente und vielleicht auch zu Zwecken der von ihm gegründeten Geſellſchaft auf Koſten der Freimaurer das Ausland beſuchen. Karamſin aber, wie aus einigen ſeiner Novellen und Gedichte herauszufühlen iſt,

eigenthümlichen Neigungen und Richtungen hingegeben, ſcheint den Erwartungen Nowikows nicht beſonders entſprochen zu haben. Dieſe Richtungen Karamſins waren jene ſentimentalen und weinerlich-philantropiſchen, wie ſie unmittelbar vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zur ſchwülen und ſchlaffen Zeitwitterung mit gehörten. In ſolcher Stimmung findet man den ruſſiſchen Reiſenden, als er 1789 — 1791 nach dem weſtlichen Europa zieht, in ſeinen Briefen faſt ohne allen Sinn für die großen Intereſſen und Zeitbewegungen. Er beſucht freilich die damals berühmten Männer in Deutſchland und Frankreich; begeiſtert ſich aber weit mehr für ein hübſches Landmädchen, dem er begegnet, oder für ein maleriſches Thal oder rührende Geſchichtchen, als für die großen Fragen der Wiſſenſchaft und Politik, die damals beide Länder bewegten. Natürlich, daß die Reſultate der Reiſe den Nowikow nicht befriedigten, der von Sentimentalität nichts wiſſen wollte, und einer höhern Philantropie diente. Man hat noch einen Brief von Gamaleja an Karamſin, worin dieſem vorgeworfen wird, daß er den Abſichten ſeiner Gönner ſo wenig

entſprochen habe und ſo ſehr von der wahren Richtung abweiche. Karamſin antwortete auf ſeine Weiſe, und blieb auf ſeinem Wege.

Sein Hauptverdienſt in dieſer erſten Periode ſeines literariſchen Lebens beſteht darin, daß er ſich von dem ſlawiſchen Elemente der Sprache möglichſt entfernte, und eine Sprache der eleganten Geſellſchaft für die Bücherwelt ſchuf. Was er hier für die Proſa that, hat Dmitrijew für die Poeſie geleiſtet. Beide wurden Weltleute, ſchöne Geiſter der Zeit, die man ſtets auf der Fährte der franzöſiſchen Muſter findet. Dennoch hatten beide Männer die Eigenheit gemein, daß ſie das Franzöſiſche, deſſen ſie ſo mächtig waren, nicht gern redeten, was in der ruſſiſchen Geſellſchaft ſelten iſt, was wir ihnen aber, um der damals noch ſo verſchmähten vaterländiſchen Sprache willen, hoch anzurechnen haben.

Vom Zwieſpalt der beiden urſprünglichen Sprachen in Rußland ausgegangen, müſſen wir hier bemerken, daß die ruſſiſche Literatur hinſichtlich ihres Organs noch bis heute als ein Kampf zwiſchen dem alten und neuen Styl angeſehen werden kann. Nun hat auch Karamſin als Haupt

des modernen Styls, wie er — um eleganter zu schreiben, sich Gallicismen erlaubte, und altrussische Wendungen verstieß, lebhafte Streitigkeiten hervor gerufen. An der Spitze seiner Gegner stand der Admiral und nachmalige Minister Schischkow, der in den Kriegen von 1812—1814 die Manifeste schrieb, zum Gegenstande seiner Studien die kirchlich-slawische Sprache, deren Sitz die russische Akademie war, gewählt, und als Präsident derselben für die Schönheit seiner slawischen Dame mit der Feder gefochten hatte. Dagegen trat unter Andern ein Freund Karamsins, dermal noch Minister, wider jene „Brüderschaft der Slawenophilen“ mit mancher originellen und beißenden Kritik auf. Dieser Federkrieg entschied sich endlich, wie es in derlei Kriegen gewöhnlich ist, mit dem Siege des Neuen, obschon Karamsin selbst diese fremdartige Richtung des russischen Styls bald wieder verließ.

Nach seiner Rückkehr aus dem Auslande hat sich Karamsin außer kleinen Schriften und Novellen hauptsächlich der Journalistik gewidmet, und in dem von ihm gestifteten Journale zu Moskau literarische Aufsätze, so wie meisterhafte Uebersichten

der europäiſchen Zuſtände gegeben. Mit dieſem, für Volks- und Völkerleben nunmehr aufgeſchloſſenen Sinne wendete er ſich immer mehr der Geſchichte, beſonders der ruſſiſchen zu. Kleinere Arbeiten, die er in dieſem Fache lieferte, und in denen ſich Karamſins neuer, jetzt noch für klaſſiſch geltender Styl mehr und mehr ausbildete, brachten ihm die Aufmerkſamkeit und Auszeichnung des Kaiſers Alexander zu wege. Er wurde 1803 zum Reichshiſtoriographen ernannt, verließ ſpäterhin Moskau und zog nach Petersburg oder vielmehr in das nahe, ſtillere Zarskoje-Selo wo er von allen andern literariſchen Arbeiten abgewendet, ſich ſeinem großen Werke widmete. Wie er damit vorrückte, las er es dem Kaiſer vor, und dieſer ſelbſt war der Cenſor des wachſenden Nationalwerkes. Alexander wußte Karamſins Verdienſte zu würdigen; er zog ihn nicht als Höfling ſondern als Gelehrten und als Mann von Geiſt zu Rath, beſonders auch in der ſpätern für Rußland kritiſchen Zeit. Als Karamſin im Jahre 1816 die erſten acht Bände ſeiner „Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs“ dem Kaiſer überreichte, wurde er zum Staatsrath mit Verleihung des

Annen-Ordens ernannt; sie wurden auf Kosten der Regierung in zahlreichen Exemplaren gedruckt, der Ertrag des Werkes aber, welches 100,000 Rubel einbrachte, dem Verfasser überlassen.

Sollen wir nun Einiges über dieses große Werk Karamsins, das mit Recht als Stolz und Zierde der russischen Literatur betrachtet wird, — im Allgemeinen aussprechen, so steht unser Geschichtschreiber, was den philosophischen Standpunkt in der Geschichte anbelangt, freilich noch bei den Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts, mithin nicht auf der vollen Höhe der Bildung unseres Geschlechtes. Er hat allerdings kein neues Gesetz in der Entwicklung des russischen Volkes gefunden, und seine Geschichte nach dem Maßstabe der übrigen europäischen Staaten behandelt, wie er denn auch die englischen Historiker, besonders Hume und den deutschen Johannes von Müller als Muster vor Augen hatte. Er sucht ferner auch da eine Einheit des russischen Staates, wo von solcher kein Begriff existirt hat, und ist im kritischen Theile seiner Arbeit, was besonders die frühste Periode und die des Zwischenkampfes angeht, oft sehr ungenügend. Ueberdieß sind die

Schilderungen von Personen und Zuständen der verschiedenen Zeiten schwankend, sind nicht aus ihren eigenthümlichen Lagen gefaßt, sondern tragen moderne, romanhafte Färbung. Aber bei all diesen Fehlern ist in Karamsins Werke durch die ihm zu Gebot gestandnen reichsten Mittel und Materialien die russische Geschichte zum ersten Mal vollständig und an vielen Punkten in ihrem wahren Lichte dargestellt. Die zahlreichen Anmerkungen, die in der deutschen und den übrigen Uebersetzungen weggeblieben sind, und doch beinahe die Hälfte des Werkes ausmachen, müssen bis jetzt, wo die Quellen, aus denen Karamsin schöpfte, nicht jedem zugänglich sind, als die reichsten Archive für Geschichtsforscher betrachtet werden. Kein Wort, kann man sagen, steht im Texte, das nicht in den angemerkten Auszügen aus den handschriftlichen Chroniken und Documenten aller Art seine Bestätigung fände. — Dazu kommt eine herrliche, harmonische, kunstreiche Prosa, von der man vorher keine Ahnung hatte, und welche die zahlreichen Leser — die Lesewelt Rußlands, fesselte und bezauberte. Durch diese, bis jetzt unübertroffne Sprache so wie durch die darein

gekleideten edeln Gesinnungen der Vaterlandsliebe, die das Werk durchwärmen, ist dieses zu einem Nationalwerke erhoben worden, mit welchem in der russischen Literatur eine eigene Epoche beginnt. Zwölf Bände dieser Geschichte liegen vorhanden. Der zwölfte aus Karamsins Nachlaß, von dem jetzigen Minister des Innern, Bludow, herausgegeben, endigt mit 1611, nahezu in der Zeit einer entscheidenden Epoche der russischen Geschichte. Die letzte Phrase ist nicht einmal geendigt, wehmüthige Punkte beschließen das große Werk, so daß man lesend die Feder aus des Historikers Hand fallen sieht. Karamsins Absicht war, seine Geschichte im jetzigen Maßstabe nur bis auf die Thronbesteigung des Romanow'schen Hauses fortzuführen, dann mit einer gedrängten Uebersicht der Thaten der ersten Romanow bis auf Peter den Großen zu schließen. Auf keinen Fall hätte er, wie seine Freunde versichern, wenn er auch am Leben geblieben wäre, die Geschichte Peters unternommen, da er diesen Helden Rußlands nicht liebte, und deßwegen weder seiner Ueberzeugung zu nahe treten wollte, noch seine Abneigung laut werden zu lassen für schicklich hielt.

Der Tadel der Neuerungen Peters des Großen, den Karamsin mündlich darlegte, findet in Rußland zahlreiche Anhänger. Diese behaupten, daß ohne Peters gewaltsame Reform und Einführung der westeuropäischen Elemente Rußland denselben Zweck, nur auf eine ruhigere, natürlichere und nationalere Weise, um so mehr würde erreicht haben, als die Keime der Reform schon seit Boris Godunow und vorzüglich in des Zars Alexis Zeit sich gezeigt hätten, und die Nachahmung des Fremden, namentlich des Deutschen, damals schon so groß gewesen wäre, daß der Patriarch Nikon sich bewogen gefunden habe, allen, die deutsche Trachten und deutsche Sitten annahmen, mit Kirchenbußen entgegen zu treten. Sie setzen hinzu: auch alle spätern großartigen Plane Peters, Flotten und regulirte Heere zu schaffen, hätten schon unter seinem Vater Wurzel gefaßt gehabt.

Wenn man aber die Langsamkeit der geistigen Entwicklung des russischen Volkes betrachtet, und auf der andern Seite die damalige politische Lage Rußlands in Erwägung zieht, da von allen Seiten mächtige Nachbarn und Feinde, besonders an Schweden und der Türkei sich erhoben; so

wird man eher einsehen, daß Rußland nur durch eine rasche Hervorhebung seiner Kräfte auf gleiche Höhe mit seinen Gegnern gerettet werden konnte, und daß die gewaltsame Reform Peters eine Lebensfrage für seinen Staat, eine Frage nach dem Seyn oder Nichtseyn desselben im europäischen Staatensysteme beantwortete. Wenn man sich erinnert, daß aus Mangel einer geregelten Armee und im Allgemeinen einer europäischen Bildung schon der erste Romanow die Seeküste am baltischen Meere verloren hatte, und daß Peter selbst, ungeachtet seines Genies und seiner Neuerungen, bei Narwa von den Schweden, und am Pruth von den Türken geschlagen wurde, so sieht man leicht ein, daß bei einer so genannten natürlichen, also langsamen Entwicklung, Rußland, statt ein europäischer Staat zu werden, nach Asien auf länger oder immer würde zurückgedrängt worden seyn.

Es ist hier der Ort zu bemerken, daß in der Bildung Rußlands die Regierung fast immer die Initiative zu nehmen gehabt hat, wie denn die meisten Reformen nicht aus dem Volke, sondern von der höchsten Gewalt ausgegangen sind. So ist, wie wir gesehen, in den kirchlichen Angelegenheiten

nicht etwa ein der Kirche feindseliger Reformator aufgestanden, sondern der Patriarch selber, Nikon, hat aus eignem Antrieb die nöthigen Reformen vorgenommen, und das Volk, statt hingerissen zu werden, hat sich widersetzt, so daß zahlreiche Schismatiker und noch zahlreichere Altgläubige entstanden sind. Derselbe Fall war es mit den politischen Umbildungen Peters; die politischen Altgläubigen, die einer so gigantischen Kraft, wie der seinigen, sich widersetzten, würden um so mehr schwachen Reformversuchen widerstanden haben. — Es liegt im Gang der russischen Geschichte, daß die Bildung nicht aus der Mitte, sondern von oben kommen soll. Damit hängt es auch zusammen, daß — wie wir aus den bisherigen Charakteristiken schon gesehen haben, und was auch von den folgenden gilt, — die meisten russischen Schriftsteller aus dem Adelstande sind. Für die Literatur hat diese Richtung wenigstens den einen Vortheil des guten Geschmacks, des Anstandes und der Eleganz. — Und so stehen wir denn nach dieser Abschweifung wieder vor unsern beiden Schriftstellern, die ebenfalls aus den höhern Kreisen der Gesellschaft so viel feinen Geschmack

zur Bildung des modernen Styls mitgebracht haben.

Bei dem gegen Karamsins großes Werk ausgesprochenen Tadel darf man nicht vergessen, daß vor ihm fast gar nichts im Felde der Geschichte kritisch vorbereitet war, daß er noch unberührte Chroniken zu lesen, Auszüge daraus zu machen, sie kritisch zu würdigen, widersprechende Nachrichten zu vergleichen, ungeordnete Theile in Zusammenhang zu bringen, und aus solchen chaotischen Materialien ein harmonisches Ganze zu bilden hatte. Sehen wir dann sein Werk an, so müssen wir, was er als ein Einzelner zu Stande gebracht, anstaunen, und können seine Thätigkeit nicht genug bewundern. Wenn wir zu seiner Geschichte noch neun Oktavbände andrer Schriften und eben so viel Bände Uebersetzungen in Anschlag bringen, so verwundern wir uns wohl nicht, daß Karamsin, nach so viel ausdauernden Anstrengungen, sich Anfangs 1826 schwach und kränklich fühlte. Der jetzige Kaiser, der ihn wie der vorige, zu schätzen wußte, ließ ihm seinen großen Gehalt, und übernahm die Kosten einer Erholungsreise nach Italien. Seit seiner Jugend hatte Karamsin von diesem

ſchönen Lande geträumt, und nun blieb es ein Traum bis an ſein Grab: der Tod übereilte ihn am dritten Juni 1826 im tauriſchen Palaſt. Die Anerkennung ſeiner Verdienſte bethätigte der Kaiſer noch an der Wittwe und den Kindern des großen Geſchichtſchreibers, für die er eine jährliche Penſion von 50,000 Rubel anwies.

Das Sentimentale und Romanhafte in Karamſins Charakter, welches ſich beſonders in ſeiner Jugend zeigte, hat ihn nie verlaſſen. In den erſten Bänden ſeiner Geſchichte finden ſich, des ernſten Gegenſtandes ungeachtet, einige Schilderungen, die an ſeine erſte Novellenmanier erinnern. Sonſt war Karamſin ein milder, edler Mann, was man im vollen Sinne des Wortes — eine ſchöne Seele nennen kann. Eine bedeutende Unterhaltungsgabe war ihm verliehen, wobei er mit natürlicher Anmuth das ſchönſte Ruſſiſch ſprach.

Dmitrijew, Landsmann und Jugendgenoſſe Karamſins, ergab ſich auch, wie ſchon bemerkt, derſelben literariſchen Richtung und huldigte in ſeinen Dichtungen den franzöſiſchen Muſtern. Einige heroiſche und religiöſe Oden, die er geſchrieben, können als Uebergang aus der frühern Derſchawinſchen

Periode zu der neuern betrachtet werden, die er seiner Seits in der Poesie, wie Karamsin in der Prosa, bilden half. — Sein dramatisch-episches Gedicht „Jermak, Eroberer von Sibirien“ kann als sein Meisterstück betrachtet werden. Dennoch fielen seine Hauptleistungen, außer dem Lied, in die poetische Erzählung und in die Fabel, beide den Franzosen, letztere besonders in Natürlichkeit, Eleganz und Grazie dem Lafontaine nachgebildet.

Um dieselbe Zeit hatte schon ein andrer Dichter, Bogdanowitsch, das Lafontaine'sche Gedicht Psyche in freien Versen umgearbeitet, und war, wie der spätere Koslow, ein Liebling der russischen Frauen geworden. Dmitrijew hat dieselbe Gattung noch auf eine höhere Stufe gehoben, und in der russischen Schriftsprache eine wahre Epoche gemacht. Es war für die damalige Lesewelt Russlands eine durchaus neue Erscheinung, als nach der schwerfälligen, an slawischen Ausdrücken reichen, ungeschlachten und fast unkünstlerischen Ausdrucksweise, selbst die Derschawins nicht ausgenommen, auf einmal eine leichte, weltliche, geistreich erzählende Poesie zum Vorschein kam. Eben so erging es Dmitrijews schönen Liedern, deren

viele, wie die von Merſläkow, in das Volkseigenthum übergingen.

Dmitrijew hat früh aufgehört zu ſchreiben, wahrſcheinlich von ſeinen Aemtern in Anſpruch genommen. Denn ſeit Kaiſer Pauls Regierungsantritte aus dem Militärdienſte mit dem Rang eines Oberſten in das Civil übergegangen, ſtieg er durch verſchiedene Dienſtſtellen unter dem Kaiſer Alexander bis zum Miniſter der Juſtiz.

Ein vor zehn bis zwölf Jahren anonym erſchienenes Büchlein, „Vierzeilen“ betitelt, wird ihm zugeſchrieben. Es iſt bekannt, daß er ſich jetzt mit ſeinen Memoiren beſchäftigt, die das Ende Katharinas und die nachfolgenden Regierungen umfaſſen ſollen. Das Wenige, was davon durch Druck zur Bekanntſchaft des Publikums gekommen iſt, zeichnet ſich durch ein nicht gewöhnliches Talent lebendiger und anſchaulicher Erzählung, als ſein erſtes Werk in Proſa, ſehr aus, und verſpricht, der hohen Stellung des Verfaſſers nach, viel neue und intereſſante Aufſchlüſſe. Gleich den Memoiren Chateaubriands ſollen auch die ſeinigen erſt nach ſeinem Tod erſcheinen.

Seit 1812 lebt Dmitrijew — noch jetzt ein schöner stattlicher Greis — vom Dienste zurückgezogen, in Moskau, wo er ein schönes Hotel in corinthischem Styl mitten in einem englischen Garten erbaut, und sich mit Kunstsachen und einer reichen Bibliothek umgeben hat.

Auch er besitzt, worin sein Landsmann Karamsin ausgezeichnet war, die Gabe der mündlichen Erzählung.

Fabeldichter.

Chemnizer.

Wir knüpfen hier an Dmitrijew's Fabeln an, und spinnen einen eignen Faden heraus. — Noch vor Dmitrijew hat Chemnizer Fabeln gedichtet, theils den Fabeldichtern Phädrus, Lafontaine und Gellert nachbildend, theils Eigenthümliches schaffend. Dieses poetische Feld war überhaupt schon früher urbar gemacht, und vorzüglich von Sumarokow fleißig bearbeitet worden; dennoch können Chemnizers Leistungen als wirkliche Schöpfungen betrachtet werden, da er die wahre Fabelsprache zu schaffen hatte. Seine Fabeln zeichnen sich durch große Natürlichkeit der Darstellung, durch Laune, Witz und Gutmüthigkeit aus. Viele seiner Verse sind, gleich den Versen aus Dmitrijews Fabeln, zu Sprüchwörtern geworden.

Chemnizer ist deutscher Abkunft. Sein Vater, ein rechtschaffener, uneigennütziger Mann, war Direktor des Petersburger Landhospitals, und wünschte

ſeinen 1744 gebornen Sohn zum Arzt gebildet zu ſehen. Dieſer aber hatte einen Widerwillen vor anatomiſchen Operationen und trat daher — ſeltſam genug! — in — Militärdienſt, in welchem freilich nur Leichen gemacht, aber nicht zerlegt werden. Wirklich machte der junge Chemnizer preußiſche und türkiſche Feldzüge mit. Doch wie er nun ſelber einſah, daß er ſich, nach ſeinem eignen Scherze, aus dem anatomiſchen Saale auf das große chirurgiſche Theater verſetzt hatte, ging er vom Lieutenant zum Hüttenverwalter beim Berg-Kadettencorps über, machte 1776 eine Reiſe nach Deutſchland, Frankreich und Holland, nahm etliche Jahre darauf ſeinen Abſchied und wurde nicht lange nachher als General-Konſul nach Smyrna geſchickt. Durch Veränderung des Klimas und Trennung von ſeinen Freunden litt ſeine Geſundheit, er fiel in Melancholie, und ſtarb 1784. Erſt nach ſeinem Tode machten ſich die früher anonym erſchienenen und ſpäter von einem Freunde unter des Verfaſſers Namen herausgegebenen Fabeln geltend, da vorher die Zeitgenoſſen von Sumarokows gekünſtelten Allegorien zu ſehr geblendet

waren, um Chemnizers reinen Styl und einfache Natürlichkeit zu würdigen.

Eine gutmüthige Zerstreutheit, die jedoch eine feine Ironie und Schalkhaftigkeit nicht ausschloß, scheint unseres Dichters Hauptcharakterzug gewesen zu seyn.

Krylow.

Wenn Chemnizer und Dmitrijew das Feld der Fabel bearbeitet, doch aber viel Fremdes übergepflanzt haben, so gebührt dem Krylow die Anerkennung, daß seine Fabeln in Erfindung und Sprache fast ausschließlich original sind. Hierin ist er nicht bloß natürlich, einfach, witzig: er ist populär, und besitzt alle Eigenthümlichkeiten des russischen Geistes, was besonders auch die Moral der Fabel angeht, die immer als Frucht und Samen auf russischen Lebensboden fällt. — Er nimmt als Fabeldichter die erste Stelle ein, und hat, um

das Bild zu brauchen, dieſen poetiſchen Artikel ſo ſehr gehoben, daß die ruſſiſche Literatur, die bisher einen Theil des Fabelbedürfniſſes aus dem Ausland deckte, ſich durch Krylow in den günſtigern Stand der Fabelausfuhr verſetzt ſah, indem ſeine Fabeln durch Veranſtaltung eines Grafen Orlow in's Franzöſiſche und Italieniſche überſetzt wurden. Krylow hatte ſich früher im Luſtſpiele verſucht, und eines ſeiner Luſtſpiele „der Putzladen", iſt beſonders beliebt und auf der Bühne geblieben. Nachher hat er dieſe Gattung verlaſſen, und ſich ausſchließend der Fabel gewidmet. — Jedes dieſer kleinen Gedichte iſt ein Meiſterſtück ächtruſſiſcher Laune, voll Beobachtungsgeiſtes, Gutmüthigkeit und tiefen praktiſchen Sinnes. Faſt jede Fabel hat einen oder den andern Vers, der als Sinnſpruch oder Sprüchwort zum Eigenthum der Nation geworden iſt, und im täglichen Verkehr wie baare Münze umlauft, während man oft gar nicht daran denkt, daß ſie von einem noch lebenden Dichter geprägt worden.

Die Warnung des guten Rouſſeau vor Anwendung der Fabel bei Erziehung der Kinder iſt in Rußland entweder nicht vernommen, oder wie ſo

viele Rathschläge seines Emil nicht befolgt worden; denn Krylows Fabeln haben sich zum wahren Erziehungsbuche der russischen Jugend von den Kindern des armen Bürgers bis zu denen des Kaisers hinauf geltend gemacht. Dem noch lallenden Kinde werden Krylows Fabeln vorgetragen, dann dienen sie zum A B C-Buch der Schule. Dadurch werden die reichhaltigen Maximen und Lebensregeln, die sich immer auf nationale Fehler und Eigenheiten beziehen, zu Führern der gesammten Jugend. Die zahlreichen Ausgaben dieser Fabeln, von der prachtvollsten bis zur wohlfeilsten, — eine derselben zu 40,000 Exemplaren gedruckt, — haben das Werk im ganzen Reich und unter allen Ständen verbreitet. In dieser Hinsicht ist Krylow gewiß der populärste Dichter in Rußland. Das zum belehrenden Apolog sich hinneigende, hierin orientalische Gemüth des russischen Volkes hat auch viel zur günstigen Aufnahme dieser Fabeln gethan. — Die Kinder des Kaisers, die dem Dichter gewiß auch viel Klugheit verdanken, haben demselben vor etlichen Jahren auf seinen Geburtstag seine in Marmor gehauene mit Lorbeeren bekränzte Büste, das

Werk eines bekannten Künstlers, früh morgens zugeschickt, und ihn des Abends zu einem Familienfeste eingeladen, wo sie dem ehrwürdigen Greise einige der beliebtesten seiner Fabeln vortrugen und dramatisch darstellten.

Krylows Fabeln, so gutmüthig alle aussehen, haben doch zuweilen einen heimlichen Stachel, mit welchem sie auf das Feld der Satyre hinausschwärmen. Oft zielt er mit seinen naiven Erzählungen auf bekannte Personen, die in Rußland auch alsbald errathen werden. So hat er in einer seiner schönsten Fabeln, — „Der Esel und die Nachtigall“ überschrieben, nachdem er den Gesang der Nachtigall meisterhaft poetisch geschildert, den Esel ein Urtheil fällen lassen, worin dieser am Ende sagt: Ja, liebe Nachtigall, du singst ziemlich gut, schade nur, daß du nicht bei unserm Hahn noch etwas mehr gelernt hast. — Niemand zweifelt, daß Krylow unter der Nachtigall und dem Hahn sich selbst und Dmitrijew — unter dem Esel aber einen dem Letzteren ergebenen Kritiker verstanden haben wolle. — Wenn er nun so manche Personen und Gebrechen des geselligen Lebens in Rußland hart trifft, so schont er noch

weniger die Mißbräuche der Justiz und Administration. Begreiflicher Weise gewinnen dadurch seine Fabeln noch mehr an Popularität, da die Masse des Volkes gegen jene Mißbräuche gereizt, und der Russe überhaupt so sehr zur Satyre geneigt ist.

Der Charakter Krylows soll, wie seine Productionen, sehr original seyn. In seinen frühern Jahren brauchte er viel Geld, und nahm zuweilen wenn es ihm fehlte, zu einem in Rußland durch seine albernen Poesien bekannten gräflichen Dichtergecken seine Zuflucht. Dieser war wohl um einen Verleger seiner Gedichte nicht verlegen: er ließ sie auf eigne Kosten drucken; und kaufte sie auch mit eignem Gelde, wenn sie liegen blieben; nur Zuhörer entbehrte er ungern, da er seine Sachen gar zu gern vorlas. Und da hatte nun Krylow die Kunst weg, diese Schwäche des Grafen auszubeuten; indem er dem Dichter, der auch Fabeln in seiner Weise verfertigte, lang und geduldig zuhörte, um am Schlusse dem seelenvergnügten Grafen — ein Anlehn abzufodern, und so aus dessen Fabeln eine goldene Lehre zu ziehen. Man möchte sagen, Krylow habe in der bekannten

Fabel von der Krähe mit dem Käse im Schnabel den Fuchs gespielt, und die zum Gesang geschmeichelte gräfliche Krähe soll denn auch jedesmal den goldnen Käse richtig haben fallen lassen.

Nachdem Krylow — zu Moskau 1768 geboren und von seinen nach Twer übergezognen Eltern erzogen — erst in Twer und dann in Petersburg bei verschiedenen Gerichtshöfen gedient hatte, wurde er Bibliothekar an der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg. Hier konnte man den berühmten Fabulisten alle Vormittage auf einem Sofa sitzen sehen, auf freundschaftlichen Wunsch seine neuesten Fabeln vorlesend oder auch mit Behagen plaudernd, nach seinem eignen Geständnisse in einer Fabel:

Im Herbste wird das Wetter immer nässer,
Im Alter wird's mit Plaudern auch nicht besser.

Mit liebenswürdiger Trägheit deutet er denjenigen, die nach einem Buche fragen, Schrank und Fach an, wo es steht, mit der Bitte, es doch selbst zu holen. Diese Trägheit, einigermaßen freilich durch seine Körperfülle erklärbar, ist einer seiner hervorragendsten Charakterzüge. Und doch beweist ein Beispiel, daß es ihm dabei an

Willenskraft nicht fehlt, diese Trägheit in rechten Fällen zu besiegen. Er hatte nämlich zum Freunde den vor einigen Jahren verstorbenen Gneditsch, der für den russischen Voß gelten kann, insofern er eine meisterhafte Uebersetzung der Ilias in Hexametern und einige Idyllen aus dem russischen Leben, aber im Geschmack der Alten, geliefert hat, — für erstere, die Arbeit seines ganzen literarischen Lebens, vom Kaiser reichlich belohnt. Dieser Gneditsch war nun ein eben so großer Verehrer als Kenner der Alten, der oft mit seinem Freunde über die klassische Literatur sprach und niemals zu bedauern unterließ, daß Krylow die Griechen nicht im Original lesen könne. Dieser schon ein Vierziger, mithin in einem Alter, wo man neue schwere Studien nicht leicht unternimmt und vollbringt, faßte doch den Entschluß, heimlich, hinter allen seinen Bekannten her, griechisch zu lernen, kaufte Grammatik und Wörterbuch, blieb am Tage seiner Lebensart und Trägheit treu, und studirte Nachts, wo ihn Niemand bei seiner Arbeit betreten konnte, auf das Fleißigste. Nach drei bis vier Monaten kommt Krylow zu Gneditsch, der eben über seine Uebersetzung der Iliade sitzt.

Und da er nun auch gleich wieder bejammert, daß Krylow den Homer nicht lesen könne, ergreift dieser den griechischen Text, liest, übersetzt auf der Stelle, und dem staunenden Gnedisch steht der Verstand still.

Krylow beschließt den Cyklus der russischen Fabeldichter. — Wenn Dmitrijew nach Chemnizer, Krylow nach Dmitrijew kommen konnte, so ist kaum denkbar, daß ein Vierter, wenn auch nachfolgen, doch den Krylow an Eigenthümlichkeit, ächt-russischem Humor, an Witz, Beobachtungsgeist und Popularität übertreffen werde.

Luſtſpieldichter.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die drei Luſtſpieldichter, von Wiſin, Kapniſt und Gribojedow haben aus den verſchiedenen Epochen, in denen ſie gelebt, nur drei ausgezeichnete Luſtſpiele — Jeder nämlich eines — hinterlaſſen, die ſich aber bis jetzt in der Literatur und auf der Bühne erhalten, und als ganz originale Erſcheinungen noch lange in Anſehen bleiben werden. Treue Sittengemälde und Abbilder der Verkehrtheiten ihrer Zeit ſind ſie jedoch mehr als dramatiſche Satyren, denn als poetiſche Luſtſpiele zu betrachten. Mit dieſem Charakter ſchließen ſie ſich an die Fabel an, wie ſolche ſich in Rußland ausgebildet hat; ſie ſind, ſo zu ſagen, Fabeln in größerm Maßſtabe. Der zur Satyre neigende Geiſt der Ruſſen, hat ſich zuerſt in den ſatyriſchen Caricaturen, Mährchen und Liedern geregt; dann aber ſeit der eigentlichen Literatur, von Peter dem Großen an, ſich erſt in der reinen Satyre, der Fabel und hernach im Luſtſpiel herausgelaſſen.

Die Satyre iſt nicht immer ein Anzeichen verderbter Geſellſchaft. Dies war wohl bei den Römern der Fall; bei den Franzoſen dagegen zeigt ſich der ſatyriſche Geiſt der Nation ſchon in der frühſten Zeit. Und ſo iſt es bei den Ruſſen, die in Spottluſt und beißender Laune den Franzoſen nicht viel nachgeben, und nur den Vorzug behaupten, daß ihr ſatyriſcher Hang ſich mehr, als bei jenen, mit rein lyriſcher Stimmung verträgt. Ihre Neigung zur Satyre bricht aus einer gewiſſen Aufgewecktheit des Verſtandes hervor, dem die eignen Nationalfehler nicht entgehen, und der ſich zu keiner eiteln, unbegrenzten Selbſtbewunderung hinreißen läßt. Daher hat im ruſſiſchen Volke die Satyre niemals den Enthuſiasmus für das Heroiſche und Große ausgeſchloſſen.

Von Wiſin

kann, obgleich er an Sumarokow und Knäſchnin Vorgänger hatte, doch als der Erſte betrachtet

werden, der ein eigenthümliches, von Nachahmung freies Luſtſpiel geliefert hat. — Er war 1745 zu Moskau geboren, und ſtudirte auf der daſigen Akademie. Später diente er im Militär und im Miniſterium des Auswärtigen. Jetzt ſchrieb er ſein Luſtſpiel: „der Brigadier;“ aber von dieſem iſt hier die Rede nicht: es iſt nur als ein Verſuch zu betrachten, wenn auch für ſeine Zeit ziemlich originell. — Ein beißendes Wort zog ihm Verdruß zu; er ging auf Reiſen. Seine Briefe über Frankreich, wo er in den ſiebenziger Jahren lebte, geben eine lebendige, mit ſcharfer Ironie gewürzte Darſtellung des damaligen Zuſtandes der Geſellſchaft und der literariſchen Welt. Erſt nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er, — was ſeinen Namen in der ruſſiſchen Literatur erhalten wird, — jenes Luſtſpiel, deſſen Titel, da der darunter verſtandene Hauptheld eine rein ruſſiſche Erſcheinung iſt, mit keinem bezeichnenden Wort überſetzt werden kann. Denn „Mutterſöhnchen“ erſchöpft das ruſſiſche „Nedoroſl“ nicht, welches einen Nichtausgewachſenen, Unmündigen, aber im ruſſiſchen Sinne bedeutet. Es exiſtirte nämlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine, in den

entlegenſten Provinzen bis heute noch nicht ganz ausgegangene Klaſſe von Söhnen des Landadels, die keine Erziehung hatten, nicht im Dienſt ſtanden oder ein Geſchäft trieben, und bis in oder über das zwanzigſte Jahr als Kinder behandelt wurden.

In dieſem Luſtſpiele Wiſins, welches, im Jahr 1783 erſchienen, die damaligen von heute ſehr abweichenden Sitten darſtellt, findet man ſich unter eine landadlige Familie verſetzt, in der eine ſchlimme Frau ihren albernen Mann unterm Pantoffel hält und ihr einziges Kind, den unausgewachſenen achtzehnjährigen Mitrophan, auf ihre Weiſe erzieht. Das achtzehnjährige Kind hat noch Lehrer und ſogar drei, — einen ſeiner Dummheit wegen fortgejagten Seminariſten, einen verabſchiedeten Soldaten und einen, früher Kutſcher geweſenen Deutſchen, Namens Wralmann, — drei höchſt ergötzliche Originalkerle. Zu dieſen kömmt noch Mitrophans Amme von rein-ruſſiſchem Typus, die ihrem Zögling allerwärts an der Ferſe folgt, damit er nicht falle und ſich die Naſe zerquetſche. Sie liebt und vertheidigt ihn, vergißt aber dabei nicht, als Leibeigne zu klagen, daß ſie fünf Rubel

jährlich und fünf Ohrfeigen täglich von ihrer Herrſchaft erhalte. Indeß weiß ſich Metrophan, wenn er auch nichts lernt, doch zu beſchäftigen: er klettert auf den Taubenſchlag, er hat allerlei Kuchen zu eſſen und ſeine Lehrer zu necken. Bald aber richtet der Bube ſein Auge auf das als Mündel in demſelben Hauſe wohnende ſchöne, reiche und gebildete Mädchen, und ruft endlich entſchloſſen: „Nein, Mutter! ich will nun nicht mehr lernen, — ich will heirathen.“ Unglücklicher Weiſe hat er aber einen Nebenbuhler an ſeiner Mutter Bruder, einem vollendeten Reboroſl, der nichts gelernt, nie gedient und, auf dem Lande wohnend, ſich weniger um ſeine Bauern, als um die Zucht der Schweine bekümmert hat. Köſtlich ſind die Scenen der Eiferſucht zwiſchen Oheim und Neffen, der Unterrichtsſtunden und eines Examens, in welchem unter andern auf die Frage eines verſtändigen Mannes, ob Mitrophan auch Erdbeſchreibung getrieben habe, die Mutter entrüſtet antwortet: Ein ruſſiſcher Edelmann brauche keine Geographie, da er überall Kutſcher und Fuhrleute nach allen Enden der Welt für ſein Geld fände. — Zuletzt löst ſich die Verwicklung dahin auf,

daß die junge Mündel weder den Oheim noch den Neffen, sondern einen wohlerzogenen, gebildeten jungen Mann nimmt.

Außer diesen in Prosa geschriebenen Lustspielen hat von Wisin noch verschiedene kleine geistreiche und satyrische Sachen geschrieben, wie er denn einer der witzigsten Männer seiner Zeit war. In seinem „Versuch einer Hofgrammatik“ nimmt er das Hofleben und die Höflinge auf originellste Weise nach den grammatikalischen Kategorien und Schulausdrücken durch; seine „Rede, gehalten am zweiten Pfingsttage vom Priester Wassilj“ ist voll Scherzhaftigkeit und moralischen Sinns, behandelt nicht allgemeine Gegenstände, sondern nimmt die einzelnen Zuhörer, die Bauern, in der Volkssprache vor.

Der Name Wisin scheint deutscher Abstammung; doch ist sein Inhaber mehr französischer als deutscher Geistesart, und gehörte der griechischen Kirche an, obschon er sehr freigeistig dachte, wie aus der in Versen geschriebenen „Epistel an meine Diener Schumilow, Wanka und Petruschka“ hervorgeht.

Er starb im Oktober 1792.

Kapnist.

Dieſes Mannes haben wir ſchon als Lyrikers bei Derſchawin gedacht, deſſen Freund und Verwandter er war, und zu deſſen Schule er gerechnet werden muß, wenn auch ſeine Oden mehr beredt als begeiſtert zu nennen ſind. Aus einer kleinruſſiſchen Familie entſtammt, hing er, obwohl ein treuer Unterthan Rußlands, mit vorzüglicher Liebe an dieſem ſeinem Stammlande. Auf deſſen Loos zielt er in ſeiner ſchon erwähnten Ode: „Die Knechtſchaft“, die er mit derſelben Kühnheit, als er ſie verfaßt hatte, der Kaiſerin ſelbſt widmete, ohne Katharinas Hochſchätzung dabei zu verlieren.

Außer ſeinen lyriſchen Sachen und einem wenig bedeutenden Trauerſpiel „Antigone“ hat er nur noch ſein Luſtſpiel: „die Chikanen“ geſchrieben. — Wenn man den übeln Zuſtand der Juſtiz in Rußland, beſonders auch zur damaligen Zeit erwägt, da unzählige Mißbräuche in dieſer Wunde Rußlands Schauder erregten: ſo muß man dies

kühne Werk, von moraliſch-praktiſcher Seite her, eine wohlthätige Erſcheinung nennen.

Das Luſtſpiel iſt in Alexandrinern geſchrieben und enthält aus dem Leben ſelbſt entnommene Perſonen, von allen Stufen der ruſſiſchen Chikanenwelt. Man kann nicht darlegen, wie viel dieſe beißende dramatiſche Satyre auf die Mißbräuche der Juſtiz gewirkt habe; doch haben die Prozeßführenden den Troſt gewonnen, daß ſie, was nicht ſelten geſchehen iſt, ihren Richter oder deſſen Sekretär — das Muſter aller Spitzbüberei — mit Freibilleten ins Theater führen konnten, wenn „die Chikanen“ gegeben wurden.

Kapniſt iſt im Oktober 1823 auf ſeinem Gute Obuchowka in Kleinrußland geſtorben.

Gribojedow.

Der Name dieſes unglücklich geſtorbenen Mannes ſoll den Zeitungsleſern wohl noch erinnerlich ſeyn: es iſt jener ruſſiſche Geſandte in Perſien, der Anfangs 1829 bei einem Volksauflauf in Teheran grauſam ermordet wurde. — Früher in einem Huſarenregimente dienend, hat er ſich noch ſehr jung mit dramatiſcher Poeſie beſchäftigt, und in ſeiner erſten Periode, meiſtens mit andern Mitarbeitern, einige Luſtſpiele geſchrieben oder aus fremden Sprachen umgearbeitet, von denen einige noch auf dem Repertorium geblieben ſind. Sein Hauptwerk aber, ihm ein bleibendes Denkmal, iſt ein Luſtſpiel, deſſen ſchwer zu überſetzender Titel ſo viel als: Weh dem Geſcheiten ausdrückt. Offenbar meint der Dichter ſich ſelbſt, und ſtellt ſich ſelber im Helden des Stückes dar.

Noch als junger Mann im Miniſterium des Auswärtigen angeſtellt, hatte er einen höchſt unangenehmen, tragiſch endigenden Vorfall, der ihn aus Rußland vertrieb. Er ging nach Georgien.

Frühere Kränkungen, die er in seiner Geburtsstadt Moskau erfahren hatte, lagen ihm im Gedächtniß; sie hatten sein reizbares Gemüth verstimmt; er legte sie der ganzen Gesellschaft zur Last. In seiner tiefen Erbitterung dichtete er während seines ersten Aufenthalts im Orient grollbegeistert sein Meisterstück, welches er, nach seiner Rückkehr im Jahre 1823 handschriftlich in die Welt schickte, nachdem er in Moskau die letzte Hand daran gelegt, und seine Zeichnungen mit ihren lebenden Originalen verglichen und richtig gestellt hatte. — Das Lustspiel war eine so beißende Satyre, nicht bloß gegen die Moskau'sche Gesellschaft, sondern gegen alles Russische, was seinen Ansichten zuwider lief, daß er es durch die Feuerprobe der Censur zu schicken nicht wagte.

Der Held des Lustspiels ist, wie gesagt, der verstimmte Dichter selbst, und kehrt eben von einer Reise nach Moskau zurück, wo er seine geliebte Sophie verschönert, aber voller Ziererei findet, und bald genug bemerkt, daß sie eine Neigung für den äußerst gefälligen, aber passiven, schüchternen Sekretär ihres Vaters hat. Sie läßt sich von ihm halbe Nächte lang auf der Flöte accompagniren,

ohne daß der blöde Mensch etwas anders dabei denkt, als der Tochter seines Chefs gefällig zu seyn. Nebenher hat er jedoch eine Neigung, und zwar für seiner verehrten Gebieterin Kammermädchen. Dies arme Ding aber, welches seiner Seits einen Bedienten liebt, sieht sich zwei Feuern ausgesetzt — dem liebenden Sekretär und dem unthunlichen Chef desselben, dem Vater Sophiens. Dieser alte Herr, der sich noch der Zeiten Katharinas der Zweiten erinnert, ist eine höchst ergötzliche Figur, indem er die alte gute Zeit in ihrer ganzen Lächerlichkeit, in ihrem abgeschmackten, vorurtheilvollen Aristokratismus darstellt. Zwischen diese Umstände geräth nun der feurige, mißmuthige Held. Am Tage seiner Ankunft wird im Hause seiner Geliebten ein Familienball gegeben. Die große Gesellschaft von Moskau findet sich ein. Hier bietet nun das Lustspiel Typen aus allen Klassen der vornehmen Welt, — Personen, die alle mit Fleisch und Bein aus dem Leben genommen sind. — Im vierten Akt ist der Ball beendigt, die Gäste kehren nach Hause. Die Scene spielt auf der großen Haustreppe, wo der träumerische Held im Abwarten seines Wagens sich

verspätet. Sophie kommt im Nachtkleid, um ihren Liebhaber herbeizurufen; der Sekretär, der sie im Dunkel für das Kammermädchen nimmt, will sie umarmen; da tritt der verborgene Held hervor und schlägt Lärm. Der Vater eilt herbei, und findet die Theilnehmer der Nachtscene bis auf den Sekretär, der unbemerkt entschlüpft ist. Der alte Herr glaubt, seine Tochter habe ein Rendez-vous mit dem jungen Manne, schilt beide aus, und eifert gegen die Jugend überhaupt, sowie gegen die moderne Erziehung. Inzwischen ist des jungen Mannes Wagen angekommen, entführt den Helden und der Alte schließt das Stück mit dem Ausruf: Was wird, ach! was wird nur zu allem dem die Fürstin Marja Alexewna sagen! —

Aus diesem Gerippe sieht man, daß die dramatische Anlage des Stückes keineswegs dessen Vorzug ist; es kann vielmehr nur für den Rahmen zu einem satyrischen Sittengemälde für die originellsten und lebendigsten Gestalten gelten. Doch auch die Charakterschilderung, wie schlagend und lebenswahr sie im Ganzen sey, verfällt doch auch nicht selten in Personificirung von Klassen, Generationen, Richtungen, von der lächerlichen Seite

genommen. Die Absicht des Verfassers wird auf diese Weise, durch Uebertreibung und — möchte man sagen — durch seine eigene Dazwischenkunft verrathen. Kurz, es ist nicht das freie poetische Spiel, was dem Stücke seinen Werth gibt; es ist der bezügliche Inhalt, der hier dem deutschen Leser nicht überliefert werden kann, für die Russen aber so hinreißend ist, daß fast kein nur etwas gebildeter Mann das Stück nicht ganz oder in den pikantesten Stellen auswendig wüßte. Neun Jahre war es Manuscript geblieben, und erst nach des Verfassers Tode wurde es anfangs 1832 mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kaisers gespielt und gedruckt; es versteht sich mit Streichung der allzuscharfen Stellen, die indeß aus dem Gedächtniß der Leser und Zuschauer in die Lücken eintraten, und dadurch besonders die Aufführung des Stückes pikant machten. Wenn wir das Lustspiel satyrisch-lyrisch nennen, so bezieht die letztere Bezeichnung sich auf den Helden desselben, der immer in der Begeisterung unwilligen Mißmuths auftritt. Die freien Verse und das poetische Colorit des Stückes thun der leichten und stets angemessnen Natürlichkeit des Dialogs keinen Eintrag.

Kleine Gedichte hat Gribojedow faſt gar nicht geſchrieben. Ein vor ſeiner letzten Abreiſe nach Perſien angefangenes Trauerſpiel: „Georginiſche Nacht“ ſcheint im Volksaufſtande zu Teheran verloren gegangen. Freunde des Dichters, denen er den Plan und das Ausgeführte mittheilte, haben es faſt reinlyriſch gefunden, ſo daß ſich ſagen läßt, der Dichter ſey für das Drama weniger als für die Satyre und das Lyriſche begabt geweſen.

Gribojedow ward nach der ausgebrochnen Verſchwörung vom 14. Dezember 1825, weil man ihn darein verwickelt glaubte, von Georgien nach Petersburg gebracht, bald aber auf freien Fuß geſtellt. Im Jahr 1828 wurde er wieder einberufen, und mit Anerkennung ſeiner Talente und Leiſtungen zum Bevollmächtigten nach Perſien ernannt. Dieſen glänzenden Beruf, für welchen er durch genaue Kenntniß Perſiens und der perſiſchen Sprache ganz geeignet war, trat er mit dem Vorgefühl ſeines unglücklichen Endes an. Ich kenne das perſiſche Volk, ſagte er wiederholt, wir werden genöthigt ſeyn, mit Meſſern zu ſpielen. Wenige

Monate nachher erfüllte ſich dieſe Weiſſagung; in dem aus verwickelten Urſachen entſtandnen Aufruhr wurden alle Ruſſen in Teheran, die Kaufleute, Koſaken und der Geſandte ſelbſt ermordet; nur der Sekretär und zwei Bediente entkamen mit dem Leben. Gribojedows Leichnam wurde von dem Pöbel an einen Pferdeſchweif gebunden durch die Straßen geſchleift. — Die Ueberreſte wurden ſpäter aufgefunden und nach Rußland gebracht. Sein gewaltſamer Tod hat bekanntlich eine Entſchuldigungsreiſe des Enkels des perſiſchen Schah nach Petersburg veranlaßt. Aber der Verluſt eines ausgezeichneten Mannes wurde damit nicht erſetzt; für Rußland blieb ein erfahrner, geiſtreicher, für den Orient gebildeter Diplomat, und was gewiß nicht weniger iſt, ein Dichter verloren, der noch nicht Zeit genug gehabt hatte, ſein erſt aufblühendes Talent zu entfalten, und der nur erſt vermuthen ließ, was er zu leiſten im Stande ſeyn werde. Er war kaum 35 Jahre alt, als er ſein Leben verlor.

Jugendlicher Leichtſinn hatte ihn aus Rußland vertrieben, ſein reizbarer Charakter ihn mit der

Gesellschaft in Zwiespalt gesetzt. Aber er hat die Fehler vernachläßigter Erziehung und lebhafter Leidenschaften abgebüßt und vergessen gemacht. — In großer Gesellschaft, unter weniger bekannten Personen war er still und schweigsam; unter Freunden im engern Kreise sprudelte er von Geist. Unerschöpflich sprühte sein Witz; aber er hatte mehr als Witz, er hatte Seele. Alles kam aus tiefem Innern. Sein Gespräch wurde oft von melancholischen Gedanken ergriffen; dann, von lebhafter Erinnerung an seinen geliebten Orient wieder belebt, machte er die anschaulichste Beschreibung jener Länder und Sitten, die er besucht und beobachtet hatte; Alles mit Lebendigkeit und hinreißendem Glanze. Zuweilen mitten im Gespräch plötzlich lyrisch gestimmt, setzte er sich an das Klavier und schwärmte in phantastischen Akkorden, wehmüthigen Uebergängen und reichen Phantasien. Dann verlor sich aus seinen schönen und geistreichen Gesichtszügen das feine ironische Lächeln, das sonst in den ruhigen Ausdruck der Melancholie hinein spielte. — Sein Mißmuth gegen die Gesellschaft blieb ihm bis an sein Ende. So war

er auch kein Freund des weiblichen Geſchlechtes, das ihm nur für die Nachtſeite des menſchlichen Umgangs galt, von welcher er ſich bei Tageslicht abwendete. Dennoch blieb er nicht ungefeſſelt, eine ſchöne Georgierin nahm ihn ein. Weil ihn alle europäiſch-modiſchen Frauenzimmer an ſeine Luſtſpiel-Sophie erinnerten und zuwider wurden, hielt er ſich an Eine, die ihm durch urſprüngliche, halbwilde Naivetät neu war. Er heirathete ſie auf ſeinem Wege nach Perſien in Tiflis, ließ ſie aber auch, aus Vorausſicht ſeines Unglücks, hier zurück. Die junge ſchöne Wittwe lebt noch in Tiflis, mit der europäiſchen Bildung nur durch ihren Mann bekannt geworden.

Gribojedow kann als einer der gebildetſten Literaten Rußlands betrachtet werden. Die franzöſiſche, deutſche und engliſche Literatur ſtanden ihm zu Gebot; dieſer drei Sprachen war er faſt wie des Ruſſiſchen mächtig. Auch mehrere orientaliſche Sprachen hatte er auf praktiſchem Wege erlernt; im Neuperſiſchen konnte er ſogar Verſe ſchreiben. — Seine Stellung in der ruſſiſchen Literatur iſt durchaus iſolirt; und wenn er keine

Schule gestiftet hat, so ist er doch auch selbst keines Andern Jünger gewesen. Keiner Zeitrichtung ist er in die Fußstapfen nachgetreten, keiner Autorität hat er gehuldigt, sondern sich bis an sein Ende frei und unabhängig erhalten.

Erſte Dichtergruppe.

Shukowsky.

Wir haben von Kantemir an bis Karamsin die chronologische Aufeinanderfolge der Schriftsteller beobachtet und sie nur unterbrochen, um die satyrischen Gattungen zu gruppiren und in Zusammenhang zu stellen. Diese Gattungen selbst stehen in der Literatur isolirt, und können als eine Nebenrichtung betrachtet werden, die mit den Hauptrichtungen seltner in Berührung kömmt. So sind die aufgeführten Männer Chemnitzer und Krylow, von Wisin und Gribojedow, bloß Kapnist ausgenommen, ganz individuelle Erscheinungen, die nur zusammengestellt ein besondres Ganzes bilden. Nun kehren wir zur chronologischen Ordnung zurück, um die persönlichen Charakteristiken mit der historischen Entwicklung zu verbinden.

Die Schule und die Periode, für deren Haupt Shukowsky gelten kann, schließt sich unmittelbar an jene Karamsins an. Shukowsky hat die

moderne Richtung der Sprache und des Geschmacks fortgesetzt, indem er sich aber an andere Muster hielt, hat er andere Mischungen gewonnen. Hauptsächlich deutschen und englischen Dichtern folgend, tritt er zu Karamsin nicht bloß in das Verhältniß des Dichters zum Prosaiker, sondern auch des Romantikers zum französisch gebildeten Klassiker. Er war der Erste, der nach einer geraumen Periode des französischen Geschmacks das romantische Element in die russische Literatur brachte mit allem, was dies Element Wundersames und Traumvolles hat.

Im Jahr 1783 geboren, erhielt er seine erste Bildung zu Tula, und machte seine weitern Studien in der Universitäts-Pension zu Moskau. Noch als Schüler übersetzte er den Don Quixote nach der Florianischen Bearbeitung in leichte und gefällige Prosa; — eine noch jetzt beliebte Uebersetzung. Vor 1812 wendete Shukowsky seine literarische Thätigkeit verschiednen Zeitschriften in Moskau zu. Außer kritischen Arbeiten und einigen Novellen erschienen hier seine ersten Gedichte, unter denen auch eine meisterhafte Uebersetzung von Gray's Elegie auf einen Kirchhof. Seinen Ruf und seine Popularität hat aber das Lied im

Lager der ruſſiſchen Krieger Ende 1812 begründet. Dieſen patriotiſchen Feldzug machte er als Freiwilliger mit; ſein Gemüth ſtimmte ſich kriegeriſch, er beſang nach und nach alle Helden, die für das Vaterland fochten und fielen. Dies Lied, 1813 fortgeſetzt und die neu zugewachſenen Helden aufnehmend, hat in Rußland die auſſerordentlichſte Wirkung hervorgebracht. Man wird an unſern Theodor Körner erinnert. — Später kömmt in gleicher Form das Lied auf die Rückkehr zum Kremel hinzu. An beiden finden wir den letzten Nachhall jener heroiſchen Lyrik, in welcher Derſchawin als Meiſter glänzt, wiewohl Sprache und metriſche Form von der frühern Derſchawin's durchaus abweichen.

Nach dem Frieden wendete ſich Shukowsky mit beſondrer Liebe der Ballade zu, wie ſie ſich in Deutſchland ausgebildet hat. Um dieſe bisher in Rußland fremde Gattung beliebt zu machen, übertrug er einige deutſche Stoffe in ruſſiſche Sitten, z. B. Bürgers Leonore, die er unter dem Namen Ludmila mehr in poetiſcher Nachahmung, als in treuer Ueberſetzung, bekannt machte. Schauplatz und Sitten ſind ruſſiſch, ſoweit ſie wenigſtens

einen solchen deutschen Stoff vertragen. Auf ähnliche Weise hat er den Stoff der zwölf schlafenden Jungfrauen in einem größern Gedichte behandelt. In seiner „Sevetlana“ hat er schon einen reinrussischen Stoff gefunden, dem er nur noch einen deutsch-romantischen Anstrich gegeben. Mit diesen drei hauptsächlich beliebten Balladen hat Shukowsky diese Gattung, die einen Theil seines Ruhms begründete, in Rußland eingebürgert. Nebst dem hat er aber viele Balladen Schillers, seines Lieblingsdichters, so wie Goethe's, Bürgers, Uhlands und anderer deutschen und englischen Dichter theils übersetzt, theils bearbeitet. Eben so manche Legenden, besonders Rheinsagen.

Es war eine Zeit, wo Shukowsky alle dramatischen Werke Schillers zu übersetzen gedachte; es ist aber bei der Uebersetzung der Jungfrau von Orleans geblieben, die auch so meisterhaft ist, daß sie bei der Worttreue des deutschen Originals das Ansehen eines ursprünglichen russischen Werkes hat. Zugleich machte diese Uebersetzung in Rußland noch dadurch Epoche, daß zum ersten Mal und gleich auf so entschiedene Weise fünffüßige Jamben in einem Drama erschienen, während bisher in

Rußland alle Schauspiele in Prosa oder in Alexandrinern geschrieben waren. — Wir erwähnen nur im Vorbeigehen, daß Shukowsky zu verschiedenen Zeiten noch Verschiedenes übersetzt hat, — Byrons Gefangenen von Chillon, die Episode von Abadonnah aus Klopstocks Messias, einige von Hebels allemannischen Gedichten, Herders Cid u. drgl. — Als Uebersetzer ist er vielleicht darum so vortrefflich, weil er selbst Dichter genug ist für den fremden Dichter, ohne von eigener Erfindungs- und Schaffenskraft sehr gedrängt zu seyn; obschon er den besten deutschen Uebersetzern, Schlegel und Voß, als Dichter vorgeht.

Im Jahr 1817 wurde Shukowsky zum Lehrer der jetzigen Kaiserin in der russischen Sprache berufen. Er verfaßte dazu eine eigne russische Grammatik, die nur in wenigen Exemplaren gedruckt wurde, und gab eine Zeitschrift in deutscher und russischer Sprache heraus, unter dem Titel: „Für Wenige.“ Darin erschienen hauptsächlich seine Uebersetzungen aus deutschen Dichtern. Seitdem hat er auch den Unterricht und die Erziehung der kaiserlichen Kinder übernommen. Der Beruf einen Thronfolger für Rußland zu erziehen, nahm

ihn so ein, daß er auf längere Zeit seine Poesie fast ganz verließ, und sein Talent zur Erfindung recht faßlicher Unterrichtsmethoden aufwendete, wobei ihm auch sein Geschick als Zeichner zur Veranschaulichung in der Geographie und Geschichte gute Dienste leistete.

Seiner Gesundheit wegen hat er das Ausland, vorzüglich Deutschland, zweimal besucht. Von seiner ersten Reise im Jahr 1821 hat man einige Briefe und Skizzen, besonders eine Betrachtung über die Sixtinische Madonna in Dresden, in welcher der Dichter die feinste poetische Sympathie mit dem Werke des Malers ausspricht. Damals hat er auch Goethen besucht und ein seltsames Begegnen mit ihm gehabt. Er eröffnete nämlich die Unterhaltung in französischer Sprache, und da er Goethen nicht sehr gewandt und bequem in dieser Sprache fand, bediente er sich bei einem Gedanken einer deutschen Phrase und wollte nun in dieser Sprache fortfahren. Dies nahm Goethe empfindlich auf, wodurch das erste Begegnen ziemlich kalt ausfiel. In der Folge kamen sie einander doch näher, und traten selbst in einen Briefwechsel.

Von der zweiten Reiſe und dem Winteraufenthalt Shukowskys am Genferſee, im Jahr 1833—1834 rühren viele theils überſetzte, theils bearbeitete Balladen, Sagen und Gedichte, welche mit den während einer frühern Krankheit gedichteten Sachen in zwei Bänden erſchienen ſind, — das letzte poetiſche Werk, das wir von ihm haben, bis auf die Ueberſetzung von Fouqué's Undine, die etwas ſpäter folgte. — Aus ſeiner frühern lyriſchen Stimmung iſt er zu einer ruhig-epiſchen Erzählungsweiſe übergegangen, was ſich auch äußerlich dadurch ausgeſprochen hat, daß er die Reimverſe fallen ließ, und in der Regel in Hexametern ſchreibt, die er auch meiſterlich zu behandeln verſteht.

Unter allen ruſſiſchen Dichtern hat Shukowsky am meiſten deutſche Art und eine gewiſſe Verwandtſchaft mit Schiller. Auch als Menſch hat er einen gutmüthigen, milden träumeriſchen Sinn, und verbindet mit ſchönem Gemüth eine hohe Sittlichkeit, die ſich auch in ſeinen Schriften abſpiegelt und ihm den Ruf zu ſeiner jetzigen Stelle mit verſchafft hat. Wie dem Virgil kann ihm der Beiname des Jungfräulichen gegeben werden.

So gemüthlich ernſt aber auch ſeine Gedichte ſeyen, iſt er ſelber doch im Leben zu Frohſinn und Scherz ſehr aufgelegt. In den erſten Jahren ſeines Peterſburger Aufenthalts hat er eine Geſellſchaft unter dem Namen der Arſamaſiſchen geſtiftet. Die Gänſe von Arſamas ſind nämlich in Rußland ſehr berühmt, und ſolch eine Gans ward am Schluſſe jeder Sitzung der Geſellſchaft verzehrt. In den Verſammlungen jenes Vereins, zu welchem die ausgezeichnetſten Literaten und einige der jetzigen Miniſter, damals noch jüngere Männer, gehörten, wurden die tollſten Streiche getrieben z. B. myſtificirende Einweihungen u. drgl. Jedes Mitglied trug einen Namen nach irgend einer Ballade Shukowsky's, und mußte zu den Sitzungen jedesmal eine Rede oder ſonſt etwas zum Vorleſen mitbringen. Der Bauch eines der Mitglieder hat in dieſen Sitzungen eine große Rolle geſpielt. Von den Verhandlungen der arſamaſiſchen Akademie iſt unſeres Wiſſens nur die humoriſtiſche, tolle Lobrede auf den Schlaf von Batüſchkow gedruckt erſchienen.

Batüschkow.

Dieſer Dichter, zu Wologda im Mai 1787 geboren, und in einer Peterſburger Penſionsanſtalt erzogen, hat ſich zuerſt als Krieger hervor gethan. Er hat im preußiſchen Krieg 1806 und nach ſeiner Herſtellung von einer Wunde in Finnland gedient; dann die Feldzüge von 1812, 1813 und 1814 bis zur Einnahme von Paris mitgemacht, und iſt hierauf, mit dem Annen-Orden geſchmückt, zur Diplomatie übergetreten. —

Aus der kriegeriſchen Periode Batüſchkow's ſind einzelne Gedichte vorhanden. Er kann aber nicht als bloßer Nachfolger Shukowsky's betrachtet werden, da er ſich ganz unabhängig ausgebildet, auch nicht wie jener die Deutſchen und Engländer zu Muſtern gewählt, ſondern faſt ausſchließend den Italienern nachgeeifert hat. So ward alſo der Sinn für Italien, der dem Shukowsky zu fehlen ſcheint, durch ihn erſetzt, und beide haben ſich in das literariſche Europa gewiſſermaßen getheilt — in die ſüdliche und in die nördliche Romantik. — Nur hat Batüſchkow aus

ſeinen Lieblingen faſt gar nichts überſetzt, ſondern iſt auf originale Erfindungen ausgegangen. Er gehört aber, ungeachtet dieſer Abweichungen, derſelben Dichtergruppe an, und zwar hinſichtlich des modernen Styls und der metriſchen Formen; da bis jetzt doch einmal die nach dem materiellen Inhalt verſchiedenen Schriftſteller aus dem Geſichtspunkt der Sprachentwicklung zuſammengeſtellt ſind. In dieſer Hinſicht ſehen wir denn, welche Einflüſſe von Außen auf die ruſſiſche Sprache mit eingewirkt haben, wie ſeit Karamſin abwechſelnd die franzöſiſchen, deutſchen, engliſchen und italieniſchen Muſter die noch weiche Maſſe der ruſſiſchen Literatursprache ergriffen, nicht aber bloß um ſie zu formen, ſondern auch neue Stoffe der Poeſie einzumiſchen. — Durch Batüſchkow, einem von Taſſo, Arioſto, Petrarka ſo durchdrungenen Dichter iſt für den Wohlklang, die weiche Harmonie und Ueppigkeit der ruſſiſchen Sprache viel geſchehen; ſo daß ein fremdes Ohr Batüſchkows ruſſiſche Gedichte für eine ſüdliche Sprache zu nehmen verführt wird. — Taſſo iſt Batüſchkows Lieblingsdichter; in einem ſeiner ſchönſten Gedichte hat er deſſen Tod poetiſch, aber auch —

möchte man sagen, prophetisch für sein eigenes Mißgeschick besungen.

Er wurde nämlich — im Jahr 1818 — der Gesandtschaft in Neapel als Sekretär beigegeben, doch in diesem Lande seiner alten Sehnsucht, unter dem schönen Himmel, der ihn noch mehr hätte begeistern sollen, von so trüben Gedanken ergriffen, daß er nicht nur nichts dichtete, sondern im Jahr 1821 die böhmischen Bäder besuchen mußte. In Dresden, wo er den darauf folgenden Winter zubrachte, gab er sich mit Mysticismus und Astronomie ab, wurde seinen Italienern untreu, und übersetzte Schillers Braut von Messina, welche Uebersetzung noch nicht erschienen ist. Aber auch in diesem poetischen Messina des frühern Italiens genas er nicht; seine hypochondrischen Anfälle vermehrten sich so, daß, als er im folgenden Jahr nach Petersburg zurückkehrte, seine Gemüthskrankheit sich vollends entwickelte. Ein wohlgemeintes Mittel ihm zu helfen, verdarb die letzte Hoffnung. Man versuchte nämlich zu seiner Heilung, unter so Vielem, zuletzt auch Musik. Ein Freund des Dichters, sehr talentvoller Musiker, hatte dessen Tod Tassos in Musik gesetzt, und ließ ihn nun

im Nebenzimmer des Kranken unerwartet mit Harfenbegleitung vortragen. Die Wirkung war aber eine ganz unerwartete: der erschütterte Dichter rauste sich die Haare, und seine Krankheit ward unheilbar. Man that ihn auf einige Zeit nach Sonnenstein bei Pirna; aber auch hier fand er keine Hülfe. Endlich nach Rußland wieder zurückgebracht, lebt er jetzt auf dem Lande, für die Welt und die Literatur todt in seiner Tasso'schen Geistesnacht.

Batüschkow war klein, bleich mit gebogener Nase und schönen großen, feurigen blauen Augen, von Charakter reizbar und gallig. Diese Reizbarkeit hatte sich in Italien durch manche Verdrießlichkeiten und heißes Klima gesteigert. Bei dieser Nervenstimmung unterlag er während seines Aufenthalts in Deutschland dem wunderlichsten Launenwechsel. Heut entzückte er seine Zuhörer mit der lebendigsten, begeistertsten Beschreibung von Italien, diesem Paradies, diesem Lande der Seligkeit auf Erden; morgen aber war dies Paradies in ein Räubernest verwandelt, in ein Land der Verderbenheit und Schmach, in einen Kirchhof alter, herrlicher und heroischer Jahrhunderte.

Wäſemsky.

Dieſer Fürſt iſt Zeitgenoſſe und Freund der beiden eben beſprochenen Dichter, und ſteht ihnen durch dieſe Verbindung näher, als durch Geiſtesverwandtſchaft. Eine ſolche hat er mehr für die Franzoſen; obgleich er von engliſcher Mutter ſtammt, und mit deutſcher Literatur nicht unbekannt iſt. — Im Jahr 1792 zu Moskau geboren, erhielt er ſeinen erſten Unterricht in der Penſionsanſtalt des Petersburger Gymnaſiums, und beſuchte dann die Univerſität Moskau. Seine Dienſte fing er im Kollegium des Auswärtigen an, machte aber im Jahr 1812 den patriotiſchen Feldzug mit, in welchem er ſich in der Schlacht bei Barodino wacker hielt. Seiner Geſundheit wegen ging er wieder in das Civil über, ſtand einige Zeit in Warſchau, und bekleidet jetzt eine höhere Stelle im Miniſterium der Finanzen.

Fürſt Wäſemsky iſt ein ſehr geiſtreicher Mann, dabei zartfühlend und vorzüglich bei Frauen, nach deren Verſicherung, ungemein liebenswürdig. Dieſe letztern Seiten ſeines Charakters nehmen ſich auch

in seinen Poesien am besten aus; seine Lieder, Elegien und was überhaupt rein-lyrisch ist, hat bei weitem höhern und reinern Ausdruck, als wo der Geist dem Gefühle vortritt. Hier verfällt der Dichter beständig in Wortspiele, denen oft die Sprache aufgeopfert wird, und geräth dadurch ins Gesuchte. — Seine zahlreichen kleineren Gedichte sind in fast allen Zeitschriften und Almanachen der letzten 25 Jahre zerstreut und leider! noch nicht gesammelt.

Außer den Gedichten hat er viel kritische und humoristische Arbeiten geliefert, in denen oft schöne und originelle Gedanken leuchten. Auch in der Biographie hat er Treffliches geleistet; wie denn seine Biographie Wisins, welche zugleich die ganze Periode der russischen Literatur unter Katharina der Zweiten umfaßt, als ausgezeichnet schöne kritische Arbeit betrachtet werden muß. Vor einigen Jahren hat er Benjamin Constants tiefgedachten und gefühlten Roman: „Adolph" übersetzt.

Wäsemsky's Stellung in der russischen Literatur hat einige Aehnlichkeit mit der Nodiers in der französischen und Varnhagens in der deutschen. Nicht weil er Biographie geschrieben und manche

Werke ſeiner Freunde mit geiſtreichen Vorreden begleitet hat, ſondern vorzüglich als Vermittler der poetiſchen Generationen. Verwandt mit Karamſin, unter deſſen Aufſicht ihn ſein ſterbender Vater geſtellt hatte, diente er als ein Vermittler zwiſchen dieſem und ſeiner Periode mit Shukowsky; ſpäter trat er als ſolcher zwiſchen Shukowsky und Puſchkin, ja zuletzt ſogar zwiſchen Puſchkin und die neueſten Dichter. — Ein andrer Berührungspunkt, vorzüglich mit Varnhagen, liegt in der vornehmen Stellung, zu welcher ſie die Kritik erhoben haben — als Wächter des Geſchmacks und des Salon-Anſtandes. Denn früher war die Kritik in Rußland nicht wenig derb.

Wäſemsky hatte den Gedanken, jene Vermittlung, die er zwiſchen den Entwicklungsabſchnitten der eignen ruſſiſchen Literatur übte, ſogar auf zwei verwandte Völker auszudehnen. Während ſeines Aufenthalts in Polen, wo er ſich etwas mehr mit der polniſchen Sprache und den lebenden Literaten, mit Niemcewicz, Oſinsky, Morawsky u. A. bekannt machte, faßte er die Abſicht, einen Ueberblick der polniſchen Literatur zu bearbeiten, und durch wechſelſeitiges Mitwirken, vermittelſt Ueberſetzungen,

einen doppelt nützlichen Austausch der literarischen Schätze beider verwandten Nationen herbeizuführen. Es blieb aber, als Wäsemsky Warschau verließ, bei den von beiden Seiten geschehenen Versuchen.

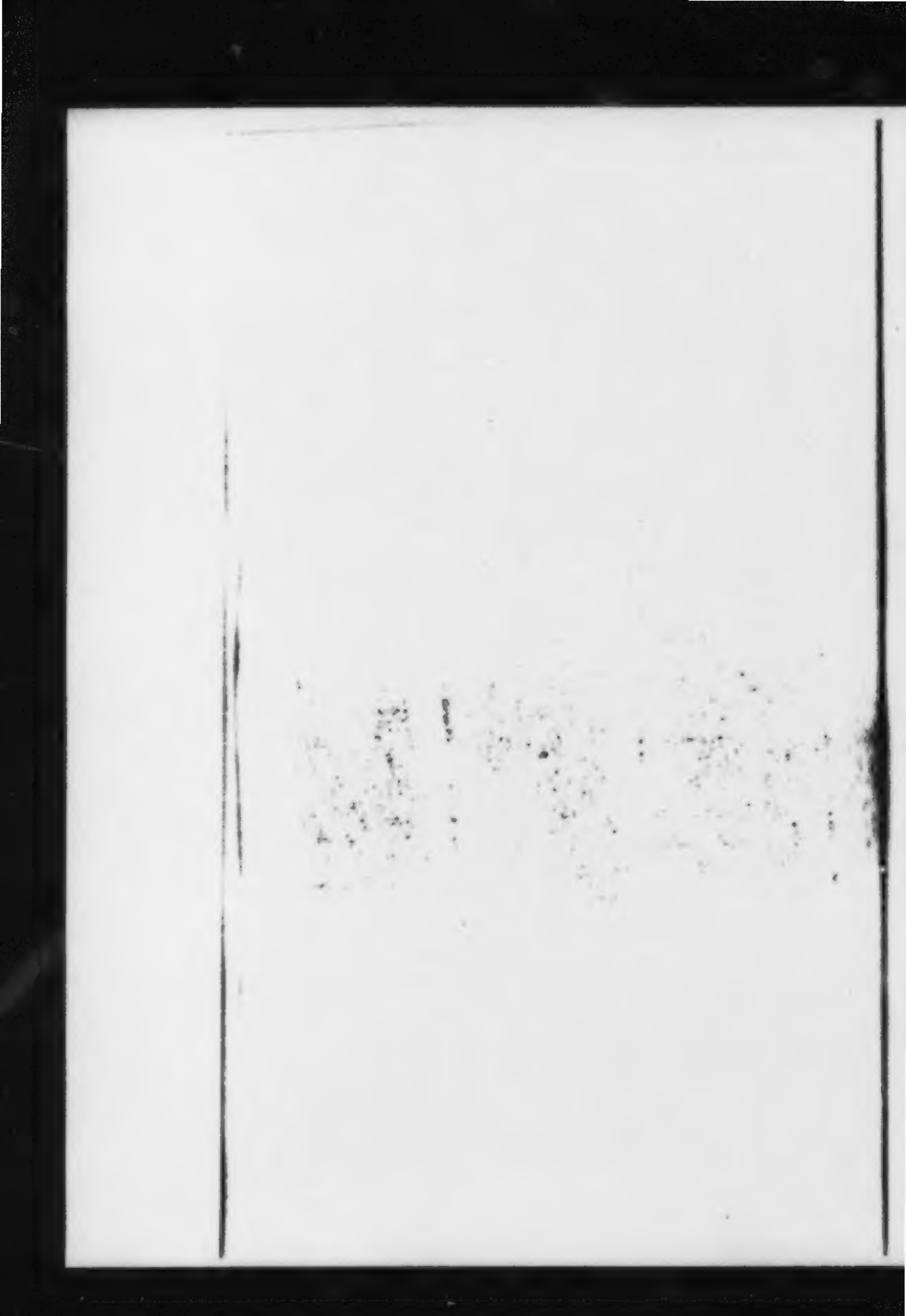
Des Fürsten russische Briefe, freilich ungedruckt, sind Meisterstücke des Briefstyls, was besonders auch von den an Frauen gerichteten Briefen gilt.

Sollen wir noch einen flüchtigen Blick über diese dichterische Periode werfen; so ist der große russisch-europäische Krieg von 1812 bis 1814 die Hauptbegebenheit dieser Generation, an welcher auch die drei eben behandelten Dichter mit Schwert und Feder angeknüpft haben. — Noch zwei Dichter gehören zu dieser Epoche, auch als Krieger ausgezeichnet. Der Eine ist sogar von europäischem Rufe, so daß Walther Scott, als er seine Geschichte Napoleons zu schreiben dachte, ihn, einen sonst persönlich Unbekannten, um Nachrichten und Aufschlüsse über den Krieg von 1812 brieflich anging. Wir meinen den damaligen Parteigänger

jetzigen General Dawidow, der als lyrischer, vorzüglich als Lager- und Bivonac-Dichter in Rußland mit Ruhme genannt wird. — Der Andre ist Theodor Glinka, der viele schöne, vorzüglich religiöse Gedichte geschrieben hat. Beide haben viel Eigenthümliches, und gehören eigentlich keiner Schule an; sie selbst unterscheiden sich wieder, wie sich denken läßt, durch den Ton ihrer Poesie sehr von einander. Beide aber haben wie für dieselbe Sache gefochten, so auch gleich interessante Denkwürdigkeiten und Notizen über den von ihnen mitgemachten Krieg geschrieben.

Zweite Dichtergruppe.

TOUSSAINT.



Alexander Puschkin.

Die mit Shukowsky angefangne Periode kann als Periode der Poesie des Styls oder Ausdrucks bezeichnet werden, weil in ihr das poetische Element der Sprache selbst bearbeitet wurde. Wenn nun auch Puschkin mit seiner Gruppe einigermaßen als Fortsetzung jener Periode zu betrachten ist: so hat er doch insofern Neues hinzugethan, als er das von Shukowsky bei Uebersiedlung fremder Balladen angedeutete — von den frühern Schriftstellern aber hauptsächlich nur in Sprach- und Gefühlsweise oder in der Satyre ausgesprochene Volksthümliche in mehr umfassender Bedeutung behandelte; indem er nicht nur das Eigenthümliche der Nationalsprache schärfer auffaßte, sondern vorzüglich auch tiefer aus dem russischen Leben schöpfte. Nachdem er mit poetischem Sinne die Mährchen, Lieder, Gebräuche und Redensarten des Landes studirt hat, begnügt er sich nicht

damit, aus der Luft gegriffene Weſen oder allgemeine Begriffe zu idealiſiren, ſondern er ſucht Abbilder in der Geſchichte und im bewegten Leben des Volkes. Er iſt der Erſte, der wie Goethe in Deutſchland — ohne daß wir ihn mit dieſem vergleichen wollen — aus der Vergangenheit und Gegenwart objectiv-wahre, nicht ſubjectiv-empfundene Geſtalten auf feſtem poetiſchem Grund und Boden hervorbringt.

Puſchkin war im Mai 1799 geboren. — Wenn man es auch hätte vergeſſen wollen, daß er mütterlicher Seits von einem Mohren abſtammte, von jenem Hannibal, den Peter der Groſse als Sklaven erkauft, erzogen, zu ſeinem Liebling und zuletzt zum Admiral ſeiner Flotte gemacht hatte; ſo erinnerte das Ausſehen und jede leidenſchaftliche Bewegung des Dichters an jene Abkunft und an das Mohrenblut, das mit der von einem Puſchkin geheiratheten Tochter Hannibals in jene Familie gekommen und bis zum Enkel herab noch nicht neutraliſirt war.

Seine erſte Erziehung erhielt Puſchkin im elterlichen Hauſe nach dem damaligen Modezuſchnitt. Er lernte ſehr früh franzöſiſch und italieniſch, zwei

Sprachen, in welchen ſein Vater und ſein als Dichter bekannter Oheim ſehr ſtark waren, ſo daß ſie Verſe darin ſchrieben. Seine Vorliebe für das Volksthümliche muß daher ſonſt einen Urſprung haben, und man rechnet ſie ſeiner Amme zu gut, die ein anderer Dichter, Jaſikow, ſogar in einer Epiſtel beſungen hat.

Die Ammen in Rußland ſind von eigenthümlichem Gepräg. Wiſin hat ſie ſchon, wie wir geſehen, im Luſtſpiel benutzt, und Puſchkin ſelbſt hat in zwei kurzen aber meiſterhaften Schilderungen ruſſiſcher Ammen — in ſeinem Onegin und im Boris Godunoff — vielleicht die Dankbarkeit gegen ſeine eigne Amme ausdrücken wollen. Dieſe aus niedern Ständen genommenen Ammen haben, außer andern Eigenthümlichkeiten, auch einen reichen Schatz von Volksmährchen, Liedern und Legenden inne, mit denen ſie ihre Zöglinge beſchwichtigen und beluſtigen.

Im Lyceum zu Zarskoje-Selo, worin Puſchkin ſeine Bildung fortſetzte, hatte er eben keine ſonderlichen Studien gemacht. Doch müſſen ſein Geiſt und einige Gedichte ſchon Aufmerkſamkeit erregt haben; denn ehe er dieſe Schule mit wenig

Kenntniſſen verließ, wohnte Derſhawin, kurz vor ſeinem Tode, einer öffentlichen Prüfung im Lyceum bei. Und da man ihm den jungen Puſchkin zwar als faulen Schüler, jedoch aufgeweckten Kopf und keimenden Poeten vorſtellte, legte der greiſe Dichterfürſt ihm begeiſtert die Hände auf, und ſegnete ihn ſo zu ſagen zum Poeten ein.

Mit dichteriſchen Launen und Leiſtungen geſellte ſich der junge Puſchkin der vom Kaiſer Alexander damals noch begünſtigten liberalen Partei zu. Es war indeß ein ariſtokratiſcher Liberalismus, bei welchem der junge Dichter ſich ſeiner alten Abkunft gar wohl bewußt blieb, wie Byron, den er ſo gern nachahmte. Nur Jugendtollheit riß ihn zu wirklich republikaniſchen Verſen hin, zu Liedern, die ſich freilich nur in Abſchriften verbreiteten und neben welchen andre auf eben ſolchen Schleichwegen mit umliefen, die man als frivol-liederlich bezeichnen muß, wenn ſie auch gewöhnlich einen ſehr gratiöſen Schleier tragen, wie z. B. ſeine Gabrielide über die Empfängniß Mariä.

Um dieſer einigermaßen republikaniſchen Richtung willen wurde Puſchkin vom Kaiſer Alexander durch eine Anſtellung beim General-Gouverneur

von Odessa verbannt, nachdem er eben sein erstes größeres Gedicht: „Rußlan und Ludmilla“ vollendet hatte. Dies, in sechs Gesängen verfaßt, bewegt sich im Wladimirschen Sagenkreise, ein Mährchen im Geiste Arioſtos und von des Dichters italienischen Studien angeregt, wiewohl schon ganz volksthümlich in Rußlands Heldenzeit gehalten.

Diese Verbannung Puschkins ist in poetischer Hinsicht als eine höhere Fügung anzusehen; indem er sonst in Petersburg, dieser halb ausländischen Stadt, geblieben und ausgebildet worden wäre, ohne das Innere Rußlands und dessen mannichfaltiges Volksleben kennen zu lernen. Auch holte er jetzt die früher vernachlässigten Studien, besonders die Lectüre der ältern und neuern Dichter nach. Er machte Reisen durch die Krim, über den Kaukasus und in Bessarabien, wodurch er für seine nachfolgenden Poesien jene anschauliche Wahrheit der darzustellenden Landschaften und Sitten gewann, die einer seiner Vorzüge ist. Doch verräth sein zweites Gedicht: „der kaukasische Gefangene“ noch den Einfluß englischer Studien, namentlich Byrons. Das Gedicht führt

uns in die rauhe Lebensweiſe der Räuberſtämme am Kaukaſus ein. Ein ruſſiſcher Krieger wird gefangen eingebracht, und knüpft mit einer jungen Tochter des Landes eine Liebſchaft an. Er kann ſich nicht zu dem wilden Leben entſchließen, reißt ſich los, und ſie endigt aus Liebesverzweiflung gewaltſam ihr Leben.

Es folgte das Gedicht: „die Quelle von Baktſchi-Sarai“ in etwa 600 Verſen und vom Buchhändler mit 3000 Rubeln bezahlt; ſo berühmt und beliebt war der Dichter bereits. Jener fremde Namen bezeichnet die frühere Reſidenz der tatariſchen Khanen in der Krim. Der Khan Ghiraj weiht in einem einſamen Theile ſeines Gartens eine Quelle dem Andenken einer polniſchen Prinzeſſin, die er auf ſeinen Kriegszügen geraubt hat, und die von ſeiner verlaßnen frühern Geliebten, der Georgierin Zarema, aus Eiferſucht ermordet worden iſt.

Die verſchiedenen Gegenden, die Puſchkin beſucht hat, bezeichnet er alſo mit eben ſo viel beſondern Gedichten. So iſt auch aus ſeinem Aufenthalt in Beſſarabien ſein Gedicht: „Die Zigeuner“ entſtanden, ein poetiſch ſo eigenthümliches

Gemälde, als das Zigeunerleben in Beſſarabien ſelbſt iſt. Es ſtellt eine Zigeunerfamilie aus Vater und Tochter beſtehend vor. Da kommt in den Tabar — den Verſammlungsort der Kibitken nomadiſcher Zigeuner — ein junger Mann, Aleko, der, im Lord Byron'ſchen Geſchmack, von der civiliſirten Welt gekränkt und abgeſtumpft, in dieſem Nomadenleben eine Erquickung ſucht. Er wählt die Tochter des Zigeuners zur Frau. Unglücklicher Weiſe ſind aber dieſe Nomaden ſchon früher als die franzöſiſchen Novelliſten auf die Emancipation der Frauen gekommen, und die junge Gattin Alekos, ihres hypochondriſchen Mannes müde, macht Bekanntſchaft mit einem jungen Zigeuner. Aleko ertappt das Paar in ſeiner Eiferſucht und erſticht beide. Der alte Vater ſendet den Schwiegerſohn nach ſeiner noch nicht emancipirten Civiliſation zurück, und zieht mit dem Tabar ſeiner Geſellſchaft weiter.

In dieſem Gedicht iſt Puſchkin ſchon weit eigenthümlicher und freier von fremdem poetiſchen Einfluß. — Aus eben der Reiſe nach Beſſarabien ſind auch einige kleine Gedichte entſtanden, die an Ovid erinnern, der vor 1800 Jahren aus Rom

wie Puschkin aus Petersburg in dieselben Gegenden verbannt war und klagte.

Bei so weiten Ausflügen seiner Verbannung muß Puschkin doch wieder übermüthig geworden seyn; wenigstens fand der Kaiser Alexander Anlaß, den Dichter auf ein Landgut zu verbannen, das derselbe in der Nähe von Pskow besaß. Während der zwei hier verlebten Jahre widmete er sich neben der Poesie ernsten Studien der russischen Geschichte, und drang einsam, wie er hier war, und nicht durch Gesellschaft zerstreut, noch tiefer in das Volksleben. Hier schrieb er auch die meisten Kapitel seines „Eugen Onegin.“ In diesem „Roman in Versen“ gibt er eine Schilderung des Weltlebens in der Residenz und in den Provinzen. Offenbar sind es des Dichters eigne innere und äußere Erlebnisse. Der Roman, der in Petersburg anfängt und dann ins ländliche Leben einführt, durchzieht alle Gegenden, in denen Puschkin selber war. Auch hat der Dichter seine ganze poetische Laufbahn hindurch daran gearbeitet. Der Form nach erinnert das Buch vielleicht an Byrons Don Juan, obschon es das eigenthümlichste und populärste des Dichters geworden ist. Die

Intrigue, obgleich anziehend, hält sich sehr locker und gestattet dem Dichter auf Byron'sche Weise Abschweifungen, die aber voll Poesie, Laune und Geist sind. — Zu derselben Gattung gehört ein kleines Gedicht: „Graf Nulin.“ Der Name bezeichnet einen leeren Weltmann, den der Dichter in ein drolliges Abenteuer verwickelt. Es gehört zu den liebenswürdigsten Zeichnungen Puschkins in poetischer Niederländerei.

Das dramatische Element, das in den Zigeunern keimte, hat sich in „Boris Godunow“ entfaltet. Doch ist dies an Götz von Berlichingen erinnernde Gedicht kein bühnenmäßiges Stück, und vom Dichter, der es anfangs Komödie von Boris Godunow nennen wollte, zuletzt ohne alle Bezeichnung einer dichterischen Gattung geblieben. Dies dramatische Gedicht, die Regierung Godunows von seiner Erwählung bis zur Ermordung seiner Kinder (1591 bis 1605) umfassend, ist im Hauptgange nach Karamsins Geschichte treu behandelt, auch die Zeichnung der Charaktere nach dieses Geschichtschreibers Begriffen, nicht, wie solche Pogodin, von welchem später die Rede seyn wird, auffaßt. Indem Puschkin die prächtige Prosa des

Historikers poetisirte, gelang ihm nach dem Colorit der Sprache und der Lebhaftigkeit der Darstellung ein meisterhaftes Volksgemälde aus allen Ständen und Zuständen, durchaus objektiv und wahr. — Auch kann dies Gedicht für Puschkin's Meisterstück erklärt werden.

Als der jetzige Kaiser an die Regierung kam und der Krönung wegen in Moskau zubrachte, ließ er unerwartet durch einen Feldjäger den Dichter von dessen Land- und Bannsitze abholen. Dieser, nichts weniger als eine Versetzung nach Sibirien erwartend, mußte aus der Kibitka, wie er war, vor dem Kaiser erscheinen. Nikolaus empfing ihn mit Huld, erinnerte ihn an die Jahre, in denen er gewiß Besonnenheit gelernt habe, und schenkte ihm zuletzt die Freiheit, mit dem huldvollen Erbieten, daß er künftig selber Puschkins Schriften censiren wolle.

Die wieder erlangte Freiheit benutzte der Dichter zur Herausgabe der auf dem Lande geschriebenen Sachen und zu weitern Ausflügen in dem ausgedehnten Reich, seiner poetischen Laune folgend, die ihn bald nach alten Denkmälern, bald zum Studium der Sitten und Lebensart, oder auf die

Spuren alter Volkslieder führte. So auch schloß er sich dem Feldzuge des Feldmarschalls Paskewitsch in die asiatische Türkei an, um an dem Anblicke des Kriegs die poetische und historische Darstellung des Kriegs zu lernen. Eine schöne Beschreibung dieses Ausflugs in Prosa hat er in den „Zeitgenossen" gegeben.

Dieser neuen Lebensperiode gehört „Poltawa," ein Gedicht an, dessen Gegenstand aus Peters Kriegen mit Schweden genommen ist. Der Hauptheld ist jener Masepa, den Byron als Pagen behandelt hat, und der jetzt als der alte treulose Hetman der kleinrussischen Kosaken erscheint. Einer glaubwürdigen Sage zufolge hat der schon graue und häßliche, aber schlaue, geistreiche und tapfere Mann das Herz eines jungen Mädchens gewonnen, das er verführte. Es war die Tochter eines reichen und mächtigen kleinrussischen Magnaten Kotschubej. Dieser verräth nun, theils aus persönlicher Rache, theils auch aus Patriotismus Peter dem Großen, daß Masepa zur polnischen Partei neigt und das Land den Polen in die Hände spielen will. Peter hatte dem schlauen Masepa sein ganzes Vertrauen geschenkt, und übergibt ihm nun die Entscheidung dieser Sache;

der grausame Hetman läßt Kotschubej enthaupten und behält seine Tochter. Da rückt Karl von Schweden, von Peter gelockt, in die kleinrussischen Steppen vor, die Schlacht von Poltawa wird gekämpft, und der treulose Masepa, Flüchtling wie König Karl, geht seinem Verhängniß entgegen, in welches er auch das unglückliche Opfer seiner grausamen Wohllust mit hinein zieht. — In diesem Gedicht hat Puschkin, indem er einen fast rein historischen Stoff auf ächt poetische Weise behandelt, den Gipfel der historisch-dichterischen Sprache in einer abwechselnd epischen und dramatischen Darstellung erreicht.

Seine außerordentliche Popularität gewann Puschkin vorzüglich auch durch seine kleinen vermischten Gedichte, die durch alle lesenden Volksklassen drangen. Sie schlagen alle tiefen und höhern Töne an, gehen vom Mährchen und der Elegie bis zur Ode und Hymne.

Noch muß eines Bandes Novellen gedacht werden, in denen moderne russische Stoffe mit großer Anschaulichkeit und Wahrheit auf höchst anziehende Weise behandelt sind. — Auch beschäftigte er sich mit Uebersetzung englischer Dramen

und gab seit vorigem Jahre eine vierteljährige Zeitschrift, „die Zeitgenossen," heraus, in welchen seine eignen Kritiken und literarischen Uebersichten die ausgezeichnetsten Beiträge sind.

Viel von seiner Popularität büßte Puschkin seit seiner Rückkehr aus der Verbannung ein, wo er sich von der eigentlich liberalen Richtung den mehr absolutistischen Tendenzen zubekannte. Sey es aus Dankbarkeit gegen den Kaiser, aus Befangenheit gegen seinen hohen Censor, aus Lebensklugheit, oder aus gereifter Ueberzeugung, was ihn von der Opposition abbrachte: soviel liegt wenigstens am Tage, daß die Hofsonne sein Talent nicht fruchtbarer gemacht hat, und in den letzten zehn Jahren vor seinem Tode wenig für seinen Ruhm geschehen ist. Zwei Gedichte schadeten ihm besonders in der öffentlichen Meinung, theils wegen ihres Inhalts, noch mehr aber wegen der darin ausgesprochenen auffallenden Gesinnungsänderung des Dichters: es ist jenes auf die Einnahme von Warschau bekannt gemachte, und dann die Ode gegen die Verläumder Rußlands.

Puschkin war vom Kaiser zur Geschichtschreibung über Peter den Großen bestellt und hiezu

ſeit Jahren mit 6000 Rubeln beſoldet. Er hatte die Archive von Petersburg und Moskau durchforſcht, die ganze Correſpondenz Peters des Großen aufgefunden, und ging mit Ernſt an ſein Werk. Er ſprach ganz neue und eigenthümliche Anſichten über dieſen großen Mann aus, deſſen Charakterentwicklung von dem frühern Jähzorn bis zum weichmüthigen Alter er mit hiſtoriſchem Scharfblick verfolgte. So ſchien er durch Vorliebe für Peter berufen, Karamſins Abneigung gegen denſelben zu erſetzen. Da trat Puſchkin unerwartet mit der Geſchichte des Aufſtandes des Pugatſchew hervor, und verblüffte die Erwartung. — Indeß war der Tadel, welcher dieſe Erſcheinung traf, nicht ganz gerecht, da Pugatſchew kein gemeiner Räuber war, und in politiſcher Hinſicht eine wichtige Erſcheinung iſt. Pugatſchew hat nämlich, wie bekannt, 1773, elf Jahre nach Peters des dritten Tode, deſſen Namen angenommen, und gegen deſſen Gemahlin, Katharina die Zweite, Anſprüche auf den Thron erhoben.

Die politiſchen Betrüger dieſer Art ſind in der ruſſiſchen Geſchichte nicht ſelten, und gehören zu den Eigenthümlichkeiten derſelben. Den weſteuropäiſchen

Völkern fehlt mit der Sache auch das bezeichnende Wort. Im Ruſſiſchen heißen ſie Samoſwanzi das heißt — Selbſtbenenner. Die Erſcheinung iſt rein orientaliſch, indem die morgenländiſchen Völker, und mit ihnen die nachbarlichen Ruſſen, nicht allein an der Idee der Gewalt, ſondern auch an der Perſon und Dynaſtie feſthalten; nicht die Gewalt, ſondern deren Inhaber iſt ihnen heilig. In der engliſchen und franzöſiſchen Geſchichte haben ſolche Betrüger nie Glück gemacht, wie noch der neuen Verſuche, Ludwig den ſiebzehnten zu erwecken, gänzlich mißlungen iſt. — In Rußland iſt die Perſon eines Zars durchaus heilig, wie denn Shukowsky in ächtruſſiſcher Begeiſterung ausruft: Vaterland, Altar, Ruhm, Heil, Ehre, Alles, Alles enthält das heilige Wort Zar! Daher konnte ſich Boris Godunoff, der ſeiner geſchichtlichen Stellung nach als ruſſiſcher Cromwel oder Napoleon betrachtet werden kann, mit ſeiner neuen Dynaſtie gegen den auferweckten Namen Demetrius nicht halten. Es iſt intereſſant, und beſtätigt die eben ausgeſprochene Anſicht, — wie viel Aehnlichkeit die Geſchichte des falſchen Smerdes, der ſich für des Kambyſes Bruder ausgab, nach

Herodots Erzählung, mit der Geſchichte des falſchen Demetrius hat. Wie die Bojaren und die Geiſtlichkeit des Letzteren Partei nahmen, ſo hielten es auch die Großen des Reiches und die Magier mit Smerdes. — Dem erſten Demetrius ſind bekanntlich mehrere in faſt ununterbrochener Reihe nachgefolgt, und Pugatſchew kann als das letzte Exemplar der „Selbſtbenenner“ betrachtet werden. — Schon früher mit Krieg und Raub beſchäftigt, in der preußiſchen und öſterreichiſchen Armee geſtanden, erſchien er, eines doniſchen Koſaken Sohn, plötzlich am Jaik, dem jetzigen Uralfluß, wußte die zwei bis drei gewonnenen Koſaken ſchnell zu Tauſenden von Anhängern aufzuwälzen und eine Art von Hofhaltung zu ſchaffen, indem er die Rollen der wichtigſten Höflinge Peters und Katharinas ſeinen Anhängern gab, und ſogar eine Dirne, unter dem Namen Katharina, zur Kaiſerin ausrief. Ein kühner, zum Feldherrn geborner Geiſt und mit kriegeriſchem Geſchick politiſche Liſt verbindend, machte er reißende Fortſchritte, verkündigte die Freiheit aller Leibeigenen, hob auf oder minderte die Regalien und Abgaben, und verſtand es, die ihm zuſtrömenden Menſchen ſchnell zu

disciplíniren. Die gegen ihn geschickten Generäle wurden meist geschlagen; Einer der glücklicher war, starb, wahrscheinlich vergiftet, und so bemächtigte sich der kühne Räuberanführer in drei bis vier Jahren des ganzen östlichen Landstrichs vom Ural bis Resan und Pensa und bedrohte zuletzt Moskau. Obschon Katharina in ihren Briefen an Voltaire diesen Selbstbenenner scherzend Marquis Pugatschew nannte, so sieht man doch aus ihren Instructionen und Vorkehrungen, wie besorgt sie seinethalb war. Endlich gelang es neuen Generälen, unter denen Suwarow seine ersten bedeutenden Waffenthaten verrichtete, den Aufrührer von allen Seiten so zu drängen, daß ihn endlich seine eigenen Kosaken auslieferten, worauf er in Moskau hingerichtet wurde.

Wir kehren zu Puschkin zurück. — Er war klein und nicht schön. Das grollige Haar, wenn auch mehr braun als schwarz, erinnerte bei einer breiten Nase und lebhafter Mauseaugen an die Negerabkunft. Seine Bewegungen waren unruhig und leidenschaftlich. Eben so sprach er lebhaft und in abgerissenen Sätzen. Er war geistreich und glänzend, ohne besondere Tiefe, und mehr von

französische, als deutscher Geistesart. — Sein Styl ist kurz und präcis, alles Ueberflüssige, alles bloß Schmückende vermeidend. Er ist sparsam in Bildern; aber wo er solche braucht, sind sie nothwendig und bezeichnend. Gerade in dem jedesmal bezeichnenden Wort liegt seine Kunst. Man fühlt überall, daß der Gedanke nicht anders ausgedrückt werden konnte, und daß am Ausdruck nichts zu ändern bleibt. — Zu Puschkins Leidenschaften gehört die Liebe in ihrer Genußsucht und in ihrer Eifersucht. Vor jener so wenig, wie vor dieser, obschon er zu dieser keinen Grund, zu jener keine Entschuldigung hatte, schützte ihn seine Heirath mit seiner — „schönen braunen Madonna.“ Das Spiel war doch mehr in seinen frühern Jahren, seine zweite Leidenschaft. Aber wenig Spieler werden, wie er, eine Quelle des Einsatzes in sich selbst haben. Puschkin erhielt nämlich von seinem Verleger fünf Rubel für die Verszeile. Dies Honorar stand so fest, daß er, ohne Geld oder nach Verlust der Baarschaft, seine Verse aus der Tasche nach Zeilen berechnet auf die Farobank einsetzte. — Tausend Witzworte und noch mehr tolle Streiche sind von ihm bekannt; denn

was von Puschkin kam, flog von Mund zu Mund.

Die Umstände seines Duells und Todes sind noch aus den Zeitungen in frischer Erinnerung. Eben so die Großmuth des Kaisers, der seiner Wittwe und den Kindern 11000 Rubel Pension verwilligt, die Kronschulden des Dichters erlassen, dessen Privatschulden bezahlt, und die Kosten einer Prachtausgabe der Werke desselben, die nächstens, von Shukowsky besorgt, in acht starken Oktav-Bänden mit manchem Neuem erscheinen soll, mit 30,000 Rubeln übernommen hat.

Baratinsky.

Freund und Zeitgenosse Puschkins, einigermaßen auch von dessen Schule, hat er doch einen originalen Charakter als Dichter behauptet. Seine Jugend war sehr unglücklich. Er wurde im Pagenhause zu Petersburg erzogen, und verfiel unter der damals schlechten Aufsicht in dieser Anstalt

aus einer in die andere Schülertollheit. Endlich nach einer heißen Lektüre Rinaldo Rinaldinis gerieth er gar auf den Gedanken, eine kleine Räuberbande zu bilden. Er fand Anhang unter den Pagen. Man versammelte sich Nachts auf dem Dachboden des Pagenhauses, und hielt Berathungen. Es regnete jetzt tolle Streiche, deren Urheber unentdeckt blieben. Eine dieser Unternehmungen zeichnet sich durch besondere Kühnheit aus. Neben dem Pagenhaus steht, zu diesem gehörig, eine große Kirche. Die Knaben faßten den Entschluß — und unser Dichter war Urheber und Anführer des Streichs — bei Nacht in die verschlossene Kirche zu bringen, was nur durch die obern Kirchenfenster und zwar vom Dache des Pagenhauses her mit Lebensgefahr geschehen konnte. Strickleiter und was sonst nöthig, wurde beschafft, und die Entschlossensten führten das Wagestück aus. Ihr Streich bestand nun darin, daß sie die ganze Kirche beleuchteten, wozu es in den russischen Kirchen an Kerzen und Ampeln nicht fehlt. Hierauf zogen sie sich ruhig in ihre Betten zurück. Die Polizei, die frühen Arbeitsleute, das nächste Quartier und bald die halbe Stadt staunen nach

und nach das Wunder an. Da dieser wahrhaft glänzende Streich unentdeckt bleibt, folgen natürlich andere nach, bis man denn endlich hinter die Bande kommt, und Baratinsky, der kleine Hauptmann, aus dem Pagenhause entfernt wird. Nun irrt er von einer Lehranstalt in die andere, und tritt endlich als Junker in die Garde ein. Aber hier waren ihm die Pagenstreiche nicht vergessen. Denn nur so lang er als Junker diente, blieb er in Petersburg; wie er jedoch zum Offizier vorrückte, ward er, des frühern Muthwillens halber, in ein Armee-Regiment nach Finnland versetzt, wo er 7 bis 8 seiner schönsten Jahre in gezwungenem Dienste zubrachte.

Dieser Zwang und trübselige Aufenthalt wirkte tief in sein Dichtergemüth und auf seinen Charakter ein. Sein Geist kehrte sich in solcher Einsamkeit nach Innen, und seine Stimmung ward ernst und melancholisch. Seine Dichtungen tragen diesen doppelten Charakter an sich. Sein erstes größeres Gedicht aus jener Periode seines Lebens ist ein erzählendes — Eda genannt, und in finnischer Natur und Sitte gehalten. Obschon Sprache und Versbau an Puschkins Behandlung erinnern, hat

es doch den obbezeichneten eigenthümlichen Charakter der Schwermuth. Neben dieſem dichtete er viele kleine lyriſche Sachen, unter welchen ſich durch Umfang und Lebendigkeit „die Gaſtmähler“ auszeichnen. —

Um ſeine traurige Lage zu ändern, ſchrieb er einen aufrichtigen, ſchönen und edeln Brief an Shukowsky, worin er die Irrthümer ſeiner erſten Jugend bekennt und bereut. Aber Shukowsky's Verwendung bei dem vorigen Kaiſer um Begnadigung für den jüngern Dichter blieb ohne Erfolg. Erſt der jetzige Kaiſer erlaubte ihm außer Dienſt zu treten. Seitdem iſt Baratinsky Privatmann geblieben, hat ſich verherathet und lebt abwechſelnd in Moskau und auf dem Lande.

Aus dieſer ſtillen und friedlichen Periode rühren, außer einer Menge kleinerer Gedichte, zwei größere. Eines, „der Ball,“ erzählt einen tragiſchen Vorfall aus dem Leben in Moskau, und iſt als Zeichen verbrüderter Freundſchaft mit Puſchkin neben deſſen „Graf Nulin“ in einem Bändchen erſchienen; das andre, „die Zigeunerin“ ſchildert die Liebſchaft eines jungen Mannes mit einer Zigeunerin.

Aus einer noch nicht lange in einer deutschen Zeitschrift mitgetheilten Nachricht über die Zigeuner in den verschiedenen Ländern Europas erhellt, daß dieser Stamm nirgends so gebildet, wie in Rußland, besonders in Moskau sey; und so verhält es sich wirklich. Die Zigeuner bekennen sich dort zur christlichen Religion und erhalten Unterricht, wenn auch gerade keinen höhern. In Sitten und Lebensart zeigen sie sich civilisirter; besonders thun sie sich durch außerordentliche Gaben für Musik und Gesang hervor, da sie denn bald eigne, bald russische Lieder auf originellste Weise vortragen. — Moskau besaß von jeher Zigeunerinnen, die in der Musik für Künstlerinnen gelten konnten. Eine dafür berühmte wurde 1812 vor Napoleon berufen, um zu singen. Von einer Andern war Catalani bei ihrem Besuche Moskaus so entzückt, daß sie in der ihr eignen lebhaften Aufwallung des Enthusiasmus ihren kostbaren Shawl von der Schulter weg der Sängerin mit den Worten schenkte: Diesen Shawl hat mir der Pabst als der ersten Sängerin geschenkt, nun sehe ich aber, daß ich nur die zweite bin.

Eine ſolche Zigeunerin iſt die Heldin des Gedichts. Sie wird von einem jungen, nicht ſehr ſittenſtrengen Manne als Geliebte unterhalten. Das Gewebe des Gedichtes iſt ſehr dramatiſch, unerachtet vieler ſchönen Beſchreibungen. Die Handlung geht raſch. — Durch dies Liebesverhältniß mit einer Zigeunerin hat der junge Mann ſich aus der guten Geſellſchaft zurück gezogen, macht aber doch die Bekanntſchaft eines ſehr gebildeten Fräuleins, nähert ſich wieder der Welt, und trifft Anſtalten, das geliebte Mädchen zu heirathen: da vergiftet ihn die Zigeunerin, ſeine erſte Geliebte.

Eine ſolche Verbindung, in Rußland beſonders früherhin nicht ſelten, bietet unſerm Dichter viele originelle Situationen dar, und ſein, man möchte ſagen — franzöſiſcher Beobachtungsgeiſt wirft oft tiefe Blicke in das Innere der handelnden Perſonen, beſonders der drei Genannten. — Dies ſein letztes Gedicht iſt auch gewiß ſein beſtes; wiewohl es, aus Urſachen die wir ſpäter bei Betrachtung der ruſſiſchen Journaliſten entdecken werden, kalt aufgenommen wurde, und hierin das Schickſal von Boris Godunow, Poltawa und anderen ſpäteren Gedichten Puſchkins theilte.

Unter ſeinen kleinen Gedichten finden ſich eine Menge ausgezeichnet ſchöner. Alles was Baratinsky beſonders in ſpätern Jahren geſchrieben, zeichnet ſich durch den poetiſchen Ernſt, der früher ans Melancholiſche ſtreifte, durch das Eindringen in die Seele jeder Erſcheinung und zugleich durch die feine analitiſche Gabe aus, die etwas Weibliches an ſich hat und ſich beſonders in gebildeten Kreiſen entwickelt. Wenn wir nicht über das Ungeſuchte ſeines Styls durch den Vergleich irre zu machen fürchteten, ſo möchten wir ihn den ruſſiſchen Balzac in Verſen nennen. Baratinsky, der auch von auswärtigen Literaturen bloß der franzöſiſchen bekannt iſt, beſitzt dieſelbe tiefe Anſchauung, dieſelbe Miniaturmalerei der menſchlichen Seele, wie ſie jener franzöſiſche Schriftſteller aus den höhern Kreiſen der modernen Geſellſchaft gewonnen hat, und wie ſie ſich überhaupt nur in dieſen Kreiſen bildet.

Baron Delwig.

Zu den mannichfaltigen bisher ſchon angedeuteten Elementen der ruſſiſchen Natur und des ruſſiſchen Lebens gehören auch Provinzial-Elemente, von denen noch geſprochen werden ſoll. Es ſind unter Andern das einheimiſch-deutſche, das ſibiriſche, das kleinruſſiſche, zu denen mit der Zeit vielleicht noch das polniſche Element kömmt, da bis dermal Bulgarin und Senkowsky für keine ächten Repräſentanten des Polniſchen gelten können. Von den bereits genannten ruſſiſchen Schriftſtellern deutſchen Namens — von Wiſin, Chemnitzer — iſt keiner eigenthümlich deutſch; ſie ſind gänzlich Ruſſen bis auf ihren Familiennamen. In der neuern Zeit aber iſt faſt eine ganze Schule junger Deutſchen in Rußland entſtanden, die mit wirklich deutſchem Charakter und deutſchem Gemüth die ruſſiſche Sprache zum Organ haben, und dadurch die zwei verſchiedenen Nationalitäten aſſimiliren. Wir nennen Küchelbecker, Puſchkins und Delwigs Schulkameraden, der in die Verſchwörung vom 14. Dezember 1825 verwickelt

war; Baron Roſen, der viel Schönes in dem erſt ſpät erlernten Ruſſiſchen gedichtet hat; Karlshof den Novelliſten, — Oertel, der kleine hiſtoriſche Romane ſchreibt, ſie erſt in Almanachen, dann beſonders abdrucken läßt, und endlich auch aus beiden Geſtalten in's Deutſche überſetzt. Ferner Fräulein Kulmann, vor einigen Jahren als ſehr ſchönes, 17jähriges Mädchen verſtorben, das Griechiſch und Latein kannte, und faſt in allen europäiſchen Sprachen, beſonders in ruſſiſcher und deutſcher ſchrieb; Dahl, der erſt als Marine-Offizier auf der ruſſiſchen Flotte diente, dann in Dorpat Doctor der Medizin wurde, hierauf im polniſchen Kriege ſich als geſchickter Ingenieur auszeichnete, und zuletzt unter dem erdichteten Namen Kosak Luganſky ruſſiſche Volksmährchen auf eigenthümliche Weiſe umzuarbeiten anfing. Jetzt beſchäftigt er ſich unter dem Doppelnamen Luganſky als Volksſchriftſteller und Dahl als eifriger Homöopath. — Der Ausgezeichnetſte dieſer deutſchen Schule ruſſiſcher Dichter, ihr Glanz und Schmuck, iſt Baron Delwig.

Wie Shukowsky, Batüſchkow und Wäſemsky einander ergänzen, ſo iſt es auch der Fall mit

Puſchkin, Baratinsky und Delwig. Nicht um einer kindiſchen Symmetrie willen, ſondern in der That findet es ſich, daß — wie in der erſten Dichtergruppe Shukowsky das deutſche Gemüth, Batüſchkow die italieniſche Objectivität und Wäſemsky den franzöſiſchen Geiſt vertreten — ſo in der zweiten Gruppe umgekehrt Puſchkin durchaus objectiv, Baratinsky franzöſiſch beobachtend, und Delwig deutſch-gemüthlich iſt. Hiermit ſollen dieſe Dichter keineswegs vollſtändig charakteriſirt, ſondern nur nach ihrer Haupteigenthümlichkeit zuſammen geſtellt ſeyn.

Baron Delwig iſt auf dem Lyceum zu Zarskoje-Selo mit Puſchkin erzogen worden, und mit ihm aus der Schule geſchieden. Seitdem hat er faſt beſtändig in Petersburg gelebt. Sein Leben, arm an Begebenheiten, iſt alſo auch darin recht deutſch. — Er war gutmüthig, und dabei ſehr phlegmatiſch. Puſchkin nannte ihn nur ſeinen dicken Ariſtipp, womit er auch auf Delwigs epikuräiſche Philoſophie zielte. Aus natürlicher Trägheit und Bequemlichkeit war er auch nicht rührig genug für den Reim, und kam vielleicht dadurch ſchon auf den Herameter und die griechiſchen Sylbenmaße,

ſo wie auf die reimloſen Versarten der ruſſiſchen volksthümlichen Poeſie. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo ſind ſeine Leiſtungen darin ſehr bedeutend. Ruſſiſche Lieder dichtete er, ſeiner Behaglichkeit ſehr zuſagend — auf eine Weiſe, wie aller Wahrſcheinlichkeit nach das Volk ſelbſt dichtet. Ein volksthümliches Thema macht nämlich auf ihn einen ſtarken Eindruck; hierdurch plötzlich aufgeregt, improviſirt er eine oder zwei kurze Strophen, trägt dieſe lange im Kopfe mit ſich herum, bis er von einem Freunde oder im Volkstreiben durch einen glücklichen Ausdruck angeſtoßen, weiter improviſirt. So ging er oft Monate lang mit einem kleinen Liede umher; aber das langſam Gedichtete war dann auch wahrhaft gediegen, — eine reifgewordene Perle.

In Folge von Unannehmlichkeiten, die er als Herausgeber einer literariſchen Zeitſchrift im Jahre 1830 perſönlich erfuhr, ſtarb er, etwa 30 Jahre alt, — am Schlage.

Jaſikow.

Dieſer Dichter iſt einigermaßen der umgekehrte Delwig; wenn dieſer deutſche Baron ſich zum ruſſiſchen Dichter bildete, ſo hat ſich der ruſſiſche Bojarenſohn Jaſikow zum deutſchen Studenten umgewandelt und Studentenlieder gedichtet. In Simbirsk — der Geburtsſtadt Karamſins und Dmitrijews — geboren, iſt er nach Dorpat gezogen, und hier als Student jahrelang geblieben. Er gehört als der Jüngſte dieſem Dichter-Cyklus an, und kann hinſichtlich des Volksthümlichen ſo wie der Poeſie der Sprache und des Ausdrucks als Schlußſtein dieſer Periode angeſehen werden. Jaſik bedeutet im Ruſſiſchen Zunge und Sprache, ſo daß dieſes Dichters Name Symbol ſeiner Poeſie iſt. Denn man darf wohl ſagen, Jaſikow habe zuerſt die volle Pracht und das Grandioſe der ruſſiſchen Sprache entdeckt. Darin, wie ſchon manche ſachkundigen Kritiker in Rußland ſelbſt in deutſcher Sprache bemerkt haben, hat er als lyriſcher Dichter, vielleicht auch in keiner andern Literatur, ſeines Gleichen; worin ihn freilich das

Eigenthümliche der ruſſiſchen Sprache unterſtützt. — In vielen Wortbildungen, Klängen und Rhythmen erinnert er an den verſtorbenen Grafen Platen, nur daß Jaſikow ſolche Bildungen nicht in ausländiſchen Formen, ſondern in ganz volksthümlichen anwendet. Platens »weltumſegelnde Gedanken« iſt z. B. ein recht Jaſikow'ſcher Ausdruck. Ein ganzes Bild in einem einzigen Worte zu geben, darin hat die ruſſiſche Sprache eine Verwandtſchaft mit der orientaliſchen.

Jaſikow iſt ein reiner Lyriker. Erzählende Gedichte ſind ihm bis jetzt wenig gelungen, und den frühern Gedanken, ein Drama zu ſchreiben, hat er ſelber aufgegeben. Dafür iſt er im Gebiet des Lyriſchen unendlich reich. Von Studenten- und bacchiſchen Liedern oder von ſeinen Elegien erhebt er ſich zu den erhabenſten Pſalmen und Hymnen. Er iſt religiös; aber nicht wie Derſhawin orthodox-philoſophirend, ſondern, mit Uebergehung alles Dogmatiſchen, bibliſch erhaben und bildlich und zugleich mohammedaniſch orientaliſch. — Jetzt, ſo viel bekannt, vollendet er die Bearbeitung eines in Rußland ſehr populären Mährchens von italieniſchem Urſprung, — des

„Glutvogels," einer Art ruſſiſchen Phönix. Bei Jaſikows Phantaſie und Talent für halb ſüdliche, halb ruſſiſche Sage, läßt ſich von dieſem Verſuche in einer ihm neuen Gattung das Beſte hoffen.

Jaſikow hat, wie Delwig, ein phlegmatiſches Anſehen. Wenn man ihn im Studentenkittel, mit einer Pfeife im Munde, ſitzen ſieht, ſo nimmt man ihn eher für einen deutſchen Studenten, als für einen ruſſiſchen Bojarenſohn. Hinter ſeinem Aeußern, beſonders in den ruhigen Augenblicken, ſucht man auch durchaus nichts Lyriſches, beſonders nichts von ſeinen aufſtürmenden — ſo kann man ſagen — Donnerwetter-Geſängen. Wenn er jedoch begeiſtert, und mit einem Pokal Champagner in der Hand, ſeine ſchönen Gedichte eben ſo ſchön und eigenthümlich vorlieſt, mit dem Kranze geſchmückt, den ihm ſeine Freunde auf die Stirne drücken, ſo erinnert er in ſolchen Augenblicken ſeinem ganzen Ausſehen nach an den bekränzten Gott Dionyſos.

Seine Gedichte ſind in den Dorpater Jahrbüchern von einem dortigen deutſchen Profeſſor würdig und geiſtreich beurtheilt, einige auch, von dem Kritiker überſetzt, als Proben der Rezenſion beigegeben worden.

Jaſikows Aufenthalt in Moskau, wo er ſeit einigen Jahren von Zeit zu Zeit lebt, hat das Volksthümliche in ihm noch mehr entwickelt. Der Anblick des Kremls, dieſes Palladium Rußlands, den er ſo ſchön beſungen, ſo wie andere Erinnerungen der Vorzeit nähren ſeine Begeiſterung. Jung, wie er iſt, mit noch nicht ganz entfalteten Gaben, gibt Jaſikow die ſchönſten Hoffnungen, und kann als Uebergang zur jüngern Dichterperiode betrachtet werden.

Zu derſelben Schule und Periode gehört einigermaßen auch der den Jahren nach ältere (im Jahr 1780 geborne) Koſlow, der in der großen Welt gern geſehen, die Literatur liebend, aber mit ſchlummerndem Beruf für ſie, nur die Vergnügungen und Thätigkeiten der großen Welt verfolgte, bis er um ſein vierzigſtes Jahr durch eine ſchwere Krankheit des Gebrauchs ſeiner Füße beraubt, ſich der Poeſie zuwendete. Zum frühern franzöſiſchen und Italieniſchen machte er ſich auch noch mit der engliſchen Sprache und Literatur

bekannt. Bald verlor er auch ſein Geſicht, und nun ging ihm der volle Tag der Poeſie auf. Er trieb noch deutſche Sprache und Literatur. — In dieſer Welt der Erinnerung und Einbildungskraft findet er reichen Erſatz für ſein früheres Weltleben, und die Liebe der Frauen iſt ihm dahin gefolgt, — er iſt der Lieblingsdichter der ruſſiſchen Damen geworden.

Unter den eigentlichen Schülern Puſchkins iſt noch der jüngere Dichter Podolinsky zu nennen, neben Koſlow beſonders auch durch weiblich-zarte Grazie ausgezeichnet. Er iſt zuerſt mit einem Gedicht: „Dews und Peri“, nach einer Epiſode aus Moors Lalla Rook aufgetreten. Seitdem aber hat er ſeinen Ruf durch kleinere und größere Gedichte erweitert.

Dritte Dichtergruppe.

Wenewitinow.

Wir treten aus bereits geſchloſſenen Kreiſen der ruſſiſchen Poeſie in einen, der ſich eben erſt in unſern Tagen bildet. Der Charakter dieſer neuen Periode iſt noch nicht vollſtändig ausgeprägt; ehe wir ihn anzudeuten verſuchen, müſſen wir einige Bemerkungen vorausſchicken.

Die deutſche Philoſophie iſt weit früher, als in Frankreich und England, wo es heute noch am rechten Sinn für dieſelbe fehlt, in Rußland bekannt geworden. Schon Ende des vorigen Jahrhunderts hatte man Katheder für die kantiſche Philoſophie auf der Univerſität zu Moskau. So iſt denn auch, etwa vor ſiebzehn Jahren, durch einen aus Deutſchland heimkehrenden jungen ruſſiſchen Gelehrten die Schelling'ſche Naturphiloſophie nach Rußland, namentlich nach Moskau, verbreitet worden. Einzelnen Gelehrten war ſie ſchon vorher bekannt und wurde ſogar von ihnen öffentlich

vorgetragen; ſeitdem aber machte ſie, durch beſondere Umſtände begünſtigt, ein außerordentliches Glück unter der jüngern Generation. Weiter brachte nun dies faſt zufällig angeregte Studium der Naturphiloſophie einer Seits auf das Studium der frühern deutſchen philoſophiſchen Syſteme zurück, anderer Seits aber auch auf die Bekanntſchaft mit den deutſchen Aeſthetikern und Kritikern der Schelling'ſchen Schule. Dieſe bereiteten einen Uebergang zu den deutſchen Dichtern, beſonders zu Goethe und Schiller, durch welche man nun immer weiter zu den Engländern, im Beſondern zu Shakeſpeare geführt ward. Bald wurde das ganze Gebiet der ſ. g. romantiſchen Poeſie von der jungen Generation mit Begeiſterung in Beſitz genommen. — Was früher, vorzüglich ſeit Shukowsky, nur Einzelnen zugänglich war, iſt jetzt zum Eigenthum und zum Erforderniß Aller geworden, die auf Bildung Anſpruch machen. Mit einem Worte: die deutſche Literatur hat ſich ſeitdem in Rußland der franzöſiſchen gleich geſtellt und feſte Wurzel gefaßt. — Aber nicht bloß in Verbreitung des deutſchen Geſchmacks und deutſcher Richtungen unterſcheidet ſich die junge Generation

von der frühern; sie will noch viel mehr ein tieferes Eindringen, ein philosophisches Ergründen jener Richtungen des deutsches Geistes. Wie Schiller ein Liebling der Shukowskyschen Periode war, so sind zu Lieblingen der jetzigen Generation Goethe und Shakespeare geworden. Es genügte nicht mehr, die Poesie auf Gefühl allein — so edel und erhaben es seyn mag, zu beschränken; man wollte mit dem Fühlen auch das Denken befriedigt sehen, und die Erscheinungen der Welt als Symbole des Geistes begreifen.

Der Dichter, der zuerst diese neue Richtung einschlug, der im Leben eine tiefere Bedeutung suchte, und sich zur Aufgabe die Vermählung des Gedankens mit der Phantasie setzte, war Wenewitinow. — Jeder, der ihn entweder persönlich kannte, oder seine wenigen Gedichte zur Lieblingslectüre gemacht hat, kann nicht ohne tiefen wehmüthigen Eindruck seiner gedenken. — Er war in Moskau geboren und im väterlichen Hause erwachsen, bekam eine ausgezeichnet klassische Erziehung, war mit den alten — so wie mit der deutschen und französischen Sprache sehr vertraut, und machte nicht nur in den s. g. humanen, sondern auch in

den philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften ernſte Studien. — So lange er im Familienkreiſe bei freien Studien zubrachte, nämlich bis in ſein 21ſtes Jahr, hat er faſt gar nicht — und das Wenige nur für ſich allein gedichtet, ohne nur inne zu werden, daß er zum Dichter geboren war. Obgleich er Homer, Shakeſpeare und beſonders Goethe, ſeinen Lieblingsdichter, ſtudirte und ſogar einige Scenen aus deſſen Fauſt, ſo wie Künſtlers Erdewallen bereits in Moskau überſetzt hatte, blieb er doch zu ſehr in ſeinen Plato und Schelling vertieft, um ſich der Poeſie gänzlich und rückſichtslos hinzugeben.

Im Spätherbſt des Jahres 1826 riß er ſich von ſeiner Familie los, und ging nach Petersburg, um dort im Miniſterium des Auswärtigen ſeine ſchon in Moskau betretene Dienſtlaufbahn fortzuſetzen. Schon im März des folgenden Jahres wurde er von einer Bruſtentzündung ergriffen und kaum 22 Jahre alt hingerafft. — Wie kurz war ſeine Dichterlaufbahn! Man möchte ſagen, die innere, auf einmal aufgeloderte Flamme derſelben hätte ihn verzehrt. Denn wirklich erſt in Petersburg, und zwar durch die ihm ungewohnte

Trennung von den Seinigen, so wie durch eine platoniſche, ſeltſame Liebe zu einem weiblichen ſchönen, poetiſchen Weſen, welches aber weit älter als er — und in Moskau zurück geblieben war, hatte ſeine Dichtergabe ſich wie eine jener prachtvollen Blumen plötzlich entfaltet, die nur eine warme Frühſtunde lang blühen. — Die Gedichte, die er während dieſer kurzen Zeit ſchrieb, machen ein ziemlich ſtarkes Heft aus. In dieſen rein lyriſchen Gedichten, die alle, ſo zu ſagen, den Goetheſchen Tiefſinn mit Schillerſcher Jugendbegeiſterung verbanden, berührt er die blühendſten und glanzvollſten Höhen des menſchlichen Lebens, — die Liebe, die Freundſchaft, die Kunſt, die Phantaſie, den Ruhm, — Alles mit einer tiefen und ſelbſtbewußten Sympathie des Daſeyns. Aeußerſt merkwürdig iſt es, daß er in einem ſeiner ſchönſten — etliche Tage vor ſeiner tödtlichen Krankheit niedergeſchriebenen Gedichte „Dichter und ſein Freund“ — mithin in den Augenblicken des friſcheſten und geſundeſten Lebens, ſeinen nahen Tod wünſcht und weisſagt. Er läßt darin den Freund von Poeſie, Liebe, Ruhm ſprechen, die der Dichter aber, indem er dieſe Güter des Lebens tief

und schön bezeichnet, alle zurückweist als Glücksgaben des Himmels, deren die Welt unwerth sey. Wenewitinow schließt sein Gedicht mit einem dem Freund in den Mund gelegten Nachworte, worin gesagt wird, der Dichter habe das Gewünschte erlangt, und sey mit dem nächsten Frühling in die Welt seiner Sehnsucht hinüber gegangen. Der Schlußvers lautet: „Wie kurz gelebt, — wie tief erkannt das Leben!“ Dieser letzte Vers seines letzten Gedichtes, der das kurze Leben des Dichters so scharf bezeichnet, ist zu seiner Grabschrift genommen worden.

Während seiner Krankheit war Wenewitinow in beständiger poetischer Aufregung. Aus jenen Augenblicken sind noch einige mit Bleifeder hingeworfene Bruchstücke übrig geblieben. Seine Aufregung war so mächtig, daß alle seine Gedanken, die er den ihn umgebenden Freunden aussprach, in poetischer Form und Sprache laut wurden. — Er hatte die Absicht, während seines Aufenthaltes in Petersburg einen Roman zu schreiben, dessen Plan nur seinen innigsten Freunden vertraut wurde, und der nicht zur Ausführung gekommen ist. In diesem Romane von einfacher aber ergreifender

Verwicklung wollte er seine poetisch-philosophischen Ansichten des Lebens niederlegen.

Seinen Gedichten glich seine Persönlichkeit. Wenewitinow war ein schöner, edelgewachsener Jüngling. Seine hohe Stirne, seine schönen, sinnigen Gesichtszüge, Augen mit einwärts gekehrtem Blick und seine äußerst bewegliche Physiognomie hatten etwas so Anziehendes, daß es nicht bloß Frauen ergreifen und bewegen mußte, sondern daß auch nicht leicht ein Mann, ohne eingenommen zu werden, sich ihm nähern konnte. — Wird man nicht durch die Geistesart und das Geschick Wenewitinows an Novalis erinnert?

Zehn Jahre sind nun verflossen, seit er in die Heimat seiner Ideale zurückgekehrt ist. Jedes Jahr an seinem Todestage versammeln sich die hinterbliebenen Freunde, um in tiefer Gemüthsversammlung den Tag und ein theures Andenken zu feiern.

Da Wenewitinow, so entschieden mit poetischer Flamme begabt, zugleich auch ein scharfsinniger und tiefer Denker war, der die Kunst und Philosophie mit dem Leben innig zu verbinden suchte; so hat man allen Grund zu behaupten, daß bei längerem Leben des Dichters sein lyrisches Lodern

ſich allmählig gemäßigt hätte und in eine ruhigere, epiſche Stimmung übergegangen wäre. Sein Gedanke, einen Roman zu ſchreiben, deutet ſchon auf dieſe neue Richtung hin. Schwerlich möchte er jemals ein ſyſtematiſcher Schul-Philoſoph geworden ſeyn; aber gerade durch eine Verbindung philoſophiſchen Tiefſinns mit poetiſcher Anſchauung hätte er vielleicht deſto tiefere Blicke und Aufſchlüſſe über die Geheimniſſe des Lebens gewonnen, und ſie der Welt vielleicht in Form der platoniſchen Geſpräche, die er ſo liebte, übergeben. Jedenfalls hätte Wenewitinow bedeutend Schönes und Großes hervorgebracht, wozu ihm nach allen Merkmalen das wahre Genie nicht fehlte.

Chomäkow.

Von frühſter Jugend ein Freund Wenewitinows, und wie dieſer innerhalb des elterlichen Hauſes zu einer klaſſiſchen Bildung erzogen. Schon ſein

Geburtstag, der 1. Mai 1804, kündigte in dem Jubel der Frühlingsfeste, mit denen man in Rußland diesen Tag feiert, einen Poeten an. Doch gönnte ihm anfangs ein kriegerischer Geist keine dichterische Ruhe. Kaum 17 Jahre alt, gleich nach der ersten Nachricht vom Aufstande der Griechen im Jahre 1821, entfloh er heimlich von Hause, mit der Absicht, in Griechenland für die Sache der Griechen zu kämpfen. Seine Eltern aber nahmen seine Flucht früh genug wahr, um ihn einzuholen und zurück zu halten. Um aber seinem kriegerischen Geiste einige Befriedigung zu gönnen, gab man ihn zu einem Küraſſier-Regiment, aus welchem er in die Garde überging. Doch die Zeit war ruhig und auf Krieg keine Aussicht. Chomäkow verließ also 1825 den Militärdienst. Er hatte sich früher viel mit Malerei beschäftigt; allein er gab, wie es scheint, aus Mißtrauen in sein Talent für die Kunst, den Pinsel auf. Er ging nach Paris, und man wird glauben — um die große Stadt zu sehen und ihre Herrlichkeiten zu genießen. Aber nein! Er wollte sich nur von Freunden und Bekannten entfernen, um den lang gehegten Plan eines Trauerspiels

auszuführen. Der Gegenstand war Jermak, der bekannte Eroberer Sibiriens. — Nach Shukowskys Uebersetzung der Jungfrau von Orleans ist dies Stück das erste in fünffüßigen Jamben geschriebene russische Drama. Außer vielen lyrischen Stellen, die zu den schönsten Tönen seiner Lyra gerechnet werden können, enthält Chomäkows Trauerspiel auch einige echt-dramatische und originelle Scenen; das Ganze trägt aber das Gepräge eines jugendlichen Gemüths, und erinnert durch das Idealisirte unwillkürlich an Schiller, der damals Chomäkows Lieblingsdichter gewesen zu seyn scheint. Später kam das Stück auf die Bühne und machte Glück. In Paris hielt er sich nicht länger auf, als er brauchte um sein Stück zu vollenden und die Merkwürdigkeiten, besonders auch Talma und das Theater zu sehen; reiste dann nach der Schweiz und Oberitalien, besuchte Ungarn und verschiedene ostwärts von Deutschland zertrümmerte Slawenstämme, und kam kurz vor dem Türkenkriege nach Rußland zurück. Da fand er denn endlich Befriedigung seiner kriegerischen Lust. Wie sein Freund Wenewitinow mitten im heitersten Beruf eine lebhafte Todesahnung — so hatte Chomäkow

vor ſeinem Feldzuge das überzeugendſte Vorgefühl, er werde nicht nur am Leben, ſondern auch unverletzt von jeder feindlichen Waffe bleiben. Dieſe Vorausſage brachte er nicht etwa durch feige Selbſtſchonung in Erfüllung, vielmehr ſuchte er jede Gelegenheit auf, ſeinen kaltblütigen Muth zu üben. Auch wurde er zum Adjutanten eines der tapferſten ruſſiſchen Generäle befördert, wo er denn während des zweijährigen Feldzugs beſtändig in der Vorhut und auf Vorpoſten dem Feuer und den Säbeln der Türken ausgeſetzt war. Und in der That blieb er wie durch einen Zauber unverletzt.

Gleich nach dem Friedensſchluſſe legte er den Säbel ab, und griff wieder zur Feder. Neben vielen ſo tief gedachten als empfundenen lyriſchen Gedichten brachte er ſein zweites Trauerſpiel — den falſchen Demetrius. Dies etwa acht Jahre nach dem erſten geſchriebene Trauerſpiel zeigt große Fortſchritte in der dramatiſchen Behandlung; man ſpürt ein fleißiges Studium Shakeſpeares, rein lyriſche Stellen ſind ſeltner, die Charaktere hiſtoriſch treuer und objektiver; der Held ſelbſt aber, obwohl den geſchichtlichen Hauptzügen ähnlich, erinnert doch an den Dichter und ſeine Sympathien

Abweichend von der Schiller'schen Auffassung weiß der Held wohl, daß er ein Betrüger ist: aber er fühlt sich als Russe, er liebt Rußland, dessen Ruhm und Größe, und voll ritterlichen, kriegerischen Geistes faßt er für die Zukunft seines Reiches die schönsten Hoffnungen und entwirft Pläne, die Türken zu besiegen, und ihre fruchtbaren Provinzen zu erobern. — Daß der falsche Demetrius sehr ritterlich gesinnt und ein Verehrer Heinrichs des Vierten war, ist bekannt; ob er aber Rußland in der Weise liebte, wie der Dichter selbst, bleibt noch sehr zweifelhaft. Mehrere Scenen des Trauerspiels, wie jene des Demetrius mit Marina, dann mit seiner angeblichen Mutter, ihre innern Kämpfe u. d. gl., sind hochdramatisch aufgefaßt und meisterlich ausgeführt.

Chomäkow hat in diesem Trauerspiel, gleich Puschkin im Boris Godunoff, manche echtrussischen Abbilder zum ersten Mal vorgeführt, so zum Beispiel einen alten blinden Rhapsoden, Psalmensänger und zugleich Bettler, der das schwankende Gewissen der Mutter befestiget, und sie zum Entschlusse bringt, den falschen Sohn zu verwerfen, wodurch die Katastrophe beschleunigt wird. Ferner

finden wir einen rein-ruſſiſchen Narren im Hauſe des Schujsky. — Früher hat ſchon Puſchkin in einem unvollendeten, nur in Fragmenten bekannten Roman aus Peters des Großen Zeit eine Närrin in ſeiner meiſterhaft gedrängten Weiſe gezeichnet; — ebenwohl eine ganz ruſſiſche Erſcheinung, die ſich noch jetzt fortpflanzt und von einem Narren dadurch unterſcheidet, daß ſie mehr geſchwätzig und humoriſtiſch — während der Narr mehr geiſtreich iſt.

Wir müſſen hier noch einer verwandten Erſcheinung gedenken, deren wir ſchon bei Puſchkin hätten erwähnen ſollen. Dieſer hat nämlich in ſeinem Boris Godunow einen — wie ſie heißen — nackten Bruder eingeführt, eine rein orientaliſche Figur, an die indiſchen Gymnoſophiſten erinnernd. Ein ſolcher gilt für heilig, er iſt kein Spaßmacher mehr, er iſt ein Wahrheitverkündiger. Er iſt, wie auch bei Puſchkin, halbverrückt, oder will ſo erſcheinen; er ſpielt mit den Kindern als ein Kind und läßt ſich von ihnen auslachen; aber ſobald Boris aus ſeinem Pallaſte tritt, erhebt er ſich um dieſem Königs- und Heiligenmörder (denn der echte Demetrius galt für heilig) auf ſeine paraboliſche

Weiſe und durch Anſpielungen die härteſten Wahrheiten zu ſagen und furchtbare Erinnerungen zu erwecken. Solche nackte Heilige, die ſogar in ruſſiſcher Winterszeit in langem Hemde baarfüßig und baarhäuptig umherſchlendern, ſind noch jetzt nicht ſelten, und werden vom Volk und den Frommen für heilig gehalten. Gewöhnlich ſind es exaltirt-fromme Leute, die oft als männliche Pythoniſſen die Gabe der Weisſagung beſitzen. — Unter den ruſſiſchen Schismatikern findet man Sekten, unter denen Schulen und Verſammlungen ſolcher Weisſager eingerichtet ſind. Man ſetzt ſich in einem engen Kreiſe, und während Einer oder Eine in deſſen Mitte wirbelt, ſingen die Uebrigen beſondere, rhythmiſch gemeßne Lieder mit ſtreng gehaltnem Takt, den man immer mehr drängt und beſchleunigt, bis der in der Mitte Wirbelnde vom Schwindel ergriffen zu Boden taumelt, und nun auf die an ihn gerichteten Fragen in Vers und Reim prophetiſch antwortet.

Kehren wir zu den Narren zurück. Sie beſtanden in Rußland von jeher. Der Berühmteſte, im Volksgedächtniß Fortlebende, und von dem hundert und hundert Späſſe, alle echtruſſiſchen

Witzes und Humors, erzählt werden, ist Peters des Großen Hofnarr, Freund und Blitzableiter, der seinem Gebieter und auch Andern viel Gutes und Ersprießliches geleistet hat, — Balakirew. Es wurden auch später noch Narren am Hofe gehalten bis auf Katharina die Zweite, die nur einen vornehmern Spaßmacher duldete — Narischkin. Ganz ausgegangen ist der Schlag der Narren noch heute nicht. Wer vor 15 Jahren die Gesellschaft von Moskau besuchte, erinnert sich gewiß eines sehr originellen und geistreichen öffentlichen Narren — Iwan Saweljitsch, der noch lebt, wohl aber der letzte seines Gepräges zu seyn scheint.

Chomäkow beschäftigt sich jetzt mit einem dritten Trauerspiel, dessen Gegenstand aus derselben Periode der russischen Geschichte genommen ist. Wir hoffen, daß sein falscher Demetrius, gewiß bis jetzt das beste russische Trauerspiel, der Uebergang zu einem dramatisch noch vollkommneren Werke seyn werde.

Die lyrischen Gedichte Chomäkows schließen sich am nächsten an die Wenewitinows, besonders die früheren. Man sieht ihnen an, daß beide Dichter, von gleichem Geiste bewegt, aus derselben

Quelle geſchöpft haben. In ſeinen ſpätern entwickelt Chomäkow ſchon neue, ihm eigenthümliche Gedanken. Es iſt hauptſächlich eine ganz originelle, ſo zu ſagen aufgeklärte Vaterlandsliebe. Man darf ſich nichts Philiſterhaftes und Gemeines dabei denken. Chomäkow iſt Slawe, Ruſſe, und mit außerordentlich lebendigem, oft zu Grellparadorem führenden Geiſte entwirft er ſchöne Utopien für den Slawenſtamm. Alles in dieſem Stamme weiß er geiſtreich zu erklären und zu rechtfertigen; er richtet alle Kräfte der Slawen nach einem großen Ziel. Man möchte ihn für einen Propheten Rußlands und des Slawenthums anſehen. — So eigenthümlich ruſſiſch, ſo originell orthodox iſt er auch. Er beobachtet die geringſten Vorſchriften der Kirche. So hat er in Paris alle ſtrengen Faſten der Ruſſen gehalten, und ſich mit Brod und Gemüſe begnügt. Seine Orthodoxie aber wie ſeine Vaterlandsliebe ſind ſo zu ſagen hiſtoriſch, inſofern er nämlich Rußland, wie es iſt, als eine große Thatſache nimmt, deren man ihre ruhige Entwicklung laſſen müſſe, ſo daß nichts National-Eigenthümliches geſtört werden dürfe.

In diesem ausgezeichneten Manne scheint der Geist vorherrschend und sich in ungewöhnlicher Höhe und Breite zu entfalten. In seinem erstaunlichen Gedächtnisse besitzt er einen unermeßlichen Schatz von Thatsachen aus allen Wissenschaften, was um so mehr zu bewundern ist, als er von seinem siebenzehnten Jahre an fast beständig ein Nomadenleben geführt hat. Was er aber einmal gehört und gelesen, bleibt ihm immer. Dies ungeheure Gedächtniß erstreckt sich auch auf Namen und Zahlen. Er kennt gründlich vier bis fünf ausländische Sprachen mit ihren Literaturen. Es gibt keinen hervorragenden Dichter, von welchem er nicht das Beste auswendig wüßte. Seinen Liebling Shakespeare hat er von vorn bis hinten im Kopfe. Dadurch wird seine Unterhaltung ungemein interessant und belehrend. Er gehört zu den wenigen Männern, die, wie Alexander Humbold, viel sprechen, ohne die Zuhörer zu ermüden. Seine Gedanken sind originell, fruchtbar, oft sophistisch. Doch ist er selbst immer consequent, so daß, wenn man ihn als sehr gewandten Dialectiker bekämpfen will, man zu seinen ursprünglichen Grundsätzen zurückkehren muß. — So viel

ſelbſtſtändige Geiſtesfähigkeit thut indeß ſeiner Phantaſie keinen Eintrag, wenn auch vielleicht ſeinem Gefühle. Wenigſtens geſteht er ſelber, daß er in ſeinem Leben das Gefühl der Liebe noch nicht empfunden habe. In einigen Gedichten an Frauen ſpricht er von dem Stolze ſeiner Dichterſeele, die ſich der Liebe zu unterwerfen verſchmähe. — Entweder hat er nun für dieſen Stolz geſtraft werden ſollen, oder das Glück der Liebe war ihm abſichtlich ſpäter beſtimmt: wir hören nämlich, daß er ſich ſeit etlichen Monaten verheirathet hat. Ein Mann, wie er, hat dies nur aus Liebe gekonnt, und ſo hoffen wir, daß ein ſo neues, mächtiges Gefühl auch auf ſeine Poeſie einen günſtigen Einfluß haben werde.

Als Probe der jüngſten Dichterſchule, auf die Rußland ſeine Haupthoffnungen ſetzt, fügen wir ein Gedicht Chomäkows, das vor einem Jahre in einer ruſſiſchen Zeitſchrift erſchienen und ein politiſches Bekenntniß iſt, in möglichſt treuer Ueberſetzung bei.

An England.

Herrlich Eiland, wunderhehres!
du der Untermondwelt Pracht,
und im blauen Ring des Meeres
allerſtrahlendſter Schmaragd!

Hort, der ſeine Freiheit ſchirmet,
und zermalmt feindfelgen Haß,
grauer Ocean umthürmet
dich mit ſeinem ew'gen Naß.

Grundlos, endlos hingezogen
übt er Groll an jedem Land,
nur gehorſam, nur gewogen
dir liebäugelnd zugewandt.

Nur vor dir bezähmt er toſend
ſeiner Springflut wilde Luſt,
und umarmet liebekoſend
deiner Ufer weiße Bruſt.

Du als Liebling anzuſchauen,
gnadenſpendender Natur!
Völker wimmeln in den Gauen,
ha, wie blühet deine Flur!

Machtvoll deine breiten Flaggen
weh'n, ſo weit die Woge braust;
blutig ob der Erde Nacken
flammt das Schwert in deiner Faust.

Und wie hell des Wiſſens Krone
dir ſich um die Schläfe zieht!
Haſt — wie hehr! durch jede Zone
Deiner Dichter Sang geſprüht.

Von entfernten Thronen ſtreben
Herrſcherblicke ſcheu dir zu,
welch' Geſetz du ihnen geben
möchteſt, welch' Verhängniß, du! —

Aber, daß du voller Tücke,
daß du voller Hochmuth biſt,
und daß dir vor eignem Glücke
Gottes Spruch geringer iſt; —

daß du Gottes Heiligthume
feſſelſt mit ruchloſer Hand,
und dem eignen eiteln Ruhme
ſie zum Fußgeſtell gebannt:

Wird einſt, Königin der Meere,
kommen — ja er naht, der Tag,
welcher Glanz, Ruhm, Purpur, Ehre
wandeln wird in Traum und Schmach.

Deiner Hände Blitz erkalten
und dein Schwert wird nicht mehr sprühn;
hellen Geistes Gnadewalten
wird von deinen Söhnen ziehn.

Und zu anderm Land von Frommen,
glaubenstreu und wunderbar,
wird des Erdballs Herrschaft kommen —
kriegsgewaltig, geistesklar!

Benediktow.

Dieser jüngste der russischen Dichter ist Ende 1835 mit einem Band Gedichte aufgetreten, die, obgleich in vielen Exemplaren gedruckt, im Frühjahr 1836 schon eine zweite Auflage foderten.

Benediktow hatte im Kadettencorps seine Erziehung bekommen, und die drei letzten Kriege mitgemacht, als er mit Wunden und Ehrenzeichen geschmückt in das Ministerium der Finanzen trat. Daß er Verse schrieb, wußte Niemand; es war

für ihn ſelbſt ein innerer Drang, ohne daß er auch ein Bedürfniß gehabt hätte, das Gedichtete der Welt mitzutheilen. Da kommt eins Tags eine Freund zu ihm, ein Literat, und überraſcht ihn beim Dichten. Er muß ſeine Poeſien einbekennen, dem inſtändigen Freunde Einiges davon vorleſen, und dieſer iſt erſtaunt über das unvermuthete Talent, entzückt über die unerwartete Schönheit der Gedichte. So werden denn dieſe veröffentlicht, und ganz Rußland lieſt ſie. —

Dem Geiſt und der Richtung nach muß Benediktow den oben genannten Dichtern dieſer Gruppe beigezählt werden. Wie bei jenen beiden, findet ſich auch bei ihm nichts Frivoles, nichts Franzöſiſches, keine kranke Geiſtesſucht; überall iſt tiefer Ernſt, Tiefe des Gedankens und des Gefühls. Alle bisher von ihm erſchienenen Gedichte ſind rein lyriſch, und außer einigen wunderſchönen Elegien voll trauernden Zartgefühls und Grazie, ſind die meiſten den großen Erſcheinungen der Natur gewidmet. — Benediktow ſoll ſich vorzüglich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigen, und ſeinen Gedichten ſieht man es an, daß ſeiner Kenntniß der Natur ſich ein tiefes Mitgefühl für ſie zugeſellt. Er iſt nicht

im gewöhnlichen Sinn naturbeschreibend; eher sollte man ihn naturabspiegelnd nennen, insofern jede starre Naturerscheinung sich in der klaren, bewegten Seele des Dichters gleichsam regt und in ihrer tiefen Bedeutung belebt. Denn darin liegt Benediktows Eigenthümlichkeit, daß er in jeder Erscheinung — möchte man sagen — den ursprünglich göttlichen Gedanken entdeckt und in seiner schönen Poesie enthüllt.

Nachdem er so plötzlich zu einer Celebrität in Rußland gekommen ist, bleibt er wie früher zurückgezogen und der großen Welt fremd. Shukowsky und Puschkin hatten große Mühe, ihn an sich zu locken. — Man kann von den drei Dichtern dieser Gruppe sagen, daß Wenewitinow die Erscheinungen des innern Lebens, Chomäkow die der Geschichte, und Benediktow die Erscheinungen der Natur zum Gegenstand ihrer Begeisterung genommen haben. Auf diese Weise umfassen sie gemeinschaftlich das ganze Gebiet des Denkens, — das ganze Universum.

Wir theilen auch von diesem Dichter ein kleines Gedicht mit, welches, erst nach der Herausgabe seiner Gedichte geschrieben, sich in der Sammlung

nicht findet, ſondern uns brieflich aus Rußland zugekommen iſt.

Die Gebirgskuppen.

Vereist von überwolk'gem Wehen,
umhüllt mit einem Nebelkleid,
ſtehn vor mir majeſtät'ſche Höhen,
wie eine Rieſenſchaar gereiht.
Ich grüß' euch, ihr voll Wunderſchöne,
der Schöpfung Träger ungebeugt,
des ſtolzen Erdballs Aufruhrſöhne
im Himmelsflug des Staubs gezeugt.
Das Irdiſche hat ſich entrungen
der Schwere traurig-dunkelm Band,
unmuthig ſeiner Niederungen,
begeiſtrungskühn ſich aufgeſchwungen,
wo es das Reich der Blitze fand.
Noch höher flog's, doch es entdeckte
die Ewigkeit hier ſtumm und groß;
die Stirne fror ihm, die erſchreckte,
Empörungsglut barg ſich im Schooß.
Nun ſieh', wie die uralten Maſſen
ſich an den höchſten Wolken faſſen.
Erdfremd und fremd dem Sternenlauf,
ob auch der Donner grollt, ſie wollen
nicht mehr zur alten Niedrung rollen,
und können doch nicht himmelauf.

Gebirge, kühn umher zu blicken,
erhebt ihr uns zum höchsten Stand,
vor euch entblößt mein Haupt zu bücken,
iſt mir das frohſte Herz entbrannt.
Zu knien an euern Felſenfüßen
ſey mir, des Staubes Sohn, erlaubt;
den Himmel dann als Sohn zu grüßen,
betret' ich euer brauſend Haupt.

Wir haben früher von einer Poeſie des Ausdrucks geſprochen; und allerdings hatten die vorausgegangenen Perioden vor Allem das Organ der Sprache auszubilden. Dieſe jüngſten Dichter, die wir eben verlaſſen, können nun ſchon mehr des eigentlichen Kerns aller Poeſie ſich bemächtigen. Im Vortheil der entwickelten Sprache, verbinden ſie auf freiere Weiſe durch Phantaſie die Gedanken und Gefühle. Dieſe Periode läßt ſich ſchon durch Poeſie des Gedankens, des Geiſtes characteriſiren. —

Zu dieſer jüngſten Gruppe gehört noch Schewirew als Dichter. Da er aber in letzter Zeit entſchieden in die kritiſche Laufbahn getreten iſt,

ſo werden wir ihn ſchicklicher unter den Kritikern behandeln. — Noch andre jugendliche Dichter derſelben poetiſchen Richtung haben ſich noch nicht entſchieden ausgeſprochen, um characteriſirt zu werden. So viel aber läßt ſich ſagen, daß die Poeſie, beſonders die lyriſche, eine neue Bahn genommen hat, von welcher das Beſte zu erwarten iſt.

Novelliſten.

Seit Shukowsky haben wir es hauptsächlich mit lyrischen Dichtern zu thun gehabt. Nur Puschkin ist außer seinen lyrischen und dramatischen Leistungen auch im Epischen entschieden hervorgetreten; einige seiner Satelliten, wie Baratinsky, sind ihm gefolgt; doch immer hat das Lyrische wieder überwogen; ihre besten Sachen sind lyrisch. — Wenn wir nun zu den erzählenden Dichtern übergehen, so werden wir fast nur Novellisten im engern Sinne finden, da Rußland bis jetzt weder epische noch bedeutende Romandichter besitzt.

Im Epischen sind, außer dem nicht vollendeten Versuche Lomonossows über Peter den Großen, aus den vorigen Jahrhunderten zwei große Heldengedichte von Cheraskow überkommen: „Wladimir“ und „Rossiada.“ Letztere besingt die Eroberung Kasans von Johann dem Vierten. Sie sind nach dem klassischen — die beiden letzteren besonders nach dem französisch-klassischen — Maßstabe gearbeitet. Wenn aber Voltaires geschminkte Henriade

kein Glück machte, so konnten es wohl noch weniger solche bloße Nachahmungen. Seitdem sind Petroiden, Alexandroiden und andre „Iden“ aller Art gedichtet worden — mit vieler Mühe, um leicht vergessen zu werden. — In der Romangattung gehören, so viel wir wissen, die ersten Versuche demselben Wagehals Cheraskow; er hat Numa Pompilius, Cadmus und Harmonia, so wie andre geschrieben, deren Namen schon den Appetit verderben. — Ganz anderes Aufsehen erregten einige Novellen Karamsins, noch vor seiner Reise, also jetzt beinahe vor 30 Jahren, geschrieben. In einer derselben wird sehr rührend das Mißgeschick eines armen Mädchens erzählt, das von einem jungen Weltmanne verführt, sich in einem Teich ersäuft. Dieser dicht an Moskau liegende Teich hat seitdem den Namen der Heldin jener Novelle erhalten, und die „arme Lisa“ selbst viele Jahre lang eine Menge „armer“ — Teufel männlichen und weiblichen Geschlechts ins Leben gerufen, einer armseliger als der andre. Die russische Novellen-Literatur ward auf längere Zeit zu einer Armenanstalt, und aus dem Schicksalsteiche, hinter der armen Lisa Sprung, stiegen wie Blasen

die Novellen auf. — Das bedeutendste Produkt Karamsins in dieser Gattung ist ein kleiner historischer Roman „Marva Posadniza," — eine Heldin der Nowgorodschen Freiheit. — Während der beinahe zwanzig folgenden Jahre ist in der russischen Literatur dieser Gattung nichts erschienen, außer den Romanen von Nareshnij, die dem Leben treu nachgebildet, aber nur der gemeinen Seite des Lebens dienstbar sind. — Der Erste, welcher der Novelle und dem Romane eine neue Richtung gegeben hat, ist

Marlinsky.

Seine ersten Erzeugnisse fallen in die Jahre 1822 und 1823, und sind zuerst in Almanachen erschienen. Er, damals noch unter seinem Familiennamen Bestushew, und ein anderer Dichter Rilejew haben den ersten Almanach in Rußland nach dem Muster der deutschen Almanache herausgegeben; ein fruchtbares Produkt, insofern es eine zahlreiche Nachkommenschaft von Almanachen hatte,

in welchen lange die meiſten kleineren Erzeugniſſe der ſchönen Literatur erſchienen. Jene beiden Freunde waren in die Empörung vom 14. Dezember 1825 verwickelt; Rilejew wurde zum Tode verurtheilt, Beſtuſhew aber, der in der Garde diente, als Soldat in ein entferntes Regiment verbannt. Von Rilejew hat man hiſtoriſche Meditationen aus der ruſſiſchen und kleinruſſiſchen Geſchichte und zwei größere Gedichte aus dem Befreiungskriege der Kleinruſſen. Sie ſind voll Freiheitsgedanken, ſchön verſificirt, ſonſt aber ohne beſondern poetiſchen Werth. Der Verfaſſer ſelbſt ſagte von ſich: Ich bin kein Dichter, ich bin nur — Bürger.

Beſtuſhew wurde zuerſt nach Sibirien an das Ufer des Jenißey verbannt. Dort begegnete er auf ſeinen Streifereien dem Profeſſor Ermann aus Berlin, der damals meteorologiſcher und magnetiſcher Beobachtungen halber in Sibirien reiste. Dieſem ſchrieb er einige Zeit nachher einen, ſpäter von ihm ſelbſt ins Ruſſiſche überſetzten und veröffentlichten franzöſiſchen Brief voll Geiſtes, guter Laune und ſchöner, lebendiger Beſchreibungen. Hier machte er ſeinem ihm eigenthümlichen Witze Luft; der ganze Brief kniſtert von Witzfunken. —

Bald darauf wurde Bestuschew nach dem Kaukasus und an die persische Grenze als Soldat versetzt, wo er einige Zeit in der Garnison zu Derbent stand. Hier trat er nun wieder, und zwar unter dem Namen Marlinsky, in der Literatur auf. Es scheint, daß ihm der Soldatendienst Muse läßt, wie ihm denn auch das Unglück die Geistesruhe und heitere Laune nicht geraubt hat.

Seit den letzten acht bis zehn Jahren schreibt er Aufsätze verschiedener Art und Novellen, deren einige, dem Umfange nach, Romane genannt werden könnten. Er ist zwar anfangs in die Periode des Walther Scott'schen Einflusses gefallen, hat sich aber dennoch vor jener blinden Nachahmung dieses Meisters, wie solche seit Sagoskin herrschend geworden, zu hüten gewußt. Für Beschreibung von Gegenden, überhaupt für Scenerie, besitzt Marlinsky ein großes Talent. Seine Charaktere aber haben viel Conventionelles und verrathen kein tieferes, weder psychologisches noch historisches Studium. Alle Personen sprechen wie der Dichter, und wer diesen nur einmal im Leben gehört hat, hört ihn fortwährend in seinen Novellenpersonen. Man sollte glauben, der Verfasser kleide sich

abwechſelnd in die verſchiedenen Koſtüme, und leihe auch allen Geſtalten ſeinen Witz, ſeine Wortſpiele und Pointen des Dialogs. Seine Novellen ſchleppen ſich auch, beſonders im Eingang, mit langen Beſchreibungen, ſo daß eine ſpannende Verwicklung zu lange ausbleibt. Das Gemeine und Alltägliche ſcheint er am meiſten zu fürchten; indem er ihm aber aus dem Wege geht, verliert er auch das Natürliche aus dem Auge: er wird in ſeinem ganzen Styl manierirt und geſucht. Im Gegentheil von Puſchkin, der die Gabe des ſtets bezeichnenden Wortes beſaß, beſitzt Marlinsky die Kunſt, niemals den wahren Ausdruck und kein Wort am rechten Platze zu brauchen. Marlinsky ſoll der Sohn eines Profeſſors im Kadettenkorps und eben nicht adliger Abkunft ſeyn: kömmt vielleicht das Geſuchte ſeines Styls daher, daß er, in der groſſen Welt lebend, auch ein vollſtändiger Weltmann ſcheinen wollte und nun das Ariſtokratiſche, das ihm die Erziehung nicht gegeben hatte, der Kunſt abnöthigte? Wenigſtens erinnert er an Einen, der — um unter den vornehmen Eleganten mitzugelten — ſein Kleid nach dem neueſten Schnitt, aber nicht mit ariſtokratiſcher Unbefangenheit,

ondern mit ängſtlichem Zwang trägt. — Bei all' dieſen Mängeln iſt Marlinsky voll poetiſcher Wärme und ſeine Sprache iſt noch etwas mehr als kokettirend-glanzvoll, ſie iſt innerlich lebendig. Am beſten gelingen ihm Schilderungen aus dem Soldatenleben zu Land und Waſſer, da ſeine ebenfalls in die Verſchwörung mitverwickelten Brüder zur See gedient, und ihm die ganze Maſchinerie und Terminologie des Seeweſens beigebracht haben. Er ſelbſt, ſein Lebenlang in der Armee, hat die Charaktere, Sitten und Lebensart des Militärs näher ſtudirt, ſo daß ſeine Soldaten-Charaktere mannichfaltiger und lebenswahrer ausgefallen ſind, als manche andere.

Die ſchönſte, ſowohl in poetiſcher Auffaſſung und Ausführung, als eine ſeiner größten Novellen, die das Kriegsleben mit der hiſtoriſchen Gegenwart verbindet, iſt „Amaleth Beck". Es zeigt ſich uns ein junger verwegener Häuptling eines Bergſtammes in Cirkaſſien, der Rußland Treue geſchworen hat, aber durch einen andern Häuptling verführt, in ſeine Berge und zu ſeiner Geliebten entflieht. Hierauf in einem Gefechte gefangen, wird er begnadigt und einem ruſſiſchen

Obersten zur Aufsicht und europäischen Erziehung übergeben. Diesen tödtet er, und ergreift gegen Rußland als entschiedener Feind die Waffen, bis er auf tragische Weise umkömmt. — Dieser Novelle fehlt es nicht an Intrigue, an Liebe, Kampf und was Alles einen romanhaften Aufwand macht; aber es fehlt ihr, wie fast allen übrigen, an einem Mittelpunkt der Handlungen und Ereignisse, so daß der Leser zu wenig ergriffen und mit fortgeführt wird. Ausgezeichnet sind dafür die mit poetischer Sympathie gemalten Gegenden, Sitten und halbwilden Charaktere jener Bergbewohner, von denen freilich, so oft Friede mit ihnen war, der Dichter sich eine lebendige Anschauung verschaffen konnte.

In den letzten Jahren hat es sich an diesem Dichter bewiesen, wieviel bei aller innern Kraft und Lebendigkeit die äußere Lage und Umgebung an dem Menschen zerstört oder verändert. Sonst war Marlinsky, wie alle die andern Garde-Offiziere, ein Weltmann von feinem Geschmack und Anstand, und der selbst auf seinen jeweiligen Jagden nach Witz doch nie die Schönheit verwundete; nun aber, wo er in barbarischen Gegenden

unter Soldaten und Tataren lebt, ſchlägt in der Behandlung ſeiner Stoffe, in Styl und Manier, in den Lieblingsausdrücken und Späßen, immer mehr Rohes und Kaſernenartiges vor, das ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen in äſthetiſcher Hinſicht ſehr viel Eintrag thut.

Eben kömmt uns ein Bändchen Novellen und Skizzen zu Geſicht, welche v. Seebach aus dem Ruſſiſchen mittheilt. Die Sächelchen ſind von Marlinsky, ohne daß ihn der Ueberſetzer nennt; die Auswahl iſt aber nicht ſehr zu loben.

Fürſt Odojewsky.

Hätte dieſer junge Novellendichter nicht ſo entſchieden die Proſa und die Novellengattung gewählt, ſo würde er in der zuletzt ſkizirten Dichtergruppe, ſeinen richtigen Platz gefunden haben. Er gehört nicht bloß als Freund und Zeitgenoſſe, ſondern auch als Denk- und Talentverwandter zu Wenewitinow und Chomäkow.

Auch er ist, wie Shukowsky und noch so mancher ausgezeichnete Mann, in der Universitäts-Pension zu Moskau erzogen worden. Bald nach seinem Austritt aus dieser Anstalt gab er, kaum 19 Jahre alt, im Jahre 1824 eine Zeitschrift in Moskau unter dem Titel „Mnemosyne“ heraus, durch welche er das Publikum mit der von ihm eifrigst getriebenen deutschen Philosophie bekannt zu machen suchte. Die besten russischen Dichter nahmen Antheil an dieser Zeitschrift, und er selbst lieferte außer den philosophischen Aufsätzen auch Novellen und Apologen. In ersteren sprach sich besonders sein beobachtender und satyrischer Geist aus, während er in den Apologen auf orientalische Weise irgend einen philosophischen Gedanken symbolisch auszustatten suchte.

Zwei Jahre darauf verließ er Moskau und ging nach Petersburg, wo er sich mit Eifer dem Staatsdienste widmete. Bald aber machte sich sein Schriftstellertrieb wieder Raum; Odojewsky liefert seit den letzten sechs bis acht Jahren viel Schönes und Bedeutendes in der Novelle. Diese Leistungen wechseln ihren Charakter, so daß der Dichter auch eine Zeit lang in Hofmannschem

Geschmack phantastische Novellen schrieb, die jedoch mehr in der Form als im Inhalt die Sonderbarkeiten Hofmanns nachahmten. In dieser Manier sind seine unter dem Titel: Bunte Mährchen, in einem Bande herausgekommenen Erzählungen geschrieben. — Die Apologen hat er bald verlassen, und eine ihm eigenthümlichere Form gewählt; indem er mährchenhafte, aber der gegenwärtigen Wunderwelt entnommene Stoffe durch Einhauch einer philosophischen Idee zu einer höhern Bedeutung belebt. Diese, selbst sehr durchdachten, Erzählungen regen ungemein zum Nachdenkenken an, und eine Menge Gedanken auf.

In der jüngsten Zeit ist er auf Novellenstoffe aus dem wirklichen und gegenwärtigen Leben gekommen, und hat hier besonders wieder seine scharfe Beobachtungsgabe und seinen ironischen Blick ins innerste Leben bewiesen. Man wird in diesen Erzählungen oft unerwartet auf ganz neue Standpunkte des Lebens geführt. Der Styl ist einfach, correct ohne unnöthigen Schmuck, wiewohl von lyrischem Aufschwung, wo es dem Gegenstande zukömmt. Aus dieser Gattung ist „die Fürstin Nanni“ (im Russischen Mimi), übersetzt im

Ruſſiſchen Hundert und Eins. (Berlin 1835 — 1836.)

Beiläufig bemerkt, iſt Odojewsky ein ausgezeichneter Muſikkenner und Pianiſt. Gewiß hat ihn nur die Literatur der Compoſition entführen können. Er iſt Anhänger der deutſchen Schule und hat Beethoven und vorzüglich Sebaſtian-Bach in ſeinen ſchönſten Novellen behandelt. Inzwiſchen ſetzt er ſeine wiſſenſchaftlichen Studien unermüdlich fort. In den letzteren Jahren hat er ſich mit beſonderer Liebhaberei der Chymie ergeben, und wenig fehlte, ſo hätte er ſich ihrer wunderlichen Halbſchweſter, der Alchymie, in die Arme geworfen.

Wenn Sie, geſchätzter Leſer, vielleicht Petersburg beſuchen, ſo werden Sie gewiß in den Geſellſchaften, beſonders in den höhern Kreiſen, einem hübſchen jungen Manne begegnen — mittler Statur, mit blauen, ausdrucksvollen Augen, blaſſem Geſicht und ſchwarzen Haaren; er iſt elegant gekleidet, nimmt aber keinen ſonderlichen Antheil an den Vergnügungen, er blickt etwas zerſtreut und manchmal mit einem byroniſch-herabwürdigenden Blick umher. Doch ſehen Sie ihm an, daß ſeine

Zerſtreutheit mehr von innern Träumen herrührt; eben — ſehen Sie! — malt ſich ein wunderliches Mährchen auf ſeinem Geſicht! — Es iſt Fürſt Odojewsky. Grüßen Sie ihn! Vielleicht ladet er Sie ein zu den intereſſanten Ausländern, zu den Künſtlern, Gelehrten und Literaten, die er in ſeinem Hauſe zu verſammeln pflegt.

Gogol.

Dieſer noch ſehr junge Mann gehört zu den nicht nur in Rußland, ſondern überhaupt ſeltneren — urſprünglichen, ſo zu ſagen friſchurbaren Talenten. Er iſt aus Kleinrußland gebürtig, und hat ſeine Studien im Lyceum Besborodko zu Neſhin gemacht.

Rußland beſitzt einige von reichen und wohlthätigen Männern geſtiftete hohe Schulen. Eine ſolche iſt noch zu Jaroslawl, nach dem Namen ihres Stifters Demidow genannt, und eine dritte

zu Odessa. — Als Gogol nach Vollendung seiner Studien, noch sehr jung, nach Petersburg kam, ward er — wie versichert wird — Dienstesuchend bei einem Ministerium abgewiesen, weil er nicht russisch schreiben könne. Um das Gegentheil darzuthun gab er bald darauf — es sind nun fünf bis sechs Jahre — einen Band Novellen heraus, die eine allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Diesem folgte unter demselben Titel: Abende auf Dikanka, ein zweiter, in welchem der junge Dichter besonders das eigenthümliche Leben der Kleinrussen schildert. — Wir müssen hier Einiges über den Charakter Kleinrußlands vorausschicken.

Die Kleinrussen sind ein ganz eigenthümliches, kriegerisch-poetisches Volk. — Der östliche breite Landesstrich Europas scheint ursprünglich für das übrige Europa zu einem Damm gegen die Asiaten bestimmt zu seyn. So hat Rußland früher, wie ein großer Schwamm, die Flut der Mongolen eingesogen; diese begnügten sich mit der Eroberung des breiten Landes, wurden ansäßig, und gingen bis Schlesien. — Als der siegreiche Türkenstamm auf der Schwelle Europas erschien, erhoben sich ganze Völker von Kriegern, — die Ungarn, die

Polen, die Kleinruſſen. Dieſe Letztern haben nicht wenig dazu beigetragen, Europa gegen jene Sündflut zu ſchützen; ſie wurden in unaufhörlichen Kämpfen mit dem Islam gehalten. Ihre Führer, wie Sagaidatſchnij und Andre ſind durch ihren Ruhm zum Gegenſtande der Heldenpoeſie ihres Volkes geworden. Es hatte ſich ſogar eine beſondere kriegeriſche Gemeinſchaft gebildet, die von ihren Wohnſitzen unterhalb der Klippen des Dnepr — Saporoſhje (Unterklippenheim) hieß. Aus allen Völkerſtämmen, die nur einen tiefen Haß gegen die Osmannen hegten — großentheils aber aus Kleinruſſen zuſammengeſetzt, hatten dieſe Verbrüderten, einem ritterlichen Mönchsorden ähnlich, keine Frauen und Haushaltungen, ſo daß ſie ſich immer von Außen friſch ergänzen mußten, was ihnen, da ſie auch an keinem unbeweglichen Eigenthume feſthielten, einen durchaus kriegeriſchen Charakter gab. Ihre Streifzüge, ſo wie die der übrigen kleinruſſiſchen Koſaken, gingen ſpäter nicht bloß gegen die Türken oder die von Zeit zu Zeit erſcheinenden, langſam verlöſchenden Tatarenhorden, ſondern auch gegen Polen, das unter Anderem durch ſeine beſtändigen Verſuche, die Kleinruſſen

zu unterjochen, so wie durch barbarische Mißhandlungen in den unterworfenen kleinrussischen Provinzen, sich den Haß und die Feindschaft aller Kleinrussen zugezogen hatte.

Die eben genannten kleinrussischen Kosaken darf man nicht mit den durch den letzten Krieg bekannten Don'schen verwechseln. Das Wort Kosak, oder vielmehr Kasak, dunkeln Ursprungs, deutete in Kleinrußland auf einen freien Krieger, und heute noch wird jeder Freie, um ihn von einem Leibeigenen zu unterscheiden, Kosak genannt.

Das freie republikanische Leben der Kleinrussen, die ja ihre Hetmanen und die ganze Hierarchie obrigkeitlicher Personen selbst erwählten; ihr entschiedener kriegerischer Geist, nach welchem sie das ganze Land in Regimenter statt in Amtskreise theilten, und die frei erwählten Obersten zugleich Regiments- und Provinzial-Obrigkeit waren; dazu ihre beständigen Kämpfe mit Tataren, Türken und Polen; weiter eine schöne Natur und ein fast südliches Klima; — das Alles hat auf ungemeine Weise das Gemüth der Kleinrussen poetisch gestimmt und entwickelt. Ihre heroischen Gesänge, ihre Lieder, Erinnerungen, Sitten und Gebräuche,

alles hat einen tiefpoetiſchen Charakter. Die Lieder ſind in ſchöne Melodien geſetzt, denn die Kleinruſſen ſind, wie die Böhmen, außerordentlich muſikaliſch; man findet herrliche Stimmen. Der bekannte Iwanow, der jetzt in Paris Aufſehen macht, iſt ein Kleinruſſe.

Bei ſo viel poetiſcher Gunſt war dem Land ein politiſches Unglück an ſeiner geographiſchen Lage eingebunden. In der Mitte des Feſtlandes ſah es ſich unaufhörlich von den Oſtwinden der aſiatiſchen Völkerſchaften und von den Nord-Weſtwinden der Ruſſen und Polen beſtürmt. Es erging den Kleinruſſen wie den Ungarn: ſie mußten ſich, außer Stande ſelbſtſtändig und unabhängig zu bleiben, einem mächtigeren Nachbar in die Arme werfen. Die Scheue vor Türken und Tataren trieb ſie einige Zeit den Polen zu, bis ihr noch ſtärkerer Abſcheu vor dieſen, die ſo oft ihrer Schützlinge politiſche und religiöſe Freiheit antaſteten, Zuflucht zu Rußland nahm. Mit dieſem Reiche bekannten ſie ſich zu derſelben griechiſchen Kirche, und die ſchonende Politik Rußlands weckte Vertrauen. So verſchmolzen die Kleinruſſen mehr und mehr mit Großrußland. Ihre Sprache, die

sich zur großrussischen ungefähr wie das Plattdeutsche zum Hochdeutschen verhält, wird von der russischen absorbirt; die reichen Lieder sind freilich gesammelt, aber sie erlöschen allmählich im Volksgedächtniß. Nur die Erinnerungen des Landes bleiben und bieten ihre poetischen Stoffe.

Außer einigen rein kleinrussischen Dichtern, die in dieser Sprache geschrieben haben, wie Klimowsky, Kirscha Danilow, oder noch zu unserer Zeit Kotlärewsky, haben viele Andere, jedoch bereits in russischer Sprache, jene Erinnerungen in den Sagen des Volkes zu poetischen Schilderungen benutzt, so wie die Sitten und Lebensart des Landes dargestellt. Niemand hat aber aus dieser reichen Mine so viel echtes Gold ausgezogen, wie Gogol.

In seiner schon erwähnten Novellensammlung schildert er das Leben der Kleinrussen, wie es sich noch jetzt darstellt. Die Novellen sind mannichfaltiger Art. Viele aus dem Volksglauben entnommene Stoffe sind mit ganz eigenthümlicher Poesie behandelt; andre sind humoristisch, aber auf eine nicht bloß vom deutschen und englischen, sondern selbst auch vom russischen Humor abweichende Art. Der Humor liegt in der ganz eigenthümlichen Weise,

das Leben fröhlich und lustig aufzufassen. Hier erinnert Gogol an Irving, obwohl er diesen an Vielseitigkeit des Talents übertrifft. — In der gedachten Sammlung zeichnet sich besonders das Bruchstück eines Romans aus, in welchem die Lebensart und Gesellschaft in den kleinrussischen Provinzen ungemein lebendig und komisch, doch keineswegs karikirt dargestellt wird. Mit diesem Fragmente hat Gogol zuerst das objective Auffassen und das Typische seines Talentes entschieden beurkundet.

Seit Herausgabe dieser Novellen hat Gogol auf einige Zeit eine fremde Richtung genommen. Er hat sich eingebildet, zum Historiker berufen zu seyn, hat eiligst die allgemeine Geschichte studirt und sich eine Professur auf der Universität Petersburg erwirkt. Wenn auch noch sehr jung und mit seinem Gegenstande nicht sonderlich vertraut, war er doch gerade kein schlechter Professor. Nur fürchteten die Verehrer seines vielversprechenden Talentes, die Geschichte möchte ihn — den Geschichtchen entziehen. Allein Gogol hat diese Besorgniß sehr bald mit vier starken Bänden Novellen in zwei Sammlungen niedergeschlagen. Doch sind

es nicht lauter Novellen. Unter dem Titel „Arabesken“ der ersten Sammlung, werden uns auch Früchte historischer Studien und kritische Aufsätze geboten. In den eigentlichen und größern Novellen befinden wir uns diesmal außerhalb Kleinrußland. Viel Schönes in Tragischem und Komischem begegnet uns; allein, das Komische ausgenommen, in welchem Gogol allerwärts zu Hause ist, scheint das Fremdphantastische nicht das Element zu seyn, in welchem sich des Dichters Talent am eigenthümlichsten zeigt. Das Schönste in der Sammlung ist das Tagebuch eines Verrückten. Es gibt die innere Geschichte eines Ministerial-Beamten in Petersburg, wie er allmählig verrückt wird bis er tollhausreif hier die Narrenschur auf seinen zerstörten Kopf erhält. Der Verfasser hat sich so in den Zustand eines Verrückten hinein gedacht, die langsame Ausbildung der Narrheit so komisch-tragisch dargestellt, daß man zuletzt das wirkliche Tagebuch eines Verrückten zu lesen glaubt.

Die zweite Sammlung enthält unter dem Titel „Mirgorod“ — dem Namen eines Städtchens in Kleinrußland, das Beste, was Gogol bis jetzt gespendet hat. Es sind vier größere Novellen,

die wieder in das kleinrussische Leben einführen. Die erste, idyllischen Charakters, stellt einen kleinrussischen Philemon mit seiner Baucis vor, — ein kinderloses Paar, das durch den frühern Tod der Frau getrennt wird. Das einfache Leben, und besonders der naive Kummer des Mannes ist meisterlich ausgeführt; Gogol selbst betrachtet dies Gemälde als sein Meisterstück. — Die zweite Novelle, ganz abweichender Art, stellt einen kleinrussischen adlichen Kosak vor, der seine eben aus dem Seminar von Kiew heimgekehrten beiden Söhne nach Saporoshje führt, von wo ein Zug gegen die Polen unternommen wird. Beide Söhne gehen ihm hier verloren; den schon zu Kiew in eine Polin verliebten Jüngern erschießt er selbst als Verräther, und der seines Vaters würdige Aeltere wird als Gefangener der Polen grausam hingerichtet, worauf der kinderlose Alte Rache gegen die Polen schwört und nach langem Heldenkampfe auf tragische Weise zu Grunde geht. — Diese großartige Novelle, von dem Umfange eines Romans, kann auch als ein kleinrussisches Heldengedicht betrachtet werden. Der Kummer der zurückbleibenden Mutter, die Reise durch die

unermeßlichen Steppen Südrußlands, Saporoshje mit seinem eigenthümlichen Leben und Treiben, der Krieg mit den Polen, die Hinrichtung des Sohns und die Rache des Vaters gewähren mit Anderem eine abwechselnde Reihe großartiger Schilderungen und Gemälde. Die dritte Novelle, ein mit dem wirklichen Leben verwebtes Wundermährchen, ist bei vieler Phantasie und Laune doch wohl die mindest gelungene. — Die vierte, reinkomische, stellt den Ursprung, Fort- und Ausgang eines Zankes zwischen zwei Nachbarn in Mirgorod höchst komisch dar.

Gogol hat eine dritte Richtung genommen, er hat sich der Bühne gewidmet. Unter den drei von ihm geschriebenen Lustspielen sind zwei nur seinen Freunden bekannt, das dritte aber wurde vorigen Jahrs in Petersburg und Moskau gespielt, und erschütterte, wie man nach Deutschland schrieb, das Theater mit dem schallenden Lachen der Zuschauer. — Gogol besitzt selbst ein großes Talent, seine Produkte vorzutragen; er liest sie nicht nur, er spielt sie vor. Ja er pflegt jedesmal erst sich selber vorzuspielen, was er niederschreiben will, so daß man aus dieser geistigen Eigenthümlichkeit

den Vortheil begreift, den sein dichterisches Talent hat, alle Personen, sogar die leicht skizzirten, so individuell, lebendig und wahr hinzustellen und als Dichter gänzlich in ihnen aufzugehen. — Leider müssen wir aber hinzu setzen, daß bei allem dem in diesen Lustspielen eben so sehr, als in den seit jener Sammlung in verschiedenen Zeitschriften erschienenen neuern Novellen doch gerade das fehlt, was an Gogol das Eigenthümlichste ist. Er hat wieder sein schönes Kleinrußland verlassen, und ist so von seinem eigentlichen poetischen Boden abgekommen. Und wie eng ist gerade das Komische, in das er sich verrannt hat? Es dreht sich nur um die Petersburger Beamtenwelt. Gewiß hat dieser nicht unansehnliche Theil der Petersburger Bevölkerung Komisches genug: aber er ist zu ausschließlich und prosaisch. Und hat sich nun der Dichter einmal zu diesem Schlag Leute herabgelassen, so braucht man sich auch nicht zu verwundern, wenn er viel Triviales und Abgeschmacktes annimmt. Von stark legirter, im Alltagsleben umlaufender Münze bleibt natürlich an den zählenden Fingern Schmutz hängen. — Hoffen wir, daß der junge Dichter, der — wie wir hören,

den letzten Winter in Genf zugebracht hat und noch einige Zeit im Auslande zu bleiben denkt, bei seiner Rückkehr eine würdigere Richtung nehmen, und vorzüglich zu seinem lieben Kleinrußland poetisch heimkommen werde. Damit soll ihm indeß freilich nicht von irgend einer andern, zumal der dramatischen Laufbahn unbedingt abgerathen seyn, da wir von seinen ungewöhnlichen Gaben für das Lustspiel überzeugt sind, und sie oben anerkannt haben.

Wenn wir voraus Gogol ein ursprüngliches Talent nannten, so dürfen wir am Schlusse, nachdem dasselbe sich durch so viele Leistungen in dieser Eigenschaft bewährt hat, nicht unbemerkt lassen, was eben nicht als Tadel gelten soll, — daß freilich auch Gogols nicht genaue Bekanntschaft mit ausländischen Literaturen ihn auch weniger irre macht, seinen eignen Weg zu gehen, und es seinem Talent erleichtert, sich eigenthümlich zu entfalten.

Sein Styl ist besonders im Gegensatze von dem Style des folgenden Dichters zu wenig künstlerisch. Wenn auch einzelne Provinzialismen der südlichen Russen verrathen, so wollen wir doch nicht gerade

ſagen, Gogols Sprache erinnere an das Kleinruſſiſche, ſondern nur andeuten, daß ſein Styl an ſich zu uncorrect und nachläſſig ſey.

Pawlow.

Dieſer junge Dichter hat ſich zuerſt und ſchon ziemlich früh der dramatiſchen Laufbahn gewidmet. Vor etwa 13 Jahren lieferte er theils nach franzöſiſcher Bearbeitung, theils nach Schiller eine Maria Stuart für die ruſſiſche Bühne, und überſetzte neulich treu aus dem Original den Kaufmann von Venedig.

Die Erſcheinung eines nicht bearbeiteten und geſtutzten Shakeſpeare auf dem ruſſiſchen Theater war neu, und der Kaufmann von Venedig vorher überhaupt noch nicht da geweſen. Ungefähr um dieſelbe Zeit wurde Richard der Zweite gegeben, und neulich Hamlet, überſetzt von Polewoj. Vorher waren Shakeſpeareſche Stücke nur in den

armſeligſten Umarbeitungen der armſeligen franzöſiſchen Bearbeitungen dem ruſſiſchen Publikum dargeboten worden.

Auch als lyriſcher Dichter iſt Pawlow nicht unbedeutend; ſein Hauptverdienſt bleiben aber die Novellen. — Als Novelliſt iſt er erſt Anfangs 1835 erſchienen, und hat bis jetzt nur 4 — 5 Novellen geliefert, die, zum Theil von großem Umfang, allgemeine Aufmerkſamkeit erregten. Drei derſelben ſind beſonders auszuzeichnen: „der Namenstag," „der Maskenball" und „der Yatagan." — In der erſten wird ein Leibeigner vorgeſtellt, der ein bedeutendes muſikaliſches Talent beſitzt, ſich in ſeine Schülerin, die Tochter eines vornehmen Hauſes, die ſeine Abkunft nicht kennt, verliebt, ihr aber, durch ein Mißgeſchick gedrängt, ſein Verhältniß entdeckt, und da er gleich darauf hört, daß ſein Herr, um eine Spielſchuld zu berichtigen, ihn verkaufen will, entflieht. Nach einem langen rühmlichen Dienſt als Soldat kehrt er im Rang eines Offiziers zurück und findet das Fräulein verheirathet. Seine alte Liebe verräth ſich, er wird von dem Manne herausgefordert, und bleibt im Duell.

In der zweiten Novelle ist die tiefgeheime Geschichte einer Ehe behandelt. — Die dritte und vielleicht seine beste stellt auf ergreifende Weise das Schicksal eines jungen Offiziers dar, der eines Duells halber zum Soldaten herabgestuft, von seinem Obersten mit Schlägen gestraft wird, und sich an ihm rächt, indem er ihn mit dem von seiner Mutter geschenkt erhaltenen Yatagan ermordet. — Diese und die erste Novelle haben durch grelle Schilderung einiger tiefen Gebrechen des russischen Lebens die größte Sensation gemacht, da der Dichter zumal zum Motto des Buches die Worte: **domestica facta** genommen hatte. — In diesen Produktionen verräth sich eine solche Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens, daß hierin der Dichter vielleicht einzig in der russischen Literatur zu nennen ist. Noch jung und fast nicht aus Moskau gekommen, hat er doch die Leidenschaften der Menschen und die Triebfedern ihrer Handlungen tief erforscht. Aber seine Ansichten der Welt und der menschlichen Seele in der jetzigen gesellschaftlichen Bildung haben etwas Schauderhaftes, das ein so glänzendes Kolorit wie das seinige nicht überdecken kann. Nach

seiner Darstellung ist die menschliche Seele kein tiefer, klarer See, sondern ein Abgrund an dem man schwindelt.

Sein Styl ist wie der Bestuschews (Marlinskys) vielleicht gesucht, aber auf andre Weise als bei diesem. Das Gesuchte liegt weniger in den Worten, die bei Pawlow ihre natürliche Stellung behalten, auch nicht in den Wendungen, die wohl kühn, aber stets klar sind; sondern in der Art, wie unser Dichter jede Periode künstlerisch bearbeitet und glättet, ungefähr wie Chateaubriand, Balzac und andre unter den Franzosen. Man kann nicht läugnen, daß er oft mit seinem schönen Styl und mit der Kunst seiner erstaunlich biegsamen Sprache ein wenig kokettirt. So stellt er sich mit seiner Prosa neben Jasikow mit dessen Versen, bemüht wie dieser, der Sprache, unabhängig vom Gedanken, Poesie zu geben.

Pawlow hat sich vor Kurzem verheirathet, was uns um deßwillen näher angeht, weil seine Frau eine deutsche Dichterin ist. Außer vielen eignen Gedichten hat sie den Wallenrod von Mickiewicz im Versmaße des Originals übersetzt. Die von ihr aus dem Russischen übersetzten Gedichte

und Novellen, mit ihren eignen Gedichten vermischt, sind vor einigen Jahren unter ihrem damaligen Namen v. Jähnisch und dem Titel „Nordlicht“ in Dresden erschienen, aber unter ungünstigen Umständen nicht sehr bekannt geworden. Seitdem hat sie die französische Sprache zum Organ gewählt, da sie, mütterlicher Seits, französischer Herkunft, beider Sprachen gleich mächtig ist. Sie hat kleine französische Gedichte geschrieben und die Jungfrau von Orleans in's Französische übersetzt. In dieser Uebersetzung hat sie durch Beibehaltung der Jamben, wiewohl gereimter, den Franzosen darzuthun gesucht, daß ihre Sprache eben so wenig auf Sylbenzählung statt der Sylbenmessung beschränkt sey, als es die russische vor Lomonossow und die polnische vor Mickiewicz gewesen sind.

Die vier besprochnen Novellendichter, die sich uns in eben so viel besondern Richtungen auseinander strebend gezeigt haben, machen also keine Schule aus. Rechnen wir zu ihnen Puschkin mit seinen Original-Novellen, so besitzt die russische

Novelle fünf verschiedene Richtungen, auf welchen sie zu einem herrlichen Reichthum hätte gelangen können, wäre nicht unglücklicher Weise hier noch mehr, als in den andern poetischen Gattungen, das Platte, Gemeine und dadurch der Masse Zusagende nicht nur vom Publikum gesucht, sondern auch von den jungen Schriftstellern, die ihr Glück machen wollen, herbeigeschafft worden. — Auffallend ist es, daß Keiner der fünf talentvollen Novellendichter einen vollständigen Roman geschrieben hat. Puschkin und Gogol haben es bei Anfängen gelassen. Unter Odojewskys Papieren finden sich Bruchstücke einiger originelldurchdachter Romane, von denen einer Bruno betitelt ist, und diesen unglücklichen Philosophen im Gegensatze mit dem glückseligen Pietro Aretino darstellt. — Ist es Schwäche oder Mißtrauen in ihre Kraft, oder Mangel an Geduld und Ausdauer zu einem gröſsern Werke, was diese Talente verhindert hat? — Vielleicht das Letztere; vielleicht setzt auch eine Literatur, in der noch so viel zu thun übrig ist, gerade die begabteren, berufenen Geister in besondere Unruhe; vielleicht ist aber auch der Original-Roman die in jeder Literatur am spätsten reifende

Frucht, die eine von vielseitigem Volks- und Staatsleben, von Kunst und Wissenschaft durchgohrne Generation, einen vielfältig bestellten socialen Boden und eine vielfach geschwängerte historische Atmosphäre verlangt. — Manche andre geduldigere und mehr mit Selbstvertrauen Fremdes nachahmende Schriftsteller haben sich in dieser größern Gattung versucht. Wir werden später bei Bulgarin und Sagoskin Gelegenheit haben, auch von ihren Romanen zu sprechen, die als Anführer oder Verführer eine schreckliche Menge von Romanen und Novellen, besonders der sogenannten historischen, nach sich gezogen haben. — Nach der „Lesebibliothek," einer russischen Zeitschrift, sind in den letzten vier Monaten v. J. 21 eigne russische Romane und Novellensammlungen erschienen, also 60 bis 70 im Jahr. Und doch wie wenig Ausgezeichnetes ist darunter! Indeß müssen wir doch unter den Romanschriftstellern zweier gedenken, — in der historischen Gattung — des Laschetschnikow und im Sittengemälde — des Pogorelsky, dessen eigentlicher Name, Perowsky, einem jüngst verstorbenen hohen Staatsbeamten angehörte. Letzterer hat außer einer Sammlung Novellen einen Roman

„die Klosterzöglingin“ geschrieben. Der Erstere hat sich durch zwei Romane bekannt gemacht, die den deutschen Uebersetzern zu empfehlen sind, von denen aber der Erstere: „der letzte Rowik“ aus den Zeiten der Eroberung Liflands unter Peter dem Großen, dem Zweiten „das Eishaus“ betitelten, aus den Zeiten der Kaiserin Anna und ihres Günstlings Biron, vorzuziehen ist. — Was man diesem Dichter seines unbezweifelbaren Talentes ungeachtet vorwirft, ist eine zu andächtige Nachahmung der Walther Scott'schen Manier.

Neuere Dramatiker.

Es ist schon voraus bemerkt worden, daß das dramatische Element im russischen Volke ursprünglich nicht vorhanden gewesen ist, und daß die ersten Setzlinge dieser poetischen Gattung aus dem Westen, die ersten Samenkerne in westlichen Früchten nach Rußland gekommen seyen. — Als erster dramatischer Dichter in einer etwas cultivirten Form wird der schon erwähnte Sumarokow betrachtet, jener Gegner Lomonossows, der Voltaire und die französischen Tragiker studirte. Seine eigenen Tragödien wurden von den Kadetten gespielt, und fanden der Kaiserin Elisabeth Gunst, die den Dichter zum Hoftheater-Director ernannte. Nebstdem verbesserte er die Chöre in den von Tredjakowsky verfaßten und übersetzten Opern. Dieser Tredjakowsky, der auch eine Tragödie „Dridamija“ geschrieben hat, ist eine seltsame Figur aus der ältern Literatur. Er war schon vor Lomonossow ins Ausland gesandt worden, nach Frankreich gegangen, und hier ein großer Verehrer Rolins geworden. —

Früher hatte ihm Peter der Große mit seinem eigenthümlichen Scharfblick das Horoskop gestellt. Indem er ihm nämlich den Haarbüschel über der Stirne zurückstrich, und ihn scharf ansah, rief er aus: Mühseliger Arbeiter, aber nie gescheit! Wie prophetisch dies Wort des großen Zars gewesen, genügt zu bemerken, daß Tredjakowsky nach seiner Rückkehr aus Frankreich Rolins alte und römische Geschichte in 26 Theilen ins Russische übersetzte, und als sie, eben fertig, von einem ausgebrochenen (recensirenden?) Brande vernichtet ward, das fürchterliche Werk nochmals übersetzte. So arbeitete er auch den Telemach in russische Verse um Diese „Telemachide" gewann der geistreichen Katharina II. Gunst in der Weise, daß sie das Buch im Pagencorps als Strafmittel einführte und die Knaben durch Vorlesen größerer oder kleinerer Stücke ihre Fehler abbüßen ließ.

Nach diesen alten Dramatikern können wir nicht stillschweigend am ersten Schauspieler vorüber, der einiges Aufsehen machte. — Wolkow, eines Kaufmanns Sohn aus Kostroma, hatte in Moskau Gelegenheit gehabt, deutsche Sprache, Musik und Malerei zu lernen, und errichtete mit jungen

Leuten zu Jaroßlawl ein kleines Theater in seinem Zimmer, auf welchem sie die früher erwähnten Dramen des heiligen Dimitry aufführten. Wie er im Jahr 1746 nach Petersburg kam, lernte er auf dem italienischen Hoftheater die innere Einrichtung desselben kennen, und baute, nach Jaroßlawl zurückgekehrt, von Kunstfreunden unterstützt, ein Theater, dessen Baumeister, Maschinist, Maler, Direktor und erster Akteur er selber war. Das Gerücht von dem Fortgange dieser Unternehmung kam an den Hof, wo seither Sumarokows Tragödien in Zimmern von Adelichen waren dargestellt worden. Wolkow ward berufen, gab mit seiner Gesellschaft Proben, und erhielt später bei dem im Jahr 1756 errichteten öffentlichen russischen Theater unter Sumarokows Direction den Platz als erster Schauspieler. Im Jahr 1759 errichtete er auf höchsten Befehl ein zweites Theater in Moskau, wo er in seinem Beruf, nämlich bei Anordnung eines Festes zur Krönungsfeier Katharinas der Zweiten, in seinem besten Alter starb.

Es ist eigen, wie gerade der Kaufmannstand in Rußland vor den andern Ständen eine lebhaftere Neigung für das Theater hat. Auch sind

die beſten Schauſpieler, beſonders früherer Zeit, faſt alle aus dieſem Stande gekommen. Ausländiſche Theater gab es in den Hauptſtädten Rußlands von jeher, und noch jetzt werden ſie von den höhern Klaſſen den nationalen Bühnen vorgezogen. Dagegen fehlt es noch immer an eigentlichen Volkstheatern, und da die kaiſerlichen zu hohe Eintrittspreiſe haben, ſo bleibt das Volk lieber ganz zurück. Auch ſcheint daſſelbe wenig Sinn und Geſchmack für das Dramatiſche zu beſitzen. Da jedoch der Kaufmannſtand nicht gerade viel an Bildung voraus hat, ſo wäre die Neigung für die Bühne vielleicht auch bei der Menge gerade durch die Bühne geweckt worden, wenn ſie für die Menge zugänglicher geweſen wäre.

Außer Sumarokow hat noch der gleichfalls ſchon erwähnte Knäſchnin Trauerſpiele, Luſtſpiele und Opern geliefert, die aber nur für ſeine Zeit einigen Werth hatten. Weit mehr Talent als dieſe beiden hatte Oſerow, der unter Alexanders Regierung ſeine vier Trauerſpiele nach dem Zuſchnitte der franzöſiſch klaſſiſchen in Alexandrinern verfertigte. Sie werden — vorzüglich ſein erſtes, Dimitry Donſkoy, — noch bisweilen aufgeführt,

obſchon ſich der Geſchmack des Publikums für das Romantiſche entſchieden hat.

Wir begnügen uns, unter einer kleinen Anzahl mehr fruchtbarer als bedeutender Dramatiker die nachfolgenden drei hervorzuheben, die faſt die einzigen Inhaber der jetzigen ruſſiſchen Bühne ſind, und andern Dichtern, wie Chemäkew oder Gogol, nicht gern Platz machen, auch den etwaigen Ueberſetzungen ausländiſcher Meiſterſtücke ihre eigenen Arbeiten vorziehen würden. So viel bleibt dabei gewiß, daß ſie, wie einſt Kotzebue und dermal Raupach und Frau Birch-Pfeiffer in Deutſchland, — gute Futterlieferanten für die hungrige Schaulust ſind, und als ſolche hier einen Platz finden. —

Fürſt Schachowskoy.

Ein ſchon ziemlich bejahrter Mann, — im Jahr 1777 geboren, und ſeit 40 Jahren für die Bühne thätig, obſchon zwiſchen ſeine zahlreichen

Dramen, ſo wie zwiſchen ſeine frühere und jüngſte Theaterdirection einige Militärdienſte fallen. — An originalen, überſetzten und zugerichteten Stücken dieſes Mannes kann man wohl über hundert zählen. Es gibt keine dramatiſche Gattung, in der er nicht eine Anzahl Stücke geſchrieben hätte, — Trauerſpiele, Luſtſpiele, Opern, Vaudevilles, Divertiſſements, Intermezzos, und wie ſie heißen. Kein Benefiz wird in Petersburg und Moskau gegeben, zu dem nicht der gute Fürſt ein Stück ſeiner Art lieferte. Es erſcheint auch kein bedeutendes literariſches Product — epiſches Gedicht, Roman u. d. gl., das er nicht alsbald für die Bühne zerarbeitete. Walther Scott, ſelbſt Sagoskin mit ihren Romanen, Puſchkin mit ſeinen poetiſchen Erzählungen, — wer hat nicht herhalten müſſen? war ja der große Shakeſpeare nicht ſicher vor des Fürſten tollkühner Hand, und mußte ſich zu Benefiz-Vorſtellungen übel mitſpielen laſſen. —

Bei dieſer Fabrizirwuth iſt der Fürſt doch im Luſtſpiel nicht ohne Verdienſt. Seine „Bäder von Lipezk,“ ſeine „ſchlechte Wirthſchaft“ u. a. ſind zu loben. Für ſein Meiſterſtück gilt: „Ariſtophanes,“ Luſtſpiel in drei Akten, mit Zwiſchenſpielen und in

Verſen. Es iſt wirklich der griechiſche Luſtſpiel-dichter gemeint, und Sokrates, Xantippe, Freunde und Feinde des griechiſchen Dichters kommen auf die Bühne. Das Stück iſt entſetzlich lang, und — ſehr griechiſch. Wenigſtens wird verſichert, daß der damalige Theaterdirector, d. h., nach unſerer Art zu reden, — der kaiſerliche Intendant, während der ganzen erſten Vorſtellung dem Dichter unaufhörlich zugerufen habe: Mein Schatz, ich bin in Athen! — Dies Entzücken über das Stück dauerte, wie man verſichert, noch den folgenden Tag fort, und hätte den Theaterdirector beinah zum Einſiedler gemacht; denn da ſein Bedienter ihn ein um das andre Mal ausrufen hörte: Ich bin in Athen, ich bin in Athen! nahm er dies für einen befehlenden Wink, und fertigte jeden Beſuch mit den Worten ab: Der Herr Director iſt nicht in Moskau, er iſt in Athen.

Ein ſolches Urtheil kann der ganzen Welt genügen, da es von einem Manne herrührt, der nicht nur materielle Erfahrungen beſaß, ſondern auch ſelbſt dramatiſcher Dichter, und von ſehr feinem Geſchmacke war; wie er denn Destouches und Crebillon ungemein ſchätzte, und von Schiller zu

ſagen pflegte: „Auf Ehre, mein Schatz! Ich verſichere dich als ein Mann von Ehre, — Schiller taugt gar nichts.“ — Wir vermuthen, der Herr Theaterdirector war jenem emeritirten ruſſiſchen Profeſſor auf die Sprünge gekommen, der zu verſichern pflegte: Schiller, Schlegel, Schelling, Stilling und Schilling ſeyen lauter Myſtiker. — Dem ſey nun wie ihm wolle, das Meiſterſtück des Fürſten Schachowskoy iſt kalt aufgenommen worden, das heißt, das Publikum kam nicht nach Athen, und das Stück ſelten auf die Bühne. — Deſſenungeachtet muß man, um gerecht zu ſeyn, den Fürſten als eine Nothwendigkeit für die arme ruſſiſche Bühne gelten laſſen; oder was ſollte ohne ihn aus ihr werden? Sie würde an franzöſiſchen Schüſſeln und an der Abzehrung ſterben.

In der letzten Zeit droht der unermüdliche Fürſt ein ruſſiſches Decameron herauszugeben, das heißt, dem Publikum zu den hundert Theaterſtücken noch hundert Novellen zu ſchenken. — Welche Hekatomben! —

Sagoskin.

Die Arbeiten dieſes Dichters ſind freilich mühſamer, dafür aber auch gediegener, als die des Vorigen. Außer einigen unbedeutenden Operetten hat er für die Bühne nur Luſtſpiele geliefert, die ein nicht gewöhnliches Talent für das Komiſche verrathen. Dieſe komiſche Ader, verbunden mit ungekünſtelter Heiterkeit und naivem Geiſte, tritt am meiſten in ſeinem Luſtſpiel „das Liebhabertheater“ hervor, das — zugleich in leichten, ſprechſamen Verſen geſchrieben — für ſein beſtes Stück gelten kann. Nicht ſo gut iſt ſein letztes Product ausgefallen, das vor etwa einem Jahre in Moskau geſpielt wurde. Es heißt: „die Unzufriednen,“ und ſoll eine politiſche Tendenz haben. Als erſtes politiſches Luſtſpiel in Rußland hätte es dann doch ein beſonderes Intereſſe. Merkwürdig aber, wie das Politiſche überall anſteckend wirkt! Man ſchreibt uns, daß bei der erſten Vorſtellung der „Unzufriednen“ das Thema des Stückes nach und nach das ganze Parterre ergriffen habe, ſo daß in dem Maße, wie das Stück auf

der Bühne abgewickelt worden — auch die Anzahl der Unzufriednen im Parterre, in den Logen und auf allen Plätzen gewachsen sey, bis sich zuletzt das ganze Theater mit dem Thema in Einklang gefühlt habe.

Unser Dichter ist in Deutschland als Romanschreiber bekannt, und hat als solcher wirklich Gutes geleistet. Er hat zuerst zwei einander ähnliche Epochen der russischen Geschichte gewählt, und die Befreiungskriege zum Rahmen seiner Gemälde genommen. Der erste Roman „Jury Miloslawsky oder die Russen 1612," erschien Anfangs 1830, und machte Furore in Rußland. Es war der erste originale historische Roman in der russischen Literatur. Man hatte nun auch etwas Walther Scottisches aus der russischen Geschichte! Vier starke Auflagen wurden in kurzer Zeit vergriffen. Im nächsten Jahr erschien als Seitenstück zu jenem Romane „Roslawlew oder die Russen 1812;" die hohen Erwartungen wurden aber nicht befriedigt. Beide Romane haben den Verfasser indeß etwa 80,000 Rubel eingebracht.

Die deutschen Romanleser sind durch Uebersetzungen im Stande, den Werth beider Werke

zu beurtheilen. Sie dürfen aber, von den Titeln verführt, keine vollständigen Gemälde der Zeiten von 1612 und 1812 erwarten, was wohl auch nicht die Sache des Romans ist. — Beide Romane, wie auch die spätern von Laſhetſchnikow bekennen ſich zur Nachahmung Walther Scotts; und wenn jene beiden in ernſten, echt dramatiſchen Scenen und überhaupt im ganzen Entwurf den Romanen Laſhetſchnikows nachſtehen, ſo bleiben ſie doch auf der andern Seite mehr original, heitrer und volksthümlicher in den komiſchen und in den Volksſcenen. Der Verfaſſer fällt wohl zuweilen, wenn er das Volk ſprechen läßt, in das zu Triviale, aber er verſteht es doch, das Volk ſprechen zu laſſen, hält warme Farben der Darſtellung, und ſpricht ſich recht patriotiſch aus, wenn auch vielleicht ſein Patriotismus zu jener Sorte gerechnet werden muß, den Wäſemsky mit einem populär gewordenen Ausdruck Kwaß-Patriotismus nennt. Kwaß nämlich iſt ein nationales Getränk, eine Art ungehopften Bieres.

Sagoskin ſcheint auf ſeiner literariſchen Laufbahn immer abwärts zu gehen, da ſein letzter Roman: „Der Grabhügel von Oskold“,

aus Wladimirs des Ersten Zeit, fast dasselbe Schicksal wie sein letztes Lustspiel gehabt hat. Seit einigen Jahren ist er Director des kaiserlichen Theaters in Moskau. — Er zeigt sich als einen starken, gesund aussehenden Mann. Er pflegt einen dicken Stock aus Gußeisen zu tragen, um, wie er sagt, seine Kräfte zu üben. Und in der That scheint er darin ein Magnet zu seyn, der Eisen tragend sich verstärkt. Denn als sich der berühmte Rappo in Moskau mit seinen Kraftstücken sehen ließ, hat Sagoskin mit ihm angebunden, und jenen starken Mann im Ringkampfe zu Boden geworfen. — Es läßt sich also mit gutem Fug sagen, Sagoskin sey ein starker Dichter.

Kukolnik.

Sein Vater, aus den ungarischen, unter dem Namen der Karpatho-Russen bekannten, Slawen entstammt, kam als Professor an die Petersburger

Universität, und wurde hernach zum Director der hohen Schule zu Neshin ernannt, wo er auf tragische Weise starb. — In dieser Schule wurde sein Sohn zu gleicher Zeit mit Gogol erzogen, mit welchem er von einem Alter ist. — Kukolnik soll von ausländischen Sprachen nur die lateinische gründlich kennen, die deutsche aber gar nicht. So bemerkenswerther ist es, daß sein Lieblingsdichter und Muster Schiller zu seyn scheint. — Im Jahre 1833 ist er zuerst literarisch aufgetreten mit der dramatischen Phantasie „Torquato Tasso.“ Dies erste Stück ist bis jetzt sein bestes geblieben. Es fehlt demselben nicht an Wärme, an dramatischer Bewegung, noch an lyrischer Begeisterung. Es umfaßt das ganze äußere und innere Leben des unglücklichen Dichters. Kukolnik hat nach seinem eignen Geständnisse lange daran gearbeitet, und vielleicht ist es darum besser ausgefallen, als die später eilfertig geschriebenen. Der Einfluß Schillers ist nicht allein in der Idealisirung der Charaktere und dem reichen lyrischen Apparat bemerklich, sondern auch in einer später zur Manie ausgearbeiteten Vorliebe des Dichters für Ahnungen und Prophezeihungen. Schon in diesem seinem ersten

Stücke fehlt es nicht daran. Als Taſſo nämlich nach mannichfachen Zerwürfniſſen in Rom von dem Volk erkannt und mit dem Lorbeer gekrönt wird, hat er, von Todesſchwäche ergriffen, ein Geſicht, in welchem er, zwei deutſche Dichter, Schiller und Goethe, und einen dritten unbekannten prophetiſch voraus erblickt, Letzteren

„In Pelz verhüllt, das Haupt in Zobelmütze.“

Dies deutet auf Derſhawin, deſſen Bild von Tonci wir oben erwähnt haben. Dann ſpricht der entzückte Taſſo über dieſen ungenannten Dichter weiter:

Die Sprache iſt mir neu;
doch Donner rollt in dieſen vollen Klängen;
voll Wehmuth ſpricht der Schmerz, — die Liebe
wiegt leiſe ſich in ſanft wohllüſt'gen Tönen.
Wie kraftvoll iſt die Sprache, tönend, ſtolz!
Wie ſchlingt zu unzählbaren Küſſen ſich
der Reim! Wie weich iſt ſie, und doch wie feſt.
Geprieſen ſey des fernen Nordens Sprache! —

Dies erſte Stück Kukolniks hat jüngſt eine zweite Auflage erlebt. — Sein zweites war ein hiſtoriſches, namentlich aus der Epoche des Zwiſchenreichs, welches ſeit Puſchkin den ruſſiſchen Dichtern

so beliebt geworden ist. Dieses Stück hat einen vollen Alexandriner-Vers aus Oserows Dimitry Donskoy zum Titel:

„Die Hand des Höchsten hat das Vaterland gerettet.“

Auch dieses Stück ist voll Ahnungen und Weissagungen. Es ist überhaupt eins seiner schwächsten, hat sich aber durch seine vaterländischen Gefühle nicht nur erhalten, sondern auch dem Dichter die einträgliche Stelle eines kaiserlichen Bibliothekars verschafft. Eine etwas strenge Rezension des Stücks in der Zeitschrift von Polewoy, von welcher später die Rede seyn wird, war die letzte Veranlassung zum Verbot dieses Journals. Gleich darauf lief ein vierzeiliges Epigramm um, worin gesagt wurde:

Drei Wunder hat des höchsten Hand gethan:
sie hat zuerst das Vaterland gerettet,
dem Dichter dann gebrochen eine Bahn,
und hat zuletzt den Polewoy zerschmettert.

Dieser kleine Scherz soll von Puschkin herrühren, dem man immer alles heimlich umlaufende Lustige oder Bittere gern beimaß.

Nun war Kukolnik im Zug, und lieferte alle vier bis ſechs Monate ein Trauerſpiel in fünf Akten und in Verſen. Während ein neues Stück in Scene geſetzt wird, iſt das folgende ſchon unter der Preſſe; wenn dies erſcheint, ſind Proben eines dritten in verſchiedenen Zeitſchriften. Wir wollen uns den Kopf nicht mit der Zahl ſeiner ſeit 1833 erſchienenen Stücke zerbrechen; ſie laſſen ſich aber in drei Gattungen eintheilen: es ſind nämlich vaterländiſche Stücke, — Stücke aus der Geſchichte andrer Völker, wie ſeine Rorolane, und endlich dramatiſche Phantaſien, in welchen der Verfaſſer gewöhnlich Biographien italieniſcher Dichter und Künſtler dramatiſch-phantaſtiſch bearbeitet.

Luſtſpiele hat Kukolnik noch nicht geſchrieben, und man erklärt es aus einer böſen Vorbedeutung ſeines Namens. Kukla und kukolnij heißt nämlich im Ruſſiſchen Puppe und puppig; ſo daß ein Luſtſpiel von Kukolnik ohne weiteres eine Puppenkomödie bedeuten würde. Es iſt ſehr Schade, weil, wenn er eben ſo fruchtbar an Luſtſpielen wäre, wie er an Trauerſpielen iſt, er der vollkommene ruſſiſche Raupach ſeyn würde, und ſeine Werke, wie dieſer, in zwei großen Klaſſen nämlich

„ernſthafter“ und „ſcherzhafter Gattung“ herausgeben könnte.

Seiner ſehr ſchädlichen Fruchtbarkeit ungeachtet fehlt es Kukolnik in ſeinen Stücken nicht an Talent; er iſt nicht bloß pathetiſch und zuweilen ſchwunghaft, ſondern weiß auch ergreifende dramatiſche Scenen zu erfinden. Leider aber entwickeln ſich dieſe ſelten aus dem Innern, ſondern erſcheinen von außen zuſammengeballt. Oft kommt es vor, daß das ganze Stück oder ein Akt um einer einzigen Scene willen mit Berechnung geſchrieben iſt.

Senkowsky, von welchem hernach die Rede ſeyn wird, hat den Dichter in ſeiner „Leſebibliothek“ den großen Kukolnik genannt, und mit Goethe (wir wiſſen nicht genau ob auch mit Shakeſpeare) verglichen.

Wir hoffen, daß der Dichter, wenn er ſich gegen manchen Tadel geſchützt ſieht, wenigſtens ſolches Lob nicht überſchätzen, ſondern nach gründlicher Kritik zu ſeinem eignen Beſten ſich umſehen werde. Er hat das Aeußere eines Mannes aus der Studierſtube, und ſcheint auch ſehr beſcheiden.

Daher wird er wahrſcheinlich das Prädicat des Großen dem generöſen Journaliſten zurückgeben, ſo daß wir nur — einen großen Senkowsky behalten.

Kritiker.

Merſläkow.

Auf der Scheidemark zwiſchen Literatur und Kritik empfängt uns Merſläkow. Selbſt ein Dichter, reicht er noch den ſcheidenden Poeten die Hand, und führt uns zugleich als älteſter ruſſiſcher Kritiker in dies neue Gebiet, gleichſam zum Bewußtſeyn der Literatur, indem er in ſeinen gedruckten „Vorleſungen“ die ausgezeichneten ruſſiſchen Schriftſteller ſelbſt auf ausgezeichnete Weiſe characteriſirt und beurtheilt. — Von den folgenden drei Kritikern ſind die beiden letzteren nicht eigentlich in der ſchönen Literatur, ſondern für die Hiſtorie als Kritiker aufgetreten; allein da wir die Geſchichte von unſerer Betrachtung nicht ausgeſchloſſen haben, und jene beiden Männer auch als Literaten nicht unbedeutend ſind, ſo haben wir ſie hier mit gutem Grund aufgenommen. Alle vier zu behandelnden Kritiker ſind als Profeſſoren der Univerſität Moskau — dieſer älteſten und größten

der russischen Universitäten zu bezeichnen. Drei davon leben noch, Mersläkow ist vor 10 Jahren gestorben.

Er war zu Dalmatowa im Gouvernement Perm im Jahr 1778 geboren, Sohn eines eben nicht sehr vermögenden Kaufmanns. Durch eine in seinem vierzehnten Jahre verfaßte Ode auf den Frieden mit Schweden, machte er sich der Kaiserin Katharina der Zweiten bemerklich, unter deren Gunst er dann in Moskau studirte, bis er selbst an dieser Schule im Jahr 1798 Magister ward, und den Lehrstuhl der Poesie und Beredsamkeit erhielt.

In seinen hochlyrischen Gedichten schlägt er die Dershawin'schen Saiten an. Eigenthümlicher und von bleibendem Ruhm, ist er in seinen Liedern, die zum Theil, wie jene Dimitrijews, Eigenthum des Volkes geworden sind, ja durch tiefes, echtrussisches Gefühl vielleicht noch höher als die Lieder Dimitrijews und des Barons Delwig stehen. — Auch als Uebersetzer, besonders aus dem Griechischen und Lateinischen, ist Mersläkow beachtungswerth; doch liegt sein Hauptverdienst im Felde der Kritik.

Er zuerst hat ein freies und bewußtes Urtheil über die russischen Schriftsteller ausgesprochen. Zu seiner Zeit waren in Rußland, wie die französische Literatur, auch die französische Aesthetik und Kritik in Ansehen, und so hat denn auch Merslákow, obgleich mit deutscher Literatur und selbst mit einigen damaligen Aesthetikern, wie Sulzer, Eschenburg u. A. bekannt, doch mehr den englisch-französischen Gesichtspunkt des Blair, Batteux und Laharpe bei seinen Urtheilen festgehalten. Außer seinen akademischen Vorlesungen hat er — und irren wir nicht, als erstes Beispiel — auch Privatvorlesungen gehalten. Als er nämlich im Jahr 1810 ordentlicher Professor geworden war, veranlaßte ihn ein Fürst Galizin, ein großer Freund der Literatur, in seinem Hause vor einem erwählten Publikum Vorträge über Poesie und Beredsamkeit zu eröffnen. Während der Wintermonate wurden solche wöchentlich zweimal gehalten, und von vornehmen Frauen und Herren zahlreich besucht. Im folgenden Winter wurden diese Vorträge auf die Theorie der schönen Künste überhaupt ausgedehnt. — Auf solche Weise ist durch zwei Männer zu gleicher Zeit die russische Literatur,

theoretisch durch Mersläkow, praktisch durch Karamsin, aus ihrer engen Häuslichkeit in die große Gesellschaft gelangt.

Diejenigen, die Mersläkow, selbst noch in seinen spätern Jahren, als Professor gehört haben, erinnern sich seiner feurigen Improvisationen und seiner hohen Beredsamkeit. Vermißt man auch in seiner Kritik eine tief eingehende philosophische Beurtheilung, so findet man dafür überall, daß er selbst Dichter, und von echt dichterischem Gefühle beseelt, mit den von ihm besprochnen Poeten sympathisirt. Seine Vorlesungen über Dershawin, seinen Lieblingsdichter, sind vorzüglich im Gedächtniß geblieben.

Aus einer unglücklichen Liebe, wie man behauptet, fiel er in einen unglücklichen Hang zum Trinken, was seinen Tod beschleunigte.

Schewirew.

Dieser Name begegnet uns hier nicht zum erstenmal; wir haben ihn bereits bei der jüngsten

Poetengruppe genannt. Schewirew ist Freund und Zeitgenosse jener jüngern Dichter und gehört der von uns als philosophisch bezeichneten poetischen Richtung an. Ueberhaupt finden wir ihn im Anfang seiner Entwicklung in zwei Farben schillernd, und haben ihn bald als Poeten, bald als Kritiker zu betrachten.

Zuerst hat er sich gar nicht zum Gelehrtenstande vorbereitet, sondern ist aus der Universitätspension zu Moskau, in welcher er fast gleichzeitig mit Odojewsky studirte, in den Staatsdienst getreten. — Im Jahr 1827 und 1828 nahm er, kaum 21 Jahre alt, thätigen Antheil an Pogodins Zeitschrift: „Der Moskauer Bote," die er durch kritische Arbeiten zum ersten Rang damaliger russischer Zeitschriften erhob. Diese Kritiken betrafen nicht allein die laufende russische Literatur, sondern auch auswärtige literarische Erscheinungen, wie Byrons und Andrer Poesien. Die interessanteste Arbeit dieser Art ist die Beurtheilung der damals eben erschienenen Helena von Goethe, welcher er metrisch übersetzte Proben dieses Gedichtes in jene Zeitschrift mitgab. Von einem deutschen Literator in Moskau wurde diese Kritik übersetzt und Goethen

zugeſandt, der darauf in einem gehaltreichen Brief antwortete und des jungen ruſſiſchen Kritikers in ſeinem »Kunſt und Alterthum« Erwähnung that. Neben dieſen kritiſchen Arbeiten liefen auch poetiſche in derſelben Zeitſchrift her, beſonders auch Ueberſetzungen, z. B. von Wallenſteins Lager, — des erſten Aktes von Wilhelm Tell, und kleinere Gedichte von Schiller.

Im Jahre 1829 machte Schewirew eine Reiſe nach Deutſchland, Italien und der Schweiz. Er hielt ſich in Italien, beſonders in Rom, einige Jahre auf, um Studien der Kunſt und Alterthümer, der alten und italieniſchen Literatur zu machen. Hier ſcheint die von uns ſchon angedeutete doppelte Richtung in ihm einen neuen Kampf beſtanden zu haben. Sollte er dem Rufe der Wiſſenſchaft, oder den Reizen der Poeſie folgen? Er trieb mit Eifer ſeine gelehrten Studien, ohne ſich der Dichtkunſt gänzlich zu entſchlagen. Er nahm ein großes Trauerſpiel vor, welches das ganze Leben des Romulus umfaſſen ſollte, wie er dieſes nämlich als ein großartiges Sinn- und Vorbild der ganzen Geſchichte Roms und ſeiner Schickſale anſah. Zwei Akte dieſes Trauerſpiels, auf dem

Schauplatze selbst gedichtet, sind fertig geworden, und lassen bedauern, daß das Ganze noch unvollendet geblieben. — Endlich scheint der Drang zur Wissenschaft obgesiegt zu haben. Und allerdings muß dieser mächtig genug gewesen seyn, da demselben sogar manche gesellschaftliche Vorurtheile zum Opfer gebracht werden mußten. Die Familie Schewirew stammt nämlich aus einem auch in der Geschichte ausgezeichneten alten fürstlichen Hause. Schewirews Vater stand an der Spitze des Adels im Gouvernement Saratow, und unser junge Gelehrte besaß selber ein unabhängiges Vermögen. Nun ist aber der gelehrte Stand in Rußland, wenn auch nicht gerade verachtet, doch in den höhern Kreisen eben auch nicht besonders geschätzt, und es war bisher eine große Seltenheit, daß ein Adelicher eine Professur annahm. Ueber alle diese Verhältnisse sich hinaus zu setzen, und frei seiner Neigung und einem innern Berufe zu folgen, ist wohl eine erwähnenswerthe Handlung. — Wie also Schewirew Ende 1832 nach Moskau zurückgekehrt war, suchte er eine Professur nach, die ihm, durch frühere Leistungen dem Ministerium und der Universität schon bekannt, nicht

ſchwer zu erhalten war. Zu der erforderlichen Diſſertation wählte er Dante, den er in einem ziemlich umfaſſenden Werke von allen Seiten und in allen Beziehungen beurtheilte. Dieſe Schrift, wir dürfen es behaupten, würde überſetzt ſelbſt in Deutſchland Aufmerkſamkeit erregen. Sie wurzelt in tiefer Gelehrſamkeit, und zeigt überall eine vertraute, umſtändliche Bekanntſchaft mit dem Dichter, ſo wie einen ſcharfen, philoſophiſchen Blick, der aber alle Combinationen an die Geſchichte jener Zeit anknüpft.

Schewirew erhielt den Katheder der Geſchichte der neuen Literaturen, und ſpendete nun in beredten Vorträgen die Schätze ſeiner Forſchungen und Studien aus. Er umfaßte nicht nur die Literaturgeſchichte der neuern Völker, ſondern, in der Form einer Einleitung in dieſelbe, auch die Literaturgeſchichte der orientaliſchen und der klaſſiſchen Völker. Vor einem Jahre iſt der erſte, die orientaliſche Literatur behandelnde, Band erſchienen; die übrigen ſollen folgen. Inzwiſchen nämlich iſt Schewirew durch eine andre Arbeit abgezogen worden; indem er zur Erhaltung der Doctorwürde eine Diſſertation geſchrieben hat, die nach ſeiner

Behandlungsart zu einem Werke angewachsen ist. Es behandelt die Theorie der Poesie in geschichtlicher Entwicklung. — Auch hinsichtlich dieses Werkes, so wie seiner Literaturgeschichte hoffen wir, daß Deutschland sich für sie interessiren, und sie durch Uebersetzungen allgemein zugänglich machen werde.

Es ist schon angedeutet worden, daß Schewirew philosophischen Geist besitze, und wir fügen hinzu, daß er auch Studien in diesem Gebiete, namentlich in der deutschen Philosophie, gemacht hat. Es war eine Zeit, da er sich selbst mit den deutschen Mystikern beschäftigte. Diese Neigung gab seinen Dichtungen den eigenthümlichen Charakter des Symbolischen. Nimmt doch Schewirew jedwede Erscheinung in Natur, Kunst, Geschichte und im menschlichen Geiste als Symbol irgend einer höhern Idee auf, die er dann auf sinn- und gedankenreiche Weise, doch mit Beihülfe der Phantasie, auszudrücken weiß. So hat er, wie schon bemerkt, in seinem Trauerspiele Romulus die ganze römische Geschichte zu symbolisiren gesucht. Dies noch unvollendete und ungedruckte Werk, welches hoffentlich bald dies wie jenes

werden wird, ist auf gelehrtes und philosophisches Studium der Geschichte und des Lebens gegründet, dabei von hohem poetischen Gehalt, und selbst bühnenrecht zugeschnitten.

Wir verlassen seine poetische Seite ganz, und bemerken nun noch über ihn als Kritiker, daß ihm von Manchen zwei Hauptvorwürfe gemacht wurden. — Erstens scheint er nämlich immer irgend einer Lieblings-Literatur zu ausschließend nachzuhangen. Wie er früher die deutsche Literatur fast einzig studirte und vorzog, so hat er seit seiner Rückkehr aus Italien die klassische und italienische Literatur mit demselben ausschließenden Eifer ergriffen. Was früher Schiller und Goethe, sind ihm jetzt Homer, Virgil und Dante. — Doch dieser Vorwurf trifft nur einen scheinbaren Fehler. Wenn der kaum 30 Jahre alte Professor in der That mit ausschließendem Eifer irgend einer Literatur huldigt, so darf man nicht übersehen, daß er in solcher Vorliebe wechselt, und also hoffen läßt, er werde mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn nur zu desto gründlicheren Studien treibt, nach und nach alle europäischen Literaturen zu Lieblingsliteraturen machen und treiben. Bis jetzt hat er

freilich nur Zeit und Anlaß gehabt, die vier genannten Literaturen besonders zu studiren. Die französische ist ihm aber seit lange bekannt, und mit den Hauptdichtern Englands ist er nicht weniger vertraut. Die spanische und portugiesische Literatur, deren Sprachen er sich bereits angeeignet hat, werden wohl bald an die Reihe kommen. Schon länger trägt er sich mit dem Gedanken, und hat bereits Vorarbeiten gemacht, — die, seiner Ansicht nach drei größten Dichter der Menschheit — Homer, Dante und Shakespeare — in einem besondern Werke erschöpfend darzustellen, und an diese Repräsentanten der alten, mittleren und neuen Welt die gesammte Geschichte der Literatur aufzuschürzen.

Zweitens dürfte ihm vielleicht vorgerückt werden, daß er bei seinen kritischen Prüfungen der Dichter zu wenig die politische Stellung und Meinungen derselben mit abwäge. — Allein, soll denn dieser politische Gesichtspunkt, wie ihn z. B. besonders Villemain gefaßt hat, gerade darum, weil er unserer Zeit so lieb und werth ist, von allgemeiner Geltung seyn, und muß er nicht, wenn auch bei einzelnen Dichtern, wahr und

nothwendig, doch bei vielen andern zu ſchiefen oder ganz falſchen Reſultaten führen? Einen unbedingten Vorwurf kann es alſo wohl nicht begründen, wenn Schewirew dem Lieblingsthema unſerer Zeit wenig huldigt, und überdieß verlangt die Billigkeit zu bedenken, daß dieſer Kritiker eben in Rußland lebt und lehrt. Was aber laut anerkannt werden muß, iſt die völlige Unbefangenheit dieſes Kritikers in Beurtheilung der Schriftſteller, ſeine Unabhängigkeit von jeder Schule und vorgefaßter Meinung oder von den Ergebniſſen fremder Forſchungen und Urtheile. Eine ſolche Unbefangenheit, beſonders auch den fremden Literaturen gegenüber, iſt vielleicht nur in einem Lande möglich, in welchem man gewiſſermaßen außerhalb der Strömung, ſo wie der Ebbe und Fluth der europäiſchen Literatur ſteht, und doch vielſeitig genug gebildet iſt, um den Geiſt jeder Nation zu begreifen und mit ihm zu ſympathiſiren.

Schewirew hat auch den Katheder für die ruſſiſche Literatur angenommen, wo er denn gewiß auch viel leiſten wird. Bis jetzt fehlt es in Rußland noch an einer kritiſchen, durch tiefes poetiſches Studium beleuchteten Geſchichte der ruſſiſchen

Literatur; Schewirew iſt vielleicht der einzige Mann, der jetzt eine ſolche liefern könnte, von dem ſie wohl auch zu erwarten iſt.

Was ihn ſchließlich noch auszeichnet, iſt, daß er die ſeit den Schlegeln, Humbold und Andern auch in Deutſchland geſtellte Aufgabe — den Gelehrten mit dem Weltmanne zu verbinden, ſeiner Seits vollkommen gelöst hat.

Katſchenowsky.

Wir haben es jetzt mit zwei Kritikern im Fache der ruſſiſchen Geſchichte zu thun, Männern, die durch Forſchung und gelehrten Streit ein neues Licht über die ruſſiſche Geſchichte verbreitet haben, und dadurch in dieſer Skizze der ruſſiſchen Literatur ihren Platz finden müſſen. — Katſchenowsky iſt zu Charkow 1775 geboren, und im daſigen Kolleg gebildet worden. Nachdem er einige Jahre beim Gouvernements-Magiſtrate zu Charkow gedient hatte, that er von 1795 bis 1801 Militärdienſte bei der Artillerie. Durch unglückliche

Umſtände wurde er zu einem ziemlich langen Arreſt verurtheilt, während deſſen er ſich auf der Grundlage früherer klaſſiſchen Studien zum gelehrten Stand vorbereitete. Er erſtieg nach und nach die untern Stufen zur ordentlichen Profeſſur der ſchönen Künſte, der Alterthumskunde und der Geſchichte. Sein ſeit 1805 gegründeter, und während der Cholera verblichener „europäiſcher Bote“ galt lange für das beſte literariſche Journal in Rußland. — Obwohl viele hiſtoriſche Arbeiten von ihm in dieſer Zeitſchrift erſchienen, ſo zeigten ſie doch keine neuen Geſichtspunkte der ruſſiſchen Geſchichte, bis vor ungefähr 10 Jahren der alte Profeſſor unerwartet zum unerbittlichen radikalen Revolutionär in geſchichtlicher Kritik umſprang, und dadurch von ſeinen Schülern den Namen des ruſſiſchen Niebuhr erhielt. Er behauptet nämlich das den bisher gegoltnen Meinungen, beſonders Karamſins, ſtrack Entgegengeſetzte. Wenn Karamſin im Einverſtändniſſe mit Schlözer und andern Forſchern behauptet, die Waräger ſeyen aus Skandinavien nach Rußland gekommen und Normannen geweſen; ſo erwidert Katſchenowsky, nein, die Waräger ſeyen ein aſiatiſcher Stamm und hinter dem ſchwarzen

Meer hervor gekommen. — Wenn Karamsin, mit Schlözern, der ein langes Studium daraus gemacht hat, Nestor für den ersten russischen Chronikenschreiber aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts erklärt, so behauptet Katschenowsky, — alle diese Jahrbücher seyen falsch und rührten aus spätern Zeiten, vielleicht aus dem siebzehnten Jahrhunderte her. Dem Gedichte vom Zug Igors ist auch sein respectables Alter nicht gelassen worden.

Dieser mit großer Belesenheit und unläugbarem Scharfsinn verflochtene Widerspruch hat natürlich die ganze russische Geschichte bis auf das zwölfte Jahrhundert, das heißt alles, was Karamsins angeblicher Nestor erzählt, zu einem Gewebe von Mährchen gemacht, oder höchstens für einen schwachen Nachschimmer einer erloschnen mythischen Vorwelt gelten lassen. Die Ansicht der ganzen ältern Geschichte Rußlands als einer Mythe, aus deren freilich sehr fabelhaft erscheinenden Sagen erst die spätere Zeit eine Art von Epos gebildet habe, hat den jugendlichen Geist vieler Zuhörer Katschenowskys lebhaft angesprochen, und eine Art von historischer Ketzerschule gegründet. Was aber mehr als dies in Anschlag gebracht werden muß, ist der

allerdings nicht zu läugnende Vortheil, daß ein so kühnes und radikales Regiren und Umwälzen den ſkeptiſchen und kritiſchen Geiſt weckt. So wurde denn, oder wird noch, ein neues Licht über viele Stellen der ruſſiſchen Geſchichte, vorzüglich der ersten Periode verbreitet. Selbſt eine bloß zerſtörende, oft blinde Wuth, die an nichts halten und Alles wegſchaffen will, was nicht gerade materiell gefaßt werden kann, und was für ſeine Aechtheit nur innere und keine äußeren Beweiſe hat, kann immer doch, ſo verwerflich ſie an ſich ſeyn mag, zu dem Guten führen, daß man davon aufgeregt, mit gleichem Eifer für das bisher bloß Angenommene kämpft und ihm einen feſteren Boden gewinnt. — In dieſem Sinne müſſen wir Katſchenowskys Verdienſte um die ruſſiſche Geſchichte als bedeutend anſchlagen, und für ihn einen bleibenden Platz in der Geſchichte der ruſſiſchen Literatur fordern; nicht ſowohl um deſſentwillen, was er ſelbſt geleiſtet, als für was er durch Niederreißen Luft und Licht gewonnen hat. Er zuerſt hat ſich erlaubt, die frühern Anſichten Schlözers und Karamſins nicht für unfehlbar und heilig zu halten. Dies nordiſche Eis zu brechen, iſt kein verwerfliches Werk,

und was nun etwa ein nachfolgender Frühling an neuen oder beſtätigten Forſchungen einbringt, muß man doch dem kühnen Kritiker dankbar gedenken.

Pogodin.

Des Vorigen Schüler und Schewirews Freund und Gefährte, jetzt etwa 36 Jahre alt, auf den Schulen zu Moskau gebildet, und ſeit zehn Jahren Profeſſor daſelbſt für die allgemeine und ruſſiſche Geſchichte. Im Jahr 1835 machte er eine Reiſe nach Deutſchland, wo er viele Berliner und Münchener Gelehrte beſuchte. Obwohl der Hauptgegenſtand ſeines Strebens und Leiſtens die Geſchichte iſt, hat er ſich doch auch mit der ſchönen Literatur beſchäftigt. Er kann als ein umgekehrter Gogol betrachtet werden; wie dieſer, zum Novelliſten geboren, ſich auch in der Geſchichtsforſchung bethätigte, ſo hat Jener, zur hiſtoriſchen Forſchung berufen, auch Novellen geſchrieben. Werthvoller als dieſe, ſind aber ſeine Trauerſpiele, auf die

wir, ihres hiſtoriſchen Gehalts wegen, noch kommen werden.

In den Jahren 1827 bis 1830 gab er den ſchon erwähnten „Moskauer Boten“ heraus, der auch Pogodins Erſtlinge an bedeutenden hiſtoriſch-kritiſchen Arbeiten mitbrachte. — Wir haben ihn Katſchenowskys Schüler genannt; allein er theilte ſeines Lehrers kritiſche Anſichten nicht ganz; vielmehr hat er in ſeinem erſten Werke erſchöpfend dargethan, daß die Waräger ſkandinaviſcher Abkunft ſeyen, und keine andre haben können. Später iſt er auch, um die Aechtheit der Neſtorſchen Chroniken zu beweiſen, als entſchiedener Gegner Katſchenowskys aufgetreten; doch darf man ihn darum nicht für einen blinden Nachtreter Schlözers und Karamſins anſehen. Im Gegentheil war er der Erſte, der — mit ſeines Lehrers unbedingtem Läugnen unzufrieden, einen philoſophiſchen Blick auf die ruſſiſche Geſchichte warf, und zuerſt ausſprach, daß dieſelbe durchaus andern, von der Entwicklung der weſtlichen Völker abweichenden Geſetzen folge. Ohne die ältere ruſſiſche Geſchichte für ächte Wirklichkeit anzuerkennen, aber auch ohne ſie für bloße Mährchen auszugeben, hat er dieſe

beiden Elemente derſelben ſorgfältig zu ſcheiden geſucht. — Dann iſt ihm beizumeſſen, daß er einzelne Perioden der ruſſiſchen Geſchichte mehr ans Licht hervorgehoben, z. B. die Geſchichte Johanns des Vierten, deſſen perſönlichen Charakter er, auf die Geſchichte geſtützt, pſychologiſch zu erklären geſucht hat. Seine Unterſuchungen über den falſchen Demetrius haben auch die Frage entſchieden, ob derſelbe wirklich falſch geweſen ſey, womit Pogodin zugleich die Rechtfertigung Boris Godunows verknüpfte, indem er als höchſt wahrſcheinlich darthat, daß Boris Godunow, dieſer große Fürſt, keineswegs der Mörder des kleinen Demetrius geweſen ſey, welcher ſich vielmehr in einem Anfall ſeiner ſchweren Krankheit ſelbſt entleibt habe.

Nachdem Pogodin die Periode des ſogenannten Zwiſchenreiches tief erforſcht hatte, verſuchte er, ſie in einer Reihe von Trauerſpielen als hiſtoriſche Gemälde darzuſtellen.

In dieſen noch ungedruckten Trauerſpielen, vier an der Zahl, hat er die Hauptcharaktere, vorzüglich Otrepiews, d. h. des falſchen Demetrius und Godunows, nach ſeiner Auffaſſung derſelben

ausgeführt. Er weicht gänzlich von Puschkins und Chomäkows Darstellungen ab. Außer diesen in Prosa geschriebenen Trauerspielen hat er noch zwei in Versen verfaßt. Eines, das einzig gedruckte, »Marfa Possadniza« stellt den Charakter dieser Frau und anderer Nowgorod'schen Helden wieder her, nachdem diese Charaktere in der Novelle Karamsins so entstellt werden. — Das zweite, nicht gedruckte und zum Druck nicht zugelassene Trauerspiel hat Petern den Großen — und zwar, als Mittelpunkt des Stückes, dessen Verurtheilung seines Sohnes Alexis zum Gegenstande.

Um die russische Geschichte hat sich Pogodin durch diese Trauerspiele nicht minder als durch seine eigentlichen historischen Arbeiten verdient gemacht; indem dieselben, als Früchte seiner tiefsten Forschungen, gerade den eigentlichen Geist und Duft der Geschichte einschließen, und das überliefern sollen, was mehr errathen, als streng wissenschaftlich bewiesen werden kann. Und gewiß läßt sich ein solches Ahnen und Errathen des Geistes einer Zeit oder eines Mannes besser in dramatischer Form, als in wissenschaftlicher Abhandlung fassen. Im Uebrigen, was den poetischen

Werth dieſer Stücke betrifft, wird ſich der Verfaſſer wohl ſelber ſagen, daß er nicht zum Dichter geboren ward. In dieſen Maſſen, die er in Bewegung ſetzt, in dieſen Parteien, ja Völkern, die er auf die Bühne bringt, wie es beſonders in ſeinen erſteren Stücken geſchieht, verliert ſich zu ſehr das Individuelle ſeiner Helden und Perſonen. Sonſt aber muß man ihm ein gewiſſes Geſchick, Scenen dem Gang und Geiſte der geſchichtlichen Begebenheiten gemäß anzuordnen und ſeine dramatiſchen Gemälde zu beleben, allerdings nachrühmen. Seine Sprache aber ſinkt vielleicht ſchon ein wenig zu ſehr zu einer allzuruſſiſchen Popularität herab, und der Vorwurf kann ihm nicht erſpart werden, daß er in ſeinen Trauerſpielen und Novellen das Pöbelhafte mit dem Volksthümlichen verwechſelt. Ein Beſſeres hätte er aus Goethes Götz von Berlichingen lernen können, den er auf ſeine populäre Weiſe ins Ruſſiſche überſetzt hat. — Auch manche wiſſenſchaftliche, vorzüglich hiſtoriſche Werke hat er aus fremden Literaturen, beſonders der deutſchen, überſetzt.

Wir ſchließen mit der Nachricht, daß Pogodin vor Kurzem hiſtoriſche Aphorismen herausgegeben

hat, in denen er die Philoſophie der Geſchichte, von ſeinem Standpunkte aus, fragmentariſch entwickelt.

Der Gerechtigkeit und einiger Vollſtändigkeit zu Lieb müſſen wir hier noch einige lebende ruſſiſche Gelehrten namhaft machen. — Lange, faſt bis auf unſere Zeit, ſind die meiſten Forſchungen im Gebiete der Geſchichte, der Statiſtik und Naturwiſſenſchaften Rußlands von Ausländern, namentlich von Deutſchen ausgegangen, wie dieſelben denn auch die meiſten Katheder eingenommen hatten. Weltberühmte Namen, wie Bernoulli, Euler, Pallas, Schlözer leuchteten einſt auf Rußland, und auch unter den Profeſſoren ſind ehrenwerthe Namen, wie Buhle, Schade, Loder u. A. Seit einiger Zeit, namentlich aber ſeit der Regierung des jetzigen Kaiſers, gewinnen ruſſiſche Namen und Gelehrte immer mehr Raum und Ruhm. Außer den ſchon genannten iſt im Gebiete der Mathematik eines genialen Kopfes zu gedenken, deſſen großartige Leiſtungen und Entdeckungen von den ausgezeichneſten Mathematikern Frankreichs anerkannt worden ſind. Es iſt ein noch junger

Mann, Oſtrogradſky, Sohn eines kleinruſſiſchen Edelmannes, der ſeine zu Charkow angefangenen Studien in Paris vollendet hat, und als Akademiker in Petersburg angeſtellt worden iſt. — Unter den Phyſikern zeichnen ſich ein Paar tüchtige Naturphiloſophen aus, beide durch bedeutende Werke bekannt, — Wellanſky, Profeſſor zu Petersburg, und Pawlow, Profeſſor in Moskau. Unter den Geſchichtsforſchern müſſen Schulgin in der allgemeinen, und Uſträlow in der ruſſiſchen Geſchichte, beide Profeſſoren in Petersburg, genannt werden. Der Letztere, durch mehrere kritiſche Ausgaben vieler wichtigen Documente und Quellen ruſſiſcher Geſchichte rühmlich bekannt, beſchäftigt ſich jetzt mit einer Geſchichte von Rußland, die bald erſcheinen ſoll. — Stroen, einer der bedeutendſten ruſſiſchen Archäologen und Paleographen, hat im Auftrage der Petersburger Akademie mit Unterſuchung aller Archive und Kloſterbibliotheken Rußlands ſieben Reiſejahre zugebracht, und ſo eben die vier erſten Bände ſeiner Ausbeute alles deſſen, was für ruſſiſche Geſchichte, Alterthümer und Recht von Intereſſe iſt, erſcheinen laſſen. — In der Statiſtik thun ſich Arſenjew

in Petersburg und Androſſow in Moskau hervor.

Schließlich müſſen wir noch eines unglücklichen jungen Philologen gedenken — Roſhalin's. Nachdem er zu Moskau und einige Zeit in Deutſchland unter Böttcher's und Thierſch's Anleitung, von beiden ſehr geſchätzt, ſtudirt, dann in Italien zugebracht hatte, war er eben mit der reichſten Ausbeute ſeiner Forſchungen und mit umfaſſenden Kenntniſſen in den Sprachen des Alterthums und der Slawiſchen Völker nach Rußland zurückgekehrt, um ſich um eine Profeſſur an der Univerſität Moskau zu bewerben, als er andern Tags nach ſeiner Ankunft in Petersburg, von Fleiß und Eifer erſchöpft, dahinſtarb. Noch hatte er nicht das vielfältige Unglück ſeiner Familie erfahren, die nunmehr auch vom Tode hinweggerafft iſt. Aber ein ſeltſames Verhängniß war hiermit noch nicht verſöhnt: alle Papiere Roſhalin's, und darunter große philologiſche Arbeiten, wurden von einem Brande vertilgt, ſo daß alſo von einem talentvollen Jünglinge und von allen jahrelangen Arbeiten und errungenen Schätzen auch nicht eine Spur zurückgeblieben iſt.

Journaliſten.

Polewoy.

An die Kritiker ſchließen ſich ganz natürlich die Journaliſten an, die man die täglichen Kritiker nennen könnte. Wir meinen hier nur die Journaliſten von Profeſſion, die eingefleiſchten Journaliſten; da ja faſt ein jeder etwas bedeutende Schriftſteller ſich irgend einmal, beſonders in den jüngern Jahren, mit den Tagesblättern befaßt. Zwiſchen den Kritikern und Journaliſten iſt aber allerdings ein Unterſchied, etwa wie zwiſchen dem groben Geſchütz und dem Gewehrfeuer. Die eigentlichen Journaliſten haben ſelten eine tiefe und feſte Ueberzeugung; ſie dienen bald unter dieſer, bald unter jener Fahne, mit dem Wahlſpruche: Wo mir's wohl geht, iſt meine Heimath. Ein literariſches Vaterland haben ſie nicht; ſie dienen um Handgeld. — Wir haben unſere Gallerie ruſſiſcher Schriftſteller mit dem heiligen Demetrius angefangen, und müſſen ſie mit weniger heiligen

Männern beſchließen. Freilich haben wir es da mit einem galligen Völkchen zu thun, doch gehen wir nicht darauf aus, mit ihnen anzubinden, und ſoweit wir an ihnen vorüber müſſen, wandeln wir unter dem Schirme der Wahrheit. Gerade in Andacht zu dieſer Göttin müſſen wir vor Allem den zuerſt genannten Polewoy von dem übrig bleibenden Kleeblatte abſondern.

Polewoy hat bleibende Verdienſte um die ruſſiſche Literatur erworben. Er iſt in Sibirien Ende des vorigen Jahrhunderts geboren, und hat dort auch ſeine Jugendjahre zugebracht. Sohn eines eben nicht reichen Kaufmanns aus Kurſk, der Handels wegen in Sibirien wohnte, hat er ſeinen Unterricht im väterlichen Hauſe, vielleicht in der Stadtſchule, und wir wiſſen nicht genau, ob etwa auch im Gymnaſium erhalten. Jedenfalls hat er keine bedeutenden öffentlichen Anſtalten benutzt, und zählt, wie er Alles ſich ſelbſt verdankt, zu den ſogenannten Autodidakten.

Jedes Land kann Autodidakten aufweiſen, beſonders in der Poeſie. In England iſt ſogar ein Werk über die Naturdichter Englands erſchienen. — Die meiſten europäiſchen Länder aber beſitzen

zu viel Lehranſtalten, und bieten einem jungen Geiſte zuviel Gelegenheit dar, ſeine Lern- und Wißbegierde zu befriedigen, als daß ſich ſolche Selbſtbelehrte zahlreich finden ſollten. In Rußland iſt es ein Andres. Hier kann man nicht bloß Dichter, ſondern auch Künſtler und Gelehrte aller Art nennen, die ihre Bildung ſich ſelber verdanken. Unter den Dichtern erinnern wir nur an zwei, die nicht unbedeutend ſind, an Släpuſchkin, einen Bauer der Gräfin Stroganow, der, wenn auch kein Burns, doch ſchöne naive Idyllen aus dem Volksleben verfaßt hat. Der andre heißt Kolzow, ein noch junger Metzger aus Woroneſch, deſſen ſchöne, tiefgefühlte Volksgedichte vor einigen Monaten herausgekommen ſind. Die merkwürdigſten Autodidakten in Rußland ſind aber Mechaniker. Der Name Kulibins wird ewig im Volksgedächtniß bleiben. Er hat die kühnſten, genialſten Gedanken theils in Modellen, theils in Bauten ausgeführt. Ein Andrer, Wlaßjew hat eine ſehr complicirte aſtronomiſche Uhr verfertigt. Doch wir können nicht alle Mechaniker und Künſtler hier namhaft machen, ſondern erinnern nur daran, wie anerkannt der mechaniſche Geiſt

des russischen Volkes ist, so daß sich ausländische Mechaniker wohl hüten, einem russischen bärtigen Selbstbelehrten irgend eine neue privilegirte Maschine auch nur von fern zu zeigen; denn es fehlt nicht an Beispielen, daß ein aufmerksamer Blick genügte, den Mechanismus nachzubilden. Hierin sind die Russen mit den Engländern verwandt, und tragen vielleicht in sich die Keime zu einer Industrie, wie sie in England entwickelt ist.

Polewoy gehört zu derselben Klasse. Vor 1825 sind nur einzelne Aufsätze von ihm in verschiednen Zeitschriften erschienen. In jenem Jahre ist er dann mit dem „Moskauer Telegraphen," einem eignen Journale, aufgetreten, welches beinahe 10 Jahre bestanden, und stets einen der ersten Plätze in der russischen Journalistik behauptet hat. Ja, diese Zeitschrift hatte solchen Erfolg und war im ganzen Reiche so durchgedrungen, daß man in entlegenen Provinzen oft das Wort Telegraph gleichbedeutend mit Zeitschrift überhaupt nahm, und wohl die Frage that, wieviel Telegraphen in Rußland erschienen. — Polewoy hatte fast keinen weitern Mitarbeiter, als seinen Bruder. Die Beiträge Anderer sind verhältnißmäßig unbedeutend.

Die Kräfte zweier Männer reichten also zehn Jahre lang hin, ein großes Unternehmen nicht bloß fortzusetzen, sondern auch mit jedem Jahre zu heben. Polewoy ist zum Journalisten geboren. Er ist nicht ohne Gebrechen, aber bei seinen Journalistengebrechen fehlen die tüchtigsten Eigenschaften nicht. Mag er oberflächlich, anmaßend, zu vielseitig, scharf und oft dreist im Urtheil seyn, so ist er doch andrer Seits ungemein thätig, anregend und stets in Sympathie mit der Gegenwart. Seine Zeitschrift hatte den in Rußland seltnen Vorzug, Farbe und Charakter zu halten. Ein bestimmter und beständiger Gedanke leitete ihn: Rußlands Civilisation, oder sollte man es eher nennen — die Europäisation Rußlands. Wahrlich, ein auffallendes Trachten für einen in Sibirien gebornen Mann ohne klassische Erziehung! Mag immerhin auch viel Blindes, Instinktmäßiges und daher vielleicht Uebertriebenes mit untergelaufen seyn. Wir müssen bei dem Telegraphen, der eine wahre Epoche in der russischen Literatur gemacht hat, noch einige Augenblicke verweilen. — Als im Jahre 1828 Schewirew dies Journal, und Polewoys Bestrebungen in einem strengen aber unparteiischen

Aufſatze gewürdigt und des Herausgebers gute wie fehlerhafte Eigenſchaften abgewogen hatte, traf er mit Polewoy bei einem gemeinſchaftlichen Freunde zuſammen. Mit Unbefangenheit erkannte Polewoy das gefällte Urtheil als richtig an, und ſagte mit einem Händedruck zu Schewirew: Meine Entſchuldigung liegt in meinem guten Willen und darin, daß meine Erziehung nur mit Kupfermünze beſtritten worden iſt. — Doch konnte Polewoy auch wieder ſehr anmaßend werden. Er hatte nach und nach die anfänglichen, ſehr angeſehenen Mitarbeiter, wie z. B. den Fürſten Wäſemsky abſichtlich entfernt, um ſich gegen jede literariſche Autorität zu erheben. Zu dieſem Zwecke verband er ſich ſogar mit ſeinen frühern bitterſten Feinden, den Journaliſten, auf die wir ſpäter kommen werden. Seine Abſicht, und dies Schutz- und Trutzbündniß mit den übrigen Journaliſten, zielte auf eine neue Richtung, die Polewoy der ruſſiſchen Literatur geben wollte.

Bisher war nämlich, wie wir ſchon bemerkt haben, die ruſſiſche Literatur faſt ausſchließlich von Adelichen getrieben worden. Polewoy, vom Kaufmannſtande und Plebejer an Sinn und Seele,

wollte der Literatur eine — wir müſſen ſo ſagen — plebejiſche Richtung geben, und erhob daher gegen alle bisherigen Autoritäten in der Literatur, weil er dieſelben im Ariſtokratismus wurzeln ſah, den Kampf. Er bediente ſich ſogar mit ſeinen Verbündeten eines eignen Spottnamens für jene Autoritäten, indem er Puſchkin, Shukowsky, Wäſemsky, Delwig u. A. nur — die vornehmen Freunde zu nennen pflegte. Im Beiblatt zum Telegraphen — „der neue Maler“ betitelt, und als Fortſetzung des Nowikowſchen Malers zu betrachten — hat er gelungene Parodien jener Dichter mitgetheilt, um ſie, wo möglich, lächerlich zu machen. Polewoy handelte darin nur conſequent in ſeiner einmal eingeſchlagenen Richtung, ſeine Verbündeten aber, namentlich Gretſch und Bulgarin, die ihn unterſtützten, folgten dabei mehr ihren neidiſchen und perſönlichen Tücken. Aber es gelang ihnen wirklich, jene Autoritäten mit der Macht, die Gedrucktes auf die Maſſe ausübt, in der öffentlichen Meinung etwas herab zu ſetzen. Doch haben ſich die angefochtenen Schriftſteller vielleicht ſelbſt mehr dadurch geſchadet, daß ſie ihre Popularität durch geeignete Werke zu unterhalten

verschmähten. Wenn das russische Publikum vielleicht noch mehr, als manches andere, an die Autorität eines Autors nur so lange glaubt, als er sich selber durch seine Schriften im Ansehn zu erhalten weiß, so liegt dies auch sehr daran, daß es in seinen Erwartungen von jungen Schriftstellern zu oft getäuscht worden ist; da man allerdings in einem Anfall übler Laune alle geistigen Capacitäten in Rußland in zwei Klassen theilen möchte, in jene Schriftsteller, die Hoffnung geben, und in diejenigen, die solche nicht erfüllen.

Polewoy hat übrigens in seinem Plebejer-Ungestüm nicht bemerkt oder nicht bemerken wollen, daß die russische Literatur, obwohl von Adelichen getrieben, in ihrem Charakter doch nichts Aristokratisches hat, indem sich auf diesem Gebiete nicht die zufällige Geburt, sondern nur Bildung und Talent geltend machen konnten, und wenn sich ja etwas Aristokratisches abfärbte, dieß nur ein feinerer Geschmack und ein anständiger Ton war, welcher aus den Verhältnissen der Schriftsteller auf ihre Schriften überging. — Ueberhaupt hat man, besonders auch in Deutschland, eine falsche Ansicht vom russischen Adel, und hegt darin mancherlei

Irrthümer. So hält man noch bis jetzt die am 14. Dezember 1825 ausgebrochene Verschwörung für eine aristokratische, in Folge der vermeintlichen Absichten des Kaisers auf Beschränkung der Adelsvorrechte geknüpft. Aber daran ist kein wahres Wort. Allerdings waren die Verschwornen fast lauter Adeliche; allein nicht weil sie adelich waren, sondern weil nur diese Klasse in Rußland eine französische Erziehung erhielt, mit welcher auch ausländische Ideen und Tendenzen in die jungen Köpfe kamen, die dann aufbrauseten und schwärmten, ohne zu überlegen, wie wenig eines Landes Institutionen dem Geiste, den Bedürfnissen und der Kultur eines Andern angemessen sind. In der That waren, außer vielleicht einigen Ehrgeizigen, nur uneigennützige Schwärmer in jenem Bunde, was freilich in Ländern schwerer zu begreifen ist, in denen man nur einen aus feudaler Herkunft in seinen Vorrechten zähen Adel eine conservative Rolle spielen sieht. Anders in Rußland, wo das Feudalsystem niemals bestanden hat und der Adel auf persönlichem Dienste beruht. Durch solchen Dienst fortwährend — so zu sagen — bestätigt und erneuert, andrer Seits auch durch

Tausende, die jährlich im Reiche geadelt werden, erfrischt und erweitert, kann er niemals eine abgeschlossene Kaste ausmachen, und trägt auch keinen solchen Charakter. Was aber Vorrechte betrifft, so hat der Adel, außer etwa dem Rechte, Bauern zu besitzen, nichts voraus, was nicht jedem freien Stand eignete. Weil er dies aber verhältnißmäßig im weitesten Umfange besitzt, so strömt ihm natürlich aus den andern Ständen Alles zu; die ungeheure Population des weiten Rußlands drängt, so zu sagen, nach diesem ausgedehnten Becken: der Leibeigne sucht frei zu werden, der Freie sich zu einem Stadtbürger (Meštschanin) vorzuschieben, der Stadtbürger in den Kaufmannstand zu kommen, der Kaufmann endlich mit dem Geistlichen und niedern Beamten sich unter den Adel zu mischen. Insofern dieser nun keinen weitern Abfluß hat, ist er allerdings als der allein unbewegliche Stand anzusehen; die Bewegung der übrigen Stände besteht aber gerade darin, in jene Stabilität aufgenommen zu werden. — Da nun die Leibeignen in Rußland nicht, wie in Polen, aus Eroberung, sondern erst Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts, man möchte sagen, durch reinen

Zufall entſtanden ſind, und mithin aller Wahrſcheinlichkeit nach bald und ohne innere Umwälzung, zur allmähligen Freiheit gelangen werden: ſo ſcheint ſich eine Zeit vorzubereiten, in welcher der durch dieſe Emancipation aufkommende Bauernſtand ſich mit dem inzwiſchen immer mehr in die Breite gehenden Adel berühren muß, da bis jetzt, aller Bemühungen der Regierung ungeachtet, kein Mittelſtand in Rußland aufkommen will. Als ein ſolcher Mittelſtand würde ſodann vermuthlich der neu geſchaffene Adel — dann freilich kein eigentlicher Adel mehr — die Lücke zwiſchen dem alten Adel und dem neuen Bauernthum ausfüllen. Die jetzt ſchon ſo ſchmale und leicht zu überſpringende Grenzſcheide der verſchiednen Stände würde dann noch mehr ſchwinden, ſo daß Alle auf eine ganz eigenthümliche Weiſe in einen gepackten (compakten) Nationalſtand verſchmölzen. — Dieſer aus dem Geiſte der ruſſiſchen Nationalität gefaßte unbefangene Geſichtspunkt ſollte die üble Meinung, die man etwa vom ruſſiſchen Adel hat, entwaffnen. Weit entfernt, ein Hinderniß der Kultur und des politiſchen Fortſchrittes zu ſeyn, nährt vielmehr der ruſſiſche Adel in ſich ſelbſt die Keime zu

einer freiern Organisirung der Stände, wie schlimm und unklar auch der augenblickliche Zustand aussehen mag.

Polewoy ist bis jetzt dem Kaufmannstande, in welchem er geboren ist, treu geblieben, was ihm so mehr zur Ehre gereicht, als es in Rußland selten vorkömmt. Solche Beispiele könnten diesen Stand oder dies Geschäft besonders erheben. Die Kaufleute in Rußland sehen auch Polewoy als ihren Stolz und ihre Zierde an, und er selbst läßt keine Gelegenheit vorüber, veredelnd und erhebend auf sie zu wirken. So hat er neulich bei einer Prüfung in der Handels-Akademie zu Moskau eine Rede über Minin gehalten. Auf dem vom bekannten russischen Künstler Martos entworfenen Denkmal für den Bürger Minin und den Fürsten Posharsky, die bekanntlich Rußland 1612 retteten, ist der einfache Bürger in der Stellung, wie er dem fürstlichen Helden das Schwert überreicht, und ihn gleichsam zum Kampfe drängt, abgebildet. Er, der bei jener Rettung des Vaterlandes Thätigere, pflegt auch vor dem Fürsten genannt zu werden. Man sagt stets: der Bürger Minin und der Fürst Posharsky. — Polewoy war

also in Uebereinstimmung mit der Geschichte, wenn er den Kaufmann Minin mit einem solchen Patriotismus des Standes erhob; wäre er nur sonst nicht zum Nachtheil der Literatur so ausschließend einseitig in seiner Richtung.

Indeß, so viel Plattes, Abgeschmacktes und Triviales auch Polewoy durch seine Herabführung der Literatur in die niedern Kreise bis jetzt hervor gerufen hat, so muß man doch dieser Richtung auch die gute Folge zugestehen, daß dadurch die bisher fast nur vom Adel betretene literarische Laufbahn nun allen Ständen eröffnet ist. Freilich hatten die meisten jungen Schriftsteller aus verschiedenen Ständen, die einem Polewoy, Bulgarin oder Sagoskin nacheiferten, weniger die Popularität als den Geldgewinnst dieser Männer im Auge, und setzten dadurch die Literatur zu einer Fabrik herab. Wir rechnen aber auf die uneigennützigen und edeln Talente, die gewiß noch diese neue Richtung der Literatur einschlagen werden.

Polewoys Telegraph hat noch eine zweite wichtige Frage aufgeworfen, und zwar diesmal nicht im Bunde mit Gretsch und Bulgarin, sondern

im Zwiespalt mit ihnen. Jene sind Journalisten in Petersburg, er war Journalist in Moskau; in dieser Trennung der beiden Hauptstädte Rußlands lag die Frage, lag der Kampf, durch welchen sie ventilirt ward. Polewoy, ein ächter Russe im innersten Herzen, war auch ein richtiger Repräsentant der alten, ächtrussischen Hauptstadt; wogegen jene schon durch ihre ausländische Herkunft ganz geeignet erschienen, die halbfremde Hauptstadt zu vertreten. Durch ihren Streit nahm die alte Nebenbuhlerschaft beider Hauptstädte zum ersten Mal auch in der Literatur das Wort. Gretsch und Bulgarin mit ihrer Partei behaupteten, die Literatur und Journalistik Petersburgs sey zeitgemäßer, sogar gebildeter als die Moskausche. Ihnen wurde erwidert, die Literatur in Moskau sey russischer und volksthümlicher. Man erinnerte daran, daß die bedeutendsten russischen Schriftsteller und Dichter in Moskau ihre Erziehung erhalten und ihre literarische Thätigkeit begonnen hätten, Petersburg dagegen mit seiner amtlichen Unruhe und Thätigkeit das unbefangene literarische Leben erstücke. Petersburg sey zu entfernt vom eigentlichen Rußland, als daß die Schriftsteller die Bedürfnisse

der Nation begreifen, verfolgen und befriedigen könnten.

Hinter diesem Streite her möchten wir doch bemerken, daß die Existenz zweier Hauptstädte in Rußland für die Literatur nicht bloß Schaden anrichte, sondern auch Gutes hervorbringe. Es ist wahr, Moskau, fast nur noch eine Stadt der Kinder und Greise, die Pflanzschule und Moderstätte der russischen Thätigkeit, sieht durch Petersburg fortwährend seine besten Kräfte aufgesogen, sieht seine Jugend hinweggeworben und vom vaterländischen Stamme losgerissen, ehe sie noch das Vaterland, sein Leben und Trachten, ja sogar seine Sprache recht gekannt hat. Die so dem Vaterland entfremdeten und dafür mit einem amtlichen Firniß herausgestrichenen petersburger Literaten behaupten einen Charakter, dem es gewiß nicht an Glanz, an europäischer Politur und an Zeitgeschmacke fehlt; wessen sie aber, mit wenig glänzenden Ausnahmen, ermangeln, ist — ächt vaterländisches Wesen, Wärme und Tiefe.

Doch die heilsame Frucht dieser Nebenbuhlerschaft für die Literatur darf nicht übersehen werden, wenn solche vielleicht auch erst für künftige

Generationen reif werden ſollte. Ohne Zweifel hat die Centraliſirung Frankreichs in Paris der Literatur ſehr viel geſchadet, während im Gegentheil in dem frühern Italien die Künſte, im jetzigen Deutſchland die Wiſſenſchaften gerade dadurch ſo ſehr gefördert worden ſind, daß mehrere Mittelpunkte der Kultur neben einander beſtanden. Für Rußland wird eine doppelte Hauptſtadt den großen Vortheil gewähren, zwiſchen den beiderſeitigen Nachtheilen der franzöſiſchen und der deutſchen Bildung glücklich hindurch zu kommen; indem ſie dort dem Nachtheil der Concentrirung für Unabhängigkeit der geiſtigen Bildung — hier dem Schaden der Zerſplitterung für die politiſche Stärke entgeht. Gewiß wird die Nebenbuhlerſchaft Petersburgs und Moskaus in der Folge für die Literatur und Kultur ſich äußerſt erſprießlich zeigen, — ſie wird das Nationale und das Europäiſche wechſelſeitig verbinden, was ſchwer oder vielleicht unmöglich wäre, wenn Moskau in ſeiner Entfernung von Europa allein beſtände. In dieſer großen Erwartung ſtört uns die ungeziemende Art nicht, wie dieſe Nebenbuhlerſchaft ſich ſeit einigen Jahren in der petersburger Journaliſtik gebehrdet. Männer,

wie Bulgarin und Senkowsky, Fremdlinge, die weder Rußland noch deſſen alte Hauptſtadt kennen und verſtehen, erlauben ſich die falſcheſten und gehäſſigſten Anſichten von Moskau und deſſen Literaten zu verbreiten, unritterlich genug, da fort und fort anzugreifen, wo ſie ſich vor gebührender Abfertigung durch die Cenſur geſchützt wiſſen.

Die übrigen literariſchen Arbeiten Polewoys können als Fortſetzung ſeines Journals angeſehen werden. Hier treten auch ſeine Gebrechen lebhafter hervor. Die Eigenſchaften, die ihm als Journaliſten dienten, ſchlagen ſich, ſobald er als Schriftſteller auftritt, zu ſeinen Schwächen. — Er wollte ſich als Gelehrter, als Roman- und Novellendichter hervor thun, wollte zugleich in einem großen Werke ſeine plebejiſche Tendenz und ſeine Feindſchaft gegen die vornehmen Freunde namentlich an deren anerkanntem Haupte auslaſſen. Er entſchloß ſich nämlich, eine Geſchichte des ruſſiſchen Volkes zu ſchreiben, im Gegenſatz zur Geſchichte des ruſſiſchen Reiches von Karamſin. Je mehr Puſchkin, Wäſemsky und Andre dieſen ruſſiſchen Geſchichtſchreiber erhoben, deſto mehr ſuchte Polewoy — diesmal wieder mit ſeinen

Verbündeten — ihn herabzusetzen. Er widmete seine Geschichte, die aus eben so viel dicken Bänden wie Karamsins bestehen sollte, unserm Niebuhr, den er als ersten Geschichtschreiber der jetzigen Zeit grüßte. Aber eine fatale Ironie fügte es, daß der erste Band der Geschichte mit dieser Widmung einige Tage vor der Nachricht über Niebuhrs — Gemüthskrankheit erschien. — Ueber den Werth dieser Geschichte hat das Publikum sein Urtheil gefällt, es hat sie für eine rohe Zusammenballung der verschiedenartigsten Meinungen erklärt, in denen der Verfasser darauf ausgehe, alles was Karamsin festgestellt hat, umzustoßen. Da dies Buch nicht genug durchdacht war, so wird, nach Pogodins richtiger Bemerkung, Polewoy — je weiter er geht, desto tiefer sich in seine eigenen Widersprüche verwickeln.

Glücklicher ist Polewoy in seinen Romanen und noch mehr in seinen Novellen. Das Leben in den untern Ständen ist treffend wahr und lebendig dargestellt. In einer seiner ersten Novellen hat er, zum ersten Mal in der russischen Literatur, das Leben und die Natur Sibiriens dargestellt. Die Novelle war nicht schön zu nennen, aber sie hatte

das Vermögen, so zu sagen, eine ganz sibirische Literatur hervor zu rufen. Die Cooper und Irwing erstanden zu Dutzenden.

Sibirien ist, wie Vieles, was zu Rußland gehört, zu wenig bekannt, um richtig beurtheilt zu werden. Man denkt sich dabei gleich eine Polargegend aus lauter Schnee, Eis und Sumpfboden, als wenn Sibirien nicht ein ausgedehnter Erdstrich wäre, in welchem sich Ost- und West- besonders aber Nord- und Süd-Sibirien durchaus von einander unterscheiden. Was den westsüdlichen Theil bis zum Meere von Ochotsk betrifft, so ist es freilich eine kalte, aber dabei schöne und fruchtbare Landschaft. Die Natur ist nicht viel weniger großartige als in Amerika, und weicht in den Gebirgsketten, Flüssen, Landseen, Wäldern von dem europäischen Charakter ins Grandiosere ab. Die Bevölkerung besteht aus zwei Hauptracen, aus dem einheimischen, halb wilden, halb gezähmten Stamme und aus der theils durch Verbannung, theils durch freie Wahl entstandenen Ansiedlung. Jene Einheimischen sind entweder ganz nach Norden verdrängt, oder leben still und friedlich an der chinesischen Grenze. Die Haupteinwohnerschaft,

die als Besitzerin betrachtet werden muß, ist eine reinrussische. Nun haben aber diese ausgewanderten Russen vielfältig ganz andre Sitten, Gebräuche und sehr besondre Neigungen angenommen; in manchen sprachlichen Wendungen weichen sie vom Russischen ab, und haben eigne Dichter, deren handschriftliche Werke in Rußland nicht bekannt sind. Ja, es fehlt nicht an sibirischen Heiligen, welche die russische Kirche nicht anerkennt. Im Allgemeinen ist die Bevölkerung, die vorzüglich im Westen aus Schismatikern besteht, nicht ungebildet, auch ohne Volksschulen im Lesen und Schreiben geübt, nicht bloß um Industrie bekümmert, sondern auch auf ernste Bildung des Geistes gerichtet. Es ist im russischen Buchhandel eine bekannte Sache, daß Erbauungsschriften und historische Werke ihren Hauptabsatz nach Sibirien nehmen, Romane aber, oder gar frivole Schriften, dort nicht ziehen. Ein Reisender hat sogar im östlichen Sibirien bei einem wohlhabenden Bauer Petersburger Zeitschriften gefunden. Sibirien ist mithin einer Seits keineswegs so unbedingt barbarisch oder in der Kultur unentwickelt, als man es sich gewöhnlich vorstellt, anderer Seits viel eigenthümlicher, als man es

ſonſt weiß. Es erinnert in vielen Stücken an Amerika. Es wurde faſt gleichzeitig mit dieſem zuerſt entdeckt. Die freilich ungleiche Kultur beider Länder verbreitet ſich doch auf gleiche Weiſe, in Nordamerika von Oſten nach Weſten, in Sibirien von Weſten nach Oſten, ſo daß am Ende beide Civiliſationen ſich begegnen werden. Wenn die nordamerikaniſchen Wälder bis zum ſtillen Meere von der Kultur durchdrungen ſeyn werden, und die anglo-amerikaniſche Bildung ſich auf den weſtlichen Ufern feſtſetzt, ſo wird ſie nothwendig Verbindungen, wenn nicht durch Kamtſchatka, doch durch das Meer von Ochotsk mit Sibirien anknüpfen. Dieſe nicht ſehr entfernte Zukunft wird für die Schickſale Sibiriens die bedeutendſten Folgen haben. — Unterdeſſen hat ſich ſeit einigen Jahren, beſonders durch das Beiſpiel Polewoys, in Sibirien ſelbſt oder durch Sibirier in Rußland, eine rege literariſche Thätigkeit entfaltet. Was früher ein unglücklicher, unſchuldig nach Tobolsk verbannter ruſſiſcher Literat, Pankraz Sumarokow, unternahm, um eine Zeitſchrift zu gründen und das literariſche Leben anzufachen, mißlang, weil er kein Sibirier von Geburt war, und die Lokal-

Bedürfniſſe, ſo wie das Lokalleben nicht genau kannte. Seitdem ſind viele einheimiſche Literaten aufgetreten, und haben eine Unzahl Romane, Novellen, Almanache, Reiſebeſchreibungen, Sittengemälde u. d. gl. über Sibirien hervorgerufen. Manche dieſer Literaten ſind, wie z. B. Petrow, nicht ohne viel Talent. Ein anderer, ſchon älterer Literat, — Slowzow, in Tobolsk wohnhaft, zeigt ſich als eigenthümlichen und tiefſinnigen Forſcher im Gebiet der Geſchichte und Moralphiloſophie, beſonders in Bezug auf Sibirien. Die dergeſtalt ſich bildende Literatur Sibiriens wird freilich keinen durchaus abweichend-eigenthümlichen Charakter behaupten; ſie wird ſich zur ruſſiſchen etwa wie die engliſch-amerikaniſche zur engliſchen ſtellen und verhalten.

Polewoy hat, eingedenk ſeiner ſibiriſchen Herkunft, in ſeinem Journal viel über dies intereſſante Land aufgenommen. Im Ganzen geht ſein literariſcher Wirkungskreis ſehr in die Breite. Er liefert außer eignen Werken noch Sammlungen fremder Schriften, und überſetzt ausländiſche Werke. Vor Kurzem iſt ſein überſetzter Hamlet aufgeführt worden, weil man wahrſcheinlich die frühere gelungene

Ueberſetzung dieſes Stückes von Wrontſchenko nicht ſo geeignet für die Bühne gefunden hat.

Polewoys Leiſtungen ſind in mancher Hinſicht mit Nowikows zu vergleichen. Im Geiſte dieſes Mannes läßt ſich auch das Hauptverdienſt Polewoys anſehen, welcher nämlich, wenn auch ſeine eigne und die von ihm geweckte Thätigkeit außer Anſchlag bliebe, ſchon allein dadurch eine Epoche in der ruſſiſchen Literatur gemacht hat, daß er, wie wir nachgewieſen, die ſonſt nur vom Adel betriebene Literatur auch dem Wetteifer der andern Volksklaſſen geöffnet hat.

Die Thätigkeit Polewoys zehrt an ihm ſelbſt. Wer ihn wenige Monate nicht geſehen hat, erſchrickt über die an ihm ſichtbare Veränderung. Man hat aber auch beobachtet, daß er noch um zwei Uhr Nachts und ſchon wieder um ſechs Uhr Morgens ſchreibend an ſeinem Pulte war. Und mag man immer in ſeinen Schriften Uebereiltes und Unreifes genug finden, niemals fehlt es ihnen doch an Wärme und an Enthuſiasmus für die von ihm behandelten Gegenſtände.

Gretſch.

Wir kommen zu den berühmten Triumviren der jetzigen Journaliſtik. Zu einem treuen und vollſtändigen Bilde der ruſſiſchen Literatur gehören neben den durch Talent und Kunſt ausgezeichneten Schriftſtellern auch diejenigen, die durch Glück und geſchickten Charlatanismus die Gunſt des Publikums gewonnen haben. Wir werden auch ſie, wie es bei Polewoy geſchehen, weniger als Schriftſteller, und mehr als Journaliſten betrachten, weil ihre Hauptthätigkeit den Weg der Zeitſchriften genommen hat, Zeitſchriften aber, wie überall, auch in Rußland eine Hauptrolle in der Literatur ſpielen und den — obwohl meiſtens ungerechten literariſchen Areopag bilden.

Der älteſte in dieſer Dreiherrſchaft iſt Gretſch. Von zweifelhafter Volksabkunft, wahrſcheinlich aber mehr Fremdling als Ruſſe, trat er zum erſten Mal 1812 mit dem „Sohn des Vaterlandes“ — einer patriotiſchen Zeitſchrift — zu einiger Bekanntſchaft hervor. Seitdem und bis in die Zwanziger Jahre hat er ſich mit dieſer Zeitſchrift

beſchäftigt, ein grammatikaliſches Werk vorbereitet, und ein Lehrbuch der ruſſiſchen Literatur herausgegeben, welches im vierten Band die Geſchichte dieſer Literatur enthält, deren erſte Ausgabe von Dr. Fr. Otto in ſeinem „Lehrbuche der ruſſiſchen Literatur“ faſt wörtlich überſetzt iſt, und daher nicht bis in die neueſte Zeit reicht. — Dieſe magre Geſchichte der ruſſiſchen Literatur, wenn gleich die erſte und noch immer die beſte, ermangelt eben ſo jeder philoſophiſchen und gelehrten Grundlage, wie die Kritiken, die er über die laufenden ruſſiſchen Schriften in ſeinem Journal bekannt gemacht hat, wobei er indeß zuweilen geiſtreich und ſcharf iſt. — In den zwanziger Jahren verband er ſich mit Bulgarin, einem neu nach Petersburg gekommenen Polen, um deſſen erſt beſonders herausgegebene Zeitſchrift mit ſeinem „Sohn des Vaterlandes“ zu verſchmelzen, und eine neue halboffizielle ruſſiſche Zeitung, die „nordiſche Biene“ zu gründen. Dieſe Letztere genießt einer großen Abnahme. Sie enthält wichtige ſtatiſtiſche Nachrichten über Rußland, die durch ihren halboffiziellen Charakter viel Gewicht haben. Politiſche Nachrichten ſind gemeiniglich aus dem Journal de Petersbourg entnommen,

humoriſtiſche Aufſätze und Sittengemälde liefert Bulgarins Fabrik, und für Rezenſionen und verſchiedene Anzeigen beſteht eine Verbindung junger **Jules Janins**, die dieſem Vorbild aller Zeitungsplaudereien aus allen Kräften nachſtreben.

Die Freundſchaft zwiſchen Gretſch und Bulgarin hat etwas Rührendes; ſie beſteht ſchon über 15 Jahre, durch nichts zerſtörbar, wie es ſcheint. Gretſch, obwohl ſchon reich und darum etwas läſſig, theilt mit ſeinem Freunde Bulgarin alle Arbeiten und ſonſtige Beſorgungen. Das Beiſpiel dieſes Freundes verführte ihn auch vor einigen Jahren als Romanſchreiber aufzutreten. Seine beiden Romane: „Ein Ausflug nach Deutſchland“ und „die ſchwarze Frau“ ſind beide ins Deutſche überſetzt. Wer ſie geleſen, wird zugeben, daß erſterer, beſonders durch eine treue humoriſtiſche Beſchreibung der Sitten Petersburger Deutſchen, mehr Werth als der zweite hat. Die Intrique iſt unbedeutend. Im zweiten Romane deſſen Intriquen, da es ihm an Einheit fehlt, beſtändig abbrechen, und nie recht ziehen, ſcheint Gretſch das Vorwalten der überſinnlichen Natur über die ſinnliche zum Hauptthema geſetzt zu haben. Doch

seltsamer Weise ist das Uebersinnliche als reine Maschinerie behandelt, und die außerordentlichen Vorfälle, welche die geistige Natur des Menschen erweisen sollen, sind auf erbärmliche prosaische Weise erklärt, in der Art etwa, wie die christlichen Wunder durch die Werkeltags-Rationalisten erklärt werden.

Wodurch hauptsächlich Gretsch eine ehrenwerthe Stelle in der russischen Literatur verdient, ist seine Grammatik, die dreifach abgefaßt ist, für die Schule, für Gebildete, und für Gelehrte vom Fach. Es ist kein strenges Sprachsystem, und Gretsch hat noch lange nicht alle die Wandlungen und Formen dieses Proteus gefaßt und gefesselt; aber als materialienreiche Vorarbeit für einen philosophischeren Grammatiker, als er ist, darf sie unschätzbar genannt werden.

Bulgarin.

Nach Orest darf Pylades nicht ausbleiben. Dieser Pylades ist ein Pole von Herkunft, hat

im Kadettencorps zu Petersburg seine Erziehung erhalten, und hierauf unter den Garde-Uhlanen gedient. Als er unfreiwillig den Dienst verlassen mußte, ist er zum Heere Napoleons übergegangen, hat den spanischen Krieg mitgemacht, und soll auch unter diesen fremden Fahnen in Moskau gewesen seyn. Aber nach Napoleons Sturze hatte Bulgarin nichts Besseres zu thun, als wieder nach Rußland zurück zu kehren, und wo er früher Dienste gefunden, nun seine Dienstbarkeit anzubieten, in seinem zweiten Vaterlande nämlich, nachdem er dem ersten und dritten treulos geworden war.

Aus seinem spanischen Feldzuge erzählt man sich, daß er einmal mit einem andern Polen auf Fouragiren geschickt, und mit seinem Kameraden von den Guerillas gefangen worden sey. Man habe beide an einen Baum gebunden, um sie zu erschießen. Bulgarins Kamerad, von dem auch die Geschichte herrührt, that in seiner Seelenangst das Gelübde, falls er diesmal mit dem Leben davon käme, Mönch zu werden, und sich Gott zu widmen. Daß Bulgarin bei jenen bedenklichen Anstalten der Guerillas gleichgültig geblieben, ist schwer zu glauben; aber es ist noch nicht herausgekommen,

welches Gelübde er damals gethan. Es ist nur Vermuthung, daß er statt Mönch — Journalist zu werden, und statt Gott, dem — Gott sey bei uns! zu dienen gelobt habe. Es mag nun in wessen Namen es wolle geschehen seyn, kurz, ein Detaschement französischer Reiter kam vorüber, und rettete die an dem Baum Angebundenen.

Bulgarin war also wieder nach Rußland zurück gekehrt, und wollte, ehe er seine erste, bei Gretsch erwähnte Zeitschrift „das nordische Archiv“ herausgab, vor dem russischen Publikum als Gelehrter erscheinen. Er ließ daher den Horaz mit einem gelehrten Commentar druken. Da kam es durch einen vorlauten Menschen heraus, daß der Commentar dem Bulgarin nicht gehöre, sondern von einem gelehrten polnischen Philologen herrühre, und Bulgarin nur die Gefälligkeit gehabt habe, ihn zu übersetzen, wobei er den wahren Verfasser zu nennen vergessen habe. — In solchen Sachen scheint er überhaupt etwas vergeßlich zu seyn; denn als er „Erinnerungen aus Spanien“ herausgab, vermißten Kenner abermal die Namen jener französischen Schriftsteller, von denen die Erinnerungen

zuſammen getragen waren. So nah liegt oft Vergeßlichkeit bei Erinnerungen!

Glücklicher war Bulgarin in ſeinen Erzählungen. Er bewies hier ein nicht unbedeutendes Talent. Schade nur, daß er ihm zuviel zumuthete! Denn ſo hübſch und lebendig er Alles zu erzählen weiß, was er ſelbſt mit erlebt hat, ſo ſehr mißlingt ihm jeder Griff in die Schätze der Fiction. Er beſitzt einen geweckten Verſtand, der das Erlebte leicht auffaßt und wieder gibt; aber es fehlt ihm durchaus an poetiſchem Gemüth, an Phantaſie und — möchten wir ſagen — an Seele. Er iſt eiskalt, ohne ein Fünkchen von Wärme oder Begeiſterung. — Seine Sittengemälde, zuerſt in der Art Jouis, in kurzen Abriſſen, von denen einige nicht mißlangen, und dann die unglücklichen Mißgeburten der Nachahmung des Le Sage unterliegen demſelben Urtheil, d. h. in bekannten Revieren geht's ganz erträglich und auch die Satyre trifft bisweilen; aber in unbekannten Regionen iſt der Abgeſchmacktheiten kein Ende. In beiden Gattungen ſeiner Romane, in dem hiſtoriſchen und in dem ſittenbeſchreibenden, gelingen ihm alle Scenen, wo er Polen von gewiſſem Rang, polniſche

Juden oder französische Soldaten handeln läßt; wo er aber in die russischen Sitten eindringen will, zeigt er seine Schwäche in ganzer Blöße. Nur etwa die Sitten der Polizeidiener und Chikaneure, die er wohl Gelegenheit gehabt haben mag zu studiren, und die er auch mit vorzüglicher Liebe behandelt, fallen ziemlich treu und wahr aus. In Darstellung lasterhafter Menschen, Spieler, Diebe, liederlicher Frauen, Spione und Marodeurs ist er bei Weitem wahrer als in edeln Charakteren, die alle ungemein edelmüthig sind, auf moralischen Stelzen einhergehen, und sich gewöhnlich toll und thörichter Weise aufopfern.

Ein solches Mißverständniß seines Talentes können wir leider nicht bloß belächeln oder bedauern, wir müssen es laut verklagen, — vor Rußland, wo so zahlreiche Schriften, die schon einige und dreißig Bände ausmachen, sich der Verbreitung des schlechten Geschmacks, des Unsittlichen und Niedern in der Gesinnung, des Platten und Gemeinen im Urtheil schuldig gemacht, und den ihrer selbst unbewußten Russen einen falschen Begriff von sich beigebracht haben. Wir müssen ihn verklagen vor dem Auslande, in welchem seine Schriften

das unverdiente Glück gehabt haben, durch Ueberſetzung bekannt zu werden, und das er durch ein falſches und entſtellendes Licht über ruſſiſches Leben und ruſſiſche Sitten getäuſcht hat. Wie kann ein Mann, der den größten Theil ſeines Lebens außerhalb Rußlands zugebracht der ſeit ſeiner Rückkehr nur in Petersburg und den deutſchen Provinzen wohnt, der das eigentliche Rußland nie beſucht — und Moskau nur vom feindlichen Heere aus geſehen hat, über Leben und Sitten in Moskau und in den innern Provinzen richtig urtheilen? Eine ſolche Verwegenheit rechtfertiget ſich nicht durch den guten Erfolg ſeiner Schriften. Dazu begünſtigten ihn mancherlei Umſtände. Mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit und Gewandtheit wußte er die groben Bedürfniſſe der Menge zu reizen und fand ein Publikum, das urſprünglich Sittenbeſchreibungen liebt, und, wenn ſolche nur ein wenig boshaft ſind, über die Unwahrheit derſelben hinaus ſieht. Ferner begünſtigte ihn die allgemeine Neigung des Zeitalters zur Klatſcherei und Baſerei, bei welcher noch manche Literaten, z. B. Joui, Bulgarins unerreichtes Vorbild, ihr Glück gemacht haben. Vor allem fanden aber ſeine Romane

dadurch in Rußland eine ſo günſtige Aufnahme, daß es die erſten waren, die auf den Leſemarkt kamen. Dies zeigt ſich recht deutlich an ſeinem im Jahr 1829, alſo ein Jahr vor Sagoskins Roman, erſchienenen „Wiſhigin“, vielleicht ſeinem ſchlechteſten Produkte, das aber drei bis vier zahlreiche Auflagen erlebte, und durch alle Hände lief; und zeigt ſich noch deutlicher daran, daß mit jedem neuen Romane jener gute Erfolg abnahm. Was aber das Glück der Ueberſetzung ſeiner Schriften anbelangt, ſo weiß man ja, daß Gretſch und Bulgarin, dieſe — unvornehmen Freunde, wenn ſie auch die „vornehmen Freunde“ anfochten, doch ſich ſelbſt gern in einer gewiſſen patriciſchen Gönnerſchaft vornehm zeigen, und in ihrem Dienſt einige ärmliche Deutſche und Franzoſen haben, die ſich zur Ueberſetzung ihrer Meiſterwerke bereitwillig finden laſſen.

Auf dieſe verſchiedene Weiſe haben unſere unvornehmen Freunde ſich ein ganz hübſches Vermögen zuwege gebracht. Gretſch gibt in Petersburg einigemal in der Woche Soireen, Concerte und Theatervorſtellungen, wo er ſeine Clientel verſammelt, und die Ausländer, Reiſende und dergl.

ſtreichelt, um durch ſie ſeinen Namen und Nimbus in die Welt verbreiten zu laſſen. — Bulgarin aber hat ſich ein ſchönes Gut dicht an Dorpat gekauft, und lebt dort, bald in Eintracht, bald in Zwietracht mit den Studenten, auf dem Fuß eines polniſchen Magnaten. Solchen behaglichen Zuſtand verdankt er der Publicität ſeiner literariſchen Arbeiten, ſo wie vielleicht auch jenen Dienſten, die nicht immer für die Publicität beſtimmt ſind.

Senkowsky.

Pole wie der Vorige. — Wir haben verſchiedene Provinzial-Elemente in der ruſſiſchen Literatur nachgewieſen, wie das deutſche, das kleinruſſiſche und ſibiriſche. Die beiden letzten Literaten könnten ein viertes, polniſches Element in Ausſicht ſtellen. Waren ja doch ſchon in früher Zeit — wie wir oben beim heiligen Dimitry bemerkt haben — Polen die Vermittler der europäiſchen Literatur, welche

auf die russische Geistlichkeit und durch diese auf das Volk überging. Allein die Erinnerung an den heiligen Dimitry verträgt sich nicht gut mit Bulgarin und Senkowsky; daher wir lieber geeignetere Geister abwarten wollen, um das polnische Element in seiner Reinheit in die russische Literatur einzuschmelzen.

Senkowsky's Jugend ist für uns mit egyptischer Finsterniß bedeckt. Wir wissen nur, daß er sich von Jugend auf mit orientalischen Sprachen und Alterthümern beschäftigt hat, und nach einer Reise in Syrien und Egypten, so wie nach vielen Umirrungen, als Professor der orientalischen Sprachen auf der Petersburger Universität angestellt worden ist. Vor 1834 hatte er mit der russischen Literatur gar nichts gemein; er nahm Antheil an einem polnischen literarischen Journal „Tygodnik" in Petersburg, und machte sich vorzüglich durch eine in französischer Sprache ziemlich geistreich verfaßte Flugschrift bekannt, in welcher er, unter dem angenommenen tatarischen Namen Tûtûndschu Oglu, den berühmten Hammer bei Gelegenheit der Schrift desselben **sur les origines russes** ganz herab zu setzen, und den unbekannten

Tütündſchu Oglu recht zu erheben ſuchte. Im Jahr 1833 erſchien er zuerſt in einem Almanache, und dann in einem eigenen Buche unter dem Namen Baron Brambeus, wo er ſein Talent von der phantaſtiſch-humoriſtiſchen Seite zu zeigen ſuchte. Es waren aber faſt ohne Ausnahme ſeine frühern Aufſätze im polniſchen Journal ins Ruſſiſche überſetzt oder umgearbeitet.

Alle dieſe Vorſpiegelungen ſollten ihm ein gewiſſes Anſehen bei dem Publikum verſchaffen, und dieſes zu einem großen Unternehmen ſtimmen, mit welchem bald der Kaufmann Smirdin in Petersburg hervortrat. Dieſer thätige, unternehmende, kühne Mann, der ſich, die perſönliche Bildung etwa bei Seite geſetzt, den erſten Buchhändlern Europas zugeſellen darf, muß hier im Nachzuge der Literaten, der Verdienſte wegen, die er um die ruſſiſche Literatur gehabt, namhaft gemacht werden. Vor etwa 15 Jahren ſelbſtſtändig aufgetreten, hat er eine Menge großer Unternehmungen durchgeſetzt. Faſt alle bedeutenden ruſſiſchen Schriftſteller wurden von ihm in zahlreichen, ſchönen, correcten und wohlfeilen Ausgaben aufgelegt. — Bekanntlich liefert gegenwärtig unter allen Zweigen

der National-Industrie in Rußland keiner so sichere Resultate als der Buchhandel, der jedes Jahr zunimmt. Manche Kaufleute haben ihre frühern Geschäfte aufgegeben, und den Buchhandel ergriffen. Smirdin hat viel beigetragen, diesen Zweig der Industrie zu heben. Mit 1834 eröffnete er ein riesenhaftes Unternehmen, an dessen Spitze Senkowsky leise und unvermerkt trat. Es war eine literarische, encyclopädische Zeitschrift, unter dem Titel „Lesebibliothek", zu welcher alle bekannten und bedeutenden Literaten Rußlands eingeladen wurden. Wohl achtzig Namen prangten auf dem Umschlag der ersten Bände. Denn ein wirklicher Band von 25 Bogen in Lexiconformat sollte monatlich erscheinen und Mittheilungen über Alles und Alle bringen. Honorare wurden verschwendet. Viele bekamen 250 bis 300 Rubel für den Bogen prosaischer Aufsätze, und für Verse wurde Manchem 5 Rubel und mehr für einen Vers bezahlt. Nach den ersten Nummern ward man aber bald inne, daß jene 80 Namen nur zum anlocken angezeigt waren, und das weite Haus hauptsächlich nur für Senkowsky, seine Freunde und Clienten bestimmt war. Senkowsky selbst trat unter

den verſchiedenſten Namen auf: — als Kritiker ruſſiſcher Bücher unter dem vorhin genannten tatariſchen Namen, ſo daß es als eine doppelte, tatariſch-polniſche Invaſion in die ruſſiſche Literatur und Kritik angeſehen werden kann; als Erzähler unter dem Namen Baron Brambeus, als Reiſebeſchreiber unter dem Namen Moroſow, und endlich in einigen gelehrten Aufſätzen unter ſeinem wirklichen Namen. Man wird an jenen Spanier erinnert, den wegen ſeiner vielen Namen eine Wirthin nicht übernachten wollte, weil ſie für ſo viele Herren nicht eingerichtet wäre; bis denn zuletzt hinter all den Namen nur ein magerer Spanier hervor kam.

Es fehlt Senkowsky durchaus nicht an Witz, allein noch weniger an Geſchwätzigkeit, ſo daß in dieſer ſeine guten Einfälle ſich verlieren, wie einzelne Fiſchchen in einem weiten Teich. Das Schlimmſte iſt, daß er nichts Heiliges, nichts Großes und Ruhmvolles unangetaſtet läßt, ſoweit nicht der Cenſur-Codex ſeinem kalten, enttäuſchten, alles beſchmutzenden Spotte Schranken ſetzt. Senkowsky begnügt ſich nicht, wie Polewoy, die einheimiſchen Autoritäten anzufallen; er ſchimpft auch

auf fremde Ehrennamen, auf Hammer, Champollion, Cuvier; er nennt Walther Scott einen Charlatan, bezeichnet die ganze deutsche Philosophie als eine Hirnkrankheit, und kann sich nicht genug über Schelling und Hegel belustigen. Daß er die modernen französischen Schriftsteller nicht unangefochten läßt, könnte vielleicht weniger befremden, wenn er es nicht thäte, nachdem er sie erst in seinen eignen Schriften gerade nur von ihrer unsittlichen ästhetischen Seite knechtisch nachgeahmt hat. Dennoch tödtet er nicht bloß, er belebt auch; der große Tatar erhebt seine Klienten und manchmal auch solche, die seine Gönnerschaft nicht anerkennen, zu Genies; er vergleicht Kukolnik mit Goethe und nennt ihn den großen Kukolnik, einen andern jungen Mann mit Byron u. s. w. — Bei solchen Tendenzen haben sich die meisten Schriftsteller, die auf dem Umschlage genannt waren, von dieser Zeitschrift zurück gezogen. Diese, die alle übrigen russischen literarischen Zeitschriften an Zahl der Abnehmer übertrifft, und mithin einen mächtigen Einfluß ausübt, nimmt unter der Leitung eines solchen kalten, prosaischen, auf den Werkeltag des Lebens gerichteten Herausgebers eine reinmaterielle

Richtung; sie befördert Alles, was die niedern Kräfte des Menschen angeht, und verhöhnt alles, was die geistigen, höhern Bedürfnisse anspricht. In dieser Bestrebung, die Senkowsky mit den beiden vorhergegangenen Journalisten gemein hat, sehen wir nun die von Polewoy eingeschlagene Richtung nach ihrem Extrem fortgeführt: die zu den niedern Ständen herab geleitete Literatur hat sich selbst erniedrigt, die gemeinsame Literatur ist gemein geworden. Sie dient nicht mehr intellectueller Erhebung, edeln Gesinnungen, poetischen Gefühlen, sondern merkantilischen, gewerbtreibenden, erwerbsüchtigen Geistern. Sie ist in einen großen Bazar umgewandelt, wo nichts nach innerem Werth angeboten, wo nur das von der Menge Begehrte beschafft und möglichst täuschend und lockend ausgebreitet wird. Auch in Rußland, wie jetzt überall, hat der Buchhändler die Ueberhand über den Literaten; nicht jener hängt von diesem, sondern dieser von jenem ab. Die Literatur ist eine Dienerin des Handels — die Schriftsteller sind Handlanger der Buchhändler geworden. Vielleicht steigen hier und dort die Honorare, gewiß aber fällt überall der innere

Werth der Produkte. Alle Produktionskraft wächst in die Blätterfülle der Romane und Novellen aus, und zwar jener platten und gemeinen, die ihr Glück beim großen Haufen suchen. Aechtpoetische Erzeugnisse werden immer seltner, wie rein-wissenschaftliche Werke, denen nicht einmal die Ermunterungen jenes Demidow aufhelfen, dessen Oheim die hohe Schule zu Jaroslawl errichtet, und der nun selbst jährliche 25,000 Rubel zu Preisen für die besten wissenschaftlichen Werke in Rußland ausgesetzt hat. Die Wissenschaft wird in Pfennig-Magazinen zersplittert, und das kindische Publikum mit Holzschnitten herbeigelockt, oder sie wird in Lieferungsportionen ausgewogen, um die übermäßigen Bücher-Preise zu verdecken.

Nur in solchem anarchischen Zustande der Literatur, wo keine Aristokratie des Talentes, kein poetisches Priesterthum, keine auf persönliche Würde begründete Autorität mehr gelten, konnte ein solches Triumvirat, wie Gretsch, Bulgarin und Senkowsky, zu Ansehn und Einfluß gelangen. — Vereinzelte Talente, edler Wille können hier nicht helfen und bessern. Ein literarischer Napoleon wäre zu wünschen, genial und energisch genug, um

ſich der Literatur und des Buchhandels zugleich zu bemächtigen, und der Anarchie ein Ende zu machen. Bis jetzt ſind alle edelmüthigen Beſtrebungen, dieſer auflöſenden Richtung Einhalt zu thun, fruchtlos geblieben, weil es theils an einem Buchhändler fehlt, der dem Smirdin in materiellen Mitteln die Wage hielte, aber dabei gebildet genug wäre, den entgegengeſetzten Beſtrebungen Vorſchub zu leiſten, theils weil es an eben ſo thätigen, unermüdlichen und — von Außen begünſtigten Redactoren gebricht, wie Senkowsky iſt, und die dieſem die Spitze bieten könnten. Wir kennen unter den Jetztlebenden nur Einen, der, wenn er nicht ſelbſt die Literatur ein wenig als Handelszweig betrachtete, ohne gerade ein Napoleon zu ſeyn, doch einigen Widerſtand zu leiſten im Stande wäre, — Polewoy. — Wem die ruſſiſche Literatur am Herzen liegt, ſeufzet nach Aenderung der jetzigen Zuſtände. Anderswo würde man an Verbindung der zerſtreuten edleren Kräfte denken; allein die Ruſſen haben keinen Sinn für Aſſociationen. Alles Tüchtige, was bisher in der Literatur wie im Leben geleiſtet worden, iſt die Frucht individueller Beſtrebungen geweſen.

Wir haben der Journaliſtik darum ſo viel Raum in dieſer Skizze gelaſſen, weil ſie in der ruſſiſchen Literatur eine ſo bedeutende Rolle ſpielt. Und ſie ſpielt dieſe Rolle, weil die vorhandenen literariſchen Kräfte meiſtens für größere, ſelbſtſtändige Werke nicht gewachſen ſind, und ſich daher den Journalen zuwenden, aber auch von den Journalen verzehrt werden. Die Journaliſtik könnte mit Recht der große Kirchhof der ruſſiſchen Literatur genannt werden, wo viele jugendliche Kräfte, viele tüchtige Talente und eben ſo viel unerfüllte Hoffnungen begraben liegen.

Ueberblick und Aussicht.

Es lag in unserer Absicht, aus der Gallerie russischer Schriftsteller zuweilen einen Blick hinaus auf die geschichtliche Entwicklung der Literatur zu werfen. Wo die eigenthümlichen Züge der verschiedenen Schriftstellerbildnisse eine Erklärung aus Lebenseinflüssen erforderten, haben wir flüchtige Skizzen jener russischen Zustände beigefügt, die als Elemente der Literatur und überhaupt der Bildung angesehen werden können. Etwas Systematisches zu schreiben, war durchaus nicht unser Zweck. Bei einem Publikum, das — wie das deutsche — für die russische Literatur noch so wenig eingenommen ist, würde etwas Erschöpfendes über dieselbe gar leicht wirklich — erschöpfend, das heißt ermüdend geworden seyn. Um so nöthiger scheint es aber nun, die zerstreuten Notizen in einen Brennpunkt zu sammeln, die auseinander liegenden Theile an einander zu rücken, um ein Ganzes zu übersehen, soweit das Räthselhafte, wir möchten sagen — der Frühlingsnebeldunst einer aufkeimenden Civilisation solchen Blick zuläßt.

Wie schwer, ja selbst wie unthunlich ist es, eine erst anhebende Literatur in Perioden zu theilen! Ehe wenigstens eine Hauptentwicklung vorüber ist, kann jede Eintheilung nur willkührlich seyn. Doch sind auch jetzt schon einige entschiedene Wendepunkte in der Geschichte der russischen Literatur nicht zu verkennen. — Den Anfang der eigentlichen Literatur in Rußland haben wir erst nach Peters des Großen Tod angenommen. Denn bis dahin war in der Volkssprache fast gar nichts geschrieben, und die Sprache, worin geschrieben ward, die kirchlich-slawische, war keine Nationalsprache, sondern eine gelehrte, wie etwa die lateinische im Mittelalter zu den verschiedenen Nationalsprachen Europas stand. Erst aus Peters großer Reformation seines Reiches ging auch die Volkssprache reformirt hervor, und nahm den Anlauf zu einer Literatur-Sprache. Doch blieben die zwei ältern Elemente dieser jetzigen Schriftsprache noch lange im Wechselstreit, so daß die ganze russische Literatur, wie schon bemerkt, hinsichtlich ihres Ausdrucks noch bis jetzt als ein beständiger Kampf zwischen der kirchlich-slawischen und der Nationalsprache betrachtet werden kann. Der Wechsel dieses

Kampfes gibt den nächſten Eintheilungsgrund der ruſſiſchen Literatur in zwei Perioden. Wie nämlich die ganze politiſche Geſchichte des weſtlichen Europas bis zur franzöſiſchen Revolution, angeſehen als ein Kampf zweier feindlichen Gewalten, der geiſtlichen und der weltlichen, in zwei groſſe Perioden, nämlich der Uebermacht der geiſtlichen und der Uebermacht der weltlichen Gewalt, eingetheilt werden kann, ſo lieſſe ſich die ruſſiſche Literatur in zwei, freilich kürzeren, Abſchnitten betrachten, wo nämlich erſt die geiſtliche, und wo dann die weltliche Sprache überwog, ohne daß jedoch eine die andere gänzlich ausgeſchloſſen hätte. Als denjenigen, der dieſen Wendepunkt entſchieden hat und mithin dieſe Epoche bezeichnet, nannten wir ſchon Karamſin neben ſeinem Freunde Dmitriew. Er, in dieſer Hinſicht der Luther der ruſſiſchen Literatur, hat den entſcheidenden Schlag auf die geiſtliche (kirchliche) Sprache geführt.

Jede dieſer beiden Perioden, die freilich nur nach dem Material der Literatur — der Sprache, bezeichnet ſind, indem die erſte Aufgabe beider Perioden die Sprachbildung war, iſt von einem Reformator der Sprache ausgegangen, und hat

zu einem eigenthümlich erfindenden Schriftſteller hingeführt. So begegnen wir gleich in der erſten Periode dem großen Sprachreformator Lomonoſſow. Er hat die Schriftſprache zuerſt gebildet und durch ſeine Grammatik ꝛc. in beſtimmten Formen zu befeſtigen geſucht, dabei aber zur Grundlage weniger die nationale oder die geſellſchaftliche Sprache, die freilich noch im Rohen lag, als die kirchliche Sprache genommen. Seine Proſa und Poeſien aller Art müſſen, um gerecht zu ſeyn, als Proben der von ihm geſchaffenen Sprache, als Belege zu ſeinen Regeln angeſehen werden. Nach und nach aber ſtreifte die Literatur eins um das andre dieſer grammatikaliſchen Gängelbänder ab, und erhob ſich bis zu dem großen, ſelbſtſtändigen Derſhawin. — Nun trat Karamſin auf. Er fand die Formen der Sprache zu roh, ungebildet und zu abweichend von der geſellſchaftlichen Sprache — nicht wie dieſe damals war, ſondern wie er ſie wünſchte. Er zerſchlug alſo die Lomonoſſow'ſchen Conſtruktionen, um die Sprache nach dem modernen Prinzip gänzlich umzuſchaffen. Dies ging nicht ab ohne den hitzigſten Kampf mit den Vertretern des Alten. Weniger aber beſiegt, als mit

den Jahren klüger und conservativer geworden, kehrte er von seinem einseitigen Zerstörungseifer zur Wurzel der Schriftsprache, zum Slawischen, zurück, und bewies durch sein historisches Werk, wie man die beiden Elemente der Sprache auf künstlerische Weise verbinden müsse. Shukowsky setzte diese Richtung fort, und übertrug die Prosa-Reform Karamsins auch in die Poesie, nicht aber wie Dmitriew, bloß die poetische Sprache modernisirend, sondern auch die Versmaße und die poetischen Formen umgestaltend. Puschkin kann schon als Wendepunkt dieser zweiten Karamsinschen oder modernen Periode betrachtet werden; er ist einigermaßen ihr Dershawin. Doch hat er, ohne gerade diesem an dichterischem Genie gleich zu stehen, für die Sprache mehr als Dershawin geleistet, dessen sprachliche Verdienste gar nicht in Anschlag kommen; während Puschkin, nicht befriedigt durch Einschmelzung des Gesellschaftlichen, weiter noch das von Shukowsky schüchtern aufgesuchte Volksthümliche einführte, und zwar nicht in Betreff der Sprache allein, sondern mit Allem, was zum poetischen Element eines Volkes gehört. — Hiermit schließt er zugleich eine ganz neue Richtung

der Poeſie auf, in welcher die Sprachbildung, die Poeſie des Ausdrucks, ſich der Erfindung und der Gedankenfülle, der Poeſie des Inhalts, unterordnet. —

Wie ſich die ruſſiſche Sprache weiter ausbilden werde, nachdem vorzüglich durch Puſchkin und Jaſikow, wenigſtens in der poetiſchen Sprache, das Höchſte erreicht zu ſeyn ſcheint, iſt jetzt noch nicht zu errathen. So viel aber läßt ſich ſagen, daß der Kampf zwiſchen der kirchlichen und der Nationalſprache durch einen ewigen Frieden geſchloſſen ſcheint, durch welchen der modernen lebendigen Sprache vor der alten gelehrten die Herrſchaft eingeräumt iſt. Und indem ſich nun eine neue Poeſie des Inhalts zu entwickeln begonnen hat, wird nach dieſem ſich demnächſt auch ein neuer Eintheilungsgrund für ihre kommenden Perioden ergeben.

Betrachten wir die Gattungen der Poeſie, ſo finden wir, wie ſchon bemerkt worden, nur die lyriſche als eine rein eigenthümliche, nicht fremd her entnommene Gattung, und zwar in den ſatyriſchen Arten nicht weniger, als in den elegiſchen und feierlichen. Die erſten ruſſiſchen Dichter,

Kantemir, Lomonoſſow, Derſhawin treten gleich als Lyriker auf, — der Erſte in der Satyre, der Zweite in feierlichen Gedichten, und der Dritte mit einer Lyra, die in allen Tönen erklingt. Auch die ſpätern und noch lebenden Dichter haben ſich faſt nur lyriſch ausgeſprochen, und wo ſie ſich, wie Puſchkin, Chomäkow und Andre in mehreren Gattungen verſuchten, iſt ihnen doch das Lyriſche ſtets am beſten gelungen. — Sollen wir dies dem bleibenden Naturell — oder nur der vorübergehenden Jugend der Nation zuſchreiben, in welcher, wie auch bei dem Individuum, am frühſten das Gefühl vorherrſcht? Dieſe Frage bleibt der Zukunft zu beantworten. — Iſt nicht auch die deutſche Poeſie vorzüglich lyriſch und ſubjectiv? Sind nicht die Glanzpunkte in Schillers Dramen lyriſch, und zeigt ſich nicht ſogar Goethe bei aller Objectivität doch im Lyriſchen am reichſten und deutſcheſten? Wie ſich aber im Deutſchen eine objective Richtung mehr und mehr entwickelt, ſo hat auch die ruſſiſche Poeſie den Weg des Epiſchen und des Dramatiſchen bereits eingeſchlagen; das innerſte Gemüth ſucht das äußere Leben und die Welt zu ergreifen.

Nehmen wir zuerſt das Epiſche, ſo haben wir ſchon früher angedeutet, warum Rußland kein volksthümliches Epos haben konnte. Denn jene zwei kleinen heroiſchen Gedichte über das Heer Igors und die Schlacht von Mamaj, ſind nicht eigentlich im Volke geboren, und nach allen bisherigen Unterſuchungen ſchwerlich jemals im Volksgedächtniß gewiegt worden. Die erzählenden Gedichte, — will man ſie etwa Balladen nennen? — über Wladimir I., Johann IV. und Peter den Großen, mögen ſie, beſonders die aus dem Wladimirſchen Cyklus, früher ein Ganzes ausgemacht haben oder nicht, — ſind doch nur halb epiſch. Von Lomonoſſows oder Cheraskows Epopöen kann, als von volksthümlichen Heldengedichten, begreiflicher Weiſe die Rede nicht ſeyn. Es bleiben mithin, dem Volk eigenthümlich, nur die mährchenhaften Erzählungen — die Zauber-, Ritter- und Heiligen-Mährchen. Doch auch dieſe ſind, wie geſagt, nur volksthümlich bearbeitet, und im Stoffe, wenigſtens die meiſten, aus dem Oriente, aus Byzanz und vorzüglich aus Italien entnommen. — Bieten nun Vergangenheit und gegenwärtiges Leben Rußlands und ſeiner Provinzen —

der deutschen Länder Kleinrußlands, Sibiriens, des Kaukasus — reichen und eigenthümlichen Stoff zur epischen Bearbeitung dar, in welchem sich denn auch, wie wir gesehen, manch jugendliches Talent mit mehr oder weniger Glück versucht hat; so scheinen doch nur noch poetische Erzählungen, Romane und Novellen das zu seyn, was sich heutiges Tags in einigermaßen epischer Form erwarten läßt. Das reine Epos, wie es uns aus dem Alterthum überkommen ist, scheint nun einmal, gleich manchen untergegangenen Gattungen von Naturkörpern, das eigenthümliche Erzeugniß einer Vorwelt zu seyn. Und wie die Sündflut manche Naturkräfte — so hat die Erlösungsflut des Christenthums manche historischen Kräfte begraben. — Für das ächte Epos hat sie nämlich die Götterwelt zerstört, innerhalb welcher allein des Helden Kampf mit überirdischen Mächten poetisch anschaulich gemacht werden konnte.

Wenn nun der Same des Epischen, so zu sagen, von exoterischen Gewächsen aus entfernten Gegenden von Ost- und Südwinden nach Rußland geweht worden, und — Gott weiß wann und wie — aufgegangen ist; so scheint das

Drama, nicht durch eine höhere Schickung, ſondern durch ſchwächere Menſchenhand aus dem Weſten herübergepflanzt, ſich noch immer nicht recht aclimatiſiren zu wollen, wenn gleich im Komiſchen und Tragiſchen einzelne Früchte gewachſen ſind, und diejenigen Volksklaſſen, denen es, wie den Kaufleuten, nicht an Mitteln das Theater zu beſuchen fehlt, auch Geſchmack an den dargebotenen dramatiſchen Genüſſen zu finden anfangen. Dieſer Geſchmack hält ſich freilich noch — wie es auch in der jetzigen magern Zeit in Deutſchland geſchieht, — an franzöſiſche Schüſſeln; doch fehlt es nicht ganz an eignen Köchen, die wie wir früher bemerkt, mit einigen jetzt lebenden Deutſchen wenigſtens ſo viel gemein haben, daß ſie beiderſeits einen ungemein rührigen Löffel führen.

Wie jede ſpät aufkeimende Literatur hat auch die ruſſiſche ſich dem Einfluſſe früherer Literaturen nicht entziehen können. Die altgriechiſche hat entſchieden auf die grammatikaliſchen Formen und auf den Geiſt der ſlawiſchen Sprache gewirkt, wie ſich denn die geiſtlichen Schriftſteller Rußlands nach den griechiſch-chriſtlichen Rednern und byzantiniſchen Schriftſtellern gebildet haben. — Auch

der Orient und Italien drangen, wenn nicht durch ihre gebildete Literatur und Sprache, doch durch ihre Volksdichtungen, wenigstens in erster Zeit, in die Poesie Rußlands ein. — Gegen die benachbarten Polen konnte sich nun Rußland gar nicht verschließen. Diese standen dazumal der europäischen Civilisation näher und daher in der Bildung höher. Wie früher nach byzantinischen Mustern, haben sich die russischen Geistlichen später nach den Lateinern und zwar in dem damals polnischen Kiew gebildet. — Mit Peter dem Großen kamen die Deutschen an die Reihe. — Später an Anna's und Elisabeth's Hofe ward, wie zu Wien unter Maria Theresia, die italienische zur Hofsprache. — Unter Katharina, die mit Voltaire, Diderot, Grimm u. A. briefwechselte, galt, wie bei König Friedrich und Kaiser Joseph, die französische Literatur. Dabei aber blieben für die Geistlichen die beiden klassischen Sprachen, und für die weltlichen Schriftsteller die deutsche, fortwährend Vorbilder. Letztere hat auch in der ersten Periode von Lomonossow bis Dershawin vorzüglich auf die lyrische Poesie, mit Einschluß der Versmaaße, lebhaft gewirkt. Karamsin wendete sich

zwar dem Franzöſiſchen mit Vorliebe zu, kannte aber auch die engliſche Literatur, und rückte ſie zugleich mit der deutſchen dem Publikum näher. Seine Reiſebeſchreibung machte mit vielen für Rußland neuen Namen von Dichtern und Schriftſtellern bekannt; ſo wie eine in den neunziger Jahren zu Moskau erſchienene Zeitſchrift, in der auch Karamſins Einfluß ſichtbar iſt, das früher mit Dorats Gedichten und Meißners Erzählungen abgefertigte Publikum, im dritten Jahre ihres Daſeyns, von Shakespeare und Kant unterhielt. — Nach Karamſin drangen Shukowsky und Batüſchkow weiter in das Gebiet ausländiſcher Literaturen, jener in die deutſche und engliſche, dieſer in die italieniſche, die ſeit Lomonoſſow und Knäſhnin, welcher Metaſtaſio für die ruſſiſche Bühne umarbeitete, faſt gänzlich vernachläßiget war. — In dieſem Zudrang aller europäiſchen Sprachen in die ruſſiſche Literatur, ſcheint indeß doch die franzöſiſche und die deutſche den meiſten Einfluß behauptet zu haben; erſtere vorzüglich auf die Darſtellungsart, mit Ausnahme der poetiſchen Formen und Versmaße, die vorzüglich aus der deutſchen Sprache ſtammen, und dieſe auf den Ideenſchatz

und was zum eigentlich Theoretiſchen gehört. So bilden die meiſten ruſſiſchen Literaten ihre Denkweiſe den Deutſchen, — ihre Darſtellungsart den Franzoſen nach.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß die ruſſiſche Literatur einen entſchieden **eklektiſchen** Charakter trägt, der ſie vor den übrigen Literaturen auszeichnet. — Noch ſo jung, bisher noch in der Poeſie mehr ſprachbildend als ſchaffend, und nur im Lyriſchen ſelbſtſtändig, hat ſie doch nach und nach faſt allen auswärtigen Literaturen gehuldigt; indem ſie hier vom Wohlklang ſo wie von der ſüdlichen Objectivität der italieniſchen Literatur, dort vom practiſch-poetiſchen Geiſt und der Natur-Sympathie der engliſchen, dann von der Verſtandesklarheit, Eleganz und der zur Satyre neigenden Beobachtungsweiſe der Franzoſen, und endlich von der Gemüthstiefe und träumenden Phantaſie der Deutſchen ihre Gewinnſte zog. — Iſt dies aber nicht mit jeder nachgebornen, nicht gerade urſprünglichen Literatur der Fall? — wird man fragen; iſt nicht die franzöſiſche früher der italieniſchen und ſpaniſchen, ſpäter der klaſſiſchen und engliſchen, ſeit Kurzem auch der deutſchen

Manches ſchuldig geworden? Und die deutſche Literatur — hat ſie nicht denſelben vielfältig nachbildenden Charakter gezeigt, und gleicht ſogar im Uebergewicht eigenthümlicher Lyrik und in geringerem Geſchick für das Drama der ruſſiſchen Literatur? Warum, und worin ſoll alſo die ruſſiſche Literatur vorzugsweiſe und bezeichnender, als bei den übrigen Literaturen, eine eklektiſche heißen?

Wir müſſen uns darüber näher erklären, und ſtellen die Behauptung auf, daß, um bei den Franzoſen und Deutſchen ſtehen zu bleiben, dieſe beiden Nationen mittelſt der fremden Literaturen nur ihren eigenthümlichen Charakter entwickelt und mehr oder weniger einſeitig ausgebildet haben, die ruſſiſche Nation aber das Fremde in ihren eignen Charakter verwandelt, und dadurch eine ungewöhnliche Vielſeitigkeit gewonnen hat. — Sehen wir nicht, daß bei den Franzoſen die Nachahmungen bloß die Oberfläche des Nationellen gekräuſelt, aber durchaus nicht in die Tiefe gegriffen haben? Es waren Studien, gelehrte Launen, die im Volke keinen Anklang, kein fortbildendes Element fanden; dergeſtalt, daß die franzöſiſche Literatur nach und nach alle fremden Beſtandtheile wieder

ausgeſchieden und ihren einſeitigen Charakter behauptet hat, ſo zu ſagen — über alle fremde Wogen hinweg immer wieder auf ihrem Eigenthum angelandet iſt. Gilt nicht daſſelbe von dem franzöſiſchen National-Charakter überhaupt, und tritt uns nicht aus allen Miſchungen mit Franken, Normannen u. ſ. w. — aus allen Volksgährungen ſtets der alte, ſchon von den Römern charakteriſirte Gallier entgegen?

Betrachten wir Deutſchland, ſo finden wir — wie ſeine Kultur überhaupt, auch ſeine Literatur im Beſondern durchaus eigenthümlich, und das von dieſer oder jener Seite herein genommene Fremde hat viel mehr den Geiſt der vorzugsweiſe gebildeten Klaſſe beſchäftigt, als das Gemüth der Volksmaſſe verwandelt. Deutſchland hat ſich allen fremden Literaturen geöffnet; aber die — ſo zu ſagen — gelehrte Literatur ſteht unvermiſcht neben der volksthümlichen. Die antiken Formen Goethes, Platens, Voßens, die orientaliſchen Sangweiſen Rückerts u. dgl. gehören nur zum Genuß der — ſollen wir ſagen — akademiſch Gebildeten. Selbſt Shakespeare, der in Deutſchland vielleicht populärſte fremde Dichter, iſt gerade in den Darſtellungen

am populärſten, in welchen er das dem Engländer verwandte deutſche Gemüth am tiefſten berührt, und ſo iſt unter allen Shakespeare'ſchen Geſtalten gerade Hamlet, der halbe Wittenberger Student, der unentſchloſſene, philoſophirende und gemüthlich träumende Königsſohn am bekannteſten und beliebteſten. Unter den eigenen Dichtern iſt Schiller mehr als Goethe Volksdichter, und dieſe beiden, immer zuſammen genannten Dichter können — bedeutungsvoll, als die Repräſentanten der deutſchen Doppelliteratur — der volksthümlichen und der gelehrten — betrachtet werden.

Alſo finden wir auch die deutſche, wie die übrigen weſtlichen Literaturen, nur auf formelle Weiſe, nicht in ihrem Weſen und Beſtand eklektiſch; das Volksthümliche in ihr bleibt als etwas Individuelles einigermaßen einſeitig. Nur ſämmtliche Literaturen, nur das geſammte Leben Europas, bilden ein vollſtändiges Ganzes, deſſen verſchiedene Seiten von den verſchiedenen Nationen in ihrem individuellen Kulturſchliff und Literaturgrad dargeſtellt werden, wo alsdann dem einen Volke der Kunſtſinn, dem andern wiſſenſchaftliche Tiefe, jenem geſellige Anmuth, dieſem practiſches Geſchick u. ſ. w.

abgehen, und ſich im Leben und in der Literatur neben eigenen Vorzügen eigenthümliche Mängel zeigen.

Blicken wir nun nach Rußland hin, ſo finden wir das Eklektiſche in Bildung und Literatur durchaus nicht als etwas Zufälliges, Oberflächliches, Angeklebtes, ſondern tief in das Naturell des Volkes eingedrungen und zu deſſen Charakter erwachſen. Jedes fremdeindringende Element fand in der Nation einen wahlverwandten Keim, mit dem es ſich verband und durchdrang. Jede ausländiſche Richtung war gewiſſermaßen nur ein belebender Anhauch, der eine entſprechende Ausbildung weckte. So fanden die wunderbare Mährchen- und Ritterwelt, der deutſche Myſticismus, die franzöſiſche Geſelligkeit mit ihrer Eleganz und Spottluſt, der engliſche Induſtrialismus und was Alles, in der ruſſiſchen Nationalität eine Heimath, und erfuhren eine Umwandlung in ruſſiſches Eigenthum, zu ruſſiſcher Eigenthümlichkeit.

Dürfen wir daher von dieſem, wir möchten ſagen — National-Eklektismus nicht eine Vielſeitigkeit der Bildung und der Literatur erwarten, die zur möglichen Allſeitigkeit führt? —

Wir ſagen erwarten, und darin liegt es. Denn wir ſind weit entfernt, dieſe Vielſeitigkeit ruſſiſcher Bildung als etwas ſchon Entwickeltes vollſtändig Vorhandenes auszugeben. Dazu iſt dieſe Bildung mit ihrem literariſchen Ausdruck noch viel zu jung und unausgeprägt. Nein, wir reden nur von unſern Ausſichten, von unſerer Divination. Wir reden nur von den Keimen die angeregt, von den Seiten die an dem Edelſtein zum Schleifen gebrochen ſind, wenn ſie auch noch nicht ſtrahlen, oder theilweiſe nur ſchimmern. Wir berufen uns auf die verſchiedenen, wenn auch nicht vollſtändigen Andeutungen, die wir in den zurückgelegten Blättern gegeben haben, und die uns vor dem Vorwurfe ſichern werden, als ſey unſere Behauptung aus der Luft gegriffen. Wir ſtellen noch keineswegs die Ruſſen, was ſie auch in manchen Stücken, z. B. der Induſtrie, Marine und durch ihre Künſtler in Italien geleiſtet haben mögen, den Nationen gleich, von denen ſie Anregung empfangen, Befruchtung aufgenommen haben. Indeß wird dem Beobachter nicht entgehen, welche große und raſche Fortſchritte die Ruſſen in den verſchiedenſten Richtungen der Kultur gemacht haben,

und daß dieß schwerlich hätte geschehen können, wären nicht die Elemente dazu längst in der Nation gelegen, — alle diese Quellen des Lebens im Urgestein des Volkes verschlossen gewesen, um auf den Schlag eines Moses mit dem magischen Stabe zu springen und zu sprudeln. Dieser Magier fast für alle Zweige der russischen Kultur, der mit dem Zauberstabe seines mit Sande gefüllten Lederstockes sein Volk zum Vorschritt brachte, war — der riesige Zar Peter. — Ja dieser Fels des russischen Volkes verschließt Flammen und Quellen; nur können sie — das ist das Eigne — nicht von selbst hervor brechen. Dies erklärt den über 800 Jahre langen Schlummer des russischen Volkes, das auf die gigantische Weckkraft Peters wartete.

Wie fähig für Alles jeder Russe sey, ist allen Reisenden eine bekannte Thatsache; das zeigt sich besonders unter dem gemeinen Volke. In den Regimentern der Armee hat man alle Gewerbe und Künste. Und wie kommen sie dahin? Die Rekruten werden dem Obersten vorgestellt, und dieser theilt, oft scherzweise, Jedem seine Bestimmung zu. Du sollst ein Schneider seyn, sagt er,

du ein Klarinettiſt, du ein Koch oder ein Sattler, und du mußt ein Virtuos auf dem Waldhorn werden! — Dieſer Machtſpruch genügt; Jeder geht und wird nach Befehl ein Handwerker oder ein ausgezeichneter Künſtler. Nicht anders hat es ja Peter der Große ſelbſt mit vielen ſeiner Staatsmänner, Generäle und Admirale gemacht. Es werde! Und es ward. Dies kann nur in Rußland geſchehen, wo Alles vorhanden iſt, ſobald nur ein gewaltiger Wille ruft. So eigens hat hier eine europäiſch-rege Faſſungsgabe ſich mit aſiatiſcher Trägheit verbunden. Und dieſe Vielſeitigkeit ohne beſtimmtes Ziel, dieſe peripheriſche Thätigkeit ohne Centrum bedarf gerade des äußern Antriebs, bedarf einer höhern, gleichſam providentiellen Hand. — Hier wird es nun begreiflich, daß — wie wir ſchon früher wahrgenommen, alle Bildung und Kultur von der Regierung und den höhern Ständen ausging, nicht aus der Mitte des Volkes, dem der eigentliche Mittelſtand mangelt. Darum hat die Kultur in Rußland einen dem weſtlichen Europa ganz entgegengeſetzten Gang — von oben herab, nicht von unten herauf.

Dieſe weckende Kraft muß aber nicht als außer dem Volke liegend gedacht werden, ſie wirkt vielmehr in den großen Männern der Nation ſelbſt. Wie verſeſſen auch Peter der Große auf alles Fremde war, liegt doch ſeine ächte Größe in ſeiner tiefen Volksthümlichkeit; er blieb bei aller Sucht des Fremden, und in dieſer Sucht ſelbſt, durch und durch ein Ruſſe. So auch Lomonoſſow, der Peter der intellektuellen Bildung Rußlands, welcher ja ganz aus dem Volke ſtammt. — Die Kraft dieſer — wie aller bedeutender Männer Rußlands und der gebildeten Stände ſelbſt erweiſt ſich auch nicht in dieſer oder jener beſondern Richtung mächtig, ſondern geht vielmehr auf Allſeitigkeit aus; wie denn die ganze Kultur Rußlands in ihrer Methode dem Gang der Bildung im europäiſchen Weſten entgegengeſetzt, nicht vom Allgemeinen zum Beſondern, ſondern umgekehrt ſich entwickelt. So hat Lomonoſſow mit der Metallurgie angefangen, und iſt zum umfaſſendſten Wiſſen, faſt zum ganzen Umkreis der Wiſſenſchaft und Literatur gelangt. Peter der Große in höherer Stellung hat von der Regulirung und Muſterung ſeiner Beluſtigungs-Compagnie (Potejchnaja Rota)

aus allmählig ſein ganzes Reich gemuſtert und umgeſtaltet. Ja Rußland ſelbſt iſt aus einer kleinen engen Moskowina nach allen Richtungen hin zu einem faſt hundert Völkerſchaften und Sprachen umfaſſenden Gebiet erwachſen, welches den Weltgänger Semilaſſo veranlaßt hat, aus Rußland einen beſondern Welttheil zu machen. So erſcheint das wachſende Reich ſelbſt als großes Symbol des ſich ausbreitenden Geiſtes ſeiner Bewohner.

Wie ſich dagegen im Weſten Europas die Staaten ſelbſt mehr und mehr in ihrer Beſondernheit und Bekränzung ſchließen, und in den Staaten alle Funktionen ſich ſpalten und vereinzeln, ſo geht auch die Bildung und Forſchung in Kunſt und Wiſſenſchaft vom Allgemeinen ins Beſondere und Einzelne. Und wenn dabei allerdings die Entwicklung des Individuellen ſehr gewinnt, ſo geht doch — wie man ſich dabei mehr und mehr in Einſeitigkeiten verläuft, die Ueberſicht der umfaſſenden, allgemeinen Beziehungen verloren; die Theorie trennt ſich von der Praxis, Tiefe und Klarheit bleiben nicht in Einem vereint, und nur zu oft findet man den jungen Univerſalgelehrten in ſeinen ſpätern Jahren bei irgend einer Monographie gefeſſelt.

Indeß ſcheint es uns ſelbſt, daß der lebhafte Trieb, Alles zu umfaſſen, nach allen Seiten hin zugleich zu wirken, gerade einer jeden beginnenden Civiliſation eigen ſey. Solchen Anfängen ſind oft auch von der Vorſehung ungewöhnliche Männer verliehen; wie denn beinahe jedes Volk in ſeiner Urzeit Heroen zählt, die nicht ſelten ihre rieſigen Arme in die Nebel der Sage ſtrecken. — Eben ſo verkennen wir nicht, daß die bedeutenden Männer Rußlands, vor Allen jene beiden Reformatoren — Peter und Lomonoſſow — weniger durch ſchöpferiſche, als durch umſchaffende Kraft ausgezeichnet, weniger das Eine zu bilden, als Alles zu erwecken aufgelegt waren. Im Fortgang der Bildung wird dann freilich das Einzelne immer wichtiger, und ein eigenſinniges Sichausbreiten über Alles droht, der Einſeitigkeit entgegen, zur Oberflächlichkeit zu führen. Dies verkennt man in Rußland nicht, daher man bereits anfängt, die Richtung auf das Specielle mehr und mehr einzuſchlagen, und die Vortheile einer Theilung der Arbeit zu ſuchen; während zu gleicher Zeit in den weſtlichen Ländern Europas mehr Drang zur Verallgemeinerung und Zuſammenſtellung der

Einzelnerrungenſchaften augenſcheinlich iſt; möge gleichwohl auch die urſprüngliche Richtung hier zum Beſondern, dort zum Umfaſſenden vorherrſchend bleiben.

Was wir bis jetzt von der eklektiſchen Vielſeitigkeit der ruſſiſchen Bildung und Literatur geſprochen haben, dürfte jedoch nicht ſo verſtanden werden, als ob es dem ruſſiſchen Charakter durchaus an Eigenthümlichkeit fehle. Die bekannte Nachahmungsfähigkeit und Aneignungsſucht der Ruſſen geht nicht aus Mangel an Selbſtſtändigkeit hervor, ſondern beruht auf Wett- und Wiſſenseifer, der das Originale nicht ausſchließt. Das Eklektiſche knault ſich nicht zuſammen, ſondern organiſirt ſich, da es eine Wurzel im Volke findet, zu etwas Selbſtſtändigem. — Auch haben wir ja ſchon eigenthümlich-ruſſiſche Elemente des Lebens und der Literatur nachgewieſen, und gezeigt, wie jede fremdaufgenommene Form ſich an einen vorhandenen Keim geknüpft, und etwas von dem Ueberpflanzten Abweichendes hervor gebracht habe. So iſt die anfangs auf Günther, Haller, Ramler und Rouſſeau hinblickende ruſſiſche Lyrik bald auf Derſhawins ächt-nationale Sangweiſen gekommen;

ſo haben die Nachahmungen Sumarokows und Knäſhnins im Luſtſpiel zu den ganz eigenthümlichen Erzeugniſſen von Wiſins und Gribojedows geführt. Nicht anders iſt es mit der Fabel, der Ballade und übrigen Dichtarten gegangen; auch die eigenthümliche Novelle und Kritik ſind nicht zurückgeblieben. Letztere iſt nicht mehr der Nachhall fremder Theorien und Grundſätze; die Novelle durchwandelt frei die reichen Gebiete des ruſſiſchen Lebens, Krilow hat die frühern Ueberſetzungen Laſontaines mit nationellen Fabeln vertauſcht, und Puſchkin die von Shukowsky übergepflanzte engliſche und deutſche Romantik in ächt Volksthümliches umgezaubert. In Folge neuer Forſchungen auch im Gebiete der vaterländiſchen Geſchichte, hat man Karamſins Fahrgeleiſe verlaſſen, und lenkt immer mehr der Ueberzeugung zu, daß Rußlands Vergangenheit ſich nach ganz andern Geſetzen, als das weſtliche Europa, abgewickelt habe, daß ſeine Zukunft ſich nach anderm Maßſtabe, als die übrigen europäiſchen Länder entwickeln werde, und daß es Thorheit ſey, aus ganz andern Elementen dieſelben Reſultate zu erwarten oder nur zu wünſchen. — Auf den

verſchiedenſten Wegen bemüht ſich die junge Generation in ihren friſchen Geiſtern, den Charakter, die Mittel und Kräfte, ſo wie die Beſtimmung ihrer Nation zu ergründen. Und nachdem die Mannichfaltigkeit der ruſſiſchen Lebens-Elemente, ſo wie der Anblick der vorausgegangenen fremden Civiliſationen die Richtung der Geiſter bisher oft ſchwankend, und ſo manches Beginnen fruchtlos oder gar verderblich gemacht haben, ſucht das jüngere Geſchlecht, mit dem neugewonnenen Bewußtſeyn des weltgeſchichtlichen Standpunktes ihres Vaterlandes, auch dem richtigern Ziele entgegen zu handeln.

Die Fragen nach der Stellung und Beſtimmung Rußlands in der civiliſirten Welt ſind jetzt für ganz Europa von der größten Wichtigkeit. Die Löſung derſelben liegt beſonders auch der Beſorgniß nahe, die man über Rußlands politiſche Bedeutung und Abſichten haben möchte. Gehört dies Reich zu Europa oder Aſien oder zu beiden? Was will es mit ſeiner weitern Ausbildung, wohin ſtrebt es mit ſeinen Kräften? Kurz, — was iſt und was will Rußland? —

Dieſe wichtigen, auf bloß philoſophiſchem Wege kaum zugänglichen Fragen ſind damit wohl noch

lange nicht beantwortet, daß man mit ſo manchen, beſonders deutſchen Publiziſten und Hiſtorikern, Rußland für eine Vermittlerin zwiſchen Europa und Aſien erklärt. — Die ſchöne Rolle der Vermittlung darf ihm freilich nicht fremd bleiben, da es in ſeiner geographiſchen Lage und in dem Doppelcharakter ſeiner Bildung Aufforderung genug dazu findet. Allein ſchwerlich wird ſich das jugendlich kräftige Rußland mit dieſer eigentlich negativen Rolle begnügen, um etwa eine Brücke oder ein Markt zweier verſchiedenen Civiliſationen zu ſeyn. Wie ſehr es ſich auch bei dieſem Austauſch ſo verſchiedener Schätze eines ruhigen und eines rührigen Welttheils bethätige, ſeine eigenthümliche Natur und Entwicklung wird dabei nicht ſtille ſtehen, ſo daß die Frage, — wie wird Rußland die beiden Welttheile vermitteln? ſich in die weit wichtigere auflöſen muß, — was wird aus Rußland ſelbſt werden? Wird es ſeine vielfältigen Elemente und Mittel, ſeine ſchönen Gaben, ſeine ungemein reiche und originale Sprache — dieſe noch lange nicht ergründete Goldmine — endlich ſeine jugendliche Kraft und die friſch angebrochene Eigenthümlichkeit des ſlawiſchen Charakters brach

liegen laſſen oder anbauen? — Wird es die Berührung mit zwei Welttheilen bloß verknüpfen, oder auch verſchmelzen, und auf neue, unerwartete Weiſe zu ſeinem Eigenthum machen? — Viele europäiſche und aſiatiſche Elemente ſind in Rußland ſelbſt vorhanden, und brauchen nicht erſt über- und eingepflanzt zu werden. Wir haben im religiöſen Gemüthe des Volkes orientaliſche Anſchauung und Gymnoſophismus neben deutſchem Myſticismus gefunden, deſſen Repräſentanten, die Duchoborzi (was als ein Zeichen des Fortſchrittes gelten mag) ſich in dem Grade vermehren, als die geiſtloſen Sekten abnehmen. — Wir haben ferner im Schooße Rußlands verſchiedene Provinzial-Elemente, — ein deutſches, ein polniſches, kleinruſſiſches, ſogar ein ſibiriſches gefunden, aus denen nicht bloß eigenthümliche Literatur, ſondern auch eine beſonders-gemiſchte Bildung erwachſen muß. Vorzüglich müſſen wir auch auf die eigenthümlichen Keime im politiſchen Organismus Rußlands hindeuten, auf die entgegengeſetzten Pole, die in ihm wirken. Wir meinen einer Seits die durch die Mongolen entſtandene Einheit und Selbſtherrſchaft der Regierung; anderer Seits die

rein-ſlawiſchen Elemente wahrhaft europäiſcher Freiheiten, wie z. B. die noch überall exiſtirenden Gemeindeverſammlungen und freien Municipalwahlen auf den Kronländereien; eine Selbſtverwaltung, die durch das Wort Woloſt bezeichnet wird, das zugleich eine „Gemeinde“ und die „Macht“ ausdrückt. Dazu ferner eine gewiſſe Gleichheit der Stände, ohne Feudal-Adel und Ariſtokratie, auf perſönliche Bildung und auf den für Alle offenen Staatsdienſt gegründet; ſo wie die in politiſcher Hinſicht wichtige, dem Proteſtantismus verwandte Toleranz der ruſſiſchen Kirche.

Wird nun nicht aus einer allmähligen und mithin friedlichen Gährung all' dieſer verſchiedenen, keimkräftigen Beſtandtheile im ruſſiſchen Volke etwas Neues, von der weſtlichen Kultur ganz Abweichendes hervorgehen? Wird Rußland vielleicht, an der Spitze des in der Weltgeſchichte friſchen Slawenſtammes, gigantiſch auf Europa und Aſien gelehnt, und im Hinblick auf Amerika, das ihm durch einen ebenfalls, wenn auch auf andre Weiſe eklektiſchen Charakter benachbart iſt, eine neue, koloſſale Welt geſtalten, zu welcher alles ewig Wahre und Wohlthätige der ältern Civiliſation

benutzt und verwendet, aus welcher alles Zufällige und Verbrauchte erleichternd ausgeschieden werde; eine großartig-eklektische, aber zugleich organische Welt, in deren vielfach gemischtem Boden aus der Fäulniß des Alten nur die gereisten Samenkerne der herrlichsten Früchte fallen, um zu ganz neuen fruchtbaren Gewächsen aufzugehen?

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler.

S. 11	Zeile	17	statt schreibenden lies Schreibender
„ „	„	18	nach Mönche ein Komma.
„ 17	„	14	statt Raſtkolinki lies Raskolniki.
„ 46	„	17	„ Derſchawin lies Derſhawin.
„ 48	„	17	„ konnte lies kannte.
„ 118	„	4	„ Sevetlana lies Swetlana.
„ 346	„	3	„ Moskowina lies Moskowia.

Verlags-Werke

der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Gedichte S. M. des Königs Ludwig von Bayern. 2 Thl
8. Zweite Aufl. Rthlr. 2. 20 kr. oder fl. 4. 48 k
Arnd, Ed., Israelitische Gedichte. gr. 8.
20 gr. — fl. 1. 24 k
Balladen, Mährchen und Schwänke, altschwedische, übe
setzt von Wohnike. Rthlr. 1. 20 gr. — fl.
Blomberg, W. Freiherr von, Gedichte. gr. 8.
Rthlr. 1. — fl. 1. 48 k
Byron, Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus d. Engl. v
Zedlitz. gr. 8. broch. Rthlr. 2. — fl. 3. 24 k
Eckermann, J. P., Beiträge zur Poesie, mit besonder
Hinweisung auf Goethe. 8. Rthlr. 1. — fl. 1. 36 k
Feuchtersleben, E. Freiherr von, Gedichte. 8. broc
Rthlr. 1. 12 gr. — fl. 2. 30 k
Flemming, Paul, erlesene Gedichte. Ausgewählt v
Gust. Schwab. gr. 8. broch. Rthlr. 1. — fl. 1. 36 k
Fouqué, Friedr. Baron de la Motte, Gedichte. 5 Bd
gr. 8. Velinp. Rthlr. 7. 12 gr. fl. 12. — Schreib
Rthlr. 6. fl. 10. — Druckp. Rthlr. 3. 18 gr. fl. 6.
— — Sängerliebe. Rthlr. 1. 12 gr. — fl. 3. 36 k
Gedichte, auserlesene altdeutsche. Neudeutsch umgear
von J. Grafen Mailáth. gr. 8.
Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 15 k
— magyarische, übers. von J. Grafen Mailáth. gr. 8
Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 15 k
Goethe, J. W. von, poetische u. prosaische Werke. Zwe
Bände mit Stahlstichen und einem Facsimile.
Subscript.-Preis Rthlr. 14. — fl. 24
— — west-östlicher Divan. 8. Rthlr. 3. 16 gr. — fl. 6. 45 k
— — Faust, eine Tragödie. Beide Theile in Einem Bande
16. Rthlr. 2. 16 gr. — fl. 4. 48 k
— — Gedichte. Neue Auflage. 2 Theile. gr. 8.
Velinp. Rthlr. 7. fl. 5. — Druckp. Rthlr. 2. fl. 3
Grüneisen, Karl, Lieder. 8. 12 gr. — 45 k
Gutzkow, Karl, Nero. Eine Tragödie. 8. broch.
Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2.
Hafis (Mohamed-Schemsed-din), der Divan. Aus dem
Persischen von Jos. v. Hammer. 2 Thle.

Hebel's allem. Gedichte. Aus der allem. Mundart überſ. von Adrian. 8. Rthlr. 1. — fl. 1. 36 kr.

Herder, J. G. von, Gedichte. Herausgeg. von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Rthlr. 2. 8 gr. — fl. 4.

— — ſämmtliche Werke, herausgeg. durch Joh. Georg Müller. Taſchen-Ausgabe in 60 Bändchen. Rthlr. 14. — fl. 24.

Hölderlin, Friedr., Gedichte. 8. Rthlr. 1. 4 gr. — fl. 1. 48 kr.

— — Hyperion oder der Eremit in Griechenland. 2te Aufl. 2 Bändchen. gr. 8. Rthlr. 1. — fl. 1. 45 kr.

Homer's Werke von J. H. Voß. 2 Bände. 3te Aufl. gr. 8. Rthlr. 4. 12 gr. — fl. 8. 6 kr.

Horazen's Oden, in deutſchen Reimverſen von Dr. J. Nürnberger. 2 Bändchen. 12. broch. Rthlr. 2. — fl. 3. 24 kr.

Immermann, Karl, Gedichte. Neue Folge. 8. Rthlr. 1. 12 gr. — fl. 2. 24 kr.

Jovialis, Atellanen. Eine kl. Sammlung dramatiſcher Dichtungen. 12. broch. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2.

Kerner, Dr. J., Dichtungen in Einem Bande. 8. broch. Rthlr. 2. — fl. 3.

Kleiſt, H. von, Penthesilia. Ein Trauerſpiel. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 24 kr.

Klingemann, A., Theater. 3 Bände. gr. 8. Rthlr. 1. 12 gr. — fl. 8. 15 kr.

Knapp, A., Geiſtlicher Liederſchatz in 2 Abtheilungen.
Druckpapier Rthlr. 1. 20 gr. — fl. 3.
Velinpapier Rthlr. 2. 12 gr. — fl. 4.

Lamartine, Alph. de, auserleſene Gedichte. Metriſch überſ. von G. Schwab. Mit beigefügtem franzöſ. Texte. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2.

Langbein's, neuere Gedichte. 2 Thle. gr. 8. Rthlr. 4. — fl. 7. 12 kr.

Lenau, N., Fauſt. Ein Gedicht. 8. broch. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 12 kr.

— — Gedichte. 2te vermehrte Aufl. 8. broch. Rthlr. 1. 20 gr. — fl. 3.

Lichtenſtein, Ulr. von, Frauendienſt. Bearb. u. herausg. von L. Tieck. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 24 kr.

Liederchronik, ſchwäbiſche, für Schule und Haus. 8. geb. 8 gr. — 30 kr.

Loreye, J., Theorie der Dichtkunſt. 2 Theile. Zweite, umgearb. Aufl. gr. 8. Rthlr. 1. 12 gr. — fl. 2. 42 kr.

Matthiſſon, F. von, Gedichte. Vollſtänd. Ausgabe. 8 Theile. gr. 8. Schreibp. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr. — Drucky. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Mayer, C., Lieder. 8. Velinp. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 42 kr. Drucky. Rthlr. 1. 8 gr. fl. 2. 15 kr.

Menzel, W., Narcissus, ein dram. Mährchen. 8.
Rthlr. 1. 4 gr. — fl.
— — Rübezahl, ein dram. Mährchen. 8.
Rthlr. 1. — fl. 1, 3
Müller, Fr., Kalledonische Erzählungen.
Rthlr. 1. 16 gr. — fl. 2. 4
— Niklas, Lieder. Eingeleitet von Gust. Schwab.
broch. Rthlr. 1. gr. — fl. 1. 4
Müllner, A., die Schuld, Trauerspiel in 4 Akten. 4te
8. 16 gr. — fl. 1. 1
Nicander, K. A., Runen. Aus d. Schwed. v. Myhr
8. 12 gr. — 3
Oehlenschläger, Correggio. Ein Trauerspiel. 3te
8. Rthlr. 1. — fl. 1. 3
— Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 3
— Mährchen und Erzählungen. 2 Bde. Rthlr. 2. — fl. 3.
— die Inseln im Südmeer. Ein Roman. 4 Theile.
Rthlr. 6. 16 gr. — fl. 10. 1
— König Hroar in Leire. Eine altnordische Erzähl
Rthlr. 2. 4 gr. — fl. 3. 3
Pfeffel, C. G., poetische Versuche. 10 Theile.
Velinp. Rthlr. 10. fl. 18. — Druckp. Rthlr. 5.
Platen-Hallermünde, A. Graf, die Abassiden. Ein
dicht in 9 Gesängen. 8. broch. 20 gr. — fl. 1. 3
— — die verhängnißvolle Gabel. Ein Lustspiel. 8.
12 gr. — 4
— — Gedichte. 2te Aufl. 8. Rthlr. 2. 8 gr. — fl. 3.
— — Schauspiele. 8. Rthlr. 1. 8 gr. — fl.
Pyrker, J. L., sämmtliche Werke, 3 Bände. Neue v
Ausg. gr. 8. Rthlr. 5. 12 gr. — fl.
Robert, L., die Macht der Verhältnisse. Ein Trauers
gr. 8. 20 gr. — fl. 1. 2
— — Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. gr. 8.
Rthlr. 1. — fl. 1. 4
— — die Tochter Jephtha's. Ein Trauerspiel. gr.
20 gr. — fl. 1. 2
Rosenöl, oder Sagen und Kunden des Morgenland
2 Bände. Rthlr. 2. 8 gr. — fl. 3. 3
Rückert, Fr., Kranz der Zeit. 2r Band. gr. 8.
Rthlr. 1. 16 gr. — fl. 2. 4
— — die Verwandlungen des Abu Seid von Serug o
die Makamen des Hariri. In freier Nachbildu
3te vervollst. A. 2 Bdch. 8. broch. Rthlr. 2. 12 gr. — fl.
Runen, finnische. Finnisch und deutsch von Dr. H.
v. Schröter. 8. 18 gr. — fl. 1. 1
Schenk, Ed. von, Schauspiele. 3 Theile. 8. broch.
Rthlr. 4. 12 gr. — fl. 7. 2
Schiller, Fr. v., sämmtliche Werke mit 13 Stahlstiche
12 Bände

Schlegel, Fr., Gedichte. gr. 8. Rthlr. 1. 4 gr. — fl. 2.

Schmidt's, Al. C. K., Leben und auserlesene Werke. Herausgeg. von dessen Sohne W. W. J. **Schmidt** und Schwiegersohne F. Lautsch. 3 Bände gr. 8. Rthlr. 3. 12 gr. — fl. 9.

Schwab, G., Gedichte. 2 Bände. gr. 8.
Velinp. Rthlr. 4. fl. 6. — Druckp. Rthlr. 3. fl. 5.

— — Romanzen aus dem Jugendleben Herz. Christoph von Würtemberg. gr. 8. 20 gr. — fl. 1. 24 kr.

Shakespeare, vier Schauspiele. Uebers. von Ludw. **Tieck**. gr. 8. broch. Rthlr. 2. — fl. 3.

Sternberg, A. Freiherr von, Novellen 1r bis 5r Band. Velinp. Rthlr. 9. 14 gr. — fl. 15. 48 kr.

— — Schiffersagen. 2 Bändchen. Rthlr. 2. — fl. 2. 12 kr.

Stöber, Ehrenfr., Gedichte. 3te Aufl. 8. Rthlr. 1. — fl. 1. 36 kr.

Tausend, der und Einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen ꝛc. 3 Thle. Rthlr. 4. 16 gr. — fl. 8.

Tegner, Es., Axel, eine Romanze. Aus d. Schwed. von **Mohnike**. 8. 8 gr. — 30 kr.

— — die Frithiofsage. A. d. Schwed. von A. v. **Helvig**. geborne Freiin v. **Imhoff**. 2te Ausgabe. gr. 8. Rthlr. 1. 8 gr. — fl. 2. 15 kr.

Theocritos, Bion und Moschos. Von J. H. **Voss**. 8. Rthlr. 1. 4 gr. — fl. 2.

Uhland, Ludwig, Gedichte, 11te Aufl., m. d. Bildniß des Verf. 8. Velinp. broch. Rthlr. 2. 12 gr. — fl. 3. 36 kr.

Uhland und Rückert, von G. **Pfizer**. 12 gr. — 45 kr.

Wagner, C., Isidora, ein Roman in drei Büchern. 12 gr. — 48 kr.

— — Ferdinand Miller. Ein Roman. 8 gr. — 36 kr.

— — Reisen aus der Fremde in die Heimath. 18 gr. — fl. 1. 12 kr.

Wessenberg, J. H. von, sämmtliche Dichtungen. 16—36 Bdchn. 12. br. Sbsc. P. Rthlr. 2. 12 gr. — fl. 3. 36 kr.

— Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in 7 Gesängen. 8. Rthlr. 1. 12 gr. — fl. 2. 24 kr.

Wieland, C. M., Menander und Glycerion. 12 gr. — 54 kr.

— — Krates und Hipparchia, ein Seitenstück zum Menander und Glycerion. 14 gr. — 54 kr.

Wolff, Dr. O. L. B., Sammlung histor. Volkslieder der Deutschen. gr. 8. Rthlr. 2. 20 gr. — fl. 4. 48 kr.

Zedlitz, J. Ch. Frhr. von, Gedichte. 8. Rthlr. 2. — fl. 3.

— — dramat. Werke 1r—4r Thl. 8. broch. Rthlr. 6. 8 gr. fl. 10. — Einzeln: 1r Thl. Velinp. Rthlr. 1. fl. 1. 36 kr. — 2r Thl. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 42 kr. — 3r Thl. Rthl. 2. fl. 3. — 4r Thl. Rthlr. 1. 16 gr. fl. 2. 42 kr.

Aus dem Leben.

Erſter Theil.

Aus dem Leben.

Von

H. Koenig.

Erster Theil.

Stuttgart.

Verlag der J. F. Gau'schen Buchhandlung.

1840.

BIBLIOTECA

Druck von K. K. Hornig und Comp.

Freundlichen Lesern

übergebe ich hiermit eine von dem Verleger hübsch ausgestattete Sammlung derjenigen meiner zerstreuten kleinern Arbeiten, die sich unter dem vorgesetzten Titel zu einem Ganzen haben verbinden lassen. Sie enthalten nämlich Erlebnisse mit eingestreuten Betrachtungen, Angeschautes, dem sich etwas Beschauliches anschmiegt. —

Ich weiß, daß man solche Sammlungen des schon sonst Mitgetheilten, auch wenn es seiner Zeit Beifall gefunden hat, nicht immer sehr gewogen aufnimmt; doch ist es vielleicht mehr die Kritik, die damit unzufrieden ist, als das Publikum. Jene liest oder durch-

blättert wenigstens Alles, ihr ist Alles bekannt: das Publikum aber theilt sich nach Geschmack und Interesse in die verschiednen Zeitschriften, und kennt daher auch wohl nur theilweise die hier gesammelten Arbeiten; so daß dem Einen dieß, dem Andern Jenes ganz neu sein mag. Ja, es gibt zahlreiche Leser, die gar keine Zeitschriften der Art an sich kommen lassen, und denen mithin alle Aufsätze, die jetzt als ein Buch erscheinen, zum ersten Mal vorkommen. Bloß wieder abgedruckt ist überhaupt keiner derselben: alle sind vorher noch einmal überarbeitet worden, sei es zum Besten der Gedanken, oder auch nur des Styls. — Wirklich Erlebtes, wenn nur die Darstellung nicht mißlungen ist, behält auch immer einen lebendigen Reiz; dabei sagt es uns Deutschen zu, das Erlebte mit Reflexion zu durchflechten. So bekränzen wir gern oder schmücken, was uns begegnet, oder was wir verlassen.

Eine scherzhafte Erzählung, die sich in der Sammlung findet, wird vielleicht Mißfallen erregen, und zwar nicht bloß bei denen, die von alten Vorurtheilen lebend, immer die Alten bleiben, sondern auch bei solchen, die den ästhetischen Frieden lieben. Dennoch habe ich den „segenreichen Bildstock" nicht weglassen mögen. Zarte Gemüther warne ich vor demselben; kräftige Herzen mögen es mit mir versuchen, sich über niederschlagende Verstimmungen unserer Zeit durch einen kecken Schwank hinaus zu setzen.

Ich bezeichne mit dieser Sammlung zugleich einen Abschnitt meines Lebens, — die nicht ganz freiwillige Rückkehr in meine Geburtsstadt. Beginnt diese Sammlung doch mit Erinnerungen aus meiner Kindheit. Bei solchen Abschnitten summirt man ja die einzelnen Posten einer besondern Lebens-Rubrik. Auch blickt man nach einer solchen Sammlung selbst gesammelter vorwärts,

und tritt gefaßter Allem entgegen, was kommen mag, und was mir — nach einem alten und durch Erfahrung bewährten Vertrauen — jederzeit nur zum Besten gereichen soll.

Fulda, Mitte Juni 1840.

H. Koenig.

I.

Excommunication.

Ein Blick aus dem Leben in die Zeit.

Wenn man ein abgetragenes Stück Menſchenleben ausfäſelt, ſo bemerkt man nicht ohne Intereſſe, daß auch das einfachſte, zurückgezogenſte Leben wenigſtens mit ſeinen Hauptfäden, zum Beiſpiel mit dem Faden des Glaubens, an die großen Fragen und Räthſel der Zeit angeknüpft iſt. Dann nimmt man aber auch wahr, daß der Menſchengeiſt an ſolchem einzelnen Lebensfaden dieſelbe wunderliche Dialektik übt, die er auch im Gewebe der Geſchichte offenbart; indem er oft genug den Widerſpruch und das Gegentheil von dem

entwickelt, was ſich aus den äußern Lagen und innern Zuſtänden, hier eines Einzelmenſchen wie dort eines Zeitalters, erwarten ließ. — Zu ſolcher Betrachtung kam ich, wenn ich aus der Geſchichte der Entwicklung des Chriſtenthums nach der kleinen Parallele meines eigenen religiöſen Lebens herüberſah. —

Meine frühſten Erinnerungen dämmern in einer ſtillen, reinkatholiſchen Stadt, dem Sitze eines gefürſteten Biſchofs. Meine Seele erwachte am Geläute der Glocken, die von der Mette der Nonnen, Morgens vier Uhr, bis zum Ave Maria der Abenddämmerung alle Bewegungen des Tages begleiteten. Es gab in Fulda kein öffentliches Leben, als wozu die Glocken gingen. Die Glockenſeile ſind die Nerven des gutkatholiſchen Lebens. Aus den kleinen Fenſtern unſerer Wohnung ſah ich an den Hintergebäuden eines Fräuleinconvents hinauf. Aus dieſen Thüren kamen die Laienſchweſtern mit den weißen Schleiern, die Kloſterfrauen mit den ſchwarzen paarweiſe hervor; wenn

ſie nach ihren Gärten und Feldern vor dem nahen Thore gingen. Sie nickten meiner Mutter, die am Fenſter nähte, lächelten mir zu, und wenn ich eine Patſchhand gab, ſchenkten ſie mir eine Roſe. Blieb einmal einer Arbeit halber das Thor offen: ſo lief ich mit Herzklopfen durch die Halle, und blickte in den Hausgarten, wo die jungen ſchönen Mädchen wandelten, die von vornehmen Familien zur Erziehung in das Fräuleinſtift gegeben waren.

Trieben wir heranwachſende Buben uns die Gaſſe etwas weiter hinauf, ſo kamen wir an die noch höhern, dunkeln Gebäude eines Seminars. Es war das ehemalige Jeſuiten-Collegium. Aus den kleinen Gitterfenſtern ſahen zuweilen jene blaſſen Geſichter herab, die wir von den hohen Feſttagen her kannten, an denen ſie in prachtvollen Gewändern den Altar und die Meſſe in der Stadtkirche bedienten. Noch eine Strecke weiter, am Ende der Gaſſe, war ein eigentliches Nonnenkloſter nach ſtrenger Regel. Hier

hörten wir die Schweſtern lateiniſche Pſalmen ſingen.

Oft, beſonders auf ihren „Terminen“ oder Bettelgängen, kamen durch unſere ſtille Gaſſe auch Franziskaner und Kapuziner, die vor entgegengeſetzten Thoren ihre Klöſter hatten; ſeltener ſah man Benedictiner aus ihrem Convent am entlegenen Dome vorüberkommen. Aber ein Weltereigniß war es, wenn einmal der Fürſt-Biſchof in ſchwarzer, weltlicher Tracht vorüber ritt. Die Nachbarn ſtürzten vor die Thüren mit entblößten Häuptern; halb knieend bückten ſie ſich, während der Fürſt mit rothem Angeſicht, funkelnden Augen und einer ſchmalen langen Naſe vom Rappen nickte. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel geſehen, dem die prächtigen Schuhe angemeſſen waren, die zuweilen unter dem Fenſter unſeres Nachbars Hofſchuhmachers zu öffentlichem Beſtaunen ausſtanden, — von weißem Atlas mit goldner Stickerei. So trug ſie der Hochwürdigſte an hohen Feſten, wenn er im Dom die Meſſe las.

Wie könnte ich das Gefühl der andächtigen Ehrfurcht beſchreiben, mit der wir frommen dürftigen Bürgerskinder nach dieſem Manne blickten? Wir Kinder wenigſtens wußten nichts von dem Prälatenleben jener Zeit, nichts von Allem, was in den hohen geiſtlichen Sphären ſich Menſchliches zutrug. Wir ſahen den Mann nur an den großen Feſttagen, wenn er in goldnen Gewändern ſegnete, oder an Tagen herrlichen Sonnenſcheins, wenn er gnädig-blickend vorüber ritt. Daß er einen Magen und Bedürfniſſe um denſelben habe, wäre uns nicht im Traum eingefallen. Wir wußten nur, daß er mit der Rechten herrſche und ſegne, mit der Linken aber in die Ewigkeit reiche, um der Gottheit unmittelbar unſer Anliegen zu übergeben. Ja unmittelbar! Eines Abends verbreitete ſich der Schreck durch die Stadt, es brenne im Schloß, und eine Pulverkammer ſey in der Nähe des Feuers; dennoch wolle der Fürſt ſein Kabinet nicht verlaſſen, und weiche und wanke nicht. Die Nachbarſchaft bebte und betete. Endlich

war die Gefahr vorüber. Man athmete auf, und meine Mutter ſagte mir mit dem heitern Geſichte, das ihr in jungen Jahren eigen war: Freilich hat der gnädigſte Biſchof ſein Zimmer nicht verlaſſen wollen: wie ja der Mann mit unſerm Herrgott ſteht, wußte er wohl, daß ihm nichts Arges widerfahren ſollte. — Dieſe Aeußerung iſt mir aus tiefſter Kindheit unvergeßlich geblieben. Wie könnte ich jetzt aber in Worte faſſen, was ich damals mit andächtigem Schauer fühlte: — wie nämlich ein regierender Biſchof mit der Gottheit auf vertraulichem Fuße ſtehe? Erſt nach dem Tode dieſes ſpäter entthronten hohen Prieſters hörte ich, er ſey ſtets ein ſehr ſtarrſinniger Mann geweſen. So hatte man denn in den höhern Ständen daſſelbe Ereigniß aus dem Eigenſinne des Mannes erklärt, welches wir in unſerer Hütte mit ſo erhabener Poeſie betrachtet hatten. Mit ſolchen Augen ſah ich den hohen Mann unter ſeinem rothen Thron vor dem Hochaltare im Dome, wenn er angekleidet ward, um die feſtliche Meſſe zu leſen und zu ſingen.

Hier stehe ich nun an der höchsten Entfaltung unseres damaligen fuldaer Lebens. Es waren die hohen Feste des katholischen Jahrs, die sich regelmäßig in farbiger Pracht und mit dem Dufte der Andacht erneuerten. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer in seiner leichten Livrée mit dem Stabe aus dem Schloßhofe kommen. Hinter ihm folgt das geschmückte Sechsgespann, das im „goldenen" Wagen den Fürstbischof hinab nach dem Dom fährt. Heiducken gehen zu beiden Seiten; Leibhusaren folgen zu Fuße, mit großen Bärenmützen, aus denen rothe Säcke hangen, den pelzverbrämten Dolman auf der linken Schulter; die lederne Tasche hüpft an langen Riemen um die Sporen der gelbledernen Stiefel, und der Karabiner ruht im rechten Arm. In zwei Reihen stellen sie sich unter dem herabfallenden Lichte der Kuppel zwischen dem Altare und den Bänken des Volkes auf. — Die Orgel schweigt, die Sänger und die Geigen verstummen; eine heilige Stille athmet den Worten des hohen Priesters entgegen,

die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln; die Hostie wird gehoben, die Schellen erklingen, die Husaren stürzen auf Kommandowort mit den Karabinern auf den dröhnenden Boden kniend, die rechte Hand unter der Mütze ausgebreitet, als wollten sie das irdische Auge vor den Strahlen der herabgestiegenen Gottheit schirmen. Draußen fallen Kanonenschüsse, und die Gemeinde stimmt ein: Heilig, heilig ist der Herr! an. — Bald öffnet sich der Dom; der weite Platz ist von wimmelnden Menschen chaotisch bewegt, die sich langsam um die verschiedenen Fahnen sammeln. Die Schuljugend, die Zünfte, die Studenten, die geistlichen Orden finden sich zusammen. Die mit geistreichem Grase und Blumen geschmückten Fackeln entzünden sich. An dieß lange bunte Band von Menschen knüpft sich der purpurne Tragbimmel, unter welchem der Bischof im schweren gestickten, von Diakonen an den Zipfeln gehaltenen Mantel das Allerheiligste trägt, — von dienenden Priestern in Prachtgewändern umgeben,

von Husaren und Hellebardisten umschirmt, von hohen und niedern Beamten in bunten Amtskleidern gefolgt. Ein unzähliges Volk schließt sich paarweise als zweites, dunkles Band an. Da und dort in der Prozession qualmt ein dumpfer Gesang, bis er in allgemeiner Melodie lodert. So ziehen sie nach den geschmückten Altären durch die Straßen der Stadt; die Kanonen donnern, die Kompagnien geben Gewehrsalven. —

Ich rede vom Frohnleichnamfeste, zu welchem die katholische Kirche ihre höchste Pracht aufwendet. Wenn die Gottheit selbst sich einkörpert und naturalisirt, dann feiert die Natur ein Ehrenfest. Das wirkliche Auftreten eines Gottes würde selbst den Stein zur Blüthe anfachen; da jedoch das Dogma so allmächtig nicht ist: so wählt es wenigstens die herrlichste Zeit des Jahres, um sich zu verherrlichen, und ein lebendiger Glaube nimmt, als frommer Träumer, die Wahl für die Wirkung. Ueber hingestreute, eyserwelkende Blumen wandelt bei uns die Gottheit in Brotgestalt. Der

Gott der Christen ist ein nährender Gott. In Indien werfen die Gläubigen sich selbst unter das schwer dahin rollende Bild ihres Gottes Juggernaut, und welken zerdrückt mit ihrem Leben hin. Doch wer kann sagen, wie tief die übersinnlichen Sturmschauer der Andacht die Stürme des menschlichen Blutes aufregen? Auch in Fulda ging kein hohes Fest vorüber, an welchem nicht die heimkehrenden Bauern in blutige Schlägereien gerathen wären. —

Jenem sonnenhellen Sommerfeste stelle ich das trauliche Christfest gegenüber. Nicht wie in vielen protestantischen Städten war es ein Fest für Kinder: diesen hatte schon, einige Wochen früher, der heilige Nikolaus beschert. Am Christabende blieb Alles wach; Freunde und Verwandte versammelten sich nach Uebereinkunft. — Wie die reichen und vornehmen Familien bei Mahlzeiten, Spiel und heißen Getränken zubrachten, weiß ich nicht; in unserm engen Stübchen waren wir bei frischem Kuchen, Kaffee und Rosen

nicht weniger froh. Von elf Uhr an' ging das Wechselläuten in den Pfarrkirchen, und bald wurde es auf den Straßen lebendig. Anstalten zur Straßenbeleuchtung gab es damals in Fulda noch nicht; man ging mit Handlaternen zur Kirche. Nur Reden und Lachen der Menschen, aber keine Schritte wurden vernommen; denn ein tiefer Schnee rieselte vom schwarzen Nachthimmel. Aus dieser Nacht trat man in die tausendfach erhellte Kirche. Denn nicht nur die Kerzen der Altäre brannten, auch die Knieenden hatten neben ihren Gebetbüchern Wachsstöcke angezündet. Musik, Gesang, laute Gebete des Priesters, wie oft man sie auch gehört hatte, weckten in ungewohnter Umgebung der Mitternacht einen frischen Schwung der Seele. Die um den Altar wandelnden Gestalten hatten in dieser Stunde etwas Geisterhaftes, und selbst die hohen Fenster, durch die sonst unter dem Hochamte der Tag herein schien, sahen jetzt schwarz herab. —

Doch solch eine nächtliche Feier konnte nicht

ohne Kobolde bleiben. Nicht alle Herzen dieſes Gewühls und Gedränges waren, wie mein unbewußtes Knabenherz, nach dem Hochaltar gerichtet, und von der Feier bewegt. Aber was wußte ich von dem wilden Drange der Geſchlechtsneigung, von dem Taumel üppiger Mahlzeiten und heißen Getränke, was von Allem, wozu die heilige Nacht ihren Schleier — nicht lieh, aber überließ! Höchſtens verſtand ich etwas von den kleinen Ausgelaſſenheiten. Studenten hatten während der Chriſtmette Dinte in die Weihwaſſerkeſſel gegoſſen. Die Frommen, die niemals, ohne in den Napf zu greifen und ein Kreuz ſchlagend ihr Geſicht zu beſprengen, die Kirche verlaſſen, kamen ſchwarz betupft nach Hauſe, und glaubten im Schreck ein Spiel des böſen Feindes an ſich zu finden. Andre Muthwillige hatten im Gedräng des Ausgangs dieſe und jene Andächtigen — in der Kirche nur durch den Faden gemeinſamen Gebetes vereint — nun auch eiligſt mit Zwirn zuſammen gehefftet. Draußen zerrten die Verbundenen nach verſchiedenen

Gassen auseinander, und konnten, von den Freiwandelnden hin und her gestoßen, nur mühsam, unter vorgehaltener Laterne, mit beigebrachtem Messer von einander getrennt werden. Zu ihren Schimpfreden schlug aus dunkler Kirchenecke das Hohnlachen der Uebelthäter auf.

In diesen Tagen war auch bei den Kapuzinern das Krippchen in einer Seitenkapelle der Klosterkirche aufgeschlagen. Ein mannshohes Gerüst, gleich dem altenglischen Theater mehr in die Breite als in die Tiefe gebaut, trat dem betenden Publikum mit schmalem Vordergrund entgegen, und führte an der Hinterwand nach beiden Seiten hin bemalte Felsen und Felsenpfade mit Geländerchen empor. Hier wurden die heiligen Geschichten der Geburt des Jesukindes mit halblebensgroßen Figuren dargestellt. Zuerst hatten die Hirten ihre Lämmer auf dem reichlich gestreuten Moose in die Nähe des Ställchens getrieben, um theils stehend, theils kniend anzubeten. Wir sahen das nackte Kindlein in der Krippe liegen, vom Ochsenlein

und vom Eselein warm angehaucht. Die verst
digen Thiere rührten uns: denn wir hörten ja
den Kapuzinern, daß bei der Geburt Jesu a
zu Bethlehem eine so grimmige Kälte gewesen
als wir eben selbst empfanden. — Zu Neuj
verwandelte sich das Ställchen in einen Temp
Maria und Joseph hatten bessere Kleider angele
Das Ochselein war nicht mitgekommen; aber d
hohe Priester stand in einer Hörnermütze zur B
schneidung da. — Während dessen sah man sch
von den fernen Bergpfaden herab die heiligen d
Könige zu Pferd mit Kameelen und Mohre
täglich etwas näher gerückt, herbei kommen. En
lich waren sie angelangt, und überreichten ih
reichen Gaben. Solchen hohen Besuch wußten d
staunenden Eltern auch zu schätzen: der Nährvat
Joseph hatte sein Hütchen unter den Arm genom
men, und Maria, die Mutter war aufgestanden
und zeigte mit Reverenz ihr göttliches Kind. M
dicken Strahlen aus Pappendeckel hielt der Stern
welcher die Könige führte, über dem Strohdach

des Ställchens. — Plötzlich aber waren die hohen Herrschaften aufgebrochen, und zogen jetzt links den Berg hinauf dem Sterne nach, der — wie wir hörten — den spitzbübischen Herodes hinter's Licht führen wollte. — Nun stand uns das nächste Mal der betrübte letzte Akt vor, wie nämlich des gottlosen Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kinder mordeten. Es war sehr ergreifend dargestellt. — Glücklicher Weise hatte das mitaufgesuchte Jesuskind im Schooße seiner reitenden Mutter schon die ferne Höhe erreicht, und das von Joseph geführte Eselein sah sich deßhalb auch recht pfiffig um. Wir Knaben liebäugelten mit ihm. — Das waren Jubeltage für die Nachbarskinder! Ein andres Theater gab es damals in Fulda noch nicht. Und es war frei; nur die Mutter legten nach Belieben einige Heller in die Opferbüchse. Aber auch von diesem heiligen Gebiete blieb der Muthwille nicht weg; und wenigstens war den im Vordergrund erreichbaren Schäfern ein Knöchlein, ein Brodkrüstchen in das

Kränzchen gesteckt, oder sonst ein Spaß an den hölzernen Schauspielern ausgelassen. — Genug, der Knabe fand hinter allem Heiligen einen einschleichenden Hohn, und kränkte sich darüber ohne Ahnung eines möglichen Zwiespaltes und Widerspruches in seinem eignen Herzen.

Dieß war die Sommer- und Winter-Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens in Fulda, in der meine Kindheit athmete. Das Bisthum war ein stiller Pferch, zwischen dem Rhöngebirge, dem Vogelsberg und dem Thüringer Walde auf magerem Boden aufgeschlagen. Gewiß fielen manche Luftstöße aus der Welt jenseit unserer Buchenwälder herüber, und bestrichen die höhern Stellungen des fuldaer Lebens: aber sie wehten über und neben der Hütte hin, die meine Mutter mit der Familie ihres Bruders bewohnte. Nur der Heldenname aus einem Weltmährchen klang in unsere Stube hinein: — General Buonaparte.

Das häusliche Leben in Fulda war nicht weniger, als das öffentliche, nach dem Compaß

der Andacht gerichtet. Für mich kamen noch besondere fromme Umstände dazu. Jener Oheim, dessen ich eben gedachte, war einst Gärtner bei den Kapuzinern und nahe daran gewesen, sogar Laienbruder des Klosters zu werden. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke hielt sich noch die Klosterluft. Alle seine Erzählungen, seine Anekdoten und Scherzreden waren von den Sandalen der frommen Väter breit getreten, aus ihren fünf Kapuzen gesammelt, von ihren Bärten erübrigt. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemanden bezweifelt, bewiesen sich ausdrücklich und mit Stolz auf den Mund irgend eines Paters als Gewährsmannes. Er war ein kleiner Mann, eng und eifrig in seinem Gewerb, wie in seinem Glauben. Ueber die Tonsur eines Kapuziners ging ihm nichts in der Welt als etwa der blaue Himmel. Heitrer und schwärmerischer war meine Mutter, blond und von gutem Aussehen, nur dann und wann schwermüthig, wenn sie an die Zukunft ihres Knaben

dachte. Denn die nähende Hand ist eben keine reichlich nährende; die stickende, steppende Nadel baut eine magre Steppe an. Ich freute mich immer heimlich, wenn sie manchmal aus eignem Antrieb ein Lied vor sich hinsang, und ihren Legenden hörte ich mit Andacht zu. Mährchen erzählte sie nicht, und niemals habe ich mir viel aus Mährchen gemacht. Besonders gern erzählte sie vom Kleide Jesu, das, von dessen Mutter gewirkt, wunderbarer Weise unversehrt mit dem Kinde zum Manne aufgewachsen, und noch bei der Kreuzigung wie neu den Kriegsknechten zugefallen sei. Wenn meine Mutter so hätte wirken können! Mit einer gewissen Schlauheit wußte sie, was ich nicht gern that, als etwas darzustellen, was das Christuskind auf seiner Mutter Geheiß immer frisch und fröhlich verrichtet habe. So hätte es besonders gern auch seiner Mutter Nähereien den Leuten zugetragen, für welche sie gemacht worden. Ihre größte Angst um mich war gegen das Lügen gerichtet. In lebhafter Einbil-

dungskraft ſpann ſie ſelbſt aus irgend einer Knabenlüge die Fäden aus, die der böſe Zufall verwirren und zu einem Galgenſtricke zuſammendrehen könnte. Dann ergriff ſie mich wohl mit Weinen, und beſchwor mich, ſtets wahr zu ſein. — Dieß iſt die umfaſſendſte und welttiefſte Lehre, die ich damals erhalten habe. Ein unzerreißbares Kleid hat mir die Mutter nicht ſchaffen können, wohl aber das Unterfutter jener ſtarren Wahrheitsliebe, die wie geſteiftes Leinen, — oft genug unbequem für mich und grob für Andere — in allen wechſelnden Lebensgewändern ausgehalten hat.

Im Uebrigen verſchwiſterten ſich, wie es überall geſchieht, mit den engen Anſichten meiner Verwandten die ängſtlichſten Uebungen nach kirchlicher Vorſchrift. Die Faſttage wurden nie übertreten, die Gebete und Sprüche bei den Stundenzeichen der Glocke niemals vergeſſen. Der Glaube an die Wirkſamkeit der Amulette und Weihungen war unerſchütterlich. Wie manches Jahr habe ich nicht am letzten April Abends das friſche

Weihwasser aus der Pfarrkirche geholt, mit welchem vor der Nacht des ersten Mai, zur Abhaltung der nach dem Blocksberge schwärmenden Hexen und bösen Geister, alle Thüren besprengt wurden. Da diese gottlosen Wesen bei der Heimkehr von ihrer lüsternen Versammlung besonders gern auch die strotzenden Euter des Milchviehs betasten: so bekam auch unser Ziegenställchen seine Weihtropfen und Kreidenkreuze. Daher erlebten wir es auch nicht, daß die liebe Geis am ersten Maimorgen das frische Futter verschmäht, oder ein welkes Euter gehabt hätte und erkrankt wäre.

Das Alles machte der Knabe mit wie ein Alter. Und es ist mir zum Guten ausgeschlagen. Nie bekam ich Halsweh, da mir stets auf Blasiusfest die geweihten Kerzen umgelegt wurden; die fallende Krankheit und Krämpfe blieben fern; denn auf Valentinstag hatte sich meine gläubige Stirne unter die Kapsel gebeugt, die des Heiligen Gebein enthielt; ja, noch bis in die späteren Jahre hat mir die längst vernachläßigte heilige Apollonia

die frühere Andacht nicht vergessen, und meine Zahnlade vor Schmerz bewahrt. Selbst eine gewisse Bescheidenheit, die ich oft verwünscht habe, sitzt mir noch heute von jenen Aschermittwochen her zwischen den Augenbraunen, da meine Stirne so oft von Priesterhand mit Asche und den Worten bekreuzt wurde: Memento homo quia pulvis es! —

Mit solchen häuslichen Lehren, Uebungen und Gewöhnungen kam der Knabe in die Stadtschule, und da es ihm bei angeübter Aengstlichkeit und Pünktlichkeit nicht an Fassungsgabe fehlte, so wurde er bald den belobtesten Schülern beigezählt. Wie sehr sogar unser kindliches Spielen — da die fromme Stadt kein Schauspiel, keine Gaukler und keine Nachahmungweckende Künste duldete — sich in religiöse Gebiete verlief, und selbst in die höchsten Mysterien sich verstieg, mag folgender kindische Vorfall zeigen.

Wir waren schon in dem Alter, da die Knaben eine gewisse dunkle Zärtlichkeit für die hübscheren

unter den kleinen Mädchen empfinden. Im Hofe meines Oheims ward jenes am letzten April geweihte Ziegenställchen mit einem offenen Raume unter dem schiefen Dache für uns zu einem Theater. Dieß Bödchen wandelten wir nämlich mittelst des Zaubers kindischer Phantasie in den Himmel um, in welchem ich mit zwei andern Knaben die Dreifaltigkeit darzustellen uns vermaßen. Ein reinlich Nachbarmädchen wurde als Maria zwischen uns erhoben, und wirklich waren wir drei in Neigung und Eifersucht für sie — Eins. Ich, als vermuthlich der am Finstersten Aussehende, stellte den Vater vor, und sann nun darauf, mich bei unserer Maria in das größte Ansehen zu setzen, zugleich aber auch meine beiden Nebenbubler los zu werden. Hierzu gab mir der Katechismus das Mittel an die Hand. Wozu hatte ich ihn auch so gut auswendig gelernt? Wenn ein Dogma nicht zu begreifen ist, so kann es wenigstens doch zu benutzen sein. Im hintern Hofe waren nämlich drei Höhlen aus Reisigwellen erbaut, um

Himmel, Hölle und Fegefeuer vorzustellen. Die Mitgespielen waren ganz nach unserer Gnadenwahl in diese Plätze vertheilt. Während nun die Seligen sich in Jauchzen und Jubel genug thaten, ließen es die Verdammten, die darin eine Schadenfreude sahen, an überbietendem Heulen und Zähneklappern nicht fehlen. Während dessen erhoben die in der dritten Höhle stumm die Hände um Erlösung. Diese zu bewirken, sandte ich nun den Sohn vom Ställchen hinab. Zugleich erinnerte ich aber auch an jene Lehre unseres Katechismus, nach welcher der Geist vom Vater und Sohn ausgehe. So bestimmte ich denn auch den andern Nebenbuhler, sich zu erheben und mit flügelartig ausgebreiteten Armen auf ein Weilchen auszufliegen. — Nun allein Herr in unserm Himmel rückte ich der freundlichen Maria etwas näher, und da auch sie unglücklicher Weise sich ein wenig breiter setzen wollte, rutschte das glatte Büschel Stroh unseres himmlischen Thrones; sie glitt hinab in den Hof, und ich blieb auf den Dielen

des Ställchens ſitzen. Das Wehgeſchrei der Gefallenen brachte Himmel, Hölle und Fegefeuer in Aufruhr. Alle verſammelten ſich um ſie her, die ſich endlich erhob und mit einer Quetſchung am Beine nach Haus hinkte. Ueber uns Andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unſer frevelhaftes Spiel. Mit Angſt und Reue verloren wir uns aus einander. —

Etwas mehr herangewachſen, fand ich auch ſchon ein kirchliches Amt. Die Nonnen, — wie kurz weg die Stiftsfräulein unſerer Nachbarſchaft hießen — waren eines neuen Meßdieners für ihre Hauskapelle bedürftig geworden, und fanden mich — den blöden, daß hieß gutgearteten Buben um ſo paſſender für dieſen Dienſt, als ich gerade nahe genug wohnte, um beim Zeichen des Glöckchens, wenn der Meßprieſter im Convent ankam, ſchnell zur Hand zu ſein. Dieſer Meßner war ein Franziskaner vom Frauenberge vor der Stadt, — von den Nachbarn nur der „Nonnen-Pater" genannt. Naiver war die Bezeichnung eines

Bauernknaben, der bei Gelegenheit eines großen Feſtes mit ſeinem Vater zum erſten Mal aus dem Gebirge zur Stadt gekommen, mehre Kloſterfrauen mit ihrem braunen Mönche über die Straße gehen ſah und anſtaunte. — Das ſind Nonnen, Peterchen! ſagte der Vater. — Und der braune Mann? fragte der Bube. Nicht wahr, Vater, das iſt der „Nonnerich?“

Und ſo
trat ich als Miniſtrant
dem Prieſter zum Altar voran,
das Meßbuch in der Hand.
Und kniete rechts und kniete links,
und war gewärtig jedes Winks.

Ich wüßte nicht zu ſagen, worin mir dieſer fromme Dienſt eben ſo förderlich geweſen wäre, als er mir etwa eine Zeit lang angenehm war. Es müßte denn ſein, daß der frühe Blick und Aufenthalt hinter den Couliſſen der Andacht mich auch früher gegen das einnehmende Schaugepränge

des Altars verſtimmt, und die Nebel des Weihrauchs vor meiner Vernunft zerſtreut hätte. Anfangs aber gewährte mir das Meßdienen eine große Befriedigung. Eine kindiſche, aus geſundem Blut hervorgehende Unruhe konnte ſich nun an heiligen Dingen auslaſſen, — ein leichtes Leiſten, an welches ſich ein frommes Dünkelchen anknüpfte. Es blieb auch nicht bei der Kapelle der Stiftfrauen: ich trieb mich gar bald nach den Sakriſteien anderer Kirchen und am liebſten bei den Kapuzinern umher. Die dämmerigen Kloſtergänge, in denen man kaum über den Thüren der Zellen den Namen ihrer Bewohner zu leſen vermochte: — der myſteriöſe Geruch, der ſich hier von der Kirche und der Küche her, zwiſchen welchen ja das Kapuzinerthum wohnt, aus Weihrauch und Sauerkraut miſchte; Tonſur und Bärte der Väter, ja wohl auch der Blick durch die Gitterfenſter der Gänge in den Kloſtergarten, auf die mit Ranunkeln und Buchs eingefaßten kleinen Beete, und was noch Alles zogen den Knaben an, regten

ſeine Phantaſie auf, ſtimmten ſein Herz. Ich gefiel mir, recht klöſterlich, in einem frommen Müßiggang, der um ſo verlockender war, als wir Meßbuben, wenn wir hungrig wurden, auch zu eſſen bekamen. Selbſt ein kindiſcher Erwerb kam hinzu, da wir von den Mönchen ein Bildchen, von den Weltgeiſtlichen einen Kreuzer nach jeder Meſſe zu erwarten hatten. Wie ſehr wir auf dieſen Lohn ſahen, erinnere ich mich noch ſehr genau. Ein finſterer, haſtiger Kapuziner, Pater Borgias, pflegte nämlich niemals etwas zu ſchenken, weßhalb wir uns immer vor ihm zu verſtecken ſuchten. Einmal erwiſchte er aber mich Entwiſchenden beim Kragen, und nöthigte mich zum Dienſte. Dieß wurmte mir während der ganzen Meſſe, da zumal die glücklichen Andern mich hinter den Gitterfenſtern mit Geberden aushöhnten. Meine auswendig gelernten lateiniſchen Gebetsantworte wurden ſehr unwillig abgemurrt, — das Amen und das Et cum spiritu tuo. Vollends unwahr war es, wenn ich auf des Paters: Sursum corda!

antwortete: Habemus ad dominum. Denn ich dachte nur, daß ich wieder nichts bekommen würde. Und als der Pater nach Ablegung der Meßgewänder wirklich ohne die Spende eines Bildchens wegging, rief ich ihm in halblautem, verzagtem Aerger nach: Ich will nur erleben, wann der Pater Vergias einmal Pater Bezahlas heißen wird! — Die Buben lachten, und ich war durch mich selbst zufrieden gestellt. —

Die gewonnenen Meßkreuzer wurden, wie andre freundliche Geschenke, ehrlich nach Hause geliefert. Bei dem großen Werth und Gewicht, die in unserer Hütte auf die kleinsten Münzen gelegt wurden, fehlte mir die Knaben-Genialität, solche zu vernaschen. Auch mochte ich fühlen, daß ich unter den vielen kleinen Sorgen meiner Mutter doch ihre größte war. Denn schon bekümmerte sie sich sehr darum, was einst aus mir werden sollte. Am leichtesten glaubte sie es zu bestreiten, wenn ich Schneider würde. Die Nadel war ihr heilig, und ein Schneider — berechnete sie —

brauche bei künftiger Einrichtung eben kein theures Werkgeräth. Auch war uns die Ziege längſt ein befreundetes Thier, und der Ziegenbock mithin kein ganz fremder Patron. Bald aber brachte ein Lehrer der Bürgerſchule meine Mutter auf andere Gedanken. Jener meinte nämlich, bei meinen guten Gaben müſſe ich ſtudiren. Dieß ſchien uns Allen noch leichter und wohlfeiler, als das Schneiderwerden.

Das Studiren war in Fulda unter der biſchöflichen Regierung ſehr erleichtert. Die geiſtlichen Lehrer ſtanden auf geiſtlichen Pfründen; es wurde daher nur ein mäßiges Schulgeld von den Studirenden verlangt, und begabte Söhne vermögenloſer Eltern wurden ganz frei aufgenommen, ja ſie erhielten noch aus Stiftungen mancherlei Forthülfe an Geld und Büchern. Die verſchiednen Klöſter gaben Freitiſche. In den höhern Klaſſen des Gymnaſiums erübrigte der arme Student ein paar Stunden des Tages, um in wohlhabenden Häuſern als „Präceptor" Privat-Unterricht zu geben. Auch der Beſuch einer Univerſität machte

ihm keine Sorgen: Fulda hatte damals noch was man eine Univerſität nannte, und was in Ermanglung des Beſſern für gut galt. Ohnehin ergriff der arme Student in der Regel die dargebotne Hand der Theologie; weil auf den ſchmalen und gewundnen Wegen zu den einfachen Staatsämtern die Söhne guter Familien ſchwer zu überholen waren; wenn man nicht etwa die Hand einer Tochter derſelben Familien erreichen konnte. Wenn nun auch die katholiſche Kirche bei ihrer Begünſtigung armer Studenten vielleicht ihr großes Bedürfniß an niederer Prieſterſchaft im Auge hatte: ſo muß ihr doch nachgerühmt werden, daß ſie dabei die Freiherrlichkeit der Naturgaben geachtet, und kein Privilegium der Vornehmen und Reichen auf eine geiſtes- und gemüthsſtarke Nachkommenſchaft anerkannt hat. Wie viel Söhne niedriger Eltern ſind nicht zu den höchſten Kirchenwürden, ja ſelbſt zum heiligen Stuhl aufgeſtiegen? Die Abfälle einer Wirthſchaft düngen die kommenden Ernten: ſo haben auch die niederen, kummerfeuchten,

moderhaltigen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft die kräftigsten Charakterstämme, die fruchtbarsten Köpfe hervorgebracht. —

Auf jenen Wink des wohlmeinenden Lehrers wurde ein wohlfeil docirender Student angenommen, mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Von jetzt an waren die Bücher für meine Mutter ein Schreck; nicht ihres Inhalts — sondern des Ladenpreises wegen. Noch fühle ich die brennende Verlegenheit, als mein Oheim mich, den keimenden Studenten, einem ihm bekannten gelehrten Pater Kapuziner vorstellte mit der bittenden Frage, ob er mir nicht einen entbehrlichen „Bayer" überlassen könne. Man nannte so das gewöhnliche lateinische Wörterbuch nach dem Namen des Herausgebers.

Ich war schon zwölf Jahre vorüber, als ich in die Vorbereitungsklasse des Gymnasiums aufgenommen wurde. Nach einem Jahre erhielt ich den Studentenmantel, den der Gymnasiast durch vier Klassen zu tragen hatte. Das Gymnasium

ſtand noch auf dem alten jeſuitiſchen Fuße. Religions-Unterricht und kirchliche Uebungen nahmen viel Zeit weg. Zwar den Wechſelgeſang der lateiniſchen Pſalmen machte ich Sonn- und Feiertags nach Mittag gern mit; auch unter der Frühmeſſe ließ manches in naivem Kirchenlatein gereimte Lied ſich friſch wegſingen: nur das Beichten fing an, mir läſtig zu werden. Obſchon es mir ſeit meinem ſiebenten Jahre oft genug vorgekommen war, nahm ich es doch immer noch zu ängſtlich, und fürchtete der wichtigen Handlung nicht genug zu thun. Ein innerer Widerſpruch, deſſen ich ſpäter erſt recht klar wurde, fing an, ſich zu regen, der nämlich meines natürlichen Leichtſinns im Thun und Laſſen mit meinem eben ſo tief wurzelnden Ernſte für das Rechte und Gute, verbunden mit ängſtlicher Angewöhnung an das Kirchliche. Dieß Naturel war in ſofern ein recht katholiſches zu nennen, als die Kirche ſelbſt ſehr ſtreng in der Lehre und ungemein nachſichtig im Leben zu ſein pflegt. Nun ſollte ich mich oft

genug deſſen anklagen, was im Augenblicke des Handelns ſich gar nicht anders hatte machen laſſen, und ich konnte mich tagelang ängſtigen, daß es mir an wahrer Reue und Leid ſo wie an feſtem Vorſatze fehlen möchte, das Begangene nicht wieder zu thun.

Inzwiſchen ward das geiſtliche Fürſtenthum Fulda ſäculariſirt, und ging an den Prinzen von Oranien über. Neue Menſchen, neue Ideen kamen in die Staatsverwaltung. Auch die Schulen ſollten eine Umgeſtaltung erfahren, und der bekannte Skizzenſchreiber Meißner traf als Studien-Director ein. Zu den lebhafteſten Eiferern, die ſich, freilich nur mit Worten, der Invaſion des Proteſtantismus in das reinkatholiſche Land widerſetzten, gehörte unſer bisheriger Gymnaſialdirector Pfiſter, — ein kleiner, in gebückter Haltung verwachſener Prieſter, engherzig-fromm, bei ausgebreiteten Kenntniſſen bornirt. Wie bemüht war er nicht, uns vor ſeinem Abtreten mit Sprüchen der Kirchenväter, wie mit Stacheln und Schuppen, gegen

die Einflüſſe der Reformation zu panzern! Ein recht unwiderleglicher Beweis für die ausſchließende Wahrheit der katholiſchen Kirche ſollte uns darin an die Hand gegeben werden, daß man doch von jedem katholiſchen Prieſter auf den Biſchof der ihn geweiht — von jedem Biſchof auf einen Papſt, der dieſen eingeſetzt habe, und in der Reihe der Päpſte ununterbrochen bis auf den von Chriſtus ſelbſt beſtellten Apoſtel Petrus zählen könne. Die Proteſtanten aber könnten, wenn das Glück gut wäre, allerhöchſtens bis auf Luther hinauf kommen, wo ſie dann entweder in die verlaßne Kirche zurücktreten, oder als Abtrünnige anderthalbtauſend Jahre weit von der wahren Quelle des Chriſtenthums entfernt bleiben müßten. Als ob ein ausgearteter Enkel darum beſſer d'ran wäre, weil er an üppigen Ahnen rückwärts bis auf einen einfachen, kerngeſunden Urvater zählen kann! Was einſt dieſer gehabt hatte, fehlte eben den Enkeln, und worauf ſich dieſe ſteiften, hätte jener nicht haben mögen.

So ſehr aber bei dem erſten Zufluſſe proteſtantiſcher Elemente das bisher ruhige katholiſche Fulda gor und giſchte, und die geiſtlichen Eiferer das Gemiſch aufrührten; ſo blieb doch das Volk bei aller katholiſchen Eiferſucht nicht blind über die Gebrechen beſonders der höhern Geiſtlichkeit. Von den Pröbſten hatte man die ungünſtigſte Meinung. Freilich kannte man in der kleinen Stadt zu genau den ärgerlichen Umgang, den die meiſten Prälaten mit Frauen der angeſehenſten Familien pflogen. Spott und Späße darüber kamen ſelbſt uns Knaben zu Gehör. Ein Gerücht aus jener Zeit gibt zugleich einen Beleg, wie das gemeine Volk noch in neuſter Zeit geneigt iſt, Mythen zu dichten. Ein in den neunziger Jahren aus Mainz nach Fulda geflüchteter Prälat, ein Mann von Welt und literariſchen Verbindungen, beſuchte täglich ſeine Freundin zu ſo beſtimmten Stunden, daß man ſeinen Wagen nur — die hölzerne Glocke nannte. Als er jetzt in den erſten Jahren der oraniſchen Regierung ſtarb, war raſch

das Gerücht verbreitet, — es ſpucke in ſeiner Wohnung; ein ſchwarzes Mutterſchwein mit drei ſchwarzen Ferkeln umlaufe grunzend das Bett, auf welchem der Leichnam ruhe. —

Doch aus denſelben Tagen widerwärtigen Glaubenseifers ſind mir auch Momente echt religiöſer Stimmung erinnerlich. Die Zeit der Jünglingſchaft kam heran mit der ſchönen Begeiſterung dieſes Alters. Es lag in meiner Erziehung, daß alle ſchwärmeriſchen Regungen eine religiöſe Stimmung annehmen mußten. Poeſie und Kunſt waren mir bis daher noch verſchloſſen geblieben; auf keine Höhe war ich noch geführt worden, wo ich einen Blick in das große Leben mit ſeinen edeln oder ſtolzen Zielen gethan hätte. So fand meine ſich ſehnende Seele nur Flüge religiöſer Inbrunſt. Wie ließen ſie ſich beſchreiben? Ich dachte nichts dabei, ich wünſchte nichts, ich bereute nichts; ich athmete den reinen Aether, der die Gottheit umgibt; Schauer des Unendlichen ſtürzten über mich, die ich ſelbſt körperlich zu empfinden glaubte.

Auch ließen ſie, wie andre Schauer, die man im Leben kennen lernt, eine Erſchöpfung, eine öde Stimmung zurück. Religiöſe Andacht, poetiſche Begeiſterung, Inbrunſt der Liebe mögen ſehr verſchiedne Anwehungen des Ewigen ſein, doch es bleibt immer daſſelbe Menſchenherz, das unter ihnen erbebt!

Wie nun den Jünglingen, ſobald ihnen mit dem bunten Gefieder auch der Flattertrieb wächst, das bürgerliche Leben auf mancherlei Weiſe nachſtellt: ſo ſollte mir, wahrſcheinlich aus einer Art von Ironie, weil ich doch einmal nur auf dem Kirchen- und Glaubenswege ſo vergnügt umher hüpfte, auch eine erſte Schlinge aus einem geweihten Stricke gelegt werden. Wie ich nämlich kaum aus dem Gymnaſium in's Lyceum übergegangen war, erhielt ich eines Sonntags die Einladung den Pater Euſtach zu beſuchen, jenen Nonnen-Paer auf dem Frauenberge, dem ich einſt die Meſſe bedient hatte. Begierig, was der von mir wollen möchte, eilte ich, ſobald das ſchon

murrende Gewitter vorüber war, gegen Abend nach dem Bergkloſter. Die ſinkende Sonne hinter ausgeregnetem Gewölke ſtrahlte durch das kleine Fenſter in die Zelle, die ich betrat, und die den Blick in die herrliche Landſchaft und nach dem Rhöngebirg hatte, über welchem noch die Ruine eines Regenbogens ſchimmerte. Freundlich ſchmunzelnd empfing mich der Pater mit der zähen Frage Nun, wo hinaus mit der Feder? — Erſt lachte er über mein verblüfftes Ausſehen, dann erklärte er ſich deutlicher. Er meinte nämlich, welches Brotſtudium ich beabſichtige. Und da ich daran noch nicht gedacht hatte, ſuchte er mir die Wahl ſeines Ordens lockend zu machen. — Die ormiſche Regierung hatte nämlich nach Aufhebung des Kapuzinerkloſters die Franziskaner noch fortbeſtehen laſſen, und das Kloſter ſuchte jetzt Kutten-Rekruten. — Sie müſſen ſich keine finſtere Vorſtellung von unſerm Kloſterleben machen, ſagte der Pater. Vielleicht haben Sie auch von den beliebten Ritterromanen geleſen, in denen man de Mönche gar

ſchwarz gemalt hat. Nein doch! Wir ſind mit der Zeit fortgegangen, und es wird ſogar neben der Theologie auch philoſophiſcher Unterricht in unſerm Kloſter gegeben. Es kann Niemand den Kant beſſer verſtehen, als unſer gelehrter Polycarp Schmitt. Und wie würde ſich Ihre liebe Frau Mutter freuen!

Schon aus natürlicher Gutmüthigkeit hätte ich dieſen Antrag nicht ſchnöd abweiſen können; doch miſchte ſich auch etwas Schalkhaftigkeit dazu, den Pater zu necken. Ich erklärte, die Sache verdiene eine ernſte Ueberlegung, er möge mir Zeit gönnen. — Damit war der Mönch wohl zufrieden, und lud mich ein, ihn öfter zu beſuchen. —

Wie ich nun nachdenklich den Berg hinab wandelte, tief unter mir die Stadt mit den ſonntagabendlich rauchenden Schornſteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten, und die alten Lindenbäume unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: da ward mir bei dem Gedanken an eine Lebenswahl ſehr wehmüthig. Ich war

frei geweſen, wie dieſe ſteigenden Lerchen: ich war es noch, und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelſtellers niederzuſetzen dachte. Es warnte und lockte mich zugleich: die Kutte gefiel mir nicht; allein es ſchmeichelte mir, daß man ſich um mich bewarb. —

In der That beſuchte ich den Pater Euſtach öfter. Er bewirthete und unterhielt mich mit Kloſterangelegenheiten. So zeigte er mir einſt ein ſogenanntes Agnus Dei — eine gelbe Blechmünze mit aufgeprägtem Lamme Gottes, die als geweihtes Amulet von Bäuerinnen an einem Oehre um den Hals getragen werden konnte. — Was glauben Sie, daß ich damit mache? fragte er mit ſchlauem Lächeln.

Ich weiß es nicht.

Ich laſſe Oel daraus ſchlagen. Ha, ha! Oel daraus?

Ja, ja! Das verſtehn Sie wieder nicht. Ich ſchenke es einer jungen Bäuerin, die mir Lein

dafür ſchenkt, und aus dem Leine laſſe ich Oel für's Kloſter ſchlagen. —

Wer weiß, wie tief ich nach und nach in die Politik des Kloſters eingeweiht, und vom Kloſter-Intereſſe angebeizt worden wäre, hätte nicht nach einigen Monaten die Ankunft des Oberen über eine Anzahl Klöſter einen raſcheren Entſchluß herbei geführt. Ohne von dieſer Ankunft zu wiſſen, machte ich wieder einmal meinen Beſuch. Euſtach rief mir entgegen: Gut, daß Sie kommen! Der Pater Provinzial iſt angekommen, und wünſcht Sie zu ſehen. Sie haben nun Zeit zu reifer Ueberlegung gehabt, und werden ihm Ihren Entſchluß erklären können. Warten ſie hier ein wenig, ich will Sie melden.

Er verließ die Zelle, und ging nach dem Refectorium. — Was nun? Mein Herz ſchlug; ich konnte nicht Ja ſagen, und war zu blöd, ein Nein zu erklären. Eine täuſchende Zuſage zu geben, fiel mir bei meiner ängſtlichen Wahrheitsliebe gar nicht ein. Alſo rannte ich aus der Zelle

fort, die Treppe hinab, ſchellte an der Pforte, flüſterte dem freundlichen Bruder Pförtner eine bläßliche Entſchuldigung, und ſetzte, wie ein Reh, hinter dem die Büchſe des Jägers geknallt hat, an der Gartenmauer des Kloſters den Berg hinab. Im Uebermuthe meiner geretteten Freiheit malte ich mir dann die Geſichter Euſtachs und des Provinzials aus, wenn ſie in die Zelle kämen, um den Novizen zu prüfen.

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der ſchon, in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Ich war bloß einer dunkeln Abneigung gefolgt: denn wie hätte ich in meinem ſechzehnten Jahre eine ſolche Angelegenheit für das Leben eigentlich prüfen können? Was wußte ich oder meine Mutter vom Leben, vom Wechſelbedürfniſſe eines Menſchen und ſeiner Zeit? Wie hätte ich abmeſſen können, was das Leben bringt, und das Kloſter nimmt? Kannte ich damals die Macht der Triebe, die eines Mannes Herz darum nicht ungeſchoren

laſſen, weil etwa ſein Scheitel geſchoren iſt? Und wenn ich erſt Armuth, Keuſchheit, Gehorſam geſchworen, die edelſten Keimangen des Lebens, — die Sproſſen der Thätigkeit, der Liebe und der Ehre zerdrückt hätte: ſollte ich vielleicht eine Ausſöhnung mit dem dreiknotigen geweihten Lendenſtricke darin finden, daß derſelbe wenigſtens doch über dem ſchwellenden Bauche nachgab? Wie konnten wir das und noch ſo Manches überlegen? Meine Mutter maß das Leben mit ihrer Nähnadel, und ich flatterte an dem Faden, der im Oehre dieſer Nadel hing. Berathende Freunde hatten wir nicht. Die Sorge um meine mittelloſe Zukunft, — jene Angſt, die den Klöſtern und dem Klerus ſo viel dürftige, heuchelnde Zöglinge wirbt, ging an der gottvertrauenden Seele meiner Mutter und an meinem eignen leichtgeſinnten Herzen vorüber. —

In den drei Jahrgängen des Lyceums zu Fulda wurden auch philoſophiſche Vorträge nach der hergebrachten Eintheilung in Logik, Metaphyſik

und practische Philosophie gehalten. Kaum thaten wir hier, zum erstenmal außerhalb der Kirche, einen Blick in die Welt; so regte sich in mir ein lebhafter Widerspruch gegen die Hauptsatzungen des Katholizismus. Ich schrieb einen Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen, der mir die ernsthafteste Warnung eines der katholischen Professoren zuzog. Aber meine Vernunft schien plötzlich zu erwachen, und sich so mancher Dogmen als ängstlicher Träume entschlagen zu wollen. Ich dürfte kaum sagen, daß ich mit Zweifeln zu kämpfen gehabt hätte; es waren siegreiche Zweifel, die mir entstanden. Nur einer schweren Stunde der Zweifelsangst erinnere ich mich. Es war ein Festtag, an welchem wir schulerbauungsgemäß zum Abendmahl vorbereitet in der Kirche standen. Da plötzlich in meiner langjährigen Glaubensgewohnheit kam mir dieß „hehre Geheimniß" als eine grausenhafte Gotteslästerung vor. Den wahren Körper der Gottheit sollten wir genießen. So weit schien sich mir noch kein Heidenthum verirrt

zu haben: Ich ging während der Meſſe dieſer Betrachtung nach; die Orgel ſtuthete an mein banges Herz; durch die hohen Kirchenfenſter ſchimmerte blau und ſonnig der Frühlingsmorgen; unter den Bildern an hoher Wand hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offner Bruſt ihr Herz genommen hatte, und es flammend zum Himmel empor reichte. Wahrlich! Mir auch war das Herz entbrannt; in andächtiger Stimmung war ich des beſten Willens mir bewußt: doch vor einer Gotteslästerung ſchauderte ich zurück. Und ſchon hielt uns der Prieſter den Kelch hin, und zeigte die Hoſtie mit den dreimal wiederholten Worten: Agnus dei, qui tollit peccata mundi; die Mitſchüler erhoben ſich, um geſenkten Auges und mit gefalteten Händen nach dem Tiſche zu wandeln. Da rief es in mir: Dich hat der Himmel gewarnt, geh' nicht mit denen, die Gott läſtern! Dann aber faſt zu gleicher Zeit: Eile, Verblendeter! Dein Klügeln iſt eines böſen Geiſtes Einflüſterung. — Eine unſägliche Angſt beſiel

mich, die Kniee wankten, meine Kehle war trocken. — Was mir half? Der Jeſuit, der in jedem denkenden Katholiken zwiſchen deſſen Vernunft und dem Glauben einen Schlupfwinkel hat. Dieſer flüſterte mir zu, ich möchte nur gehen, aber mit dem geheimen Vorbehalt, den Gang *nicht* gethan zu haben, wenn ich mich einſt eines Beſſern überzeugen ſollte.

Wer ſich aus eigner innern Entwicklung einem graſſen Supranaturalismus entreißt, fällt gewiß zuerſt einem handfeſten Rationalismus in die Hände. Im Uebrigen wird es aber vielleicht nicht Jedem ergehn, wie mir, daß er ſich nämlich noch lange vergnügt in den *Ceremonien* einer Kirche ſchaukeln läßt, an die er doch nicht mehr glaubt. So läßt man ſich wohl auch mit gutem Wiſſen durch Schmeichelkünſte einer Geliebten noch lange hinhalten, wenn man ihr auch nicht mehr traut. Doch will ich, zum Tadel für mich ſelbſt, geſtehen, daß ein entſchiedner Geiſt weniger in ſolche Widerſprüche gerathen wird, als ein träumeriſches Herz.

Wenn wir jungen, glaubenslockern Freunde leicht fahren ließen, woran wir uns nicht mehr halten konnten, ohne uns dabei viel mit Zweifeln abzuängstigen: so begünstigte uns hierin unser Alter und die Zeit. Wir waren eben jung, nach allen Richtungen des Lebens hinflatternd; im bürgerlichen Leben gab es damals keine religiösen Streitigkeiten; die Kriege Napoleons füllten die Welt, und unsere Herzen setzten die Frühknospen der Liebe an.

Das dritte Jahr des Lyceums ging zu Ende, und es galt, sich für ein thätiges Leben zu entschließen und vorzubereiten. Ich *räthselte* noch mit mir selber (denn ohne Mittel und Freunde war guter *Rath* theuer) — was aus mir werden sollte, als unerwartet das Seltsamste schon aus mir geworden war, was aus einem Studenten werden konnte, der statt einen Ueberrock zu seinem zwanzigsten Geburtstage zu bestellen, einen Hochzeitfrack zu seiner Verehlichung bestellen mußte. Dem Kuttenstricke war ich durch eine innere Stimme

entgangen: in diesen Bund zog den Widerstrebenden ein unauflösliches Wirrniß. —

Dieser Lebensfaden kann hier nicht ausgezogen werden. —

Eine so trübe und höchst unglückliche Verbindung hatte zunächst auf die sittliche Kraft des Lebensmuthes und auf die tröstenden Kräfte der Phantasie einen entschiednen Einfluß, weniger aber auf religiöse Ansichten. Viele Jahre lang ließ ich das Kirchliche hingestellt sein. Ich meine kirchliche Fragen und Lehren; denn an den Ceremonien blieb ich fortwährend mit zarten Wurzeln hangen, und sog für mein Gefühl eine Nahrung ein, die sich zu ganz kirchenwidrigen religiösen Ueberzeugungen verwandelte. Ich wüßte kein katholisches Dogma, das ich geglaubt hätte. Und die Aszetik der Kirche, — wie kleinlich erschien sie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die Fasten und Peitschenhiebe des Lebens erwog, die mir auferlegt waren, und die ich mit stolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück,

wenn er mir zu einer fremden Freude winkte: aber der ernste war mir eben so willkommen, wenn er in einsamen Stunden die Orgel in meiner Brust rührte, und die Kerzen der heimlichsten Andacht anzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Weltaltar für den Unaussprechlichen, dem ich es überließ, ob er lieber theologisch oder lieber philosophisch-dreifaltig sein mochte; nur ein Dankgebet stieg auf, für das beseligende Gefühl des Daseins; auch ein Opfer fand statt, — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigne Mängel und über fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erlosch niemals, — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, kümmerte mich das Geheimniß der Gnade wenig, so lange ich eine tiefursprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlösung, die, wenn auch nicht die Welt, doch unsern Willen frei vom Zwang des Bösen gemacht hat.

Dennoch mochte auch hierin wieder mein Naturel viel katholiſcher ſein, als ich es dachte, und wie dieſe mütterliche Kirche ſehr nachſichtig mit den mangelhaften Werken derjenigen iſt, die nur ihrer rührenden Andacht gläubig bleiben: ſo mag ich es wohl grade an jenen Tagen, da mein Herz ſo voller Aeolsharfenklänge eines Wehens von oben war, oft genug an energiſchem Handeln haben fehlen laſſen. Und wie oft wird man nicht ſelbſt an dieſen frommen Gefühlen irre! Darf man jenen Rührungen, die vielleicht bloße Stimmungen der Eingeweidnerven ſind, ſo großen Werth um deßwillen beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an die Gottheit zum Exponenten gibt? Oder verhält es ſich in der That umgekehrt, und hebt das Ueberſinnlich-Heilige, wenn es ſich dem Menſchen in Akkorden der Andacht verkündigen will, gerade in jenen niedern Nervenſaiten, wie ja wirklich auch die zarteſten Harmonien in Darmſaiten erklingen?

Abſterbende Organismen der Natur gewähren

jeglichem Beſchauer den gleichen Anblick hier noch grünender, dort ſchon vertrockneter Theile. Anders iſt es mit den Organiſationen des Geiſtes. Darum läßt ſich auch hinſichtlich des für die Menſchheit abſterbenden Katholizismus nicht beſtimmen, für welche einzelnen Menſchen er noch ſein volles Leben habe. Derſelbe Zweig, der den Einen ſchon kahl anſtarrt, fächelt den Andern noch mit welken Blüthen. Aber ſo überaus mächtig iſt die Lebenskraft einer Kirche, die einſt eine ganze Welt mit Wundern erfüllte, daß ſie noch immer mit einem ihrer tiefſinnigen Gebräuche, oder mit der Zauberformel eines Gebets religiöſe Gefühle ſelbſt in einem ihr abtrünnigen Herzen anfacht. Oder übt die Kirche vielleicht auch dieſe Macht auf ein abtrünniges Herz nur durch den, dieſem ſelbſt einwohnenden Zauber der Erinnerung? Genug, ich beſuchte auch noch in dem proteſtantiſchen Hanau, als ich im Staatsdienſte dahin verſetzt wurde, die katholiſche Kapelle, in deren kahlem, engem Raume ſich die Bewegungen der Meſſe nur kümmerlich

ausnahmen. In dieser regsamen und vergnüglichen Stadt, vor Fulda durch vielseitige Thätigkeit und anmuthige Lebensbildung ausgezeichnet, herrscht zugleich eine auf diese Bildung gegründete oder auch durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Toleranz, die an Indifferentismus streift. Ich sage — durch geschichtliche Entwicklung; denn jene eifrigen Wallonen, geschickte Weber und Goldschmiede, die einst um des verfolgten Glaubens willen ihr Vaterland verlassen konnten, scheinen damals das ganze Familien-Kapital des Religionseifers verbraucht zu haben. Und nachdem sie hier, am flachen Ufer des ruhig strömenden Main, heitern Willkomm und bequemen Raum für den Webstuhl und das Werkbrett gefunden, vererbten sie ihren Nachkommen nur die ganz unverbrauchte Ersparniß an Lebenslust. Von Sektenneiser kam im bürgerlichen Verkehr nichts vor; einige Betbrüder belächelte man, wenn sie Einem von einem Landhause her auf dem Philippsruher Wege in schlichtem Ueberrock und unter

breitem Hut zur Erde blickend begegneten. Noch weniger bekümmerte man ſich um die literariſchen Fehden, die — des lieben Friedens halber — zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus in ältern und neugegründeten Zeitſchriften geführt wurden.

Da geſchah mir unerwartet durch einen Freund eine Aufforderung des Pfarrers Friederich in Frankfurt, an deſſen neugeſtiftetem „Proteſtanten“ — einer gegen den „Katholiken“ gerichteten Zeitſchrift — Theil als Mitarbeiter zu nehmen. Dieß ſeltſame Zutrauen fand in mir jenen leicht aufregbaren Trotz, mit dem man ſich ſo gern gegen eine Partei auflehnt, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören. Daneben hatte mich ohnehin ſchon die ſchleichende Reaction der Römlinge, das wieder erwachende Pfaffenthum im Stillen verdroſſen. Und ſoll ich hinzu ſetzen, daß man zuweilen auch ſein Vergnügen darin findet, auf paradoxe Weiſe unklug zu ſein? Kurz, ich gab jener Aufforderung nach, und lieferte kleine

Betrachtungen über katholische Dinge. Da mir Laien das schwere Rüstzeug fehlte, so führte ich mit desto mehr Laune die leichten Waffen eines Freiwilligen. Und doch ist der Spott meist viel ehrlicher, als wofür er gewöhnlich gilt: er trennt rascher, was einer angefochtnen Sache abgefault noch anklebt, und erweckt, was ihr nur lau angehört, zu neuem eifrigen Leben. Dann muß es freilich ein Spott sein, der vor dem wahrhaft Heiligen seine Waffe senkt. Und so war der meinige. Die kleinen Betrachtungen fanden Beifall, so daß es dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt ganz recht war, als ich sie, mit manchen noch ungedruckten vermehrt, bei ihm unter dem Titel: „Rosenkranz eines Katholiken" herausgeben wollte. So erschienen sie 1829. —

Das Buch liegt vor, und ich selbst weiß nur zu sagen, daß die Katholiken über giftige Dornen schrien, und viele Protestanten den Duft der Rosen lobten. — Was die Dornen anbelangt; so machte das bischöfliche Domkapitel in Fulda noch in

demſelben Jahre ſelbſt eine Leſe davon, die es mir durch den katholiſchen Pfarrer in Hanau mit dem Begehr vorlegen ließ, mich zu rechtfertigen oder zu widerrufen.

Es liegt nicht in meinem Zweck, auf dem verſchlungnen Pfade zu einem freien Ausblick auf ein großes Zeitintereſſe mich bei den Verhandlungen aufzuhalten, die nunmehr mit jener geiſtlichen Behörde unvermeidlich waren. Die Stellvertreterin der Kirche ſprach in dem ruhigen Tone, der ſcharf und ſtreng tadelt, aber mild und mütterlich ermahnt. Und wenn ich nun nicht erwarten durfte, mein Buch vor einer ſolchen Obrigkeit gerechtfertigt zu ſehen, ſo wollte ich dieſe dafür auch nicht erwarten laſſen, daß ich es widerrufen könne. Belehrungen, die ſchriftlich und mündlich verſucht wurden, konnten zu nichts führen, weil jene Lehren und meine Ueberzeugungen unter ganz verſchiedenen Himmelsſtrichen lagen. Zwar die geiſtlichen Herren ſchienen einen unparteiiſchen Standpunkt wählen zu wollen, indem ſie mir zur

Selbſtbelehrung eine Schrift des proteſtantiſchen Tholuk über deſſen Lehre von der Sünde und dem Verſöhner zuſtellen ließen. Allein, ſollte ich denn gerade um Tholuks willen — römiſch-katholiſch glauben? Hinter Tholuks Rücken wurde zugleich mit der Excommunication gedroht. Ich hielt für das Beſte, um eine Friſt zur nochmaligen Prüfung der verhandelten Sache nachzuſuchen. Es ſchien mir, als ob auch das Fuldaer Domkapitel der Beſinnung bedürfe, nämlich auf die Zeit, in welcher es eine Excommunication ausſprechen wollte. Als aber nach Ablauf von Jahr und Tag eine wiederholte „liebevolle“ Ermahnung zum Widerruf meines Roſenkranzes mit Androhung einer förmlichen Excommunication erfolgte: ſo blieb mir nichts übrig, als eine ſolche verjüngungsluſtige Kirchengewalt in ihre engſten Schranken zurück zu drängen. Ich rief den Schutz des Miniſteriums gegen jede in's Leben greifende Excommunication auf, und es erfolgte ein gemeßnes Verbot an den Biſchof in Fulda. Dieſer blieb nun auf

seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er ganz im Stillen ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche einen Bann verhängen konnte. — Und so schloß denn „Johann Adam Rieger durch Gottes Barmherzigkeit und mit Bestätigung des apostolischen Stuhls Bischof zu Fulda“ schriftlich, durch Verfügung an den Pfarrer, den Verfasser des Rosenkranzes eines Katholiken von seiner Kirche aus. „Gegeben am Michelsberge zu Fulda den 25. Juni 1831.“ —

Später fand doch diese stille That einen Posaunenstoß in der Aschaffenburger Kirchenzeitung.

Unrecht vom Standpunkte des Bischofs oder auch nur zu tadeln war es gewiß nicht, wenn derselbe einen Katholiken, der einen solchen Rosenkranz für sich betete, von der Kirche ausschließen wollte. Dennoch gestand selbst der katholische Pfarrer in einem Bericht an seine Vorgesetzten ein, — es dränge sich jedem „Unbefangenen“ die Ansicht auf, daß es am zweckmäßigsten gewesen wäre, die ganze „Geschichte“ mit dem Verfasser

des Roſenkranzes zu ignoriren. Allein die Räthe des Biſchofs, die alſo von dem Pfarrer ſelbſt zu den Befangnen gezählt wurden, waren noch zu lebhaft jener alten Zeit eingedenk, wo der Biſchof neben dem Krummſtab auch das Schwert geführt hatte. Sie gönnten ſich den unſäculariſirten Jubel, nach ſo viel unfruchtbaren Jahren wieder einen neuen Biſchof zu haben, der glücklicher Weiſe für ihre Geſinnung ein alter, lenkſamer, kranker Mann war. Und alle dieſe Auto da Fe-Luſtigen kannten überdieß den Verfaſſer des Roſenkranzes perſönlich.

Im Ganzen war der ausgeſprochne Kirchenbann ein Gewinn für beide Theile: das Kapitel hatte nun für ſeine doch einmal angefangnen Akten einen Schluß, und der Excommunicirte war aus einem unbeſtimmten zu einem entſchiednen Zuſtande hingewieſen.

Eine Frucht, aus ihrer Kapsel gesprengt, ist nur desto freier für Luft und Boden, unter deren Einflüssen sie ihre Entwicklung durchzumachen hat. Jeder Uebergang in neue, wenn zumal höhere Zustände, ist aber mit eignen Aengsten verbunden, im Menschenleben, wie in der Geschichte — dem Leben der Menschheit. Daher sind religiöse Menschen nicht gern ohne Kirche; sie glauben, sich in der gewohnten Hülse, wenn auch nur aus Gewohnheit, leichter fassen zu können, und am Ende ist es nichts weiter, als daß sie aus Mangel an Selbstständigkeit eben nur gefaßt sein wollen. Ein Kind, das zum ersten Mal von der führenden Hand frei gelassen wird, ist voll Angst und Beben; und der Mensch, der zum ersten Mal religiös selbstständig sein soll, glaubt sich im Unendlichen verloren, wenigstens in's Unendliche sich zu verlieren. Ich machte die Erfahrung etwas anders. Viele Jahre schon hatte ich mich in der gesprungenen Kapsel des Katholizismus als ein abgefallener Kern gehalten, der zuletzt auch

im oben erwähnten Schriftchen — lose raſſelte. So hatte ich mitten in der großen Petruskirche die Uebergangskriſe des Proteſtantismus für mich im Stillen auf innerliche Weiſe beſtanden, wie ſolche vor dreihundert Jahren äußerlich ſo viele Länder durchgoren hatte. Daher fand ich mich, durch Excommunication aus der Kapſel ausgeworfen, eben nicht verlegen: der lose Zuſtand war nun ein freier geworden.

Einer, der den Proteſtantismus auf ſolche Weiſe am katholiſchen Stamme ſelbſt beſteht, fühlt natürlich dieſe religiöſe Kriſe anders, als Einer, der im Proteſtantismus geboren, ihn als einen feſten, ſelbſtſtändigen Zuſtand gewohnt iſt. Ich aber konnte ihn in keiner ſeiner beſtehenden Geſtalten für eine eigentliche Kirche anſehen, und kann es auch dermal nicht, wo die einſt verworfne päbſtliche Unfehlbarkeit von den jungen Paſtoren für ihre ſymboliſchen Bücher oder gar für ihre eigne Perſon in Anſpruch genommen wird. Und war mir innerhalb des Katholizismus der Verfall

der Kirche nicht unbemerkt geblieben; so sah ich im Protestantismus nur das Abbrechen derselben und in den evangelischen Kircheneinrichtungen nur die Nothkapellen für die Arbeiter am Abbruch und am neuen Aufbau einer zweiten großen Kirche des Christenthums. Aus diesem Gesichtspunkte konnte ich mich auch nicht entschließen, zu einer der protestantischen Glaubensgemeinden überzutreten. Ich fühlte mit tiefer Betrübniß das feuchte, faule Herbstwetter der Gegenwart, die noch weit entfernt von einem neuen Frühling und noch lange nicht aufgeräumt für eine neue christliche Kirche schien. Desto lieber blickte ich zurück, und betrachtete zuweilen, aus welchen Bausteinen sich die erste, nun baufällige Kirche einst errichtet hatte. Innigst überzeugt, das göttliche Christenthum bestehe in keiner äußern Form oder Kirche, sondern es sei nur schaffend-erlösender Geist, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervor rufe, dachte ich, — wann wohl wieder einmal dieser Geist so frei und hüllenlos in die Zeit blitzen werde,

wie er einſt aus dem morſchen Moſaismus hervor gezückt war! — Auf dieſen Stamm mußte ich zurück kommen. In ihm war einſt das religiöſe Element des Lebens zu bloßer Staatsbildung verwendet worden; er hatte mit allen Wurzeln in das Irdiſche getrieben. Die moſaiſche Prieſterſchaft, von den übrigen Stämmen Israels allein beſitzlos und unter alle Stämme vertheilt, diente nur als Spiralgefäß, um die Luft des Himmels durch den Staatsſtamm herab bis in die Wurzeln zu führen. Die heiligſten Gebote wurden nur gegeben, — „damit du lang lebeſt auf Erden.“ Aus dem Geheimniſſe des Gegenſatzes, in welchem ja doch alle Schöpfungskräfte liegen, ſuchte ich mir faßlich zu machen, daß gerade aus einem in die tiefſte Erde treibenden Stamme, die freieſte Himmelsfrucht habe erwachſen müſſen.

Die heilige Hülle dieſer Frucht, Chriſtus, war von Prieſterferſen zertreten worden; das ſtrahlengefiederte Samenkorn ſeiner Lehre, von den Aequinoctialſtürmen der Zeit da- und dorthin getragen,

ienkte ſich in eine morſche, zerfallende Welt. Es war die Welt des römiſchen Staates, mit erſtaunlicher Kraft und Klugheit aus Ländern dreier Welttheile zuſammengefügt. Die Menſchheit mußte erſt alle Herrlichkeit der Macht, alle Ueberſchwänglichkeit der Genüſſe ſchauen und abſchäumen, um das Gefühl der Leere und Ermüdung zu gewinnen, mit welchem ſie die göttliche Weisheit von der Nichtigkeit des Irdiſchen und die Erquickung einer allein beſeligenden Liebe aufnehmen ſollte. Zu ſolchem Zwecke freilich glaubten die Römer nicht zu handeln, als ſie mit ihren Legionen die Völker bezwangen, und drei Welttheile durch Straßen und Flotten verbanden. Aber aus Inſtinkt, wie der Vogel ſein Neſt, baut der Menſch die Weltgeſchichte; mit Bewußtſein und Ueberlegung glaubt ein Jeder, wenn er ſeine Abſichten erreicht, auch ſein Werk gethan zu haben, wie der Vogel auch, indem er niſtet, ſeinen heißeſten Trieb befriedigt: doch wie dieſer der Natur, dient jener der Vorſehung. Denn wie erlahmte nicht zuletzt die

Eitelkeit der Welt an den unaufhörlichen Siegen und Triumphzügen; wie übersättigte sich nicht der Genuß, der aus den scythischen Wäldern sein Pelzwerk, Teppiche aus Babylon, die kostbare Fracht der jährlichen hundert zwanzig Schiffe von der Küste Malabar, von der Insel Taprobana und die ekeln Leckerbissen aus allen Meeren bezog! Und wie verzweiflungsvoll war die größere Hälfte der Menschheit, die all' diesen Genüssen dienstbar war, — das Elend neben dem Ueberflusse, der Hunger neben dem Ekel! Und bleibt etwa solche Schwelgerei und solche Verzweiflung ohne die entsetzlichsten Thaten? Nein. Bald war die Zeit tief durchfault, und Verbrechen lasteten auf dem Bewußtsein der damaligen Menschheit, unter denen jedes Vertrauen auf die bekannten Entsündigungsmittel zusammenbrach. Die Gewissensangst greift zur tollsten Versöhnung mit dem Himmel. Man nannte nach den Taurobolien, — Reinigungen, denen sich Büßende unterwarfen, indem sie unter einem Gerüste das Blut geopferter Stiere auf

ihren Leib träufen ließen. Der ſchwarze, angeblich vom Himmel gefallne Stein, in welchem man zu Emeſa die Sonne verehrt hatte, ward in feierlicher Prozeſſion durch die Straßen Roms gefahren. Sechs milchweiße Roſſe, mit reichen Decken behangen, zieben den Wagen über vorausgeſtreuten Goldſtaub. Der fromme Kaiſer Heliogabal ſelbſt führt die Zügel, rückwärts ſchreitend, um die rettende Gottheit immer im Auge zu haben. Mit großer Feierlichkeit werden die Opfer dargebracht, — Thiere, köſtliche Weine und Räucherwerk. Syriſche Mädchen führen unter wilder Muſik wohllüſtige Tänze auf, und die erſten Beamten des Reiches verrichten in langen phöniciſchen Gewändern den Gottesdienſt.

Eine Gegenwart zu begreifen, iſt das ſinnliche Volk wenig geſchickt: ſie zu genießen, oder ihr zu unterliegen, iſt es allein gut genug. Doch um rückwärts und vorwärts zu blicken, ſich zu ängſtigen und zu bekümmern, ſtellen ſich auch bei dem verworrenſten und unruhigſten Menſchen einzelne

Augenblicke ein, und rütteln ihn aus ſeinem Taumel auf. Und da erſchallt ihm jetzt ein himmliſcher Ruf: „Kommt alle zu mir, die ihr müde und beladen ſeid, und ich will euch erquicken!“ — Müde von Genuß oder Arbeit, beladen mit Sünde oder Knechtſchaft — war es nicht alle Welt? Da wandelt mitten durch Jubel und Schmerz des Lebens, durch Ueppigkeit und Bettel, durch Liſt und Erwartung, durch Wahn und Weisheit der Zeit eine ſtille Lehre, deren alle bedürftig ſind, die alle Vergebung der Sünde, alle Verheißungen der Seligkeit, alle Kraft der Duldung und uneigennütziger Liebe verleiht. Mitten in der allgemeinen Sündfluth ſchießt ein Fels des Ewigen an, nach welchem hin ſich jede Verzweiflung zu retten vermag.

Es iſt hier von der Lehre der Liebe die Rede, einer Liebe, die mit dem Herzen zu den Menſchen, und mit dem Blicke gen Himmel gerichtet iſt, — einen Beruf auf Erden und eine Heimath — nein, eine Abkunft im Himmel hat.

Diese christliche Liebe bethätigte sich zuerst in kleinen Vereinen. Singend und betend wendete man sich an den Vater, Almosen sammelnd und Kranke pflegend an die Brüder. Der göttliche Meister hatte nur zwei Symbole hinterlassen: man vereinigte sich durch Taufwasser, und versammelte sich beim Brotbrechen. Es galt noch keinen sogenannten Kultus, sondern sich für das Leben zu erwecken. Christus war ein Seelen-Homöopath gewesen, und hatte die heidnisch-üppige, durch fette Opfer, Weihrauch und Tänze sehr herab gekommene Andacht — auf Wasser und Brot gesetzt. Seine Lehre nur war Lebensgeist. Und doch, wie bald setzte sich um diese Lehre her eine Kirche; — Eine Kirchengeschichte kann hier nicht geschrieben werden; allein es bleibt interessant, sich wenigstens der Materialien zu erinnern, aus denen die erste christliche Kirche entstand.

Der bloße, zarte Kern der Christuslehre überhäutete sich zuerst mit dem dünnen, anschmiegsamen Apostelthume. Doch schon in diesem bildet

ſich ein Doppelkeimchen des Zwieſpaltes für eine tauſendjährige Zukunft. Petrus und Paulus, die Dioskuren der chriſtlichen Kirche, leuchten der ganzen innern Entwicklung vor. Petrus, dem Altmoſaiſchen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend, und unfähig, das Freigeiſtige derſelben zu faſſen, bildet den Stamm der ſogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeſte, Werkheilige, kurz, das Hierarchiſche findet in der petriniſchen Kirche alte Gunſt und neues Glück. Paulus erfaßt den Geiſt des Chriſtenthums und verchriſtlicht ſeine eignen und die Ideen ſeiner Zeit. Er will alſo ein Chriſtenthum, das ſich dem fortſchreitenden Leben anſchmiege. Aber ſchon er wird nicht begriffen; der beſchnittne und beſchränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apoſtel der Geiſtreichen und Geiſtesfreien, bildet, bis einſt ſein Bau an die Reihe kömmt, die Oppoſition der erſten Kirche. — Es ſteht uns frei, eine Vorbedeutung der ganzen chriſtlichen Entwicklung darin zu ſehen, daß Paulus,

der wirkſamſte Apoſtel, vorher als Saulus zu den heftigſten Verfolgern des Chriſtenthums gehörte. Aus den beiden apoſtoliſchen Richtungen entfaltet ſich das Prieſterthum und das Ketzerthum, jenes langſam ſich befeſtigend, dieſes wandelbar und wechſelnd.

Die Natur war das erſte Prieſterthum, dem ſich der Menſch unterwerfen mußte. Aber er blieb nicht, wie ſeine thieriſchen Halbgeſchwiſter, in treuem Glauben. Er wurde durch geiſtige Bildung ein Schismatiker, und kann er ſich aus ihrem Kirchenverbande auch nicht ganz los machen, ſo bleibt er doch ein ſteter Proteſtant gegen die Natur. Mit ähnlicher Gewalt, wie dieſe, ſtellt ſich überall das Prieſterthum der religiöſen Freiheit der Menſchen entgegen. In den erſten chriſtlichen Gemeinden hatte Niemand ein Recht oder ein Amt zu ſprechen; aber es ſtand wohl den Aelteſten am beſten an, das Wort zu führen. Ein Aufſeher (Biſchof) ward auch bald nöthig. Aelteſte und Biſchof brachten ſich nun leicht durch Einſicht und

Klugheit ein perſönliches Anſehen und einen Einfluß zu Wege, der langſam am Amte kleben blieb. Verhandlungen der getrennten Gemeinden unter einander, Kampf gegen frühzeitige Irrlehrer hob dieſen amtlichen Einfluß mehr und mehr. Nun, wie die Gemeinden ſich erweiterten und vermehrten, wurden Synoden nöthig, — Verſammlungen der Biſchöfe in der Art, wie ſich in bürgerlichen Angelegenheiten die Städte Joniens gemeinſam zu berathen pflegten. Indem man mit redlichem Eifer das gemeinſame Beſte überlegte, ward man doch bald genug auch inne, daß zugleich eines Jeden perſönliches Anſehen dabei nicht übel wegkam. Dadurch fanden ſolche Kirchenverſammlungen im ganzen römiſchen Reiche Gunſt. Durch Beſchlüſſe wurde Glaubenslehre und Kirchenzucht geregelt. Eine allgemeine Kirche bildete ſich den getrennten Meinungen gegenüber. Hiermit entſprang aber auch ein Orden bevollmächtiger Sprecher, und ſtellte ſich auf verſchiedenen Stufen über die bloß vernehmenden Chriſten.

Die frühere Gleichheit in den Gemeinden zerfiel in Klerus und Laien.

Die Ketzereien, die von dieser Zeit an in der christlichen Welt nicht mehr aufhörten, müssen ein für alle Mal aus einer höhern Ansicht begriffen werden. Wir haben schon bei den ersten Aposteln gesehen, daß der geistreiche Paulus nicht verstanden wurde. Natürlich findet in einer Versammlung von Menschen, je größer sie ist, bei desto Mehren das Gemeine Anklang. Nicht anders ging es in den Konzilien, und das eben wuchs zum Stamme der katholischen Kirche zusammen, was den Meisten der versammelten Bischöfe gemein war. Das Geistige ist nur den Einzelnen zugänglich und faßlich. Die Ausbrüche dieses geistigen, des paulinischen Christenthums, die nach einer freieren Gestalt verlangen, als der petrinische, — petrificirende Katholizismus bildet, — sie eben sind die Ketzereien. Es ist wahr, die ketzerischen Ansichten, die wandelbaren, erscheinen meist so seltsam und wunderlich, wie die Kirchen-

lehren, die einen Beſtand gewannen. Aber dieſe ſogenannten Ketzereien ſind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen, gefeſſelten Chriſtusgeiſtes, während die ſeltſamen Kirchenſatzungen für den Siegesjubel des Weltgeiſtes zu erklären ſind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelſen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige, reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht.

Unvermögend, der fröhlichen Kraft des Chriſtenthums, das ſich in allen Bildungen des Lebens verſuchte, zu widerſtehen, nahm die junge Kirche zur Befeſtigung einer Eintracht ihre Zuflucht zum Verſtande, und arbeitete, die Einheit ſuchend, immer mehr auf eine Einerleiheit hinaus. Allerdings iſt die Wahrheit nur eine; aber eine, die ſich in vielen endlichen Erſcheinungen immer nur theilweiſe abſpiegelt, und die Summe aller getheilten Erſcheinungen im Schooße der Gottheit niederlegt.

Nicht ſo bald hatte die Prieſterſchaft ſich von

den Laien geſondert und über ſie erhoben, als auch gleich die kirchliche Hausordnung ein vornehmeres Weſen annahm. Es entſtand viel Redens über die Kraft und Würde der Andachtsgebräuche, über die Wunder des Gebetes und Faſtens. Es wird Gebrauch ſich mit dem Kreuze zu bezeichnen, einem alten Symbole, das ſchon in den ägyptiſchen Myſterien zur Bezeichnung des Durchſchnitts der Sonnenbahn mit dem Aequator heilig geweſen war, für die Chriſten aber durch den Tod ihres göttlichen Meiſters einen neuen Sinn gewonnen hatte. Und wie ſich überall ſinnliche Gebräuche gern ſelbſtſtändig machen, weil ſie in der Sinnenwelt ſich zu Hauſe fühlen; ſo fing man auch früh genug an, bei der Taufe das Zeichen für die Sache, das Waſſer für die Sinnesänderung zu nehmen. Abſchwörungen des Teufels wurden damit verbunden, ſogar bei Kindern, als ob jedes neugeborne Herz eine Herberge für Höllengeſindel wäre. Am nutzbarſten machte ſich aber die Polizeigewalt ſtrenger Bußſtrafen und erhob das

prieſterliche Anſehen zu einem Vermittleramte zwiſchen Gott und dem Sünder.

Doch all' dieſen Elementen! wie ſie ſich in einer ſeelenangſtvollen, reſignationseifrigen Zeit bekräftigten und verbanden, fehlte noch zum höchſten Wachsthume die Sonne der Gnade von der Höhe weltlicher Gewalt. Dieß Glück wurde jedoch der jungen Kirche unter Konſtantins Regierung zu Theil. — Es liegt in der Natur der Hofgunſt, daß ſie begnadigte Intereſſen an deren Repräſentanten auszeichnet. Die Geiſtlichkeit kam alſo bei dem Eifer des Kaiſers für das Chriſtenthum gut weg. Sie wurde von bürgerlichen Laſten und Dienſten befreit, und man durfte die Kirchen in Vermächtniſſen bedenken. Wie ſchnell fielen jetzt Güter und Schätze vom Herzen derjenigen, die damals ſo bekümmert um das Jenſeits waren, in die Hände derer, die das Ewige beſorgten! Ehren, Macht und Reichthümer eilen jetzt dem Katholizismus zu. Die Zeitverhältniſſe machen ihn groß; aber er vergißt dabei, wie die Zeitverhältniſſe ſich

ändern dürften; er fürchtet nicht, daß er, mit dem Weltlichen beschäftigt, die Kraft verlieren könnte, vom Weltlichen zu erlösen. —

Zu diesen Zeitansichten kam bald eine große Ahnung des nächsten Weltschicksals. Ein gewaltiges Weltreich, die römische Monarchie, fängt bei innerer Fäulniß und äußerem Völkersturme zu wanken an. Die Welt bangt. Und wenn nun aller Stolz und alle Herrlichkeit der Erde in Staub zerbrechen soll, welches fühlende Herz muß nicht das Irdische verschmähen? — Jahreszeit und Witterung bringen manche wechselnde Krankheit mit: die Wechsel der Weltgeschichte scheinen ähnlichermaßen auf die Stimmungen der Menschheit zu wirken. Grade die edelsten Herzen ergriff damals ein Widerwille am Irdischen, das sie doch eher als durch das Christenthum erlöst hätten ansehen und frisch erbauen sollen. Doch in der That das Verschmähte ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt, das Verfallende wegzuräumen, entstand das Insektengeschlecht der Mönche. Ihnen,

den Verächtern der Welt, wirft die Welt ihre Schätze zu. Dieſe häufen ſich in Klöſtern. Hierher ſchleppen reiche Novizen ihr Erbe; in Vermächtniſſen werden die Geſellſchaften bedacht, die ſelbſt kein Teſtament machen. So häufen ſich denn auch die materiellen Stoffe, um eine Weltkirche zu erbauen. — Werden nicht die edelſten Schätze aus den Felſen gehoben? Der Fels der Kirche verſchließt ſie wieder. Die Welt erkrankte am Ekel des Irdiſchen: ſie rettet ſich durch den Ausbruch dieſer Krankheit — durch das Mönchthum. Denn nun baut dieſes in Sonnenglut die Erde an, trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in ſtillen Zellen auf ſelbſtbereitetem Pergamente die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Waizenkorn des Himmels grünt unter ſeinem Kreuzſpaten auf, und ſein Griffel überwintert für das Lenzjahrhundert neuer Aufklärung die Körner der alten Wiſſenſchaft.

Ein Ereigniß der frühſten Zeit war von den wichtigſten Folgen für die Entwicklung der katholiſchen

Kirche. Kaiſer Konſtantin hatte nämlich, obſchon zum Chriſtenthum übergegangen, doch die hergebrachte heidniſche Würde eines Oberprieſters (pontifex maximus) beibehalten. Wie leicht hätte es ſich da bei der biſchöflichen Luſt zu predigen, die ihm eigen war, fügen können, daß zur weltlichen Gewalt die geiſtliche gekommen, und ein chriſtliches Sultanat zum Nachtheile der europäiſchen Bildung entſtanden wäre, die ſich ſpäterhin gerade unter den Kämpfen dieſer beiden Gewalten ſo frei entwickelt hat. Statt deſſen legte jener Kaiſer, freilich unbeabſichtigt, den Grund zu einer heilſamen Trennung beider Gewalten. Denn nach langen Kämpfen mit ſeinen Mitregenten, durch Glück und Mordthaten Alleinherrſcher geworden, erbaute er an der Grenze zwiſchen Europa und Aſien Konſtantinopel zum neuen Herrſcherſitze. Da ihm jedoch die alte Glorie Roms nicht hinüber folgte, ſo drückte ſich nach und nach ein frommer Biſchof in dieſen Glanz, und ſetzte endlich vor den eindringenden nordiſchen Völkern die erledigte Herrlichkeit

auf ſein Haupt. Zuerſt nämlich hatten ſich die Biſchöfe der Reichshauptſtädte mit dem Titel eines Patriarchen über die andern erhoben. Dann wurde auf der Synode zu Konſtantinopel im Jahre 381 — nachdem die Verſammlung vorher dem heiligen Geiſte die gleichvolle dritte Perſönlichkeit in der Gottheit votirt hatte, — auch dem römiſchen Biſchofe der Rang vor dem Patriarchen zu Konſtantinopel zuerkannt. Wenn nun auch im Himmel über die dem heiligen Geiſte gemachten Zugeſtändniſſe ſich kein Streit erhob; ſo blieb doch der Biſchof zu Konſtantinopel nicht gleichgültig bei dem, ſeinem Kollegen in Rom zugeſprochnen Vorrang. Lange Streitigkeiten entſtanden.

Inzwiſchen bildete Gregor der Große das kirchliche Ceremoniel aus, deſſen fortdauernde Geſtalt der Katholizismus hauptſächlich ihm verdankt, der durch ein eigenthümliches Gemiſch von Einfalt und Gelehrſamkeit, Demuth und Stolz, Schlauheit und Aberglauben der Mann ſeiner Zeit war. Er erhöhte die blendende, ſchauervolle Pracht des

Gottesdienstes, ordnete den Meßkanon und den Festkalender, und führte den bunten, wechselnden Schmuck der Gewänder ein. Man kann sagen, Gregor habe zuerst zu Gunsten der sich einrichtenden petrinischen Kirche die Intestat-Erbschaft der alten Göttertempel angetreten. Und welch' ein reicher Haushalt fand sich da nicht vor! Feste aller Art, — Demeterfeste, Thesmophorien, die Megalesien, Ambarvalien, Saturnalien und andre; dann Prozessionen aller Art; ferner Geräthschaften aller Art: purpurne Priestermäntel, phrygische Mützen, Pauken und Hörner, Kerzen und Fackeln, Weihrauchvorräthe, heilige Bilder, die einst zum Erstaunen geschwitzt hatten, Isisklappern, Fichtenzweige als Bußgeißeln, Lorbeerzweige als Weihwedel, und — wer nennt Alles, was einst die Heiden gebraucht hatten, und was sich nun für die petrinische Kirche bräuchlich machen ließ. — So bildete sich das Ceremonienwesen zu den Entwicklungen des Lehrgebäudes durch die Konzilien. Dann that derselbe große Gregor noch einen folgereichen Schritt.

Phokas, ein Hauptmann im griechischen Heere, hatte an der Spitze emporter Legionen sich des griechischen Thrones bemächtiget, und den Kaiser Mauritius nebst dessen Kindern ermorden lassen. Diesen rohen, rothhaarigen, mißgestalteten, bartlosen Kaisermörder begrüßte zur Thronbesteigung der Bischof Gregor, und freute sich, daß des Phokas „milde Frömmigkeit" auf den kaiserlichen Thron gelangt sei. Phokas bezeigte sich erkenntlich und erklärte unter Gregors zweitem Nachfolger durch ein eignes Hofdekret (Kabinets-Ordre) den römischen Stuhl für den vornehmsten in der Christenheit und den Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche. —

Die petrinische Kirche stand im Rohen fertig, wenn auch die spätere Zeit noch daran zu vollenden hatte. — Die Weltlage und vielleicht noch mehr die natürliche Entwicklung der Liebe, die sich ja entsagend und leistend bethätiget, brachte es mit sich, daß das Christenthum zuerst mehr negativ, als Weltverachtung, auftrat. Resignation

auf Alles, was die Welt hoch gehalten, worin sie sich versündigt hatte, — Herabwürdigung der Erdengüter, Verschmähung der Lebensfreuden, Demuth eigner Einsicht, Hingebung eignen Willens hatten ein unerschöpfliches Material von sich gethan, aus welchem eine so prachtvolle Kirche, wie die erste des Christenthums, erbaut werden konnte. Aber die aus Resignation der Welt entstandne Kirche konnte nur durch dieselbe fortdauernde Resignation bestehen, und da die Welt sich ihre Güter und Genüsse nicht lange kürzen oder entziehen läßt: so hielt die Kirche desto nachdrücklicher die höchsten geistigen Güter der Menschen fest; indem sie Verzicht auf eigne Forschung und auf selbstständigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich unterhielt sie mit aller Beharrlichkeit den doppelten Zwiespalt, — jenen ursprünglichen zwischen Petrus und Paulus, und den spätern zwischen Rom und Byzanz. Ich will sagen, — die petrinische Kirche verfolgte den paulinisch-freien Geist in den vielfältig aufkommenden Sekten, in

denen ſich die geſunde Lebendigkeit des Chriſtenthums gegen deſſen Petrification hervor that, und ſuchte zugleich die Trennung der geiſtlichen von der weltlichen Gewalt bis zur eignen Unabhängigkeit, ja bis zur geiſtlichen Oberherrlichkeit auszubilden.

Höchſt merkwürdig kam ein Drittes hinzu. Die ſinnliche Andacht der Kirche ſteigerte ſich nämlich bis zur Anbetung eines Körpers. Papſt Urban der Vierte, früher Archidiaken in Lüttich, ſetzte nämlich gegen Ende des 13ten Jahrhunderts das von ſchwärmeriſchen Frauen jener Stadt aufgebrachte Feſt des Frohnleichnams ein, in welchem nicht mehr der menſchgewordnen Gottheit, ſondern der uns Allen gemeinſamen Hülle, in welcher ſie erſchienen war, eine Anbetung geweiht wurde. An den Kerzen ſolcher Andacht entzündete ſich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelſten Organe der lebendigen Kirche, die Geiſtlichen und Mönche, die ſich an den von der gläubigen Welt einſt reſignirten Gelüſten übernahmen,

erkrankten am Tiefſten. Ein Gefühl der Laſterhaftigkeit ergriff, wie einſt in der heidniſchen Zeit, alle Stände, und führte zu jenem Unſinn raſender Bußübungen, der ein Vater neuer Ungeheuer ward; wie ſich ja die umherziehenden Geißlerbrüderſchaften zuletzt in Räuberverbrüderungen auflösten.

Ueber dieſer neuheidniſchen Sündfluth fanden nun die weltliche Macht und das pauliniſch-geiſtesfreie Ketzerthum ein gemeinſchaftliches Intereſſe *gegen* die beſtehende Kirche. Dieſe Intereſſen verbanden ſich zuletzt mit wechſelſeitig gelichenen Waffen zu jener kirchlichen Oppoſition, die ſpäterhin unter dem Namen *Proteſtantismus* nach blutigen Kämpfen einen ſtaats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte.

Wenn ich nun hiermit meine Ueberzeugung andeuten will, — der Proteſtantismus ſei nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entbehre des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche: ſo bin ich doch weit davon entfernt, das Chriſtenthum ſelbſt für erſchöpft, und die Welt

einer neuen Lehre für bedürftig zu halten. Vielmehr bin ich des festen Glaubens, daß nach Abbruch oder vielleicht schon neben dem Verfall der petrinischen Kirche sich die paulinische erbauen werde. Hat nicht die Liebe, mithin das Christenthum als Religion der Liebe, neben dem negativen Pole des Entsagens noch den positiven des Leistens zu bewähren? Und ist dieser nicht erst der eigentlich schöpferische, unerschöpfliche? —

Was ließe sich aber von dieser zweiten Kirche mehr sagen, als daß sie eines Tages erbaut sein wird? Der Mensch reicht nur mit Bedürfnissen, nicht mit Einsichten in die Zukunft; das wunde Herz der Menschheit hat nur das Vorgefühl eines Wechsels der Zeit, und die Vorsehung behält sich die Ueberraschung vor. So viel nur läßt sich voraussehen, daß die paulinische Kirche ihre Bausteine nicht aus der Verschmähung, sondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die christliche Welt so rührig in Reformen, so thätig im Schaffen, wie heut.

Es ist Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, sie räumt auf, sie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich sage nicht, daß diese Kirche der anerkennendleistenden Liebe die Materien unserer Werktage heilig sprechen, das Fleisch unserer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die schaffende christliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die allein und vor Allem das Jahrhundert vom Aussatze der Genußsucht befreien, und die geschwollenen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird sie keine Resignation auf unsere Kräfte, auf unsere Rechte, ja nicht einmal auf unsere Neigungen, kein Verschmähen unserer Interessen, unserer Foderungen oder auch nur der Genüsse der Welt verlangen. Bloß eine Resignation müssen wir in der ersten Kirche der entsagenden Liebe gelernt haben, — jene nämlich auf Eigensinn, Eigenliebe, Eigenwillen. Wer aber blickte nicht auf dieß materielle Treiben und Trachten der heutigen Sonnabendswelt, ohne zu fühlen, daß der schaffende Menschengeist

ſich nach einer Weihe ſehnt, daß die Vermählung der mündigen Töchterkräfte der Natur an die mannbaren Gedanken des Menſchengeiſtes eine Einſegnung bedarf, daß die Kinder dieſer Ehe, die Erzeugniſſe des Gedankens und des Fleißes eine Taufe begehren?

Dieſe Weihen werden in der zweiten chriſtlichen Kirche ertheilt werden, — einer Kirche, die das ganze Leben und alle deſſen Seitenkapellen und Kreuzgänge mit einer durchſonnten Kuppel überdomen wird.

Einſt ſtand die allgemeine Bildung der Welt im Einklange mit der katholiſchen Kirche. Damals, als, wie geſagt, das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum beſucht die heutige Bildung keine Kirche mehr? — Die Geiſtlichkeit beweheklagt es; aber es iſt begreiflich: die heutige Bildung hat eben keine Kirche mehr, die Bildung der Welt iſt — excommunicirt. — Die Kirche ſucht ihre Prieſter heut aus der Klaſſe hülfloſer Studenten, und findet ihren Glauben auf den

untern Stufen der bürgerlichen Gesellschaft. Der Einzelne vereinzelt sich mit seinem religiösen Herzen. Dieß alte Leben der christlichen Kirche zerfällt in seine Atome, die das schöpferische Christenthum zu einem neuen Körper wieder verbinden wird. Einst that der Nachfolger des jäheifernden Apostels Petrus ganze Länder in den Bann; seit dreihundert Jahren excommunicirt die Petruskirche die ganze Bildung der Welt. Denn diese ist bereits von paulinischem Geiste durchweht. Was einst einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren, — ketzerisch, das ist jetzt, nicht in einzelnen Punkten, sondern im tiefsten Geiste, die gesammte Bildung der Welt; denn der peterskirchlichen Resignation entwachsen, will sie die Materien des Lebens gewürdigt, die Geister selbstständig, den Glauben nicht mehr römisch-mediatisirt, sondern himmelsunmittelbar wissen. —

In dieser Weltlage schien es mir keine innere Pflicht zu sein, daß man einer bestehenden Kirchen-

gemeinde angehöre. — Höchste Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt, durch edeln Willen und reine Gesinnung den wahren Geist des Christenthums zu begreifen, und in seinem individuellen Leben auf eigenthümliche Weise zu entwickeln. Wie in frühern Tagen das Christenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: so läßt sich in jedem Lebensberufe und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darstellen und lebendig machen. Jeder soll sich selbst zu einem Bausteine der künftigen pauliniſchen Kirche bearbeiten, da diese eine Kirche des Lebens, aus Lebendigen gefügt, sein wird. —

Und wollten neben dieser Pflicht der Einzelnen die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen; so sollte es darin bestehen, daß sie in ihrer Furcht und Besorgniß vor den jetzigen Aequinoctialstürmen der Zeit ihr Heil nicht hinter bloß materiellen Interessen suchten, die nur den bedrohlichen Abgrund zwischen Elend und Ueppigkeit erweitern; sondern daß sie große, freie Gedanken,

edle Selbstständigkeit der Einzelnen und reges Gemeingefühl — mithin das, was gerade das Jahrhundert von seinem Eigensinne, seinem Eigenwillen, seiner Eigenliebe, also von den Dämonen der Zerstörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, sondern befördern möchten.

II.

Krieger und Prieſter.

Erinnerungen und Betrachtung.

Es kömmt nicht ſelten vor, daß man als Knabe an einem Baum des Hausgartens mit flüchtigem Blick einen Sproſſen bemerkt hat, den man als Mann zu einem fruchttragenden Aſt erwachſen wieder findet. Die Empfindungen, die alsdann beim Rückblick über die verlebten Jahre — die ſchönſten unſeres Lebens — das Herz ergreifen, ſind vielleicht nicht ganz mittheilbar für Andere, oder ſie finden wenigſtens keine rechte Theilnahme. Dennoch dachte ich daran, von etwas Aehnlichem zu erzählen. Ich wollte an die Zeit erinnern, in

welcher die jetzige religiöse Richtung, deren Früchte noch unreif aussehen und herb genug schmecken, sich in ihren unbeachteten Trieben regte. Es ist mir begegnet, daß ich das stürmende Ende einer gewaltigen Zeitbewegung, und den heimlichen Ansatz einer neuen dicht neben einander sah. Die neue ging unmittelbar aus der alten hervor, als ob man unter der Achselhöhle eines abgehauenen Astes den neuen Trieb hervor stechen sähe. Der alte Ast fiel im Herbste 1813, und im Sommer 1814 zeigte sich mir der neue Sproß. —

Ich war eben in mein erstes Amt eingewiesen worden; es war, so zu sagen, ein ganz kleines politisches Legat des damals in den letzten Zügen gelegenen Fürsten Primas. Der Großherzog kannte den jungen Menschen persönlich: er hatte ihn auf dem Liebhabertheater spielen sehen, hatte die von ihm verfaßten Prologe gelesen, die den Fürsten, so oft er den von ihm selbst gestifteten Verein besuchte, von der Bühne begrüßten, und der Finanz-Minister, Graf Benzel

Sternau, empfahl den jungen Schreiber. Dieſer ſollte jetzt bei der Verwaltung der neuorganiſirten indirecten Abgaben angemeſſen untergebracht werden; am Ende war durch ungünſtigen Einfluß von Landsleuten, die das Perſonal vorzuſchlagen hatten, nur die geringe Stelle eines reiſenden Controleurs in dem kleinſten Bezirk übrig geblieben.

Dieß Amt trat ich den 25. Auguſt 1813 an, und nur zwei Monate ſpäter wälzte ſich ſchon der franzöſiſche Rückzug von Leipzig und die verbündete Armee der Deutſchen durch das kleine Großherzogthum Frankfurt, und ſtürzte die Herrſchaft des Primas um, der ſein kindiſch-gewordenes Haupt mit der ſchlappen Unterlippe ſchnell aus der Fürſtenkrone unter die Biſchofmütze zurück zog. Er war ja das letzte Amphibium weltlicher Prieſterherrſchaft in Deutſchland.

Ich verſah mein Amt in den erſten Monaten von der Stadt aus, weil ich auf dem Lande noch keine ſchickliche Wohnung gefunden hatte. Und eben wollte ich gegen Ende Oktobers, des

monatlichen Rechnungsabschlusses halben, mich nach meinem Bezirk begeben, als die Vorwellen des französischen Rückzuges heranspritzten. Ein Ränzchen, worin ich meine Papiere, Wäsche und ein Buch mitzunehmen pflegte, nebst einem starken Knotenstocke waren meine Reise-Equipage. So schritt ich des Morgens aus Fulda dem nahen Frauenberge zu, und blieb auf dem ersten Hügel stehen, um in aller Geschwindigkeit und ohne etwas bei der Accise im Amte Burghaun zu versäumen, mir ein Bild der französischen Retirade mitzunehmen. Ein Weilchen sah ich so dem Getümmel zu, das auf der Leipziger Straße und durch Feldwege sich südwärts forttrieb. — Das also ist eine Retirade? So sieht ein fliehender Feind aus? dachte ich bei mir selbst. Husaren ohne Pferde, Fußgänger ohne Schuhe wandeln und hinken unter einander fort. Jene tragen am Pallasche ein Bündelchen, diese einen welken Tornister auf dem Rücken. Die Waffengattungen, die Regimentsfarben haben sich vermischt. Angst

und Hunger geben wechſelnde Parole und neue Feldzeichen. Einer um den Andern hat ſchon ein Uniformſtück mit einem Bauernwamms vertauſcht. Einzelne tragen ein Tuch um den Kopf gewunden, Etliche den Arm in der Binde. Der Tambour hat ſeine Trommel weggeworfen: kein Wunder, daß die Mannſchaft nicht im Schritt iſt; — der rüſtigſte Fußgänger iſt der vorderſte Mann. Auf dem Billeten-Amte werden ſie jetzt wohl artig ſein, in den Quartieren ohne Wein und Weißbrod vorlieb nehmen. — So ſieht alſo eine Retirade aus!

Mit dieſer wegwerfenden Betrachtung ſchreitet der erfahrne Controleur über den Hügel in's Thal hinab auf das nächſte Dorf los. Hinter dieſem erhebt ſich der Schildwald, — aus alter Zeit durch wildverübte Thaten in ängſtlichem Ruf. Mit Verwunderung ſehe ich, daß die Bauern aus dem Dorf ihr Stallvieh über die kahlen Felder und durch die Hohlwege nach dem Walde hinauf flüchten. Das macht mich ſtutzig. Welche ſchreck-

liche Vorſtellung machen ſich doch gleich ſo unerfahrne Landbewohner von einer Retirade? Man ſollte glauben, ein ſchweres Wetter ſey im Anzuge, und einige dicke Tropfen dieſen Bauern ſchon auf die Naſe gefallen! lächelte ich ſelbſtgefällig, und ſchritt weiter. Da höre ich plötzlich ſeitwärts hinter mir frembtönenden Zuruf. Ich wende mich um, und zwei polniſche Lanzenreiter gebieten mir Halt. Einer ſteigt ab, und läßt mich nicht lang im Zweifel, daß er mich durchſuchen will. Mein Ränzchen wird ausgeſchüttelt, die Wäſche auseinandergezogen. — In meinem Amte ſtand der Viſitator unter dem Controleur: hier ward es nach polniſcher Dienſtordnung umgekehrt gehalten. Ich fand mich mit aller Ruhe in den neuen Geſchäftsgang, und ſuchte nur, während meine Rocktaſchen durchſtört wurden, das Uhrband unvermerkt zurück zu ſchlagen. Es gelingt, und wie nun der edle Krieger mir Bauch und Beine, vermuthlich nach eingenähtem Golde, betaſtet, glückt es mir auch, durch richtiges Ein-

ziehen des Bauches die liebe Uhr den groben Fingern unfühlbar zu machen. Die Börse freilich wird mir in der warmen Tasche treulos, hängt sich dem kühnen Polen an, und geht mit auf die Retirade. Der Lanzner sitzt rasch auf, und Beide reiten auf Seitenwegen weitern Eroberungen zu.

Diese polnische Manipulation — Digitalmanipulation mit Contakt — machte mich geschwind hellsehend. Ich überlegte, daß eine Retirade doch Manches mit sich bringen könnte, dessen man sich nicht voraus versähe, und daß wohl auch die Bauern in der allgemeinen Verwirrung nicht aufgelegt sein möchten, sich gerade an die Accisordnung zu halten. Ich kehrte daher nach der Stadt zurück, und fand wirklich in den nächsten Tagen einige Gelegenheit, meine flüchtige Vorstellung von einem feindlichen Rückzuge zu bereichern und zu erweitern.

Ich will hier kein Gemälde des französischen Rückzugs durch Fulda versuchen. Ich könnte es nicht einmal liefern; denn ich habe nicht ernst und

umfaſſend genug beobachtet. — Mir hat von Kindsbeinen auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge und Erſcheinungen aufzumerken gewöhnt hätte. Ein forſchender Geiſt wohnte dem Knaben nicht ein, ſondern vielmehr ein flatternder. Mit leichtem, unbefangnem Sinne, der mich heute, da mir das Leben viel ſchwerer vorkömmt, in der Erinnerung wahrhaft rührt, ſah ich halb träumend in's Leben hinein. Die wichtigſten Ereigniſſe meiner Jugend, geſchaute wie vernommene, gingen an mir vorüber gleich Schattenſpielen: ſie erregten meine Phantaſie, bewegten mein Herz, und verſchwanden. Ich nahm das Einzelne ſtets als Einzelnes auf, und fragte nicht, woher es komme und wohin es führe. Von den zwölf kantiſchen Kategorien, mit denen ſich in meiner Kindheit die deutſche Wiſſenſchaft ſo ſehr beſchäftigte, war mir gewiß jene der Cauſalität im Leben die fremdeſte. So trieb ich mich denn auch damals, während beim

Andrange der geſchlagenen Franzoſen Freunde und Bekannte angſtbleich das Entſetzlichſte erwarteten, mit Knabenneubegierde Tag und Nacht in der Stadt umher, ohne etwas zu befürchten, und ohne etwas anmerken zu wollen. Einzelne Bilder ſind mir in der Erinnerung geblieben.

Den Tag nach meiner polniſchen Lection ſah man von früh an den erſten Koſacken entgegen, die bekanntlich dem franzöſiſchen Rückzug voraus waren. Eine Menge Bürger trieben ſich auf der Promenade innerhalb des Leipziger Thors umher, neugierig auf die — Befreier. Ein von jeher als exaltirt bekannter Lakirer, Namens Lenz, war heute vollends oben hinaus. Man könnte ſagen, er hätte der trocknen Fuldaer Begeiſterung den Firniß gegeben. An der Spitze ſeiner Aufgeregten ſtürzte er dem Häuflein entgegen, das gegen Mittag zum Thor hereinritt, ſchwang den Hut, und ſchrie mit ausgebreiteten Armen: „Willkommen! Es leben unſere Befreier!“ — Aber er ſollte ſie gleich auch als ſolche kennen lernen. Die Schaar

hielt an, ſchmunzelnd, mit ſchmutzigen Bärten und Stumpfnaſen. — „Vater, wieviel Uhr?“ fragte der vorderſte Reiter. — Lenz riß ſeine gute Uhr aus der Taſche, um ja die rechte Minute anzugeben, und — ſchnell hatte der vom Pferde ſich herabbeugende Koſack die Uhr ergriffen. Das Häuflein jagte davon und in die Gaſſen. Verblüfft ſtand der Lakirer da: das war ihm doch ein garſtiger Griff auf den friſchen Firniß! Er hatte die Lehre und Warnung bezahlt, mit welcher die andern Bürger davon ſchlichen. — Nun kann ich doch meiner Frau ſagen, um wieviel Uhr die erſten Koſacken angekommen ſind! hieß es. Der echte Fuldenſer iſt nie witziger, als hinter einer Schadenfreude.

Nachmittags nahmen die inzwiſchen ſehr angewachſenen Koſacken ein franzöſiſches Reismagazin in Beſitz, und verkauften die Vorräthe. Die Bürger riſſen ſich um die ſchweren Säcke, die man um leichtes Geld erhandelte, und nach Hauſe ſchleppte. Einzelne, die nicht den Muth oder

das Geſchick hatten, ſich auch eine Tracht zu erhandeln, wurden nur deſto neidiſcher; ſie ſchnitten mit ſcharfen Meſſern in die weggetragenen Säcke, und der Keuchende ahnete nicht, warum ihm mit jedem Schritte die Laſt leichter wurde. Hinter ihm raffften Bettelkinder den Ausfall in ihre Schürzen und Mützen auf. — Das Magazin war übrigens ein Glück für die Einwohner, die auf ſo viel hungrige Gäſte nicht vorgeſehen waren, als nun der franzöſiſche Rückzug herbeiführte. Die Habſucht der Koſacken vertheilte den franzöſiſchen Reis zum Beſten der Franzoſen. — Schon gegen Abend deſſelben Tages ſchwoll die Flut des noch geordneten franzöſiſchen Heeres heran. Die Koſacken wurden beiſeit geworfen. Gaſſen und Häuſer füllten ſich mit dem fliehenden Feinde. Die Hauptſtraßen waren mit dampfenden Pechkränzen erhellt, die deſto dichtere Schatten in die Seitengäßchen warfen, wo man im Dunkel über Erkrankte und Sterbende ſtolperte, oder herrenloſe, abgemagerte Gaule umrannte. Die Trommeln

der aus- und einmarſchirenden Kompagnien raſſelten die lange Nacht hindurch. Fluch und Zuruf erſcholl aus allen Ecken; Hülferuf der Bürger gellte dazwiſchen; Wimmern der Erſchöpften tönte in den ſtillern Zwiſchenmomenten. — Mitten in dieſem Drange trieb ich mich umher, und ließ meine Phantaſie von ſo ungewöhnlichen Erſcheinungen aufgeregt, mein Herz von ſo heftigen Stürmen erſchüttert werden. Dieß Herz war noch ſo jung und prall, daß es an ſo großen, fremden Leiden ſich ſelbſt zu fühlen, ſich zu meſſen ſuchte. Das Glück begleitete den Unbeſonnenen, daß er da keinen Schaden nahm, wo ſo manchen, von Noth oder Pflicht hingetriebenen Bewohnern Schlimmes aufſtieß. Tief bewegte mich der Anblick der alten Grenadiergarde. Auf dem Kirchenplatze, um qualmende, mit Töpfen beſetzte Feuer ſtanden in ihren blauen Ueberröcken mit rothen Achſelbändern und hohen Bärmützen dieſe ſtolzen Männer, die Arme verſchränkend, in dichten Kreiſen, und plauderten ernſt. So hatten ſie ſonſt

nach mancher Schlacht die ſüßen Früchte des Sieges gekocht; nun wollte ihnen die bittere Flucht nicht ſchmecken. Doch behielten ſie noch die ſtolze Haltung verwöhnter Gäſte bei. Dieſer Anblick ermuthigte mich. Ich eilte nach Hauſe, um als Franzoſe Franzoſen zu vertreiben; indem ich im Anzuge eines einquartirten Offiziers jeden weitern Zudrang von Soldaten von der verriegelten Hausthüre meines verzagten und verzweifelnden Hauswirths wegfluchte. So fanden wir nach Mitternacht ungeſtörten Schlaf.

Am Morgen weckt uns ein Schuß auf der Straße. Die Nachbarn hatten einen plündernden Franzoſen vertrieben, und der Wüthende ſchoß im Zorne zurück. Aber nun ſtürzen ihm die Bürger nach; er rennt die Gaſſe entlang, dem Waffenplatze zu. Eine Magd, die eben mit voller Waſſerbutte auf dem Rücken vom Ziehbrunnen über die Gaſſe ſchwankt, bückt ſich im Nu ſeines Vorüberlaufens ſo geſchickt mit der linken Schulter, daß die ganze Flut über den Fliehenden ſtürzt.

Er taumelt unter dem Waſſerfalle nieder; die Bürger erreichen und behandeln ihn mit den rohen Waffen, die ſie von Hauſe mitgenommen haben. So viel ich mich erinnere, ſtand er nicht wieder auf. Er war nicht der Einzige, den man damals kalt vom Pflaſter aufhob. Gar Manchem bereitete tollkühner Uebermuth oder verzweifelter Mißmuth ein Lager neben denen, die Krankheit und Erſchöpfung auf offener Straße bettete.

Im Laufe des Tages, während die Hauptarmee durch die Stadt zog, brachen [illegible] Rotten in unſere entlegnen Gaſſen ein, um zu plündern. Es waren Polen. Ein junger, hübſcher Offizier, dringt mit gezücktem Degen in die Häuſer, reißt die Plündernden heraus, und ſchlägt blind auf ſie los. Sie wehren ſich nicht, aber ſie kehren immer wieder zum Plündern zurück. Der Offizier gebehrdet ſich wie ein Verzweifelnder über die Schmach und Ungebundenheit der Kompagnie, die ſeinem Wort und ſeinem Degen nicht mehr gehorcht. Ich ſehe von Weitem ſeine heftigen Bewegungen,

aber die Worte verſchlingt das unaufhörliche Toſen des kriegeriſchen Sturmes. — Wohin man blickte, fielen ungewöhnliche Auftritte vor, — Scenen eines großen Schauſpiels, das man nicht überſehen, deſſen Zuſammenhang man nicht finden konnte. Oder, beſſer zu ſagen, es waren Wellen, die zu unſern Füßen aufbäumten, und gleich wieder in die allgemeine Ueberſchwemmung zerfloſſen, die an uns vorüber brauste.

Dieſer Vergleich gewann täglich mehr Wirklichkeit. Regenwetter war eingetreten, als hinter der franzöſiſchen Flucht her die Fluth des ſiegreichen deutſchen Heeres vorüber trieb. Männer, Pferde, Fuhrwerk häuften einen Schmutz, daß jede Gaſſe dem ſchlammigen Bett eines abgefloßnen Stromes glich, der an das Ufer geſchwemmte Trümmer aller Art hinterläßt. Aber dieſe Ueberſchwemmung ließ auch Leichen und in Spitälern zuſammengeſtoßte Kranke zurück. Das fürchterlichſte Spitalfieber verbreitete ſeine Anſteckung; der Nachzügler-Typhus ſuchte, wie ein hungriges Raubthier, die

geängſteten, entſetzten, kummervollen, hungrigen, verkälteten, verkommenen Menſchen auf. Die Leiden, an Körper oder Seele, hatten ſich ja durch alle Klaſſen der Geſellſchaft verbreitet, und waren zu mannichfach, als daß dieſe Peſt nicht von allen Seiten Zugang in die Bevölkerung gefunden hätte. Täglich brachte ein Leiterwagen die Leichen aus den Spitälern vor die Stadt hinaus durch das Thor, an welchem ich wohnte. Ein lockres Streuſel, — das Stroh auf welchem die Elenden geſtorben ſind, dient ihnen als Leichentuch, das nicht einmal Alles bedeckt; die mitverpeſteten Halme machen das Todtengeleit, das mit den Unglücklichen zu Grabe und in's Grab geht. Abends werden dann noch die vor Nacht Geſtorbenen auf Schubkarren nach der Grube gebracht. Gleichgültig geht man vorüber, und erſchrickt kaum, wenn in der engen nächtlichen Gaſſe der Schubkarren an Einem vorübertreibt, und eines Todten herabhangendes Bein über unſern Fuß ſtreicht. Wer denkt daran, welche entfernten Fremdlinge,

einander ſelber fremd, auf dem Anger vor einer ſtillen deutſchen Stadt gemeinſam untergeſcharrt werden ohne Gebet, ohne Thränen, ja nicht einmal nur bei ihrem Namen genannt. Wie wäre man für ſo ſanfte Gefühle geſtimmt in einer Zeit, da nach dem Erſtaunlichen, das man erlebt, nach dem Entſetzlichen, das man beſtanden hat, bei all' den Hoffnungen, die man zu faſſen ſucht, uns nicht einmal dieſe Peſt ängſtigen kann, die doch viel ärger wüthete, als die Cholera, die in ſpäteren Tagen des Genuſſes und der Engherzigkeit die Welt entſetzte. —

Gar bald bringen die Symptome der Krankheit auch den leichtgeſinnten Accis-Controleur in Angſt. Er kauert hinter dem warmen Ofen, und ſucht aus ödem Kopfe, mattem Knie und übelem Magen, alſo aus drei gegebenen Sätzen den vierten, unbekannten zu finden. Doch nein! Er fürchtet den gar wohl bekannten, ſchon gefunden zu haben. Hunderte hatten ja bereits dieſe fatale Regel de Tri ſo rein gelöst, daß der Rechner

ſelbſt im Facit mit aufgegangen war, bis auf den unauflöslichen Bruch, welcher der Ewigkeit als Uebertrag in Rechnung gebracht wird. — Eben dieß Facit ſetzte mir nicht wenig zu. Jenes Todtenbein, das mir im nächtlichen Dunkel über den linken Fuß geſtrichen war, konnte als ein rechtes Vorzeichen gelten, — als die flüchtige Bekanntſchaft eines Fremdlings auf baldiges Wiederſehen. Die Lebenden drückten einander die Hände und halten ſich feſt; der Todte drückt mit ſeinem Fuß den meinen, weil es auf ein Vondannen abgeſehen iſt. — Ich mochte meine ſeltſam brütende Angſt nicht verrathen, um ſie nicht durch die theilnehmende Angſt der Meinigen zu vermehren; doch trieb mich die Unruhe fort. Unter einem dienſtlichen Vorwande packte ich mein Ränzchen, ergriff den Stock, und verließ die Stadt.

Allerdings mit andern Anſchauungen und Begriffen von einem feindlichen Rückzuge wanderte ich nun wieder denſelben Weg, über den Frauenberg, das Thal hinab, und den novembrig

ausſehenden Schildwald hinauf, ſo haſtig, als könnte ich einem Uebel entrinnen, das ich doch in mein Innerſtes eingedrungen glaubte. — Ob nun dieß lebhafte Vertrauen, oder die heftige Bewegung in freier Luft mich erquickte: genug, ich fühlte mich beſſer und faßte einen neuen Muth, den ich auch in derſelben Stunde zu einem unerwarteten Begegniß nöthig haben ſollte.

Der Wald bis zum nächſten Dorf iſt wohl eine Meile breit. Eine Landſtraße geht nicht hindurch, ſondern nur ein breit zerfahrener Weg, den der Wanderer an ſumpfigen Stellen verläßt, um ſich auf ſchmalem Pfade durch das Dickicht zu winden. Wie ich nun, etwa in der Mitte des Waldes, aus einer ſolchen Ausbeugung wieder in den Fahrweg trete, wandelt, eine Strecke vor mir, ein koſackenartig gekleideter Mann mit einem großen Fangbunde langſam mir entgegen. Er ſchreitet mit überkreuzten Armen, wie Einer, der auf etwas wartet, — wie ein Wegelagerer. Jetzt erſt fallen mir die in der Stadt verbreiteten

Gerüchte von Unſicherheit der Wege, von vorgefallenen grauſamen Beraubungen einzelner Wanderer ein. — Wirkliche Koſacken trieben ſich ſchwerlich mehr in der Gegend umher, und gewiß nicht einzeln und zu Fuß.

Allein die vorübergezogenen hatten mit ſo gutem Glücke geraubt, daß es verwegenen Gaunern ein zeitgemäßes Unternehmen ſchien, ſich eine koſackiſch zugeſtutzte Tuchkappe, einen langen Schafpelz mit einem Leibgürtel anzuſchaffen, und im ungewaſchenen Geſichte den Bart wachſen zu laſſen. Magre Gäule waren damals wohlfeil zu haben, oder man ſpielte, bis man einen erbeutet hatte, den Fußkoſacken im Geleit eines zottigen Hundes. Die kriegeriſche, herrenloſe, locker geordnete Zeit verlockte zu Abenteuern und einträglichen Wagniſſen. Die Herrſchenden rüſteten ſich eben zu Eroberungen, da gingen die Gauner auf Beute aus. Wer immer unter der Fremdherrſchaft Etwas eingebüßt hatte, ſah ſich nach einem Wege zur Reſtauration um.

Auf einem ſolchen Wege mitten im Walde kam mir jetzt der Pſeudo-Koſack entgegen. Das Schlimmſte war, daß ich eben nichts Erkleckliches an Geld oder Geldeswerth bei mir hatte; denn um ſo weniger durfte ich darauf rechnen, ohne perſönliche Beleidigung davon zu kommen. Der fahrende Eroberer konnte ſich für den Aufwand ſeines Feldzu,gs und für ſeine verbrecheriſche Entblödung nur an meinem Winterrock, an der Hoſe oder den Stiefeln entſchädigen; wie denn in der That ſolche Beraubungen bis auf's Hemd vorgekommen waren. Oder ſollte ich mich wehren — waffenlos gegen einen viel robuſteren Mann und deſſen Wolfshund? Ich will nur geſtehen, daß mir bei ſolchen im Nu gefaßten Betrachtungen nicht gleichgültig zu Muthe war. Entgehen konnte ich dem Wegelagerer auch nicht mehr; denn er hatte mich geſehen, und kam mir mit jedem langſamen Schritte näher. Ich war hinter einer dicken Eiche ſtehen geblieben, als ob ich gebückt an meinem Ranzen etwas zu machen hätte, eigentlich

aber nur, um meine Beklemmung zu verathmen, und dabei zu lauſchen, ob ſich nicht etwa von Weitem ein Wanderer im Walde hören ließ. Kein Wanderer kam, ſondern nur — ein guter Einfall.

Ich hatte bemerkt, daß der Koſack ohne Feuergewehr ging, und ſchritt nun mit kecker Miene auf ihn los. Näher gekommen, ſtutzte ich, als ob ich ihn erſt jetzt wahrnähme, blieb einen Augenblick ſtehen, zog mein Ränzchen unter der linken Schulter hervor auf die Bruſt, griff hinein, als ob ich ein Piſtol faßte und ſpannte, und ging dann ruhigen Schritts weiter. Der Hund, wahrſcheinlich leiſe gehetzt, ſchlug an, und trottete auf mich ein. Ich blieb ſtehen, und ſchwang mit der Linken meinen Reiſekuittel, indem ich dem Koſacken zugleich ziemlich barſch zurief, den Hund an ſich zu halten. Der Kerl pfiff, und der Hund kehrte zurück. Jetzt gingen wir an einander vorüber, und ſahen uns mißtrauiſch über die linke Schulter an. Ich war rechts ausgewichen, ſo weit

ich konnte, um nämlich — bequem schießen zu zu können, wenn es Noth wäre! Jener grüßte mit fremdtönenden Worten: ich nickte ihm über die Schulter zu. Rückwärts blickend hielten wir einander immer noch im Auge. Jetzt blieb er stehen, als ob es ihm reue, mich so ungerupft vorüber zu lassen. Ich eilte jedoch nicht, sondern trat vielmehr an einen Baum, wie zu einer Verrichtung, die mich als den gleichgültigsten, furchtlosesten Menschen erscheinen ließ. Nun schritt der Kosack weiter, und verlor sich in der Krümme des Wegs. —

So hatte ich denn mit einer Faust im — Ranzen einen wahrscheinlich unechten Kosacken doch mit echt russischer Politik getäuscht, die ja bekanntlich auch nicht selten bloß mit kühnen Gebehrden imponirt. Lachend über das spaßhaft abgelaufene Abenteuer war ich schon geneigt, die umgangene Gefahr nicht hoch anzuschlagen, als mir am Ausgang des Waldes auf der Höhe über dem nahen Dorfe ein trauriger Anblick

aufſtieß. Ein todter Menſch im Hemde lag auf einem Rain dicht am Wege. Offenbar war er entweder erſchlagen und beraubt worden, oder man hatte einen Geſtorbenen ausgezogen. Ich eilte ſchaudernd vorüber. Der Weg war nun durch die offene Landſchaft weniger ängſtlich, obſchon man von Dorfe zu Dorf viel ſeltner, als früher, einem Menſchen begegnete. —

Wie willkommen war der unerwartete Gaſt im Hauſe des Amtmannes, wo ich ſtets ſo freundlich aufgenommen war! Noch hatte ſich Niemand nach der Stadt gewagt, und Niemand hatte von dort Nachrichten über die Ereigniſſe des feindlichen Durchzugs gebracht. — Das heftige Fieber der politiſchen Reſtauration ſtörte zuerſt die alte, gewohnte Ordnung des Lebens, den Verkehr der Menſchen und der Märkte; die große, plötzliche Umwälzung der Dinge ließ uns zuerſt nur die allgemeine Erſchütterung empfinden. Wenn eine gewohnte oder gewaltige Herrſchaft umſtürzt, ſo nehmen bis zur nächſtfolgenden verſchiedne

Zwiſchenmächte über unſere Seele Beſitz: — der Schreck, die Erwartung, die Hoffnung, endlich das Vertrauen.

Wie viel hatte ich dießmal nicht meinen ländlichen Freunden zu erzählen! Sie liebten die Unart meiner Jugend, daß ich mit ſo viel lebhaften Gebehrden, als lauten Worten erzählte. In dem abgelegenen Orte hatten ſie ſelbſt nichts von dem Rückzug erfahren; ſo weit zur Seite der Landſtraße hatte ſich der drängende Strom nicht ausgebreitet. Nur bei Nachtzeit hatte man mit dem Windzuge das ferne Toſen des Heeres, die ſchweren Kanonenwagen, die hellen Trommeln gehört. Ihre müßige, räthſelnde, geſpannte Angſt war vielleicht noch niederdrückender geweſen, als unſere bethätigte, ſchauende ſich abmühende Noth. In ſolchen Beſorgniſſen hatten die Mämer gute Vorſätze gefaßt, die Frauen fromme Gelöbniſſe gethan, die man jetzt nach meinen lebhaften Schilderungen von ſo viel Unglück aus erleichtertem Herzen wiederholte.

Aber der ſtille Verſteck des Dorfes, wo man ſich eben traulich zu fühlen anfing, blieb nicht lange von ruſſiſcher Einquartirung und vom Typhus verſchont. Es gab bald genug zu leiſten und zu leiden. So ging der Winter hin. Und als ſich die zurückgekehrten Lerchen hören ließen, ſtellten ſich auch Schwärme von Flugſchriften ein, die uns die Großthaten der drei Leipziger Tage, das Gebet und die Umarmung der drei großen Monarchen, die beſiegten Leiden der Tyrannei und die erobert. Hoffnung der Freiheit ſchilderten. Siegesjubel und Friedenserwartungen waren ohne Maaß, wie denn auch Schimpf und Schelten auf den vertriebenen Feind ſich nicht erſchöpften. — Wie gern ertrug man die ruſſiſche Einquartirung, und — reinigte die Gemächer, wo ſie übernachtet hatten. Man ſchlug nicht hoch an, was ſie mitgenommen hatten, und entſetzte ſich nicht über das, was ſie zurückließen. Freilich fiel uns auch Manches als neu und ungewohnt auf: wir ſahen nämlich die berühmte Knute und zählten ſchaudernd

die Stockprügel, die der Soldat zu hunderten auf den entblößten Rücken empfing. Es wird vorüber gehen, dachte man im Stillen. Geprügelt zu werden, und den Feind schlagen zu helfen, sind sie gut genug. Und wenn sie nur erst einmal wieder zu Hause sind, so haben wir sie ja weit von uns für immer. —

Bald sollten auch schmackhafte Proben unserer Befreiung — von der Continentalsperre eintreffen. Ich war eben anwesend, als die erste Flasche Jamaika-Rum durch Freundes Sendung aus Bremen im Amthause ankam. Eine lustige Wallfahrt von Alt und Jung zog mit dem kleinsten Gläschen nach dem Gartenzimmer des geistlichen Großoheims. Eine muntre Nichte redete den Alten, der seine kostbare Flasche im Wandschränkchen, wie ein Sanctissimum im Tabernakel barg, mit Schillers Worten an:

„Laß uns der neuen Freiheit genießen!"

Jedes erhielt einen Tropfen dieses echten Rums, und wir tranken auf Freiheit und Frieden.

Der Frieden kam auch Anfangs Juni. Ach, der pariſer Frieden! Was wurde nicht gejubelt, geſchoſſen, gezecht! Der pariſer Frieden! Das war doch die neueſte Mode aus Paris für alle Stände, nach Aller Geſchmack. Und eine echte pariſer Mode: Die Façon hatte viel gekoſtet; der Zeug am Schmucke war vielleicht nicht für die Dauer; aber die Putzmacher hatten etwas dabei verdient.

Die abgefallnen Kriegsblätter wehten noch hin und her, als ſchon der Frieden ſeine neuen, zarten Keimanzen trieb.

Unter den Gelübden, die man während der Angſttage gethan hatte, legte die Amtmännin ein großes Gewicht auf eine Wallfahrt nach dem wundertätigen „Gehülfesberge“ oder Mariahülfsberge. Das Feſt zur Löſung dieſes Gelübdes fiel auf Maria-Heimſuchung. Alle Vorbereitungen zur Fahrt, alle Vorkehrungen im Hausweſen auf einige Tage Abweſenheit waren getroffen. Ich

ſelbſt hatte früher zugeſagt, die Wallfahrt mitzuthun, und hatte mithin, wenn auch dem Himmel kein Gelübde, doch der Frau Amtmännin ein Verſprechen zu erfüllen.

Wir zogen in aller Frühe aus; denn der heitere Julitag drohte mit heißen Mittagsſtunden. Man wollte bis dahin einen hohen Wald erreichen, dort raſten, und die mitgenommenen Biſſen anbrechen. An der Treppe des alten Schlößchens, in welchem der Amtmann eine Kapelle eingerichtet hatte, entließ uns der Hauspater, ein Franziskanermönch, mit ſeinem Reiſeſegen.

Was mir zuerſt auffiel, war die ſtarke Anzahl feſttäglich gekleideter, mit Bündeln bepackter Wallfahrer und Wallfahrerinnen, die ſich uns anſchloſſen. Denn der Ort und die Umgegend war proteſtantiſch, und nur ein paar katholiſche Familien hatten die Wallfahrt unternommen. Ich verwunderte mich darüber gegen die Amtmännin, und ſie erklärte mir, nicht ohne frommen Stolz, daß die gemeinen Leute im Ort und in der

Nachbarſchaft doch ein großes Vertrauen zu den Hülfsmitteln der katholiſchen Kirche trügen. Wie oft kämen nicht Bauernfamilien zum Pater Spiridion, und begehrten von ſeinen Weihungen, Amuletten und Beſprechungen für Menſchen und Vieh. — Die eifrige Frau wollte damit nicht ſagen, daß der rohe Menſch aller Confeſſionen am Aberglauben hange, und daß grade der Möchskatholizismus ein recht futterreiches Dickicht für den wilden Glauben ſei. Ich aber faßte eine andre Anſicht von dieſer mir auffallenden Erſcheinung. Dieſe Menſchen ſchienen mir nach ſo vielen, gemeinſam überſtandnen Leiden und Aengſten von einem gemeinſamen Dankgefühl — nach den plötzlichen Umwandlungen von dem lebhafteſten Glauben an die göttliche Weltregierung ergriffen zu ſein. Eine neue, reine Flamme der Religioſität ſchlug auf. Viele waren auch von ſchwerer Krankheit geneſen, und empfanden die Unruhe eines neuen Lebensmuthes; Andre hatten Verluſte erlitten, und ſuchten Zerſtreuung und Troſt. Dazu kam der

Siegesjubel, den alle Deutſchen, die Friedenshoffnung, die alle Nachbarn theilten. Da war aller kleinliche Haß erloſchen, alle engherzige Spaltung ausgeglichen. Die Herzen waren weit für die mächtigſten Gefühle und für gemeinſame Intereſſen. Wo immer ein ſolcher Jubel, ſolches Selbſtvertrauen, ſolche Andacht einen lauten, erhebenden Ausdruck fanden, ſtimmte Alles ohne Scheelſucht und Rückhalt ein. Heut erſchien dieſer Ausdruck in einer Dankwallfahrt weniger Katholiken, und die Proteſtanten ſchloſſen ſich an.

Mich, der in dieſer Karavane mit Stock und Ränzchen pilgerte, rührte mehr der friſche, herrliche Sommermorgen. Der Thau funkelte auf Wieſen und Wipfeln; die Oſtluft wehte uns mit Waldgerüchen an; der Buchenhayn war voll Finkenſchlags. Und wie wir durch die vieldurchſchlungtete Waldhöhe gekommen waren, dehnte ſich zu unſren Füßen ein langer Wieſengrund voll durchſonnten Duftes aus, der um die Erlenufer des Fluſſes ſeine ſchimmernden Schleier wob.

Wie unſer Zug vorwärts rückte, kamen neue Pilgerhäuflein von den Höhen herab, die gleich Waldbächlein den Strom der Wallfahrt verſtärkten. Die Männer trugen Querſäcke, die Weiber ſchleppten ſich mit Kindern, ja mit Säuglingen. Unbepackt gingen nur jene, die ihre Bürde unter den Herzen trugen. Von Zeit zu Zeit, wenn der Weg eben hinzog, ward ein geiſtig Lied angeſtimmt. Der Vorſänger rief jeden Vers laut aus, und zog ihn dann mit gedehnter Stimme in die Singweiſe hinein, bis die andern Stimmen nachfolgten. Sobald man aber unter ſchon drückender Sonne eine ſteile Höhe zu erkeichen hatte, ſchwieg der Geſang. Oben winkte der ſchöne Wald, wo herkömmlich geraſtet und gefrühſtückt, mithin ein Theil der laſtenden Eßwaarenbündel in die bequemeren Magenſäcke übergepackt wurde. Jetzt beſchleunigte ſich der Zug, und wie man in die Nähe des kühl hauchenden Waldes kam, ſtürzten die Pilger lachend darauf los, um von den kühlſten und graſigſten Plätzen Beſitz zu nehmen.

Von hier aus, am Saume des Waldes, hatte man den Blick nach einem Hohlwege. Eine kleine Pilgerſchaar kam daraus hervor, die ſich anmuthig genug ausnahm. Zwei Frauen in hellen Gewändern mit Sonnenſchirmen fuhren in einem gelb lakirten Einſpänner voraus, und an der Staubſchleppe des Wagens folgten die pilgernden Landleute ſingend nach. Die Amtmännin ging beiden aus den Wagen ſteigenden Frauen mit freundlicher Begrüßung entgegen, und lud ſie nach unſerm kühlen Platz ein. Es war eine ſo betitelte „Vergrätbin“ mit ihrer Tochter. Ich vernahm aus den umherliegenden Haufen ein Murren über die anmaßliche Frau, die es ſich bei einer ſolchen Wallfahrt in einem Wäglein ganz bequem mache. Wenige, die ſie mit ihrer Beleibtheit entſchuldigten, waren ſchalkhaft genug, die unbehelfene Blondine nur noch lächerlicher zu machen. Andre, die es ernſtlicher nahmen, meinten, gerade mit ihrem ſtarken Körper habe ſie auch eine beſſere Gelegenheit, dem Himmel ein Opfer

zu bringen, und ſich mehr Verdienſt zu erwerben. Sie ſolle ihr Schwitzen und Keuchen zur größern Ehre Gottes thun, eiferte ein hagerer Leinweber. Und wie den Franziskanern die großen, dicken Kerzen, die man opfere, lieber und angenehmer ſeien, als die dünnen Batzenkerzchen: ſo könne auch dieſe fette Frau Allen durch Andacht vorleuchten und dem Himmel wohlgefällig werden. Wer wiſſe auch, ob ſie grade dieß Fleiſch nicht abzubüßen habe, u. dergl. — Die Bergräthin hörte dieſe frommen Bemerkungen nicht, da ſie ſehr laut ſprach, und hauptſächlich mit ſich ſelbſt und ihrer blödverlegnen Tochter beſchäftigt ſchien. Auch ward darüber nach und nach das Eßwerk ausgepackt und die eifernden Pilger ſtopften ſich in mehr als bildlichem Sinne die loſen Mäuler. —

Das Eſſen hat für menſchliche Leidenſchaften immer etwas Verſöhnendes. Hier waren es mitpilgernde Biſſen, die jetzt die Andacht der Pilger und den Tadel der Frommen unterbrachen. — Einſam in meiner Empfindung daſitzend, den Blick

auf die ſchöne Sommerlandſchaft und nach den fernen Bergen gerichtet, hing ich der Betrachtung nach, wie doch alle Feſtlichkeiten mit Eſſen begangen werden, — fürſtliche Geburtstage, Friedensfeier, Vermählungsfeſte. Scheidende Freunde erhalten ein Abſchiedsmahl, wiederkehrende werden von Tafel zu Tafel gezogen. Berühmte Männer hält man auf ihrer Durchreiſe bei einem Schmauſe feſt; ein neugebornes Kind bringt eine Taufzeche mit, und an vielen Orten wird nach Begräbniſſen ein Trauermahl gedeckt, als ob die Zurückgebliebenen es ſich recht anſchaulich machen wollten, aus welchen Stoffen ſich das Leben erhält. Uralter Sitte gemäß tranken verſöhnte Feinde aus einem und demſelben Becher. Und Chriſtus ſelber, der Thautropfen des Himmels, der in der reinſten Muſchel zur Perle der Menſchheit ward, ſtiftete mit den Scheideworten: Eſſet und trinket zu meinem Gedächtniß! — ein Liebesmahl, bei welchem der gläubige Katholik in ſinnlichſter Andacht den ſinnigen Meiſter ſelbſt zu genießen wähnt. —

Sei es nun, daß die Speisen in ihrem erquickenden Dufte etwas von dem allgemeinen Lebensäther verschließen, was über den Magen hinaus dem Herzen zu gut kömmt, oder daß auf Augenblicke, wenn das gefesselte Thier in uns sich der Speise hingibt, sein Hüter, der Geist, feire und froh werde: so viel ist durch tröstliche Erfahrung gewiß, daß der Mensch bei seinem Mahle eben so menschlicher, als das Thier bei seinem Futter thierischer wird. —

Als nun wieder aufgebrochen ward, entschloß sich die Bergräthin, die weitere Andacht zu Fuße mitzumachen. Ihr Wäglein folgte langsam dem Pilgerzuge. Zuweilen sah sie sich nach demselben um, glühroth und schwer athmend, wie sie von der Hitze ward. Dann bemerkte sie seufzend und in ziemlich rauhem Accent, daß eine solche Pilgerschaft doch ein wahres Opfer und recht verdienstlich in den Augen Gottes sei. Nur wurde sie dabei, wunderlicher Weise, immer ärgerlicher und unzufriedener mit Allem je weiter sie pilgerte.

Ueber lange, sonnige Felder, durch regungslose schwüle Luft näherten sich die Wallfahrenden einer anmuthigen Quelle in dichtem Schatten eines vorspringenden Felswaldes. Schon lange zuvor sprachen die Durstigsten von dem kühlen Wasser jenes Borns und von den rasigen Ruheplätzen. In Gedanken schöpften sie einstweilen und streckten sich im Schatten hin, während ihr Körper noch dürstete und wanderte. Als man endlich aus den Kornfeldern nach dem Waldbrunnen einlenkte, vernahm man zur Verwunderung von dorther eine lustige Tanzmusik. Doch schwiegen die Instrumente, sobald die Musikanten des Pilgerzuges ansichtig wurden. Sie hatten zu fünfen die bequemsten Sitze um den Quell eingenommen, und mochten während der Mittagsrast einige neue Walzer eingeübt haben. Jetzt erhoben sie sich ehrerbietig, und boten ihre Plätze an. Sobald ihnen aber aus der sich zusammendrängenden Schaar mancherlei Bekannte entgegen lachten, wich der Respekt den launigsten Begrüßungen. —

Ei ſchaut, Seifferths Kaspar! hieß es. — Wie geht's, du langer Lebrecht? — Willkommen alter Fidel-Lips! — Seht doch, der hohlbackige Waldhorniſt ſchleppt ſich auch noch mit! — Wie lang iſt's her, daß ihr auf der Kirms zu Morles ſo niederträchtig geſpielt, und ſo ehrlich geſoffen habt? —

Eine „Bande" Muſikanten, die von Dorfe zu Dorf den Jahrmärkten, Kirchweihen, Wallfahrten nachzog, hatte natürlich eine ausgebreitete Bekanntſchaft. Wohin ſie kamen, fanden ſie ſich behaglich bei Ueberlieferung früherer Späße, und erfreuten mit neuen Tänzen. Der Alte, der die Geige ſpielte, galt beſonders für ein loſes Maul.

Man mußte lachen, wenn man ihn nur anſah. Sein Geſicht hatte den Ausdruck eines geiſtreichen Menſchen, der ſeinen Spaß an der Welt findet, wie ſie einmal iſt. Er trug den Kopf, wahrſcheinlich vom langjährigen Anſatze ſeiner alten Geige, ein wenig nach der linken Schulter erſteift, und ſetzte, wie zum Gegengewicht, das

wetterlahme, abgegriffene Hütchen auf das rechte Ohr. Indem er ſich nun mit den luſtigſten Augen unter den Anweſenden umſah, bemerkte er den ſtillen Aerger, den die Bergräthin an der Geſellſchaft der Muſikanten, entweder wegen der leichtfertigen Begrüßungen oder aus andern Rückſichten, nahm. Sie hatte ſich ſoweit als möglich zurückgeſetzt, und ihre Tochter zu ſich gerufen. Der Alte blinzte einigen Bekannten ſchalkhaft zu, und deutete mit einem ſchiefen Maule nach der Verdrießlichen hin. Ein nicht ganz bezwungnes Lachen ziſchte unter den einzelnen Gruppen. Dieß ermunterte den Geiger; er trat mit ſchalkhafter Ehrerbietung vor die Bergräthin, riß das Hütchen raſch vom Kopf, ſcharrte mit einem Fuße weit zurück, und fragte ſehr ernſthaft, ob die Frau Bergräthin etwa zur Erheiterung und Ergötzlichkeit des Gemüths ein munteres Stückchen befehle.

Was? Er —! rief ſie heftig, und ſetzte dann, ſich beſinnend, gelaßner hinzu: Ich beklage ſehr,

und meine frommen Mitpilger werden es nicht minder beklagen, daß euer liederlicher Wandel ſich mit unſerer liederreichen Wallfahrt gekreuzt und ſogar gemiſcht hat. Wir ziehen für Gottes Ehre; daß es aber gottſelig hergehe, wo ihr geigt und blaſt, wird kein gewiſſenhafter Chriſt behaupten wollen. Macht, daß ihr fortkommt! Wir haben keine Füße für eure Hopſer!

Gott vergeb's Ihnen, hochedle Madame, erwiederte der Alte, daß Sie unſern Beruf ſo verkennen und verketzern. Iſt es nicht wahr, daß unſerm lieben Gotte, nichts ſo zuwider iſt, als alles Steigen und Schwärmen über die grüne Erde hinaus, die er uns ja doch zu bewohnen und zu bewandern angewieſen hat? Wie ging's denn jenen Thurmerbauern zu Babel, die oben hinaus wollten? Und wie ſieht's mit den Hochgelahrten aus, die ins Blümurante (bleu mourant) ſtudiren? Grade dazu hat Gott die Muſikanten erſchaffen, daß ſie die überfrommen Seelen, beſonders die ſo leichten Frauenſeelchen, die ſich ſo

gern in die Gnade verzücken, herab geigen ſollen. Wahrlich, das iſt eben der rechte Satz in der Muſik, die ja nur da gut klingt, wo auch gut Athem zu holen iſt. Derowegen ſind die Darmſaiten eine ſolche Koſtbarkeit. Die Eingeweide ſind doch immer das rechte Seilerwerk, das den papiernen Drachen unſeres Hochmuthes auf der Erde feſthält, wenn er über die Wolken hinaus will. D'rum wohnt auch ſolch' ein ſüßer Zug und Zuruf in den Darmſeiten, — daß man es ſich doch wolle hier unten gefallen laſſen, und froh und luſtig thun. Und wenn ich von gläubigen Schafen und vom frommen Lamm höre, fällt mir immer ein, daß unſere Saiten von Schafdärmen gemacht werden. Ich laſſe deßhalb auch die römiſchen Chriſten immer für die rechtgläubigſten gelten, weil ich weiß, daß auch die romaniſchen Saiten die beſten ſind. Es kömmt Alles auf die Schafe an, und wie ſie gefüttert werden. Und hätte ich jetzt einen Schluck Wein, ſo ließe ich vor Allem meine Geige leben, dann

aber auch diejenigen, die einſt nach ihr getanzt, und es vergeſſen haben.

Als er ſich, bei dieſen letzten Worten halb umgewendet, hinter dem Ohr kratzte und Augen und Mund nach der Vergräthin verzog, platzte ein lautes Gelächter umher aus. Ich hatte eben zu unſerer Erquickung eine Flaſche Wein aus dem Wallfahrtskorbe geholt, und ſchob ſie dem philoſophiſchen Muſikanten von hinten unter den Arm; indem ich der Amtmännin zuflüſterte: Wir müſſen ihn zum Schweigen bringen. — Wirklich zog er ſich auch mit ſeiner Flaſche ſeitwärts in's Gebüſch zurück, und bewirthete ſeine Kameraden. Ich bediente aus einer neuen Flaſche die Frauen, konnte dabei aber nicht unterlaſſen, zuweilen nach dem alten Geiger hinzulauſchen, der mit gedämpfter Stimme einen dichten Kreis unterhielt. Es war für mich in den widerſtreitenden Begegnungen etwas Anziehendes über das ich damals gerade nicht nachdachte. Vielleicht lag es darin, daß ich gleich neben dem neuen geſunden Triebe zur

Frömmigkeit auch eine falſche, faule Richtung derſelben an der Bergräthin, und einen heilenden, humoriſtiſchen Widerſpruch an dem alten Geiger wahrnahm. Dieſen hörte ich jetzt mit immer ſteigender Stimme ſagen:

Sie war doch immer das Widerſpiel ihres ſeligen Mannes. Der alte Bergrath mußte von Amtswegen — auch ehe er ſtarb — unter die Erde ſteigen, und ſie will immer oben hinaus. Aber das Emporkommen war ihr freilich auch geglückt. Ich erinnere mich noch wie von geſtern her, daß ſie über Wirthshaus und Walzern die Chriſtenlehre und Betſtunden vergaß, und in rothem Mieder und in Zwickelſtrümpfen tanzte, daß einem das Herz im Leibe lachte über eine ſolche Rarität von Waden. Und ſo ſehr ſie jetzt auf die Geige ſchimpft, verdankt ſie doch der Fiedel ihr Glück. Denn der alte Bergrath, damals freilich noch ein 25 Jährchen jünger, verſtand ſich auf ſolch ein Paar Walzſtollen, und nahm die Tänzerin erſt zur Köchin auf Probe und hernach zur Frau. — —

Es war nun Zeit aufzubrechen und weiter zu ziehen. Die übrige Strecke Wegs wurde auf der Landstraße ohne weitere Störung zurück gelegt. Bald zeigte sich der ersehnte Gehülfersberg, und singend zogen wir im Orte Rasdorf ein.

Nach einiger Erholung im Wirthshause fand es die Amtmännin noch hoch genug am Tage, um bei einigen Beamten des Ortes, Bekannten ihres Mannes Besuche zu machen. Da vernahmen wir nun das Betrübendste was der Ort vom Durchzug der Heere und vom Nachzuge der Krankheit gelitten hatte. — Die Leipziger Straße zieht allernächst vorüber. Der Feind kam eben von Buttlar, und hatte diesen Platz angezündet, um das verfolgende Heer auf der hindurch ziehenden Straße aufzuhalten. An solcher Nothwehr des Krieges entflammt sich aber auch die Wuth des Kriegers. So waren die Franzosen über dieß unglückliche Rasdorf hergefallen, das freilich für die Bedürfnisse eines Kriegsheeres zu klein und nicht versehen war. Wir hatten bei unserm Einzuge

zerſtörte und verſchloßne Häuſer bemerkt. Nun hörten wir von den ſchrecklichen Auftritten, die vorgefallen waren. Die zur Verzweiflung gebrachten Einwohner hatten nicht Alles ruhig über ſich ergehen laſſen. Wenn auch zu ſtarkem Widerſtande zu ſchwach und ohnmächtig, hatten Viele doch Gelegenheit zu einzelner Widerſetzlichkeit oder heimlicher Rache gefunden. Indeß wäre der Kriegsdrang ſchnell vorüber gegangen, hätte nur der Nachzügler-Typhus nicht gerade an ſo entſetzten und erſchöpften Menſchen recht Nahrung finden müſſen, ſich auszuwüthen. In der Fieberhitze der hülfloſen Kranken kochten alle überſtandenen Drangſale noch einmal auf. In ihren wilden Phantaſieen ahmten die Nervenleidenden, mit gebrochen-fremder Sprache, wimmernde, um ihr Leben flehende Franzoſen nach, und ſchlugen ihnen dann in drohendem, fluchendem Deutſch den erflehten Pardon ab. Solche Auftritte des Entſetzens, die ſich jetzt im Fiebertraum wiederholten und verriethen, ſollten beſonders in Kellern

vorgefallen sein, wohin man einzelne Feinde gelockt, oder wo man sie beim Plündern überfallen hatte. Aber ach! das milde deutsche Blut kann solche spanische Rache und Entzündung nicht vertragen, und fiebert seine wilden Thaten aus. Wie viele waren nicht diesen Fiebern unterlegen! Am schnellsten diejenigen, welche ärztliche Hülfe — ich will sagen — ärztliche Behandlung, nach der damals noch sehr herrschenden Erregungs-Theorie, gefunden hatten. Denn diejenigen Kranken, denen es gelungen war, in der Fieberhitze in einen Bach zu springen, oder am Brunnen kalt zu trinken, waren meistens genesen. Von einzelnen Familien war Alles ausgestorben. Daher jene verschlossenen Häuser, an denen heut die Wallfahrten singend und betend vorüber zogen.

Solche Wallfahrten langten noch bei spätem Mondscheine aus entfernteren Städtchen und Dörfern an. Ich wandelte umher, und sah dem Treiben zu. Diese Verspäteten mußten auf dem freien Platz übernachten; denn die frühern Züge

hatten alle Wirthshäuser und Scheunen überfüllt. Unsere Schaar lagerte in einem Wirthshauszimmer auf ausgebreitetem Stroh. Nur mir von den Männern war aus besonderer Rücksicht noch einiges Bettwerk zuwege gebracht worden. Dennoch kam ich zu keinem rechten Schlafe. Die Nacht war hell und lau, unsere Stube heiß von den vielen Menschen, auf welche der Vollmondschein durch die offenen Fenster fiel. Dabei war mein Blut durch die heiße Fußwanderung, meine Phantasie durch die Erzählungen von so viel Unglück heftig aufgeregt, und zum Ueberfluß hörte in einer benachbarten Scheuer abwechselndes Beten und Singen die ganze Nacht nicht auf. Oder schwieg es auch einmal einige Minuten: so vernahm man alsdann vom nahen Gehülfersberge herab den dumpfen Gesang der Hunderte, die im Freien um das Kirchlein übernachteten; so daß ich von dem Wechsel der ferndumpfen und der nahlauten nächtlichen Andacht unaufhörlich gespannt war.

Doch, die July-Mondnacht war kurz. Mit

der frühesten Dämmerung entsprang ich der Stube, tanzte über die kreuz und quer ausgestreckten Beine der auf Gängen und Treppen liegenden Wallfahrer, und eilte den Berg hinauf. — D'runten lagen die Thäler mit aufqualmenden Nebeln gleich dampfenden Opferschalen umher. Hinter den nahen, waldigen Bergaltären standen riesige Wolken, und legten als hohe Priester purpurne Frühgewänder an, die aber vor der annahenden Sonne verblichen. Andre Wolken schwebten als Leviten zwischen den hintersten Bergen auf, und zogen einen aus dem Opferdufte der Thäler gewobenen, schimmernden Schleier empor, mit welchem heut die Sonne ihr blendend Antlitz verhüllte. — Die Niederungen erwachten. Aus allen Dörfern tönte Geläut, auf allen Feldwegen ward es lebendig. Durch hohe Saaten schritten einzeln die Wanderer, die Häuflein sammelten sich unter Obstbäumen. Rechts und links an den Wegen zum Wallfahrtsort lagerten sich Bettler und Brestafte mit umwickelten Beinen, mit umwundenen Schläfen.

Das hell- und eintönige Ave Maria wechſelt da und dort mit lautem Zurufe des Flehens oder des Dankes: „Ein blinder Mann, ein armer Mann!“ — „Gott vergelt's euch tauſendfach!“ Das Gedräng auf dem Wege wird immer dichter; die Fahnen entfalten ſich, und geſchaart ziehen die ſingenden Pilger nach dem Berge.

Ich eilte nun nach dem Wirthshauſe hinab, um mit meiner Geſellſchaft zu frühſtücken. Es hatten ſich, brieflich eingeladen, von nah und fern alte Bekannte eingefunden. Die Unterhaltung war treuherzig gemeſſen: denn die Freude des Wiederſehens hatte an ſchmerzlichen Erinnerungen ein Gegengewicht. Bald brachen wir auf, und ſetzten uns im Gedräng der Menge, unter bedecktem, gewitterhaftem Himmel, nach dem Berg in Bewegung. —

Man durfte nicht daran denken, bis in die Kirche ſelbſt vorzudringen: ſchon in der Nähe derſelben war es zum Erſticken. Die Menſchen ſchoben ſich drängend nach der offenen Thüre, und

pflanzten den Meßgesang aus dem Kirchlein in langsamen Wellen fort. Hinter der Kirche, wo der Berg jäh abfällt, und das Gewog keinen Boden fand, waren Krämerbuden, nur für Einzelne zugänglich, aufgestellt; so daß man ein Bildchen echter Messe vor sich hatte, — aus Andacht und Handel zusammen gesetzt. Wir hatten einen alten, belesenen Dechanten unter uns. Er erinnerte an die erstaunliche Messe von Hurdwarra in Ostindien, wenn man es bei jenem Heidenthum eine Messe nennen darf. — Hier, sagte er, wo sich der Ganges in die Ebene von Bengalen ergießt, versammeln sich jährlich an zwei Millionen Menschen, Wallfahrens und Handelns wegen. Bei den unzähligen Sprachen und Mundarten würden die Verkehrenden sich nicht verstehen, und in nichts übereinkommen können, wenn sie sich nicht mittelst der unter allen Hindus verbreiteten Fingersprache, die unter einem über die Hände gezognen Kleideszipfel getrieben wird, im eigentlichen Sinne des Wortes begriffen.

O das iſt nichts Erſtaunliches! fiel ein dicker Actuar aus dem nahen Ritterſchaftlichen ein. Ich glaube, daß unſern Wallfahrern und Wallfahrerinnen, die hier um den Berg zu übernachten pflegen, die Fingerſprache auch nicht fremd iſt.

Während er ſeinem Scherz aus voller Kehle nachlachte, fuhr der Dechant mit leiſem Kopfſchütteln fort:

Freilich iſt eine Wallfahrt, wie die gegenwärtige, — obſchon Tauſende von Menſchen auch hier auf und an dem Berge verſammelt ſind, nur ein Kinderſpiel gegen jene großen Züge der Vorzeit nach Loretto, nach Rom und Palästina. So ſind auch die dort herbei gezogenen Kramgeſchäfte nur Kinderei gegen jene Märkte der italieniſchen und hanſeatiſchen Städte des Mittelalters. Aber ſo ſchwer vergißt der Menſch eine frühe Herrlichkeit, daß er zuletzt wenigſtens noch mit den abgefallnen Flittern ſpielt; oder vielmehr, ſolch' ein rüſtiges Leben wohnt in den Werken eines herrlichen Jugendalters, daß ſie auch in

einem entfremdeten Jahrhunderte nicht ganz absterben können. So sieht man an lauen Frühlingstagen ehrwürdige Greise, aus einer rüstigen Vorzeit entstammt, am Stabe vor die Stadtthore schleichen, die kein Nachbar jemals jung gesehen zu haben sich erinnert. —

Der redselige Mann, der bei aller Schwerfälligkeit seines Alters und seines Körpers, der Bewegung — geistiger wie körperlicher — das Wort sprach, fand seinen Spaß daran, alle großen Bewegungen in der Natur und im menschlichen Leben unter dem Bild einer Wallfahrt vorzustellen. — Die Mutter Erde selbst, sagte er, macht alljährlich ihre große Wallfahrt an den zwölf Sternbildnern oder Stationen vorbei. Alle ihre Kinder werden auf dieser Wallfahrt geboren, wie man ja die Exempel hat, daß auch Frauen während ihrer Pilgerfahrt niederkommen, und die heilige Jungfrau selbst auf der statistischen Wallfahrt nach Bethlehem unsern Herrn Christum gebar. Darum aber können die Kinder der Erde

das Wallfahren nicht laſſen; es iſt ihnen angeboren, wie z. B. den Fiſchen und Vögeln in ihren, ſelbſt ſtets wallenden Elementen, dem Waſſer und der Luft. Es iſt ja wunderbar, was die Schneegänſe für Wallfahrten thun. Und dann die Häringe! Ich habe geleſen, daß ihre Wallfahrt öſtlich von Island ums nach den brittiſchen Inſeln in den Ocean, durch die Meerenge von Calais nach Madera, dann ſchief bis zum 20. Grad hinab, darauf weſtlich an den Antillen vorbei, an den Küſten von Amerika hinauf geht, und endlich an der Südſpitze von Neufundland vorüber, in Jahr und Tag wieder dahin gelangt, wo ſie ausgezogen waren.

Nun, dafür erlangen ſie aber auch einen vollkommenen Ablaß, an dem wir ſelbſt mit Theil nehmen, bemerkte lächelnd der Actuar.

Wie meinen Sie das? fragte der Dechant.

Ei, ich meine, was ſie auf ihrer Fahrt an die Häringsfänger ablaſſen, lachte Jener wallend. —

So wurde in Ernſt und Scherz manche

umfaſſende und weitbezügliche Betrachtung angeregt, der ich freilich nur ein halbes Ohr lieh, — jung und viel lieber auf das Anſchauliche, als auf das Beſchauliche gerichtet, wie ich war. — Zu ſolchen Geſprächen hatten wir ein gar bequemes Plätzchen gefunden. Da nämlich die Frauen, um der Beſtimmung des Tages einigermaßen genug zu thun, ſich unverdroſſen im Gewog der Menſchen, mitbetend und ſingend, hin und herſchieben ließen: ſo zogen wir Mannsleute uns allein nach einem Abhange des Berges zurück, wo einige verzwergte Bäume einen angenehmen Gras- und Moosplatz hüteten. Hierher ließen wir uns die mitgenommenen Erfriſchungen bringen, und füllten aus kühlen Krügen den kreiſenden Pokal. Ueber unſern Häuptern ſcholl frommer Geſang; an den Abhängen des Berges hockten einzelne Menſchengruppen, die mit Lärm und Lachen aus der Andacht fielen. Weit umher lag eine von Waldbergen gebildete und begrenzte Landſchaft im ſanften Lichte des bedeckten Himmels vor uns.

Die Landstraße war von Reisenden befahren. — Diese Pulsschläge der Natur und des Menschenlebens, die gewaltigen Erinnerungen der nächsten Vergangenheit, die hinter glänzendem Dufte des Friedens räthselbare Zukunft traf und trafen unsere Herzen; Trunk und Gespräch steigerten unser Gefühl, und bald schwebte, langsam sich erhebend, unser Geist mit ausgebreiteten Schwingen des Adlers über einem wundervollen Jahrhunderte. —

Aber jeder Geistesstrahl der Menschheit leuchtet nur im Uebergang zu neuer Verhüllung, wie ein zückender Blitz. Auch jene reine, religiöse Flamme des deutschen Geistes ist inzwischen wieder von der Priesterschaft für ihre Altäre in Beschlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Hasses. Die Wolke, die den reinen Blitz verschlang, senkt sich schwarz und schwärzer herab, — nachdonnernd,

hagelbrauſend, das Gefild des Friedens, die Saaten der Bildung bedrohend.

Zwei Himmelskräfte ſind der Menſchheit mitgegeben: der Muth, um ſich ein freies Erdendaſein zu gründen, und der Glaube, um es in die Unendlichkeit zu erweitern. Aber die Mächte der Erde machen beide Genien dienſtbar, — der weltliche Arm den Muth, der geiſtliche den Glauben. Im Uebergang aus einem Joch in's andre ſtreckt ſich die Menſchheit. Nur Einzelne halten ſich von beiden Jochen frei. — Heut ſollte eine Donnerſtimme von allen Bergen rufen: Deine Krieger, o Deutſchland, waren einſt ſtolz auf die Bülletins des fremden Imperators; heut ſind es deine Prieſter auf die Allocutionen des fremden Pontifex. Deinen Muth haſt du vor fünf und zwanzig Jahren gerettet: heut halte deinen Glauben frei! Das Soldatenthum haſt du bezwungen: hüte dich vor der Pfaffheit! Beſinne dich, o Vaterland, und ſei ſtolz! Laß weder frembgehorſame Prieſter, noch

ſtille politiſche Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß gegen die Ketzer, — und über Paſtoren, die dich mit Aengſten um die Gnadenwahl ſegnen!

III.

Beſuch in Weimar.

Im Jahre 1828 durfte, wer Goethen gern einmal geſehen hätte, einen Ausflug nach Weimar nicht aufſchieben. Denn damals war er ſchon lange der alte Goethe und ſo hoch bejahrt, daß er mit jedem Tage ſcheiden konnte. Zu meiner Andacht für den großen Dichter, die ſchon lange zu einer Pilgerſchaft nach Weimar antrieb, geſellte ſich noch eine andre Abſicht, die mir einen Beſuch in jener Stadt lockend machte. Wußte ich doch, wenn auch der Alte in letzter Zeit für Beſuchende etwas zäh und ſtreng geworden war, daß für mich neben ihm andre gute Zuthaten angerichtet ſein würden,

und der fahrende Bruder in keinem Falle unerquickt bleiben ſollte. — Wallfahrten ſind ja immer auch begünſtigt geweſen; entweder durch Meſſen und Märkte, die den Vortheil des Erwerbs mit der koſtſpieligen Andacht verknüpften, oder durch Gaſtfreundſchaften, die von Vorfahren geſtiftet, den Enkeln zu gut kamen. So ſollte ich Freunde in Weimar wieder finden, Landsleute — über ein Jahrzehend nicht geſehene, und die früher in ſchönen Stunden innerlich und äußerlich aufgeregter Jugend beiſammen geſtanden. Man hat frohe Erinnerungen, über die man in ſpätern Jahren lächelt, und die uns nur um ſo lieber ſind. Mit ihnen ging uns ein Lebensglück verloren, auf das man jetzt keinen hohen Werth legt, und mithin ohne Betrübniß zurückſchaut. Ja, wer den Reiz empfunden hat, den ein großartiges Liebhabertheater auf diejenigen ausübt, die in ſorgloſen Jahren des Lebens ſo viel freie Phantaſie vor den Bühnenwänden, und ſo viel freiendes Herz hinter denſelben anzubringen haben, der mag es

begreifen, welche Macht der Erinnerung mich zu den Weimarer Freunden zog.

In Fulda nämlich hatte grade in der unruhigsten Kriegszeit von 1811 an ein Liebhabertheater bestanden, aus der Freundschaft junger Talente entsprungen, und von dem sinnlich-geistreichen Fürsten Primas, während Fulda zum Großherzogthume Frankfurt gehörte, auf alle Weise begünstigt. Was in Fulda auf einige Bildung Anspruch machte, gehörte dem für Erholung, Vergnügung und Kunstgenuß gestifteten Vereine an. Was der Krieg gegründet und erbaut hatte, zerstörte der Frieden. Das Fürstenthum Fulda ward zwischen Hessen, Baiern und Weimar getheilt. Die Dilettanten, meist Staatsdiener, gingen mit in die Theilung, oder zerflossen nach und nach in das neue Vaterland Hessen. So war auch der Erzählende seit 1819 nach Hanau versetzt worden.

Von hieraus dachte er im Herbste 1828 Weimar zu besuchen, um Goethen zu sehen und alte liebe Freunde wieder zu finden.

Wer mag es Einem wehren, wenn man ſich auch einen ſo kleinen Ausflug höchſt wichtig ſein läßt? Daher ſah ich mich mit den Augen eines Reiſephiliſters den ganzen Tag über nach den Windfahnen und nach der Gunſt des Himmels um, und ſchloß mich mit dem Troſte, den ein prachtvolles Abendroth gewährt, dem Leipziger Eilwagen an, der nach eingebrochner Dämmerung von Frankfurt eintraf.

Das Kinzigthal webte voll mondheller Nebelzüge; die Mitternacht ſäuſelte mit friſchen Winden auf dem Scheidegebirg zwiſchen Süd- und Norddeutſchland; die Vaterſtadt Fulda empfing den Durchreiſenden zum Frühſtück mit ihrem einheimiſchen Kaffeebackwerke. Der Tag war heiter. Wie glänzte der Thüringer Wald mit den kleinen Bergſeen! Abwärts ging's an dürftigen Lehmhütten vorüber, deren gebrochne Hausthüren den Bewohner ein- und den Rauch auslaſſen. Der Abend füllte die Schlucht vor Eiſenach mit Glanz und Pracht; die Felſen und ihre ſchlanken Fichten,

die Wartburg über allen, schimmerten röthlich. — Gotha war noch von Mondscheinwandlern belebt. — Erfurt schlief fest hinter seinen schweren Thoren und unter seinen Schildwachten. Und wie einige Stunden nach Mitternacht der Eilwagen in Weimar einfuhr, empfand der Reisende die erste Täuschung; indem das neue Thor, die nächsten neuen Häuser seiner mondsüchtigen Einbildungskraft das Bild einer heitern, griechischen Stadt vorzauberten, das am andern Morgen, als ich mich auf spitzigem, widerwärtigem Pflaster umsah, sich in den krummen Gäßchen, hinter den alten schiefen Häusern, schnell verlor. Auch das heitre Wetter war in Trübniß umgeschlagen, und was ich von der Einwohnerschaft, besonders der höhern Stände sah, ging schwarz gekleidet.

Doch weder die Landestrauer über den Tod des Großherzogs noch ein bewölkter Himmel thaten der Freude des Wiedersehens Abbruch, als der Reisende jetzt die gastliche Wohnung des Oberbaudirectors C. betrat. Heitre Mienen, jubelnde

Begrüßungen ließen Alles Andre vergeſſen. Wie es denn nach langer Trennung zu gehen pflegte: — erſt ſucht man an einander ſelbſt, am beiderſeitigen Ausſehen, die Fußtapfen der vergangenen Jahre: hüben und drüben reihen ſich dann in flüchtigen Umriſſen die beiderſeitigen Leiden und Freuden an, bis man auf dieſen getrennten Spuren zur Zeit der gemeinſamen Erlebniſſe zurück gelangt. Ein mächtiger Zauber liegt in ſolchen Erinnerungen verſteckt: ſie machen uns für den Augenblick wieder ſo jung, wie damals, als ſie ſelbſt noch Ereigniſſe waren, und vergüten dieſe flüchtige Täuſchung durch das innigere Glück, das dieſe Ereigniſſe erſt dann gewinnen und gewähren, wenn ſie zu Erinnerungen geworden ſind. Erinnerungen ſind zwar welk, wie getrocknete Früchte, aber auch ſüß, wie dieſe.

Herr G., der ſich ſehr bald nach ſeiner Ueberweiſung und Ueberſiedelung von Fulda nach Weimar unter Goethes Hausfreunde aufgenommen ſah, verſprach mir, bei erſter Gelegenheit mich

dem „Geheimerathe“ anzumelden. Für die ersten Tage war aber darauf nicht zu rechnen: denn Rauch aus Berlin war eben da, um den Dichter zu zeichnen und zu modelliren. Von damals rühret das schöne Standbildchen — Goethe im Ueberrock, die Hände auf dem Rücken in einander gefügt. — Auf einem guten Möbel im freundlichen Zimmer eines mit Goethes Werken Vertrauten nimmt es den Ausdruck an, den der Erzähler bei Uebersendung eines solchen, für eine Verehrerin des Dichters bestimmten Bildes in den Worten andeutete:

Sei dir der Dichter angenehm,
in seiner Winterklause!
Sieh nur da steht er ganz bequem,
als sei er da zu Hause.

Wie wir nun gleich Vormittags die Stadt durchliefen, mußte auch ich mich überzeugen, daß sie, im Schmucke Deutschlands von gewöhnlichem Metall und Gepräg, nur durch die Juwele merkwürdig sei, die einst fürstliche Hände hier eingesetzt hatten. Wielands Haus, Schillers Häuschen an der einsamen Baumreihe, waren öde Stellen

ausgebrochener Edelsteine. Wir wendeten uns um die Ecke, und sahen Göthes Haus vor uns. Nur in Weimar konnte es ein Palast heißen. Eben stand der Alte hinter den Fensterscheiben, und blickte herab. Dieß Blinken und Funkeln eines Geisterdemants vom ersten Feuer lieh dem kleinen Weimar damals noch einen letzten Glanz. Jetzt liegt nur noch Eckermann als bononischer Stein dort, und schimmert im Dunkel die eingesogenen Strahlen aus. — Ich nahm jenen ersten Blick als gute Vorbedeutung, die sich noch dadurch bestärkte, daß uns gleich darauf, beim Eintritt in die Bibliothek, zwei Hausfreunde des Dichters — Meier und Riemer begegneten. Alsbald war vom „Geheimenrath" die Rede, und zwar mit einer Ehrerbietung in Ton und Haltung, als sei er selber mitten unter uns. Dieß brachte mich auf die Vermuthung, ob nicht Goethe vielleicht für Weimar eine gewisse Allgegenwart habe. Ich nahm mir im Stillen vor, einige Beobachtung darüber anzustellen.

Nachmittags konnte ich mich überzeugen, daß doch Goethe nicht die einzige Angel des Weimarer Lebens, sondern wahrscheinlich nur die obere sei, und daß es noch eine untere gab. Frau C. führte mich nämlich zu Freundinnen ihres Hauses. Hier drehte sich Alles um den Schauspieler Wagner, — den Gott selig habe! — Ein schöner Mann, wie ich ihn bald kennen lernte, und was noch mehr war, — der allen Frauen den Hof machte. Neckereien, Anekdötchen, Gelegenheitsgedichte von ihm, wurden mitgetheilt. Eine kleine braune Frau aus diesem Kreise, voll lebhafter Unbefangenheit, schien bei vielen dieser Geschichtchen besonders eingefädelt zu sein, und die Freundinnen fanden nun ihr Vergnügen daran, das Fädchen zu drehen und zu drillen?

Den folgenden Tag hatte sich das herrlichste Herbstwetter eingestellt; der Park mußte Vormittags, Belvedere Nachmittags besucht werden. Hier bot Schlößchen und Garten manches Sehenswerthe, und der Nachdenkliche fand sich zu Vergleichen

und Bezügen aufgelegt. Die ärmlich erbauten Gewächshäuser mit reichem Inhalt erinnerten an Weimar selbst in seiner schönsten Zeit. Mehr noch das Palmenhaus. An diesem hob sich das Dach, damit sich die schlanken Bäume strecken konnten. Hätten sich doch die weimarer Verhältnisse eben so leicht heben und erweitern können für die dahin versetzten Geister. Wer wollte berechnen, wie hoch sie für das freie Volksleben hätten wachsen können? Wir müssen uns bei der Ueberzeugung beruhigen, daß ihrer Werke Palmenhirn und die Cocosmilch ihrer Früchte noch manche Generation im Kampfe des Lebens nähren und erquicken wird.

Wir unterbrachen unsere weimarer Ausbeute, um bei so gutem Wetter, wie es sich den Sonnabend aus schimmerndem Frühnebel herauszuwinden versprach, nach Frauenpriesnitz zu fahren, wo ein fuldaer Freund, der ehemalige Liebhaber auf unserm Theater, als Rentmeister stand. Der Kutscher brachte uns bei so trocknem Wetter mitten über

das jenaer Schlachtfeld und an der Windmühle vorüber, an welcher Napoleon damals commandirt hatte. Die Mühle ſtand ſtill und verfallen da: ich glaube, ſie hatte ſich von jenem Commandiren und Kanoniren noch nicht wieder erholt. Vor und jenſeit der Mühle erhoben ſich in weiter Entfernung auf dieſer Ebene zwei hohe Leichenhügel, mit üppigem Grün überkleidet. — In der Natur — ſcheint es — wird ſchneller, als im Völkerleben, das Abgeſtorbene zu neuen Erſcheinungen umgewandelt. Die Natur, könnte man ſagen, ſchlägt viel raſcher und raſtloſer ihr Kapital um, als die Geſchichte. Vielleicht iſt aber nicht die Heilkraft der Natur ſtärker, ſondern der Geiſt iſt nur, ſeiner feinern und edlern Conſtitution wegen, längern und erſchöpfenderen Fiebern unterworfen.

Aber auch die gewaltigen Erinnerungen, die uns auf dieſer weiten Ebene wie Geiſter aufſtiegen, ſollten ſchnell dem ſiegreichen Goethe weichen. Wir ſahen nämlich Dornburg vor uns

auf gleicher Ebene liegen. Wie manches war in dieſem Schlößchen von dem Meiſter gedichtet worden! Und erſt jüngſt hatte der „Geheimerath“ hier die Trauer über den Verluſt ſeines fürſtlichen Freundes überſtanden. Goethe pflegte ſich nämlich bei ſchmerzlichen Ereigniſſen in die Einſamkeit zurück zu ziehen. Nach Allem aber, was man aus ſeinem Leben über ihn gehört hat, bleibt uns immer ein leiſer Zweifel, ob er der Einſamkeit bedurfte, um tiefe Schmerzen zu bewältigen, oder ob er ſie ſuchte, um der Geſellſchaft, die auch einem ſtarken Geiſte tiefen Mitſchmerz zumuthet, ein verhülltes Zugeſtändniß zu machen.

Wir betraten den Garten, in welchem meine Reiſegefährtin mehr als einmal, wie ſie ſagte, den großen Dichter als liebenswürdigen, heitern Wirth —. Ha! welch' ein herrlicher Anblick! Tief unten, wo ich noch Ebene vermuthete, ein herauf lachendes Thälchen! Am Fuße der jähen, nackten Berghalde der ſtaubige Fahrweg nach Jena; dicht daran Wiesgrund, von der Saale in muthwilligen

Bogen durchschlängelt; weidendes Vieh zwischen den Erlen- und Weidenbäumen sichtbar, und drüben ein wildbewaldeter Bergzug aufsteigend. — Zwischen jenen Waldbergen, die Schlucht hinauf, geht's nach Frauenpriesnitz. —

Fröhliches Wiedersehen des Freundes! Eine Sonntagsfeier vergangner guter Tage folgte. Auf die heitersten Vigilien eines warmen Sonnabends spielte die Orgel eines nächtlichen Sturms die Mette des Sonntags ein. Das alte, hochgelegne Schloß fing von allen Seiten den Wind auf, und durch hundert verschiedne Spalten und Ritze stimmte St. Sturmius in allen Menschen- und Thierstimmen seine Mettenhymnen an. —

Der Freund führte mich auf einem Morgengange nach einem Höhepunkt, wo man das Flußthal entlang einen Blick nach Jena hatte. Doch öffnete sich den Vertraulichen auch ein Blick in ihre Vergangenheit. Der Freund hatte die Eigenheit, die man an vielen guten Ehemännern bemerken kann. Wenn sie nach leidenschaftlichen

Neigungen einen einfachen Bund geſchloſſen haben, möchten ſie gern auch die alten Erinnerungen aus dem Kreiſe ihrer Treue bannen. Das menſchliche Herz iſt dann wie ein Komet, der den Dunſtſchweif ſeines feſten Kerns von der Sonne abwendet, die ihn jetzt beherrſcht. Allein die Erinnerungen unſeres Lebens behalten ein ewiges Recht an uns, und ein tüchtiger Mann ſchämt ſich auch ſeiner Thorheiten nicht, ſondern höchſtens nur — ihrer Mütter. —

Den Montag gings nach Jena durch das ſchöne, baumreiche Saalthal, das in der Nähe der Stadt ſich an die kahlen, ſeltſam abgeſchnittnen Berge anlehnt. Auch Jena galt mir jetzt nur für ein andres Gewand, für einen beſondern Anzug Goethe's, in welchem er ſonſt ſeinen Schiller beſucht, oder dem Atheiſten Fichte Audienz gegeben hatte. Auch dieſen Traum zu beleben, ſtellte ſich uns in dem Bau-Offizianten, bei welchem wir einkehrten, — ein ehemaliger Kammerdiener Goethe's dar. — Ei tauſendmal willkommen!

rief der joviale Alte der Gemahlin seines Dienstvorgesetzten entgegen. Wie geht's in Weimar? Was macht „der Geheimerath"?

So ging mir's denn mit Goethe's Titel, wie es einst dem Dichter selbst mit dem alten Lied auf Marlborough gegangen war: wieweit auch der Reisende kam, immer umtönte es ihn. —

Wir waren den Abend wieder nach Weimar zurückgekehrt, und besuchten folgenden Tages das literarisch berühmte Tiefurt. Eine trauliche Einsamkeit, die mit herbstlicher Trauer das Andenken an eine geistreiche Fürstin feierte. Gute Kupferstiche und Büsten aus jener Zeit wollten noch nicht ganz den kindischen Spielereien weichen, die — sich jetzt dort eindrängten. Wir blätterten auch in dem Tagebuche, das aus den Beiträgen jener geistvollen Freunde erwachsen war, die einst hier einen seltnen Kranz um die Herzogin Amalie bildeten. Die Ilm murmelte noch in dem stillen Parke von jenen schönen Tagen; sonst war Alles still umher.

Wie wir zurückkamen, war C. auf den Abend zu Goethen eingeladen. Er rieth mir, auf eine nachfolgende Einladung gefaßt zu sein; es seien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück sei, würde er mich zu den Andern bitten lassen, da er bisher nur auf einen ihm bequemen Augenblick gewartet habe, mich bei sich zu sehen. — Ich begriff wohl, daß ich eine der Fliegen sein sollte, die der alte Herr, um Ruhe zu haben, mit einer Klappe treffen wollte. Dafür brachte ich aber den Vortheil in Anschlag, daß ich, anstatt dem „Geheimerathe" flüchtig vorgestellt zu werden, nun Goethen einen Abend lang unter Fremden und Freunden sehen und hören sollte. Wie voraus gesagt, ward ich, bald nachdem C. von Hause weg gegangen war, von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe stieg es sich ganz bequem hinauf; nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethes Widerwillen gegen Augengläser an der Stubenthüre meine Brille einstecken

mußte. Nicht, weil ich nunmehr das auf der Thürschwelle eingelegte berühmte Salve übersah, sondern weil ein Kurzsichtiger beim Eintritt in eine Gesellschaft, die er zumal bei Kerzenlichte nicht schnell und aus der Ferne individualisiren kann, leicht befangen und linkisch erscheint. Der erste Eindruck eines Menschen war aber bei Goethes Empfindungsweise haftend. — Meine Anrede schnitt der Geheimerath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab. Ich reihte mich also, da ich ihn eben im Gespräche mit einem Fremden unterbrochen hatte, den schwarzgekleideten Freunden an, die seitwärts in ehrerbietiger Ferne standen. Es waren außer G., Riemer, Maier und Eckermann. Der Eine von beiden Fremden war der Landschaftsmaler R. aus Berlin; der Andre ist mir vergessen. Mit Letzterem unterhielt sich Goethe fortwährend in der Fensternische, indeß Thee umhergegeben wurde. Nach dem Thee nahmen alle Platz um den Tisch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf seiner Reise, besonders

am Rhein, mit Bleifeder raſch entworfen, oder — wie er ſich ausdrückte — geknackert hatte. Ueberhaupt machte dieſer launige Maler einen ergötzlichen Kontraſt zu dem ernſten Dichter. Klein und verwachſen raſchelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer ſchritt. Eben ſo ſehr ſtach ſeine Unruhe und ſein lebhafter Witz gegen Goethes Gemeſſenheit und heitre Bemerkungen — das ſchnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltnen Ton des Frankfurters ab. Ruhig ſitzt der Alte da, und überſchaut von ſeinem etwas erhöhten Stuhle mit feſtem Auge den Tiſch; während R., kaum über den Tiſch hervorragend, ſeine Brille bald auf die Naſe fallen läßt, um ein Blatt ſeines Skizzenbuches auszuſuchen, bald über die Stirne zurückſchiebt, um eine Bemerkung an den Geheimerath zu richten. Doch er ſelbſt ſcheint am wenigſten um die Geheimerathſchaft des Wirths bekümmert: ſeine Bewegungen, ſein lautes Wort, ſein behagliches Lachen, ſeine Anreden und

Erwiederungen überſpringen alle Rangſtufen, auf denen Goethes Hausfreunde ſich leis und lauſchend untergeordnet haben, ohne ſich zu Hauſe zu fühlen. Mir ſelber waren die zur Schau circulirenden Blätter ſehr willkommen, um unter ſo gutem Vorwande meine Brille hervor zu holen, und über die geknackerten Zeichnungen hinweg nach Goethe zu ſchielen, der nirgends etwas geknackertes an ſich hatte. Dieſer reicht die beſchauten und beſprochnen Blätter mit den faſt pedantiſch wiederholten Worten zurück: „Sie ſollen bedankt ſein!“

„Sie ſollen belobt ſein, wie immer!“ — Eine ſeltne Paſte, die R. vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: „Da, heben Sie es ſorgfältig wieder auf!“ — Nicht wahr, lachte R., damit ſie nicht in unrechte Hände komme?“ —

Nein, lächelt der Alte, weil ſie vielleicht nicht in den rechten iſt. —

Bei dieſer Gelegenheit rühmt R. ſeine beſonders in Italien verübten Kunſtdiebereien; erzählt, wie er die Aufſeher trunken gemacht habe,

die dann im Dusel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taschen gefallen sei.

Goethe erwiederte mit der Nachsicht, die er selber zuweilen für sich nöthig gehabt haben soll: „Bei Dienstboten werden gefundne Eßwaaren nicht für gestohlen angesehen. So sind auch solche Kunstsachen gleichsam für Leckerbissen zu halten, die man sich zueignet, ohne des Diebstahls schuldig zu werden. Ja manchem erzeigt man eine heimliche Wohlthat, wenn man sie ihm entwendet, und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verstehen."

Unter den Seltenheiten, die R. zu besitzen sich rühmte, prahlte er auch sehr mit einem Ei aus Herkulanum, dem einzigen das man in Deutschland habe; es sei aber leicht, wie Luft.

Es ist also nicht viel auszubrüten darin, erwiederte Goethe, auch wäre wohl dazu erst ein herkulanisches Huhn beizubringen.

R. war sehr heiser, und ward es durch sein vieles Reden immer mehr. Hierüber von Göthe

wohlwollend berufen, wies er ein Blatt seiner Skizzen vor, indem er sagte: Sehen Sie hier die klassische Stelle, wo ich mir den Schnupfen geholt habe, — diesen schlechten Referendar, der doch Assessor geworden, obschon er im Maturitäts-Examen durchgefallen ist.

Auf diesen, in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz versetzte Göthe ganz trocken: Das haben Künstler voraus, daß sie an ungesunde Orte geführt werden.

Mit Eitelkeit versetzte R.: Mancher aber holt sich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle so bezeichnen kann.

Nach aufgehobener beschauender Sitzung, während kalter Punsch und Gebacknes umgereicht wurde, unterhielt sich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. So konnte ich mir den verehrten Mann recht in nächster Nähe betrachten. Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunstgegenständen und Künstlern, und wollte namentlich von einem Maler

hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. — Jetzt fühlt er den Puls deiner Kunstkennerschaft! dachte ich bei mir selbst. Er konnte diesen Puls unmöglich fieberhaft finden. Indeß war auch mein augenblickliches Interesse mehr darauf gehestet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor seinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu bestehen. So fiel mir denn wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wollte, dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angesiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus Herrmann und Dorothea gewidmet und übersendet hatte. —

Wie es nun Zeit zu gehen war, entließ uns der „Geheimerath". Wir schieden, die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen. —

Bedeutendes von dem bedeutendsten Dichter des Jahrhunderts zu hören, war nun an diesem

nur flüchtiger Kunstbeschauung gewidmeten Abende nicht vergönnt gewesen. Allein das Außerordentliche ist eben auch außer der Ordnung: wer dürfte darauf Rechnung machen? hatte ich doch meine bescheidne Absicht erreicht und ein lebendiges Bild des großen Mannes gewonnen. Wer möchte ihn nicht in seiner genialen Jugend gekannt haben, wo er gewiß von Innen mehr durchglüht aussah, als ich ihn damals fand. Sein Auge war wohl noch warm, seine Stimme stark; aber sein Schritt schien nicht mehr fest; wenn ihm nicht etwa die eigenthümliche Art, Schulter und Haupt steif aufrecht zu tragen, und leis aufzutreten, ein so schwankendes Ansehen gab, daß er mehr zu schweben, als zu schreiten schien. —

Sollte ich nun unter diesem Bilde noch einige Bilderchen anbringen: so müßte ich von Peucer und St. Schütz, von Hummel und Strohmeier erzählen. Zwischen diesen Paaren könnte ich dann Frau Schoppenhauer als einzig aufhängen. Doch — sie ist nun begraben. Ihre

Tochter Adele, die uns bei unserm Besuche empfing, und während des Nachmittagschläfchens ihrer Mutter unterhielt, machte mir mit einer einzigen Bemerkung klar, wie geplagt auch Goethe oft genug gewesen sein muß. Adele beklagte nämlich gar sehr, daß man jetzt bei dem — „Geheimerathe" so schwer und selten vorkommen könnte. Die aus den Bädern oder von der Versammlung der Naturforscher aus Berlin heimkehrenden Fremden nähmen ihn ganz und gar in Beschlag. Sie warte von Tage zu Tag auf ein gutes Stündchen bei ihm; denn sie bedürfe doch gar sehr seines Rathes bei der Wahl. — Sie suchte lebhaft unter den umher liegenden Papieren — wie ich glaubte nach einigen Porträten, — als sie ein Papier aufrollend, fortfuhr: bei der Wahl einiger Farben zu dieser Arbeit auf Holz!

Sie wies eine Blumenzeichnung auf, die mein Begleiter C. als Kenner sehr lobte, während ich im Stillen Goethen bedauerte, der so Vielen ein „Geheimerath" sein mußte. Als ihre

Mutter, aus dem Mittagſchläfchen erwacht, uns auf vornehmem Sopha empfangen hatte, legte uns Adele viel Schönes, was ſie gemalt und was ſie mit der Scheere aus ſchwarzem Papiere geſchnitten, zum Beſchauen vor. Dabei brachte ſie mich durch den Widerſpruch ihrer ſo Schönes bildenden Hand mit dem, alle Schönheit entbehrenden Angeſichte auf einen wunderlichen Gedanken über den Verkehr der beiden hohen Mächte — Geiſt und Natur. Ich mußte mich fragen, ohne mich eben beantworten zu können, — ob nicht vielleicht der Geiſt in den traulichen Stündchen, in denen er heimlich die Natur beſucht, auf neckiſche Weiſe die Handarbeiten dieſer ſeiner Geliebten verwirre und verkehre; indem er z. B. die Bildung eines ſchönen Mädchengeſichtes in die Bildungskraft der Mädchenhand verſtecke, oder die Anmuth, die für den Wuchs des jungen Geſchöpfs zugeſchnitten liegt, in dem Herzen deſſelben verberge. — Wirklich ſcheinen die Frauen auch von ſolchem Liebesverkehr etwas zu merken; denn man

findet, daß die Schönen sich vor Geist fürchten, und die Häßlichen ihm schmeicheln.

Inzwischen wurde ich im Gesellschaftskreise meiner freundlichen Wirthe als Gast hin und hergeworfen. Man schien sich über Alles gern zu vergnügen, und die beste Laune vergütete, was den Interessen und Abfällen des Lebens an Gewicht fehlte. Die Art, wie man auch im Kreise der Frauen sich gab und die Dinge nahm, war gerade nicht vornehm zu schelten. Wer weiß aber, wieviel die weimarer Mundart, ein nicht nach dem reinen A. gestimmtes Instrument, an der Unterhaltung verdarb. Auch ist es immer gewagt, mit dem Rausche der einst aus Weimar versandten Poesie nach der Stätte zu kommen, wo sie gekeltert ward. Der Stadt Weimar liegen die Treſter ihrer versandten Weine zur Last. Doch ward dem Erzähler mancher alte Trunk geschenkt und gegönnt. Eine kleine lebhafte Brünette declamirte z. B. gern Stellen aus Goethes und Schillers Werken, und ihr Gedächtniß war ihr

darin so treu, daß sich selbst ihr muntrer Witz darauf verlassen konnte. Eines Morgens brachte ich ihr den in der Abendgesellschaft vergessenen Shawl in ihre Wohnung, und wie ich in's Zimmer getreten, das Tuch mit einer fragenden Gebehrde in die Höhe halte, ruft sie pathetisch: „Mein ist der Helm, und mir gehört er zu!“ —

Vom Theater und der russischen Messe, vom Schloß mit den schönen Malachitsachen und Hackert'schen Bildern will ich nichts sagen; aber zwei Oktoberabende tauchen in meiner Erinnerung auf, die mich bewegen. An einem düstern Abende besuchte ich den Kirchhof, und blieb in der Fürstengruft an Schillers Sarge stehen. Die Worte dieses edeln Dichters: „Es soll der Dichter mit dem König gehen“ — waren das Thema meiner Empfindungen. Drunten im kleinen Weimar lebte noch der Dichter, der mit seinem gnädigen Herzoge Arm in Arm und mit du und du gegangen war; hier ruhte der Andre, von dem es heißen konnte: Es soll der Dichter nächst dem Fürsten ruhn.

Ich brach einige Blätter aus dem Lorbeerkranze, der auf Schillers Sarge lag, um sie in einem Briefe zu versenden. Doch die Täuschungen des Lebens weben auch noch um die Särge der Dichter. Die Freundin dachte nicht daran, daß die Lorbeerblätter, die sie empfing, nicht um des Dichters Haupt gelegen, sondern aus einem Kranze gebrochen waren, der erst seit Kurzem, nachdem der frühere von Reisenden zerpflückt worden, auf dem Sarge ruhte. Ich selber auch dachte nicht daran, daß die eingeschloßnen Gebeine vielleicht nicht einmal — wenigstens nicht alle — Schillers waren. Denn der Verstorbene war erst auf dem Jakobskirchhofe im Landschafts-Kassengewölbe beigesetzt gewesen, wo man seine Gebeine, als sie in die Fürstengruft erhöht werden sollten, mit manchen andern aus den zerfallnen Särgen vermischt gefunden hatte. — Der Naturforscher ordnet die vorweltlichen Thiere nach ihren, wenn auch zerstreut ausgegrabenen Knochen; welcher Kritiker aber kann die Gebeine eines Dichters von denen eines

Handwerkers ſondern? Wer weiß, mit welchem längſt vergeßnen Manne einſt bei der allgemeinen Auferſtehung unſer Dichter erſt ein Bein, eine Rippe oder ein paar Halswirbel austauſchen muß, ehe die allgemeine Verklärung ſeinen beſonderen Dichterruhm in ſich auflöst!

Oberhalb dem Kirchhofe mit der Fürſtengruft, und zwar unmittelbar anſtoßend, liegt die herrſchaftliche Baumſchule, eine großartige Einrichtung, der ein Landesdirectionsrath vorſteht. Von dieſem eingeladen, ſollten wir hier noch einen tollen Sonntagabend verbringen. Es war eine trauliche Geſellſchaft, ein freier Blick über das Thal, fröhliches Geſpräch der Männer, und dazwiſchen etwas Frauenſchwärmerei mit Declamation. Als wir ſchon bei Lichtern im Sommerhauſe an wohlbeſtellter Tafel ſaßen, trat noch ein Gaſt mit glänzenden Augen herein. Alle mutterwitzigen Blicke der Frauen fielen auf Eine unter ihnen, die eben nicht verlegen ſchien. Eingeladen war der ſpäte Ankömmling nicht, und konnte ſelbſt

ohne heimlichen Wink nichts von der traulichen Geſellſchaft ſo weit außerhalb der Stadt wiſſen. Der ſpäte Gaſt war — Goethe. Nicht der „Geheimerath“, ſondern der Kammerrath, der Sohn. Es war mir lieb, auch ihn vor meiner Abreiſe noch zu ſehen. Er trank uns Allen vor. Wir ſuchten ihm nachzukommen, und eine laute Luſtigkeit kam auf. Man ſang und lärmte. Goethe ſchlug zuletzt einen Zug durch den Garten vor. Man faßte ſich zu Paaren an den Händen; ſingend und jauchzend zog man dem luſtigen Manne nach auf den ſchmalen Pfaden, welche die verſchiedenen Klaſſen der Baumzöglinge trennten, — den Berggarten hinauf, ſeitwärts hinab immer tiefer ins Dunkel, bis wo man an einem Mäuerchen wenden mußte. Es war die Mauer des Kirchhofs.

Ich erſchrack. Es war ein ſchmales, niedres Mäuerchen, das den flüchtigen Lebensübermuth von denen ſchied, „die ſo ſanft ruhn.“ — Ja wohl den flüchtigen! der damals über die ſtillen

dunkeln Gräber hinjauchzete, — er lag nicht lange darauf und — früh begraben. Mag er den Rauſch des Lebens verſchlafen! die andern Kinder ſeines Vaters ſind unſterblich. Sie werden noch manches Herz berauſchen und beruhigen.

Daß man ſich aber Goethen nicht nähern könne, ohne wenigſtens ein Veilchen in ſeinen Geſpinnſten zu zappeln, ſollte ich beim Abſchiede von Weimar empfinden. Ich konnte nicht umhin den Freunden ein gereimtes Blatt zu hinterlaſſen. Und wer erkannte nicht die unwillkürliche Nachahmung der Manier des gealterten Goethe, wenn ich den Freunden zurief:

Lang getrennt und treu gefunden, —
neue Lagen, alte Herzen,
alte Mähren, neues Scherzen, —
Was vergleicht ſich ſolchen Stunden?

Und noch treibt's in meinem Innern;
einmal iſt der Weg durchmeſſen,
und zum alten Unvergeſſen
kömmt ein wachſendes Erinnern.

Grämlich ſieht das Amt zum Wandern,
mißt nur knapp die Flatterſtunden:
doch das Herz bleibt ungebunden,
— Einer findet wohl den Andern!

IV.

Eine Tiſchrede im Traum.

Wie viel iſt nicht ſchon über das Geheimniß des Traumes geräthſelt worden! Manchmal ſcheint es, wir ſchöpfen im Schlafe aus Gedankenquellen, die für uns nicht zu Tage fließen: wir erwachen mit ungemein erquicktem Geiſte, und Alles gelingt uns dieſen Tag. Ein andres Mal haben wir das Waſſer aus der Tagwelt mit in den Schlaf genommen, und die Träume erhitzen es nur über den abgewelkten Blättern der Lebenserinnerungen zu einem matten Traumthee. So oft war ich ſchon in Träumen der qualvollſten Verlegenheit ausgeſetzt geweſen, und hatte in löcherigem Hemde

durch einen glänzenden Tanzsaal gehen müssen; nun sollte ich aber auch einmal recht witzig und beredt auftreten, und den Beifall der respectabelsten Männer auf mich ziehen.

Es war in Stuttgart in dem herrlichen Herbste des guten Weinjahres 1834. Die Naturforscher hielten eben ihre Versammlungen in dieser Stadt. Ihnen zu Ehren ward Tags nach meiner Ankunft, — es war ein Sonnabend — ein glänzendes Fest auf der sogenannten Silberburg gegeben. — Ich habe zu allen Festen geselschaftlicher Art den Sonnabend gern. Das Vorgefühl des Sonntags erhöht den Genuß, und man hat überdieß noch den Trost, am andern Morgen die allenfalls bittere Neige der ersten Feier unter dem Dufte des zweiten Festtages leichter zu verwinden.

In solcher Vigilien-Stimmung wandelte ich gegen Abend nach der Silberburg. Der Weg geht zwischen Gärten und Weinbergen empor. Die Gärten waren von ihren Besitzern und deren

Gästen belebt; um den geschmückten Eingang zu dem höher gelegenen Festgarten sammelte sich ein schaulustiges Völkchen. Die rechte Fröhlichkeit ging aber mit einbrechender Nacht an. Pechpfannen brannten am Eingang; bunte Laternen durchzauberten den Garten; auf der Bogenbrücke, die den obern Weinberg mit dem tiefer gelegenen Garten über den zwischen beiden hinziehenden Hohlweg verband, drängten sich hin- und herwandelnde Gestalten geschmückter Frauen und schwarz gekleideter Naturforscher. Die Mädchen glänzten so prall und bräunlich wie Traubenbeeren; die Naturforscher boten zum Theil die seltsamsten Physiognomien dar. Mir scheint, daß die Natur denen, die immer so gierig an ihr herumtasten, zuweilen Eines anhängt, und allmählich die Gesichter der Forschenden nach den durchforschten Wundern wunderlich umgestaltet, so daß Manche zuletzt in Art und Aussehen auffallend an die Geschöpfe erinnern, auf welche sie ein vieljähriges Studium gewendet haben. — Und

damit nun alles von nah und fern Gekommene, unter einander noch Spröde in einen rechten Guß und Fluß der Fröhlichkeit gebracht würde, spielten abwechselnd zwei Musikchöre aus dem obern und untern Garten, und wirkten wie ein positiver und negativer Pol auf die Frauen- und Männerherzen. Tief unter den Festgenossen lag die Stadt; die Weinberge geberdeten sich mit ihrer 1834r guten Hoffnung. Bei diesen Aussichten auf die nahe Weinlese wurden die hinterlegten Verdienste früherer guten Weinjahre nicht geschont; als Ausdruck des feurigen Uebermuthes stieg, knallte, rauschte ein prachtvolles Feuerwerk in die Nacht hinein. Wie nach und nach die Köpfe schwerer und die Herzen leichter geworden waren, übergoß der aufsteigende Mond und verschmelzte Berg und Thal, Lust und Stille, Jubel und Sehnsucht mit einem und demselben magischen Lichte.

Doch ich wollte nicht das Fest beschreiben, sondern nur begreiflich machen, wie einem vergnügten Menschen alle diese in der Dämmerung

erlebten Zauberbilder im Traume noch einmal wieder kehren. Und wie seltsam! der nüchterne Ernst dieser gelehrten Versammlung, dießmal über die unaufhörlichen Festschmäuse ein wenig verdrossen, hatte sich in meinen Traum geflüchtet, um entweder sich zu ärgern oder mich zu necken. Hört nur!

Ich befand mich in einem großen Saale zwischen den ernsthaftesten Männern an wohlbesetzter Tafel. Auch die vielen Unberühmten, deren man am Tage nicht achtete, obschon sie bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit den berühmtesten Gelehrten wetteiferten, galten bei diesem Traumschmause für ausgezeichnete Naturforscher. Ganz uneigennützig war mein Traum nicht, sondern stellte mich selbst als einen Naturforscher hin, und sogar als einen, der neue Bahnen der Naturforschung brechen wollte. Nach vielfach ausgebrachten Toasten erhob ich mich auch mit vieler Zuversicht, schlug an mein volles Glas, und sprach zu den aufhorchenden, stillgewordenen Männern:

„Meine Herrn!

Man kann gerade nicht ſagen, daß heutigen Tages die Natur, dieſe alte Coquette, dieſe unaufhörliche Wöchnerin, deren Mann gar nicht zum Vorſchein kömmt, vernachläßigt würde; da ich das Vergnügen habe, unter ſo vielen alten und jungen Herrn zu ſitzen, die ihr von allen Seiten den Hof machen, und als Anbeter, wenigſtens einzelner Partien dieſer Unverwelklichen, uns von deren Geiſt und Reizen unaufhörlich unterhalten. Ich berufe mich auf den alten mir gegenüber ſitzenden Herrn, der aus dem artigen Frankreich gekommen iſt, und in Tracht und Manier an das vorſüdfluthige Frankreich, an die ſchöne vornationalconventiſche Zeit erinnert, ja ſogar zur Beſtätigung meiner obigen Behauptung Monſieur Lamoureux heißt. Dennoch iſt im Verhältniſſe zur Bevölkerung Deutſchlands zu beklagen, daß ſo viele Tauſende ſich faſt noch gar nicht für die Nation intereſſiren, und daß unter dieſen Gleichgiltigen grade ſo Viele aus den höhern

Klaſſen und reichen Ständen der Geſellſchaft ſind. Wäre es nicht verdienſtlich, auf einem neuen, humanen Wege auch in dieſen Gleichgiltigen eine Liebe zur Natur zu erwecken? Beſonders auch für die Politik verdienſtlich, weil durch die Stabilität der Natur ein nachhaltiges Gewicht gegen die politiſche Aufregung oder vielmehr Aufregbarkeit unſerer Zeit zu Gunſten der alten europäiſchen Legitimität gefunden würde. Natur und Geſchichte verhalten ſich wie Adel und Bürgerthum, und je mehr Hände wir vom babyloniſchen Thurmbau der Geſchichte zum Anbau der Natur gewinnen, deſto mehr Halt und Sicherheit wird für das Staatsleben gefunden."

„Aber welchen Weg ich dazu vorſchlage, welchen humanen Weg, wie ich mich ausdrückte? — Einen Weg, meine Herrn, den die Natur ſelbſt angedeutet hat, und eben ſitzen wir mitten auf dieſem Wege. Er führt durch die Küche in die Natur, oder vielmehr er führt die Natur durch die Küche. Wir müſſen, denke ich, die Menſchen

durch ihren Magen für die Natur intereſſiren diesen Mutterbeutel hat ja die Gütige einem Jeden ihrer Sterblichen eingeknüpft, und durch die fortwährend in denſelben einfallenden Mutterpfennige bleiben wir ewig ihre Kinder. Der Magen iſt eine Art Fortunatus-Säckel: in ihm liegen unſere erſten und letzten Wünſche und Befriedigungen. Aus dem Magen entſtehen alle revolutionären Bewegungen des Gemeinen nach oben, und alle höchſten Intereſſen erfahren hier ihre Zerſetzung und Erniedrigung. In was löst ſich alle Herrlichkeit der Welteroberung, alle Süßigkeit der Herrſchgewalt endlich auf, als in die Magenſaure der Völker und in das Sodbrennen der Menſchheit? Und wo regt ſich die Seekrankheit der edelſten Geiſter, wenn ſie den ſtillen Ozean des Ueberſinnlichen befahren?"

„Ja, meine Herrn, auf dieſem „humanen" Wege ließen ſich vielleicht Männer, die aus ihrem Geldbeutel noch nichts zur Erforſchung der Natur haben beitragen mögen, endlich durch den Magenſack"

für dieſelbe intereſſiren. Ich möchte dieſen Weg nicht bloß den humanen, ich möchte ihn auch — unter uns! — den diplomatiſchen nennen. Nicht ſowohl in dem Sinne, daß Diplomaten mehr als andre müßige Leute, dieſen Weg der Naturforſchung zu ſchätzen wüßten; auch nicht des echt diplomatiſchen Kunſtgriffes wegen, daß man unter dem Scheine der Zubereitung neuer Genüſſe für den Magen auf Entdeckung neuer Seiten der Natur ausginge: ſondern vorzüglich wegen der politiſchen Wirkungen dieſer neuen naturforſchenden Richtung. Die jährlichen Verſammlungen der Naturforſcher würden mit den politiſchen Congreſſen in heilſame Bezüge treten, oder nach Umſtänden auch die politiſchen Congreſſe verdecken helfen. Die europäiſche Politik, die ſich ja vor der Oeffentlichkeit gar nicht mehr zu retten weiß, würde neue Falten gewinnen — an den Magenfalten. Und, meine Herrn, laſſen Sie mich noch eine andre Andeutung geben, die mehr noch als Ihnen, den Cabinetten heilſam werden könnte. Unſere Küche

ist stabil geworden. Seit Jahunderten behandelt und verwandelt sie fast immer nur dieselben Substanzen, die ihr drei Elemente, — Land, Luft und Wasser liefern, um solche dann vom vierten, dem Feuer, zubereiten zu lassen. Wie wär's, wenn man die europäische Küche mobil machte, um alsdann die unruhige Bewegung der Geister in dieß neue verfängliche Gebiet des Forschens hinein zu locken und zu bannen? Wie, wenn es uns gelänge, die übersprudelnden Köpfe mit den überkochenden Töpfen nicht bloß poetisch zu reimen, sondern auch philosophisch zu identificiren, so daß man den trüben Schauer, der die moderne Philosophie und die unreifen deutschen Constitutionen ausbrodeln, mit Küchenlöffeln abschöpfen könnte? Welches Weltstaunen, welcher deutsche Patriotismus würde sich regen, wenn unsere kleinen Regierungen mit einem Mal — Concessionen machten! Denken Sie sich, meine Herrn, es würde verkündigt, man wolle der unbedingten Stabilität entsagen und Reformen in dem Maaße vornehmen, als die

Völker mündig würden. Nun habe man endlich die Ueberzeugung fassen können, daß die deutschen Brudervölker (Dank den vielen kleinen Residenzen mit dazu gerechneten Hofküchen!) wirklich und zwar im echtdeutschen Sinne des Wortes mündig wären, das heißt, den Mund im Dienste des Magens gebrauchen könnten; man wolle daher der Stabilität der Küche alsbald entsagen, und in diesem Bezug jede Forschung frei geben, sogar auch freie Rede ohne Censur gegen jeden Druck — im Magen erlauben, ja, falls solchem Drucke durch die Druckerei abzuhelfen stehe, auch freie Presse gestatten, nämlich die Servietten-Presse. Ich an meinem Theile zweifle nicht, daß nach solchen Vorgängen und Bewilligungen bald auch noch Volksversammlungen zugegeben würden. Es versteht sich, daß die öffentlichen Sprecher nüchterne Leute sein, und im Bereich einer Küche ihren erhöhten Platz nehmen müßten. Dem Maaß und Ziel darf doch in einem öffentlichen Wesen nicht aus dem Auge oder einem der übrigen vier

Sinne verloren werden, soll nicht zum Ruine des Fundaments wahrer Volksfreiheit, des Magens nämlich, — „unverdautes Zeug“ zum Vorschein kommen.“ —

„Sie lächeln, meine Herrn? Wie? Kämen etwa meine Vorschläge zu spät, und wäre dieser Zweig der Naturforschung wirklich schon von den Diplomaten und Gesandten cultivirt? Ich komme öfters von meinem Wohnorte nach Frankfurt, und habe einigen Grund, diese Vermuthung zu fassen. Doch immerhin! Es soll mich nicht verdrießen, daß man meiner Weisheit zuvorgekommen, soll mich nicht abhalten, noch einen weitern Wink zu geben über die politische Heilsamkeit meiner vorgeschlagenen Naturforschung. Es können nämlich wieder einmal bedenkliche Zeiten eintreten, wie in 1813, Zeiten der öffentlichen Noth, in denen man zur Aufrechthaltung der Throne des Vaterlandes nicht entrathen könnte, und wo die jetzt verpönte Begeisterung wieder nützlich und wünschenswerth wäre. Wie dienlich würde es dann sein, wenn

man gelernt hat, dem Falken des Volkes, sobald er den Feind niedergestoßen, den Magen, als Haube, überzuziehen, ehe er merkt, was er geleistet hat, und große Augen macht, wenn er leer ausgehen soll. —

Sie würden mich kränken, meine Herrn, hielten Sie mich der Verirrung für fähig, daß ich den wichtigsten und geheimsten Theil der Politik in's Gebiet der Naturforschung ziehen, und Ihre ehrlichen Studien stören wolle. Nein, Ihre Ehren (oder schreiben Sie etwa Aehren?) wachsen im weiten Felde der Forschung, die künftig von der Gastronomie bis zur Astronomie reicht. Unser Satz ist erhabener, unser Ruhm hat höhere Brandung. Und statt, daß wir uns gleich den Diplomaten durch Ordenssterne einen Namen erwerben möchten, legen wir lieber unsere schon berühmten Namen neuentdeckten Sternen bei, und lassen uns so von Sternen tragen, statt daß wir uns damit abgäben, solche zu schleppen. Allein nebenher können wir doch

immerhin auch noch andern Interessen einen Gefallen thun, und wenn wir Männer von Fach uns der Nachtseite der Naturwissenschaft widmen, warum wollen wir nicht noch gelegentlich den Staatsmännern und Diplomaten beistehen, wenn sie der eigentlichen Mittagseite der Natur ihr Leben weihen?"

„Eines bleibt mir noch nachzuweisen übrig, meine Herrn, — daß nämlich diese neue Richtung der Naturforschung von der Natur selbst ursprünglich angedeutet und fortwährend begünstigt worden ist. Oder zöge sich denn nicht das Merkmal des Eßbaren durch alle Reiche der Naturkörper? — O meine Verehrtesten, wie sehr wünschte ich bei dieser vortrefflich besetzten Tafel recht umständlich über einen so geschmackvollen Gegenstand reden zu dürfen, wo ich aus jeder Schüssel einen von Ihnen anerkannten Beleg für meine Behauptung — und aus Ihren trunknen Blicken begeisterten Beifall schöpfen könnte, wenn auch ihr Mund in der Fülle der Ueberzeugung verstummte! Allein ich

habe Grund zu vermuthen, daß auch noch andre hier anwesende Männer etwas Vernünftiges vorbringen können, um derentwillen ich mich kurz fassen muß."

„Aus dem Reiche der fälschlich so genannten leblosen Natur zieht unsere Küche allerdings wenig Nahrhaftes. Dafür stammt aber die eigentliche Grundlage der Genießbarkeit, die Basis der Küche, der eigentliche Erlöser und Verwandler aller aus dem Pflanzen- und Thierreiche herbeikommenden Nahrungsmittel aus jenem Gebiete der Fossilien, — das Salz. Wie die ganze Menschenwelt ist also im besondern auch die menschliche Küche auf das Reich der Fossilien erbaut."

„Unzählige Beiträge zum Keller, zur Speisekammer und Küche liefert das Pflanzenreich. Wie konnte ich hier alles Blätter-, Hülsen-, Schoten-, Wurzel-, Körner-, Frucht- und Schalenwerk aufzählen, daß wir in diesem weiten Gebiete rupfen, pflücken, stechen, schneiden, graben und

brechen, von der Kartoffelstaude an, die einen Fuß tief unter der Erde ihre nährenden Knollen treibt, bis zur Kokospalme, die achtzig Fuß über der Erde ihre genußreichen Nüsse reift? Dieß Naturreich liefert auch die Traube. Ist das nicht schon allein genug gesagt?"

„Im Thierreiche ist wohl keine Klasse, die nicht der Küche des Menschen zinsbar wäre. Sogar die widerlichen Amphibien nicht ausgeschlossen, — diese Achselträger des Thierreichs, die es abwechselnd bald mit der stabilen Erde, bald mit der Bewegungspartei des Wassers halten, diese häßlichen Jüstemilieu-Gesellen, die sich am liebsten auf der schmutzigen Scheidemark zwischen Naß und Trocken, nämlich in Sumpf und Rohr aufhalten, und bald lauernd weinen, wie Krokodile, bald laut quaken, wie die Frösche. Denn werden nicht gerade dieser Quaker selbst in Brüh- und Bratenzubereitung genossen?"

„Soviel steht also fest, meine Herrn, daß die Natur selbst eine Bahn der Forschung mittelst

der Genießbarkeit ihrer Produkte durch alle ihre Geschlechter hindurch gezogen hat. Verfolgen wir diesen Wink! Suchen wir alle diejenigen, die sich bisher für die Natur noch nicht interessirt haben, auf diese Bahn neuer Entdeckungen hinzulenken! Was wird nicht Alles ausgekocht werden, wenn dieser Heerd des Interesses entzündet wird! Stiften wir eine Körperschaft auf Aktien. Es ist ja von der höchsten Angelegenheit für Körper die Rede. Und fürchten Sie nicht etwa, meine Herrn, daß die Aktien auf dem Hauptmarkte Frankfurt nicht in die Höhe gehen würden, weil dort der Papierhandel hauptsächlich in jüdischen Händen ist, und die Juden auf, möglicher Weise, unkoschere Entdeckungen nicht speculiren würden. O nein! Die neuen Israeliten sind nicht mehr, wie die alten Juden. Sie sehen ein, daß ihre Emancipation, wie unsere politische Freiheit, vom Magen ausgehen muß. In der Küche müssen sie ihr christliches Credo anstimmen, und es wird ihnen nicht an hohen Zeugen ihres Bekenntnisses

fehlen. Aber auch ohne dieß ſind noch andre Leute, als Kaufleute, dort, die ſchon allein jene Aktien garantiren. — Gründen wir hiernächſt auch, auf gut deutſche Weiſe eine eigne Zeitſchrift für dieſe neue Richtung der Naturforſchung. Glücklicher Weiſe findet ſich, um gleich für ganz Europa ohne Hemmniß der Sprachen ein Verſtändniß zu vermitteln, eine allgemeine, vermuthlich in den katholiſchen Klöſtern ausgebildete Sprache vor, die für dieſen Zweig des Forſchens wie gemacht zu ſein ſcheint, — ich meine das Küchenlatein."

„Und bedürfte es außer dem belohnenden Genuſſe, den dieſe neue Forſchung durch ſich ſelbſt gewährt, — vielleicht um der allenfallſigen Magendruckleiden willen, die mit manchem Verſuche verbunden ſein könnten, noch ein.s äußern Reizes für Reiche und Vornehme von lebhaftem Ehr- und Ruhmbedürfniſſe: ſo wird ſich auch leicht ein Orden ſtiften laſſen, der, um ſeine hohe Beſtimmung anzudeuten, und zugleich als Amulet gegen

die Leiden der Naturforschung zu dienen, — auf dem Magen getragen würde. Dieser Platz für neue Kreuze und Sterne wird keinen Zweifel über den Ursprung der Verdienste lassen, für welche dieselben verliehen sind. Die Kreuze würden über dem Magen, dem allgemeinen Grabe so vieler, für das Beste der Menschheit durch dunkle Verwandlungen hindurch gegangner Naturwesen als Monumente prangen; diese Sterne, im Gebiet des Sonnengeflechtes des Unterleibs würden in ihrer planetarischen Natur ohne Riesenteleskop mit bloßem Auge erkannt werden, selbst wenn ihre Träger — benebelt wären, indeß die hohen, auf der Brust so vieler ausgezeichneten Männer leuchtender Fixsterne von dem kurzsichtigen Volke in ihrer Bedeutung nie recht erkannt werden."

„Ich bescheide mich, einen Vorschlag zur Einrichtung dieses neuen Verdienstordens oder gar eine Zeichnung zu liefern. Nur wäre ich aus ökonomischen Rücksichten dafür, daß die Verdienst-, Ritter- und Großkreuze aus Emaille gefertigt

würden, weil man diese bei einem und demselben Feuer brennen könnte, bei welchem die zu belohnenden Männer ihre neuen Versuche und Verdienste kochen. Auch fällt mir eben noch eine In- oder Umschrift ein, die mit andern so genannten „unmaßgeblichen" Vorschlägen zur Berathung kommen könnte. Ich bitte mir nur aus, meine Herrn, daß Sie mich nicht etwa für einen Mystiker oder Pietisten halten, wenn Sie des Spruches Tiefsinn und Bedeutsamkeit erfassen sollten. Die Umschrift des Ordenskreuzes könnte nämlich lauten: Per stomachum ad astra!"

„Stoßen Sie indeß mit mir an auf den glücklichen Ausgang der neuen Forschungen durch den Magen, so wie auf die Resultate des neuen Umschwungs der Geister. Rufen Sie als Zeichen Ihres Beifalls dreimal — wie man zu sagen pflegt — ein „donnerndes" Per stomachum ad astra!" — —

Der Beifall war so laut, die angestoßnen Gläser klangen so hell, daß ich vom Lärme meines

Traums aus dem Traum erwachte. In der nahen Küche meines Gasthofes ging es sehr geräuschvoll zu, und ich begriff einigermaßen, bei welchem Feuer mein Traum gekocht worden war. Ich dachte hin und her über den Sinn des Traums, und würde ihn zuletzt für mehr als Traum gehalten haben, wenn der Unsinn der gehaltnen Rede mich nicht überzeugt hätte, daß doch Alles nur geträumt war. —

V.

Von Pillnitz bis Sonnenstein.

Man sollte nichts Erhebliches ohne Losung, ohne bedeutsame Parole unternehmen, wie kein vorsichtiger Wanderer das Gebirg ohne Hakenstock betritt. Solch' ein Wort dient glückaufwärts zur Stemme, abwärts zum Anhalt; dient als Haken, das Entfernte heran zu holen, als Hammer, das Gewonnene zu prüfen. — Ich hatte weder eine Losung noch einen Hakenstock, als ich am frühen Morgen von Dresden nach der sächsischen Schweiz fuhr. Auch das mir als Kind eingeübte Wort: Gott wallt's! wollte mir nicht einfallen, — kein

frommer Gedanke, so bedrohlich auch der Himmel aussah, und so schmutzig der Weg nach Pillnitz war, — beides von heftigen Regengüssen des gestrigen Gewitters. Die hohen Halme des weiten, fruchtbaren Thals nickten mir indeß mit dem frischen Morgenwinde zu, und links über die Elbe herüber winkten die Weinberge, Finlatters Wirthschaft und das Schlößchen vom Königsweinberge. An eine Losung aber dachte ich nicht, bis ich an der ersten Hausecke des Dörfchens Tolkwitz diesen Namen las, und der Kutscher mir vom Bock zurief: Tolkwitz! — das englische talk wit und das deutsche Gauwort „talken" fielen mir ein. Also: „Sprich Witz, talke Witz!" war ein Zuspruch am offenen Wege nach einem königlichen Sommerlager. Wie, dachte ich bei mir, braucht man Witz zur Empfehlung, wenn man nach Hof fährt, oder zur Herzenserleichterung, wenn man von dort zurück kehrt?

Ich ließ diese Frage unbeantwortet in die Elbe fallen, als ich jetzt in einer königlichen Fähre

übersetzte. Durch eine breite Allee, durch ein langes Dorf suchte ich zum goldnen Löwen zu gelangen, wo man verpflichtete Führer haben kann. Ein blatternarbiger, gutmüthiglächelnder Bursche zog seinen Schildrock an, und übernahm meinen Reisesack. Mein Hakenstock war ein Regenschirm, Tolkwitz meine Losung, beides auf Launenhaftigkeit des Himmels und des Herzens deutend.

Wir werden noch nicht viel „Gescheites" im Gebirg antreffen, meinte mein Führer; die schönen Tage verspäten sich dieses Jahr. — Doch eben sahen wir einen hübsch gewachsnen Mann mit einen Reisestock am Ufer der Elbe stehen. Er blickte nach dem langen Altan des Schlosses empor, auf welchem fürstliche Kinder spielten. Die geschwungne Treppe, welche hinauf führt, ward von einer Schildwacht gehüthet. —

Es sind die Kinder des Prinzen Johann, sagte mein Führer. Da unser König kinderlos ist, so kann jener kleine Prinz einmal König werden.

Wie der nahstehende Fremde bei diesen Worten seinen Hut abnahm, und ein Knie bog, erregte er meine Aufmerksamkeit. Es war ein feines, blasses Gesicht von edeln Umrissen, der Blick etwas wirr; der Bart mochte wohl eine Woche nicht abgenommen sein; auch das Haar schien ungekämmt, und der ganze Anzug war offenbar zu dem vornehmen Aussehen des Fremden aus dem Handwerksstand geliehen.

Wie die Kinder auf dem Altan jubelten, so natürlich, wie Bürgerskinder! was konnte ich ihnen Besseres gönnen, als diese weiche Junilust und den Blick über den nahen Strom, über die fruchtbare Ebene nach Dresden hinab! Unter ihnen, an's Ufer gefesselt, tanzten königliche Prachtgondeln, roth und grün von Aussehen. Im Innern sollen sie kostbar eingerichtet sein; wir durften sie aber nicht so frei betreten, als die Hofkapelle, in welcher eben die Kerzen zu einer Messe angezündet wurden. Indem ich Vogels Wand- und Deckengemälde betrachtete, auf denen

die königliche Familie ihre Physiognomien den Personen der heiligen Geschichte geliehen hat, trat Prinzessin Auguste mit kleinem Gefolg ein. Prinzeß Amalie war auf Reisen; sonst hätte ich vielleicht auch die Dichterin gesehen, die wir nicht genug schätzen können. Denn sie steigt von ihrer Höhe in unsere bürgerlichen Verhältnisse nieder, um uns wenigstens poetisch zu begreifen. Sie braucht keine originelle Erfindung, keine kühne Ausführung ihrer Lustspiele zu haben: die Gunst ihres Besuches ist Alles werth. Wie weiblich knüpft und spinnt sie den Faden, wie prinzeßlich scherzt und beglückt sie! der Landmann kann sich ihrer Vorliebe freuen. Und wenn ihre Gestalten auch nicht mit uns Bürgerlichen gelebt haben; wie schön ist es doch, daß die hohe Dichterin von uns träumt! wie belehrend ist es für uns, zu erfahren, daß wir uns auf fürstlichen Höhen so wunderlich und oft verwahrlost ausnehmen! Kurz es ist eine Poesie, die einen Theil der Politik erklären kann.

Ich erfreute mich nicht an dem chinesisch-

japaniſchen Geſchmack der weitläufigen Schloß-gebäude mit den wunderlichen Schornſtein- und Luckenthürmchen. Der Vennstempel ſteht nicht mehr, in welchem einſt die Bildniſſe der königlichen Favoritinnen aufgeſtellt waren; der Garten hinter dem Bergpalaſte iſt aber noch immer durch die Kryptogamen ausgezeichnet, die hier viel Vorliebe gefunden haben. Das Dorf war von hin- und herwandelnder Hofdienerſchaft belebt. Da und dort blickten aus kleinen Fenſtern feine, welke Mädchengeſichter, die wie gelöste Räthſel ausſahen. Da ich nichts Blühendes an ihnen wahrnehmen konnte, ſo ließ ich ſie auch für — Kryptogamen gelten.

Gleich hinter dem Dorf öffnet ſich der Pillnitzer Grund. Wir wendeten uns aber ſeitwärts nach dem Schloßberge, und ſetzten uns an den Ruinen, wie die Anlage heißt, um die ſchöne Ausſicht über Schloß und Thal zu haben. Ich achtete wenig darauf, was mir der Führer von den Schöpfungen des einſt begünſtigten Grafen

Marcolini erzählte: mein Blick ruhte auf dem tief unten liegenden Schloſſe. Die weltwichtigen Auguſttage des Jahres 1791 fielen mir ein, als hier der Kaiſer Leopold, der König Friedrich Wilhelm II., Graf Artois und andre Fürſten verſammelt waren. Das erſte Bündniß gegen die Revolution wurde geſchloſſen, die man vorher als vermeintlichen Selbſtmord des gottloſen, erbfeindlichen Frankreichs nicht ungern geſehen hatte. Im Auguſt, dieſem königlich-benamſten Monate, kam dort unten die Reaction zur Welt, und wurde mit Elbwaſſer getauft. Welche prachtvollen Wiegenfeſte wurden damals der Neugebornen gegeben! wie mag, von unſerm Sitze geſehen, in jener Auguſtnacht ſich der Tempel ausgenommen haben, der mit der Inſchrift: „Concordia Augustorum“ brannte, und im Spiegel der Elbe wiederglühte! Bald darauf rief der Herzog von Braunſchweig ſeinen Offizieren zu: Meine Herrn, nur nicht zuviel Gepäck mitgenommen! Es gilt bloß einen militäriſchen Spaziergang nach Paris. — Man dachte damals

nicht an die Artigkeit der Franzosen, die einen solchen Besuch nicht unerwiedert lassen würden. Was haben nicht diese Gegenvisiten Deutschland gekostet! Jene Reaction ist nun schon ihre 46 Jahre alt geworden. Wann wird sie den Weisheitszahn bekommen? —

Wir brachen auf, und wandelten auf dem zum Spaziergange für Höflinge sorgfältig bereiteten und unterhaltnen — „Poetenweg" langsam aufwärts, umschattet von herrlichem jungen Laubholze, umflüstert von den schlanksten jungfräulichen Fichten. Man geht trocknen Fußes über die Rinnen eines hinter hohen Felswänden schlummernden Wasserfalles, der, wenn er bei festlichen Hofgelegenheiten aus Sparteichen geweckt wird, die Ehrerbietung hat, sich 500 Fuß tief hinab zu stürzen.

Bald erreichen wir die Einsiedelei des Borsberges. Die Grotte im Gipfel des Berges ist so behaglich eingerichtet, bunte, von farbigen Fensterscheiben erhellte Sprüche locken so süß italienisch

und franzöſiſch, daß ein liebendes Paar ſich auf der Stelle entſchließen könnte, einen Einſiedler zu machen. Auf dem Scheitel dieſer Einſiedelei iſt eine Altane aus Balken und Brettern aufgeſtellt, die uns 800 Fuß über dem Elbſpiegel eine Ausſicht bietet. Man überſchaut das Elbthal von Meißen bis Königſtein, und kann bei heiterm Wetter 10 Städte und 274 Dörfer zählen. Für uns war heut das Rundgemälde wahrhaft lebendig geworden; indem die Wolken und die Berggipfel eben einen Abſchied, ein Lebewohl unterhandelten. An den fernen Gipfeln des Meißner Hochlandes, Böhmens und des Erzgebirges zogen die Regenwolken auf und nieder, als würde es ihnen ſchwer, ſich aus der Umarmung ihrer lieben Berge zu reißen, zu denen ſie ſich manchmal Nachts heimlich herunter ſenken, manchmal aber auch, wie geſtern, mit Freudenblicken der Blitze und mit dem Jauchzen des Donners herabſtürzen. Jetzt beim Abſchied, unter dieſem Steigen und Sinken der Wolken, ſchloß ſich hier und öffnete ſich dort eine

Fernsicht, fiel hier der Schleier eines Sprühregens über die tiefern Hügel, und schoß dort wieder ein Sonnenblick durch ein geschwungnes Thal, über ein einsam Gehöft oder einen dunkeln Wald, so daß Alles bewegt und lebendig aussah.

Von der Kuppe herabgestiegen, um unter einem Bretterzelte oder einem überhangenden Baume ein Frühstück einzunehmen, fanden wir jenen blassen Mann vom Pilnitzer Schloß eben angekommen an einem Tische. Er ließ es sich schmecken, und rühmte die köstliche Butter, die er mit dem Brote zwischen Zunge und Gaumen auf hörbare Weise zerdrückte. Jetzt konnte meine Neubegierde mit ihm anbinden. — Kein Wunder, sagte ich, daß uns die Butter schmeckt. Gras und Kräuter dieser Berge sind, des verspäteten Frühlings halben, noch im Juni lenzkräftig für das Milchvieh; und wir selber finden auf denselben Bergen durch Luft und Anstrengung einen regeren Appetit. Reiz und Befriedigung, Bedürfniß und Gewährung begegnen

ſich nicht immer im Leben auf ſo gemeinſamem Grund und Boden, wie hier.

Der Blaſſe ſah mich ſcheu von der Seite an. — Sind Sie nicht der Meinung? fragte ich. — Nein, ſagte er, Ihre Anſicht iſt mir zu jung. Ich glaube nicht, daß es unſer Verdienſt iſt, wenn uns dieſe köſtliche Butter ſchmeckt oder uns dieſer rothe Landwein erquickt, dem der gute Sommer 1834 die Gnade des Geiſtes und der Süßigkeit verliehen hat; ſondern das liegt in dieſen Gottesgaben allein.

Dabei könnte ich mich ſchon beruhigen, verſetzte ich; denn da ich mit Ihnen über die Güte beider Naturgeſchenke einverſtanden bin, ſo muß ich wohl ebenfalls der Gnade gewürdigt ſein, die denſelben innewohnt.

Das iſt mir lieb! lächelte Jener ſeltſam. Ich hielt Sie ſchon für einen der Wirrköpfe, die uns jetzt auf allen Wegen begegnen. Die wollen Alles in Staat und Kirche auf Vertrag und Uebereinkunft gründen. Heilloſe Prinzipien, die

unsägliche Verwirrung anrichten! So, dachte ich, wollten Sie mir auch die Güte dieser Butter, den würzigen Gehalt dieses Landkäses durch einen Vertrag Ihrer müden Beine mit der Hoheit dieses kräuterreichen Berges auf der Deputirtenbank Ihrer Zunge construiren. Wir sind aber in alle Wege ohne eigenes Verdienst gegen König und Kirche, gegen den geistigen Wein der Oberherrschaft, wie gegen die Milch und Milde der Gnade.

Ich bat ihn, mir in seiner Weise Staat und Kirche zu begründen, und er versetzte mit wichtiger Miene:

Der Staat ist nur aus der Schöpfung zu erklären; er ist eine Abspiegelung der Schöpfung in der Atmosphäre des Menschengeistes; was dort die Gottheit, ist im Staate der Herrscher, was dort die Allmacht, ist hier die Allgewalt. Die Kirche aber entspricht der Erlösung. Diese ist zwar später, steht aber über der Schöpfung; denn die Erlösung ist eigentlich eine Emancipation des Menschengeistes aus der Schöpfung. Der

Kirche gehört die Verwaltung der Gnade, wie der Staat das Recht handhabt. Obschon daher die Kirche innerhalb des Staatsgebietes existirt, wie die Erlösung innerhalb des Schöpfungsgebietes vorgegangen ist: so steht sie doch über dem Staat, und der Heiligkeit des Papstes ist jede Majestät und Hoheit unterthan.

Diese Einsicht scheint sich auch immer mehr zu verbreiten, sagte ich; denn sogar akatholische Regierungen suchten bisher, wenigstens im Stillen, Bundesgenossenschaft mit den römischen Tendenzen.

Und es wird ihnen gut bekommen! betheuerte der Blasse. O glauben Sie mir, eine Wiedergeburt der Zeit wird aus unserm Wochenbett hervor gehen.

Aus ihrem Wochenbett? verwunderte ich mich.

Aus dem berliner! erklärte er, und zog mehrere welke Blätter des berliner Wochenblattes aus der Tasche, so daß ich nun einsah, wie ich bloß seine matte Zunge mißverstanden hatte, für

welche das bl zu schwer war. Ich blätterte in diesen Zeitungen bis er mich fragte, was ich dächte.

Wenn die welken Blätter von den Bäumen fallen, erwiederte ich, so weiß man, daß ein Jahreswuchs abgenutzt und ausgebeutet vorüber ist, und man sieht einem neuen Frühling entgegen. Wenn aber diese jungen Blätter von einem uralten, hohl gewordenen Baume der Erkenntniß herabfallen: wer könnt es ihnen ansehen, daß sie bestimmt sein sollen, den Strom der Zeit abzudämmen? Und doch sind sie auf geheimnißvolle Weise wasserdicht. Hinter diesen Blättern können wir ruhig und beschützt wohnen! Was haben sie denn für ein Wasserzeichen? o. a. m d. g! Ich glaube sie sind mit Jesuitenleim gepicht.

Indem wir nun aufbrachen, und bergab stiegen, unterhielt mich der Blasse von Berlin. Seine Erinnerungen bewegten sich in den dortigen höhern und höchsten Kreisen, — wie sehr man sich dort für Kunst und Wissenschaft interessire, welche ausgesuchte Lectüre man pflege, wie sehr

man die Geister der Nation schätze und sich des Volkslebens freue. — Hätte ich nur gewußt, wer und woher der wunderliche Mann sei, der die ernsten Höhen des deutschen Lebens kennen wollte, und doch zwischen diesen Bergen wie ein Verirrter aussah. Ich nahm mir vor, ihm nicht unbedingt zu glauben, bis ich wüßte, woher er eben käme.

Auf den abschüssig schlüpfrigen Wegen des Borsberges, war mein Mann im Sprechen oft unterbrochen worden. Auf der fruchtbaren Ebene an Kleingraupe vorüber konnte er sich über die Emancipation der Frauen mit desto mehr Bequemlichkeit erbittern. War ich daher geneigt, ihn für einen unglücklichen oder verunglückten Ehemann zu halten; so brachten mich wiederholte Aeußerungen über Schöpfung und Erlösung auf den Verdacht, der sich freilich mit jener Meinung vertrug, — der Blasse möchte ein neubekehrter Katholik sein. Denn Solchen, die einen langen Irrglauben gut zu machen suchen,

ist keine rechtgläubige Lehre toll genug. Unerwartet brach er aber ab, um über die Wesenitzbrücke die Richtung nach dem Doberzeiter Kohlberg zu nehmen, während mein Weg nach dem Liebethaler Grund ging. —

Dorf Liebethal zeigt sich mit seinem Kirchthurm hoch oben zwischen Baumgipfeln über steilen, vielfach zerrissnen Sandsteinwänden. Von dieser Wand ist eben nach monatelanger, gefährlicher Arbeit ein „Satz" losgehauen. Die Steinbrecher ziehen zu einem fröhlichen Gelag; denn nun haben sie, um den Block zu verarbeiten, für lange Zeit ein leichteres Tagwerk. Am Ufer der Wesenitz liegen, wie kolossale Geldrollen, die guten Mühlsteine aneinander, — weithin begehrt, weil sie nicht stäuben, und das fromme Korn ohne eigne Zuthat zermallnen. Ein Sprühregen treibt uns in die vorderste Mühle. Behaglich sitzt am breiten Fenster der Müller mit einem Zeitungsblatte, und die nahe Felswand schielt mit sanft tröpfelndem Gesträuch, wie mit thränender

Wimper, durch die Scheiben über des Müllers Schulter; die ewig Einsame scheint wehmüthig mitzulesen, was in der Ferne die unstäte Welt treibt.

Wie der Regen nachläßt, erklimmen wir die steile Wand links unseres Eingangs in das Thal. Ein anmuthiger Weg führt uns am buschigen Rande hin; das Gesträuch öffnet sich hier und dort auf einen Felsenaustritt, und läßt uns einen Blick in die schaurige Schlucht hinein thun, einmal wo sich im engen Grunde die Mühlen und der Mühlsdorfer Kirchthurm hinter einander erheben, andermal wo die Lochmühle, zwischen den Felswänden eingeklemmt, den schäumenden Bach aufnimmt. — Nun führt uns ein künstlicher Mühlenweg wieder in die Schlucht hinab; wir gehn durch die Mühle, und schauen — auf einem Stege schwebend — die wilden Felswände an, die sich vor uns an der sogenannten Rabenteufe zusammen drängen, und nur noch die brausende Wesenitz durchlassen. Auf der andern Seite über einhundert

und fünfzig Stufen am Felsen wieder hinaufgeklettert, befinden wir uns in heiterer, ebener Landschaft. Die Wolken rollen sich immer mehr auf, und die Sonne bricht hervor. Wie süß athmet sich die Frühlingsluft, die so weich und würzig von waldigen Höhen herab, über feuchte junge Saaten und Wiesengründe, und von einem wieder versöhnten Himmel durchsonnt, uns umfächelt! — Bald erreichen wir das Städtchen Lohmen. Wir betrachten die Kirche und das Schloß, dessen Erker im Rücken sein höckeriges Alter verrathen. Seine zwei Hauptgebäude verbindet ein auf hohem Fels ruhender Altan. Auf einer eingemauerten Tafel steht zu lesen, wie einst ein junger Landmann, auf diesem Altane eingeschlafen, über den 56 Fuß hohen Felsen hinabgerollt und mit dem Leben davon gekommen sei.

Es war Mittagzeit, und das stille Gärtchen des Gasthauses stand einladend offen. Ein Harfenmädchen lag schlafend auf dem Sopha des Pavillon. — Nanni! rief mein Führer. Da

fuhr die Schläferin auf, lachte und verschwand. Doch nur, um ihre Harfe und eine Mitspielerin zu holen. Und kaum waren meine bestellten Forellen gebracht; so erklang auch vor dem Gartenhäuschen im Schatten eines spätblühenden Apfelbaumes Lied und Saitenspiel.

Süße Müdigkeit, balsamische Luft, dunkelroth gefüllter Pokal und ihr auf Saiten tanzenden Mädchenstimmen, welchen Akkord eines unbeschreiblichen Friedens ruft ihr nicht in meiner Brust hervor! Ja doch, ihr ruft hervor, ihr gebt ihn nicht selbst. Der heimlichste Mittag brütet auf meinem Herzen: ich weiß nicht, was in diesen Tiefen sich regt! ich fühle nur eine Unendlichkeit in diesen engen, schlagenden Kammern. Was ich empfinde, was ich ahne und in heiligsten Augenblicken erschwinge, — du gefleckte Forelle hast es nicht aus deinem kühlen Bergwasser mitgebracht, nicht auf den Mittaghöhen der Elbe ist es in rothen Beeren gereift; meine Füße haben es nicht erklettert, ihr preßt es nicht aus euern heiseren

Kehlen, Sängerinnenpaar, staubiges Wegebreit, und vergebens schwingen die Saiten eurer Harfen darnach: dennoch, wie kömmt es, daß all' dieses zusammen eine so selige Stimmung in mir hervor bringt? Ueberall rührt man an das Räthsel der Verwandtschaft unserer Sinnlichkeit mit dem Ewigen. Jeder edle Genuß führt eine Wünschelruthe auf frische Quellen unergründlicher Ahnungen, und der Boden unseres Herzens wird bei gewissen Stimmungen der Nerven von Seligkeit durchsickert.

Ich war noch in diesen räthselhaften Gefühlstrunkenheiten versunken, als hinter den schweigenden Sängerinnen her sich eine sanfte weibliche Stimme in weicher Mundart laut rufend hören ließ: Fahrt doch fort, ihr Mädchen! Singt noch 'was Lustiges! Wem spielt ihr denn auf, und wenn ihr Nachtigallen seid, wen lockt ihr?

Die Sängerinnen mochten nach meinem Pavillon gewinkt haben; denn mit den Worten: „So? Ist Jemand d'rin?" blickte sie herein; — sie, die ich aufspringend mit der unüberlegten

Frage begrüßte: Ha, mein Gott, Sie? Suchen Sie etwa die sixtinische Madonna hier?

Laut lachend und mit anmuthiger Unbefangenheit in die andre Ecke meines Sopha sinkend, versetzte sie: Wahrhaftig, Sie haben es auch bemerkt! Wie vielmal trafen wir uns vor dem Bilde?

O wenigstens sechsmal.

So? lächelte sie. Also fünfmal in aller Unschuld; denn das sechstemal, gestehe ich Ihnen, kam ich bloß, um zu sehen, ob auch Sie zum sechstenmal kämen.

Ich muß Ihnen sagen, wie es zuging, erzählte ich. Beim Eintritt in die Dresdener Gallerie erblickte ich nur den Menschen, der am Tischchen im Fensterwinkel meine Einlaßcharte abnahm, und mir das dicke Buch zum Einschreiben meines Namens vorlegte. Nun schwankte ich, ob ich mich rechts oder links in die Säle wenden solle, um vor Allem zur sixtinischen Madonna zu kommen. Ihr galt meine heutige Wallfahrt. Ich

wende mich um, und — da hangt dicht vor mir an der nächsten Wand das göttliche Bild. Ich schrecke ordentlich zusammen. So bleibe ich nun lange stehen, den Eintretenden im Wege, und muß mich endlich zwingen, weiter in die Säle vorzuschreiten. Da ist denn ein erstaunlicher Reichthum über und neben einander ausgebreitet. Es wird mir schwindlich zu Muth. Wie soll ich das Alles bewältigen, oder wo das Ansprechendste herausfinden? Vieles hangt auch nicht im günstigsten Lichte. Dazwischen sehe ich manchmal nach den Frauen, die in Fensternischen copiren, nach den Herrn, die mit ihren Paletten den hohen Originalen auf Gerüsten nachgestiegen sind.

Alles dieß regt mich auf, ich kann kein Bild recht ruhig in's Auge und Herz, fassen; immer zieht es mich wieder nach dem Eingangs-Sälchen vor meine Madonna.

Ach! lachte die Fremde, Sie werden geglaubt haben, die schöne heilige Barbara auf dem Bilde sähe sich nach Ihnen um.

Es ist wahr, vom Glanz der Himmelskönigin geblendet, blickt die Heilige herab, versetzte ich. Aber, so oft ich komme, finde ich auch Sie davor: hatten Sie es auf den alten Pabst Sixtus abgesehen, der mit ungeblendetem Auge zur Muttergottes aufblickt?

Lachend versicherte sie es sei ihr auf's Haar eben so gegangen. — Also sechsmal! rief sie aus. Und doch verstehe ich das Bild noch nicht.

Mir kam es zuerst wie eine himmlisch wunderbare Pflanze vor, erklärte ich ihr. Zu unterst am Boden sitzen die zwei Keimblättchen von Engeln; denn die Menschheit erwächst aus Engelskeimen, die auf unsere Erde ausgestreut werden. Höher hangen die beiden schon entfalteten Blätter Sixtus und Barbara, jenes aufwärts — dieses abwärts gewendet; wie denn jeder Mensch, gleich dem Pflanzenblatte, eine doppelte Seite hat, — eine sonnenwärts- und eine erdenwärts gekehrte, eine von oben einathmende, eine nach unten ausathmende. Es ist eine tiefsinnige Symmetrie in

dem Bilde. Denn erheben wir nun den Blick von diesem weit auseinander gehaltnen Heiligenpaar, so finden wir eng vereint zu oberst die eigentliche Blume, — die Jungfrau mit dem Kinde. Hier ist das Göttliche auf unbegreifliche Weise aus dem Menschlichen erglüht, wie sich auch die feuerrothe, die himmelblaue Blüthe aus grünem Stengel geheimnißvoll entfaltet. Und gerade über dem aufblickenden Sixtus schwebt Maria, die durch Gnade Erhobene, über der niederblickenden Barbara das göttliche Kind, das ja zur Menschheit niedergestiegen ist. Die Augen dieses Kindes, durch die man in die Ewigkeit hineinschaut, verschlingen unsere Seele: wir wissen nicht, in welche Schauer der Erlösung, in welche Ahnungen einer nahen Seligkeit wir untersinken, bis wir endlich wieder aus den Augen der Mutter mit dem Gefühle der gläubigsten Ergebung und einer unbegriffenen Begnadigung auftauchen.

Ei, Sie werden ja ganz warm über dem Bilde! lächelte sie.

Aber Ihr Braten wird kalt. Ich bitte —! So waren wir im traulichsten Gespräch, ohne einander zu kennen; denn in der Gallerie hatten wir kein Wort gewechselt. Sie war ein anziehendes Wesen, Frau oder Mädchen, schlank gewachsen mit jener Weiße der Haut, die sich bei röthlichen Haaren findet, und die in blauen Augen und fast durchsichtigen Zähnen widerscheint. Sie ging in phantastischem Reisegewande, hoch aufgeschürzt; die grauen Ueberstrümpfe schlossen um zarte Knöchel und über den schmalsten Fuß. Von Dresden aus über Pirna und Königstein gefahren, war sie eben in Lohmen zu Wagen angekommen, um mit dem alten Führer, den sie mitbrachte, einige Partien zu Fuß zu machen. Wir kamen überein, die Bastei zu besteigen, und brachen auf, als eben eine gemischte Gesellschaft den Garten betrat. Lachende Scherzworte, die ich im Vorübergehen erhaschte, galten offenbar dem Blassen, der mich an dem Wesenitzbrückchen verlassen hatte. Er war also wohl in der Nähe, und ich eilte, ehe er sich mir

vielleicht anhäkeln möchte mit meiner schönen Gefährtin fort zu kommen. —

Wir folgten unsern Führern über eine wohlangebaute Ebene. Die Sonne schien über und über. Vor uns in der Ferne sahen wir die Hochburkersdorfer Linde, auch Napoleons-Linde genannt, seitwärts die Höhen um den Borsberg, im Rücken das Erzgebirg in Nebelferne. Nach einer halben Stunde sind wir am Dorf Ottewalde, und steigen 140 Stufen tief in eine Schlucht hinab.

Wir hatten auf die schmalen, oft wankenden Trittsteine zu achten, und empfingen daher unten beim ersten freien Umblick den unzerstückten Eindruck dieser imposanten Felswände. Meine Gefährtin setzte sich auf ein vorspringendes, mit feinem Grase umwachsnes Felsstück nieder, überwältigt von den über hundert Fuß hohen, wie gepanzert gegen einander stehenden Felsen. Dieß ist der allgemeine Charakter der Ottewalder Schlucht. Dennoch wird das schweifende Auge des Wanderers unaufhörlich durch wechselnde Einzelnheiten

beſchäftigt, je nachdem dieſe ungeheuern Maſſen, auf das mannichfaltigſte zerklüftet, da und dort überhangen oder ſchroff hervor treten, — auf dem Scheitel mit mächtigen Buchen, in den Spalten mit ſchlanken Fichten, tiefer herab mit Strauchwerk und Farrenkraut, und, wo ſie kahl ſind, mit ſchwefelgelben Flechten bewachſen. Am Fuße der in Reihe und Glied ſtehenden Felſen wachſen blühende Stauden; weiches Gras legt ſich über die nackten Zehen dieſer ſteinernen Rieſen. Zwiſchen denſelben, wie das verſöhnende Gebet eines Einſiedlers, murmelt der Bach, und liebkost die Felsblöcke, die hier und dort abgeſtürzt, ihm und dem Wanderer den Weg ſperren. Man möchte ſie für die Helme oder für die Naſen und Arme dieſer ſtarren Kämpen halten, die an ſtürmiſchen Tagen, wenn Nebel oder Wolkenbruch ſich zwiſchen ſie herab ſenkt, blind gegen einander losſchlagen, und ſich zerſtücken. Heut aber ſtehen ſie ruhig mit kühlen Füßen am Bach, und ſtrecken ſtolz

Helm und Federbusch, von der Sonne vergoldet, in den blauen Himmel empor.

Nicht wahr diese Felsen wissen sich in Respekt zu setzen? fragte ich meine stumme, blasse Gefährtin.

Ich weiß nicht, sagte sie, habe ich einmal von diesem wilden Grunde geträumt, oder ist er nur das Abbild eines frühern Seelenzustandes, einer peinigenden Lebenslage, die ich durchgemacht. Wenigstens fällt mir lebhaft genug die Pein meines Metzer Pensionat ein.

Sie sind in Metz erzogen? —

Ich war wenigstens Jahr und Tag in einem dortigen Convent der Damen des heiligen Herzens. Aber sieh', da hab' ich auf einmal den ersten Schritt zu unserer Bekanntschaft gethan! Oder muß ich es vielleicht, weil ich als alleinreisendes Frauenzimmer keine gute Vermuthung für mich habe? Und Sie sind wohl *gegen* unsere Emancipation?

O nicht unbedingt! Wenn durch Emancipation

ein liebenswürdiges Mädchen schneller zu einem Mann, und eine unglückliche Frau von einem Manne kommen kann; so freut es mich für beide.

Sehen Sie, wie boshaft Sie es nehmen! rief sie aus. Wollen wir denn bloß für die Ehe emancipirt sein? Wir wollen im gesammten bürgerlichen Leben freier werden. Hören Sie meine Metzer Geschichte, und sagen Sie, ob ich mich da nicht mit Recht emancipirt habe, ehe ich sogar das Wort noch kannte! — Ich bin aus Münster gebürtig. Als mein Vater gestorben war, hielt meine Stiefmutter für gut, daß ich in einem Nonnenconvente zu Metz das Französische „recht los bekäme". Eigentlich war ich ihr zu ausgelassen und ärgerte oft die Mönche oder was es für Männer sein mochten, die bald aus Belgien, bald aus der Schweiz bei uns einsprachen. Für die Ausgelassenheit war mir nun freilich in Metz gethan. Denken sie sich ein weitläufiges Gebäude ganz entlegen aus dem belebten Theile der Stadt. Und nicht einmal in diese todte Straße konnten

wir ſehen; die Fenſter waren vermauert, wie in einem Gefängniſſe. Unſere Wohnungen ſahen in den Garten; doch auch in dieſem war uns nur ein gewiſſer Bezirk erlaubt, weil weiter hin an der Gartenmauer die Kaſerne der Genie-Offiziere liegt, aus der man uns hätte zurufen können. Jede Stunde war ſtreng gemeſſen, dem Lernen und Beten zugetheilt. Plaudern in der Zwiſchenzeit iſt verboten, blinde Unterwerfung das höchſte Verdienſt. Wer ſich dieß in hohem Grad erwirbt, wird Ange, und erhält das Bild eines Engels an einem blauen Bande um den Hals. Auf einer zweiten Stufe der Auszeichnung wird man enfent de Marie; man trägt dann ein Marienbild am blauen Bande. Leiſtet man aber in Gehorſam und Frömmigkeit noch mehr: ſo wird es mit einem breiten blauen Bande ausgezeichnet, das man von der Schulter über die Bruſt trägt. Als Ruban tritt man nun auf die unterſte Stufe der Kloſterwürden; man erhält ein Amt. Denn keine zwei Penſionärinnen dürfen

ſelbſt in den Erholungsſtunden, oder im Garten wandelnd, zuſammen plaudern, ohne daß ein Ruban in ihrem Geleite ſei. Freilich haben junge Franzöſinnen ſelten das unbefangne Bedürfniß, bloß gemüthlich zuſammen zu plaudern, ohne zugleich ihrem angeborenen Trieb zu kleinen Ränken Einfluß zu geſtatten. Daher jenes ſeltſame Erziehungsverfahren, nach welchem ſogar ein muntres, herzliches Anſchmiegen junger Mädchen an ihre Lehrerinnen nicht geduldet wird. — Wir ſchliefen in großen Sälen unter Wache der Lehrerinnen. Die Betten waren durch hohe Zwiſchenwände von einander abgeſperrt, wie in einem Pferdeſtall die einzelnen Stände. — Durch das Zuſammenklappen eines hölzernen Buchs wurden wir zu allen Pflichten des Tages aufgeboten, — zum Aufſtehen und Ankleiden, zum Kirchengang und Frühſtück, zu den Lern- und Eßſtunden, zum Spiel im Garten und zum Abendgebet. Jede Bewegung des Lebens geſchah nach dieſer hölzernen Mahnung. An Feſttagen wandelte ſich das Lernen in Beten, das

Sitzen in Knien um. Weltliche Menschen bekamen wir nur an Donnerstagen nach Mittag zu sehen, da Freundinnen des Klosters und Verwandte einheimischer Pensionärinnen zu Besuch kamen. Man versammelte sich im Salon. Da saßen wir steif, und wurden bei jeder Annäherung einer Besuchenden scharf bewacht, ob wir kein Briefchen erhielten oder abgäben.

Je traulicher meine Gefährtin sprach und ich zuhörte, desto mehr wetteiferten die Führer, uns auf die Felsenumgebung aufmerksam zu machen. Dort waren versteckte Höhlen zu sehen, worin die Bewohner der Umgegend während der Kriegszeit ihre geflüchtete Habe geborgen hatten; hier war ein nächtlich verirrter Wanderer, einem Lichtschimmer aus dem jenseitigen Orte Wehlen zueilend, vom hohen, buschigen Felsen herab in die Schlucht gestürzt. — Nun drängen sich die feindlichen Wände eng zusammen; zwischen ihnen sind abgestürzte Felsblöcke hangen geblieben. Es bilden sich drei Durchgänge eines langen, niedrigen

Thors, unter welchem wir, von unſerer Phantaſie beängſtigt, hindurch eilen. Jetzt nöthigen uns die Führer gar, unter tiefhangenden Felſen hin zu einer Höhle zu kriechen. Indem wir uns darin aufrichten, ſehen wir über uns durch zuſammen ſtoßende Felſen einen hohen Schornſtein gebildet, und mitten aus dem tiefherabhangenden Steine ſickert, wie durch Zauberei ein Waſſertropfen um den andern. Das iſt die ſogenannte Teufelsküche; wir eilen aber gebückt hinaus, um keine Teufelsbraten zu werden.

Die Schlucht iſt lang, und wo ſie ſich wendet, an dunkler kahler Felswand bietet ſich unvermuthet eine kleine Wirthſchaft an. Der Fels hat einen Keller für Getränke, eine Höhle für des Wirthes Bett. Aber „die Wand iſt noch zu kalt und feucht," ſagte das kleine Schenkmädchen, „wir ſind noch nicht eingezogen." — Tiſche und Bänke aus einfachen Brettern für Gäſte ſind aufgeſchlagen, und niedliche Schächtelchen mit Felsmoos, Steinchen und Schneckchen

stehen zum Verkauf aus. Wir halten uns nicht auf, und eilen, wo die Schlucht sich theilt, in der linken aufsteigenden Richtung weiter. — „Die Hölle" rufen uns die Führer den Namen der grausenhaften Stätte zu.

Wie sollte ich nun aus meiner Klosterhölle kommen? fuhr die Erzählerin fort. Ich versah es täglich und in allen Stücken; im Beten that ich zu wenig, im Plaudern zu viel. Ein enfant de Marie zu werden, war gar keine Hoffnung da, ja nicht einmal, einen Engel an den Hals zu bekommen. Dabei verdroß mich noch Manches, z. B. die geheimnißvollen Anstalten, wenn man einmal mehr, als Hände und Gesicht waschen wollte; ferner die ewige Andacht zu Heinrich dem Fünften und die über Louis Philippe täglich ausgegossnen Bitterkeiten. Ich beschwor meine Stiefmutter, mich zurück zu nehmen. Allein, was ich zu meiner Rechtfertigung schrieb, ward immer erst im Convent gelesen, und erhitzte die Dames du sacré coeur. Sie begleiteten meine Briefe mit

ihren Beschuldigungen, und so wendete es sich in den Augen meiner Stifmama immer dahin, daß je mehr ich zu klagen Ursache bekam, ich einer strengen Zucht desto bedürftiger erschien. Mußte ich mir da nicht selber helfen? Auf Mariä Lichtmeß wurde mir endlich ein Mittel klar.

Unsere Umgebung harmonirte mit der hoffnungsvollen Aussicht der Erzählerin: das Thal stieg sanft empor, die Felsen traten hinter den Wald zurück, die Sonne schien bis zu unsern Füßen herein, die Vögel flatterten. — Die Erzählerin fuhr fort:

Wir hatten einen Geistlichen Namens Jaquemet, der uns in der Hauskirche die tägliche Messe las, unsere Beichte hörte, und die Communion spendete. Jünger und hübscher war Père Martin, der jedoch nur zuweilen bei uns predigte. Er galt für einen Jesuiten. In diesen stellte ich mich nun verliebt. Ich schrieb seinen Namen auf alle Papierschnitzel, auf alle Schreibbücher und in den Sand des Gartens. Ich war immer sehr

zerſtreut, und wenn man mich anrief, ſchrack ich auf und fragte: Père Martin? — Nicht lange ſo ward ich vor die Oberin beſchieden, und auf Geſtändniß angegangen. Ich bekannte nichts, und läugnete nichts. Erſt erhielt ich Ermahnungen, und da ſich mein Zuſtand nicht beſſerte, folgten Pönitenzen. Ich wurde in die Kapelle geſperrt, man ordnete Betſtunden an, und zuletzt ward der Beichtvater Jaquemot ins Vertrauen gezogen. Aus Vorſicht verſchwieg man den Namen des Prieſters, in den ich verliebt ſei. Der gute Jaquemot nahm nun ſeine Ermahnungsſtündchen mit mir vor, und unterließ nicht, vor Allem auf den Namen des Geiſtlichen zu examiniren. Wie er dabei ſchmunzelte und liebäugelte, merkte ich wohl, welchen Namen er zu erfahren hoffte. Mein verlegnes Schweigen mochte er ſich günſtig genug auslegen: er ſuchte die Dames du sacré coeur über mich zu beruhigen, und kam ſeinetwegen ſo oft, daß es mich in Verzweiflung ſetzte. Beides ging ja gegen meine Berechnung. Ich mußte daher

der Sache ein Ende machen, und sagt ihm eines Nachmittags, als er mir wieder des Namens wegen zusetzte: Verlangen Sie das nicht, frommer Vater! Ich werde diesen Namen in meinem Herzen begraben. Das Einzige, was ich Ihnen zur Beruhigung sagen könnte —.

Nun, Mademoiselle? — rief er, während ich einhielt, um mich an seiner fast athmenlosen Erwartung zu ergetzen.

Das Einzige, lächelte ich, wäre, — daß Sie es nicht sind.

Alle Fassung verlierend, entrüstet ging er weg. — Das half. Jaquemet war so beschämt für sich, erbittert gegen mich, in Angst vor den Klosterfrauen, daß er nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als mich fortzuschaffen. Wie er meinen Zustand dargestellt, weiß ich nicht; allein die Damen des heiligen Herzens bestanden auf meiner Entfernung, — ich wurde abgeholt. — Sie werden an Elise von Graberg denken! lachte ich beim Lebewohl.

Lachend hatten wir den Grund verlassen, und befanden uns auf einer waldigen aufsteigenden Fläche. Die Führer lockten uns in die Gebüsche, um uns in den felsenzackigen Hirschgrund und in die Vogeltelle hinab blicken zu lassen, die einem tiefen See versteinerter Wellen gleicht. Erst hatten wir unter überragenden Felsen gebangt, nun ergriff uns ein unterschlächtiges Grausen.

Der Wald lichtet sich. Bis an die so genannte Ausspann, kann man auch fahren. Nun geht's steiler empor bis an das Gasthaus und die wirthschaftlichen Anlagen. Eine tiefe, ferne Gegend taucht auf. Wir eilen aus dem Buschwerk auf das schmale, mit brusthohem Eisengeländer umschützte Felshorn hinaus, und schweben nun schwindelnd 600 Fuß hoch über der unter uns hinziehenden Elbe, staunend über eine durchsonnte, wunderbare Landschaft. — —

Lange irrt unser träumender Blick unstät hin und her, bis er nun betrachtend von einem zum andern Punkte schweift. Links lehnt sich die

Felsenhöhe des Baſtei, auf der wir uns befinden, an eine etwas tiefere Wand, zu der eine ſchwebende Brücke trägt. Hier ſtand vormals eine unzugängliche Raubburg, und beherrſchte die Elbe, die ſich wie aus alter Angſt, vom Fluſſe dieſer Felſen abkrümmt. Hinter der Wand erheben ſich die großen Gansfelſen nach dem Dorfe Rathen, und lenken nordöſtlich, wo die wilden Felſenwarten des Hohenſteiner Forſtes mit dem Schloſſe, und die Berge bei Neuſtadt ſich am Horizont verlieren. Vor uns, etwas links, zeigt ſich als fernſter Höhepunkt der böhmiſche Roſenberg; weiter rechts führen der Schneeberg und Sattelberg aus Böhmen nach dem ſächſiſchen Erzgebirg hinüber, deſſen Höhen am dunſtigen Horizont verdampfen. Von Böhmen herein, rechts und links vertheilt, rücken immer näher und füllen den Mittelgrund der vor uns ausgebreiteten Landſchaft — die Winterberge, die Kaiſerkrone, der Zirkelſtein, die Kuppelberge, die Koriſchfelſen, der Papſtſtein und der Pfaffenſtein. Noch näher und jäh aus flachem Boden

steigt der Lilienstein und die Festung Königstein. Tiefer herab bis an das Ufer der Elbe treten die Rouensteine und die Bärensteine. — Idyllischer nimmt sich unmittelbar unter uns die Landschaft aus. Jäh hinab am Knie des Felsen, auf dessen Nase wir hocken, wälzen Menschen, für uns in Zwerggestalt, Steine nach dem Ufer der Elbe; Boote halten am Gestad und Menschenstimmen tönen matt herauf. Am Strome hin liegen einzelne Häuser; ein Gärtchen ist auf freiem Felsen angelegt und wird auf einer Treppe bestiegen. Leinen ist zu bleichen ausgespannt. Jenseits des Stromes ziehen Saatfelder längs dem Ufer hin und nicken wogend der wogenden Nachbarin Elbe zu. Wechselnd schimmert das Grün der verschiedenen Beete bis zum Walde hinauf, in welchem versteckt wir ein Häuschen liegen sehen, zur Zuflucht bei Ueberschwemmung des jetzt so wenig übermüthigen Stromes erbaut. —

Inzwischen beginnt Musik und Gesang unter den Bäumen vor dem Wirthshause; wir sitzen

mit dem Rücken an das Eisengeländer lehnend, und lassen unsere Gedanken lustig, wie jene Mückchen in der Abendsonne schwärmen, bis die verschiednen Reisenden sich in das Buschwerk an die Wirthstische verlieren.

Also Elise von Graberg! rief ich aus, um nach langem Stillschweigen wieder anzuknüpfen.

Ja, damals! lächelte sie. Jetzt Elise von Spahl. Meine Stiefmutter hatte nämlich meiner vorgeblichen Neigung für einen Jesuiten bald eine nutzbare Seite abgewonnen. Sie dachte nämlich dieser geistlichen Empfänglichkeit meines jungen Herzens einen Mann unterzuschieben, der zu ihren frommen Versammlungen und, wie ich jetzt glaube, zur römischen Propaganda gehört. Ich sollte mein Vermögen mit ihm theilen, und er mich dafür seines eifrigen Glaubens theilhaftig machen. Meine Stiefmutter sah eine solche Ehe, in der sich der Glaube mit den guten Werken vermähle, für eine recht katholische und glückliche an. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich in derlei

Vorschläge und Bewerbungen rasch einwilligte. Allein dieselben drangen gleich nach meiner Rückkehr aus dem Kloster auf mich ein. Eine recht strengfromme besonders klösterlich zugeschnittne Erziehung, die jede natürliche Regung des Herzens einschnürt, erweckte vor Allem die Gegenwirkung eines ungemeßnen Leichtsinns wenigstens in meinem gesunden, kräftigen Gemüthe. Dabei war Herr von Spahl ein angenehmer, artiger Mann, und erst als wir verheirathet waren, entdeckte ich genauer den Philosophen in ihm, und zwar einen so tiefsinnigen, daß ihm nichts zu gering ist, um es nicht unmittelbar an die Idee der Schöpfung und der Erlösung anzuknüpfen.

Ach mein Gott! rief ich aus. Ist der Ihr Gemahl? —

Wie, Sie kennen ihn? —

Ich habe heut am Borsberge mit ihm gefrühstückt. Er treibt sich in diesen Bergen umher.

Elise erhob sich, und ward unruhig. — Irren Sie auch nicht? fragte sie. — Ich beschrieb den

Mann, und es blieb ihr kein Zweifel, daß er es sei. Ich fragte, ob sie sich etwa geschieden hätten.

Geschieden? Ja, erwiederte sie, wir haben uns geschieden, aber wir sind es nicht. Sehen Sie, — wir waren ein Jahr lang in ewigem Wortwechsel. Hanns Guido, mein Gemahl, gerieth immer starrer in die Schöpfung und in die Erlösung hinein; so daß ich zuletzt sagte: Höre, Hanns, laß uns theilen! Nimm die Hälfte meiner Renten, und laß mir deine halbe Weisheit. Du bist der Aeltere, behalte also die Schöpfung für dich, und laß mir — die Erlösung. Somit nahm ich meine Kammerfrau und ging auf Reisen.

Und die Kinder? fragte ich. Die gehörten wohl zur Schöpfung?

Ich sage Ihnen ja, rief sie unbedacht aus, daß mein Mann mehr speculativ war. Wir haben kein Kind. Seitdem habe ich nichts von ihm gehört; denn ich habe meinem Geschäftsführer verboten, mir von ihm zu schreiben, und die Verwandten halten ohnehin ihr zorniges Schweigen.

Gestern verrenkte sich meine gute Beate den Fuß; so trat ich heut allein diese Bergpartie an. Für Nothfälle führe ich einen Mannsanzug bei mir. Was bleibt einer Frau an meinem Platz übrig, als sich zu emancipiren?

Sie gehen in allen Stücken sehr entschieden zu Werke, sagte ich. — Sie sah mich stutzig an, und fragte: haben Sie den Felsen untersucht, auf dem wir hier sitzen?

Ich verneinte, und verstand sie nicht. Sie fuhr lebhaft fort:

„Eben so plötzlich als wir aus dem feuchten, ängstlichen Ottowalder Grunde hier auf dies Felshorn herauf gelangt sind, war ich aus dem Metzer Pensionat in den Salon meiner Stiefmutter versetzt worden. Die Aussicht in die Welt war so herrlich, wie sie nur immer hier unter uns liegt, und die offnen Arme des Herrn v. Spahl nahmen sich so zuverlässig aus, als uns dieses Eisengeländer schützt. Ich war damals siebenzehn Jahre alt. Sie scheinen ein Vierziger. Ich hatte noch

keine unglückliche Ehe beobachtet, während Sie drunten so viel abgestürzte Felsmassen gesehen haben. Dennoch treten Sie hier heraus, ohne zu prüfen, ob wir auch sicher stehen, und wollen doch mir vorrücken, ich handle zu rasch, — soll heißen, unbesonnen. O Sie —! Wie heißen Sie denn?

Ich heiße K.

Was? H. K. — der das — wie heißt es denn? — Dings geschrieben hat? Sehr angenehm! Es hat mir viel Spaß gemacht. Nun ich Sie kenne, nehme ich auch eine Tasse Kaffee mit einem Stückchen Kuchen von ihnen an.

Wie ich ihr den Arm bot, sie — die von der Fußpartie ermüdet schien — nach dem Wirthshause zu führen, stand der Blasse, stand Herr v. Spahl vor uns. — Man kann sich die Ueberraschung denken. Ich selber war Elisens wegen betroffen. Doch schien sie weniger über die unerwartete Begegnung, als über das Aussehen ihres Mannes betreten. Ihre Augen musterten ihn mit

lebhaftem Ausdrucke des Befremdens. Beide rückten sich nach der ersten schicklichen Begrüßung mit leisen Vorwürfen und Anzüglichkeiten näher. — All' unsere Zerwürfnisse, sagte er, rühren von deiner mißverstandenen Freiheitsliebe her. Die Freiheit ist ohnehin nichts anders, als was man sonst die Erbsünde genannt hat. Es wird kein Mensch ohne diesen gottlosen Hang geboren. Aber was willst du denn, Elise? Hat nicht Gott selbst gleich bei der Schöpfung das Weib dem Manne untergeben? Und welche Freiheit verlangt ihr noch mehr, als die euch durch die Erlösung zu Theil geworden ist, seit welcher ihr nicht mehr Sklavinnen, sondern Genossinnen des Mannes seid?

Am Ende liefen alle Erklärungen des Herrn von Spahl darauf hinaus, Elise solle mit ihm zurückkehren, und sie wollten sich versöhnen. Wir fahren gleich fort, sagte er, drunten hält eine Retourchaise.

Sie lehnte das entschieden ab; worüber der Gemahl sich so ereiferte, daß er die Aufmerksamkeit

der Umherwandelnden erregte. — Stehen Sie mir bei! wendete er sich an mich. Wir verstehen uns, — wir haben uns auch diesen Morgen gleich über die Butter verständigt. Sie kennen meine Frau noch nicht, haben sie wahrscheinlich erst hier getroffen: sie ist eine Närrin und hat die fixe Idee, sich zu emancipiren, das heißt, ihren Ehemann los zu werden. Sie ist von einer dermal epidemischen Tollheit angesteckt. Aber so ist die Welt heute: die Tollen laufen frei umher, und die Weisen werden eingesteckt.

In der That war aber Elise so wenig emancipirt, daß sie über die Neubegierde der Umstehenden in die ängstlichste Verlegenheit gerieth. — Es sei denn, lieber Guido! lenkte sie ein. Wenn uns der Herr K. bis Schandau begleiten will —! Du kennst ihn, ihr habt euch ja diesen Morgen über die wichtigsten Dinge des Lebens verstanden, und ich wünsche einen Zeugen unserer neuen Uebereinkunft, einen Vermittler unseres Verständnisses.

Sie sah mich dabei mit verstohlnem Wink

an, und Herr von Spahl ließ sich den Vorschlag gefallen. Wir schritten dem Wirthshause zu, weil Elise sich zur Fahrt ein wenig umzukleiden wünschte. An der Thüre nahm sie dem Führer den Reisesack ab, übergab ihn einem Kellner, und ließ sich ein Zimmer anweisen. Den Führer schickte sie nach der Ausspann, um den Rückwagen zu belegen und dort zu warten. Herr v. Spahl mochte nicht recht trauen, und stellte sich der Treppe gegenüber, die seine Gemahlin eben rasch hinauf gegangen war. Er ließ sich das Murren der Fremden und Kellner nicht verdrießen, denen er im Wege stand. Nicht lange, so kam ein zierlicher junger Mensch die Treppe herunter, der ein buntseidnes Tuch über Mund und Nase hielt. Hinter Spahls Rücken drückte er mir ein Kärtchen in die Hand. Ich las verstohlen die Worte: „Morgen Mittag in Schandau." — Der Kellner, der dem Bürschchen ein Bündel nachgetragen hatte, kehrte nun zurück, und übergab dem v. Spahl ein ähnliches Kärtchen mit der Aufschrift: „Elise p. p. c." —

Was? rief er. Wo ist die Dame, die ihm dies gegeben.

An der Ausspann. Sie fährt eben nach Dresden ab. Haben Sie die gnädige Frau nicht eben in Mannskleider an Ihnen vorbeigehen sehen?

Halt! Halt auf! schrie Herr v. Spahl, und eilte den Berg hinab. Ich, um etwaiges Aergerniß zu verhüten, lief nach. Wie ich sie aber aus dem schon dahin rollenden Wagen von Weitem mit geschwungnem Tuche grüßen sah, schlich ich zurück, um dem gereizten Gemahle aus dem Wege zu sein. — Ich ließ mich von meinem Führer, während der Abenddämmerung durch das ganze, wilde Gebiet der ehemaligen Raubburg führen. Wir kletterten von einer Felszacke zur andern; krochen durch Höhlen und Winkel, um die Spuren ehemaliger kühner Befestigung und Behausung anzustaunen, oder in irgend einen grausenhaft benamsten Abgrund zu blicken. Dabei entkleidete die Landschaft sich langsam der bunten

Tagesgewänder, und legte das silbergrauseiden-schimmernde Nachtkleid des Mondlichtes an.

Die Fremden waren vor der Abendkühle in den Speisesaal gezogen. Ich fand einen Platz neben einer freundlichen Dame mit ältlichem Manne und zwei Töchtern, die von Dresden gekommen waren. Sie warteten den vollen Mondschein ab, um dahin wieder zurück zu fahren. Von dort gedachten sie nach Berlin zu gehen, und freuten sich sehr auf diese Stadt. — Es ist eine schöne Stadt, sagte ich, und schon recht groß, wenn man besonders alles, von den Stadtmauern mit eingefaßte Feld dazu rechnet. Zuweilen ist sie auch großartig, z. B. an einem heitern Sonntage nach einem sanften Frühregen gegen Mittag; da zieht vom Platze vor dem alten Schlosse bis an's brandenburger Thor das linke Trottoir entlang ein buntes Gewind von Menschen, — schlanken Männern mit geistreichen Gesichtern, schönen Frauen mit schwarzen Augen und einem sanften Anflug von Bärtchen als Niederschlag aus der militärischen

Atmosphäre. Dazwischen rollen die herrlichsten Equipagen und unter den Linden brauset es von Menschen. Oder gegen Abend vor der Oper auf demselben Schauplatze, wenn die Menschen in entgegen gesetzter Richtung aus dem Thiergarten durch das brandenburger Thor hereinströmen und die schönen Reitpferde dazwischen an den Bäumen entlang tanzen. Auch Sonnabend Nachmittags, wenn man im Museum hoch auf der Treppenbrüstung lehnend durch die mächtigen Säulen herabschaut. Unter der hohen Treppe um die kolossale Granitschale spielen Kinder und Kindermädchen; der Strahl des Springquells, vom Ostwinde getrieben, besprüht die sandigen Kreuzwege des Gartenplatzes; links am Dome hin schwärmt das Auge nach dem altehrwürdigen Königsschlosse hinüber, durch dessen offne Thore und Hof hindurch man das Treiben der Menschen nach der Brücke und der Königsstraße erblickt; rechts am Kai des Spree-Armes prunkt die ziegelrothe Bauschule.

In weitern Gesprächen verrieth es sich, daß der Mann ein Verehrer von Varnhagens Schriften war, und die Frau ein Interesse für Rahel hegte. Mit einiger Befangenheit äußerte sie: Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Mein Mann —. Sie lächelte ihn an, und schwieg.

Ist den Schriftstellerinnen nicht hold, — wollen Sie sagen, versetzte ich. Doch das trifft unsere Rahel nicht. Sie ist nicht, was man unter einer Schriftstellerin versteht. Sie hat nicht für den Druck schreiben wollen, sondern sich nur mit den Fremden und mit sich selbst in Briefen und Tagebuchsbemerkungen zu verständigen gesucht. Das eben gibt diesen erst später gesammelten Blättern, diesen Reliquien eines beschloßnen Lebens, den Reiz und Werth, daß es keine getriebenen Früchte, sondern abgefallene sind, — reif, und die süßesten und würzigsten von einem heimlichen Schmerz angenagt. Rahels Wesen erscheint in diesem schriftlichen Abdruck als ein höchst eigenthümlich organisirtes, — es ist ein männlicher Geist, der

in einem weiblichen Herzen eingefangen ſitzt, und ſich nicht anders befreien kann, als daß er ſein Gefängniß in ſein Weſen verwandelt. Um eine ſo ſeltne, ſchöpferiſch-empfängliche Natur zu begreifen, darf nicht überſehen werden, daß Rahel von jüdiſcher Abkunft war. Dieß Völkchen hat im Sturm der Weltgeſchichte eine ſolche Quetſchung und Verrenkung erlitten, daß es eigens empfindlich für die Wetterwechſel der Zeiten erſcheint, — als ein nicht geheiltes Glied der Menſchheit.

Dieſer Abſtammung entſprachen die körperlichen Leiden, die bürgerlichen Verſtimmungen, in denen Rahel lebte, und die ihren Geiſt zur Selbſtſtändigkeit und Selbſtbefreiung trieben. Die Flammen früher Leidenſchaft beförderten dieſe Läuterung des Geiſtes aus zerfallenden Organiſationen. Daher finden wir ihren Geiſt eben ſo concentrirt für ſich, als theilnehmend für die Welt, ja reizbar für den Wechſel der Zukunft. Solch' ein Leben zeigt die erhabenſte Emancipation einer weiblichen Seele. Ja, Ja, mein Herr, — wendete ich mich an den Mann, —

versöhnen Sie sich mit Rahels Schriften! Es sind keine Erzeugnisse, die nur Männer eignen, sondern Empfängnisse von einem Geiste, zu dem ein Weib nur sagen kann: Mir geschehe nach deinem Willen! —

Nun, nun! lächelte der Fremde. Es werden aber mit jedem Tage neue Schriftstellerinnen flügge, nicht bloß um Federn zu tragen, sondern auch zu verbrauchen.

Gönnen wir diesen Guten, sagte ich, daß sie es verstehen, sich in unsern egoistisch-kalten Zeiten warm zu befiedern. Ihre Sachen werden viel gelesen. Ganze Klassen unserer Gesellschaft stehen jetzt grade auf der Stufe jener Halbbildung, der eine so süßliche, kraftlose Erquickung zusagt. Vielleicht kommen auch dann und wann diese Koth- und Staubperlen der Novellen und Gedichtchen aus kranken Muscheln. Jedenfalls ist es bemerkenswerth, daß die talentvollsten Schriftstellerinnen, besonders jene, die es zu werthvollen Productionen bringen, meist unglücklich in der Liebe

oder in der Ehe sind. Productives Talent bei Frauen, die Gabe geistiger Erzeugung, scheint eine Abnormität der weiblichen Natur zu sein. Aerzte erzählen uns von Versetzung gewisser Functionen und Stoffe in andre nicht dazu bestimmte Organe des menschlichen Körpers. Vielleicht gibt es ähnliche, geistige Metastasen, so daß manche Frauendichtung als Produkt einer Versetzung der Mutterschaft in das Hirn angesehen werden kann. Diese Kinder, die ein Verleger entbindet, setzen die jungfräuliche Mutter in keine Verlegenheit. Und wir Männer müssen sie uns schon in der Literatur gefallen lassen, vielleicht zur Strafe, daß unser Geschlecht im Leben zu wenig für die nun Schreibseligen gethan hat.

Erst jetzt ward ich inne, daß bei meiner Auseinandersetzung die Dame um ihrer Töchter willen in sichtbarer Unruhe war, bis ihr Gemahl mit der Frage dazwischen fiel, ob Varnhagens Persönlichkeit so angenehm, wie sein Styl sei.

Für mich war sie es allerdings, erwiederte

ich. Ich fand dieſelben ſanft bedeutſamen Bewegungen, die gleiche Art eines wohlthuenden Leuchtens und Wärmens. Nur iſt ſein Styl heitrer, als er ſelbſt. In ſeiner Proſa iſt alles Kränkliche entfernt, was ihn ſeit einiger Zeit, im Leben betrübt und beſchäftigt, manchmal auch ein wenig reizbar macht. Wenn ihm friſcher Scherz, kühner Humor abgehen: ſo hat er dieß mit einem höchſt ſchöpferiſchen Geiſte unſerer Nation, mit Goethen, gemein. Vielleicht liegt dieſer Mangel, wenn es einer zu nennen iſt, darin, daß beide, ohnehin auch im Leben einander befreundet, ſich dazu getrieben fühlen, die Menſchen und die Lebenszuſtände — jeden in ſeiner individuellſten Eigenthümlichkeit zu begreifen und aufzufaſſen. Da finden jene Conflicte der Anſchauung und ihrer Gegenſtände nicht ſtatt, aus denen eben Witz und Humor, wie durch Reibung, hervor brechen. In Varnhagens Denkwürdigkeiten und Biographien zeigt es ſich, wie früh und eindringlich ſein Talent und ſein Herz auf das Menſchenleben gerichtet waren.

Ohne Liebe faßt man die Menschen so nicht auf, und läßt sie so nicht in ihren abweichendsten Eigenheiten gelten. Diese Gabe, an sich schon sehr selten, scheint der jüngsten Generation der Schriftsteller und Leser noch fremder geworden zu sein; so daß Varnhagens biographische Mittheilungen oft mißdeutet werden, und er selbst in seiner rühmlichen Eigenheit nicht selten verkannt worden ist. Daß ein solcher Mann, der allen Erscheinungen so viel Liebe zuwendet, auch seiner Seits die Aufmerksamkeit die Achtung und Anerkennung Anderer, und besonders auch das Wohlwollen, die lebendige Theilnahme der Frauen, nicht entbehren mag, ist sehr natürlich. Wer verdiente solche Gunst auch mehr, als er, und wer möchte sie ihm versagen?

Wir sprachen noch mancherlei über diesen vorzüglichen Mann und über Berlin, bis die freundliche Familie zur Rückkehr nach Dresden im

Mondschein aufbrach. Ich wünschte ihnen glückliche Reise, und suchte meine von frischer Waldluft durchwürzte Stube auf, um von meiner heutigen Wanderung auszuruhen.

(Schluß folgt im zweiten Bande.)

Inhalt.

		Seite
I.	Excommunication	1
II.	Krieger und Priester	90
III.	Besuch in Weimar	147
IV.	Eine Tischrede im Traum	179
V.	Von Pillnitz bis Sonnenstein	200

Aus dem Leben.

Zweiter Theil.

Aus dem Leben.

Von

H. Koenig.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung.
1840.

Inhalt.

		Seite
I.	Von Pillnitz bis Sonnenstein (Schluß)	1
II.	Festtage am Rhein	63
III.	Der segenreiche Pilgerstock	132
IV.	Die Russen in Deutschland	153

—•—

Druckfehler des ersten Bandes.

S. 17 Zeile 10 v. o. fällt „sind" hinweg.
„ „ „ 12 „ statt beweisen lies bereiten.
„ 181 „ 2 v. u. „ Nation lies Natur.
„ 188 „ 13 v. o. „ Schauer lies Schaum.
„ 188 „ 13 „ „ der lies den.
„ 189 „ 3 v. u. „ dem lies denn.
„ 191 „ 11 v. o. „ Saß lies Steiß.

Druckfehler des zweiten Bandes.

S. 38 Zeile 6 v. u. statt Helden lies Heiden.
„ 169 „ 3 v. u. „ der lies dir.
„ 226 „ 8 v. o. „ „ setze „
„ 231 „ 4 v. u. „ erträgt lies verträgt.

I.

Von Pillnitz bis Sonnenstein.

(Schluß.)

Mit anbrechendem Tag erwachend, vernahm ich ein fernes, seltsames Geschrei. Ich hielt es anfangs für jodelnden Gesang und jauchzenden Zuruf fröhlicher Waldwandler, für eine Neckerei gegen das schlummernde Echo der Felswände. Doch bald kam ich dahinter, daß es Eulen und Uhu waren, die in diesen hohen Felswaldungen sehr bevölkert hausen und horsten. Ich öffnete der Morgenluft die Fenster. In solcher Höhe hatte ich noch niemals geschlafen: ich blickte auf die nahen Gipfel der Waldbäume, die sich aus tiefer Schlucht herauf nach meinen Fenstern streckten. Ich eilte hinaus, die Sonne aufgehen zu sehen. Die Luft

war kühl, der Himmel blau. Auf die Bastei hinaus getreten, erblicke ich unter mir ein Nebelmeer das Elbthal entlang und über die nächsten Waldhöhen, über die Rauhen- und Bärensteine hinweg bis an den Lilienstein und die Festung Königstein. Diese liegen wie am Saume eines Sees und glänzen im Strahl der Frühsonne. Wie die Nebel wallen und wogen und mit den Lichtern des Tages spielen! Die Festung Königstein von den Nebeln berannt, versinkt bald, bald hebt sie sich wieder siegend hervor. Der Lilienstein mit seinen schroffen, wie Lilienblätter ausgezackten Felsen taucht, um sich auch lilienweiß zu färben in den leuchtenden Nebelschaum; aber dunkel schießt jedesmal wieder die kolossale Steinblume empor. Jäh unter mir hallen aus dem Nebel die Stimmen der Elbschiffer dumpf herauf; Steine rasseln an einander, wahrscheinlich die einzunehmende Fracht. Ich fühle mich einen Gott, der über den Wolken, welche trüb auf dem Tagewerke der Menschen lasten, sich in reinem Lichte freut. Da schlägt hinter mir der Kukuk aus dem nahen Felswald

eine lange Reihe seiner Waldgrüße, und flugs bin ich wieder ein Sterblicher, der die ihm geweisſagten Jahre zählt, lächelnd über den Aberglauben und doch mit der Zahl im Stillen zufrieden. — Höher empor und dunkler wallet das Nebelmeer; hier und dort berſten ſeine Wogen, und wie durch einen Trichter erblickt man in der Tiefe ein Stück Saatfeld oder einen Streif der Elbe. Bald flüchten die Nebel vor der ſiegenden Sonne in die Seitenſchluchten und drücken ſich in die Felshöhlen und an die ſchattigen Halden.

Der Führer hat ſich indeß eingeſtellt, der verſchlafne Wirth bereitet das Frühſtück, und friſch und fröhlich wandern wir nach Rathewalde hinab. Wir laſſen den Amſelgrund liegen, weil er mit Nebeln angefüllt iſt. Ueber die thaufunkelnde Hochebene, nicht weit von der Hochburkersdorfer Linde vorüber gelangen wir bald zum Hockſtein, der ſich mit zwei dünn bewachſenen, breiten Gipfeln aus einer Waldhöhe ſteil empor hebt. Nach mühſamem Steigen kömmt man auf einer künſtlichen Treppe zum niedern Gipfel, und ſchreitet dann

über eine hochschwebende Brücke zur höhern, hundert Schritte langen Kuppe. Wir ruhen auf einem kanapeeartigen Felsensitze, unter welchem 380 Fuß tief der Polenzbach zwischen wildbewachsnen Felsen rauscht. Auf der andern Seite dieser engen Schlucht liegt Hohenstein, das Städtchen mit einem Felsenschlosse. So sitzen wir auf alten Volkssagen und vor uns liegen alte Hofgeschichten. Dort im Seitenbau am Thurm saß die Gräfin Kosel, die Geliebte Königs Friedrich August, in Haft, — erzählt mein Führer — von dort feuerte sie ein Pistol auf den treulosen Geliebten, entfloh später nach Holland und ward eine Jüdin. Aber die Geschichte dieser leidenschaftlichen Frau ist im Munde des Volkes sehr entstellt worden.

Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, war einst von Warschau nach Dresden gekommen, und brachte einen lustigen Abend mit männlichen Gästen zu. Sein Lieblingsthema von Frauengunst und Liebesabenteuern kam auch zur Verhandlung. Der Minister v. Hoym

rühmte, wahrscheinlich in Ermangelung lustiger Erlebnisse, die Reize und den Geist seiner Frau, die er bisher aus Eifersucht auf einem Landsitze gehalten hatte. Er bedachte nicht, wie gefährlich so etwas bei Friedrich August war, der zur Betrübniß seiner schönen und anmuthigen Gemahlin, ungesättigt durch seine vorehlichen Liebeshändel in Spanien und Italien, immer noch verschwenderische Buhlschaften wechselte. Der König und der Fürst von Fürstenberg spielten die Zweifler gegen den Minister, und trieben den Halbberauschten zu einer Wette von tausend Dukaten, daß seine Frau am Hofe nicht so schön und geistreich würde gefunden werden, als er sie beschrieben. Frau v. Hoym wird an den Hof gebracht, der König verliebt sich in sie, Fürstenberg bezahlt die verlornen tausend Dukaten und erhält vom Könige 10,000 Stück zur Entschädigung. Nun wirbt bei verschwenderischen Festen mit allem Zauber der Galanterie König August um die Gunst einer Frau, die schön von Gesicht und Gestalt, aber weniger

angenehm, als lebhaft ist. Nach langem Widerstande unterhandelt Frau von Hoym über die Bedingnisse, unter denen sie sich ergeben will. Der Monarch soll ihre Ehe mit dem Minister auflösen, seine bisherige Mätresse verstoßen, ein Heirathsgelöbniß für den Fall des Ablebens der Königin an die neue Geliebte ausstellen, ihr 100,000 Thaler Jahresgehalt aussetzen, und die etwanigen Kinder als Prinzen anerkennen. — Sobald die Uebereinkunft getroffen ist, kündigt sie selbst ihrem Gemahl die Ehe auf, und — entbindet ihn seines Eides. Alle Vorstellungen und Vorwürfe des guten Ministers, der nun nach gewonnener Wette noch die Hauptsache verliert, findet keinen Eingang. Die aus der Ehe Getretne nennt sich Gräfin Kosel, wird Reichsgräfin und erhält einen Zauberpalast mit besondern Zimmern für jede Jahrszeit. — Die Gräfin weiß einen so wankelmüthigen König zu fesseln, indem sie ihn mit Eifersucht beschäftigt, und ihren Eigennutz mit einem gewissen Stolze übergleißt. Sie entfernte, wer ihr verhaßt ward, und selbst Grafen und Fürsten, wenn

sie sich halten wollten, mußten ihr huldigen. Sie verfügte über Gnaden- und Ehrenstellen, und sah daher hübsche Männer, die solche suchten, zu ihren Füßen. — Neun Jahre behauptete sie sich in des Königs Gunst, und hielt Polen und Sachsen unter ihren Launen. Obschon die Gräfin, als sie einst eine neue Neigung des Königs zur Tochter eines französischen Weinhändlers merkte, ihn mit einem Pistol zu erschießen drohte, falls sie das Loos der früheren Mätressen theilen müsse: so blieb ihr dieß Letztere doch nicht aus. Ihre Feinde waren verschworen, sie zu entfernen, und fädelten daher den König in eine Leidenschaft zur Frau v. Denhoff, einer geistlosen Schönheit, die dem Könige keine Intriguen machte, dafür aber zu Gunsten einer bettelhaften Familie mehr, als jede andere Geliebte kostete. Frau von Kosel ward nach Pillnitz gebracht, um in dem Venus-Tempel zur Erkenntniß zu kommen, und ihre süßen Erinnerungen zu opfern. Sie sollte des Königs Eheversprechen herausgeben, entfloh nach Berlin

und — da sie dort keine Gunst fand — nach Halle, ward auf Augusts Verlangen ausgeliefert, abermal nach Pillnitz und zuletzt auf ein Gut des Grafen v. Friese, ihres nachmaligen Tochtermannes, gebracht. Hier wohnte sie zurückgezogen aber frei, und das Geschick gewährte ihr die Gunst, — alle ihre Verfolger und das Glück ihrer Nebenbuhlerinnen zu überleben. —

Wir betraten jetzt das Sagengebiet dieser Felsen. Indem wir nämlich in eine hinter Gestrüpp verborgne Telle des Gesteins hinab sprangen, standen wir vor einer muschelförmig geöffneten Felswand, und traten durch den Spalt in einen Schlund, in welchem man bald auf eingehauenen Trittchen, bald auf Sprossen einer Leiter, bald auf quergelegten Holzstückchen, indem man nach vorn und seitwärts sich an die Felsen hält, tief und tiefer hinabsteigt, bis man zuletzt durch eine horizontale Erweiterung des Felsendarms aus dem Gestein heraus in's Freie tritt. Man glaubt sich hier in einen Hain der Unterwelt versetzt, in diesem

lichten Gehölz, das nach einer neuen offnen Schlucht hinab hängt. Hoch über uns, durch diese in den blauen Himmel getauchten Baumwipfel faust in bösen Stunden das wilde Heer, und aus jenem Felsenspalte tritt Samiel hervor.

Hier ist nämlich das Revier des fabelhaften Freischützen, und wir sind in aller Unschuld durch die Wolfsschlucht eingedrungen. Einst war dieser Wald von überhandnehmenden Wölfen bewohnt. Sie zu vertilgen zogen tägliche Jagden aus; überall fand man die Fährte der Wölfe, — nirgends einen Wolf, bis man endlich entdeckte, daß diese Wildfänge über ein Felsstück hinweg in die bisher unbekannte Höhle gelangten, durch die wir eben herabgekommen sind. Das Felsstück wurde nämlich nach dieser Entdeckung zum Aus- und Einsteigen für Menschen behauen.

Bald sind wir den Felsenschlot wieder empor geklettert und schreiten auf der Landstraße nach Schandau. Es ist ein anmuthiger Gang. Die Berge wechseln ihre Stellung zu einander, und

unvermuthet bietet rechts oder links ſich eine ſchöne Thalſicht. Zuweilen lockt der Führer in ein Gebüſch, um eine verſteckte Felſenlaune oder eine wunderliche Schlucht zu verrathen. Dann und wann treten in unſern Geſichtskreis die fernen böhmiſchen Berge hervor. Die Sonne ſcheint heiter, die Luft weht mild. Wo man bei Walthersdorf hinab in die Thäler, und gleich wieder bei Porſchdorf über den Lachsbach empor nach den Höhen blickt, nimmt ſich Alles ziemlich ſchweizeriſch aus. Mühſelig klettern, den Stock einſetzend, baarfüßige Dirnen mit ihrer Laſt auf dem Rücken den gewundnen Steinpfad empor; rechts auf hohem Bergwege zieht ein Ochſengeſpann den beladnen Karrn einem einſamen Hauſe zu, das mit niedrigem Dache unter Obſtbäumen liegt; links um den runden, mager bewachsnen Berg weidet mit Schellen behangen eine Heerde Rinder; einzeln um den Abhang und immer denſelben Pfad wandelnd, treten ſie dem Berge ſichtbare Kreiſe ein.

Wir folgen dem Laufe des Lachsbaches, doch

nicht ganz bis zur Mündung in die Elbe. Dort lassen wir rechts das Dorf Wendischfähre liegen, so genannt von der Fähre, die in frühern Zeiten die Wenden aus der Oberlausitz über den Strom trug, wenn sie nach dem wunderthätigen Bilde in Pabstdorf wallfahrteten. Drüben strecken sich der Pabststein und der Pfaffenstein, um unverwandt herüber zu blicken, wo denn nur seit Jahrhunderten die Gläubigen bleiben möchten, die sonst mit dem Lachsbache kamen. Aber freilich ist jetzt weiter zurück, hinter der Porschdorfer Mühle — ein Lachsfang angelegt.

Links hinab sehen wir nun, von zwei Bergreihen der Elbufer eingeklemmt, das freundliche Städtchen Schandau. Hier wurden in früheren Zeiten die österreichischen Regenten, wenn sie zu Besuch nach Dresden kamen, mit einer Jagd empfangen. Aus jenen waldigen Gipfeln über die buschigen Halden und jähen Felswände herab stürzte das gescheuchte Wild in die Elbe und wurde schwimmend erlegt. Jetzt brechen diese

Sandsteinfelsen zu Bausteinen, und gehen zugleich mit Holze aus den nahen böhmischen Wäldern elabwärts; dieser Ausfuhr begegnet elbaufwärts gehendes Getreide, und in diesem Verkehr hat Schandau seine betriebsamen Hände. Die erquickende Luft der Berge, der gesunde Hauch der Nadelhölzer weht herab, und neue Quellen steigen aus unterirdischen Felsapotheken zu Tag, um Nervenleiden, Verdauungsschwäche, Hämorrhoiden, Krämpfe und mancherlei weibliche Uebel zu heilen. An Sonn- und Feiertagen sammelt sich um die Badegäste lebhafter Besuch aus Dresden und der Nachbarschaft.

Durch ein reich bewachsnes Thal schritten wir dem Badhause zu, einem Gasthause, das mit einigen Anlagen umgeben ist. Es war Vormittagstille; nur einige Gäste saßen um ein Tischchen unter der auf Pfeilerbogen ruhenden freien Halle vor dem Hause. Eine mir bekannte weibliche Stimme lachte. Es war Frau v. Spahl, die zwischen einem ältlichen Herrn und einem hoch

aufgeschossenen Fante sitzend, eine Cigarre zu rauchen versuchte. Als ich heran trat, legte sie den Blätterstengel rasch weg; eine gewisse Bläße verrieth auch schon die Uebelkeit, die sie sich zugezogen hatte. — Ich habe sie erwartet, sagte sie, und inzwischen die Herrn da von einem Ausfluge nach dem Lilienstein abgehalten. Nun, meine Herrn, wenn Sie die Partie noch machen wollen —!.

Sie faßte meinen Arm, um weiter zu gehen. Der junge Mensch ließ seine Empfindlichkeit ziemlich vernehmbar aus. Ich sah mich um, ob er etwa mich meine. Da kam der alte Herr auf mich zu. — Ei, wir kennen uns ja! rief er. Waren Sie es nicht, bei Tieck, — Dienstag Abend, als er Shakspeares Heinrich den Fünften vorlas? — Wirklich war es der Präsident aus Riga, neben welchem ich jenen Abend gesessen war. Wir verabredeten eine gemeinschaftliche Partie auf den Nachmittag, und ich bat um Erlaubniß, der gnädigen Frau Nachrichten von ihrem Manne zu bringen.

Elise war empfindlich, daß ich sie mit ihrem Manne entschuldigt hätte. — Bedenken Sie doch, versetzte ich, daß der lange Mensch, der noch ein wenig nach dem überwachsenen Buben überhangt, auf dem Punkte war, Sie zu fordern. Ich weiß ja nicht, ob Sie Ihre emancipirten Waffen mit sich führen.

Schweigen Sie mir von Emancipation! rief sie. Sie meinen es doch nur im Spott mit diesem Worte. Nennen Sie es anders; denn es ist nichts, was Spott verdient, an dem was ich verlange. Ich will frei von Einflüssen sein, die mich auflösen, oder doch schief ziehen. Ich bin doch allerwenigstens ein Mensch, wie jeder Andere, und kann mithin nicht bloß da sein, um in einem Andern aufzugehen. Und kein Mann kann sich eine Frau nehmen, um sie in seiner hohen Selbständigkeit zu absorbiren. Ich will auch meine Selbständigkeit haben, und mich nach meiner Vernunft bestimmen, nicht bloß vom Herkommen, von Vorurtheilen, von den Statuten der hundertfältigen Vornirtheit bestimmen lassen. Ich will meine —.

Cigarre rauchen, wie ein Jeder? fiel ich ein. Nun ja! Iſt es Ihnen denn wieder beſſer? Iſt Ihr Magen wieder wohl?

Ein raſcher Aerger Eliſens, der nicht gleich Worte fand, löste ſich in ein Lachen auf. Ich aber fuhr ganz ernſthaft fort: An Ihrem Platze, meine Gnädige, würde ich auch mein Schnurrbärtchen haben wollen. Der lange Menſch, der Ihnen die ſtarke Cigarre gegeben hat, iſt darin im Vortheile gegen Sie. Ich würde es nicht leiden!

Ich verlange nichts wider die Natur! verſetzte ſie ein wenig ungehalten.

Das iſt mir lieb! rief ich aus. Da hätten wir ſchon eher einen feſten Punkt. Es bliebe uns nur zu fragen und zu erforſchen, was denn in allen Stücken der weiblichen Natur eigne, und was dagegen dem Manne gebühre. Wahrſcheinlich wird ſich dieſer Unterſchied nicht bloß auf den Bart beſchränken. Ich habe dann nichts dagegen, wenn Sie für ſich und Ihr Geſchlecht Alles in Anſpruch nehmen, was ſich mit der weiblichen Natur und

Beſtimmung verträgt. Bis dahin aber ſtellen Sie ſich den Männern gleich, nicht wahr?

Ich ſetzte mich auf eine ſchattige Holzbank; ſie aber wollte weiter gehn, und ſchalt mich unartig gegen Damen.

Wie? rief ich. Sie wollen die ſittlichen Schranken der Frauen verlaſſen, und doch ihre Vorrechte behalten, die nur innerhalb jener Schranken bewilligt ſind? Wenn ich meine Rechte mit Ihnen theilen ſoll, ſo kann ich Ihnen nicht auch noch ein Vorrecht zugeſtehen. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß Frauen, die ſich eine männliche Stellung herausnehmen, ſogleich den Tribut der Huldigung einbüßen? Ja ſie ſetzen ſogar die Achtung auf's Spiel.

Das iſt eben euer männliches Unrecht! rief ſie.

Verzeihung! verſetzte ich. Die Männer thun es ohne Abſicht, aus einer Art von Inſtinkt. Den Frauen zu huldigen, ſie über uns zu ſetzen, uns für ſie aufzuopfern, iſt ein tiefes Gefühl germaniſcher Natur und chriſtlicher Bildung. Es geht

aus dem männlichen Edelmuthe hervor, jene körperliche Schwäche, physische Unterordnung und bürgerliche Beschränkung, welche die Natur dem Weibe mit Nothwendigkeit auflegt, durch freie Sitte zu vergüten. Jene Huldigung schwindet also, wo die Weiblichkeit aufhört; wie die Anbetung aus der Welt entfliehen würde, wenn die Gottheit aufhören könnte, Gottheit zu sein.

Sie setzte sich, und verlangte, ich solle mich jetzt ein für alle Mal ganz aussprechen, damit wir dann — zu etwas Anderem übergehen könnten.

Sie haben gestern einmal das Wort „Polarität" fallen lassen, sagte ich.

Ich danke Ihnen, daß Sie es aufgehoben haben! versetzte sie. — Ich fuhr fort:

Sie sind also bekannt mit dem Wechselverkehr, der in jeglichem Natur- und Geistesleben zwischen zwei selbständigen Wesen entsteht, die in Berührung treten. Ja nicht nur selbständige Wesen treten in solchen Verkehr, sondern einzelne Kräfte der

Natur, spalten sich, um wirken zu können, in zwei, einander anziehende und abstoßende Thätigkeiten. Mit diesem Gegensatze zweier Regungen beginnt alles Leben im Geist und in der Natur. — So hat sich auch das menschliche Wesen, um sich aus seiner unendlichen Tiefe entwickeln zu können, in eine wirksame, anregende und in eine empfängliche, aufnehmende Hälfte getheilt. Mann und Weib sind nur die zwei Hälften des Menschen. Daß nun die wirksame Hälfte walte, die empfangende sich hingebe, daß der Mann schaffe, das Weib bewahre, — darüber ist gar nicht mehr hinauszukommen. Oder glauben Sie, es sei bloß ein Unterschied in der körperlichen Organisation, und diese selbst rühre nicht vielmehr aus der innersten, tiefsten Geistesverschiedenheit und Wesensursprünglichkeit her? Ja! und nach dieser Verschiedenheit der natürlichen Bestimmung sind die Vermögen des Geistes, die sittlichen Kräfte und — aus beiden hervorgehend — die Anschauungen des Lebens, die bürgerlichen Pflichten

so zu sagen männlich und weiblich ausgemessen. Um nur, des Beispiels wegen, Eines zu erwähnen: so sagt man, die Frauen hätten doch wohl keinen vom männlichen verschiednen Geist, und dürften also nicht mit Fug vom Gebiete der Kunst und der Wissenschaft ausgeschlossen werden. Gewiß! Der weibliche Geist ist für dasselbe Schöne und Wahre *empfänglich*, welches der Mann *hervor zu bringen* begabt ist. Aber so wenig die Frauen — *Väter* ihrer Kinder sein können: so wenig wohnt ihnen die Kraft der Erfindung und des speculativen Forschens inne. Beobachten können sie sehr fein, empfinden sehr zart, und was sie so aus dem Leben empfangen, im Herzen getragen haben, auch als Schriftstellerinnen hervorbringen. Memoiren und Briefe gebildeter, sinniger Frauen lassen sich mit Genuß lesen, ich möchte sie aber nicht *Erzeugnisse* des Geistes, sondern *Geburten* des Geistes nennen. Erzeugnisse sind überall nur des Mannes Sache.

Ja doch! sagte sie. Man sieht eben, daß der Mann zuerst geschaffen worden, und Zeit gehabt hat, sich seine tüchtigere Hälfte vorweg zu nehmen.

Verzeihung, meine Gnädige! versetzte ich. Sie müssen annehmen, daß der erste Mann auch noch alle frische Artigkeit beisammen hatte, und gewiß die süßere Lebenshälfte für die Gattin liegen ließ, zumal er dieselbe noch gar nicht hatte, und sich so sehr nach ihr sehnte.

Still, still davon! flüsterte sie. Wir haben uns in das Weisheitsgebiet des Herrn v. Spahl verlaufen. Sie wissen aber, daß ich ihm die Schöpfung abgetreten, und mir die Erlösung vorbehalten habe.

Gut! So komme ich denn mit Erlaubniß Ihrer Geduld auf diese. Wovon wollen denn aber die Frauen erlöst sein? Die Natur hat sie zum empfangenden Antheil des Lebens wie der Liebe bestimmt. Die Embryowochen, die Säuglingsmonde, die Kindheitsjahre halten sie im Hause

feſt. Wollen ſie nun, um Zeit für bürgerliche Gewerbe oder für Staatsämter zu gewinnen, von dieſem Naturberuf emancipirt ſein? Es ſcheint faſt. Denn gar viele unſerer jungen Frauen haben ſchon einen Theil dieſer Beſtimmung abgelegt, und können ihre Kinder nicht mehr ſelbſt ſtillen, ſondern müſſen die Bruſt einer Amme ſuchen, die als Mädchen auch erſt durch einen Akt von Emancipation Mutter werden mußte. So haben ja auch früher die Amazonen, um Pfeile ſchießen zu können, die rechte Bruſt zum Anſatze des Bogens wegnehmen laſſen. — Bürgerlich iſt dann wieder das Haus der empfangende Schooß der Weltwirkſamkeit des Mannes; hier nährt Frauenſinn den Embryo des wachſenden Glücks. In beiden Sphären bethätigen ſich nun die geiſtigen Kräfte, die ſittlichen Tugenden. Jene ſind in der geſunden Regel eben ſo weiblich bemeſſen, als die Organe des Körpers. Die ſittlichen Tugenden aber fallen freilich in's Gebiet der Freiheit, und können daher auch mehr von Weltbildung und Zeit-

geschmack verdreht und verderbt werden. Die Bildung, die Bedürfnisse, die Interessen des Lebens können wechseln und sich entzweien, so daß eine allgemeine Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in der Gesellschaft entsteht. Aus solcher Unzufriedenheit der Gegenwart ist auch das Emancipationsverlangen der Frauen entstanden. Wenn es eigentlich die Frauen sind: denn es scheint mehr, daß die Männer in ihrem Interesse eine Emancipation der Frauen wünschen. Immerhin! Was wollen die Frauen?

Nun, was wollen wir? fragte sie. — Ich fuhr fort: Glücklich verheirathet sein, denke ich. Und da es heute so viele unglücklichen Ehen gibt, so muß die Ehe alles Uebel angerichtet haben. Mir scheint es aber mehr, daß man nicht richtig heirathet. Mit der Ehe hat's gute Wege, wenn wir uns nur besser auf's Heirathen verständen. Die Berührungspunkte des gesellschaftlichen Lebens haben sich vervielfältigt und vervielseitigt, die Reizbarkeiten der Bildung sich vermehrt und verfeinert,

die Ansprüche und Bedürfnisse, die Eitelkeiten und Vorurtheile sind gebieterischer geworden. Nur unsere Einsicht und Weisheit ist nicht mit fortgegangen, um uns vor Mißgriffen zu behüten; unsere sittliche Kraft hat nicht zugenommen, um unsere Schuld mit Würde zu tragen. Ja, wir wissen nicht nur nicht richtig zu freien, sondern überhaupt nicht richtig zu leben. Woher käme denn sonst die allgemeine Unzufriedenheit, da ja Alle und Jedermann aus seinem Kreise in's Ungemeßne strebt? Wann war noch eine Zeit, da man das Glück auf so thörichten Wegen suchte, da man die Kindereien und Verwöhnungen des Tages um Behagen und Seelenfrieden anbettelte, und die Juwelen des Lebens bei der Narrheit und Genußsucht verpfändete? —

Und das ist all Ihre Weisheit von der Harmonie der Welt? lachte sie im Tone der Ungeduld, nachdem ich ein Weilchen geschwiegen hatte. —

Mißverstehen Sie mich nicht! erwiederte ich. Sie glauben vielleicht, die Träger und Stützen

der Gegenwart rückten nur darum auseinander, weil das Leben selbst sich erweitere? Ich habe nichts dawider. Ich gehöre nicht zu denen, die Alles beim Alten lassen, auf's Alte zurück führen wollen, um nur selbst in Ruhe zu bleiben. Es bangt mir auch nicht, wenn die Welt sich streckt, und ihre alten Wämser und Institutionen platzen. Ich halte selbst die eben von mir verklagte Hast und Begehrlichkeit unserer Gegenwart, wie widerwärtig sie an sich sei, doch im höhern Sinne für nothwendig: das Verlangen ist die Pfahlwurzel des Lebens, die in jedem Winter neue Zasern bildet, um frische Säfte aufzunehmen, neue Kräfte und Aeste zu treiben. Das sind Stürme der Welt, die freilich das häusliche Glück verrücken können, wenn man es auf diese gährenden Kräfte baut. Aber legen wir die Unbefriedigtheit der Welt nicht der Ehe zu Last, wie diese sich durch das Christenthum so erhaben und segenreich entwickelt hat! Welcher Mißverstand, wenn man die Symptome einer Entwicklungskrankheit für die Krankheit selbst, die

Mitleidenheit eines zarten Lebensorgans für den Grund des Uebels nehmen will! Wem aber einmal das Glück der Ehe über den Kampf des Lebens geht, der darf seinen Herd nicht in den Drang des Tages bauen; er muß sich auf die alten Resignationen einrichten, bis einmal die Zeit befriedigt ist, und auch die Ehe ihren erweiterten Antheil an den neuen Lebensgewinnsten genommen hat. Eine hoffnungsvolle Gattin enthält sich aller heftigen Bewegungen, zieht sich aus den Unruhen der nachtschwärmerischen Societät zurück. Die Ehe ist solch' ein heimlicher Schooß des bürgerlichen Glückes, und wenn Unwohlsein, Uebelbefinden mit diesem gesegneten Zustande des bürgerlichen Lebens verbunden sind, sollen etwa zur Hebung derselben die Scheidungen begünstigt werden? Scheidungen sind — falsche Wechen: es ist immer Unglück und Gefahr dabei!

Also gar nichts wollen Sie uns — gar nichts zugestehen? fragte Elise mißmuthig.

O nun, versetzte ich, wer das Gleichgewicht

zu halten weiß, kann viel schöne und freie Bewegungen machen. Der Hüftenbau des Weibes ist zu gewaltsamen Sprüngen nicht geformt; und doch, wie schön tanzen die Frauen! Gewiß! Wenn sie bürgerlich und sittlich im lebhaften Gefühl ihrer Bestimmung sind, können sie sich von mancher Engherzigkeit und Prüderie losmachen, und das Leben von verschiednen Seiten anschneiden, ohne daß der gebildete Mann sie bloß an das Küchenmesser verweisen dürfte. Aber auch dann noch, wenn einmal zu Gunsten der Frauen die bürgerlichen Gesetze sich erweitern, und die Meinung der Welt elastischer wird, dürfen wir nicht hoffen, daß irgend eine Emancipation unsere unvernünftige Wahl und einen liebelosen Bund gut machen könne.

Elise brach stillschweigend auf, und auch ich ging eine Strecke stumm neben ihr her. Endlich fragte sie nach ihrem Gemahle. — Mein Gott, seufzete sie, wie sieht der Mann aus! das ist gar nicht sein Anzug. Ich glaube er ist irgend in'e

Waſſer geſprungen geweſen, und herausgezogen worden. Dieſer Gedanke hat mir die ganze Nacht keine Ruhe gegönnt. Meine damalige Flucht kann ihn doch nicht etwa in ſolchen troſtloſen Zuſtand verſetzt haben? dann wollte ich doch lieber —. Oder vergebe ich denn irgend einer Frau in der Welt etwas, wenn ich mich in den ſchrecklichſten Zwang finden will? — Sie bat mich um Rath und Beiſtand. Wir ſprachen die Lage der Sache durch, und ich übernahm es, mit dem Herrn v. Spahl zu reden und vor Allem zu hören, was wohl ſeit ihrer Trennung mit ihm vorgegangen ſei.

Der Präſident und ſein Sohn warteten ſchon auf uns. Ein kleiner Imbiß war bald eingenommen, ein Boot zur Rückfahrt aus den Bergen bei Herniskretſchen wurde beſtellt, und dann fuhren wir auf einem offenen Wagen aus. Gleich hinter dem Bade öffnet ſich das enge Thal, die Kirnitſch rauſcht uns entgegen mit Holzſcheiten, die aus den Hohnſteiner Forſten geflößt werden. Es iſt ein wildanmuthiges enges Thal; zu beiden Seiten

treten hier und dort zwiſchen reichem Waldwuchſe jähe Felſen in grotesken Geſtalten, vielfach zerklüftet, mannichfach überhangend hervor, und ſchimmern mit gold- und ſchwefelfarbigen Flechten. Rechts ziehen die Oſtrauwände, über deren waldige Kuppen einige Häuſer des Dorfes Oſtrau hoch herab in's enge Thal blicken. Auf der linken Höhe zieht die Straße nach Lichtenhain. — Bald erreichen wir, ſanft anfahrend, die fünf Viertelſtunden entfernte Heidemühle in reizender Wildniß, vom Heidemadſtein überragt. Der Präſident nimmt einen Eſel; wir Andern gehn zu Fuß über die Kirnitſch, und ſteigen am Abhang des Berges auf dem nach der Waldmünze genannten — Münzwege ſteiler empor. Hochwald beſchattet einen breiten Pfad, auf deſſen wechſelnde Windungen die heiterſte Mittagſonne durch friſchgrüne Wipfelwogen herein fällt, und den Wald mit wankenden Lichtern durchquickt. Den Berg des Kuhſtalles, den jäh anſteigenden, erleichtert ein Geländer. Ein ausgehauener, von hohem Nadelholz-

eingefaßter Weg öffnet ſich, und vor uns liegt eine koloſſale Felſenhalle, durch welche hinaus wir in eine weitabgeſunkene waldige Felſenlandſchaft blicken.

Wer kann ſagen, zu welchem Triumphe die Natur dieſe erſtaunliche Ehrenpforte aus wunderbar gefügten Steinmaſſen erbaut hat? Gewiß nicht zum ſpäten Obdache des im dreißigjährigen Kriege hierher geflüchteten Viehs; obſchon ſeitdem der unflätbige Name „Kuhſtall“ an dieſer Rieſenpforte haften geblieben iſt. Jetzt treiben ſich Reiſende in dieſer weiten Halle um, betrachten das Steingefüg, und bemitleiden die unzähligen Thoren, die an der Decke und den Wänden ihre kindiſchen Namen eingeſchrieben haben. Tiſche mit kleinen Waaren ſtehen da, im Felſenkeller hält ſich ein Labetrunk kühl, und die Stimme einer Sängerin zur Violine ihres Begleiters verdient die Aufmerkſamkeit des raſtenden Wanderers. Treten wir aber durch das Gewölb hinaus, ſo ſenkt ſich die ſchroffe Felſenwand des majeſtätiſchen Thors in eine tiefe, wellenförmige, waldige Fläche hinab. Nur der

kleine Winterberg erhebt ſich nicht weit vor uns auf zackigen Wänden. — Und nun müſſen wir freilich auch das Thor ſelbſt beſteigen. Es juckt den Führer, von der Burg Wildenſtein zu erzählen, die einſt auf dieſen Thormauern geſtanden haben ſoll. Allerdings zeigen ſich Spuren ehemaliger Befeſtigung, ſobald wir durch eine Wölbung der Thorwand auf ſchmalem Steig um die ſchroffe Felſenwand emporklimmen, und durch einen Spalt auf den Gipfel gelangen. — Dieſe Steine erzählen Unglücksgeſchichten. Jenes Felſengewölbe heißt heute noch das „Wochenbett“, weil einſt hier kriegsflüchtige Mütter in Angſt und Noth geboren haben. Enger iſt jenes „Schneiderloch“, und hielt einſt einen geächteten Räuber verſteckt. Dieſe Oeffnung, das „Pfaffenloch“, erinnert noch daran, daß einſt die huſſitiſch gewordne Gemeinde Lichtenhain ihren entflohenen katholiſchen Pfarrer in der Höhle auffanden und durch die Oeffnung in die Felſenkluft hinabſtürzten. Wild genug liegt unter uns der Kirnitſchgrund, und die

nach allen Seiten hin aus Wald und Thal aufstürmenden Felsen erscheinen uns als jene rohen Zeiten, die versteinert hier stehen geblieben sind. Denn horch nur! Wie wir rufen, werden hundert rauhe Stimmen laut, und gewölbte Felsenohren recken sich aus dem Gebüsch, ob die Losung zum Aufbruche gegeben werde.

Am schattigen Eingange des Thores führt ein steiler, durch Stufen erleichterter Weg in eine Schlucht hinab, durch welche man in den Habichtsgrund gelangt. Von unten schauen wir zurück, und der kaum verlaßne Kuhstall erhebt sich dreihundert Fuß über uns. Auf gut gehaltnen Waldwegen sind wir in einem Viertelstündchen am kleinen Winterberge; aber wie mühsam ist er im Zickzack zu ersteigen! Athemlos erreichen wir das Winterhaus, das uns mittelst einer Wandinschrift ein Jagdabenteuer des Kurfürsten August aus dem Jahre 1558 erzählt. Der fürstliche Jäger stand einem bis zum höchsten Gipfel gescheuchten Hirsch auf schmaler Stiege gegenüber, und warf mit

einem glücklichen Schuſſe das Thier in den Abgrund, als es eben mit einem Verzweiflungsſprunge ſeinen gnädigen Landesvater hinabſtürzen wollte. Die umliegende Landſchaft ſieht ſo wild aus, daß ſie ſelbſt Rebellen mit ihren gerechteſten Foderungen einſchüchtern könnte.

Der ſüdliche Abfall des Berges iſt ſanft und flach, ſo daß man nach dem großen Winterberge hin erſt gemächlich über Baſaltſtücke anſteigt, und dann unter hohen Buchen bequem zum Gipfel gelangt. Der Weg begünſtigte die Unterhaltung, und der Präſident, auf ſo ſanften Wegen vom Eſel geſtiegen, erinnerte mich wieder an den Abend bei Tieck. Sie waren vor mir da? fragte er.

Ich kam vor 6 Uhr, erzählte ich, nicht eingeladen, ſondern den Dichter zu begrüßen. Die dunkelſte Treppe dieſes Eckhauſes auf dem Altmarkt führt hinter Krämergeräth, Fäſſern und Ballen zu einem kaum helleren Gang, aus welchem ich faſt geblendet in ein von der Abendſonne erfülltes Sälchen trete. Aus dieſem Nimbus und

einer gemiſchten Geſellſchaft kömmt mir der Dichter entgegen, von der Gicht gebeugt, aber von den Grazien der Bewegung nicht verlaſſen. Waagen mit Familie nimmt eben Abſchied zur Rückkehr nach Berlin; Tiecks Töchter begleiten ſie zur Poſt, und nach ihrem Abgange ſammelt ſich um Tieck und die Gräfin Finkenſtein nach und nach eine Geſellſchaft von Frauen und Herrn. Tieck ſtellt mir einen Paſtor Sederholm aus Moskau vor. Wie erfreulich, den Mann ſo unerwartet zu finden, deſſen in meinen eben unter die Preſſe gegebenen „literariſchen Bildern aus Rußland" Erwähnung gethan war! Auch Agnes Franz, die bekannte Dichterin tritt ein. Tieck, der neben mir ſaß, fragte mich, was ſie geſchrieben habe. Leider konnte ich ihm die ſchalkhafte oder prüfende Frage nicht beantworten. Und doch hätte ich nun bei perſönlichem Begegnen ihre innerlichen Gaben gern gekannt, da ich nicht zweifle, daß ihr die Natur einen angemeßnen Erſatz für äußerliche Vernachläſſigung verliehen hat. Und ein ſolcher

angemeßne Erſatz wäre wohl der Mühe werth gekannt zu werden. Auch bemerkte ich in der That, während Tieck, wie Sie wiſſen, nach dem Thee Heinrich den Fünften von Shakspeare vorlas, etwas von dem ſchönen Wahnſinn des Dichterauges in Agneſens Blicken, und ihren Mund verſchönerten einige Zofen der Grazien mit Lächeln.

Was ſagen Sie zu Tiecks vielbeſprochnem Vorleſen? fragte der Präſident.

Tieck iſt von der Natur mit zwei koſtbaren körperlichen Dichtergaben bedacht worden: mit dem ſchönen dunkeln Auge, das nicht ſo groß und feurig, wie Goethes Auge war, doch viel ſchalkhaft liebeſüßer iſt, und dann mit dem heitern Munde voll ſtarken und biegſamen Klangs. Er lieſt fünf ſhakspeariſche Akte mit aller Leidenſchaft, ohne kaum einmal leiſe zu räuſpern, er ein Sechziger. Ueber die Art ſeines Leſens ſelbſt waren meine Empfindung und mein Urtheil nicht ganz einig. Jene folgte der hinreißenden Declamation, doch dieſem ſchien es hintennach die rechte Weiſe

nicht. Der Vortrag gebehrdet ſich wie auf der Bühne: dennoch ſitzt der Leſende im Zimmer, hinter dem Pultchen, zwiſchen zwei Lichtern, von der ſorglichen Freundin vor Luftzug aus dem anſtoßenden Gemach gehüthet. In den ernſthaften Partien des Drama kann man doch, ſelbſt bei ziemlicher Vorkenntniß des Stücks, die verſchiednen Perſonen nicht hinreichend auseinander halten und begleiten, da Tieck die Sprechenden niemals mit ihren Namen anmeldet. Aber in den komiſchen Theilen des Schauſpiels ſind Tiecks Mittel reicher, und es gelingt ihm, ein ganz Halbdutzend poſſiger Kerle durch Wechſel der Stimme, der Ausſprache und der Betonung unterſcheidbar zu charakteriſiren. Er bringt einen wirklichen Theater-Effekt hervor. Aber eben das ſtört mich jetzt. Ich dachte mir immer, das bloße Leſen eines Schauſpiels gleiche nur umrißnen Zeichnungen, die man nicht zu coloriren pflegt, und nur der wirkliche Schauſpieler habe ein Gemälde zu liefern. Am folgenden Abende waren Sie nicht wieder da; Tieck las

Calderons ſtandhaften Prinzen. Allein Verſart und ſteter Ernſt des Stückes begünſtigten den Leſer weniger. Uebrigens ſind Sie gewiß einverſtanden, daß Tiecks Erſcheinung und Perſönlichkeit durchaus poetiſch ſind. Sein Kopf iſt ſein Styl, anmuthig in reinen Verhältniſſen. Die ſchalkhaften, zauberiſchen Phantaſien ſeiner Novellen, ſo wie die gaukelnden Waldlichter ſeiner frühern Romantik ſpielen in ſeinem Auge; der Nachtigallenſchlag und Kukukruf ſeiner Diction niſtet in ſeinem heitern Munde. Und je mehr Vorliebe für wunderliche und bizarre Geſtalten Tieck mit dem Alter gewann, deſto mehr zog ihn ſelbſt eine eigenſinnige Gicht mit ſarkaſtiſcher Ironie zu einer verſchrobenen Geſtalt, die aber nicht weniger, als jene dichteriſchen Figuren, ſich mit einnehmender Heiterkeit geberdet. —

Wir ſehen und hören ſchon ein fröhliches Weben um den Gipfel des großen Winterberges, der ſich 1720 pariſer Fuß über das Meer erhebt. Einige Hütten kleben an der ſteilen Kuppe; Tiſche

und Bänke ſtehn umher; Kramlädchen halten feil, Kellnerinnen warten auf; Spielleute und Sängerinnen laſſen ſich hören. Von einem auf der Baſaltkuppe errichteten Altane hat man eine unbeſchreibliche Ausſicht, die aber in dieſer Stunde für uns ſehr ungünſtig mit einem höhrauchigen Gasflor überdeckt liegt. Das Panorama iſt umfaſſender, aber nicht ſo überraſchend und charakteriſtiſch, als die Landſchaft unter der Baſtei.

Während wir um eine kleine Erfriſchung ſitzen, vom Lärme des engen Platzes umſurrt, kommen wir auf die Bilder in Dresden und Berlin zu reden, und Frau v. Spahl rühmt ſehr einen Murillo im Muſeum zu Berlin, — einen heiligen Franz, der das Jeſuskind liebkost.

Mich wundert, ſagte ich, daß Ihnen eine Judith entgangen iſt, ein Gemälde jener Frau, die ſich ſchon in frühſter Zeit auf die großartigſte Weiſe emancipirt hat.

Eliſe erröthete vor dem Präſidenten. Ich ſchüttelte leiſe mit dem Kopf, und fuhr ernſthaft fort.

Das Bild ist aus der Zeit des Mazzolino und der ferareſiſchen Schule. Kenner werden freilich viel daran auszuſetzen haben, beſonders wenn ſie an die aufgeſchlagnen Aermel der ſchönen Frau kommen. Und was mich am Bilde ſo ergriffen hat, iſt vielleicht grade das Verfehlteſte daran, — etwas Sentimentales, das gar nicht in die Zeit der Belagerung Bethulias gehört. Die Bürgerin dieſer Stadt, die ſchöne Wittwe des Manaſſes, der in der heißen Gerſtenernte geſtorben war, kömmt eben von ihrer Heldenthat; das Haupt des Fürſten Holofernes wird ihr von der Magd Abra nachgetragen. Und, denken Sie, — ein unendliches Thränenleid liegt um ihre Augen, eine unſägliche Wehmuth zuckt um ihren Mund. Sonſt malt man die Heldin gern mit der Miene, mit welcher ſie das Schwert des Feldhauptmanns von der Säule ſeines Feldbettes geholt — oder mit welcher ſie in der Frühe des Tags den Mauern Bethulias als Siegerin entgegen geblickt haben mag. Wie menſchlich wahr iſt aber auch

wieder die Auffaſſung des ferareſiſchen Meiſters! Schon ein großer Entſchluß und die Anſpannung, mit welcher die lebensgefährliche Ausführung deſſelben vorbereitet, und die entſetzliche, unweibliche That endlich vollbracht wird, muß, wenn dieſe nun gelungen iſt, in Abſpannung und Wehmuth umſchlagen. Dazu nun die bittere Erinnerung Juditbs an jene nächtlichen Stunden, die ſie, „mit köſtlichen Waſſern geſalbt", im Zelte des Holofernes zugebracht hat, da er zechend „fröhlich mit ihr war", bis er, weniger bildlich, als ſo mancher Verliebter, — den Kopf verlor. Sehen Sie, ſolche Emancipationen haben kein Geſetz für ſich, und keinen Maßſtab für Andere, wie denn die höchſten und freiſten Thaten ganz individuell ſind, und keine Richtſchnur haben. Ob aber heut zu Tage eine Judith ſo diſcrete und ſittlich freiſinnige Bürger finden werde, als die Nachbarn in Bathulia waren, ſteht dahin. Denn die ſchöne und kühne Wittwe, wie es in der Schrift heißt, — „ward hochgeehrt im Lande

Israel." Aber ſie heirathete auch nicht wieder. —

Unſer Weg geht nun durch Wald auf holperigen Pfaden, über welche die Baumwurzeln, von den nur dünn überdeckten Felſen zurückgeſtoßen, wie Schlangen hinlaufen. Wir ſind in's Böhmiſche eingetreten, auf allen Wegen empfängt uns Muſik. Ueber Strecken, wo überflüſſiges Holz fault, gelangen wir bald an die Felſenwand des dunkeln Prebiſchgrundes, der über 600 Fuß abfällt. Rechts und links hin zieht eine erſtaunliche Felſenmauer, über welche hinweg die böhmiſche Landſchaft, von ganz verſchiednem Charakter, mit runden, bewachſnen Bergen zu erblicken iſt. Nur da und dort in dieſer freundlichen Landſchaft ſchießen einzelne ſchroffe Felſen, wie Wurzelſproſſen der ins Sächſiſche laufenden Bergſtämme empor. Auf dieſer merkwürdigen Wand ſteht nun das Prebiſchthor mit ſeiner 65 Fuß hohen Wölbung. Es iſt leichter und luftiger erbaut, als der Kuhſtall, der eher einem ſchwer gewölbten Feſtungsthore

zu vergleichen wäre. — Siehe da nun vor uns, mit schön angebautem Gelände geschmückt, den gestern von der Bastei aus in so duftiger Ferne geschauten Rosenberg!

Doch von so lockenden Aussichten kehren wir jetzt zur Betrachtung jener dunkeln Zeit zurück, als diese Gebirge mit ihren seltsamen Gestalten hervorgetreten sein mögen. Mittelst einer Charte machen wir unserer interessanten Gefährtin Böhmen als einen weiten und tiefen Kessel begreiflich, von vier Gebirgen — dem Erz- und Riesengebirge, dem böhmischen Wald und mährischen Gebirge gebildet. Die vielen, rings von diesen Gebirgen abfließenden Gewässer mußten den Kessel zu einem erstaunlichen See anfüllen, bis eine langsame Strömung, die heutige Elbe, das Gebirg, wo sie jetzt rinnt, durchbrechen konnte. Damals waren denn auch diese, bei der Bildung der Erde aus ruhigen Niederschlägen entstandnen Sandsteinmassen, an deren Grenze wir hier stehen, überfluthet. Nach und nach, wie die Elbe über den Kamm des

Gebirges hinweg, mit reißenden Wasserfällen sich rückwärts ein Bett zwischen dem Gestein auswusch, zerklüfteten die nacheilenden Gebirgswässer den Sandstein, tief und tiefer leckend, bis zuletzt die siegreich durchgedrungene Elbe die Gewässer des böhmischen Kessels durch nördliches Deutschland in die Nordsee entführte. Da entblößten die nacheilenden Fluten diese kahlen Steinwände; Böhmenland trat an die Sonne; die regelmäßigen Ergüsse des umringenden Viergebirgs rannen in bestimmten Bächen und Flußbetten zur Elbe, und in den Schluchten dieses sächsischen Gebirges blieben sieche Bächlein zurück, die nun schwindsüchtig in Riesenbetten schlummern.

So begriffen wir denn auch, daß Prebischthor und Kuhstall als Siegespforten zu betrachten sind, von den hindurchgebrochnen Wassern, den brausenden, schäumenden, zum Andenken ihrer Befreiung, ihrer Emancipation, zurückgelassen. Ein neues Theater für den menschlichen Geist war an Böhmen für das Drama der Geschichte, für die

Entwicklung der Cultur gewonnen. Und heut machen wir eine Luſtreiſe zwiſchen ein paar Couliſſen dieſes Theaters.

Wir ſtiegen vom Thor herab, deſſen Schlußſtein 60 Fuß lang iſt, erklommen noch andre Wände, und kletterten dann, nachdem wir uns ausgeruht, und mit etwas erquickt hatten, durch das Harzgründel ſteil und tief hinab. Ehe wir uns jedoch in den tiefen Bielgrund verlieren, ſchauen wir noch einmal zurück, und ſtaunen an der rieſigen Felswand und dem impoſanten Prebiſchthor hinauf, die über die höchſten Tannen himmelhoch emporragen.

Der Bielgrund mit ſeinem breiten Bache führt uns an maleriſch-gelegnen Mühlen und Wohnungen vorüber in den Kamnitzgrund, wo die Kamnitz den Bielbach aufnimmt. Am Ausgange dieſer nicht weniger wilden Schlucht liegt der Ort Hirniskretſchen an der Elbe. Fröhlich betreiben die Einwohner ihren Getreide-, Holz- und Steinhandel, — beim Anblicke der Felstrümmer, die herabgeſtürzt

vor ihren Wohnungen liegen, ohne Bangigkeit vor den noch überhangenden, welche Tag und Nacht die armen Hütten zu zermalmen drohen.

Unser bestelltes Boot harrt schon. Die Sonne sinkt hinter den Bergzug des linken Elbufers. Schattig liegt die eine — abenddämmerig die andre Uferseite, an deren Steinbrüchen wir vorübergleiten. Immer dunkler wird der Strom; hinter uns am blauen Himmel steht der Mond, vor uns in gelbröthlichem Abendglanze erhebt sich der Lilienstein. Mit der Nacht landen wir bei Schandau.

Fremde, und darunter Russen, waren im Bad angekommen. Aus dem Speisesaal ebener Erde vernahmen wir die laute Stimme des v. Spahl. Elise eilte daher die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer. — Sie war still und wehmüthig, — des Umherirrens müde, wie sie sagte, und zu einer Verständigung mit ihrem ebenfalls umher irrenden Gemahle geneigt. Nur fürchtete sie, in ihrer jetzigen Stimmung zu nachgiebig zu sein, und

wünschte daher eine Zusammenkunft mit ihm in Dresden, jedoch in meinem Beisein, um desto leichter zu einer Aussöhnung, oder wenn diese nicht gehen wollte, zu einer förmlichen Scheidung zu kommen. Ohne eine oder die andre habe sie doch keine rechte Stellung, ja keine Heimath in der Welt. Ich sollte daher meine morgige Wanderung fortsetzen, und sie Nachmittags in Pirna erwarten, wohin sie über Königstein, um hier die zurückgelaßne Kammerfrau mitzunehmen, gegen vier Uhr kommen wollte.

Im Gastzimmer traf ich Herrn v. Spahl in dem seltsamsten Zustande. Er rannte an der langen Wand, von welcher die Stühle an die Gasttafel weggenommen waren, gedankenvoll und mit den lebhaftesten Gebehrden auf und ab. Einen Kellner der mit dicker Halsbinde und vielem Selbstgefühl eine Anzahl Bratenportionen auf Tellern zwischen den Fingern nebst einem Sauce-Näpfchen vorbeitrug, hatte er angestoßen; die ganze Bescheerung war niedergeprasselt, und ein

Fettſtrom mit Salatinſeln floß über die Dielen. — Ich nahm den Wirth bei Seite der ſehr verdrießlich ausſah.

Es iſt mir ein fatater Gaſt — der! ſagte er. Er iſt zum drittenmal hier. Seit acht Tagen ſpukt er im Gebirg. Ich traue ihm nicht über den Weg; denn da die Polizei die Reiſenden im Gebirge ziemlich gewähren läßt, ſo ziehen ſich wohl zuweilen verdächtige Menſchen herein. Gewiß iſt er ein Liberaler oder aus irgend einem Bund. Und doch ſpricht er manchmal, als ob er an allen Höfen bekannt ſei. Sie hätten ihn vorhin hören ſollen! Er rühmt beſonders Baiern, — wie ſehr dort die Malerei in Aufnahme ſei, und wie weit man es ſchon in braunen Schatten und täuſchenden Perſpectiven gebracht habe. Von Conſtitutionen ſcheint er kein Freund zu ſein. Er meint, die deutſchen Völker ſollten froh ſein, ihre Verfaſſungen je eher je lieber los zu werden; die ſicherſte Bürgſchaft hätte ein Land doch in dem ungeſtraften — Vergebung! ich will ſagen —

unsträflichen Wandel seines Regenten. Darum seien auch die kleinsten Länder am vollständigsten regiert, weil der Regent sich um jeden Herd bekümmern könne. Ich sage Ihnen, er spricht ganz erbaulich, bis er auf das politische Wochenbett kömmt. Dann begreifen ihn die Fremden nicht, sie lachen, und nun ist der Teufel los.

Herr v. Spahl erblickte mich jetzt, und starrte mich an. Wie er mich erkannte, fiel er in Anzüglichkeiten gegen die Anwesenden aus. Ich führte ihn fort, und wandelte mit ihm auf dem Platze vor dem Bad im Mondschein auf und nieder, indem ich ihm die Absichten seiner Gemahlin eröffnete. Mit einem Mal war er artig, umarmte mich, dankte mir, erklärte aber, daß er nicht nach Dresden gehen könne. Ich schlug ihm vor, er möchte dann in Pirna mit seiner Gemahlin einen andern Platz der Zusammenkunft verabreden. Doch nach Pirna wollte er noch weniger gehen. — So gehen Sie zum —! rief ich ärgerlich. Dann reist ihre Frau weiter; ich kann sie nun nicht

mehr ſprechen, kann nichts mehr anders beſtellen! —

Spahl lief unruhig hin und her, und faßte endlich meine Hand. Wohlan! ſagte er. Ich komme morgen nach Pirna in das Gaſthaus oben an der Straße nach Töplitz. Dort ſind ſtets Fremde. Ich komme Schlag vier Uhr, kann mich aber keine Minute aufhalten. Sorgen Sie, daß wir auf der Stelle weiter fahren, um nähere Verabredung zu treffen. Laſſen Sie den Wagen angeſpannt warten, damit wir gleich forkommen. Gute Nacht!

—

Früh am Tage brechen wir auf, und gehen durch das thauige Thal auf dem Wege, den wir geſtern gekommen ſind, bis hinter die Porsdorfer Mühle zurück, wo wir am Lachsfange vorbei die Polenz überſchreiten, und den tiefen Grund betreten. Eine morgenfriſche, waldwürzige Luft regt uns an. Das Thal iſt eben breit genug für den

Polenzbach und einen Fahrweg. Enger und wilder, im Charakter dieſer Schluchten, erheben ſich dann die Sandſteinklippen, bis wo wir rechts zum ſo genannten „Brand“ erſt mühſam durch Fichtenwald, dann zwiſchen einer geſpaltenen Felswand auf kurzen Wendungen ganz ſteil emporklimmen. Oben verathmend, blicken wir in ein enges Waldthal, aus welchem, uns gegenüber, die ſogenannten Haferſacksfelſen aufſteigen, — hohe Felſenkegel die oben wie zugedrehte Säcke mit faltigen Butzen endigen. Nun links durch Wald fortſchreitend, kommen wir an einer Mooshütte für eine kleine Wirthſchaft, an einem Bretterhaus für Gäſte und an freien Sitzen und Tiſchen entlang auf die freie Stirne des Berges, von der ſich uns eine prachtvolle Ausſicht eröffnet. Man ſieht die Landſchaft in die Breite, die man von der Baſtei in die Länge erblickt. Vor uns liegt der Lilienſtein und hinter ihm der Königſtein, links herüber Pfaffenſtein und Pabſtſtein, die Koriſchfelſen und Kuppelberge, der Zirkelſtein und Roſenſtein.

Unter uns am Dörfchen Weißig schimmert ein Stück Elbspiegel, und jäh hinab schwindelt der Blick in das Thälchen des Polenzbaches.

Dies schöne Gemälde im Morgenlicht sog ich in mich hinein auf einem Sitze, dessen Rücken aus altem Krummholze eine Lyra bildete mit fünf weißen Birkenstäbchen als Saiten durchzogen. Aus dem nächsten Walde war das Sinnbild der Harmonie und Begeisterung geschnitten, zu der die umliegende Landschaft mein Herz stimmte.

Ueber eine schmale tiefe Schlucht des Brand führt ein Brückchen auf eine andre Felsenkuppe, wo man eine Einsiedelei findet. Durch ein Fensterchen mit einer gelben, blauen und purpurrothen Scheibe kann man hier die sonnige Landschaft bald schneewinterlich, bald südlich brennend, bald in geheimnißvollem Glutdunkel erblicken. Eine versteckte Grotte rührt von dem alten Thümmel her mit der Wandinschrift:

O wohl mir, daß noch unverwöhnet
Die Lockung der Natur gefällt!
Such' eine Gegend, Freund, versöhnet
uns mit dem Ueberreſt der Welt.
Man wird des Lebens überdrüſſig
bei aller Ebb' und Fluth der Stadt!
doch hier, geſchäftig oder müſſig,
wird Keiner ſeines Daſeins ſatt.

Man ſieht es vielleicht dieſen Verſen nicht an, welch' eine tiefe Rührung ſie in mir hervorbrachten. Alle Saiten meines Herzens tönten. Was von theuern Menſchen mir fern war, ſchien herbei gezaubert! alle ſchmiegten ſich auflächelnden Auges an meine Bruſt, ohne mit Worten die Muſik zu ſtören, die in mir mit beſeligenden Akkorden ſpielte. Jeder Wunſch, jedes Intereſſe, jeder Lebensbezug regte ſich, Alles, um was man das Andre „den Ueberreſt der Welt“ nennen konnte. Mir ward auf Augenblicke an dieſen ſchlagenden Pulſen des Naturlebens das ahnungsvolle Gefühl zu Theil, das in frühern Zeiten ſo manchen

Einſiedler an ſeine verborgne Felſengrotte gefeſſelt haben mag, ihn, der vom lebendigen Glauben an das allwaltende Ewige umſchauert, einer durchkämpften Vergangenheit nachlächelte, und die Menſchen ſo innig liebte, die er aus ſeiner ſeligen Ferne verklärt in einer von tauſend Gebrechen erlösten Welt ſchaute. — Und wie ich zurück blickte, ſah ich mit feuchtem Auge weit, weit hinter mir einen Jüngling mit Roſen im Haar und einer Laute im Arm; er glich dem Knäblein, das weit daheim meinen Namen zu lallen beginnt.

Von ſo vielfacher Wehmuth bewegt, wandelte ich auf ſanft abſinkenden Raſenpfaden gen Hohnſtein hinab; in meinen gerührten Blicken verſchönerte ſich der anmuthige Wald, der mich eine lange Strecke mit ſeinem jungen Grün begleitete. — In dieſer Stimmung fand ich kein Intereſſe an dem Städtchen und Schloſſe Hohnſtein, an dem wir vorüberkamen, noch an den Geſchichten meines Führers von dem Bärengarten in den Abgründen des Schloſſes und von dem tragiſchen

Tode des letzten hier gehegten alten Bären, der nach dreitägigem Heulkampfe mit der liebesspröden alten Bärin die Geliebte zerrissen hatte, und dann aus Kummer und Reue selbst verendet war. Träumend folgte ich meinem Führer hinter den gestern bestiegnen Hockstein bergab, waldaufwärts und über die lange Hochebene bis an den Ort Rathewalde, an dessen untersten Häusern wir durch sanft absinkendes Buschwerk in ein Thal steigen, das plötzlich rauh und wild abstürzt.

Man kömmt an dem Amselfelsen und an den Amselwänden vorüber; einzelne Fichten, aus den Steinspalten schlank empor schießend, strecken sich, dem messenden Auge gleichsam zur Elle dienend, an den erstaunlichen Massen hinauf. Der Pfad wendet sich um das mit Buschwerk umwachsne Gesels, und sinkt noch einmal jählings hinab. Da stehn wir nun plötzlich in einer etwas ausgeweiteten Telle vor einer zehn Fuß hohen und fünf Fuß breiten Felsengrotte, an der eine kleine Wirthschaft eingerichtet ist. Tief und kühl geht es in

die Höhle, die ſich unter zuſammengebrochnen, zwiſchen einander geſtürzten Felſenwürfeln gebildet hat; in der Grotte ſelbſt liegen kleinere, durchgefallne Blöcke. Welche Erſchütterungen haben dieſe gewaltigen Maſſen gebrochen, und durcheinander gewürfelt? Jetzt ruht ſonnige Mittagſtille auf der hoch überhangenden Waldung, deren Wipfel ſich auf dem feuchten Boden abſchatten. Des hingeſtreckten Wandrers Blick ſchweift vergnügt an den dunkeln Felſen hinauf in den blauen Lenzhimmel. Kein Lüftchen ſäuſelt; vor mir an die Felswand gelehnt, ſpielen zwei Muſikanten Geige und Harfe. Der blinde alte Harfner ſingt einen rührenden Baß, und lockt dazwiſchen aus zuſammen gefaltetem Papier ſanfte Waldhorntöne. Wie erquickend ſchlürft man den kühlen Trunk mit den Waldgerüchen ein! Nun ſteigt noch für zwei Groſchen der Wirth über die Felſen der Grotte, verſchwindet hinter dem Geſtrüpp, und bald rauſcht es ſchäumend zwiſchen den Felſen hervor. Plötzlich ſchießt in einem breiten Bogen,

dreißig Fuß hoch über die Oeffnung der ſchwarzen Höhle herab, ein funkelnder Waſſerſturz, rieſelt um meine Füße her, um ſich hinter mir über kleineres Gefäll abſtürzend zu verlieren.

Von dieſer wilden heimlichen Stätte läuft der Grund wieder waldig und heiterer fort. Die Felſen treten zurück, bis die hohen Steinkuppen „das Lamm", „das Kameel" und rechts die Felswände von Neurathen und die Naſe der Baſtei über die Waldgipfel hervor treten. Das Thal erweitert ſich, wir treten an die Elbe heraus. Nun ſehen wir aus der Tiefe, zu der wir vorgeſtern Abend niederſchwindelten, ſtaunend zur Baſtei hinauf.

Doch unverweilt ſchlagen wir am Ufer der Elbe hin den Weg nach Pirna ein. — „Eile eile, hier dräut Gefahr!" ſteht an aufgeſteckten Schilden geſchrieben. Geblendet ſehen wir nach den weißen Steinbrüchen hinauf, an denen die Mittagſonne brennt und abprallt. Eine Strecke am Ufer hin geht man über das ausgebreitete

Gebröckel der behauenen Steine. Bleich, und aus dem ſtäubenden Sandſteine frühen Tod athmend, brechen die jungen Arbeiter eben auf, und ziehen wohlgemuth dem nächſten Dorfe zu, um Mittag zu halten, oder auch um frühen Feierabend zu machen; denn es iſt Sonnabend. — Weiter abwärts ſetzen wir an's linke Ufer über, und ſehen nach langem, heißen Wandern das freundliche Pirna vor uns. Rechts und links läuft hier das enge Thal der Elbe aus einander. Die rauhen Felsberge des rechten Ufers verlieren ſich über Pillnitz hinab in heitre Weinberge; das linke Ufer erhebt ſich noch einmal über dem Städtchen, und zeigt auf ſeinem Scheitel das Schloß Sonnenſtein, in welchem eine berühmte Anſtalt für heilbare Seelenkranke und Geiſtesirre eingerichtet iſt. Hinter dieſem Irrenhauſe ziehen ſich die Berge weit zurück, ſo daß ein fruchtbares Breitthal nach Dresden offen liegt.

In dem verabredeten Gaſthauſe an der Straße nach Töplitz frage ich nach Frau von Spahl, die

vielleicht ſchon angekommen ſein konnte. Sie war es noch nicht. Ich ſetzte mich an ein Tiſchchen des großen Gaſtzimmers zwiſchen Reiſenden, die ſich auf dem Wege nach Töplitz erfriſchten, indeß draußen ihre Pferde gefüttert wurden. Ein anſehnlicher Mann trat mich ſehr höflich an mit der Frage, ob ich auch Herrn v. Spahl oder bloß deſſen Gemahlin erwarte, und ob ich ihm nicht ſagen könne, wo ſich dermal Herr v. Spahl aufhalte. Er gab zu verſtehen, daß ihm viel daran liege, ihn zu finden. Ich ſagte ihm, daß derſelbe um vier Uhr hier in's Haus kommen werde, ohne jedoch lange zu verweilen. Ich hoffte, von einem ſolchen Bekannten des wunderlichen Mannes etwas Näheres über ihn zu erfahren, und erzählte ihm, wie ich und wie auch die Frau von Spahl ganz zufällig ihn im Gebirg angetroffen hätten. Iſt er denn wirklich ein Mann von ſo bedeutenden Verbindungen? fragte ich. Er hat mir von Berlin, von Baiern, über politiſche und religiöſe Angelegenheiten ſo Merkwürdiges und Neues erzählt, daß ich —.

Sie müſſen nur abwarten, woher der Mann eben kömmt, lächelte der Fremde, dann wird Ihnen Alles klar werden.

Wie ſeltſam! rief ich. Grade dieſen Vorſatz hatte ich mir genommen, als er mir die intereſſanten Dinge erzählte.

Eben fuhr Frau von Spahl an. Ich meldete ihr, wie es um ihren Mann ſtehe, und bewog ſie, auf ein paar Augenblicke auszuſteigen, um ihn zu erwarten. Die kranke Kammerfrau wollte indeß im Wagen bleiben. — Ich ſah mich im Zimmer wieder nach meinem Fremden um; er war fort. Nicht lange hatten wir uns geſetzt, und Frau von Spahl muſterte die reiſenden Frauen, die ab- und zugingen; als im Zimmer ſelbſt Lärm entſtand. Ich ſehe, wie jener anſehnliche Mann einen eben herein getretnen Menſchen packt. Näher tretend, erkenne ich Herrn von Spahl in einer ländlichen Verkleidung. Einige Polizeidiener bringen ihn hinweg. Ich wende mich betroffen an einen alten Herrn, der zwar in Polizei-Uniform aber ohne

amtliche Theilnahme dasteht, und bitte ihn, mir zu sagen, was Herr von Spahl verbrochen habe.

Ei, wissen Sie denn nicht, antwortete der Alte, daß er vor acht bis neun Tagen dem Irrenhause entlaufen ist, droben vom Sonnenstein?

Und soll nun wieder hinauf gebracht werden?

Nach Sonnenstein? Bewahre! Der kommt jetzt nach Waldheim. Denn es hat sich gezeigt, daß er — zu den unheilbaren Narren gehört, und die werden bei uns in Waldheim verköstigt.

Ich bot dem redselig aussehenden Manne ein Glas Wein an, und bat ihn, mir als Fremden doch etwas Näheres über den wieder festgenommenen Mann mitzutheilen, dessen Familie ich kennete.

Im tiefsten Vertrauen kann ich Ihnen sagen, versetzte er, daß es eine eigne Sache mit dem von Spahl ist. Ich habe Manches in verschiednen Verhören erlauscht, was ich aber selbst nicht im

Zuſammenhang begreife. Ich denke, es wird damit ſein, wie mit den andern politiſchen Verbrechen in Deutſchland, — es wird nicht an Leuten fehlen, die einen tiefen Zuſammenhang finden. Da reicht unſer ſchlichte Verſtand nicht zu. Sehen Sie, man iſt längſt einem Complot auf der Spur; es iſt die Rede von einem politiſchen Wochenbett, und nun denken Sie, was dabei heraus kommen kann!

Aber ich bitte Sie! — Männer und Wochenbett —! rief ich aus.

Der Alte legte mir die Hand auf den Mund, und flüſterte, ſich umſehend, weiter: Es iſt ja von keinen Männern die Rede! Es iſt ja die Rede von einem italieniſchen Weibsbilde, von einer gewiſſen Signora — nun warten Sie! — Signora Propaganda. Die ſoll niederkommen; aber nicht eigentlich mit einem ordentlichen Kinde, mit einem jungen, geſunden Weſen, ſondern mit einer bloßen Nachgeburt. Sie haben ſicherlich von den neuen Mönchen gehört, die ſich jetzt wieder

da und dort zeigen. Meinen Sie denn, das wären richtige Mönche, — was man ſo demüthige, fromme, etwas einfältige Gemüther nennt? Ach nein! Das ſollen lauter vermummte Hebammen ſein. Nun hat man recht hinter den Spuk kommen wollen, und war daher froh, als die Verwandten dieſes Herrn von Spahl ihn nach unſerer Anſtalt brachten, weil ſie deſſen neumodiſche Alterthümer für Narrheit anſahen. Denn der von Spahl hat eine Menge Verbindungen, beſonders auch mit einem Paar Herrn, die aus dem berliner Wochenbette nach München und Wien entſprungen ſind, um dort nieder zu kommen, ſo wie mit einem berühmten römiſchen Profeſſor in München, der deutſche Bücher ſchreibt. Ich ſage Ihnen, Geiſtlich und Weltlich, Lutheriſch und Katholiſch wird von der Signora Propaganda zu Gevatter gebeten. Nur Eins verſtehe ich nicht, — daß nämlich jetzt auf dem Sonnenſtein und in Waldheim ſo viel Zimmer eingerichtet werden. Es wird uns in der jetzigen Zeit an Raum fehlen. —

Der Alte wurde eiligſt abgerufen. Ich eilte zu Frau v. Spahl, die in der qualvollſten Unruhe ſaß. Wir ſtiegen in den Wagen. Ach wie peinlich war dieſe Fahrt nach Dresden, an einem ſo heitern Abende, durch eine ſo herrliche Landſchaft!

Als ich am andern Morgen Frau v. Spahl zur Meſſe in die katholiſche Kirche abholte, fand ich ſie viel gefaßter. Sie war entſchloſſen, gleich nach der Kirche abzureiſen, um ſich mit ihren Verwandten zu verſöhnen, und mit ihnen zu überlegen, ob etwas zu Gunſten ihres Gatten zu thun ſei. — Es war ein ſeltſam durchnebelter Morgen. Die ſchönen Ufer der Elbe, die fernen Berge waren mit Höhrauch umſponnen. Die herrliche Brücke, die Brühl'ſche Teraſſe wimmelten von Menſchen, und gegen elf Uhr drängte ſich die Menge in die nahe katholiſche Kirche, um die muſikaliſche Meſſe zu hören. — In der Kirche

mußte ich mich von Eliſen trennen; die Frauen knieen nämlich links, die Männer rechts in den durch einen Mittelgang geſchiednen Bänken, und ſeltſam gekleidete Kirchen-Lakaien halten mittelſt langer, ſilberbeknopfter Stäbe mit ſolchem Eifer Ordnung und Ruhe, daß ihre Thätigkeit die einzige Unruhe iſt, welche vorkömmt.

Die Meſſe begann. Muſik und Geſang hoben mit anſchwellender Flut mein Herz. Zwar der Kaſtraten-Sopran ſtörte mich; nach der ſo genannten Wandlung aber war dem herrlichſten Tenor die Hauptpartie zugetheilt. Ich war in meine gläubige Kindheit entrückt, wo ein Da pacem mich zu Thränen gerührt hatte. Dieſe Stimmen, dieſe Geigen und Flöten enthoben mich der Gegenwart. Die Wände der Kirche, die langen Säulenreihen erweiterten ſich, und nahmen Alle auf, deren fröhliche Blicke ſich von Menſchenliebe zu neuen, lebendigen Kerzen entzündeten, deren Herzen mit einfach aufdampfendem Glauben ſich zu warmen Opferſchalen weihten. Da war alle

Zweifelspein und Höllenangst verschwunden; die Streitwerte der Eiferer, die Breven des Oberpriesters fielen als Weihrauchkörner und Myrtenzweige auf den Einen Altar nieder, an welchem Alle beteten, und alle Paare getraut wurden. Der Petersfels durchleuchtete sich zu einem Weltkrystall, den die Ewigkeit durchsonnte, und an welchem jede gläubige Ueberzeugung widerleuchtete. Ueber die starren Glatzen, auf welche ein himmlischer Strahl fiel, hoben sich die Kutten und Kapuzen, und spannen sich in bräunliche und lichtgraue Abendwölkchen aus. Es war Sonnabend vor der Auferstehung des Herrn. Lau brütend lag die Luft auf jungen Saaten, Lerchen schwebten mit Jubelhymnen empor, ein wunderbares Licht zückte über die Gipfel der Berge, und aus allen Thälern sang es: Da pacem!

II.

Festtage am Rhein.

Samstags in der Frühe eilten wir nach dem bauauer Marktschiffe. Wir wußten, daß der Singverein heut zu Wasser nach Mainz ging, eingeladen und vergnügt, um nächsten Montag den 14. August bei Enthüllung des Gutenberg-Monumentes zu den musikalischen Feststücken mit zuwirken. So hofften wir die munterste Gesellschaft zu der angenehmen Luft zu finden, die sich nach heißen Tagen an einem nächtlichen Wetter erfrischt hatte. Die allgemeine Unterhaltung war von diesem Ungestüm der jüngsten Nacht. Man hatte

in allen Straßen der Stadt die Spuren der Regenſtrömung geſehen. Einige erzählten, daß der, Abends um 11 Uhr, von Frankfurt eintreffende Leipziger Eilwagen von den blitzſcheuen Pferden umgeworfen, und mehre Paſſagiere hart beſchädigt worden ſeien. Es war ein furchtbares Wetter geweſen, ein wahrer Rattenkönig von Gewittern: da ein halb Dutzend Donnerwetter, an zuckenden Blitzſchwänzen zuſammen gewachſen, ſich in Wetterſchlägen, Hagelſchütten und Regengüſſen ausgerast hatten. Nun zerſtreuten ſich am Morgenhimmel die Nachzüglerwolken des nächtlichen Wetterheeres; die Sonne ſtach in den feuchten Dunſt der weiten Ebene, und bereitete auf's Neue unerwartete Gluthen. Doch tröſteten wir uns, dem Rhein entgegenfahrend, daß unſer Unbehagen den Reben zu gut käme, die nach verſpäteter Blüthe und träger Julſonne eines kochenden Auguſtmonats mehr als ſonſt bedürften.

Unſer hanauer Schiff war von den Buchdruckern in Frankfurt gemiethet, und legte hier

an, um ſich zur morgenden Fahrt zu ſchmücken. Wir gingen auf die an einander gekoppelten mainzer Marktſchiffe über, die dennoch nicht zureichten, die zur Gutenbergsfeier nach Mainz Waſſfahrenden unter den weißen Verdeckzelten vor der Sonne zu ſchützen. Regenſchirme dienten als Einzelzelte für diejenigen, die auf zuſammengeringelten Schifftauen, auf Kiſten und umgeſtürzten Körben, oder auf ihren eignen Reiſepäcken ſich zuſammendrängten, die Beine am Verdeck hinabſtreckend. — Nach und nach rollte ſich das herrliche Taunusgebirg vor uns ab; Hochheim ſenkte ſeine rebengrünen Uferhalten nieder; Mainz ragte mit ſeinen Thürmen auf, und ſpiegelte ſich im breiten meergrünen Strome. Wir landeten an dem von Menſchen wimmelnden Ufer. Die Sänger eilten zur Probe der Muſikſtücke; viele Paſſagiere wurden von Gaſtfreunden in Empfang genommen; wir ſtiegen die hangenden Gaſſen an den innern Feſtungsſchanzen nach dem Stephansberge hinauf, wo wir im ſtillen Teraſſengarten des Schwagers

unter der hohen Kuppel der Kirche Schatten von oben und erfrischende Geister aus dem Keller fanden, alter froher Stunden gedachten, und neuem Jubel entgegensahen.

Diese einsame Wohnung war einst der Sitz eines Prälaten. Das Haus liegt zwischen Hof und Garten von hohen Mauern umgeben. Der Garten erhebt sich mit Terassen den Stephansberg empor. Ein vergittert Fenster, für einen lauschenden Priester in der Ecke der Gartenmauer angebracht, geht auf den Weg hinaus, der an einer einsamen Baumgruppe vorbei, treppenartig ansteigend zur Kirche und über den Stephansberg hinweg führt. Orgeltöne und andächtiger Gesang fallen durch Wipfel und Aeste vortrefflicher Obstbäume in den traulichen Garten herein. — Eine herrliche und bedeutsame Lage für einen hohen Priester: zu seinem Gotte steigt er noch einige Stufen hinauf; zu den Menschen aber kann er nur *absteigend* gelangen, und die Gläubigen sehen ihn stets nur von *oben* kommen.

Wer hätte einen Tag in Mainz zugebracht, und das unaufhörliche Läuten wäre ihm nicht aufgefallen? Zumal waren wir heut in einen Sonntag hinein erwacht. Doch wenn wir auf der langen Schiffbrücke wandelnd von dem herrlichen Strome bewältigt, von der bezaubernden Gegend angelockt, oder wenn wir am gemauerten Kai entlang beim Anblicke dieser zahlreichen Maste, dieser Krahnen und Waarenballen von den dunkeln Schätzen in aufgehäuften Ballen, Kisten und Fässern ergriffen, selbst der alten Paläste und neuen Gasthöfe vergessen, die sich stolz und genußbietend strecken, um über Handel und Gewerb hinaus zu blicken: dann begreifen wir, warum die Kirche so oft und ängstlich läutet, — um nämlich die rastlosen Menschen in den Strudeln des Erwerbes und Genusses an das Höhere zu erinnern; — einer Mutter gleich, die noch mahnt und meistert, wenn auch ihre Kinder schon im Begriff stehen, eine eigne Wirthschaft anzufangen. Heut lief auch Alles an den Kirchen-

thürmen vorüber, um ſich neben den Schiffmaſten auf und nieder zu treiben. —

Vom abſchüſſigen Ufer des Stroms iſt mit Brettern eine Landungsbrücke gebauckt. Hohe Fahnen, weiß mit rothen Streifen, ſind zu beiden Seiten derſelben aufgeſteckt, und eben bringt man noch grüne Gewinde herbei, um die Fahnenſtangen zu einem ſchwebenden Thore zu verbinden. — Immer dichter wird der Menſchenſtrom am Kai. Selber fremd, unterſcheiden wir doch zu unſerer Unterhaltung die Fremden, die ſuchend und ſtaunend ſich umhertreiben, von den Einheimiſchen, die erwartend einher wandeln. Feſttäglich aber ſehen alle aus. Zwiſchen der Menge hin und her eilen Männer mit breiten, rothen oder rothgeſtreiften Bändern über der Bruſt. Es ſind keine Großkreuze irgend eines Ordens, ſondern Solche, die mit der Feſtordnung ihr großes Kreuz haben. Wohin man horcht, hört man den Namen „Gutenberg“. Wie gern erzählt der Eine zum hundertſtenmal, was er vom Gutenberg weiß, und wie gern

hört es der Andre zum zehntenmal an! In einem Punkte sind sich doch alle gleich: in der Neubegierde, was vorgehen soll, und wie es ablaufen wird.

Da entsteht nicht weit von uns Geschrei, und um eine Bucht des Rheins ein unruhiges Treiben. — Was gibt es nur? Es scheint ein Unglück. Wir eilen hin, wir wühlen uns durch die Menge bis an das Ufer: eine Leiche taucht zwischen den Booten und Kähnen auf. Schiffer sind herbeigesprungen, die Beamten werden geholt; bald kömmt eine verdeckte Bahre. Inzwischen verbreitet sich die Erzählung, welch' ein Handwerksgeselle in dieser Bucht jäh versunken sei; vergebens habe man nach dem Leichname gesucht. Wir betrachten das in die Bucht einwirbelnde Wasser, und begreifen, wie es den Versunkenen unter die nahen Schiffe treiben mußte. Nun taucht er unerwartet hervor, als ob auch er beim Feste nicht fehlen wolle. Es gilt ja die Verherrlichungsfeier eines längstverstorbenen, die nach

beinah vier Jahrhunderten begangen wird: warum sollten keine Leichen kommen dürfen? — Der kalte Gast wird schnell in die verdeckte Bahre aufgenommen und eilig in die Stadt getragen. Wir sehen mit der Bänglichkeit nach, ob es eine unglückliche Vorbedeutung sei. Da fällt in der Ferne ein Kanonenschuß. Ein Jauchzen, eine Unruhe entsteht. Von der sogenannten „Anlage", der Mainmündung gegenüber, hat man das von Frankfurt kommende Festschiff begrüßt, und eben antwortet ein dumpfer Gegengruß. Bald erhebt sich über die weidenbewachsne Mainspitze die Fahne und der Mast des Schiffes. Kanonengrüße wechseln. Langsam gleitet das Schiff an dem herüber geruderten Ankertau über den Strom, und schwebt nun diesseits näher und näher herab. Zahlreiche Fähnchen und Wimpeln wehen vom Maste, vom Zelte, vom Takelwerk. Das weiße Zelt ist mit Blumengewinden behangen, mit grünen Kränzen umschwebt. Das bunte Dach schirmt einen noch buntern Strauß geschmückter Frauen. Die Männer

drängen ſich ſchwarz auf dem Vorder- und Hintertheil des großen Schiffes. Wie ſie ſich nähern, grüßen ſie jauchzend mit geſchwungnen Hüten und Sonnenſchirmen; die Menge am Ufer erwiedert den Gruß, und die Muſik am Landungsplatze ſpielt. — Jetzt hält das Schiff; von dieſem und vom Ufer erkennen einander Einzelne aus dem Gedränge; Winken und Rufen wechſelt herüber und hinüber. Sie ſteigen aus. Mit Mühe bricht ſich eine Gaſſe durch das Gedräng; der vorgetragnen Fahne, der vorausziehenden Muſik folgen die frankfurter Buchdruckgenoſſen paarweis, Bandroſen am linken Arme, zur Stadt. Die Menge zieht nach, drängend und ſtoßend, in die Seitengaſſen ſich verzweigend, in die Nebengäßchen ſich veräſtelnd. —

Ein ähnlicher Empfang ſtand dem Schiffe bevor, das von Oppenheim herab die Darmſtädter und oberrheiner Gäſte bringen ſollte. Wir begaben uns gegen Abend wieder an den Rhein. — Das Schiff, mit Kanonenſchüſſen begrüßt und grüßend,

erſchien weniger groß, als das von Frankfurt gekommene, war aber von vielen Booten umgeben, die nach allen Seiten von ihm ausſtrahlten, — alle mit geſchmückten Menſchen gefüllt, die unter der Muſik des Hauptſchiffes jauchzeten, und vom Ufer angejubelt wurden. Das Ganze ſchwamm wie ein bunter, rieſiger Seeſtern auf dem grünen Strom.

Und kaum ſind dieſe Gäſte gelandet, und ihren Fahnen nach in die Stadt gezogen, als neue Kanonenſchüſſe neue Ankömmlinge verkündigen. Doch kaum angekündigt, und von fern dunkel erblickt, ſchießt es brauſend durch die Fluth, die hinter ihm ſchäumend in langem Schweife zurück wogt. Es iſt das mannheimer Dampfſchiff, gefüllt mit fernher fliegenden Gäſten. Weit drüben im Strome ſchießt es in einbrechender Dämmerung. Kein Jubel am Ufer begleitet es. Man wähnt ein entſetzliches Thier zu erblicken, das aus eignem Triebe, nach eigner Lenkung mit radförmigen Floßen auf beiden Seiten des Rieſenbauches,

ſchnaubend und aus ſchwarzem Rüſſel dampfend, die Unzahl freudetaumelnder, unbeſonnener Menſchen auf ſeinem gefährlichen Rücken dahin trägt. Auch zittern an unſerm Geſtade die vielen Kähne und leichten Boote auf dem unruhigen Gewäſſer. Schon iſt es weit unten, ſchwenkt ſich majeſtätiſch nach dem linken Ufer, und verſchwindet zwiſchen den Schiffen am Kai. Wir ſehen nur noch dicken ſchwarzen Rauch zwiſchen den zahlloſen Maſten aufwirbeln.

Indeß haben wir auch von fern herauf die Rauchſäule des kölner Dampfſchiffes geſehen, und ich eile den ruſſiſchen Freund zu begrüßen, der aus dem Bade zum Feſte kömmt. Kaum bringt man einen der rennenden Kellner in dem Gaſthofpalaſte zum Stehen. Der Name Melgunoff iſt allen fremd. Doch die gewandte Buchhalterin erinnert ſich, daß eben „ein ruſſiſcher Graf“ in Nr. 48 eingethan worden iſt. So finde ich ihn, und nach den herzlichſten Begrüßungen gereichen ihm die aus meiner Taſche hervorkommenden

Aushängebogen der „literariſchen Bilder aus Rußland“ zur Vaterfreude. Ein netter Band, ein hübſches Band zwiſchen zwei Freunden und zwei Nationen! Nicht wahr, wir bringen unſern Opferpfennig zum Feſte Gutenbergs, zur Feier der Erfindung des Buchdrucks? —

Aber der Tag iſt noch nicht zu Ende, wenn auch die Nacht ſchon einbricht. Welches Treiben um die Gaſthöfe! Anfahrende Wagen, abgewieſene Kaleſchen, hin und herrennende Lohndiener, Packträger, die in tiefer Dämmerung obdachſuchende Fremde mit Mühe durch die genußſuchende Menge fortbringen.

Wir dürfen nicht zögern, ein kurzes Abendbrod zu nehmen, wenn wir das beleuchtete Schiff ſehen wollen, mit welchem die Stadt die Vigilien des Feſtes begehen, und ihre Gäſte begrüßen will.

Frauen und Freunde in kleiner Geſellſchaft wandeln wir an dem verhüllten Gutenbergsdenkmal vorüber. Auf dem erweiterten und geſchmückten Schauplatze des morgigen Feſtes treibt

ſich die Menge umher, ſteht vor dem Räthſel des Monumentes, oder ſieht die zahlreichen Fahnen wehen, deren Zeichen und Inſchriften in der Dämmerung nicht mehr zu leſen ſind. Erfriſchend athmet uns durch das Thor der prachtvolle Strom entgegen, den wir nun vom dunkeln Geſtade weit und breit ſchimmern ſehen. Die Maſte und Taue der Kauffahrteiſchiffe, die ausgeſtreckten Hebarme der Krahnen zeichnen ſich dunkel auf dieſer ſchimmernden Fläche ab. Von drüben flimmern die Lichter der kaßler Beſatzung. — Jede Stelle am Ufer weit hinauf, iſt von Zuſchauern ſchon beſetzt, und ſelbſt auf der Schiffbrücke wandeln wir zwiſchen Menſchen und Fuhrwerken weit in den Strom hinein, ehe wir am Geländer ein bequemes Plätzchen finden. Der Mond hinter der Stadt wirft uns einen glänzenden Streif über das gekräuſelte Waſſer zu. Weit den Strom hinauf liegt das erleuchtete Schiff unter der erleuchteten Uferhöhe der Anlage, und noch weiter zurück ſchimmert Weiſenau, woher es abgefahren

ist. — Nun scheinen die Lichter zu wachsen, und wir schließen daraus, die Jubelhymne sei beendigt, die dort den ersten Willkomm an die Festgäste richtet, und das Schiff nähere sich. Eine Freudenbewegung entsteht; doch nein, es ist eine andere Unruhe. Eine Abtheilung Oesterreicher drängt langsam das Volk von der Schiffbrücke nach der Stadt zurück, langsam und höflich. Welche Gefahr für Tausende wäre es auch, wenn vom Gewicht der Menge die Brückenkähne untergetaucht würden! Menschen an Menschen gedrängt, haben eine außerordentliche Schwere. Mir schien die Gefahr noch weit entfernt; aber gerade darum war es ja auch eine Vorsorge, eine Sorge, die vor der Gefahr kömmt. Auch hier zeigte es sich wieder, daß ein Hinderungssystem die Menschen oft weiter bringt, und die Lagen verbessert. Im Gedräng am Ufer mußten wir nämlich, wenn wir den Vorgang bequem sehen wollten, auf einen bessern Platz denken, und fanden, an der Thorwacht vorüberschleichend im Höfchen des Zollhauses

ein unbeſetztes breites Mäuerchen, welches wir Männer leicht erſtiegen, um den Frauen dann Hand und Hülfe zu bieten.

Da ſchwamm nun das transparente Schiff leuchtend heran. Unzählige Kähne umgaben es; Muſik ſpielte; Schifferlieder und Jagdchöre wechſelten, und erregten am nahen Ufer ein immer erneuertes Zujauchzen der Menge. Jetzt erkannte man Gutenbergs Geſtalt in einer gothiſchen Nieſchenwand; ihm voraus ſchwebte ein lichtverbreitender Genius, ihm nach trug ein Genius die lichtbedürftige Erdkugel. Ueber dieſen drei Geſtalten waren drei Wappen angebracht; über Gutenberg deſſen Familienwappen, über dem lichtgebenden Genius das mainzer, über dem lichtbedürftigen — ich weiß nicht, welches Wappen. Es war ein Feld, in welches gar manches Wappen, gar manche Krone hätte geſetzt werden können. Zwiſchen dem Mäuerchen, auf welchem wir ſtanden und dem nahen Ufer, auf ſchmalem dunklem Kai, zog neben dem Schiff auf flimmerndem

Gewäſſer her ein begleitendes drängendes Menſchengewühl, — ein jauchzender Strom neben einem rauſchenden. Nach dem deutſchen Hauſe hinab durch die geöffnete Brücke ſchwamm das Zauberſchiff. Dort ſollte eine zweite Hymne die Gäſte bewillkommnen. Die Hymnen ſammt dem Schifferliede waren auch zu leſen, ſie waren gedruckt verbreitet: aber die Gedichte waren weit, ſehr weit hinter der lebendigen Poeſie des Feſtabends zurückgeblieben; es waren Kienhölzchen, mit denen eine große Jubelgluth angezündet worden war.

Tief in der Nacht kehrten wir bei ſüßem Mondſchein aus dem Lärmen nach der ſtillen Wohnung am Stephansberge zurück. —

Die Glocke und die Kanone ſind Schweſtern aus verſchiedner Ehe. Jene fromme, der Kirche geweihte hat einen weiten Mund und eine Zunge, mit welcher ſie an den Lippen die Klänge bildet, die zur Andacht rufen. Nebenbei ladet ſie auch

zu weltlichen Festen, die einen hohen Sinn athmen. Ihre muthige Schwester, im Fürstendienste, im Sold der Höfe, hat im engen Munde keine Zunge. Ihre rauhen, unarticulirten Töne kommen aus dem Magen. Ausnahmsweise dient sie auch bei Festen, selbst der Kirche, weniger um dazu einzuladen, als daß sie solche verkündigt.

Diese Schwester Bellona rief zuerst am frühen Montagmorgen das Fest aus. Sie leuchte Ungeduld in die Gemüther und Unruhe in die Beine. Bald kam zum Schießen das Läuten. Die Straßen wimmelten von Menschen, die theils ihre vorausbestellten Fenster- und Balkonplätze aufsuchten, theils sich nach günstigen Schaustätten umsahen. Vom Dome nach dem Schauplatze des Festes an der Gutenberg-Statüe ist von Oestreichern und Preußen in zwei Reihen eine Gasse gebildet, für den Zug aus der Kirche bestimmt; denn der Einzug in den Dom, aus der Schustergasse hervor kommend, durchschneidet diese Soldaten-Spaliere, — die Schuljugend nach

ihren Klassenfahnen gegliedert, die verschiednen obrigkeitlichen und städtischen Behörden, die Abgeordneten der Buchdrucker aus deutschen Ländern mit ihren Landesfarben und Fahnen.

Während der Bischof die feierliche Messe liest, sehen wir uns auf dem Platze des Monumentes und der bevorstehenden Festlichkeiten um.

Unter dem converen Altan des schönen Theaterbaues erhebt sich mit aufsteigenden Treppensitzen eine hohlrunde Bühne für mehre tausend Zuschauer, und streckt, den weiten Theaterplatz ausfüllend, ihre Arme über die Markt- und Ludwigsstraße hinaus dem Gutenbergs-Monumente entgegen. Rings auf der hohen Hinterwand dieses Amphitheaters erheben sich vier und zwanzig Fahnen mit den Farben und Zeichen jener Städte, welche von Mainz aus, dessen Namensschild ohne Fahne in der Mitte prangt, die neuerfundne Buchdruckerkunst einst aufgenommen und gefördert haben. Die Fahnenstangen mit den Namen der Städte auf bemalten Schildchen sind durch

ſchwebende Laubgewinde verbunden. — Wir haben die Geduld nicht, um bei dieſen Namen und Fahnen Betrachtungen anzuſtellen. Eins nur fällt uns beim flüchtigen Ueberblick auf, — wie traulich nämlich hier noch Rom und Wittenberg neben einander ſtehen und ihre Fahnen, von gleichem Oſtwinde bewegt, nach einer und derſelben Seite hinflattern. So gleich freudig nahmen einſt beide die neue Preſſe auf. Wie bald aber hat ſich zwiſchen beiden der Preßbengel zu einer ewigen Trennung geſpreizt! Ueber dieſen Städteſahnen, gleichſam ſie zu beherrſchen, hangen aus den hohen Theaterfenſtern zwei Rieſenfahnen mit dem mainzer Wappen rechts, und mit dem verbündeten öſterreichiſch-preußiſchen Wappen links ſchwer herab, majeſtätiſch wogend unter demſelben Winde, der mit den Städteſahnen ſo luſtig tändelt. Die Sitze des Amphitheaters ſind gezählt und vorausbeſtellt; hier herrſcht Cenſur; während auf dem viereckigen freien Platze hinter dem Monument Tauſende ſich frei zuſammendrücken und an

allgemeiner Preßfreiheit Theil nehmen. Hinter dieſen ſtehenden Zuſchauern und über der mit grünen Maien geſchmückten Bretterwand erhebt ſich ſchräg, an der proteſtantiſchen Kirche empor, eine zweite Bühne für Sänger und Muſiker. Trommeln und Kanonen, die mit in das Tedeum wirken ſollen, verbergen ſich hinter jener Bretterwand. — In der Mitte dieſes weiten Platzes ſteht das Monument verhüllt mit einem langen, weißen rothverbrämten Hemde; zu den Füßen deſſelben, zwiſchen Gießgeräth und Setzkaſten, ſteht eine ſchöne Druckpreſſe. Ein kleiner Katheder iſt für die Redner da.

Aber ſchon hören wir die ſpielenden Muſikchöre. Der Zug aus dem Dome gelangt zwiſchen der Doppelmauer der Bajonette langſam auf den Platz um das Monument. Der Biſchof, die höheren Behörden nehmen ihre Sitze, von den Deputationen der Buchdrucker umſtanden. Die Zuſchauerbühne und Plätze füllen ſich; die zwölfhundert Sänger ſteigen aus den Kirchenfenſtern

auf ihr hohes Gerüſt hervor. Fürſtliche Perſonen und geſchmückte Frauen nehmen den Altan des Theaters ein. Die Fenſter der Häuſer ſind beſetzt; dort ſind Bodenwände weggeräumt, ſo daß die Dächer ſchattige Hallen für eingeladne Freunde bilden. Waghälſe ſind auf die heißen Dachgiebel geſtiegen, reiten auf der Firſte oder ſtehen die Schornſteine umarmend; ja von den Zinnen des Doms, aus den Glockenfenſtern herab blicken in Hemdärmeln die heißen und hitzigen Feſtgenoſſen. So hoch in die Lüfte ſprühen die Funken der Menſchenflamme, die, um das Monument Gutenbergs angeſchürt, über freie Gerüſte, über Fenſter und Giebel emporſchlägt!

Das Zeichen iſt gegeben. An der Spitze der Sänger erhebt ſich Neukom, der Componiſt, und herrſcht mit großer Bewegung den Takt über die Bühne. Das Tedeum beginnt von zwölfhundert Stimmen und von begleitenden Blas-Inſtrumenten getragen. Wirbelnde Trommeln und Kanonenſchläge im Takt ſtimmen ein: der Dampf des

Geſchützes rollt über die Sänger hin, ſo daß die Lobpreiſenden wie niederſchwebende Chöre der Seligen in Wolken gehüllt erſcheinen. Eine große Stille herrſcht unter den Tauſenden von Zuhörern; hoch athmet jede Bruſt, tauſend und tauſend Herzen ſchiffen auf ſteigender Flut der Andacht, und manches Auge ſtrömt über. Und wieder und wieder wirbeln die Trommeln, ſchlagen die Kanonen und aus neuen Wolken hallet der tauſendſtimmige Geſang. —

Für zwölfhundert Sänger ruhig zu ſein, war den Zuhörern leichter geweſen, als jetzt für einen Redner. Nach dem Geſange kömmt das geſprochne Wort leicht zu kurz, beſonders wenn es zu lang iſt; es iſt höchſtens glühe Kohle gegen lodernde Flamme. Doch trat Präſident Pittſchaft mit Zuverſicht auf den Katheder, und ſprach. Eine kräftige Stimme, ein treues Gedächtniß und große Armbewegungen ſchrodeten aber keineswegs die lange Rede in aller Ohren. Er ſprach natürlich über Gutenberg: den Namen hörten wir

wenigſtens auf unſern Amphitheaterſitzen. Sehr lange nachher führte uns ein Lüftchen auch noch die Worte zu: „Jahrhunderte haben über ihn entſchieden.“ Wie beklagten wir da den Mann, der in der Sonnengluth des Mittags, und in der brennenden Ungeduld ſo vieler Tauſende alle die Worte machen mußte über etwas, worüber doch Jahrhunderte ſchon entſchieden haben! — Bei mir ſelber dachte ich, nur wenige Blitzesworte hätten eine Andacht abkühlen ſollen, die auf dem Donner der Kanonen war getragen worden. Allein wir Deutſchen müſſen allerdings noch zweierlei lernen: zur rechten Zeit anzufangen, und zu rechter Zeit aufzuhören. Zumal iſt uns das öffentliche Reden ein noch ungewohntes Gewand. Haben wir es einmal unter Herzklopfen angelegt, ſo glauben wir es zu inniger Belohnung auch ganz abtragen zu dürfen. — Noch einen wirklich beredten Gedanken vernahmen wir zum Schluſſe: „Gutenberg iſt nicht mehr in ſeinem Grabe, er iſt erſtanden, er iſt unter uns!“ Und wie nun auf einen Wink

die Hülle der Statüe niederſank, und Gutenberg wirklich vor uns, unter uns daſtand, jauchzeten Tauſende, donnerten die Kanonen, und des Jubels, des Schwenkens der Hüte und Sonnenſchirme wollte kein Ende werden.

Aber welch' ein bedeutungsvoller Zufall! Sieh' um Bruſt und Lende der hohen Geſtalt des Mannes, der den Buchdruck erfand, liegen von den Seilen, die den Ueberzug gehalten hatten, zwei Stricke feſt. — Die Cenſur-Stricke herab! rief ich ohne Ueberlegung. Der allgemeine Jubel verzehrte die unnützen Worte ungehört. Es koſtete einige Anſtrengung mit hochreichenden Inſtrumenten, und — die Stricke waren gebrochen. — Niemand ſah in dieſer letzten Handlung eine ſinnbildliche Vorbedeutung für unſere Zukunft.

Mit wenigen Worten übernahm nun ein ſtädtiſcher Beamter das Denkmal für die Stadt. Inzwiſchen wurden Lettern gegoſſen, und ein dreiſtrophiges Lied auf der Stelle geſetzt und gedruckt, um einzeln an die Sitzenden vertheilt, in Bündeln

unter die Menge verſtreut zu werden. Den Schluß der Feier machte ein Volkslied in der Weiſe des God save the king, von der Mainzer Liedertafel nebſt eingeladnen Geſangsfreunden vorgetragen, und in den Schlußworten jeder Strophe von der Volksmenge mitgeſungen. An der Ehre ſo vieler frohen Stimmen nimmt ſich das poeſieloſe Gedicht ſeinen Lohn dahin.

Es war Mittag. Die Erſchöpften ſehnten ſich nach Erfriſchungen. — Denke man ſich einen ſonnenhellen Sommertag am Rhein, — die Tauſende von Fremden, Feſttagsluſt in allen Häuſern, Lärm in den großen Gaſthöfen: was mag an jenem Mittage nicht Alles getrunken, geſprochen, gelacht worden ſein!

Wir wünſchten dem eigentlichen Feſtmahle im Hofe zum Gutenberg beizuwohnen, und hatten uns früh nach Plätzen umgethan. Der Saal mochte über dreihundert Menſchen faſſen; er war

heißer, als die Küche, wenigſtens waren die Gäſte wärmer, als die Gerichte. Zu Hauſe hätten wir eben ſo gut und viel behaglicher gegeſſen; allein was lag heut am Eſſen! die Toaſte, die Stimmung, die Geſinnungen, die hier laut würden, wollten wir vernehmen; wir wollten mitten im Blumenkelche des Feſtes nicht ſowohl den materiellen Honig, als den geiſtigen Duft genießen.

Die Braten kamen endlich, und der Präſident brachte einen langen Spruch auf Gutenberg aus. Er ließ dieſen ehrenwerthen Mann noch einmal aus dem Grab erſtehen und mitten unter uns ſein. — Und warum ſollte auch ein lebhafter Gedanke nicht zum zweiten Mal kommen dürfen? Wir jauchzeten mit: die Seele des Tags war angeregt. Schnell folgten nun Trinkſpruch auf Trinkſpruch. Wir hatten eine Reihenfolge ſinnreicher, auf den Tag bezüglicher Reden und Sprüche erwartet, und ſahen einander verwundert an. Schon vom zweiten Spruche an ſegelte man nicht mehr mit der Bedeutung des Tages, ſondern

ſchien vor irgend einem genealogiſchen Handbuche vor Anker zu liegen. Wir fingen an zu fürchten, daß wir wenigſtens etwas über drei Dutzend deutſche Geſundheiten trinken ſollten. Die Erfindung der Preſſe wurde gefeiert, und man brachte Lebehoch auf Lebehoch den Mächten aus, die gerade am meiſten den Segen der Erfindung verkümmerten, die, ſo zu ſagen, die Preſſe preßten. Wie unzufrieden, wie bitter ſich meine Tiſchnachbarn äußerten, will ich nicht erzählen; aber die Gäſte überhaupt ſchienen nichts mehr hören zu wollen ſie waren mit keinem Anklingen der Gläſer, kaum noch mit gebieteriſchem Zurufe, zur Stille und zum Anhören der weiter verabredeten Toaſte zu bringen. So ſchien das Ausbringen von Trinkſprüchen ein Gegenſtand der Eroberung zu werden; doch wollte ſich keiner meiner unzufriednen Tiſchnachbarn dazu verſtehen, eine friſche Bahn für Lebehoch zu erſtürmen. Als endlich in einer wieder durchgekämpften Rede der Fremden ehrend gedacht wurde, überlegte ich mir, daß doch wohl

ein Dank der anweſenden Fremden nicht voraus in die Reihe der beſtellten Toaſte eingeſchrieben werden könnte, ſondern wohl als Ausnahme von der gewöhnlichen Feſtordnung gelten dürfe. Raſch faßte ich mir einen Steuermannsmuth, und verſuchte es, wieder auf die Bedeutung des Tages loszuſegeln. Um mir Stillſchweigen zu erobern, beſtieg ich, was die bisherigen Redner noch nicht gethan hatten, meinen Stuhl, entſchloſſen, ſo lange an mein leeres Waſſerglas anzuklingen, bis man ſtill ſein würde. Aber das Glas ſprang unter den verſtärkten Schlägen entzwei, und ich ergriff die leere Flaſche zur Glocke. Jetzt lachte man umher, und ward ſtill. Ich nun, wie ich mich über den Häuptern der Sitzenden eine geraume Weile gezeigt, und als Sprechluſtiger außer der Ordnung keinen verbietenden Wink des Präſidenten erhalten hatte, glaubte mit voller Erlaubniß reden zu dürfen und begann:

„Erlauben Sie mir, meine Herrn, im Namen der Fremden, denen Sie ein Lebehoch ausgebracht,

mit einem Spruche zu danken, der nach so vielen erlauchten und manchen würdigen Trinksprüchen wieder an die Bedeutung des heutigen Festtages anknüpfe. So manche Deputationen sind von auswärts zum Feste gekommen, unter andern auch eine glänzende von Frankfurt. Die glänzendste, die von daher zur Feier der Erfindung des Buchdrucks hätte kommen können, ist ausgeblieben, — diejenige nämlich, die das lang erwartete Gesetz für die freie Presse der deutschen Nation überbracht hätte."

Hier wurde ich durch Bravorufen und stürmischen Beifall der Anwesenden unterbrochen. Aber was noch mehr war, — die heftig geschwungne Schelle des Präsidenten gebot auch Stillschweigen. Sie galt offenbar nicht dem unberufenen Sprecher, sondern der unwillkommenen Rede; sonst wäre sie früher erklungen. Es that mir leid, daß ich nicht noch ein paar Worte vorbringen durfte. Denn wenn ich auch weiß, daß das Wort „Preßfreiheit" der schwarze Theerstrich

iſt, mit welchen man in Deutſchland die ſo genannten Liberalen als Schafsköpfe bezeichnet: ſo hätte ich doch wenigſtens unſere lange, ehrliche Hoffnung auf eine Aufhebung der Cenſur mit der Vorbedeutung getröſtet, die in der Löſung der Stricke um die Gutenbergs-Statüe zu liegen ſchien. Allein Reſpekt iſt die Ordnung der Welt; ich hörte die Schelle des Präſidenten, und ob ſchon hundert Zungen rieſen, man möchte ſtill ſein, und mich reden laſſen: ſo entſchloß ich mich doch nicht zu reden, ſondern nur zu ſagen:

„Beſorgen Sie nicht, meine Herrn, ich möchte einen verrufenen politiſchen Toaſt ausbringen; ich dachte nur etwas anzuregen, was zur heutigen Feier gehörte. Ich darf aber nicht weiter reden, und bitte Sie nur, mit mir auf das künftige Geſetz für die freie Preſſe Deutſchlands zu trinken. Hoch die Freiheit der deutſchen Preſſe!“

Ich will den Beifall nicht nachmeſſen, mit welchem man dieſes: „Auch die Todten ſollen

leben!“ aufnahm. Es blieb dabei nicht: viele der angesehensten Anwesenden kamen an meinen Stuhl, mir mit Wort und Händedruck zu danken.

Im öffentlichen Interesse muß ich diesen Vorfall erzählen; im Interesse jenes Festtages, an welchem die, dem Tage selbst verwandteste und für Deutschland hochwichtige Angelegenheit ein Wort, wenn auch nur ein schwaches finden mußte. Aber auch das schwächste war stark genug, die tiefste Gesinnung des Volkes in so würdigen Männern lebhaft hervor zu rufen.

Vom Nachtische aßen wir nur einige Krachmandeln.

Abends wurde das Oratorium „Gutenberg“ gegeben.

Der zweite Festtag war für Mainz zugleich ein katholischer Feiertag, und — man sagt, auch die Erinnerung an Napoleons angenommenen Geburtstag treibe noch in manchen Herzen einen

Spuk; auf den 15. August sei viel Unruhe im Volk, und der Geist des alten Kaisers zeige sich zwischen zusammen gestoßnen vollen Weingläsern in Gestalt eines electrischen Funkens. — Auf heut war das Volksfest eines Schifferstechens angeordnet. Da konnte man am Ufer des Rheins die Volksmenge noch besser, als Tags vorher in den Straßen der Stadt, übersehen.

Um halb drei Uhr war das Gedräng nach der neuen Anlage und dem darunter gelegnen Uferstriche am stärksten. Zur Sicherheit des dichtwogenden Fußvolkes war den Fahrenden ein besonderer Weg nach dem Schauplatze angewiesen. — Aus dem Gedräng der Menge und durch den Schleier des hochaufgeregten Staubes nehmen wir schon von Weitem auf dem sonnenhellen Strome unzählige Fahnen, Flaggen und Wimpeln wahr, mit denen ein lebhafter Südostwind spielt. Träg rollen sich die schweren Fahnen mit ihren stolzen Wappenbildern auf und zusammen, während die an Stangen und Taue geknüpften Fähnchen

lebhaft fächeln, und die vom Maste bis auf's Waſſer hell herabhangenden Wimpeln ſich hundertfältig ſchlängeln. Den näher Gekommenen fallen jetzt auch die Schiffe in's Geſicht, die heut mit jenem reichen Feſtſchmuck aller Farben der Rheinuferlande prangen. Vom Geſtad in den Strom hinaus und wieder nach dem Ufer zurück ſchneidet ein Halbkreis von Schiffen, Booten verſchiedner Größe, Pontons und Kähnen aus dem breiten Gewäſſer ein Amphitheater für die Künſte der Schiffer aus. Aber jene Schiffe, Boote, Kähne, — die Couliſſen dieſer Waſſerbühne, — ſind zugleich ſelbſt mit Menſchen angefüllt, die wie auf dem Theater zwiſchen den Couliſſen heraus blicken. Wir wühlen uns in die lange Wulſt von Menſchen, die am Chauſſeegeländer, unmittelbar über dem Strome, das Ufer entlang ſtehen. Hier, über den Halbkreis der Schiffe hinausblickend, bemerken wir weit, weit drüben an der Landſpitze des eingemündeten Mainſtromes zwölf Kähne, in denen wir blaßröthliche Geſtalten wahrnehmen.

Wie wir nun der Dinge harren, die da vorgehen ſollen, fällt ein Kanonenſchuß und eine Trompete gibt Signal. Pfeilſchnell, und um die Wette, rudern die zwölf Kähne heran. In jedem ſehen wir drei Ruderer, zwei im Vordertheil des Kahnes die eingelegten Ruder ziehend, einen, das gefaßte Ruder ſchlagend, zu den Füßen des jungen Schiffers, der in leichtem, blaßrothen Matroſenkleide baarfüßig auf dem Hintertheile des Kahnes ſteht, eine lange Stange im Arm, die ſpiralförmig — bei ſechs Schiffern weiß und roth, bei ſechſen weiß und grün bemalt und am obern Ende mit einem fauſtartigen Knopfe verſehen iſt. Jezt ſind ſie in den Halbkreis der Schiffe eingefahren, und eilen auf den Mittelpunkt deſſelben, auf das neue Prachtſchiff Agrippina los, erklettern das Verdeck, und laſſen ſich nach der Reihenfolge ihrer Ankunft zur Preisbewerbung anordnen.

Nicht lange, ſo erfaßt der Erſte ein freihangendes Tau, und arbeitet mit Händen und Füßen,

das Spriet am Hauptmaſt zu erklimmen. Der Zweite eilt an einem zweiten Tau nach, ein Dritter am dritten. Schon hat der Zweite den Erſten überholt; die Andern geben es auf, nachzuſetzen. Jetzt iſt Jener oben, ſchwingt ſich auf das Querholz und ergreift die aufgeſteckte Ehrenflagge. Vom Ufer jauchzet ihm Beifall zu; er hat den Preis von zehn Thalern gewonnen.

Die Muſik auf dem Schiffe ſpielt, und bald richten Kanonenſignale die Aufmerkſamkeit auf das zweite Wettſtück. Ein vierzig Fuß langes Bugſpriet ſtreckt ſich vom Verdecke der Agrippina hoch ſchwebend über die Fluth hinaus, an der Spitze mit einer Ehrenflagge beſteckt. Der erſte Kämpfer betritt den ſchwanken Balken: es gilt, bis ans Ende zu gelangen, und die Fahne zu erreichen. Aber ſchon nach wenig Schritten verliert er das Gleichgewicht, wankt, und ſtürzt hinab; über ihm ſchlagen die Wellen zuſammen. Ein Schrei der Menge, — er taucht hervor, ein Gelächter erſchallt, und ſo von Fluth und Lachen gebadet, erreicht er

ſeinen Kahn, und erklettert die Agrippina wieder. Eben ſtürzt auch ſchon der Zweite, der ſich verſuchte; das tauſendſtimmige Gelächter wiederholt ſich. Nun hatte der Dritte das Spriet betreten, und ſchreitet, mit beiden Armen wagehaltend, raſch vor, vom ſchwanken Balken immer höher geſchnellt; jetzt ſchwippt er um, — nein, er ſchnellt ſich noch einmal auf, eilt mit raſchen Schrittchen über den Balken, ergreift im Sturze die Fahne, und reißt ſie mit ſich in die Fluth. Bravo! erſchallt es vom Ufer. Der Preis iſt gewonnen. Den übrigen Preisbewerbern bleibt nun nichts übrig, als ſich noch eine Weile um den bloßen Preis des Volksgelächters auf dem ſchwanken Stege zu verſuchen; ſie wiegen ſich auf dem Balken, ſtürzen, und ergötzen mit allerhand tollen Späßen die entfernte Menge, bis ihre Luſt und der Beifall des Volkes ermüdet.

Während die Muſik abermals ſpielt, und die Schiffer auf dem Verdeck oder in der Kajüte ausruhn und ſich erfriſchen, durchſchwärmt das Auge

des Zuſchauers ein ſonniges Paradies. Ueber den Rhein hinüber und den breit ausmündenden Main hinauf, erreicht der Blick das auf Rebenhalden thronende Hochheim. Rechts davon verbirgt ſich uns das weite ſchöne Land hinter den hohen Ufern des Stroms, links hinter einer Wand hoher Pappeln, die ſich nach dem ſchimmernden Brückenkopfe von Kaſſel hinabziehn, und jenſeits deſſelben unter den herrlichen grünen Bergen verlieren, denen der glänzende Rhein zuſtrömt. Die lange Schiffbrücke lenkt das Auge auf die Stadt herüber, die jetzt weit unter uns liegt. Doch knüpft uns an die Rheinſchanze ein lebendiges Gewind von Menſchen, das am Ufer herauf zieht. — Und ſchauen wir nun rückwärts, ſo überraſcht uns der heiterſte Anblick. Die nahe, jäh abhangende Höhe empor, zwiſchen Hecken und Stauden, im mannichfaltigſten Grün von Wallnußbaum und Akazie, wimmeln Frauen und Männer, bunt wie Blumen in's Grüne geſaßt, — bewegte Menſchenſträuße. Wer zählt dieſe unruhigen Köpfe, dieſe lachenden

Geſichter der Stehenden und Sitzenden? Auch die Balkone der Gartenhäuſer ſind von Zuſchauerinnen gefüllt, und auf leichten Giebelaltanen unter flatternden Zelten nehmen Männer die luftigſten Plätze ein. —

Inzwiſchen iſt an den Maſten der Agrippina und eines dicht am Ufer liegenden Schiffes ein langes Tau befeſtigt worden, ſo daß es in weitem Bogen auf die Waſſerfläche niederhangt. Ein Boot ſteuert herbei, aus welchem ein großer, lebendiger Aal in der Mitte des Taues befeſtigt, und auf Sprunghöhe über den Waſſerſpiegel emporgezogen wird. Die Wettkämpfer, naß und blaß von Ausſehen, ſuchen dicht unter uns am Ufer hinauf die Höhe des Stroms zu gewinnen, von wo herab ſie nach dem ſchwebenden Aale ſteuern, um ihn im Hochſprung zu erfaſſen. Aber mit der Hand am ſchlüpfrigen Aal abgleitend, ſtürzen ſie hinter ihrem inzwiſchen entglittnen Boot ins Waſſer, und erregen ſchallendes Gelächter. So geht es Mehren, bis der junge Schiffer an

die Reihe kömmt, der mit raſchem Griff die Sprietfahne im Sturz erbeutete. Dieſem gelingt es, in mächtigem Sprung nicht bloß den glatten Aal, ſondern mit demſelben auch das ſchwebende Tau zu erfaſſen, an welchem er einen Halt findet. Er zieht es durch ſein Gewicht nieder, ſchlägt ein Bein darüber, und gewinnt ſo freie Hände, um unter dem Halloh der Zuſchauer den Aal loszuknüpfen. So hat er nun auch dieſen Preis von 35 Gulden zu jenem von 21 Gulden errungen. Nun ſteht noch der höchſte Preis von 42 Gulden zu erkämpfen.

Bald haben die Jünglinge ſich unter ſpielender Muſik erholt; die Signale fallen. Die Wettkämpfer theilen ſich nach ihren hellen oder dunkleren Stangen in zwei Parteien. Die Rothen ſuchen in ihren Kähnen die Höhe des Stroms; und begegnen niederſchießend jeder einem aufwärts geruderten grünen Gegner. Beide fällen ihre ſtumpfen Lanzen, und ſtoßen mit den Knöpfen derſelben nach des Gegners Bruſt. Der ſtärker

Getroffne ſinkt vom ſchmalen Brette ſeines Kahnes rückwärts in die Fluth. Oft aber fallen beide von gleichgewaltigen Stößen; oder der Sieger verliert vor Eifer und Anſtrengung das Gleichgewicht, und ſtürzt dem Beſiegten nach, wenn er nicht etwa, um ſich zu erhalten, die Lanze fahren läßt, die dann der ſchwimmende Gegner noch erobert. — So wiederholt ſich und wechſelt das Stechen, bis es Einem gelingt, drei Mal hinter einander vollſtändig Sieger zu bleiben und den Preis zu verdienen.

Eine Ruhepauſe tritt nun ein, während welcher ein buntes Schiffchen, vom Verdeck der Agrippina hoch empor gezogen, zwiſchen den Tauen ſchwebt. Die zwölf Kämpen, umgekleidet und mit weißen Tüchern zu raſchem Einpacken erbeuteter Gegenſtände über Schulter und Bruſt verſehen, ziehen ſich in ihren Kähnen auf die Höhe des Waſſers zurück. Plötzlich ſinkt der Boden des ſchwebenden Schiffchens, und zwanzig Enten ſtürzen aus der Höhe nieder, mit Ziffern

bezeichnet, nach welchen für den Fänger verſchiedne Preiſe zu gewinnen ſind. — Nun wäre es zu einem anmuthigen Schauſpiele beſſer geweſen, wenn die Schiffer den Enten entgegen gefahren wären; denn ehe dieſelben noch von der Höhe herunter kommen, ſind die Enten, in dichter Schaar ſich zuſammendrückend, vom Strome fortgeriſſen, und an die Wände der Schiffe getrieben worden, ſo daß der freie Fang zerſtreuter und hin und her geſcheuchter Enten vereitelt iſt. Man fühlt das Mißlungene des Spaßes; der Faden der Neugierde, der bis jetzt Tauſende zuſammen gehalten, bricht, und die gebundne Volksmenge fällt auseinander, wirbelt lachend durch einander. Bald auch löst ſich der Halbkreis der Schiffe. Erſt eilen die Bote und Kähne an's Ufer, um die eingenommenen Menſchen auszuſetzen, dann auch regen ſich nach gelichteten Ankern die größern Schiffe. Ein neues großes Dampfſchiff mit glänzenden Verzierungen zieht noch Aller Augen auf ſich, wie es erſt den ſchwarzen Rauch aus der maſthohen

Säule wirbelt, dann mit der gewonnenen Dampfkraft eine Strecke Stromaufwärts geht, ſich majeſtätiſch ſchwenkt, und nun glänzend und prächtig den Strom hinabeilt, mit Schüſſen die Agrippina grüßend, die mit raſcheren Schüſſen gegengrüßt.

Am Abende des heißen Tages ward von den anweſenden Buchdruck-Verwandten dem Monumente Gutenbergs ein Geſang unter Fackelbeleuchtung gebracht. Die Menge trieb ſich noch einmal in rothem Fackellichte und wirbelndem Dampf durcheinander. Um 10 Uhr aber begann das ausgeſuchte und geordnete Vergnügen eines Feſtballs.

Dieſer Ball ſoll zwar beſucht, aber nicht gerade glänzend ausgefallen ſein, und mein ruſſiſcher Freund hatte vergebens etwas Eigenthümliches, Charakteriſtiſches, auf den Tag Bezügliches erwartet. Was ſoll auch ein Ball Eigenthümliches bieten? — Vielleicht hätte eine Anzahl Tänzer und Tänzerinnen in leichter Verkleidung lebendige

Lettern vorstellen können, die Tänzerinnen Vokale, die Tänzer Consonannten. Die Buchstaben wären auf dem Haupte in Blumengewinden ausgeprägt gewesen, und jene Kerbe der Lettern, nach welcher diese zusammengesetzt werden, damit im Abdrucke nichts Verkehrtes zum Vorschein komme, hätte in der Gegend der Herzgrube angebracht werden müssen. Der Tanzmeister wäre zum Setzer geworden, und die beweglichen Lettern hätten in anmuthigen Tänzen sich ordnend, sich auflösend und wieder verbindend den Namen „Gutenberg" oder auch ganze Sprüche mit ihrer Blumenschrift dargestellt. Vielleicht wäre sogar das Wort: „Freie Presse" zu Stand gekommen, und wenn in dieser drohenden Gefahr der Festpräsident als dickes Ausrufungszeichen nach dem Wort „freie" eingefallen wäre: so hätte — vorausgesetzt, daß heirathslustige Tänzer gewählt worden — das Wort „freie!" einen so practischen, häuslichen Sinn gewonnen, daß es sich vor jeder Mainzer Untersuchungs-Commission hätte rechtfertigen lassen.

Der Tänzer R. hätte die Tänzerin J. gefreit, und das lange F. hätte die Wahl zwiſchen den beiden Schweſtern G. gehabt, — eine geheirathet, und die andere beerbt; das dicke, zur rechten Zeit eingefallne Ausrufungszeichen hätte einen Orden erhalten.

Nein! Es gibt Zeiten, wo alles Bezügliche nur als anzüglich aufgenommen wird.

Wir aber hatten dieſen zweiten Feſttag Hitze genug erduldet, um nicht auch noch dieſes letzte Vergnügen des Balls mit auszuſtehen. — Traulich verbrachten wir im heimlichen Garten des Freundes die ſchönſte Vornacht. Einige disputirten heftig über Kindererziehung und Staatsverfaſſung: ich aber koſtete, ein lächelnder Zuhörer, den edeln Wein, und ſah hinaus in die Nacht. Der Mond ſchien herab in die dichten, dunkeln Bäume, hoch über uns ragte die ſchwarze Kuppel der Stephanskirche in den blauen Himmel. Die Heimchen ſangen um uns; fern in der tiefern Stadt brauste das dumpfe Wehr der Luſt und des Jauchzens durch eine

ſchlafloſe Feſtnacht. Immer träger fielen die entfernten Schüſſe der endlich einſchlummernden Kanonen.

Wie ſelig ſchlief ich ein!

Am andern Morgen waren ſchon viele Fremde abgereist, Andre reisten, die Einheimiſchen wurden in ihre Tagsgeſchäfte gezogen, und ſelbſt jene Gäſte die noch in den Straßen umher wandelten, ſahen nüchtern und erwartungsleer aus. Unverkennbar hatte die rieſige Prachtblume des Feſtes verblüht, — die Blätter welkten oder fielen ab. Doch war heut noch ein dritter Feſttag, und namentlich der Vormittag zur Verſammlung von Gelehrten und Buchdruckverwandten anberaumt, um Jahr und Tag einer Säkularfeier der Erfindung des Buchdrucks zu beſtimmen. Offenbar folgte alſo in naturgemäßer Entwicklung auf das Abblühen — der Fruchtanſatz des Feſtes. Wie erfreulich, daß auch der Zukunft von der nun

genoßnen Herrlichkeit dieſer Tage ein Segen reifen ſollte! Bei dieſer Betrachtung dachte ich nicht daran, meine Erwartung ebenwohl nach den gewöhnlichen Naturerſcheinungen zu regeln. Die blätterreichen, farbeglühenden Blüthen hinterlaſſen gewöhnlich keine bedeutenden Früchte. Unſere Obſtbäume blühen mit ein paar einfachen, mattfarbigen Blättchen, und halten ihre Kraft für eine ſchöne, heilſame Frucht zurück. Wie unbedeutend, von Millionen Broteſſern vielleicht nie geſehen, blüht der Segen des Getreides! Ich geſtehe es, ich maß meine Erwartung vom dritten Tage nach dem Reichthum der beiden vorausgegangenen, und wie ich den ſchönen Saal im Gutenbergshofe betrat, und die vielen feierlichen, ſchwarz gekleideten Männer betrachtete, die mir als Unbekannte ſo vielverſprechend vorkamen, legte ich dem Gewichte meiner Erwartung noch etwas zu. So ſchritt ich denn mit meiner Hoffnung eben ſo ernſt und ſchwerfällig umher, wie die Andern mit ihren Abſichten. — In dieſem mir ungewohnten Gange

hätte ich beinah eine der zu beiden Seiten eines grünen Tiſches leicht hingeſtellten Tribünen oder Katheder umgeriſſen. Welche Gefahr für ſo viel Beredſamkeit dachte ich, als alle dieſe gravitätiſchen Männer in der Taſche zu haben ſcheinen, wenn ſie dieſe leichtfertigen Tribünen beſteigen oder vollends beſtürmen! Ich ſetzte mich daher in ein entferntes Eckchen, theils um mich vor gefährlichen Fällen zu ſichern, theils um all' das Gute, was heut zum Beſten gegeben werden ſollte, ganz ſtill zu genießen. Auf ſo viel feſtliche Anſchauungen ſehnte ich mich recht nach Gedanken, zumal in einem mir fremden Felde, wo ich etwas lernen und — während ſo viele Ehre ſammelten — mir einige Aehren leſen konnte.

Nachdem man einander lange genug angeſehen, Manche ſich kennen gelernt, Alle von den auf dem grünen Tiſche ausgebreiteten Druckſachen Exemplare eingeſteckt, und zum Theil ſich in das große Feſtſtammbuch eingeſchrieben hatten, wurde die Sitzung durch den Feſtpräſidenten eröffnet.

Ich weiß nicht, ob das, was heute vor war und worauf es ankam, nicht kürzer ausgedrückt werden konnte; dennoch führten am Ende die vielen Worte und die lateiniſchen Kraftſprüche nur auf den Vorſchlag hinaus, man möchte ſich in eine ſo wirr und weit ausſehende Unterſuchung, als die über das ſtreitige Jahr der Erfindung des Buchdrucks, gar nicht einlaſſen, ſondern ſich heut darauf beſchränken, eine Preisaufgabe für Gelehrte zu ſtellen und eine der deutſchen Akademien zur Schiedsrichterin zu wählen.

Und dazu wären alle die gewichtigen Männer eingeladen worden, um ſelbſt nichts über die Hauptfrage des Tages und des Feſtes zu beſtimmen? dachte ich bei mir.

Indeß hielt nun der Präſident ſeine Miſſion Namens des mainzer Feſt-Comites für beendigt, und überließ der Verſammlung, aus ihrer Mitte einen Leitenden für ihre Berathungen zu wählen. — Wiewohl nun die um mich her Sitzenden nach einer ſo langen Einleitungsrede wünſchten, das

neue Präſidium möchte an den — Wenigſtbietenden überlaſſen werden: ſo konnten wir es doch nicht tadeln, daß der Feſtpräſident abermals erkiest ward. Er im innigſten Einverſtändniſſe mit den Abſichten des Feſt-Comites mußte ſich am beſten über alle Wege und Abwege zum Ziel orientirt haben, um uns zu führen. Bei der Wahl zweier Sekretäre, die der Präſident wünſchte, kam ſchon neben deutſcher Höflichkeitsziererei, wozu öffentliche Angelegenheiten keine Zeit haben, etwas gereizte Stimmung zum Vorſchein, für die kein Platz hätte da ſein ſollen. Das Präſidium hatte die frühere lange Rede abgeleſen, zeigte jetzt aber, daß es nicht bloß das Fertige vom Knaul abwickeln, ſondern auch aus der Fauſt einen langen Faden ſpinnen konnte; aber einen Faden, der nicht aus einem Labyrinthe, ſondern in eins zu leiten gemacht ſchien. Meine unruhige Erwartung wollte gar nicht begreifen, daß wir alle gekommen ſein ſollten, um den zu hören, der eigentlich nur da iſt, um Andern das Wort zu geben. Zu wahrer

Erquickung ſah ich endlich Herrn Gutzkow ſich auf ſeinem Platz erheben. Ich zweifelte nicht, der ſchlagfertige Mann habe die Abſicht das Präſidium um etwas mehr Präciſion zu bitten. Doch lag auch ſchon ſtummen Vorwurfs genug darin, daß Gutzkow mitten in das Gered hinein aufſtand und durch beharrliches Stehen um das Wort bat, das der Präſident noch lange nicht Luſt hatte, aus der Vorhand zu geben.

Wie Gutzkow es endlich erhielt, ging er raſch an das Zerlegen des großen Feſtochſen, den wir Andern noch anſtaunten, und hieb denſelben in zwei Theile. Er fragte, ob man ſich mit dem Hintertheile der Erfindung des Buchdrucks oder mit dem Vordertheile der künftigen Feier derſelben beſchäftigen wolle; jenes hinter uns liegende Jahr wäre vielleicht auch von den gelehrten Profeſſioniſten nicht zuverläſſig zu ermitteln, das vor uns liegende Feſt aber dürfe durchaus nicht verloren gehen. — Raſch griff man nach dieſer vor uns liegenden

Hälfte, aus der man noch einen Festbraten zu gewinnen hoffte.

Diese Ansicht fand einen beredten Sprecher an Herrn Aull, der an der Entdeckung Amerikas und an Erfindung der Dampfschiffe begreiflich machte, daß es nicht auf den ersten Gedanken, sondern auf dessen allmählige Verwirklichung ankomme. Er entschied sich hinsichtlich einer Säkularfeier für das Jahr 1840 und aus Dankbarkeit gegen Mainz für den 14. August. Er legte großes Gewicht darauf, daß wir dann doch hoffentlich Alle so vergnügte Festtage noch einmal mitgenießen könnten; ja, eine so herrliche Feier wäre nicht oft genug zu begehen. Den Gedanken einer Preisaufgabe, wodurch den um die Ersuchung der fraglichen Erfindung so verdienten Gelehrten zu nahgetreten würde, warf er ganz bei Seite. Vom Präsidententische her hatte Einer die Gefälligkeit, durch vernehmbares Murren das Dahinrollen eines weggeworfenen Gedankens auszudrücken.

Nun schien eine lebhafte Lust angeregt,

Wünsche für das Wann und Wo einer Säkularfeier auszusprechen, als Herr Buchhändler O. W. aus Leipzig die Versammlung aufforderte, sich vor Allem für competent zur Fassung eines allgemeingültigen Beschlusses zu erklären. — Anfangs glaubte ich, ein Schalk stecke hinter diesem Vorschlage, und es sei auf eine scherzhafte Diversion abgesehen. Es ward mir nämlich bei dem schwülen Wetter jenes Tages schwer, zu begreifen, wie die versammelten Herrn sich selbst für competent erklären und eine angenommene Macht geltend machen könnten. Allein das Verlangen war wirklich aus tiefstem Ernst gemeint; dieß zeigte die Lebhaftigkeit, mit welcher der Antragsteller wiederholt für die Competenz sprach; dieß zeigte die Heftigkeit, mit der Viele die Frage ergriffen, so daß der Saal in tumultuarische Bewegung kam. Solche Wirbel regen auch den ruhigsten auf: ich konnte nicht widerstehen, gegen meinen Vorsatz mit d'rein zu reden; indem ich bat, man möchte die Competenzfrage fallen lassen. Daß ein paar

hundert zum Theil unbekannte Männer nach Belieben ein Fest ansetzten, könne für Deutschland kein Beweggrund zu Begeisterung werden. Wohl sei man in diesen Tagen zu Tausenden nach Mainz gekommen: ein durch ruhmwürdigen Eifer zu Stand gebrachtes Monument Gutenbergs habe solche große Begeisterung entzündet. Ein ähnlicher, außer dem bloßen Belieben Einzelner liegende Beweggrund werde auch eine jubelvolle Säcularfeier hervorrufen. Man möchte sich also vor Allem über etwas Objectives berathen, woran man die nächste Säcularfeier knüpfe. Darin aber, daß wir alle recht gern bald wieder ein paar lustige Tage mitmachen möchten, fände ich keinen Entscheidungsgrund für irgend ein Jahr, für welches sonst nichts spräche.

Hatte ich mich nun in der Hast des Eifers nicht deutlich genug ausgedrückt, oder war man jeder weiter führenden Untersuchung abgeneigt: genug, die Stimmung der Anwesenden wurde jetzt leidenschaftlich besonders für die Competenzfrage.

Man war endlich froh, daß es zur Abſtimmung kam. Allein bei der vom Präſidenten geſtellten Frage, — ob ſich die Verſammlung für competent erkläre zu beſtimmen, wann die Säcularfeier ſtatt finden ſolle, entſtand ein neuer Tumult. Statt „Solle“ wurde „Möge“ vorgeſchlagen. — Nein Solle! Nein, Möge! ſchrie es hüben und drüben. Es mußte alſo erſt über dieſe wichtigen Worte abgeſtimmt werden, und — der Abſolutismus des Soll trug den Sieg davon. — So hatte man ſich einſt auf Kirchenverſammlungen um Worte, ja um Partikeln mit Mund und Fauſt geſtritten; wobei die, einen Glaubensartikel zurechtſtampfende Majorität ſich gerade in die tollſte und abſurdeſte Meinung hinein gerast hatte, — wie es ja menſchlich iſt.

Die Competenzfrage war nun mit Ja entſchieden. Man fügte nur noch hinzu, das Soll bezeichne bloß einen moraliſchen Zwang. Die Majorität gab alſo nach, daß ſie ſich um einen Sieg des Soll über das Möge nur darum ſo ſehr

ereifert habe, damit Soll am Ende ſo viel als Möge bedeute. Der Beſchluß lief alſo darauf hinaus, daß eine Anzahl Buchdruckgenoſſen competent waren etwas zu beſtimmen, um was Deutſchland ſich nicht zu bekümmern brauchte.

Man ſtand nun am Jahre der zu begehenden Säcularfeier. Herr Aull hatte ſchon früher auf 1840 hingedeutet, und Herr C. aus Nürnberg brachte nun dieſes Jahr in Vorſchlag. Er berief ſich auf die von den Altvordern hergebrachte Meinung von dem Jahre der Erfindung, und zog zur Unterſtützung dieſes Grundes noch eine Fauſt aus der Taſche; indem er Namens der Buchdruckverwandten erklärte, — ſie würden jeden Falls im Jahre 1840 das Feſt feiern.

Nun war mir auf einmal klar, woher die gereizte Stimmung rührte, mit der ſo Mancher geſprochen hatte. Es galt alſo nicht darum, in ehrlicher Beſprechung das Angemeßne zu finden, ſondern nur das von den Herrn Buchdruckern Zugemeßne zu erfahren. Das alſo hatten ſie in

den Taſchen, als ſie ſo gravitätiſch einhergingen? Was half es, daß Herr Fr. F. aus Leipzig dem Nürnberger widerſprach und erklärte, die Buchhändler hätten nichts beſtimmt, und würden ſich dem Beſchluſſe der Verſammlung unterwerfen? Die zahlreichen Buchdrucker murrten laut bei jedem ihnen nicht gefälligen Vorſchlage, und beklatſchten Jeden, der ihnen nach Wunſche ſprach. — Wirklich wurde 1840 nach wenig Debatten für das Säcularjahr beliebt, und bald kam man auch über den Tag der Feier in's Reine. Gutenberg hieß Johannes; dieſer Namenstag fällt in die ſchönſte Zeit des Jahres, die Tage ſind am längſten, die Luſt- und Badereiſenden ſind ohnehin in Bewegung; der Tag hat etwas uraltfeſtliches, kurz: „Johannes ſoll er heißen." —

Um das Wo der Feier war man noch weniger verlegen; es fand einen entſchloßnen Verleger. Der Nürnberger, der ſo genau gewußt hatte, welches Jahr die Buchdrucker für das Feſt wollten, erklärte auch mit vieler Sicherheit: Die

Säcularfeier sei überall Lokalsache; sie müsse überall in Deutschland begangen werden, wo sich eine Presse befinde. — Ein lauter Beifall bestätigte, was Herr C. bestimmt hatte.

Ich übergehe die Lebehoch mit denen man zum Schluß die hohen Beschlüsse feierte. Man war so vergnügt über die zu Stand gekommenen Resultate, daß man Jedem gern das höchste Hoch gönnte. Ja, als der Präsident von der Höhe des ihm zuerst gebrachten Hoch herab vorschlug, man möchte auch die Fremden hochleben lassen, jubelten diese Fremden selbst mit, und es war sehr rührend, daß diejenigen, die sich selbst für competent erklärt hatten, auch die Kosten ihres eignen Lebehochs bestritten.

So endigte ein schönes und denkwürdiges Fest für diejenigen, welche eine gleich großartige Nachwirkung erwartet hatten, mit tiefem Bedauern. Es thut mir leid, daß ich hinter den Fußstapfen des allgemeinen Jubels her die Kritik oder gar den hypochondrischen Bruder derselben

— den Krittel ſchicken ſoll. Ich weiß auch, — es ſoll Einer lieber im rechten Augenblick bellen, als hintennach keifen. Aber wäre ich nur über die gelehrten Streitigkeiten hinſichtlich der Erfindung des Buchdrucks wenigſtens ſo unterrichtet geweſen, als ich in meinen Erwartungen von den Unterrichteten getäuſcht und verblüfft war: ich hätte ſchon meiner natürlichen Beſcheidenheit Herr, und der heftigſten Worte Meiſter werden wollen. Allein der Ununterrichtete, Unvorbereitete durfte in ſo wichtiger Angelegenheit nicht reden; wenn er auch ſpäter nicht umhin konnte, ſeine Unzufriedenheit ſich in Folgendem klar zu machen.

Wenn ich mich nämlich auch mit der Competenzfrage, wie ſie gemeint war, nicht befreunden konnte; ſo glaube ich doch allerdings, daß die am dritten Morgen verſammelten achtbaren und wohlgeſinnten Männer ſich die Befugniß heraus nehmen durften, — von der Geburtsſtätte Gutenbergs, vom neuen Fußgeſtell ſeines Denkmals aus, Deutſchland an eine Säcularfeier der unſchätzbaren

Erfindung zu mahnen. Wenn man dabei allerdings auch ein Jahr zu jenem Feste vorzuſchlagen hatte: ſo konnte man die Frage nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt nicht ſo bei Seite werfen, wie es geſchah. „Mögen das die Gelehrten ausmachen!“ hieß es. — Ei, nur in der Erfindung, die ja gefeiert werden ſollte, lag auch der objective Beweggrund zur begeiſterten Feier für Deutſchland. Nur hier, nicht im Belieben der Verſammelten, lag die Springfeder für den vielbeſprochnen moraliſchen Zwang oder für eine moraliſche Ueberzeugung; auch nicht in der Ueberlieferung der Altvordern, bei welcher man ja einer neuen Beſtimmung gänzlich hätte entrathen können. — Nun wäre freilich, was bedeutende Gelehrte noch nicht hiſtoriſch hatten feſtſtellen können, von einer Verſammlung meiſt Ungelehrter aus dem Stegreiſe noch weniger zu beſtimmen geweſen. Allein Raum mußte gegeben werden, ſich über die Umſtände der erſten Erfindung und über den Segen ihrer Folgen auszuſprechen, und die bis jetzt gewonnenen

Resultate der gelehrten Forschungen kurz vorzulegen. Hier konnte man alsdann auch die Ansicht geltend machen, daß es nicht gerade auf das noch nicht mit Gewißheit ermittelte Jahr der Erfindung ankomme; man könnte meinethalb auf Columbus verweisen und darthun, daß man eine Säcularfeier seiner Entdeckung nicht nach dem Jahr seines ersten glücklichen Einfalls, seiner Vermuthung oder Ueberzeugung, noch nach den Jahren berechnen müsse, wo der große Mann mit seinem großen Gedanken an verschiednen Höfen um ein Schiff gebettelt habe; sondern wo zum ersten Mal Land! Land! gerufen worden sei. — Jeder Sprechende hätte dann seinen Vorschlag wegen des zu feiernden Jahres auf's Beste unterstützt, und eine Abstimmung hätte am Schlusse die Ueberzeugung herausgestellt, welche die größere Anzahl gewonnen hatte. Jene redlich und unbefangen aufgefundnen Gründe und Ansichten, welche geeignet waren, unter Hunderten eine Majorität hervor zu rufen, hätten natürlich eine solche auch unter Tausenden,

hätten sie in Deutschland gewinnen müssen, und der Vorschlag des Jubeljahrs wäre auf einen objectiven Grund gestellt worden. So hatte ja der Vorschlag des Johannistags um seiner Motive willen einen ungetheilten Beifall erhalten.

Hierauf wäre man dann zur Berathung über den Ort der Feier geschritten. Da mußte man sich aber über die nürnberger Spielsachen weit hinaus erheben. Es mußte auf keinen blauen Montag für Buchdruckgehülfen abgesehen sein, an dem man in jedem einzelnen deutschen Druckort Vormittags in schwarzem Frack und schwarzer Hose mit dem Gesangbuch unterm Arm in die Kirche, und Nachmittags mit der Pfeife im Sack in's Wirthshaus ginge. Nein, es mußte, um es kurz heraus zu sagen, — ein Nationalfest gegründet werden.

Wir berufen uns, wenn von unserer politischen Zersplitterung die Rede ist, so zufrieden und stolz auf das mächtige Band der gemeinsamen Sprache und Literatur. Warum nehmen wir nun den

ſichtbaren Repräſentanten der Sprache und Bildung, — die Schrift, nicht zum Mittel, unſere ideelle Einheit von Zeit zu Zeit auch einmal ſichtbar zu machen; indem wir die, bedeutſam genug, auch in Deutſchland gemachte Erfindung des Buchdrucks, und zumal eine wirklich zur Ausführung vorgeſchlagne Säcularfeier derſelben zu einem deutſchen Einigungsfeſt erheben? Was knüpfte einſt die eben ſo politiſch zerſplitterten Griechen zu einer ſtolzen Einheit zuſammen, als das Jubelband ihrer großen, gemeinſamen Feſte? Welchen Gewinn für die nächſten Jahre haben wir ſo blind aufgegeben in dieſer geiſtig-flauen, öden, verdrießlichen, ſelbſtſüchtigen Zeit, die eines Jubels zur Stärkung der Lungen vor herrſchender Engbrüſtigkeit, eines großen Gemeingefühls zur Belebung der immer mehr verknöchernden Herzen dringender, als je ein früheres Zeitalter bedarf! Wer wird es künftig begreifen, daß in einer Verſammlung von Schriftſtellern und Buchdruckern, bei der Feier des Erfinders des Buchdrucks der

Zuſtand der deutſchen Preſſe nicht zur Sprache gekommen iſt? Ja nicht einmal für eine kurze Darſtellung des jetzigen Zuſtandes der techniſchen Preſſe und der Entwicklung der großen Erfindung war geſorgt. Warum hat denn Keiner der Competenzeifrigen, nachdem auf das Jahr 1840 das Jubiläum votirt war, den Antrag zu einer Adreſſe an jene hohe deutſche Behörde gemacht, von welcher zur Verherrlichung jener Feier, nach drei Jahren ein der Bildung der deutſchen Nation würdiges Preßgeſetz gegeben werden konnte? Wenn wir vertrauens- und hoffnungslos geworden ſind, haben wir denn damit auch unſere Wünſche und Bedürfniſſe, aufgegeben? Oder wären wir in der Majorität ſo bornirt geweſen, das vielleicht Fruchtloſe auch für unnütz zu halten?

Vielleicht oder ſehr wahrſcheinlich hätte aber ein ſolches deutſches Feſt die Genehmigung der deutſchen Regierungen nicht gefunden?

Das mußten wir abwarten. Der votirte blaue Montag blieb uns immer noch übrig; das

beklagenswerthe Mißtrauen in unſerer Atmoſphäre iſt kein Nebel, der in der Ebene liegt, ſondern eine Wolke, die in der Höhe ſchwebt: die Throne verlieren darunter an ihrem Glanze; doch der Weg des Rechten und Würdigen liegt klar vor uns, und wir können ihn einſchlagen. Zum Ueberfluſſe hätten wir Bürgſchaft voraus geben können; indem wir das deutſche Feſt nach Mainz verlegt, und unſer deutſches Jubelherz unter den Schanzen der Bundesfeſtung hätten laut werden laſſen. Zudem wäre Mainz auch in andrer Hinſicht der geeignete Platz für ſolch' ein Feſt geweſen. Denn nicht nur iſt Mainz der Geburtsort Gutenbergs, und hat in dem ſchönen Monumente einen Hochaltar für eine ſolche wiederkehrende Feier, ſondern es liegt auf jener ſchönen Gegend auch noch ein matter Purpurſchimmer der ſtolzen deutſchen Zeit, als an dieſen Ufern das Volk mit ſeinen Herzogen und Grafen in großen Angelegenheiten verſammelt war. — Glückliche Zeit, wenn

Volk und Fürsten noch etwas Gemeinsames haben, und ein lebendiges Ganze machen.

Ich will diese Gedanken nicht ausführen, will es nicht austräumen, auf welche Weise würdig und bedeutungsvoll ein solches Nationalfest hätte begangen werden können, zu welchem sich nicht nur die technischen, sondern auch die geistigen Erben Gutenbergs eingefunden hätten, um Wettkämpfe zu bestehen und Ehrenpreise zu gewinnen. Es ist leider! genug gesagt, um zu beklagen, wieweit man in jener Versammlung entfernt war, etwas Bedeutendes zu beschließen oder nur zur Sprache zu bringen. Wahrlich, ich habe in jenem Theile meines Herzens, in welchem eine Kammer für die deutschen Angelegenheiten warm ist, lange keinen so unverwindlichen Schmerz empfunden, als nach jenem philisterhaften Morgen des dritten Festtages, nachdem ich am Morgen des ersten Tages Tausende hatte die rauschenden Freudenfittiche schlagen sehen. — Ihr glaubt, es wären Hüte, Sacktücher, Sonnenschirme gewesen? Nein,

Flügel waren es, die den frommen, frohen Menschen über die Häupter hinaus wuchsen. —

Und daß auch ich geschwiegen, als mich die unverstandnen Gereiztheiten, die unbegreiflichen Engherzigkeiten in der Versammlung verblödeten; daß ich nicht, wenn auch unvorbereitet, auf Tüchtigere vertrauend, wenigstens ausgerufen habe: Man erwartet Bedeutenderes von euch, ihr Schriftsäßigen und ihr Schriftsetzer, als euren beschloßnen blauen Montag auf Johannis 1840, — dafür schlage ich hier an meine Brust, und rufe mir zu: Auch du warst unter den Philistern! — —

Als wir des andern Mittags über die Schiffbrücke nach unserm Hanau zurückkehrten, warfen wir noch einen dankbaren Blick auf die beiden ersten Festtage, wo wir so viel Imposantes und Erfreuliches genossen hatten, — mit Anerkennung des Verstandes, des Eifers und der A··sdauer, ohne welche etwas so Großes nicht hätte zu Stande kommen können. Indem wir das Comité dafür priesen, mußten wir im Stillen über die Aengste

und Anſtalten derjenigen Behörden lächeln, die wie uns umſtändlich erzählt worden, gelegentliche Unruhen oder gar eine Revolution gefürchtet hatten. — Die Bewegung begeiſterter Menſchen muß ſich doch auf den Höhen des Staates wunderlich ausnehmen. Oder ſollte man etwa auf ſo kalten und kahlen Gipfeln auch am Geſicht einbüßen? — Nur das tröſtet, daß der Ausfall an höhern Sympathien durch das Selbſtgefühl gedeckt wird, das in den tiefern Regionen des bürgerlichen Lebens immer mehr zunimmt.

III.

Der ſegenreiche Bildſtock.

Eine Geſchichte für Gläubige.

Bonaventura Kübel war in dem zweiherrigen Grenzorte Görresbach geboren, und zwar auf der rechten Seite des Baches, der das Dorf theilte. Auf der linken Seite war Alles rechtgläubig; auf der rechten wohnten lauter irrgläubige Lutheraner. Die Reformation hatte noch nie über den Bach hinausgekonnt, obſchon er viele Krümmungen machte. Bonaventura war aber auf beiden Seiten für einen armen Schelm bekannt, und mochte es daher mit Wahrheit ſein. Die Schule hatte

er nicht ſehr fleißig beſucht, deſto emſiger aber allen Gaunereien obgelegen. Dennoch wußte er, als er die Schule verließ, noch etwas mehr als der Schulmeiſter: daß er nämlich eben nicht viel wiſſe. Kopf aber hatte das Kübelchen für Alles, was an lauen Sommertagen oder in langen Winternächten irgend zu ſeinem Vortheil auszugrübeln war.

Durch mancherlei kleine Dienſte um Fuhrleute und Reiſende hatte ſich der junge Kübel ein paar Thaler zuſammengebracht, und legte ſie zu einem tragbaren Krämchen von allerlei Spielereien und kleinen Brauchbarkeiten an. Bürſten und Schwefelhölzchen, Nadelbüchschen und Feuerzeuge, Hoſenſchnallen und Mieberſchnüre, Kinderpfeifchen und Hemdknöpfe, Meſſer mit beinernen Stielen, Döschen mit herausſpringenden Mäuschen, und — wer will die Sächelchen alle nennen, die er bunt durcheinander feil bot. An katholiſchen Feiertagen war er auf der linken Seite des Baches eben ſo geſchäftig als an Jahrmarkttagen auf der rechten. Er

hatte schon damals den Grundsatz: Ein jeder Glaube trage seinen besondern Segen, und wer nur eine gute Hosentasche habe, könne auch verschiedne Segen einstecken. — Er nannte das einen vermischten Segen. Außerdem fand sich Bonaventura ungeachtet seines hinkenden Beins auf allen auswärtigen Kirchweihen und Jahrmärkten ein, und obgleich er ein Fell auf dem rechten Auge hatte, konnte ihm doch Niemand einen unrechten Groschen aufhängen. — So wuchs durch überlegte Thätigkeit und Sparsamkeit sein weniges Geld zu einem kleinen Vermögen. Nun verwandelte sich auch nach denselben Gesetzen, nach welchen ein Mann der Bewegung durch Wohlhabenheit stabil wird, Kübels tragbarer Waarenkasten in eine stehende Bude. Nürnberger Waaren, Lebkuchen, Halstücher, Hosenträger, Tabakspfeifen, Dosen, silberne Ringe, Kruzifixe und Pelzkappen nebst vielen andren Sachen gingen jetzt zu und ab. Die Zoll- und Mauthgrenze in der Nähe gab Gelegenheit zu manchen kleinen Unter-

nehmungen auf großen Gewinn, und das flatternde Glück fand am hinkenden seinen Spaß. —

Wie Meister Bonaventura endlich im Stande war, ein nettes Häuschen im Ort anzukaufen, und einen nicht übel ausgestatteten Laden von Specerei- und Ausschnittwaaren einzurichten, dachte er an eine vortheilhafte Heirath. Ein reiches Mädchen, pflegte er zu sagen, ist eine Kapitalsache. Er brauchte überhaupt gern Ausdrücke der Handelschaft, wie er sie aus Zeitungen oder aus dem Munde von Musterreitern im Wirthshause erschnappte. Die Kapitalsachen waren aber rar in der Umgegend, zumal für einen Mann, der in der Liebe nur nach einer Seite sah, und zwar nach der linken, seines rechten Augenfelles wegen, und der, wenn sich eine seltne Gelegenheit ergab, seines hinkenden Beines halben zu spät kam. Endlich zeigte sich doch ein Gegenstand, der gerade mit dem linken Auge angesehen werden mußte, und auch einem Hinkenden nicht davon lief. Dieß war das hübsche Dortchen im benachbarten

katholiſchen Orte Welkers. — Dortchens Geliebter, ein beim nächſten Grenzzollamte Angeſtellter, war vor etwa einem halben Jahre auf einem nächtlichen Streifzuge gegen eine Bande Schmugler tödtlich verwundet worden, hatte aber vor ſeinem Ende der Geliebten und dem Knaben, den ſie von ihm hatte, ein Anſehnliches vermacht. Jetzt ſtarb der kleine Junge an der Bräune und Dortchen war Beſitzerin jenes Vermächtniſſes und eine kleine Kapitalſache geworden. Meiſter Bonaventura hielt es für keine üble Speculation, dieſe verfallne Schuld, wie er ſich ausdrückte, zu ſeinem Profit einzutreiben. Er hinkte nach Welkers, und zeigte dem putzſüchtigen Dortchen Proben neuer Stoffe aus ſeinem Laden. Dortchen kam wieder herüber, und beſah den Laden nebſt der Gelegenheit. Herr Kübel wußte dem verwitweten Mädchen begreiflich zu machen, wie ſehr ein kleines Vermögen in ſolchem Geſchäft rentire, wie gar zu lieb ſich eine junge hübſche Frau in einem modiſchen Häubchen im neuen Laden ausnehme, und wie einnehmend

es ſei, wenn eine ſo ſchöne Hand das Geld in den Spalt des Ladentiſches ſtreiche.

Das Geſchäft ward ſoweit richtig gemacht, daß Dortchen ſich nur noch mit ihrem Beichtvater berathen wollte. Im Beichtſtuhl und auf der Kanzel ſei jetzt gar viel heimliches und lautes Gerede von den gemiſchten Ehen, ſagte ſie, — der Himmel wolle, daß die Geiſtlichen ſich jetzt mehr, als ſonſt, in die Ehe miſchen müßten. Was hätten denn auch ſonſt die neu wieder aufgekommenen Kapuziner zu thun! — Meiſter Kübel hatte nichts dabei zu erinnern,. und bat Dortchen nur, zu ſorgen, daß die frommen Herrn ſich nicht in ihr Vermögen miſchten. — Pater Azarias, ein kränklicher Alter, eiferte zwar gegen die gemiſchten Ehen, erkannte aber doch den Vortheil, wenn ein katholiſcher Keim vielleicht jetzt auf der rechten Seite des Görresbaches Wurzel und das Kloſter auf dem lutheriſchen Ufer einen Fuß faſſen könnte. Er ſprach daher mit Kübel ſelbſt und verlangte, daß alle Kinder katholiſch getauft und erzogen

werden müßten, Kübel überdieß auch schriftlich verspreche, in liebevollem Umgange mit Dortchen seine Augen dem wahren Lichte des Glaubens zu öffnen.

Für mein rechtes Auge mit dem alten Fell kann ich nichts versprechen, versetzte Kübel, im Uebrigen aber bin ich Alles zufrieden. — Es kam nunmehr sehr schnell zur Hochzeit mit seiner Associén, wie Kübel sein Dortchen nannte. Dabei ging es hoch her. In Ermanglung angesehener Verwandten wurden die besten Kunden des Hauses Kübel eingeladen. Sie kamen auch alle in der christlichen Absicht, ihren bisherigen eifrigen Schimpfreden über Kübels Nachgiebigkeit und Niederträchtigkeit ein Ziel zu setzen. Herr Bonaventura war diesen Tag ungemein aufgeräumt. Als Einer der Gäste das Wohl des neuen Paars ausbrachte, wollte er keine Antwort schuldig bleiben, und erhob sich mit den Worten: Ich danke euch, edle Kunden des Hauses Kübel, in meinem und Dortchens Namen. Ja, wir werden eine Ehe

führen, in der es nie flau gehen wird, in welcher die Liebe stets ein gangbarer Artikel bleiben, und die Treue nie einen Stoß bekommen soll. Ob uns der Himmel auch Kinder in Commission geben will, steht bei ihm. Mit oder ohne solche Artikel werden wir immer ein Paar sein, das sich zu vertragen weiß: meiner Dorothea sehe ich nach, daß sie einmal gefallen ist, dafür sieht sie mir nach, daß ich alle Tage hinke.

Aber den Witz soll sie ihm nie vergessen haben. —

Das Hauswesen zog nun ganz gut. Die junge Frau richtete es ein, daß Gastereien gegeben wurden, wodurch man die Honoratioren der Nachbarschaft für das Handelshaus Kübel gewann. Herr Kübel fühlte sich geehrt; nur Frau Dorothea fand, daß die Männer lieber beim Glase Bescheid — als bei den Frauen artig thäten. Kübel that das Seinige; doch waren beide Eheleute in einem Stücke nicht vergnügt, daß sie nämlich keine Kinder hatten. Und obschon nun Madame Kübel

gerade mit dem frühen Verluſt ihrer Unſchuld ſich als ſchuldlos am häuslichen Kreuze ziemlich ſchlagend hätte darthun können; ſo ließ ſie ſich doch lieber von ihrem Manne ein todtes Kapital ſchelten, und ſchwieg.

So ging ein Jährchen um das andre hin, und Bonaventura gewöhnte ſich zum Zeitvertreib an's Wirthshaus. Der Pater Azarias kam bei ſeiner Kränklichkeit ſeltner, als es ihm lieb wahr, und übertrug endlich die Beaufſichtigung der Kübel'ſchen gemiſchten Ehe einem jungen hübſchen Pater, Namens Firmian. Dieſer hatte ſchon mehr Sinn für das Wirthſchaftliche und Handelsweſen, ſprach darüber mit Meiſter Bonaventura, ließ deſſen Einſichten für etwas gelten, und machte dem vergnügten Alten ſogar die Freude, daß er der Frau Dorothea das Nöthige wegen der doppelten Buchführung beizubringen verſprach. Was aber dem Meiſter Kübel über Alles ging, ſo machte ihm Pater Firmian Hoffnung zu einer langgewünſchten Nachkommenſchaft. Bei einem

traulichen Mittageſſen ſchlug er ihm nämlich vor, zur Erlangung ehelichen Segens einen Bildſtock zu ſtiften, und von ihm einſegnen zu laſſen. — Unſer Kloſter hat ein geheimes Privilegium für ſolche Bildſtöcke, erklärte Firmian. Alles in der Welt verändert ſich, und wenn auch in unſerm Lande die alten Klöſter wieder hergeſtellt werden, ſo haben ſie doch neue Zwecke. Die Welt iſt einmal nicht mehr für das Beſchauliche, ſondern für das Begreifliche; alſo wollen wir Kapuziner uns auch nicht mehr mit dem bloßen Schauen begnügen. Die Statiſtik, welche heutiges Tags die eigentliche Staatsweisheit vertritt, macht den Klöſtern den Vorwurf, ſie verminderten die Population: wir wollen die Statiſtik beſchämen. Unſer gnädigſter Landesvater ſagt: Mein Land braucht noch die Klöſter. — Er hat Recht! Und wahrlich an uns ſoll es nicht liegen, daß er noch über ſein Grab hinaus Recht behalte. Mit dem Bildſtocke habe ich ſchon Verſuche gemacht, namentlich bei einem Geheimrathe, den ich nicht nennen will,

der aber noch älter war, als Ihr, Meister Bonaventura, und es hat gut gethan. Daher laßt Euch rathen! —

Der Alte ließ sich überreden. Pater Firmian wußte zu sprechen, daß es einem Manne, wie Meister Kübel, schwindlich wurde. Ueberdieß sollte die fromme Stiftung auf der katholischen Seite des Baches ausgeführt werden, und der Stifter den diesseitigen Nachbarn verheimlicht bleiben. So stand denn mit Hülfe eines geschickten Steinmetzen in kurzer Zeit zur allgemeinen Erbauung am Wege nach der nahen Bergkapelle ein angemalter, steinerner Bildstock, — vorn den 14 heiligen Nothhelfern, und auf der Rückseite den 40 heiligen Märtyrern geweiht.

Bonaventuras Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Es dauerte keine neun Monate, so hatte der vergnügte Kübel ein gesundes Bübchen auf seinen Armen. Es wurde am 6. Januar, auf den Tag der heil. drei Könige, getauft, und schon auf den Tag der vier Gekrönten, am

8. November deſſelben Jahrs, ward ihm ein zierliches Mädchen dazu geboren.

Nach der Geburt des erſten Kindes hatte er das Wirthshaus vermieden, und ſich an die Wiege gewöhnt, obſchon ihn ſeine Frau freundlich antrieb, ſeine alten Freunde nicht ganz zu vernachläſſigen. Jetzt wurde er über das Zuſammenſchreien zweier Kinder doch manchmal ungeduldig, und ſah gegen den folgenden Herbſt nicht ohne Angſt die Frucht eines neuen Segens wachſen. Wenn er jetzt an dem einſt bunten und nun in Regen und Sonne abbleichenden Bildſtocke vorüber ging, warf er, ſelbſt mit ſeinem geſunden Auge, einen giftigen Blick auf das ſteinerne Weihgeſchenk, von dem ſo viel Segen kam. Pater Firmian, der ihn immer auf heitre Gedanken zu bringen ſuchte, und ihm, wenn es nicht anders gehen wollte, etwas von ſeiner eignen Schalkhaftigkeit lieh, machte ihm den Vorſchlag, er möchte doch nun ſeine Firma erweitern und ſich „Kübel und Compagnie“ ſchreiben. Dieſer gute Gedanke beſchäftigte den Alten, bis

gegen Herbſt Frau Dorothea abermal von einem ſtarken Knaben genas. — Mißmuthig ging Bonaventura umher; jeder Schrei der Kleinen verſtimmte ihn, jede Ausgabe für ihre mancherlei Bedürfniſſe ängſtigte ihn; ſo daß er abwechſelnd ein Knicker und ein Verſchwender ward, je nachdem er nämlich im Hauſe umhergrübelte, oder ſich außer dem Hauſe zu zerſtreuen ſuchte. — Oefter als ſonſt ging er jetzt am Bildſtocke vorüber, und da einige heftige Regengüſſe von Spätgewittern das hügelige Erdreich hier und da durchwühlt hatten, ſo prüfte er jedesmal, ob der Bildſtock nicht gelitten habe, und etwa — umfallen möchte. Da er ihn aber wie für die Ewigkeit geſtellt fand; ſo bohrte er mit ſeinem Stocke ein klein wenig um und unter das Fußgeſtell, lobte den gründlichen Maurermeiſter, und ſeufzte.

Doch die fromme Stiftung ſegnete unverdroſſen fort. Das vierte Kind war abermals ein Junge. Zum erſten Mal verſchüttete der alte Kübel einige bittere Worte wegen des Bildſtocks

gegen den Pater Firmian, ja er goß über denſelben, der ſo ſchalkhaft in ſich hinein lächelte, einige herbe Redensarten über Schadenfreude, ſchlechte Rathgeber u. ſ. w. aus. Da er indeß hinter dem Rücken des Geſcholtenen ſeine Frau eine Fauſt voll Fürbitte erheben ſah, ſo lenkte er ein, und fragte begütigend den Pater, wieviel Kinder denn jener Geheimerath durch den Bildſtock bekommen habe.

Vier Kinder! war die Antwort.

Vier? Hm, Hm! Und wie hoch war der Bildſtock.

Irre ich nicht, — vier Fuß hoch ohne das Fußgeſtell.

Vier Fuß? Und vier Kinder? Es könnte vielleicht möglich ſein — — — in Beziehung ſtände. Segen — — fußweiſe zugemeſſen —! brummte Bonaventura unverſtändlich in ſich hinein, und ſetzte laut hinzu: Mein Bildſtock iſt fünf Fuß hoch, ich habe des Guten überflüſſig gethan.

Dieſe verſchluckten Gedanken ſchienen ſeinen

Mißmuth abgeführt zu haben, und Bonaventura einem fünften Kinde, um des fünften Schuhs am Schafte des segenreichen Bildstockes willen, mit Gelassenheit entgegen zu sehen. Das fünfte Kind kam auch wirklich, ein Mädchen, und zwar eines von den Schlimmen, die — ich weiß nicht, sieben oder siebenzehn Wochen lang — bei Tag und Nacht schreien, und dem Hause wie der Nachbarschaft zur Last sind. Der alte Kübel aber war voll Geduld, und trug Alles im Gefühl, daß sein Glück und sein Segen nunmehr ausgemessen sei. Dem Pater Firmian trug er zwar im Herzen den Bildstock immer ein wenig nach; aber er vertrug sich doch sonst ganz gut mit ihm. Der Pater sprach zwar viel über die jetzige große deutsche Frage wegen der gemischten Ehen; allein er verlangte doch nicht, daß Kübel katholisch werden solle, und that überhaupt, als wenn die Kinder einen katholischen Vater hätten. Ja, er ließ es nach wiederholtem Corrigiren endlich auch hingestellt sein, daß der alte Kübel ganz unverbesserlich immer

— „vermiſchte“ Eben ſtatt gemiſchte ſagte.

Dieſe Zufriedenheit dauerte eine geraume Zeit, bis ſeine Dorothea ſich wieder über dieß und jenes Reißen und über dieſe und jene Uebelkeiten beklagte. Bonaventura maß mit großen Augen die Frau und ſchnell noch einmal mit nürnberger Maaß den Bildſtock, und fand die Geſtalt bedenklich und den Schaft ein paar Zoll länger, als fünf Schuh. Er war höchſt mißmüthig. — Sollte vielleicht — der paar Zoll wegen noch eine — Fehlgeburt —? brummte er in den Bart, und — ließ ſich raſiren. Ueber die Kleinen, die um ihn her rutſchten und liefen, zankte er, und wie er einſt über das todte Kapital ſich ereifert hatte, war er jetzt über die laufenden und aufwachſenden Zinſen erbost.

Bald blieb ihm über ſeine Hoffnung auf neuen Segen kein Zweifel übrig; daher er denn wieder fleißiger um das Fußgeſtell ſeines Bildſtocks bohrte. Er mußte dieß ganz verſtohlen thun;

denn der Bildstock hatte schon durch die Kapuziner weit und breit einen großen Ruf erlangt. Man sah oft noch spät in der Nacht heimliche Pärchen nach dem von Buschwerk umgebenen Bildstocke schleichen und selbst aus der Residenz, oder aus dem nicht weit entlegenen Bade Brückenau, kamen vornehme Frauen angefahren, und knieten vor den 14 Nothhelfern des Bildstocks. Denn was man auch gegen die Wiedereinführung der Mönche sagen mag: sie bringen doch immer die Wunder wieder mit, einen ganz ausgegangnen Artikel, zu welchem sie allein noch das Recept haben.

Bonaventura, der zur rechten Zeit eben so ungläubig sein konnte, als er sonst gläubig war, ließ sich durch jenen Wunderruf nicht hindern, an seinem Bildstock zu bohren. Zu seiner Zufriedenheit ließen sich kleine Steinchen unter dem Fußgestell hervor wühlen, und so fuhr er denn mit diesem trostvollen Zeitvertreib an den späten Dämmerabenden des Aprils fort. Endlich am Vorabende des Jubilate-Sonntags bemerkte er zum

ersten Mal, wie das Fußgestell ein wenig wiegte, und die Säule schwankte. Er schlich wie ein Dieb nach Hause.

Mehr wagte er nicht zu thun. Nur wenn er vorüber ging, — und zufällig ging er fast täglich vorüber — rüttelte er mit der Hand ein wenig am Bildstock, um ihn gleichsam wie einen säumigen Bezahler zu erinnern. — Erdbeben gibt's bei uns nicht, dachte er dann im Weggehen; aber der Südwestwind, der hier zu Lande gern stürmt, hat einen recht andächtigen Zug nach dem Bildstocke. Es war kein übler Einfall, daß ich ihn just hierher setzen ließ. Wenn nur die 14 Nothhelfer auch einmal einen richtigen Einfall bekämen!

In dieser Stimmung, die ihn witzig machte, brachte er Woche um Woche, einen schönen Sonntagabend um den andern und die sich verlängernden Herbstabende hin, bis auf den 2. November, am Allerseelentage, als die katholischen Einwohner auf der linken Seite des Görresbaches nach der

Kirche gingen, und der alte Kübel, höchst ärgerlich über den Kinderlärm und über seine wehklagende Dorothea, in die Schenke hinkte, um auch auf seine Weise der Todten bestens zu gedenken, da ihm die Lebenden zu viel zu schaffen machten. Er hattte aber kaum ein Stückchen Preßkopf gegessen, und an seinem Schnäppschen zweimal genippt, als das Kindermädchen gelaufen kam, und meldete, daß seine Frau glücklich niedergekommen sei.

Lebt das Kind? fragte er.

Ja, es schreit rechtschaffen! antwortete das Mädchen.

Und ist ein ganzes, wohlconditionirtes Kind?

Ja wohl, Herr! Ein Junge mit Sack und Pack.

Merkwürdig, unbegreiflich! Um der paar Zoll willen, die vielleicht im Wetter noch eingegangen wären. Die verwetterten fünf Schuh und zwei, drei Zoll —!

Die Wirthin kredenzte ihm den Reſt des Glaſes. Ihr ſeid ein glücklicher, geſegneter Vater! ſagte ſie. Schon ein halb Dutzend! Was die Zeit vergeht! Ach die kommen, man weiß nicht wie! Auf die folgenden, die der heilige Franziskus beſcheert, thue ich Euch Beſcheid!

Das wäre unbeſcheiden! rief Meiſter Kübel. Noch mehr? Nun und nichts weiter! Mein Glück iſt ausgemeſſen, iſt übergemeſſen, — das muß ich wiſſen. Es iſt aus damit; — der Artikel wird nicht mehr geführt. Noch ein Gläschen, Frau Wirthin! Es iſt das erſte Mal daß ich zwei —.

Ach Herr, die Madame hat auch noch ein Mädchen gekriegt, keuchte die hereinſtürzende Hausmagd des Meiſters. Ein glücklicher Zwilling iſt im Hauſe. Ihr möchtet doch gleich kommen. —

Aber welche Wuth überkam jetzt den guten Meiſter! Er ſah ſtier in eine Ecke, drückte den dreieckigen Hut tief über das eine Ohr in den

Kopf, und schwang sein spanisches Rohr. Dann stürzte er aus dem Hause, hinkte, was er hinken konnte, durch die Gasse. Die Gänse flatterten schreiend aus einander, und die Dorfjugend rannte jubelnd in einem anwachsenden Rudel durch alle Pfützen nach. Athemlos kam er auf dem Hügel an, wo sein Bildstock stand. Von weitem schon drohte er mit dem Stock, und keuchte: Du willst mich ruiniren mit deinem Segen? Nein, lieber ich dich.

Hiermit warf er Hut und Stock in die Haberstoppeln, drückte sich anstemmend mit dem Rücken gegen den geweihten Stein, bis dieser zum allgemeinen Kinderjubel zusammen stürzte. Nun eilte er, Hut und Stock vergessend, nach Hause, die Dorfjugend wieder hinter ihm her. Zum Glücke für ihn war eben erst die Seelenmesse aus; so daß er über den Scheidebach kam, ehe man erfuhr, welchen Frevel der hinkende Halbgläubige eben angerichtet hatte. An seiner Treppe stand ein junger Musterreiter und fragte

sehr artig nach dem Hause „Kübel und Compagnie".

Was soll's? schrie der heftige Alte. Es ist aus mit dieser Firma: ich will Haupt-Mann im Hause sein, aber ich will keine Compagnie haben.

Und wie er sich umsah, stand Pater Firmian, aus der Kirche gekommen, vor ihm. — Halt! fuhr ihn Bonaventura grimmig an. Sie bleiben mir aus dem Hause. Ich brauche keinen Pater mehr, weder deutsch noch lateinisch. Gehn sie nach Ihrem Bildstock! Die 14 Nothhelfer liegen auf der Nase. Mein Segen soll ein Ende haben. Ich habe meine sieben Kinder. Packen Sie sich, oder ich rufe meinen Ladendiener, und der hat auch Bart. Mich bekehren Sie doch nicht, und von den vermischten Ehen will ich nichts mehr hören!

Die Wöchnerin war derzeit, und blieb noch lange sehr schwach, mithin Meister Kübel allein Herr im Hause. Seine Anordnungen hatten daher

Beſtand. Der Pater wurde ohnehin des öffentlichen Vorfalls wegen in ein andres Kloſter verſchickt, und da der Bildſtock gebrochen war, ſo blieb es auch bei den ſieben geſunden Kindern.

IV.

Die Ruſſen in Deutſchland.

Seit den letzten Jahren ſtößt man zur Sommerzeit neben den zahlreichen Gäſten aus England, die wir ſchon gewohnt ſind, auch mehr und mehr auf Ruſſen, beſonders am Rhein. Manche wollen behaupten, dieſe beiden politiſch grade ſo kräftigen Nationen ſendeten ihre Schüler nach Deutſchland, um politiſche Clinik zu ſtudiren, und am Krankenbette einer — nicht geviertheilten, ſondern faſt gevierzigtheilten Nation die herrſchenden Hirn- und die wechſelnden Unterleibsſchwächen in ihren offenen und verſteckten Symptomen kennen zu lernen.

Allein für meine Person lächle ich zu diesem Irrthume, und bin überzeugt, jene Fremdlinge kommen hauptsächlich nur um ihre eigne körperliche Gesundheit herzustellen. Denn Deutschland ist ja dafür bekannt, daß es unter allen Ländern die mannichfaltigsten Mineralwässer und Heilquellen besitzt. — Die Natur hatte es recht gut mit uns vor! — Auch sollen nirgends in der Welt die Mineralbrunnen schärfer analysirt, und die Bäder zweckmäßiger eingerichtet sein, als bei uns. Kein Wunder, daß die entferntesten Fremdlinge zu uns kommen, und sich über unsere vielen Regierungen und Paßvisirungen hinaussetzen, bloß weil wir doch noch mehr Bitterwässer und Säuerlinge besitzen. Ueberdieß können auch grade Engländer und Russen die Sprudel unterm Taunes doch viel friedlicher schlürfen, als jene am Kaukasus, wo unsere Gäste aus West und Ost einander auch nicht selten begegnen.

Und wenn sie sich nun auf dem engen Raume um den schwarzen Rauchfang eines Dampfschiffes

niederlaſſen, ſo kann man in mehr als einer Hinſicht ſagen, daß ſich hier die Extreme von Europa berühren. Da ſitzen dieſe weſtöſtlichen Fremdlinge auf den grünen Geländerbänken, und ſtrecken einander, ſtatt der Bajonette, die übergeſchlagenen Beine mit Schnabelſtiefeln entgegen. Zwiſchen ihnen iſt ein Wall aus ihren eignen Koffern und Mantelſäcken errichtet, die ſich an der wechſelſeitig fremden Sprache des engliſchen Schiffstheer- und des ruſſiſchen Juchtengeruches als Feinde erkennen, und es im Stillen zufrieden ſind, daß ſie auf dieſem neutralen Boden dann und wann recht hart an einander geſtoßen werden.

Unſere Gäſte aus dem weiteſten Oſten und Weſten Europas kommen zugleich auch aus dem freiſten und aus dem abſoluteſten Staate. Denn die Türkei war kaum ſo abſolut, als Rußland, auch ehe ſie noch mit einer Conſtitution umging. Die im Manifeſte des Sultans ausgeſprochnen Grundſätze, daß der Militärdienſt nur wenige Jahre dauern — und Confiskationen zum Schaden

ſchuldloſer Abkömmlinge eines Verbrechers gar nicht ſtatt finden ſollten, werden noch lange keinen Eingang in Rußland finden, wo der Soldat ſein Leben lang dienen muß, und noch jüngſt die bekannten Confiskationen in Polen geſchehen ſind. —

Iſt es aber nicht merkwürdig, daß die freien Engländer, wie ſie ſich darſtellen und benehmen, viel gebundener, als die Ruſſen erſcheinen? — Ohne alle Feſſeln ſcheint der Menſch nicht beſtehen zu können. Er, der an einem Bande geboren, und beim erſten Schrei von der Hebamme losgeſchnürt wird, findet ſein Leben lang immer neuen Anlaß, zu ſchreien und zu ſtampfen. Damit der freie Engländer nicht ungebunden lebe, hat er ſich ſelber aus ſteifem Zeuge geflochtene Bänder der Manieren, Gewohnheiten, Lebensweiſe und unzähliger Vorurtheile angelegt. Sein Ich, das er ſtets groß ſchreibt, das ſtarke I. ſteckt ihm, wie ein eiſerner Ladſtock im Rücken; kein Wunder, wenn er oft ſteif und unbeholfen auftritt. Er iſt, wie

sein Land, eine Schildkröte, und im Innern seines Gehäuses ganz frei. Der Russe dagegen sucht die Rückenwirbel und Knochenbänder seiner kaiserlichen Ukasen mit beweglichem Fleische weltgewandter Manieren und socialer Präsentation zu überkleiden. Es ist bekannt, daß die politisch unfreien Russen mit ungemeiner Gelenkigkeit der Nachahmung und mit erstaunlicher Geschicklichkeit für die Aeußerlichkeiten des Lebens begabt sind. Die Natur ist nicht ohne Vorsehung: sie hat im Sinne der slavischen Politik eine Volksmasse, die bestimmt war, keinen eigenen Willen zu haben, sehr biegsam gebildet. Während Rußland sein asiatisches Skelet immer mehr mit europäischer Muskulatur überkleidet, scheint England in seiner Seeschale immer mehr zu verhornen.

Treten wir endlich mit unsern zweiseitigen Gästen in wirklichen Verkehr, so fällt uns noch am meisten die verschiedene Gemüthsstimmung auf, in welcher sie zu uns kommen. Der Engländer setzt mit der größten Meinung von sich und seiner

Nation über den Kanal. Es fällt ihm nicht ein, Fremdes anzunehmen; er ist kein rechter Engländer mehr, wenn er es nur gelten läßt. Er hat die Unruhe, die Welt zu durchreisen, nur — wie es scheint — um überall sein Altengland zu vermissen. Dort hatte er nur den englischen Spleen, und erweitert denselben nun durch Reisen zu Weltspleen. Da will er denn das fremde Leben nach seinen heimischen Gewohnheiten am Spieße gebraten haben, — wenigstens *seine* Lebensportion. Der Russe dagegen kommt aus seinen Steppen mit der Voraussetzung tieferer und breiterer Kultur in der Fremde; er bringt die Vorkenntniß ausländischer Sprachen, das Interesse für europäische Civilisation, die Bewunderung deutscher Literatur mit. Er will die Zeit seines Urlaubs nicht unbenutzt lassen, und übt die Landessprache, besucht die öffentlichen Anstalten, kauft Bücher und Kunstsachen, lernt die Männer von Ruf kennen, und versucht, sich in das fremde Volksleben hineinzufühlen. Mancher, der Klavier spielt, verweilt,

wo er die Orgel ſpielen lerne; Zeichner halten ſich auf, wo ſie Gelegenheit finden, ſich im Lithographiren zu üben. Keiner will ohne geiſtige Ausbeute nach Rußland zurückkehren.

Bei dieſer Lernſamkeit der Ruſſen will ich ſtehen bleiben. Hier hangen ſie mit unſerer Literatur zuſammen. Ich rede in Lob und Tadel nicht von allen Ruſſen und Engländern, die uns beſuchen; ich will auch nicht die Vorzüge der Letzteren verkennen, noch die Erſtern überhaupt vorziehen. Ich rede hier zumal nur von literariſchen Ruſſen. Sonſt ließe ſich auch Vieles anführen, was Ruſſen und Engländer gemein haben und worin ſie uns Deutſchen ſo weit voraus ſind. Beide ſtehen nämlich auf großem Ländergebiete mit ungemeinen Anſchauungen: ſie athmen Welt-Intereſſen, ſie fühlen ſich in der Weltmacht ihrer Nation. Das Herz des Ruſſen, wie des Engländers, ſteht nach großen Zielen, ihr Geiſt mißt nach erſtaunlichen Bezügen. Sie haben keinen bettelhaften, excluſiven Adel: einem Jeden ſtehn

im vaterländischen Dienste die höchsten Stufen der Ehre und alle Vortheile eines lohnenden Besitzes offen. Und wenn uns oft bei den Einen, wie bei den Andern, Rohes und Gewaltthätiges auffällt, so dürfen wir uns darum nicht überheben, die wir zum Kleinlichen verdammt sind. —

Aber ich komme von meinen literarischen Russen ab. —

In der russischen Literatur ist ein bedeutendes deutsches Element. Leben und Literatur Rußlands haben sich einen deutschen Einfluß viel früher gefallen lassen, als wir heute eine Rückwirkung russischer Politik verwinden müssen. Die deutschen Kleider und die deutschen Rasirmesser, die Peter der große in Rußland einführte, wurden auch nicht gerne gesehen, und die Liebe seiner Tochter Elisabeth zu deutschen Unteroffizieren hat den deutschen Namen in Rußland nicht beliebter gemacht. Desto edler ist der Einfluß der deutschen Literatur auf die russische gewesen und geblieben. — Schon der alte Lomonossow, der Begründer

des ruſſiſchen Schriftenthums, deſſen Feder alle friſchen Bahnen brach, deſſen genialen Schriftproben nach allen Richtungen des jungen geiſtigen Lebens in Rußland lockten, hatte in Marburg ſtudirt, die deutſchen Dichter jener Zeit, deren Namen wir kaum noch kennen, fleißig geleſen, und den Philoſophen Wolf gehört. Er hatte bei ſeinem Wirth in Marburg nicht bloß deutſche Schuhe machen ſehen, ſondern auch die Füße der deutſchen Proſodie kennen gelernt, und nicht nur die Schuhmachertochter mit ihren Kindern, ſondern auch deutſche Wiſſenſchaft mit ihren Doctrinen nach Rußland gebracht.

Gewannen nun auch durch nachfolgende ruſſiſche Schriftſteller andere europäiſche Literaturen Einfluß auf die ruſſiſche: ſo behauptete ſich die deutſche doch durch ihren Ideenſchatz und durch die in ihr ausgeſprochene eigenthümliche Denkweiſe. Ja, ſelbſt in der Darſtellung, in welcher ſich oft der franzöſiſche Geſchmack geltend macht, ſchlagen doch immer wieder deutſche Formen und Versmaße

vor. An einzelnen ruſſiſchen Dichtern bricht das deutſche Weſen mit aller Macht heraus, wie z. B. an Shukowsky, in welchem die Ruſſen eine Hinneigung zu Schiller nicht bloß in der Liebe, mit welcher derſelbe die Jungfrau von Orleans in's Ruſſiſche meiſterlich überſetzt hat, ſondern ſelbſt auch in ſeinen originalen Leiſtungen finden.

In der jüngeren Generation nimmt nun freilich die Richtung der Poeſie auf das Volksthümliche, Originalruſſiſche zu. Es zeigt ſich hierin eine gewiß abſichtsloſe Uebereinſtimmung mit den Anſichten und Beſtrebungen des ruſſiſchen Kaiſers. Doch findet gerade bei derſelben Generation auch wieder die deutſche Philoſophie mehr und mehr Eingang, und ſchmelzt ihre Ideen dem neuen Guſſe zu. Dieß gilt wenigſtens von der Moskauer Schule. Denn die petersburger Literaten bleiben freilich mehr auf das verſeſſen, was von den Tüchtigeren mit auf den glatten Eſtrich des Hofes genommen werden kann, oder was den Niederen

auf der ſchlüpfrigen Oberfläche des Lebens, auf der ſie ſich wohl ſein laſſen, nicht zu ſchwer und unbequem wird. Doch können auch dieſen peterſburger Kriſen jene philoſophiſchen Ideen nicht auf die Dauer fremd bleiben. Denn da ſelbſt in der Reſidenz die nobeleren Geiſter dem Treiben einer dortigen gemeinen literariſchen Genoſſenſchaft abhold ſind, ſo müſſen ſich die hier beſpöttelten Lehren und Anſichten bei jenen grade durch dieſen Spott empfehlen. — So durchzieht alſo die deutſche Literatur auch die nationale Poeſie der Ruſſen mit Goldadern. Dieſelbe macht ihr Gewicht beſonders auch in der Wagſchale der neuern kritiſchen Schule in Moskau geltend.

Muß ſich nun ein ruſſiſcher Literat nicht beſonders von Deutſchland angezogen fühlen?

Es ſcheint nicht unintereſſant, zu betrachten, wie ſich in jüngſter Zeit ein neuer Zug von Ruſſen, beſonders von literariſchen Männern, nach Deutſchland gebildet hat. Die Anziehung unſeres Vaterlandes hat an dem uns verwandten Geiſte

in Rußland begonnen. Und zwar wird man dabei an das bekannte Naturgesetz erinnert, daß nämlich allgemeine Potenzen am ersten kranke, leidende Individuen ergreifen. —

Shukowsky war Anfangs der zwanziger Jahre erkrankt. Die petersburger Aerzte bekämpften ohne Erfolg ein Uebel, das mit ungeregelten Blutergüssen den Körper zu erschöpfen drohte. Sie schickten den Leidenden nach dem Auslande. Der Hof und die Freunde sahen den Erzieher des Thronfolgers, den edlen Dichter, den milden, liebenswürdigen Mann, den fröhlichen Gesellschafter mit der heimlichen Furcht scheiden, — er werde schwerlich wiederkehren. — Um einen theuern Freund aufzusuchen, der sich eben in Hanau bei einem Verwandten aufhielt, kam Shukowsky in diese Stadt. Der Freund, der, selbst auch leidend, ein großes Vertrauen zu dem als Arzt und Schriftsteller bekannten Dr. Kopp gefaßt hatte, überredete den Dichter, diesen geschickten Mann zu Rathe zu ziehen. Kopp schlug eine energische

Kur vor, zu der sich Shukowsky endlich entschloß, und die von chirurgisch geschickter Hand in der Schweiz ausgeführt ward. Die erschöpfenden Blutverluste hörten auf; Shukowsky bekam sich wieder, und kehrte in blühendem Aussehen nach Petersburg zurück. Seine Herstellung überraschte, wie ein Wunder. — Seitdem gehen Wallfahrten kranker Russen jeden Sommer über Hanau nach den Bädern oder nach südlichen Klimaten, — Prinzen des Hauses, hohe Beamte, Literaten, — alle, die von der Genesung Shukowsky, des Prinzenerziehers, des Hofmannes und Dichters gehört haben, und fremder Hülfe vertrauen, fremde Himmelsstriche brauchen. —

Melgunoff.

Dieser vorzügliche Mann kam, von schwerer Gicht gelähmt, im Herbste 1835 nach Hanau, genas den Winter und das ungünstige nächste Frühjahr

hindurch so weit, daß er Weimar, Berlin und München besuchen konnte. Unerwartet kam er, von seinem rückkehrenden Uebel angefallen, im Herbste 1836 zurück, und ward einen zweiten Winter hier festgehalten.

Ein dreißiger litt er seit seinem 13. Jahre fast beständig an Uebeln, die aus skrofulösen Säften wachsen und wechseln. — Kränkliche Kinder werden oft sinnig, und nehmen eine geistige Richtung: wie aber Melgunoff bei so andauerndem Unwohlsein mit oft schwer entzündeten Augen so viel hat lernen können und mögen, als er wußte, hat mich oft verwundert. Ich fand an ihm einen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und vielseitigem Interesse. Dem Alterthum nicht fremd, und mit den neueren Literaturen, besonders der deutschen und französischen vertraut, übersah er, geleitet von Geschmack und Urtheil, den Reichthum von Produktionen der verschiedenen europäischen Völker mit vergleichendem Blicke und tiefer gefaßten Combinationen. Er hatte viel speculativen

Sinn mit einigem Hang nach dem Myſtiſchen. Religiöſe und kirchliche Fragen hatten ihn viel beſchäftigt. Er verband rege Forſchung mit ruhigem Glauben, doch ſo, wie mir ſchien, daß in dieſem geiſtigen Ehebunde die Forſchung ein wenig dem Glauben zu gefallen leben mußte. Mit bewußtem und denkendem Eifer hing er an der griechiſchen Kirche, zu der er ſich als Ruſſe bekannte. Meinen Anſichten, oder vielmehr meinen Träumen von einer zweiten „pauliniſchen" Kirche des Chriſtenthums, wie ich ſolche in dem Aufſatze „Excommunication" (ſ. erſtes Heft des Freihafen) ausgeſprochen, war er nicht entgegen; nur daß er ſich in der Meinung gefiel, dieſe pauliniſche Kirche ſei keine andere, als die wieder hergeſtellte griechiſche. „Denn, ſagte er, dieſe neue Kirche muß doch durchaus ein hiſtoriſches Fundament haben; aber welch' ehrwürdigeres und tiefer an der Quelle des Chriſtenthums reichendes konnte ſie haben, als die orientaliſche Kirche gelegt hat? Dieſe verbindet mit den myſtiſchen und

poetiſchen Elementen des katholiſchen Kultus, ohne welche doch jede Religion nur zu einem philoſophiſchen Rationalismus erſtarren würde, die Toleranz und religiöſe Freiheit des Proteſtantismus. Unſere Kirche ſtellt nicht das Dogma auf, daß außer ihr kein Heil zu finden ſei; ſie erhebt ihre Autorität nicht über die Gewiſſen der Gläubigen. Die griechiſche Kirche hat keine bloß äußere Einheit, keine in der Perſon eines Papſtes verſinnlichte, noch weniger eine politiſche Einheit. Ihre Einheit iſt innerlich; indem ſie ein Ganzes geiſtiger Lehren umfaßt, wobei aber der individuellen Freiheit ihr angemeßnes Theil vergönnt, und der Hierarchie jede politiſche und polizeiliche Wirkſamkeit entzogen iſt. Erkläre man ſich eine ſolche Verfaſſung aber ja nicht aus ruſſiſcher oder orientaliſcher Indolenz: nein, der echte Geiſt des Chriſtenthums beſeelt unſere Kirche. Den Zwang, die Inquiſition einer unbedingten Kirchengewalt hat unſere Kirche nie gekannt: ſie erlaubt ſich nur die Macht der Ueberzeugung, ſie läßt ſich nur

freie Unterwerfung gefallen. Bei ſolchen Grundlagen und bei dem geſchichtlichen Alter unſrer Kirche iſt zu erwarten, daß unter günſtigen Umſtänden das Chriſtenthum ſich da noch einmal auffriſchen dürfte, wo es ſeinen Urſprung genommen, — im Oriente, vielleicht in Rußland, dem jüngſten und lebenskräftigſten aller Länder, die ſich zur griechiſchen Religion bekennen." —

Bei dieſem ſchönen religiöſen Glauben war es kein Aberglaube, wenn Melgunoff über ſeinem Bette geweihte Kreuze und Amulette aufzuhängen pflegte. Dieſe waren vielmehr Vermächtniſſe einer verſtorbenen frommen Mutter, Reliquien, die ihn auf ſeinen Reiſen begleiteten. In der Ferne von ſeiner Heimath ſchlug aber die Kindesliebe des Fremdlings nicht bloß in ſolcher Pietät, ſondern auch in ungemeinem Wohlwollen für Kinder aus. Sonntags, wenn die Abenddämmerung anbrach, erſchien, aus der Nachbarſchaft angeworben, eine Anzahl Kinder bei dem „guten ruſſiſchen Herrn" zum Ball. Melgunoff ſetzte ſich im dunkeln Zimmer

an's Klavier, und ſpielte Tänze. Im anſtoßenden hellen Gemach hüpften und jubelten die Kleinen, bis der freundliche Muſikant im langen, umgürteten Rock, mit dem grünen Schirm über den kranken Augen, lächelnd hervor trat, und die kleinen Gäſte mit Zuckerbretzeln, mit Thee und Obſt bewirthete.

Dieß war die Sonntagfeier ſo vieler Wochen, in welchen der Kampf mit mannigfachen Schmerzen die Arbeit der Werktage ausmachte. Wir drei Freunde, die ihn vereint oder abwechſelnd jeden Abend beſuchten, hatten ſeine Geduld und Selbſtbeherrſchung zu bewundern. Ein ſo beharrliches, immer wieder rückfälliges Uebel machte ihn nicht ſchwer und ſtumpf für die Intereſſen des Lebens. Er war ſelbſt nicht einmal gern nach ſeinen Leiden gefragt, um die heitern Stunden freundſchaftlichen Verkehrs nicht mit Klagen zu kürzen. Und er war dann wirklich heiter, ja fröhlich und zu allen Scherzen aufgelegt. Ließ er aber einmal eine Beſchwerde laut werden, ſo war es über ſeine

Augen, die ihm ſelbſt beim Tageslichte den Dienſt zum Leſen und Schreiben verſagten. Auch die Zeitung, die er für ſich hielt, lag dann nur mit dem Gewicht ihres Papiers in ſeinen Händen, und er mußte ſich mit den Stücken begnügen, die ihm ein fremder Mund vorkaute. Und doch nahm er an allen Bewegungen der Welt ſo lebhaften Antheil! —

Damals brachte ein Zeitungsblatt die unerwartete Nachricht von dem tragiſchen Ende des ruſſiſchen Dichters Puſchkin, und bald auch einen Nekrolog über den unglücklichen Dichter, verfaßt von Löwe-Weimars. Melgunoff, der Puſchkin perſönlich gekannt, war mit dem Artikel nicht ganz zufrieden. Er theilte mir Ergänzungen und Berichtigungen mit, die ich zu einem deutſchen Aufſatze für Lewalds Europa verarbeitete. — Wenn ich ſage, daß von dieſem Augenblicke an mein Intereſſe für die ruſſiſche Literatur erwacht ſei; ſo will das nichts bedeuten. Allein ich behaupte, daß gerade Puſchkins Tod der ruſſiſchen

Literatur einen Namen in Deutschland erweckt hat. Jenes unglückliche Duell war, so zu sagen, auf der Grenze der petersburger Diplomatie vorgefallen; nämlich mit dem Adoptivsohne des holländischen Gesandten, dem Schwager Puschkins. Das Räthsel der Herausforderung, die Großmuth des Kaisers, die sich an der Familie, an den Schulden, an den Schriften des Gefallenen ausließ, die lauten Klagen Rußlands über den Verlust seines großen Dichters mußten Deutschland, auch in dessen trotziger Abneigung gegen Rußland, aufmerksam machen. Dabei war etwas so Wildes in der letzten Pistolen-Poesie Puschkins, daß man sich schon eine lächelnd herablassende Neubegierde erlauben mochte.

Aus derselben Todeswunde eines bedeutenden Dichters, aus welcher eine neue Theilnahme der Deutschen an russischer Literatur hervor ging, entstand bald auch ein deutsches Buch über russische Literatur, welches die junge Wißbegierde gerade hinreichend und auf ansprechende Weise befriedigen

konnte. Die abendlichen Unterhaltungen über Puschkin hatten mich nämlich zu weiteren Fragen, hatten Melgunoff zu ausführlichen Mittheilungen angeregt, woraus ihrem Hauptinhalte nach — die „literarischen Bilder aus Rußland“ entstanden, deren Verlag Cotta mit Vergnügen übernahm. — Nachdem dieses Buch Anerkennung und Beifall der bedeutendsten russischen Literaten gefunden hat, darf man zum Lobe Melgunoffs wohl sagen, daß es, bei gänzlichem Mangel russischer Hülfsmittel, hauptsächlich aus dem guten Gedächtnisse des Verfassers entstanden ist, der sich freilich eine Reihe von Jahren hiedurch ernstlich genug mit der vaterländischen Literatur beschäftiget hatte. In Nebendingen sind andere Mittheilungen benutzt worden. Aber gerade diese haben in Rußland selbst dem Buche mancherlei Anfechtungen zugezogen von Seite einer literarischen Partei, die sich freilich in ihren Persönlichkeiten und Verdiensten nicht gern aus einem ihr vortheilhaften Dunkel hervorgezogen sieht. Diesen Angriffen ist Melgunoff mit einer Flugschrift

begegnet unter dem Titel: „Geſchichte eines Buches.“ Es iſt eine Fliegenklappe gegen Schmeißfliegen. — Im Uebrigen hat unſer Buch ein lebhaftes Intereſſe für die ruſſiſche Literatur in Deutſchland und Frankreich angeregt, und — auffallend genug — haben es ſich zuerſt die Holländer durch eine Ueberſetzung angeeignet, ſie, die auch bei der erſten Veranlaſſung des Buches — dem Duell Puſchkins — durch ihren Geſandten betheiligt waren! —

Ich ſollte nun noch über Melgunoffs literariſchen Verdienſte etwas beibringen: allein mein ruſſiſcher Freund war ſehr beſcheiden in den Aeußerungen über ſich ſelbſt und ſeine Leiſtungen. Sind ſeine Novellen ſo wahr und lebendig in Erfindung und Darſtellung, als ſeine Intentionen und Combinationen ſich edel und ſinnreich ausſprechen: ſo iſt es begreiflich, daß ſolche, nach ihrem anonymen Erſcheinen, von jenen Kritikern ſehr gerühmt worden ſind, die jetzt im Aerger über die literariſchen Bilder und über ihre eigenen dort

aufgeſtellten Portraits, ſogar die Exiſtenz Melgunoffs in Abrede geſtellt haben. Vielleicht dürften ſich, wie mir das geiſtige Weſen des Freundes vorgekommen iſt, in deſſen Schriften mehr philoſophiſche, als poetiſche Bestandtheile vermuthen laſſen. Die kleine, von Varnhagen von Enſe überſetzt erſchienene Novelle „der Winterabend," (Freihafen 1839 III.) iſt wohl zur Begründung eines Urtheils noch nicht zureichend. Es ſoll auch bei weitem nicht die beſte der Melgunoffſchen Novellen ſein.

Und wie ich mich nun in dieſen Augenblicken des ruſſiſchen Freundes mit Vergnügen erinnere, ſteht auch ſein Bild lebhaft vor mir da, — ein großer wohlgebauter Mann mit ausländiſchem Gepräge des Angeſichts. In ſeinen nicht gar entfernten Voreltern miſchte ſich tatariſches und engländiſches Blut. Die Formen des Geſichts ſind derb, aber nicht unedel; der Mund iſt ſtark und hat etwas Orientaliſches; die Geſichtsfarbe dunkelt und glänzt. Anſehen und Manier haben etwas Vornehmes.

Wjaſemsky.

Im Frühjahr 1838 brachte das auf den Wogen der Oſtſee in Brand gerathene Schiff auch den Fürſten Wjaſemsky nach Deutſchland. Gleich Tamino war er durch Feuer und Waſſer gegangen: nicht aber um die Geliebte zu gewinnen, ſondern mit dem Verluſte ſeines Gepäcks. Schon einige Jahre früher war er mit ſeiner Familie eine Zeit lang in Hanau geweſen, um ärztlichen Beiſtand für eine kranke Tochter zu brauchen. Doch hatte ich ihn damals nicht kennen gelernt. Ich hatte noch keinen Begriff von der ruſſiſchen Literatur, noch kein Intereſſe für dieſelbe, und konnte mir überhaupt ruſſiſche Poeſie nie ohne die Vorſtellung von ſibiriſchem Pelzwerk denken. Jetzt vermittelte das von mir herausgegebene Buch eine Bekanntſchaft, die Wjaſemsky ſuchte, um ſie mich gewinnen zu laſſen. — Er litt an Hypochondrie, und ging auf des Arztes Rath nach Kiſſingen. Von da zurück kehrend, beſuchte er Ems, als der Großfürſt

dort war, und reiste dann weiter nach Paris und England.

Die Russen stehen unter einem despotischen Klima, das ihnen zum Erkranken behülflicher, als zum Genesen ist. Mit dem Klima verschworen, ist ihre Lebensweise, die — wie ihre Literatur eklektisch — aus allen Genüssen und Gewohnheiten fremder Länder zusammen getragen, sich die Fülle zur Mannichfaltigkeit nimmt. Sie greifen nach allen Früchten milder Klimate, um sich gegen ihren Winter zu erhitzen; mit hohen Flammen brennt der Lebensgenuß; aber die Asche fällt in die Eingeweide. Hier ist der Herd aller russischer Krankheiten, — der Skrofeln, der Gicht, der Hypochondrie.

Wjasemsky hat als Schriftsteller etwas recht Fürstliches: er streut seine lyrischen Gedichte und seine liebenswürdigen Briefe aus, unbekümmert, sie zu sammeln. Er weiß, daß sie wohl aufgehoben sind. Auf den ersten Blick sieht man ihn durchaus nicht für den Liebling der Frauen an, für

welchen er doch gilt. Der finstere Ausdruck eines ganz russischen oder vielmehr tatarischen Gesichts gibt seiner hohen Gestalt, seinen einfachen, leichten Manieren eine andere Bedeutung. Die lange, flache Oberlippe eines breiten, scharfen Mundes, — die kleinen, tief liegenden Augen scheinen eher Staatsgeheimnisse zu verschließen und zu erspähen; auf der viereckigen Stirne glaubt man die unruhigen Gedanken bemüht zu sehen, die Quadratur des Zirkels hervor zu ziehen. Wenn dann aber der Fürst in gelaßnem Sprechen Witz und Gefühl wechselt, dann spielt um Mund und Auge so viel Herz und Geist, daß gerade das Unerwartete doppelt mächtig anzieht. Jetzt erkennt man den Mund, der die anmuthigen Briefe dictirt; jetzt schwärmen die Blicke, wie kleine graue Bienen, mit süßen Liedern aus. Man begreift, daß die Frauen, die sich ja so gern als Schöpferinnen fühlen, mehr Wohlgefallen an einem Lächeln finden, welches sie eben sichtbarlich aus finstern Zügen eines geistreichen Mannes erwecken, als an

jenem, das ihnen auf einem fadfreundlichen Geſichte glatt entgegen gebracht wird.

Daß die Ruſſen auf der Schwelle zwiſchen Aſien und Europa ſitzen, ward mir einmal am Fürſten recht anſchaulich. Er ſaß nämlich, wie der feinſte Europäer auf einem gepolſterten Stuhle in heiterer, nachläſſiger Unterhaltung. Plötzlich zog er mit unnachahmlicher Leichtigkeit die Füße empor auf den Sitz, und ſaß nun fortplaudernd, wie ein Türke, mit übergeſchlagenen Beinen hoch auf dem Seſſel. —

Der vornehme Mann und der Höfling ſind in der Erſcheinung und in der Unterhaltung Wjaſemskys nicht zu verkennen. Er iſt aber auch Staatsmann, und ſteht einem Zweige des Finanz-Miniſteriums vor. Seine poetiſche Laune verräth ſich auch im Leben in der kindlichen Empfänglichkeit des Reiſenden für all' die nicht zu zählenden koſtbaren Sächelchen einer vornehmbehaglichen Lebenseinrichtung, die er alle gern beſitzen und kaufen möchte. — Rußland ſchätzt dieſen

Lyriker auch als eleganten Kritiker und geistreichen Biographen. Im Jahre 1792 geboren, sieht Wjasemsky älter aus als er ist, und ist jugendlicher dabei, als er aussieht.

Schewyreff.

Kurz hinter Wjasemsky kam dieser Freund Melgunoffs nach Hanau. Er brachte mir Grüße und Schriften russischer Literaten mit, deren in meinem Buche gedacht ist.

Aus einem fürstlichen Hause stammend, macht Schewyreff doch mit dem Fürsten Wjasemsky in mancher Hinsicht einen auffallenden Contrast. Sein Aeußeres hat durchaus kein russisches Gepräge. Fein von Gestalt, lebhaft in seinem Wesen, mit offnem, heiterem, glattem Angesicht könnte er für einen Franzosen — oder noch eher, da er helle Farben hat, für einen Deutschen aus gutem Hause und von edler Bildung gelten. —

Wjasemsky ist ferner Hofmann und gelegentlich Poet, Schewyreff ist Professor und gelegentlich Hofmann. Schon neun Jahre früher war er in Deutschland, und hatte sich mit deutscher Literatur und Philosophie vertraut gemacht. Kein Wunder, möchte man sagen, daß er, von solchen deutschen Magneten berührt, auch fern in Moskau von der Stimmung einer jungen deutschen Schule, Schewyreffs Altersgenossen, mit ergriffen ist. Ich rede von der Beidlebigkeit junger talentvoller Männer zwischen Produktion und Kritik, zwischen Poesie und Wissenschaft. Auch Schewyreff war eine Zeit lang unentschieden, und versuchte sich in beiden. — Manche will es bedünken, daß eine solche Unentschiedenheit eines jungen Mannes ziemlich entschieden gegen dichterischen Beruf zeuge. Ein rechter poetischer Herkules, meinen sie, würde gar nicht auf solchen Scheideweg gerathen; die Produktion, mit ihren frischen üppigen Reizen, würde ihn ganz an sich zaubern, und wohl eher auf die tollsten Abwege mit sich reißen, als ihn auf einem

Scheidewege ſitzen laſſen. Dieſe Anſicht ſcheint bei Schewyreff auch in der Art, wie er ein großes Trauerſpiel unternahm, einige Beſtätigung zu finden. Das ganze Leben des Romulus ſollte nämlich, aus dem Geſichtspunkte eines Vorbildes der römiſchen Geſchichte in dramatiſche Handlung kommen. — Verräth dieſes Unternehmen nicht ein entſchiednes Uebergewicht des Forſchungsgeiſtes über den poetiſchen Bildungstrieb? Melgunoff ſelbſt, der dieß unvollendete Werk aus der Handſchrift kennt, und deſſen poetiſchen Gehalt rühmt, ſagt, — es ſei auf gelehrtes und philoſophiſches Studium der Geſchichte und des Lebens gegründet. Auch verſpricht ſich Melgunoff noch die Beendigung des Werkes. Ich fürchte, es bleibt unvollendet. Denn wenn einmal hiſtoriſches und philoſophiſches Studium in die Tiefe graben, kommen ſie mit jedem Fuß tief weiter von der urbaren, ſonnigen Oberfläche ab, in welcher die poetiſchen Bildungen wurzeln und wachſen.

Und ſoll ich dem Leſer noch Etwas in's

Ohr flüſtern, — denn laut darf man es nicht überall ſagen: — ſo verräth die große Vorliebe Schewyreffs für Dante ſchwerlich einen neuen Dichter. Dante kann heute keinen Dichter mehr erwecken, wie es etwa Shakſpeare könnte. Grade an dieſen beiden Dichtern kann man eine ganz einfache Probe poetiſchen Goldgehaltes machen. Nimmt man, nämlich dem Shakſpeare Alles, was man ohne gelehrte Noten nicht verſteht; ſo verliert man ſpottwenig; nimmt man dem Dante, was man ohne gelehrte Forſchung nicht verſteht, ſo bleibt blutwenig übrig. Darum iſt dieſer Dante auch ein Abgott der Gelehrten, der Forſcher, der Hiſtoriker. Er ſetzt ihren Fleiß, ihren Scharfſinn ſo in Bewegung, wie der echte Dichter unſer Herz und unſere Phantaſie, und ſie genießen an dieſem alten Florentiner, indem ſie, die Stirne trocknend, ſich zu ſeinen poetiſchen Gerichten ſetzen, die vorſchmeckenden Früchte ihres eignen philologiſchen Schweißes mit.

Ich glaube, Schewyreff hat ſeine poetiſchen

Verſuche und Verſuchungen glücklich beſtanden. Er iſt ein vielſeitiger gründlicher Gelehrter, ein geſchmackvoller, geiſtreicher Forſcher geworden. Seine poetiſchen Gaben ordnen ſich nun der Wiſſenſchaft als heitere Dienerinnen unter, um eine reiche und herrſchende Gebieterin zu ſchmücken und zu geleiten. — Schewyreff glüht für die Wiſſenſchaft; ihr hat er alle Vortheile ſeiner Geburt und ſeines Vermögens untergeben und dienſtbar gemacht; er iſt vielleicht ihr reinſter und eifrigſter Prieſter in Rußland. Schewyreff iſt ein großer Kenner von Sprachen und fremden Literaturen. Das Deutſche iſt ſeinem Munde weniger geläufig, als das Franzöſiſche. Wenn man ihn in dieſer Sprache lebhaft und beredt vor ſich ſieht, kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, wie gewaltig er vollends erſt in ſeiner Mutterſprache und vom Katheder in Moskau reden würde. Ich ſage vom Katheder: denn etwas Docirendes, das ihm eignet, gehört ja zum Profeſſor, es iſt das Kennzeichen der Profeſſion, wie man den Färber

an der blauen Hand erkennt. Ich habe ihm mit wahrem Vergnügen zugehört, als wir, nach ſeiner Rückkehr aus dem Bade, am heiterſten Septembertage im Garten der frankfurter Mainluſt an einem kleinen Tiſche unter niedern Bäumen zu Mittag ſpeisten. Er hatte nach ruſſiſchem Styl eine lange Reihe der ſchmackhafteſten Schüſſeln beſtellt, um ſeinen deutſchen Gaſt zu bewirthen. Aber ſein geiſtreiches Geſpräch ſchien darauf auszugehen, die Lockungen der Schüſſeln zu überbieten, und mich von den aufgetragenen Herrlichkeiten immer wieder abzuziehen. Es war nicht die Abſicht des freundlichen Schewyreff, ſeinen Gaſt in ſolches Gedräng zu bringen. Und wäre ſie es auch geweſen; ſo hätte er nur verrathen, daß er nicht weiß, was der Deutſche eines conſtitutionellen Staates vermag. Wir wiſſen uns in der richtigen Mitte zwiſchen zwei Gewalten zu bewegen, wenn wir auch nicht weit kommen. — Bei ſolchen Gelegenheiten hat man recht den doppelten Beruf der menſchlichen Zunge zu bewundern, auf welcher,

wie auf einer fliegenden Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit, die garen Materien der Erde und die fertigen Gedanken des Geiſtes einander begegnen. Wie arm iſt der Menſch, der gedankenlos eine rohe Koſt verzehrt!

Die Sonne ſchien, die Luft war mild. Wie freute ſich Schewyreff auf die balſamiſche Oktoberluft Roms, wohin er anderen Tags auf den Winter abzureiſen gerüſtet war! Dort ſollte auch wieder das Studium Dantes aufgenommen werden. Schon früher hatte er eine gelehrte Abhandlung über dieſen Dichter als Diſſertation zur Profeſſur in Moskau geſchrieben. Nun trägt ſich Schewyreff damit, ein größeres Werk über Homer, Dante und Shakſpeare zu ſchreiben, die ihm für die drei größten Dichter gelten. — Seine „Theorie der Poeſie in geſchichtlicher Entwicklung“ liegt vor mir, — ein ſtarker Band von Hieroglyphenſchrift des Ruſſiſchen, in welchem Citate aus den Alten hervorblicken, wie gute Bekannte, die aus

einer ihnen ſelbſt fremden Geſellſchaft ſteif und verlegen zu uns herüber lächeln.

Statt eine Schriftprobe von ihm mitzutheilen, verweiſen wir auf die „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes“ No. 1 u. f. — wo Schewyreffs erſte Vorleſung über die ruſſiſche Literatur, eine Ueberſicht der Entwicklung derſelben enthaltend, mitgetheilt iſt. — Möchten ſeine gelehrten und geiſtreichen Arbeiten in Deutſchland ſo viele Intereſſe finden, als ich mich ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft freue! —

Neweroff, Stankewitſch, Turgeneff.

Zwei jüngere, in Berlin ſtudirende Ruſſen, Neweroff und Stankewitſch, hatten ſchon früher, mit brieflichem Gruße von einem verehrten Manne, von Varnhagen v. Enſe, den Herausgeber der literariſchen Bilder aus Rußland beſucht, und ihm ihre Zufriedenheit mit dieſem Buche ausgeſprochen.

Beide ſtellten ſich als ſehr unterrichtet und für deutſche Wiſſenſchaft begeiſtert dar. Zwiſchen ihnen und Varnhagen ſchien ein eigens freundlicher literariſcher Verkehr zu beſtehen. Durch wen konnten ſich dieſe jungen Männer auf dem unüberſehbaren Gebiete deutſchen Schriftenthums beſſer orientirt und gefördert finden, als durch Varnhagen? Aber auch dieſer gewann den Vortheil, durch Ruſſen ſelbſt in die ruſſiſche Sprache eingeführt zu werden, für welche ihm — wie er ſagt — durch unſer eben erwähntes Buch eine alte Liebhaberei wieder wach geworden war. Ein hartnäckiges Unwohlſein und andere Arbeiten hielten den eifrigen Mann nicht auf, in dieſer wenig gekannten und ſchwierigen Sprache ſo weit vorzudringen, daß er ſich den ſtillen innern Genuß der Bekanntſchaft eines neuen Dichters machen konnte. Nämlich Puſchkins. In vier Oktoberblättern der berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik aus vorigem Jahre macht er uns mit der Ausbeute aus den drei erſten Bänden der auf

Befehl des Kaisers veranstalteten Ausgabe dieses Dichters bekannt. Es ist höchst schätzenswerth, wenn Männer, wie Varnhagen, zwischen die uns bisher gebotenen Uebersetzungen des oft Unbedeutenden, die uns gegen die russische Literatur einnehmen könnten, und zwischen die Lobpreisungen der Russen über ihre Poesien, die wir auf guten Glauben annehmen müssen, mit einem deutschgewiegten Urtheile treten, und das Interesse für eine Literatur vermitteln, gegen welche wir uns bisher verschlossen gehalten, obschon sie selbst, kräftig erwachsend, sich stets dankbar gegen ihre deutsche Amme beträgt. Ich glaube nicht, daß wir als gute Deutsche mit der russischen Politik zugleich auch die russische Literatur zu hassen brauchen. —

Jenen jüngern Russen folgte bald ein älterer stattlicher Mann, um dasselbe Buch bei dessen Herausgeber einigermaßen zu verklagen.

Turgeneff, früher Direktor im Ministerium des Unterrichts, gehört einer Familie an, die ältere und jüngere Verdienste um russische Literatur und

Bildung hat. Ein Buch ſeines Bruders über Finanzwiſſenſchaft ſoll höchſt ausgezeichnet und anerkannt verdienſtlich ſein. Ueberdieß hätten aber freilich auch die Verdienſte dieſes würdigen Mannes ſelbſt in unſerm Buche über den literariſchen Zuſtand Rußlands erwähnt werden ſollen. Schon über ein Jahrzehent lang widmet Turgeneff Fleiß und Vermögen den Materialien zur ruſſiſchen Geſchichte, die er allerwärts ſammelt. Er hat Italien, Frankreich, England bereist, und wohl eine Schiffladung von Abſchriften wichtiger Documente aufgeſtapelt; wobei ihm auch manches nicht grade auf ruſſiſche Geſchichte bezügliche unbekannte Werk abſchriftlich in die Hände gekommen iſt. So hat Turgeneff einen unſchätzbaren Beſitz, über den er hoffentlich auch dereinſt wird verfügen können, und welcher, wenn auch nicht den jetzigen, doch den ſpätern ruſſiſchen Hiſtorikern mit höherer Erlaubniß zu Statten kommen wird. Denn ohne Zweifel wird dereinſt auch einmal die Geſchichte und die Wahrheit in Rußland emancipirt werden. —

Turgeneff, ein Mann von anſehnlicher Geſtalt und ins Derbe geformtem Angeſichte, ſtellt ſich in einfacher und bequemer Art als ein Vielgereister und der beſten Geſellſchaften gewohnter Edelmann dar. Wirklich hat er die ausgebreitetſten Bekanntſchaften mit Staatsmännern und Gelehrten, und unterhält den vielſeitigſten brieflichen Verkehr. Daß ein ſolcher, der europäiſchen Welt angehöriger Mann auch einen weltweiten Sinn habe für alles Beachtenswerthe, was in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Geſellſchaft und Staat vorgeht oder vorhanden iſt, läßt ſich ſchon denken. Die mehr oder weniger ausgezeichneten Perſönlichkeiten, die mehr oder weniger wichtigen Ereigniſſe — Alles intereſſirt ihn; er faßt die Menſchen und die Dinge aus ihren Umgebungen, aus ihren Elementen auf. Er beurtheilt die Produktionen berühmter Männer im Rahmen ihrer Perſönlichkeit: er kennt die chamäleontiſchen Begebenheiten des Tags von dem Boden ſelbſt, von welchem ſie Farbe nehmen. Wie viel genauer und richtiger

urtheilt ein ſolcher Mann über ſo Vieles, was uns eben fern genug iſt, um uns zu täuſchen oder zu verwirren! Daß aber ein ſolcher Mann mitten in der Unruhe der Welt und im Wechſel der Länderſtriche, bei den vielfachſten Intereſſen, bei ſo verwirrenden Anſchauungen eine ſolche religiöſe Richtung und Wärme behalte, wie Turgeneff, — das iſt vielleicht nicht ſo gewöhnlich. Er folgt den oft ſtürmiſchen Wellenſchlägen unſerer deutſchen Theologie, ohne ſich von dem poſitiven Boden des Glaubens wegſpülen zu laſſen, auf welchen ihn ſeine Kirche aus der heiligen Taufwelle zuerſt gerettet hat. — Unter unſeren Theologen hat Turgeneff die meiſte Liebe für Neander gefaßt, und er reist nie, ohne die jüngſten Schriften dieſes Mannes mit ſich zu führen. Ueberhaupt aber iſt dieſer reiſende Gelehrte als eine literariſche Lawine anzuſehen, die fortrollend ganze Bibliotheken um ſich aufballt, mit denen ſie ſich von Zeit zu Zeit in das kalte Rußland wälzt. So habe ich dieſen ehrenwerthen Mann zuletzt

von Kiſſingen ſcheiden ſehen, um ſich auf dem kleinen Umwege über Hamburg und Kopenhagen nach Petersburg und Moskau zu begeben.

Bald nach jenen ruſſiſchen Beſuchen war im Sommer 1838 der ruſſiſche Großfürſt-Thronfolger zu Herſtellung ſeiner Geſundheit nach Ems gekommen. Ihm zogen ſich über Hanau einige Männer ſeines Gefolges nach. Und ſo fand ich eines Abends, vom Spaziergange heimkehrend, einige deutſche Zeilen des Barons Roſen in meiner Wohnung. Ohne Zweifel war es jener Roſen, der in dem erſt ſpät erlernten Ruſſiſchen dichtete, — der Schule junger Deutſchen angehörig, die ihr germaniſches Weſen in ruſſiſcher Sprache mit oder ohne ſlaviſche Legirung ausprägen. Er bedauerte in ſeinem Billet, mich nicht getroffen zu haben, und ſprach von Mittheilungen über die „literariſchen Bilder aus Rußland." — War es denn nicht eine Kleinigkeit für mich, nach Ems zu gehen, zumal ich dort auch Shukowsky kennen lernen

konnte, — den halbdeutschen Russen? Und als ich nun wirklich ging, — welch' eine liebe Fügung, daß ich auf dem Wege dahin unbedacht zum Jahresgedächtniß der mainzer Feste kam, denen ich das Jahr zuvor mit Absicht zugepilgert war, — der Gutenbergsfeier?

Wie hätte ich, ein literarischer Pilger, an der Andacht vorüber gehen dürfen, die, mir am Wege, dem Erfinder des Buchdrucks zu Ehren, abgehalten wurde? —

Am Vorabende ward dem Monumente Gutenbergs ein Festgesang mit großem Fackelzuge gebracht, die eigentliche Feier aber folgenden Vormittags nach dem Hochamte mit der Taufe eines neuen prächtigen Dampfschiffes begangen. — Taufbegierig, wie nur immer in den ersten Tagen des Christenthums ein junger heidnischer Fürst nach einem Sitze des Glaubens geeilt sein mochte, leuchte das geschmückte Schiff von Biberich, der Sommerwohnung eines — bedeutenden, inzwischen verstorbenen Aktionärs nach Mainz herauf, umkreiste

prunkend die Rheinmühlen, und legte ſich dann, von Kanonenſchüſſen begrüßt, am Ufer an. Der erſte Ehrenkranz der ihm zuflog, war aus dem Dampfe einer dieſer Kanonen gebildet. — Nachdem bei der Ankunft des Biſchofs die Empfangs- und Erwiederungsreden gewechſelt waren, drängten ſich die Frauen, die dem Täufling eine prächtige Fahne geſtickt hatten, die Aktionäre, die ihn in ihre Dienſte nahmen, und Freunde, die aus beſonderer Gunſt in den abgeſteckten Kreis zugelaſſen wurden, über das flüchtige Brückchen auf das Verdeck. In ſeinen Pontifikalien verrichtete der hohe Prieſter die Taufe, ſo daß im Augenblicke als er zu Ehren des Tages dem Schiffe den Namen „Gutenberg“ verlieh, ſich dieſe Namensinſchrift unter dem bemalten Bogen des Räderkaſtens aus ihrem Verdeck enthüllte, und zugleich eine Wimpel mit demſelben Namen nach der Spitze des Maſtes aufflog von Kanonen begrüßt. Und doch war es nicht ganz derſelbe Name! Unten nämlich hieß das Schiff „Gutenberg“ und

oben „Guttenberg". — Gewiß ein merkwürdiger Fall, daß einmal gerade in der Höhe am „Guten" zuviel geſchah! Und doch — wenn in Deutſchland je einmal von oben des Guten genug geſchehen ſoll, wird es nur durch Gutenbergs Erfindung zu bewirken ſein. Heil dem Segen der Preſſe! —

Wenn man nicht in der Frühe des Tags mit dem mainzer —, ſondern gegen Mittag mit dem mannheimer Dampfſchiffe von Mainz abgeht, ſo fügt es ſich, daß man eine Strecke unterhalb Bingen auf dem Verdecke des Schiffes in anſehnlicher Geſellſchaft und mit dem Blicke auf die nahen Weinberge und Ruinen zu Mittag ſpeiſen kann. Die herrlichſten Landſchaften, Sonne und Schatten wechſelnd, rollen ſich als lebendige Gemälde vor uns ab; ein ſanfter Wind ſpielt im Zelttuche über unſern Häuptern; um uns her in drei Sprachen plaudern die fröhlichen Gäſte. Von vielfachen Leiden, aus alten Gefängniſſen befreit, beſänftigt von gährendem Grolle, perlen

in unſern Pokalen die an dieſen Ufern gebornen Weine beim Wiederſehen ihrer Rebenmütter. Ja die grüne Woge des Stromes ſelbſt braust und ſchäumt nach den Ufern hin, ſogar wenn jetzt auf Augenblicke die fröhlichen Gäſte auf dem Verdeck ſchweigen, weil Schuß und Hörnerruf die ſchlummernde Sippſchaft des uralten Echo aus den hinterſten Schluchten des Gebirges zum Mitgenuſſe all des Guten weckt.

Zu Koblenz tritt man mit einem Meilenſchritte vom Ufer des Rheins über den Berg an das Ufer der Lahn, wo ſich Ems am Fuße einer langen Berghalde hinzieht. Ich eile aus dem Gaſthofe nach dem freien Platze vor dem Brunnenhauſe, und finde die vornehme Welt in den letzten Strahlen der hinter die Berge ſinkenden Sonne webern. Um einen ſchlank und hoch gewachſenen Jüngling in dunkelblauen Beinkleidern und grünem Ueberrocke mit rundem Hute ſchießen Frauen und Männer zu einem Strahlenkranze von Ehrerbietung an. Sein Geſicht hat regelmäßige

edle Formen, nur ſieht es leidendgelbblaß aus. Es iſt der ruſſiſche Großfürſt. Seine Schritte ſind kürzer, als ſeine Beine, ſein Gang hat mehr Leichtigkeit, als Gewicht. — Wer ſind die ihn Umgebenden? — Nachbarliche Fürſtinnen, ein Paar ſehr zuthunliche Fürſtenſöhne. — In der Brunnenhalle begegne ich dem Fürſten Wjaſemsky, der es ſchon weiß, daß mich Shukowsky intereſſirt. Kaum ſind wir auf den freien Platz hinausgetreten, ſo ruft er laut den Dichter an, und ſtellt mich ihm vor.

Man ſieht einen freundlichen Mann vor ſich, dem man ſchon einigemal in Deutſchland begegnet zu ſein glaubt; nur erinnert man ſich eben nicht, ob man ihn im Kreiſe höherer Beamten, oder auf einem Katheder, oder im Komtoir einer großen Fabrik geſehen habe. Fremd ſieht er uns nicht aus, — dieſer ſtattliche Mann mit etwas vorhangendem Haupte, mit dem offnen, blonden Geſichte, mit der weichen Fülle des Körpers. Er ſpricht ja auch mit deutſcher Ruhe und ehrlicher

Miene, wie Einer, dem es vor Allem um die Wahrheit zu thun iſt, und zwar um die nicht weh thuende. Mit unſern literariſchen Bildern aus Rußland iſt er überhaupt einverſtanden, nur hätten die Blätter, auf denen Bulgarin und Conſorten ſtehen, nicht ſo rauhhaarig gewachſen ſein ſollen; nicht weil jenen Männern Unrecht geſchähe, ſondern weil ſie, mit Brenn-Neſſeln abgefertigt, nun die fremden Lorbeeren, — wenigſtens das die Lorbeerkränze austheilende Buch verſchrieen. Sonſt hätten ihnen die Dörnchen immer noch dichter wachſen können. — Der Mann von Geiſt bricht in Shukowsky's Unterhaltung weniger mit lodernder Phantaſie, als mit leuchtenden Gedanken durch.

Halte man mich ja nicht für erpicht darauf, den ruſſiſchen Dichter Shukowsky zum Halbdeutſchen ſtempeln zu wollen. Vielmehr iſt es intereſſant an dieſer Perſönlichkeit wahrzunehmen, wie ſehr das deutſche Weſen ſich auch in ſlaviſcher Miſchung vorwaltend erhält. Um dieſer, an ſich

merkwürdigen Erſcheinung willen iſt es wohl erlaubt zu ſagen, daß Shukowsky in der That zur Hälfte unſerm Vaterlande angehört, durch das deutſche Fräulein, das ihn geboren hat. Die Liebe iſt conſervativ!

Nach Shukowsky, dem deutſchthümlichen Ruſſen ſollte ich noch am Spätabende einen ruſſenthümlichen Deutſchen auffinden. — Baron Roſen iſt ein kleiner unanſehnlicher Mann, lebhaft und geſprächig. Doch auch bei dieſem von Shukowsky ſo verſchiednen Ausſehen, iſt er eine ganz deutſche Erſcheinung. Die Deutſchen kommen ja in den abweichendſten Phyſiognomien und Geſtalten vor, ohne in ſolcher Mannichfaltigkeit als Deutſche verkannt zu werden. Kein europäiſches Land hat ſo verſchieden geſtempelte Menſchen und ſo verſchieden geprägte Münzen, als Deutſchland. Roſen ſelbſt, wenn auch nicht zu den großen Stücken gezählt, hat doch gewiß ſeinen richtigen Feingehalt. Er iſt kein — Koburger, ſondern ein Liefländer.

Rosen empfing mich sehr artig, lobernd von literarischem Interesse. Da er in unserm Buche über die russische Literatur nur kurz erwähnt ist (pag. 161), so war es mir sehr lieb, etwas Genaueres über seine Verdienste um die russische Poesie von ihm selbst zu erfahren. — Nicht von Kindheit auf, sondern erst in den wechselnden Garnisonen seines Militairdienstes, mitten im echt russischen Leben der Provinzen, hat er das Russische erlernt und bewältigt. Diese Sprache ist noch so jugendlich biegsam und in weicher Entwickelung unfertig, daß ihr selbst der dichtende Fremdling neue Beugungen und Bildungen beibringen konnte. Rosen erinnert sich mit Vergnügen, wie sehr seine neuen Wortbildungen und Sprachwendungen selbst von Puschkin bewundert worden seien.

Allerdings erkennen auch andre Russen diese Eigenheiten des Rosenschen Styles an, nennen dieselben aber — Germanismen, und tadeln sie. Es sind nun entweder Moskauer, die eifersüchtiger,

als die Petersburger, auf die ungestörte Entwickelung des Russischen aus eignem Marke sein mögen, oder Puschkin, sonst ein tiefer Kenner des volksthümlichen Russischen, konnte auch artig sein.

Was man an Rosen anerkennen muß, ist sein schon erwähnter großer Eifer für Literatur. Diese erfüllt ihn ganz. — „Ich und Schewyreff, sagt er, sind die einzigen eigentlichen Literaten in Rußland, — die nämlich ganz der Literatur leben, und sie um ihrer selbst willen treiben. Da sehen Sie einmal diese so ausgezeichneten Männer, Wjasemsky und Shukowsky! Beide dichten und schreiben nur nach Laune und Behagen. Daß sie am Hofe leben, ist ein Unglück für unsere Literatur; denn sie leben eigentlich zuviel; die Zerstreuungen und Genüsse des Hofs entführen sie zuweit den Musen. Ich sage es diesen Herrn oft genug. Nicht wahr, beide haben gewünscht, daß bei einer zweiten Auflage Ihrer literarischen Bilder aus Rußland der gegen Bulgarin und Andre ausgesprochne Tadel wegbleiben möchte? Nein doch!

Laſſen Sie ihn nur als wohlverdient ſtehen, aber fügen Sie auch für dieſe Herrn die gerechten Vorwürfe bei. Wir wollen es ihnen laut ſagen, daß ſie faul ſind, und mit ihren Talenten zu wenig ſchaffen." —

Solcher Weiſe eiferte der lebhafte Mann den Abend und den andern Morgen, als wir auf dem Zimmer ſaßen und am Brunnen wandelten. Er ſelbſt, im Dienſte des Großfürſten, lebt am Hofe, und weiß alſo, daß man auch dort ſeiner geliebten Literatur treu bleiben kann. Ja, er ſucht dieſer Stellung ſelbſt Vortheile für die Poeſie abzugewinnen, und hat bei Gelegenheit eines von ihm gedichteten Trauerſpiels, in welchem der grauſame Zaar Iwan eingeführt wird, eine allerhöchſte Beſtimmung darüber veranlaßt, bis zu welcher hiſtoriſchen Zeit die ruſſiſchen Herrſcher auf die Bühne gebracht werden dürfen. Es iſt doch immer ein Gewinn, wenn die poetiſche Freiheit weiß, was ſie darf! — Zu einer neuen Auflage unſeres vielerwähnten Buches, für welches ſich Roſen ſehr

intereſſirte, verſprach er zahlreiche Ergänzungen und Verbeſſerungen. — „Ich kann aber ſolche nur ſtückweiſe geben, ſagte er, denn wir ſind mitten in der Unruhe des Reiſens; aber von jeder Poſtſtation ſollen Sie ein und das andere Blatt erhalten!“ —

Wie freute ich mich auf dieſe Mittheilungen! Es iſt jetzt gerade ein Jahr, daß ich mich darauf freue! — Inzwiſchen ſoll freilich mit dem Baron Roſen eine literariſche Sinnesänderung vorgegangen ſein. Er hat ſich nämlich in der „nordiſchen Biene“ — dem Organe Bulgarins — von dem in Petersburg beſtehenden literariſchen Kreiſe abgewendet, deſſen Mittelpunkt der Fürſt Odojewsky iſt, und zu welchem ſich Wjaſemsky, Shukowsky und andere Notabilitäten halten. Ja, durch Beiträge zur nordiſchen Biene hat er ſich gewiſſermaßen als Freund und Bundesgenoſſen des berüchtigten Bienenvaters bekannt.

Baron Roſen führte mich auch dem mit dem Großfürſten erzogenen jungen Grafen Wielhorsky

zu, den ich während des Mittagmahles als einen sanften, einfachen, sehr unterrichteten und sprachkundigen Jüngling kennen lernte. Er war damals schon leidend; doch hätte ich nicht gedacht, daß er nur noch wenige Monate zu leben hätte. Nach Tische besuchte uns Shukowsky, und lud uns ein, den Nachmittag bei ihm zuzubringen. — Wir trafen da unvermuthet den Baron von R., jenen einarmigen Freund Shukowsky's, der einst den kranken Dichter in Hanau festgehalten hatte. So stand ich denn unerwartet am Anfange der russischen Praxis in Hanau. —

Zum Abschiede von den Russen in Ems theilen wir ein Gedicht Shukowsky's, nach einer Dolmetschung übersetzt, mit, in welchem sich dieses Dichters eigne, sinnige Anschauungsweise ausspricht. Dem Leblosen haucht er gern nicht nur sittliche, sondern nach Umständen auch religiöse Empfindungen ein.

Die See.

O himmelblaue See, tief und verſchwiegen
Hältſt du bezaubert mich an dir zurück.
Du athmeſt Leben in unruh'gen Zügen,
Ein ſtumm Verlangen, ungemeſſen Glück.
O welch' Geheimniß mag dich denn beleben?
Enthülle deiner Liebe ſtummes Beben!
Weben nur mag dein tiefer Abgrund heben,
Weben denn zittert fort und fort dein Schooß?
Biſt du vom weiten Himmel angezogen,
Gefangen du, in reine, ſüße Schau?
Und er beſänftigt deine ſtolzen Wogen,
Er kleidet dich in ſein durchſichtig Blau.
Sein Widerſchein iſt dir ein weicher Schleier,
Und rötbet ihn der Morgen purpurlich,
Dann funkelſt du mit ſeiner Sterne Feuer,
Und ſeine goldne Wolke ſchmückt auch dich.
Doch wenn die Ungewitter nun mit Macht
Und Wolken jenes Firmament umthürmen,
Dann ächzeſt du, ſtehſt auf mit wilder Macht,
Den eiferſücht'gen Dunſt hinabzuſtürmen.
Und ja, er weicht! doch deine Unruh währet,
Du ſtarrſt fort mit wildem, trübem Blick,
Und mit dem alten Glanz des Himmels kehret
Dir alte Ruhe nicht ſobald zurück.

Noch lange wird dein grauſer Abgrund beben,
Mit deinem Frieden iſt's auf lang vorbei.
Wer auch vermöchte dir den Troſt zu geben, —
Nun bleibe dir dein liebſter Himmel treu!

Manche Tage beglücken uns durch die anmuthigſte Uebereinſtimmung von Erlebniſſen. So ſollte ich heute, nach meinem Abſchiede von ruſſiſch-deutſchen und deutſch-ruſſiſchen Literaten, noch zur Gefährtin über den Berg nach Koblenz zurück eine deutſche, in ruſſiſche Angelegenheiten verwickelte Schriftſtellerin finden. Doch als ſolche, wiewohl nicht an ihren Federn, lernte ich ſie erſt bei unſerm Abſchiede kennen. Anfangs, als wir uns beide ſo traulich zuſammen in einen nach Koblenz zurückkehrenden Wagen ſetzten, bemerkte ich nur ihre überaus heitere und zufriedene Miene. Auch konnte die gute Frau ihr übervolles Herz nicht lange verſchloſſen halten. — Ich habe heut einen recht frohen und glücklichen Tag gehabt! rief ſie bald aus. Ich bin mit einem Anliegen bei dem ruſſiſchen Thronfolger unerwartet gut aufgenommen

worden. Er iſt ſelbſt ein vortrefflicher Fürſt und hat wohlwollende Männer um ſich, die ihn zugänglich machen. Ich kehre reich beſchenkt von ihm zurück. —

Ei? fiel ich ihr lachend in die Rede. Doch ja! der Sommer 1838 iſt ſehr merkwürdig für Deutſchland. Sonſt war von engliſchen Subſidien die Rede; jetzt wird man bald nach ruſſiſchen Geſchenken rechnen. Die deutſchen Reſidenzen ſind ja gegen einander ordentlich eiferſüchtig auf die Anzahl und den Betrag der Ringe, Uhren, Doſen, die es hagelt, ſo oft der ruſſiſche Kaiſer von einem Orte zum andern blitzt. Und der Prinz —.

O nein! verſetzte ſie. So bin ich nicht beſchenkt worden. Solche Gunſt mag denen zu Theil werden, die etwas bieten können, — Künſtlern, Gelehrten, die ihre Werke darbringen. Ich hatte nur zu bitten. Ich bin als Mutter beſchenkt worden. Hören Sie nur! Ich darf es nicht verhehlen, daß ich von dem ruſſiſchen Regentenhauſe wiederholte Beweiſe von Gunſt

erfahren habe. Einſt war mein Mann in ſo glücklichen Verhältniſſen, daß wir, weil in unſerm Städchen ein gutes Gaſthaus fehlte, den Kaiſer Alexander, als er nach Paris ging, aufnehmen und bewirthen konnten, ſo, daß er ſpäter auf ſeiner Reiſe nach Achen, durchaus wieder nach unſerer Wohnung verlangte, obſchon ſich inzwiſchen ein gutes Gaſthaus aufgethan hatte. Wie leutſelig er mit uns Allen umging, könnte ich Ihnen weitläufig erzählen. Aber er wollte auch mehr thun, und nahm unſern, in der polytechniſchen Schule zu Paris gebildeten Sohn mit nach Petersburg in Dienſte. Da ging es ihm auch recht wohl. Späterhin wurde er aber nach den ſüdlichen Provinzen verſetzt, weil er als Lehrer an höhern Schulen gar erſtaunlich brauchbar iſt. Von dort blieben uns zuletzt ſeine Briefe aus; wir ſchrieben und ſchrieben, erhielten aber nie Antwort. In unſerm ſchönen Vermögensſtande ſehr zurück gekommen, ſollte ich nun auch über das Leben meines geliebten Sohnes in Ungewißheit

ſchweben. Denn auch auf den ſchwarzen Brief über den Tod ſeines Vaters, kam keine Antwort. Da wendete ich mich in der Angſt meines Herzens an die jetzige Kaiſerin, und flehte von ihrem deutſchen Mutterherzen Nachricht über meinen, in ihrem weiten Reiche verloren gegangenen Sohn. Wir waren ja beide Mütter, und hatten unſer Theuerſtes in Rußland. Nur daß ich weiter davon war, als ſie. Und ſehen Sie! Nach kaum ein paar Wochen erhielt ich in der That Antwort, — mein Sohn lebe und werde mir ganz kürzlich ſchreiben. So kam es auch. Und wiſſen Sie, wie es zugegangen war? Der Gouverneur war Mitternachts in die Wohnung und an das Bett meines Sohnes gekommen, hatte ſich an ſeinem Vor- und Zunamen und an dem Namen ſeiner Mutter des rechten Mannes verſichert, und ihm dann befohlen, aufzuſtehen und eine Empfangsbeſcheinigung über den ihm von der Kaiſerin mitgetheilten Brief auszuſtellen. Bis den andern Mittag aber mußte er ſich ſchriftlich verantworten,

warum er ſeither ſeiner Mutter nicht mehr geſchrieben habe, auch einen Brief an dieſe beifügen, und beides dem Gouverneur ſelbſt zur weiteren Beförderung an die Kaiſerin übergeben. Der ganze Grund ſeines Schweigens war aber nur geweſen, daß er unſere Briefe eben ſo wenig, als ich die ſeinigen, empfangen, und mich endlich für todt gehalten hatte. — Sehen Sie, mein Herr, ſolche Huld empfing ich damals von der Kaiſerin! — Wahrlich! fiel ich ein, da ſieht man, daß die ruſſiſche Kaiſerin viel beſſer iſt, als die ruſſiſche Poſt. — Und nun komme ich von ihrem Sohne, dem Großfürſten mit neuer Gunſt, fuhr ſie fort. Mein Sohn wünſcht nämlich mich und ſeine Geſchwiſter noch einmal zu ſehen, kann aber nur einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, was für eine ſo weite und koſtſpielige Reiſe nicht lohnt. Da habe ich mich nun an den Prinzen gewendet, und er hat mir zugeſagt, daß meinem Sohne ſechs Monate Urlaub ohne Gehaltsabzug und ſogar noch mit Reiſevergünſtigungen bewilligt

werden ſollen. Ich möchte ihm nur ſchreiben, daß er ſelber darum nachſuche. Und denken Sie! Wenn ich den Brief gleich ſchreiben würde, ſagte mir dieſen Morgen der Prinz, ſo ſollte ihn der Feldjäger mitnehmen, der dieſen Abend nach Petersburg abginge. So habe ich mich denn alsbald hingeſetzt, den Brief vorhin abgegeben, und kehre nun mit ſeligem Herzen nach Hauſe zurück, wo mich eine weniger trunkene Feder, als die eben niedergelegte, erwartet. —

Wir fuhren über die Schiffbrücke den zahlreichen Lichtern entgegen, die aus Koblenz über den Rhein her funkelten. Uns im Rücken lag Ehrenbreitſtein in der letzten Abendbläſſe. — So ſehr meine Reiſegefährtin eilte, konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, mit mir in das zu Nacht fahrende Dampfſchiff zu gehen. — Nein! ſagte ſie, es bangt mir, in der Nacht auf den Strom zu gehen, wo man dieß keuchend-arbeitende Ungethüm der Dampfmaſchine in der Stille doppelt ſchaurig hört, und die Schiffleute ſo leicht etwas verſehen

können. Erſt jüngſt iſt hier in der Gegend ein Unglück vorgefallen. Sonſt wäre ich gern in aller Frühe zu Hauſe eingetroffen; denn ich bin ſchon drei Tage von dort weg; die Woche geht zu Ende und eine Menge Inſerate werden mir eingelaufen ſein. Wiſſen Sie, — ich redigire das Wochenblatt von Bingen! —

Auf dem nächtlichen Dampfſchiffe war eine ſehr ſchöne Engländerin. Sie war ſo ſchön, daß ſie gewiß Bewunderung erregt hatte in der Zeit, wo ſie noch ſchöner geweſen ſein mußte. Denn ſie war ſchon im Abwelken begriffen. Sie ließ ſich mit vornehmem Behagen von zwei Männern in abwechſelnd engliſchem und franzöſiſchem Geſpräch unterhalten, — von einem engliſchen Oberſten und von einem ſtandesherrlichen deutſchen Grafen. Jener wollte noch das Bad Schwalbach beſuchen, dieſer ins Darmſtädtiſche reiſen. Beide buhlten um den Beifall der Lady, die ſehr hübſch lachte, und mit dieſer ſchönen Gabe verſchwenderiſch umging. Einigemal gelang es dem deutſchen

Grafen, die Lady zu ergötzen, indem er deutsche Eigenheiten lächerlich machte. Ich hoffte, der Oberst werde schon aus Wetteifer auch auf Kosten seiner, im Lächerlichen viel wohlhabenderen Landsleute etwas zum Besten geben. Da ich mich aber in dieser Erwartung getäuscht sah, ging ich auf das Verdeck, blickte den nachtschimmernden deutschen Strom entlang, und nach den dunkeln Berggestalten hinüber, die sich auf grauem Himmel auszackten. Es war kalt, und ich konnte mich in den leichten Sommerkleidern nur hinter dem wärmenden Dampfschlote gegen den rauhen Nachtwind halten. In der Kajüte war es allerdings behaglicher; allein ich wollte erst den deutschen Standesherrn schlafen gehen lassen. — Ich sah über mir den grauen Rauch im Scheine der hochschwebenden Schifflaterne nach dem rechten Ufer wehen, und gerieth auf politische Betrachtungen, die mir immer kommen, wenn mir unwohl zu Muth ist. —

Zwei Winde — so kam es mir vor — wehen jetzt, nicht abwechselnd, sondern zu gleicher

Zeit über einander hin, durch unser Deutschland, — ein Westwind über die unteren und mittleren Regionen, und ein Nordost über die höchsten, herrschenden Gipfel. Den Westwind erkennen wir leicht genug am Rauch der Schlöte, an Thurmfahnen und Kirchhähnen; aber der höhere weht leiser, und kann vielleicht nur in der Art, wie wir Knaben, um unsern papiernen Drachen steigen zu lassen, bei Windstille den Luftzug mit einem fallenden Haare suchten, — mit einem Härchen aus dem Bart eines Diplomaten geprüft werden. — Welcher von beiden könnte wohl in Zeiten eines Sturms gefährlicher für uns werden, — der russische oder der französische Wind? — Dieser letztere ohne Zweifel! Denn da er manche Sympathien anblasen würde, könnte er uns entzweien. Und Deutschland hat in seiner Entzweiung nie Glück, sondern immer nur Unheil und Erniedrigung gefunden. Jener andere Wind aber entzweit uns nicht! Wahrlich, jede Annäherung Rußlands, sei es als Freund oder Feind, könnte

die deutſchen Völker nur enger verbinden und ermuthigen, wie es ja dem Nordoſt eigen iſt, daß er die Nerven ſpannt und ſtärkt.

Und auf einmal erkannte ich auch, wozu mir die ſchönen ruſſiſchen Bücher dienen möchten, die ſich als Zeichen des Wohlwollens achtungswürdiger Fremdlinge bei mir aufſpeichern. Wenn nämlich einmal — was Gott verhüte! — jene Nordflocken wieder herein wehen ſollten, die ſich mit Bärten und Spießen kryſtalliſiren; dann kannſt du, dachte ich, wie Kaspar in der Wolfsſchlucht ſeine Steine, ſo dieſe Bücher in einem Zauberkreiſe um dich und die Deinen herlegen, und ſchützeſt dich gegen das wilde Heer.

Bald nach meiner Heimkehr von dieſem Ausfluge kam einer der bedeutendſten ruſſiſchen Dichter, — vielleicht nach Puſchkins Tode der begabteſte — nach Hanau.

Jaſikow.

Aber er hatte nichts mehr von dem burſchikoſen Ausſehen übrig, nach welchem er uns aus ſeinen geſunden Tagen beſchrieben war, — im Studentenkittel, mit einem Kranz auf dem Haupte und einem Pokale in der Hand, als ruſſiſcher Dionyſos. Abgemagert, mißfarbig, krummgezognen Rückens raſchelte er aus dem Seitenzimmer mit kurzen Schritten, und ſank erſchöpft in die Sopha-Ecke. — Jaſikow war krank; er litt am Rückenmarke. Ein junger Arzt und ein Freund des Dichters hatten ihn nach den böhmiſchen Bädern und jetzt nach Hanau begleitet, wo er unter Kopps Behandlung überwintern wollte.

Als mich Kireewsky, jener mitgekommene Freund, beſuchte und zu Jaſikow einlud, machte er mich voraus mit einer Eigenheit des Dichters bekannt. Wer von Jaſikow, dem ſchwungvollen Lyriker, von Jaſikow, dem Dorpater Studenten gehört oder in unſern „literariſchen Bildern aus

Rußland" gelesen hatte, konnte ihn nicht als menschenscheu oder mit wunderlicher Blödigkeit behaftet denken. Und doch war diese nicht etwa neu und eine Folge seiner Krankheit, sondern älter und vielleicht sogar die Ursache seines Leidens. Denn gerade aus gesellschaftscheuem, einsiedlerischem Hang hatte er sich oft monatelang auf sich selbst zurückgezogen, hatte gebückt, mit übergeschlagenen Beinen sitzend, gelesen, geträumt, gedichtet, ohne Bewegung und frische Luft, bis — von all' dem einsiedlerischen Treiben sein Rückenmark krankhaft ergriffen war. — Indeß gab der hanauer Arzt Hoffnung zur Genesung, die freilich mit einem langen Winter zu kämpfen hatte. Wie freute ich mich, daß ein so junger Mann, auf den sein Vaterland stolz war, nicht verloren gehen sollte! Er, der jetzt so verkümmert, so verkommen aussah, war ja, so viel man hörte, als Dichter durch das Prachtgefieder der Sprache und zugleich durch den gewaltigsten Flug der Phantasie ausgezeichnet.

Die Freunde Jasikows erklären ihn für ein

höchſt merkwürdiges pſychologiſches Phänomen. Dieſer ſcheue, ſchweigſam phlegmatiſche, ſo wenig für die Welt gemachte, als nach Poeſie ausſehende Jüngling habe doch alle Eigenſchaften eines echten lyriſchen Dichters in hohem Grade. Er ſei abwechſelnd erhaben, ſchwungvoll, anmuthig, elegant, zärtlich, bacchiſch, immer kühn und neu im Ausdruck, und behandle die Sprache, als ein launenvoller Gebieter, der alle glänzenden wie alle heimlichen Gaben und Reize ſeiner ſchönen Sklavin kenne. Er ſei einzig, ſelbſt im Vergleiche mit Dichtern anderer Nationen, aber unüberſetzbar durch die Eigenthümlichkeit ſeiner Diction, in welcher er poetiſchen Tokaier und Champagner miſche, von ſo flüchtigem Dufte, daß dieſer bei einer Ueberſetzung verfliege und verloren gehe. Ja, von ſo verſchiedner Begabung ſei Jaſikow, daß er heute als fideler Burſche uns in alle ſtudentiſchen Tollheiten hinein ſinge, und morgen als Pſalmiſt uns ein Knie zu beugen nöthige. —

Dieſe rühmenden Urtheile ruſſiſcher Freunde

zu bestätigen oder vielleicht auch nur zu vermehren; füge ich aus Jasikows Papieren ein poetisches Billet Puschkins bei. Dieser vor seinem tragischen Ende ein traulicher Freund Jasikows, schreibt in Erinnerung an eine lustige Fahrt, welche beide Dichter nach Trigorskoe zu ihrem gemeinschaftlichen Freunde Wulff gemacht hatten:

„Woher, Jasikow, dieser Uebermuth
in deinen Liedern? O wie scherzest du,
und ach! wie liebst du! Welch ein Sprudel
des Herzens, welche Fülle der Gedanken,
und welche Jugendkeckheit lebt in dir?
Nein, wahrlich! nicht aus der kastal'schen Quelle
schöpft deine Muse: dir hat Pegasus
mit seinem Huf den eignen frischen Born
aus einem Fels geschlagen. Doch nicht Wasser,
nicht kaltes Naß, genßt diese Hippokrene:
berauschend spielt und perlet ein Getränk,
verzehrend, — jener wunderlichen Mischung
aus Rum und Weine gleich, die ohne Zusaß
gemeinen Wassers, einstmals zu Trigorskoe
ein lüsterner Geschmack für uns ersann."

So mußte mir denn dieser friedliebende, verlegenste, verzagteste Mensch als ein Poet

erſcheinen, der allen bacchiſchen, ſiedenden, renommiſtiſchen Schwung an ſeine Studentenlieder verſchwendet, und für ſeine Perſon nichts davon übrig behalten hatte. Wie wilde Söhne ihren Vater ausziehen, und mit den väterlichen Mitteln hinaus in die tolle Welt ſchwärmen; ſo hatten Jaſikows Geſänge allen ſtürmiſchen Muth, alle tollkühne Verwegenheit an ſich geriſſen, und den ängſtlichen Dichter ſitzen laſſen. — Nun wäre es allerdings höchſt intereſſant geweſen, einen ſo reich und eigens begabten Menſchen recht tief zu ergründen: hätte man nur auch nahe genug an ihn herankommen können! Schon ſein leidendes Ausſehen ließ nur eine ſchonende, beſcheidne Annäherung zu. Vor ſeiner Krankheit wahrſcheinlich nicht ſo verkommen an Geſtalt und verkümmert im Ausdruck des Geſichts, ſaß er jetzt gekrümmt, auf die Kniee geſtützt da, mit ſehr verkürztem Kinn und ſeltſamer Miene lächelnd; indem er mit unruhigen Blicken Antheil an der Unterhaltung nahm, ja dann und wann von weitem, wie verſtohlen, eine gute geiſtreiche

Bemerkung, oder eine abgebrochene Kenntniß als Cokosnuß zwiſchen uns hinein warf. Seine ſeltenen Aeußerungen waren reich an Phantaſie und Verſtand zugleich. Wenn man dann aber heiter und herzlich auf ihn zutrat, ihn geradezu anſprach oder fragte, ſo ward er unruhig, und ſah ſcheu und ängſtlich, wie nach einer Gelegenheit zu entſchlüpfen, am Boden, an den Wänden hin und her. Aus Furcht ihm läſtig zu werden oder gar ſchädliche Aufregungen zu verurſachen, mußte man ſich zurückziehen.

Jaſikow durfte ſeiner Krankheit wegen nicht ſtudiren und leſen. Dennoch ſchaffte er eine Menge Bücher an, die von ſeinem guten Urtheil und von vielſeitigem Intereſſe zeugten, und aus denen er wenigſtens mit flüchtigen Blicken eine geiſtige Erquickung ſchöpfte. Das Religiöſe war nicht ausgeſchloſſen, und er zeigte ſich, wie man die meiſten religiös geſtimmten Ruſſen findet, orthodox und kirchengläubig.

Ungeachtet der Ungunſt eines langen Winters hatte ſich Jaſikow doch mehr und mehr aufgerichtet.

An günſtigen Tagen fuhr er aus, um in freier Luft ein wenig zu wandeln. Gegen Ende Mai ging er nach Kreuznach ab, um dort das eigenskräftige Salzbad zu brauchen. Von da reiste er mit den beſten Hoffnungen nach Gaſtein, und wollte den darauf folgenden Winter in Italien zubringen. Dorthin nimmt er auch ſein vollendetes großes Gedicht „der Gluthvogel" mit, um es in dem Lande, woher dieß in Rußland populäre Mährchen ſtammt, noch einmal zu überarbeiten. Wenn er dann, ſelbſt ein Phönix, nicht aus verzehrenden Flammen, ſondern aus heilenden Waſſern verjüngt, ſich wieder in ſeinem geliebten Simbirsk eingeniſtet hat, wie lieb wird ihm dann, aus heimathlicher Ferne, Deutſchland erſcheinen, das er auf ſeinen Reiſen nur mit Einſiedlerblicken ſcheu und flüchtig angeſehen.

Wir theilen noch ein nach einer Dolmetſchung überſetztes Gedicht Jaſikows mit, ungewiß wie dieſer Tokaier-Champagner aus einem deutſchen Becher ſchmecken wird.

An den Dichter.

Wenn ſich mit dir ein Schöpfergeiſt vermählte,
und zitternd unter der Begeiſterung
dich eine heil'ge Weihe hoch beſeelte,
und du begreifſt die hehre Würdigung;
wenn auf dich alle Schaffenskräfte ſanken,
in denen du die Gottheit wirkſam ſchauſt,
— den Gluthblitz der Gedanken,
der Worte Feuerbraus.

Dann geh', daß der Prophet ſich weit verkünde!
Doch nur den hehrſten Pfaden bleibe hold!
Nie küſſe du den Honigmund der Sünde
nie ſei die keuſche Schwinge feil für Gold!
Ob dich des Herrſchers Willkühr wild umſchnaube
des Purpurs Falten leckend dich umblüh'n:
ſei arglos, wie die Taube,
ſei wie der Adler kühn!

Und welch' ein Zauber dann in ſüßem Klange
aus deiner ſeelenvollen Harfe tönt!
der ſchnell den Sklaven in dem ſchwerſten Drange
und König Sauls verdüſtert Herz verſöhnt.
Ha! Wie dein edles Leben ſtolz erblühet!
Und wie, von inner'm Feuer angefacht,
dein offnes Auge glühet,
die rub'ge Stirne lacht!

Doch nie um deine Gottheit anzurufen
aus Ruhmsucht und genußbeflecktem Sinn,
erkühne dich zu ihres Altars Stufen
mit prunkendem und eitlem Opfer hin!
Nicht solchem Fleh'n wird sie mit Huld sich wenden:
der Rache Donner mit des Himmels Brand
zerstreut die tück'schen Spenden,
und lähmt des Opfrers Hand.

Indem ich von Jasikow scheide, kann ich nicht an seinem achtungswerthen Begleiter und Freunde vorüber.

Kirеewsky

war in seiner Weise ein nicht weniger eigenthümlicher Mensch. — Finster aussehend, mit ganz russischer Physiognomie, in geselligem Verkehr linkisch, gleichgiltig gegen Genüsse, mit einer zum Sprechen ungelenken und für den Wein stumpfen Zunge, dabei strenggläubig und in keiner Tischgesellschaft des Gebetes vergessend, wendete er auch in seiner Tracht den Nationalrussen, den reinen Altrussen heraus; indem er auch bei uns nie anders als im

langen ſchlichten Ueberrocke oder im einfachglatten Mantel, mit ſchwarzem, um den Hals geknebelten Tuche, in bäuerlichem, lang und ſchlicht in den Nacken gekämmtem Haare und mit einer weiken Tuchmütze ging. Shukowsky, der ihm verwandt iſt, ſoll ihn ſcherzend — einen ruſſiſchen Altdeutſchen zu nennen pflegen. Dabei war Kireewsky aber voller Kenntniſſe, lebhaft in wiſſenſchaftlichem Intereſſe, und auf dem Wege, ſich in Rußland ein dankenswerthes Verdienſt zu erwerben. Er ſammelt nämlich ſeit Jahren die Volkslieder, an denen die Ruſſen ſo reich ſind, großentheils aus dem Munde des Volks ſelbſt, und iſt noch vor dem Frühjahre nach Rußland zurückgekehrt, um die bändereiche Leſe derſelben heraus zu geben. — Daß er bei dieſer Richtung während ſeines Aufenthaltes in Deutſchland ſich nach unſern Volksliedern umgethan, und die verſchiedenen Sammlungen derſelben ſich angeeignet habe, läßt ſich von einem ſo gründlichen und innerlich tüchtigen Manne nicht anders erwarten. —

Mit dieſem Altruſſen ſtehen wir unerwartet vor einer merkwürdigen Reaction, die ſich in Rußland ausbildet. — In der ruſſiſchen Nationalität liegt unverkennbar, und ſogar nach dem Eingeſtändniß unbefangner Ruſſen, etwas Serviles, — im Slaventhum etwas Sklaviſches. Selbſt wenn ſich der Ruſſe zum Liberalismus neigt, geſchieht es aus Rückſicht nach oben. So verbreitete ſich unter Kaiſer Alexander, der den weſteuropäiſchen Ideen nicht feind war, ein liberales Thun und Treiben, das auch in der Literatur durch Fruchtbarkeit an Journalen ſich bemerklich machte. Man war mit einem Mal — wie der Hof in Petersburg geſtimmt und überzeugt.

Dieſem Europäismus tritt nun eben ſo lebhaft eine Reaction entgegen, die im Sinne des jetzigen Kaiſers das National-Ruſſiſche geltend machen will. Eine große Partei blickt ſelbſt auf Peter den Großen mit Unzufriedenheit zurück, und macht ihm Vorwürfe darüber, daß er die Bildung ſeiner Nation mit ausländiſcher Hefe angeſetzt, die

Uniformen des Lebens nach fremden Muſtern zugeſchnitten habe. Um des jetzigen Kaiſers willen ſind alle Gemüther mit einem Schlage für das Nationale, für das Altruſſiſche entflammt, und an dieſer Flamme ſinkt ein Journal um das andre in die Aſche. Unbefangne Ruſſen nennen es ſelbſt — einen Fanatismus. Was nur von fern nach Liberalismus biſamt, wird in die friſche Luft von Sibirien gehängt, und mit der Knute ausgeklopft. Und nicht etwa, daß ſolche Strenge nur von oben käme, geht ihr vielmehr die Stimme und Stimmung des Volkes meiſt voraus. Bei irgend einer oft bloß wunderlichen Aeußerung durch die Preſſe ſteigert man einander in der Erwartung der Strafen, die den Verfaſſer, den Herausgeber des Journals und den Cenſor, dem jene unbedeutende Aeußerung vielleicht ganz entgangen iſt, treffen müſſe. Und wenn endlich die Strafe mit Dienſtentſetzung, Einkerkerung, Verbannung wirklich erfolgt, ſo erſtaunt man über die Milde der Regierung. — Dieſer Serviliſmus geht nicht etwa aus Furcht

oder Vorsicht hervor, sondern ist instinktmäßige, angeborne Hingebung an das eben Herrschende. Daher findet man die gleiche Stimmung selbst in den vertrauten Kreisen der höhern Gesellschaft, wo man sich mit den wunderlichsten Meinungen und Behauptungen in Ernst und Eifer befaßt. Man verhandelt über die Nothwendigkeit der Folter zur Ermittlung der gerichtlichen Wahrheit; man entwickelt mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Zweifel an der wirklich menschlichen Abstammung der Juden u. dergl. —

Wie lange sich bei diesen Bestrebungen die Hegel'sche Philosophie noch halten wird, steht dahin. Stillschweigend geduldet, hat sie sich bisher unter den jüngern Lehrern, sogar bis nach Finnland hin, großen Anhang erworben. Vielleicht erträgt grade sie sich am besten mit der altrussischen Stimmung, oder entgeht durch den Umstand, daß der russischen Sprache das H. fehlt, wofür das G. gebraucht wird, einer

Verfolgung der jetzigen literarischen Reaction, die am Ende den Hegel gar nicht mehr findet, weil man ihn Gegel zu nennen und zu schreiben pflegt.

Deutsches Leben

in

deutschen Novellen.

Von

H. Koenig.

I.

Regina. Novelle.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

Regina.

Eine Herzensgeschichte

von

H. Koenig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem Freunde

Berthold Auerbach,

dem Spinoza-Dichter am Rhein,

gewidmet.

Ein deutscher April pflegt selten anders als launenhaft zu sein; nur ist es einer auf liebenswürdigere Weise, als der andere. So mitten zwischen Winter und Sommer, für die Einflüsse beider empfänglich, gefällt er sich im Wechsel der Stimmung und zuweilen am wunderlichen Witze, Schneeflocken unter Obstblüten zu mischen. Anmuthiger und wahrhaft reizend kann er sein, wenn er mit Sprühregen die grünen Thäler und mit Sonnenschimmern die duftigen Höhen zu gleicher Zeit durchschwärmt.

Aehnliche sanfte und fruchtbare Stimmungswechsel machen auch einzelne Menschen interes-

sant, — geniale, die zugleich kränklich sind. Solch' Einer war der junge Arzt Augustin, der nicht weit vom Thomasthore der reichen Handelsstadt in der neuen Straße, die nach dem Kai hinabzog, den Gartenbau eines ansehnlichen Vorderhauses bewohnte. Augustin war in dem Alter Ausgangs der Zwanzige. Die Erinnerungen und die Erschöpfung einer etwas wild durchlebten Frühjugend vertrugen sich nicht immer mit dem Ernst und Bedürfniß männlichen Wirkens, die der junge Mann jetzt gefaßt hatte. Dieser Widerstreit seines Strebens mit seiner Vergangenheit, machte ihn bei sehr edler Gesinnung und hoher Geistesbildung sehr reizbar. Seine Stimmungen wechselten, wie Aprillaunen; doch so, daß der Trübsinn nicht selten vorherrschte. Aber auch in anderm Sinne war Augustin ein Aprilmensch: er war in der ersten Woche dieses Monats geboren, und der April, der ihn gebracht hatte, schien ihm etwas von

seinen Launen als Pathengeschenk eingeknüpft zu haben.

Heut, zum ersten Mal dieses Tages uneingedenk, war Augustin in der Frühe zu seinen zahlreichen Kranken ausgefahren, und lag jetzt, müde von diesen Besuchen, auf dem Sopha hingestreckt. Er athmete kurz, und seine Hand spielte auf dem Tische mit einer alten Pistole, oder vielmehr regten sich nur, wie von träumerischem Zucken der Nerven, seine zarten Finger über dem Pistolenschloß. Doch schlummerte er nicht, sondern hielt das geistigblasse Gesicht nach dem offenen Fenster gerichtet, das beinah bis auf den Boden des Zimmers herabging. Sein großes dunkles Auge folgte bald den leisen Bewegungen der seidenen Vorhänge, in denen der laue Wind spielte, bald schwärmte es hinaus nach den Obstbäumen des Hausgartens und nach den Lindenbäumen auf dem Wall, durch deren Zweige der Spiegel des Stroms heraufschimmerte.

Einige Mal öffnete ſich hinter ihm die angelehnte Thüre des Seitenzimmers, und ein Schelmengeſicht ſchielte herein. Es war Friedrich, der Bediente. Er ſchnitt Fratzen nach ſeinem da liegenden Herrn, wagte aber nicht, ihn anzurufen; wiewol er offenbar etwas zu melden hatte. Bald darauf klopfte es vom Hausgange her an die Thüre. Auguſtin wendete ruhig den Blick dahin, ohne herein zu rufen. Eine hübſche junge Frau in bürgerlichem Anzug öffnete leiſe, und eilte lächelnd mit einem etwa fünfjährigen Knaben herein.

Ha! ihr ſeid's? rief der Ruhende, ohne aufzuſtehen, höchſt freundlich. Die ganze Familie! Es iſt alſo Niemand krank von euch. Und was will denn das geſunde Pack ſo früh und — ſo geputzt?

Die junge Frau ſtieß lächelnd und erröthend ihren Kleinen an, der aus Befangenheit nicht vortreten wollte. Sie flüſterte ihm in's Ohr

und zog ihm die Hand vom Rücken weg, mit welchem das Kind einen mit Frühlingsblumen durchflochtenen Lorberkranz an sich hielt.

Ach, mein Geburtstag! seufzete der junge Mann, indem er sich jetzt zum Sitzen aufrichtete. Ein feuchter Blick fiel in das Lächeln des Mundes, als ob die Aprillaune, die eben im Freien draußen Regen und Sonnenschein mischte, auch im Antlitze Augustins widerschimmern wollte.

So komm' denn her, Augustin! rief er dem Kinde herzlich zu. Nicht wahr, die Mutter hat Dir ein Verschen eingetrichtert, und Du hast es vergessen? Gib mir wenigstens eine Patschhand, und einen rechten Bubenkuß!

Nein! hielt ihn die Mutter zurück. Wie sagst Du, einfältiger Junge? Eben hat er's drüben noch ganz freimüthig gesagt. Nun?

Aber der Arzt winkte dem Kinde, und es sprang nun mit vorgestrecktem Kranze auf ihn zu, indem es sehr ernsthaft sagte: Da, lieber

Pathe, ich gratulire Dir einen ſchönen Kranz zum Geburtstag!

So iſt's recht! So kömmt's aus Dir ſelbſt heraus! lachte der Arzt, herzte das Kind, und nahm es auf ſein Knie. Dann reichte er mit liebevollem Blicke der jungen Frau die Hand, und wollte ſie neben ſich auf das Sopha ziehen. Das mußt Du nie, Thereſe, ſagte er, dem Kinde Verslein einbläuen. Mach' ihm begreiflich, um was es gilt und was es ſoll: dann überlaß ihm ſelbſt die Worte, oder hilf' ihm drauf. So kommen die Kindergedanken, wie die Frühlingsblumen, aus ihren eignen Stielen gewachſen. Nun ſetze Dich doch! Erſt aber hole mir aus dem Schränkchen den Teller und dort die Flaſche mit der Aufſchrift!

Die hübſche Frau ſchien hier einigermaßen zu Hauſe zu ſein. Sie holte die Flaſche Malaga, die noch verſiegelt unter angebrochenen und geleerten Flaſchen ſtand, und brachte den Por-

zellanteller mit Marzipan, Lebkuchen und Zuckerwerk. Auguſtin ſchenkte ihr ein Glas ein, und fragte den Kleinen, deſſen Augen auf die Süßigkeiten brannten: Willſt Du davon, Burſche?

Der Bube nickte und erröthete.

Willſt Du aber auch hübſch einnehmen, wenn Dir der Doctor Bitteres verſchreibt?

Ja, lieber Pathe, das nehm' ich Alles, — ſo ein Glas voll!

Er ſtreckte ſein Aermchen zum Zeichen der Größe des Glaſes, und biß dann wacker in den Honigkuchen.

Auguſtin ſtieß mit dem Mütterchen an, und trat dann, das Kind auf dem Arme, vor den großen Spiegel. Nein, ſagte er nach einer Weile, der Mund iſt doch anders, viel edler, ganz wie Deiner, Thereſe; nur ohne Dein ſchmerzliches Lächeln. Blos Stirn und Auge. Je nun, ſetzte er bitter hinzu — wie ſich Brüder

gleichen! Ach meine gute Mutter —! Sie kömmt doch manchmal zu Dir, Thereſe?

Ach ſie iſt gut! flüſterte dieſe in brennender Rührung. Sie hat dem armen, wilden Mädchen vergeben, und ich denke — auch Ihrem Vater, Auguſtin.

Dann iſt es gut! verſetzte er. Vergib, daß ich immer wieder auf dieſe alten Geſchichten komme. Es iſt gut! Die Leute mögen denn reden. Es iſt doch immer noch beſſer, ſie halten mich für den Vater — des lieben Jungen, als — daß ſie den rechten Vater kennen.

Er küßte den Kleinen zärtlich, und ſagte dann halblaut: Schade, daß ich den Buben nicht groß werden ſehe!

Ach, lieber Herr Doctor! rief Thereſe ängſtlich. Warum ſollten Sie denn das nicht? Das iſt ja meine einzige Hoffnung im Leben. Er ſoll ein Arzt werden, wie Sie, — ſo ein Menſchenengel, ſo ein Segen der Armen!

Warum wollten Sie ihn denn nicht groß werden sehen?

Weil heut' mein letzter Geburtstag ist, flüsterte er, und schob die Pistole von sich.

Die junge Frau ward leichenblaß, und sprang mit einem Schrei auf. Sie beruhigte das ängstliche Kind, und blickte dabei mit ihren braunen Augen voll Licht und Gesundheit in die bleichen Züge des Arztes, als wollte sie seine Meinung erforschen, oder auch als begreife sie solche mit Leid.

Er fuhr mit seiner zarten weißen Hand über ihr schmerzlich bewegtes Gesicht, und lispelte ihr zu: Sei still davon, Therese, und sag' es Niemanden! — Und im Tone des Arztes setzte er hinzu: Laß das Kind in Deinem sonnigen Blumen- und Gemüsgarten nur recht umherlaufen, den lieben langen Tag. Der Bursche ist ein wenig zärtlich ausgefallen. Wasche und bade ihn tüch-

tig kalt; ſeine feine Haut iſt reizbar. Wenn er nur dem ſchurkiſchen Scharlachfieber entgeht. Das iſt doch für die Kinder, was die Peſt für die Völker — ein verhängnißvolles Uebel. Und wir haben ja da ein verhängnißvolles Kind! Ein Kind verwilderten, ruchloſen Frevels an der Unſchuld! ſetzte er in Gedanken hinzu, während er des Knaben Stirn und Locken ſtreichelte.

O er ſoll gedeihen, wie mein Blumenkohl, wie meine Artiſchocken! rief Thereſe gerührt und mit feuchtem Blicke. Ihr Vater, mein lieber Doctor, — oder, heut darf ich Sie auch wieder einmal Auguſtin nennen, wie damals, als Sie, ein keckes Studentchen, mit mir, dem Kinde des Gärtners, ſpielten. So haben Sie ſich meiner auch ſpäterhin ſtets angenommen; haben mir — den armen Buben aus der Taufe gehoben und Ihre Mutter dazu vermocht, mich in die Gärtnerei zu ſetzen, die mich ſo ſchön ernährt. Der Himmel ſegnet die Wohlthaten Ihrer Familie,

und das Kind wird grünen, wie mein Geschäft. Ihr Vater —

Sprich heut' nicht von meinem Vater! fiel Auguſtin finſter ein. Der Geburtstag erinnert mich ſchon genug an ihn. Sprich von meiner Mutter, von meiner Schweſter: Dieſe ſchaffen Gedeihen, wo meines Vaters Geiſt wie Wüſtenhauch zerſtörte.

Seit Thereſens Aufſchrei hatte der Bediente verſchiedene Mal durch die nur angelehnte Thüre mit einem Auge hereingeſchielt. Auguſtin, der es gegenüber im großen Spiegel bemerkt hatte, ließ jetzt das Kind vom Knie gleiten, faßte langſam die Flaſche Malaga am Hals, und ſchleuderte ſie raſch und heftig nach dem Lauſchenden. Zum Glück brach ſie ſich praſſelnd an der Thürkante, ohne den Menſchen zu treffen, der ſonſt übel weggekommen wäre. Das Kind lief ängſtlich zu ſeiner Mutter, und dieſe ſah den Arzt betroffen an.

Der Schurke! sagte Auguſtin entrüſtet. Du haſt es nicht bemerkt, wie höhniſch er horchte. Ich muß mir den Menſchen vom Halſe ſchaffen. Er bedient mich ſchlecht, und achtet mich ſchlecht. Er wird nie begreifen, daß ich der Alte nicht mehr bin. Er dürfte mich hundert Mal nach der Kirche gehen ſehen, und würde jedesmal nachſchielen, welches ſchlechte Haus ich wol beſuchte.

Thereſe ſchwieg gedankenvoll und verlegen. Während deſſen kam Friedrich ziemlich barſch herein. Sie thun mir ſehr unrecht, Herr Doctor! ſagte er. Ich wollte nur zuſehen, ob ich Ihnen jetzt das Briefchen da, von der Sängerin Fanny, abgeben dürfte. Sie hat's vorhin geſchickt. Sie wiſſen ja — die Fanny an der Liebfrauenkirche, — zu der man den Kirchenweg geht.

Er ſagte dieſe letzten Worte mit ſehr bezüglichem Ton, und ſchlüpfte deswegen raſch hinaus mit boshaftem Lächeln.

Auguſtin betrachtete ſtumm das hingelegte Briefchen, das ſich durch eine weiche Einlage zu einem länglichen Kißchen aufbauſchte. Zwiſchen der roſenfarbenen Verzierung des Couverts erkannte er wirklich an ſeiner Adreſſe Fanny's kritzliche Handſchrift. Träumeriſch ſah er das niedliche Päckchen an, das ſo reizend da lag, und ihn doch ſo wenig anzulocken ſchien. Mit weit vorgeſtrecktem Zeigefinger wälzte er es um. Ein zierliches Siegelblättchen ſchloß aufgeklebt den Brief, — auf himmelblauem Grunde das Bild eines Windhundes mit einem Brief im Maul und der Umſchrift: Reviens vîte!

Reviens vîte! ſeufzte Auguſtin laut. An ſeiner Stimme beſann er ſich auf Thereſe, und reichte ihr, aus ſeiner Zerſtreuung ſich herauslächelnd, die Hand zum Abſchied. Er dankte ihr ſehr herzlich für ihren Beſuch, hob den Kleinen noch einmal auf, ihn zu küſſen, und ſchenkte ihm aus der Weſtentaſche einen Friedrichsd'or

mit den Worten: Da haſt Du auch eine Piſtole, Du Held, der vorhin gleich zum Mütterchen lief! — Hüte mir ja den zarten Jungen, und verzärtle ihn nicht noch mehr! ſetzte er gegen Thereſen hinzu.

Nun allein, öffnete er das Päckchen. Eine geſchmackvolle ſeidene Börſe enthüllte ſich aus einem darum geſchlagnen Roſablättchen. Er las:

„Heut', mein treuloſer Freund, erhältſt Du einen Glückwunſch zum Geburtstage von meinen Fingern. Sonſt hatteſt Du ihn wärmer von meinem Munde. Mit Lippen und Kehle kann ich aber mehr ausrichten, als mit Feder und Nadel. Aber was Du Dir nicht holſt, kann ich nicht ſchicken. Ich wollte ſchon krank werden, und den Doctor Auguſtin rufen laſſen; aber man darf bei Leibe nicht freveln. Gebrauche wenigſtens mir zu lieb das Beutelchen. Dein Geld in bloßer Taſche — huſch da flattert's hin! Schließ' es hinter dieſe

goldnen Ringe; bis Du dieſe zuſammenziehſt, und Gold oder Münze vorſchüttelſt, kannſt Du erſt überlegen, ob ſich Dein gutes Herz nicht übereilt. Dies Herz konnte ich nicht feſſeln, und will wenigſtens Deine oft verſchwenderiſchen Finger an goldene Ringe gelegt wiſſen. Lebe wohl, treuloſer Haushammel!

Ewig die alte Fanny.

N. S. Ueber das flatternde Geld fällt mir Dein Lieblingslied ein. Wer ſingt Dir denn jetzt: „Flattre, flattre, kleiner Vogel?" — Wenn Du das Siegel betrachteſt, — das Windhündchen bin ich nicht; denn meinem Kummer zum Trotz werde ich alle Tage korpulenter; aber in der Ueberſchrift lies meinen Seelenwunſch."

Auguſtin betrachtete mit zunehmendem Wohlgefallen die feingehäkelte Börſe. Er hatte Fanny niemals bei einer weiblichen Arbeit getroffen, und verwunderte ſich über ihre Geſchicklichkeit.

Der Gedanke, sie habe doch wol die Arbeit machen lassen, störte ihn nicht. Er zog die Ringe hin und her, und bemerkte an einem feinen Spalte derselben, daß sie sich öffnen ließen. Die runde Höhlung war mit umflochtenen Haaren ausgefüllt. Er küßte die ihm bekannten blonden Härchen, und schloß das niedliche Geheimniß wieder zu. Nun füllte er beide Säckchen der Börse mit seinem Westengeld, und sang, indem er das Geschenk einsteckte: „Flattre, flattre, kleiner Vogel, tändle durch des Lebens —" April! Mit diesem Worte fiel er unter schallendem Lachen aus der Melodie.

Da ging leise die Thüre auf. Eine hohe, volle Mädchengestalt schwebte herein und flog an seinen Hals. Sie hielt ihn stumm, sie küßte ihn mit Thränen auf die Stirne.

Helene! rief er, beste Helene! Schwesterherz! Allen Dank der Welt, liebevolle Seele!

Helene entzog sich dem stürmischen Gefühle

des Bruders, um an der Stubenthüre dem Dienſtmädchen einen Korb abzunehmen, den ſie dann mit erwartungsvollem Lächeln öffnete. Mein Angebinde! ſagte ſie, und zog — leinene und wollene Windeln, Wickelſchnüre, Hemdchen, Strümpfchen, Häubchen, Jäckchen, wollene Röckchen, baumwollene Halstüchlein und dergleichen Kinderſachen, ſo einfach wie ſauber, Stück vor Stück hervor.

Ach Gott, Helene! O mein Gott, Helene! ſeufzte und lachte abwechſelnd der Bruder; indem er mit gefalteten Händen die Sächelchen aus dem Deckelkorbe hüpfen ſah.

Ich wußte nicht, was ich Dir Liebes ſchenken ſollte, ſagte Helene. Da bringe ich Dir nun, was wir Sonnabends im Kränzchen zuſammengeſchneidert haben, und Du ſo gern verſchenkſt.

Lumpen für mein Lumpenvolk! jubelte der Arzt, und umarmte die Schweſter. Nun ſei

Gott gedankt, daß doch die armen Würmer nackt geboren werden! Wie oft hab' ich's beklagt. Aber nun — meine Helene kleidet sie! Kommt, ihr nacktes Gesindel, nur immer an: Da ist die Hülle und die Fülle! — Sieh', beste Helene, die Reichen wissen nicht, was sie Alles voraus haben. Kaum regt sich der geheimnißvolle Sprößling unter dem Mutterherzen, so wird das Beste im Ueberfluß herbeigeschafft: — zartes, schon gebrauchtes Leinen, feiner Flanell, gestrickte Wickeln, zartwollene Strümpfchen, die Häubchen werden mit theuern Spitzen besetzt, Troddelchen angenäht, und der duftende Schrein füllt sich mit den zarten Hüllen, die der Mutter Hoffnung, des Vaters Ungeduld, die Erwartung der Familie, die Freude der Verwandten abwechselnd durchwärmt. Was hat die Taglöhnersfrau? Die Angst um's tägliche Brot, bis die Angst der schmerzvollen Stunde kömmt, da der arme Säugling auf ein dunkles,

kaltes Strohpfühl fällt, und nackt mit Schreien und Zappeln ſich gegen ſeine dunkle Zukunft wehrt. Sieh', dann fallen Deine Geburtstagsgeſchenke vom Himmel nieder, ein feliger Mutterblick überſtrahlt und durchſonnet ſie, und der nackte Erdenwurm liegt nun von Engeln bekleidet da und lächelt. Und dieſe Engel ſeid Ihr, Ihr Sonnabendsjungfern, die Ihr beim Thee Kinderzeug näht. So läutet Ihr mit wohlthätigen Herzen den Sonntag ein! Komm', laß Dich für Alle küſſen, die mitgenäht haben, Deine Mine, Deine Luiſe und Lotte, Deine Agathe und die dicke Jeanette!

Ungeſtüm herzte und küßte er Helenen, ſo daß die von Natur ruhige und gelaſſene Schweſter ihn abwehrend warnte, ſich ſo aufzuregen, Alles ſo heftig zu nehmen. Wir wollten Dich nur ſtrafen, ſagte ſie. Wie oft haſt Du nicht über uns geſpottet, wenn Sonnabends das Kränzchen bei mir war, und wir den Sammel-

korb unterm Nähtische hatten, unsere Bundeslade, wie Du die Kiste nanntest.

Ja doch, straft mich nur, schüttet nur eure Bundeslade über mich aus! erwiederte Augustin. Dabei legte er die Sachen mit einer Pünktlichkeit zurecht, die seltsam genug gegen die Unordnung in seinem Zimmer abstach. Helene entsetzte sich, als sie sich umsah. Da lagen Kleidungsstücke und Wäsche auf den Stühlen und dem Sopha durch einander; Staub saß auf den schönen Mahagonimöbeln; die hübschen Schmucksachen auf dem Kaunitz und dem Stufengestelle lagen wild durch einander und hörten auf, ein Schmuck zu sein. Leere und angebrochene Flaschen, Gläser aller Art standen auf den zerstreuten Schriften und Büchern, und zwischen offenen Cigarrenbüchsen und Aschentellerchen ein Licht, das mit dickem Butz herab brannte.

Ueber das bei Tag brennende Licht und die zertrümmerte Flasche war die Schwester am un-

gehaltenſten. Doch tadelte ſie den Bruder nicht, ſondern rief Friedrich herein und ſchalt ihn nachdrücklich aus.

Was hilft mein Säubern und Putzen? murrte der Bediente. Ich werfe mir keine Flaſche Wein nach dem Kopf!

Sie hieß ihn die Scherben zuſammenleſen und bat den Bruder, ja nicht zu dulden, daß ſo viel Flaſchen ſtehen blieben und Licht am Tage brenne, das ſähe zu liederlich aus.

Auguſtin ſah müd' und lächelnd drein, wie unter Helenens Schelten Ordnung um ihn her entſtand. Die Sonne fiel nun auch voll durch das offene Fenſter herein, als ob ſie dies echtweibliche Schaffen verklären wolle. Wie ſich dann aber Helene zu ihm ſetzte und mit einem bittenden Blicke ſeine Hand faßte, verzog ſich ſeine lächelnde Miene. So leitete die Schweſter gewöhnlich ihre betrübenden Anliegen ein. Diesmal war es nur die Einladung in's elterliche

Haus zum Mittagtiſche. Auguſtin ſpeiſte nämlich im Gaſthofe.

Ihr wohnt ſo weit draußen! ſagte er mit aller Freundlichkeit. Der lange Kai, die unruhige Brücke, die Strecke der Vorſtadt bis zu euerm Garten — ich habe den Weg ſchon in der Frühe gemacht.

Du haſt ja Wagen und Pferde, erwiederte Helene ſchmeichelnd. Es iſt wahr, der Weg iſt lang und unruhig. Mir iſt er vorhin recht lang geworden; ich war zu Fuß und hatte alle die guten und ſchweren Wünſche für Dich, lieber Bruder, und obendrein die Bitte, Du möchteſt doch ja kommen — und gern.

Ja doch! warf Auguſtin hin. Wenn mir's nur beſſer ſchmeckte neben dem Vater.

Die Mutter kocht aber heut', damit es Dir ſchmecken ſoll!

Sie ſtand auf, eine Thräne wegzuwiſchen, und ſah durch das Fenſter in den Garten.

Ach ja, die Mutter kocht! rief Auguſtin, und umſchlang die Schweſter, ſie zu beruhigen. Siehſt Du, Lenchen, wie ein neuer Frühling kömmt? Nie anders, als daß wir die feuchten Knospen mit ein paar Thränchen begrüßen. Ich denke aber, der Frühling ſoll mir wohl thun; ich werde bald ganz geneſen.

Er wendete ſich um und warf ſein gelbſeidenes Taſchentuch über die alte Piſtole. Dann fragte er, ob auch Karl geladen ſei. Die Schweſter erröthete und verneinte mit bloßer Kopfbewegung.

Wer von euch will ihn denn nicht mehr haben? fragte er. Wol ihr alle Drei nicht? Aber, wer mag ſagen, wer Schuld iſt! Karl verſteht des Vaters Witze nicht, und widerſpricht ihm, wenn er ſpottet. Die Mutter aber — die gute Mutter nimmt die Partei Deines Herzens, ohne doch dies Herz recht zu lenken. Es iſt wahr, Karl kömmt Dir nicht näher. Er

ſchien von Deinem Herzen angezogen. Dies Herz aber verſteckte, je mehr er ſich ihm näherte, deſto tiefer die blöde Neigung für ihn. Ach, wie entzückte mich der Gedanke an die Zukunft, die der Schweſter und dem Jugendfreunde gemeinſam zu werden verſprach! Und wie man oft das Widerſprechendſte zuſammen fühlt, was mir eben dieſe Zukunft doppelt theuer machte, tröſtete mich doch auch darüber, daß ich ſie für mich verlieren ſollte.

Ach ja, ſeufzte ſie, es war damals, als Du das unglückliche Bruſtleiden —

Aber grade dieſer Blutſturz kam mit in meine Berechnung, fiel Auguſtin ein. Ich führte nun den Freund in meine ausgedehnte Praxis. Die wunderlichen Menſchen, die mir leidenſchaftlich anhangen, trugen einen ſchönen Theil ihres Vertrauens auf den jungen Arzt über, den ich ihnen zuführte, weil ſie mich zu verlieren fürchteten. Und hier drinnen, beſte Schweſter, findeſt

Du noch mein Teſtament, in welchem ich dem Freunde meine koſtbaren Inſtrumente, die in London und Paris theuer angeſchafften, ferner die Präparate im Schranke drüben, dieſe mir ſo werthen Studien, ſo wie meine zahlreiche Bücherſammlung vermache. Ich bitte Dich, Helene, halte dies Teſtament aufrecht gegen den Vater, wenn ſich ein unerwarteter Fall ereignen ſollte. Karl weiß davon; ich habe ihm mein Vermächtniß nicht ſo verborgen, wie Du ihm Dein Herz.

O mein Bruder, wie konnte ich denn auch anders? Als wir Dich gemeinſam pflegten, gehörte meine Sorge, meine Seele Dir.

Und hernach —? — Hernach? Ei hernach wendete ſich ja Karl immer mehr dieſer Jüdin zu. Sollte ich ihm etwa auch dann noch —?

An dieſer Heftigkeit, Schweſter, erkenne ich Deine fortdauernde Liebe. Aber dieſe Regina Herz iſt erſt ſeit wenig Wochen aus England

zurückgekommen, und vorher war eine schöne Zeit, sich näher zu kommen. Genug! Wer auch Schuld sein mag, Du oder Karl oder alle Beide: so bleibst Du die Testamentsvollstreckerin, was auch mein Vater —

O sprich nicht davon! rief Helene. Sprich nicht in Deiner jetzigen Stimmung vom Vater! Und Du — Du lebst, ich halte Dich! Du wirst ja immer gesünder und — immer ordentlicher. Was kann Dir da geschehen?

Willst Du von Karl hier angetroffen sein? fragte er hastig. Ich höre ihn auf der Treppe.

Ohne zu antworten, ergriff Helene Hut und Halstuch und entfloh nach dem Zimmer Friedrich's, durch welches sie auf den Hausgang gelangen und die Wohnung verlassen konnte.

Karl Gilbert kam jeden Tag um diese Zeit auf seinen Krankenbesuchen bei Augustin vor. Er versah einen Theil der Kranken seines noch

nicht völlig erkräftigten Freundes, stattete Bericht über deren Befinden ab und empfing weitere Winke, ja, man darf sagen, Vorschriften. Denn aufmerksam und eifrig für seine Kranken und in seiner Wissenschaft, ordnete er sich doch dem Freunde willig unter, dessen genialen Blick und umfassende Kenntniß der Heilmittel er anerkannte und benutzte.

Karl war, was man einen hübschen Mann nennen konnte, blond und blühend, von kräftigem Aussehen. Er hatte die Miene des Frohsinns und eines heitern Lebensgenusses, ohne jene stürmische Leidenschaftlichkeit, die er stets an Augustin zu tadeln gehabt hatte. Ruhigen Sinnes und streng erzogen, griff Karl nach keinen Lebensfrüchten, die von der Sitte und Schicklichkeit eingehegt sind. Er liebte ein wenig die Genüsse, die sich mit dem Gaumen erreichen lassen, während ein feuriges Herz seinen Freund Augustin gar oft rechts und links in's Ungemessene trieb.

Helenen's leidenschaftliche Flucht hatte den jetzt so reizbaren Bruder augenblicklich gegen den Freund verstimmt, nur weil er ihm eben die Schwester verscheucht hatte. Er nahm des Freundes Umarmung und Glückwünsche mit einer gewissen Ungeduld auf. Um sich aber des Widerwillens zu erwehren, da er sein Unrecht fühlte, beschäftigte er sich um den Angekommenen. Er trug ihm selbst ein leckeres Frühstück zusammen, öffnete die Cigarrenbüchse und zündete das Licht wieder an. Im Gespräche mit dem Freunde, der sich das Dargebotene mit Behagen gefallen ließ, hängte Augustin den schönen Kranz Theresens unter seinem großen Oelbilde auf, und brachte mitten darin an demselben Nagel die alte Pistole an. Diese fiel dem frühstückenden Freunde auf. — Wie bringst Du nur da zwei so unverträgliche Dinge zusammen, fragte er, — den frischen, sinnig gewundnen Kranz und das alte, ausgediente Faustrohr?

Auguſtin trat, ohne zu antworten, vom Bilde zurück und betrachtete ein Weilchen mit verſchränkten Armen die beiden angehefteten Stücke. Wie ſie zuſammenkommen? verſetzte er dann. Je nun — wie ein ausgedienter Leichnam in ein Aurikel- und Hyacinthenbeet vergraben wird.

Karl legte Meſſer und Gabel weg, ſtand auf und umarmte Auguſtin mit den Worten: Heut' wollen wir dieſen Trübſinn abſchließen, Freund. Zeige Dich uns von heut' an neu geboren! Das bedenkliche Frühjahr iſt überwunden; nun überwinde Du nur dieſe Verſtimmungen. Verſprich mir, daß Du dieſe Launen —

Es ſind keine Launen, fiel Auguſtin ein. Es ſind Betrachtungen aus dem Leben, die am allerwenigſten einen Arzt ſtören dürfen. Um das Abſterbende, Ausgediente, wie Du ſagſt, erblicken wir immer neue, blühende Verbindungen, die das Leben ſchließt. Das Leben nimmt und gibt, es iſt Alles ſein Eigen. Sieh' da!

Nun wird mir ſelber erſt klar, was ich mit einem träumeriſchen Handgriffe Bedeutſames ausgeführt. Der Lorber weiſt auf die ewig grüne, ſiegende Naturkraft, die fort und fort junge Frühlingstriebe um ihren Lebenskreis zieht. Das alte, lahme Piſtol verbildlicht die menſchlichen Anordnungen und Anſtalten, die eben auch ausdienen, wie die Naturbildungen. Geh', ſetze Dich, Karl! Laß Dich bei der Paſtete und dem Burgunder nicht ſtören! Wir ſind Männer von Fach, mein Beſter, und wenn wir oft, wo wir es nicht wollen, tödten: warum ſollen wir nicht ſterben können, wo wir es wollen? Die menſchlichen Geſellſchaften halten ſo zäh über ihren faul und hinfällig gewordenen Inſtitutionen: ſo lieb iſt mir mein elender Körper nicht! Ich möchte ihn jede Stunde wegwerfen.

Er brachte den Freund zum Sitzen, ſchenkte ihm ein, und fuhr fort:

Es gibt nichts Alltäglicheres, als wie ich zu dieser Pistole gekommen bin, und doch kömmt mir dies Morgenbegebniß nicht aus den Gedanken, und umnebelt mein Herz mit wunderlichen Schauern. Du kennst den alten Juden, der den lieben langen Tag um den Eckstein am Eingang der Brücke hockt und irgend einen Trödel feil bietet. Er ist eigentlich Bettler und gibt sich das Ansehen eines Händlers. Nun macht es mich immer, wenn ich alte Juden mit alten Kleidern oder morschem Hausrathe handeln sehe, nachdenklich in der Betrachtung, wie die Abfälle des Völker- und des Familienlebens einander noch finden, fassen und wechselseitig zu halten suchen. Da zeigt sich denn auch im bürgerlichen Leben wieder, was wir aus dem Zerfall vieler Naturkörper entstehen sehen, — eine Afterbildung, wie Pilze auf faulenden Baumstrünken. Genug! Dieser alte Jude, der mich bisher im Vorüberfahren nur zu grüßen pflegte, stürzt

heut', da ich des Gedränges wegen langsam fahren mußte, an meine Droschke, erhebt sich auf den Tritt, und bietet mir in der andern Ecke liegenden diese Pistole zum Kauf. Es ist ein uraltes Stück, schreit er, vielleicht aus der Römerzeit, denn man hat es drüben im alten Römerbade gefunden. Ein Engländer gäbe viel Geld für die Rarität; Sie sollen sie für zwei Brabänder haben. Sammeln Sie keine alten Sachen, lieber Herr Doctor? Alte Sachen sind doch die jüngste Narrheit. Legen Sie die Seltenheit dazu. Haben Sie noch keine Sammlung, so fangen Sie eine damit an! Sie können das Ding auch zu Ihren alten Recepten legen: es ist ein probates Hausmittel, wenn Einem gar nicht mehr zu helfen ist. Ehe ich nur zu Worte kam, hatte er das Ding schon auf den Sitz neben mich gelegt, und hielt die Hand auf. Ich greife in die Weste und reiche ihm einen Dukaten. Erst als mir die kleine

Gärtnerin den Kranz bringt, fällt mir ein, daß mein Geburtstag iſt, und ich kann nun die Gedanken an dies wunderbare Zuſammentreffen nicht los werden.

Zuſammentreffen? lachte Karl.

Ja, Zuſammentreffen! erklärte Auguſtin feſt. Dieſer Tag hat mich in's Leben eingeſetzt, dieſe Piſtole kann mich jede Stunde wieder hinaus ſetzen.

Karl warf Meſſer und Gabel heftig auf den Teller. Auguſtin! rief er ärgerlich und ſchmerzlich zugleich. Du hatteſt dieſes Brüten aufgegeben. Ich bitte Dich, wehre ſolchen Vorſtellungen! Erſt hing Dein Trübſinn an der Phiole mit Blauſäure, die ich Dir abgeſchwatzt; nun iſt es wieder dieſe alte Piſtole.

Blauſäure? Nein, da hatteſt Du recht! erklärte Auguſtin mit geſteigerter Aufregung. Ein Arzt ſoll kein Gift nehmen: ſeine Kunſt iſt eine heilige, ſeine Kenntniß eine höhere Erleuchtung, ſeine Mittel ſind ein Segen der Natur,

für den Menſchen, das Neſtküchlein der Mutter. Auch das Gift müſſen wir Aerzte dem Leben dienſtbar machen, wie die Gottheit das Böſe in der Welt zum Heil wendet. Nein, ich darf mit keiner Sünde gegen meinen Beruf, gegen meine Wiſſenſchaft — das einzige Heilige, dem ich im Leben gedient habe, hinübergehen, wenn's einmal ſein muß. Dazu iſt das Pulver gut. Der Knecht der Zerſtörung mag dann als raſcher Genius der Auflöſung an mich herantreten und ſeine blitzende Fackel vor meinem brechenden Auge ſchwingen. Da! rief er noch lauter, indem er ein Glas haſtig mit Wein füllte, halb trank und den Reſt an die Piſtole goß, daß der Wein an der Tapete herabrieſelte, — da, dies zum Willkomm' in meinem Hauſe! Mein Gaſtzutrunk!

Er ſank ermattet in die Sophaecke.

So erſchöpfſt Du Dich! ſagte Karl gelaſſen; indem er ſich neben ihn auf einen Stuhl ſetzte

und die Hand auf des Freundes kurz-athmende Bruſt legte. So zerſtörſt Du Dich heillos. Ich beſchwöre Dich bei allem Guten, Freund Auguſtin, bezwinge dieſe kranken Phantaſien, dieſe freventlichen Einbildungen, in denen Dich ein tückiſcher Augenblick überraſchen und zur unſeligen That hinreißen könnte.

Darüber wollen wir nicht rechten, mein Freund! liſpelte Auguſtin. Die Auflöſung in dieſer morſchen Hülle greift ſehr um ſich. Ihr ſeht es nicht, und wollt es nicht ſehen. Und ich will euch auch nicht auf Trennung vorbereiten. O laß die welke Frucht, deren Kern reif zu anderer Ausſaat iſt, vom Lebensbaume herabgeriſſen werden, ehe ſie abfallend euerm Auge das Bild ekler Fäulniß darbietet. Die Hand einer Jungfrau pflückt Nachmittags eine reife Frucht, zerdrückt ſie an den heißen, durſtigen Lippen und bewahrt den edeln Kern; ſo jungfräulich und durſtig mag die Minute nach mir greifen,

die mich abbricht. Laß mich dabei, mein Freund! Weißt Du doch, daß es keine Verzweiflung einer muthlosen, düstern Seele ist. Ich glaube jetzt, — und dieser Glaube ist mitten in meinen so frühen Verirrungen zu einem edeln Kern gereift, — ich glaube an eine persönliche Gottheit und an die ewige Dauer der eignen Persönlichkeit; ich liebe die Welt; aber ich habe mein Herz von ihrer Weisheit nicht verhegeln noch verhageln lassen. Wenn auch nur kurze Zeit, habe ich mit desto heißerm Drange dem Heiligen meiner Wissenschaft gedient, und hoffe es bald auf höhern Altären zu finden. Bald sage ich, ohne daß ich den Augenblick weiß oder bestimmen will. Auch ein fester Entschluß wartet auf die Weihe der Minute. Und ich habe jetzt noch bedenkliche Kranke, die ich nicht verlassen darf, Kranke, die zu leben berufen sind und verdienen. Aber genug davon! Ich bin erquickt durch diese Gefühle, die sich heut' so

ungeſtüm aus meinem Herzen drängen, wie die Quellen im Frühling reicher fließen. Aber, mein Freund, was ich Dir jetzt ausgeſprochen, laß es hier in Deiner Bruſt verſiegelt ruh'n, — unter dieſem Siegel!

Er küßte den Freund, der bewegter daſtand, als er ſonſt zu fühlen pflegte.

Komm'! fuhr dann Auguſtin fort, indem er ſich umkleidete. Laß uns in die Frühlingsnatur hinausfahren, dieſe Lüfte ſchlürfen, die auch mich erneuern, wenn auch löſend, auflöſend.

Er hieß Friedrich anſpannen, rückte das Licht und die Cigarren herbei und ſagte lächelnd: Wenn Du angebrannt haſt, Karl, ſo löſche das Licht: brennendes Licht bei Tage ſoll zu liederlich ausſehen.

Ich errathe, wer das geſagt hat! verſetzte Karl. Eine, die auch hier ſo ſchön aufgeräumt und geordnet hat. Helene, Deine Schweſter, war hier.

Haſt Du ſie hereingehen ſehn? fragte Auguſtin haſtig.

Nein! Aber ich ſehe ihre Spuren hier, ihre waltende Hand, ihren ordnenden Sinn!

Auguſtin umarmte gerührt den Freund.

O, fuhr Karl lebhaft fort, ich kenne Deine Schweſter ganz. Ihr Weſen iſt einfach und durchſichtig; ihr Walten fließt in ſtillen, klaren Wellen. Viel ſchwerer iſt Regina Herz zu begreifen. Ich kann ihr Thun und Laſſen nicht mit einem Bach vergleichen: ihr Herz iſt eher eine Quelle, bald ſteigend, bald fallend, im Zuſammenhang mit unterirdiſchen Bewegungen.

Es ſcheint, Du ſtudirſt jetzt mehr, als früher, die Fährten weiblicher Herzen. Gehſt Du dort auf die Jagd?

Karl überhörte in ſeinem Eifer den bittern Ton des Freundes. Er fuhr fort, von Regina Herz mit Wärme zu ſprechen und mit jener Selbſtgefälligkeit, die ſich den gerühmten Ge-

genſtand im Stillen aneignet. Man zeigt dann gern die noch heimlich geliebte Perſon von einer Seite, die nicht für Jeden zugänglich iſt, und in einer Höhe, in der man einſt neben ihr beneidet zu werden träumt. Vor Allem pries aber Karl die reiche und geſchmackvolle Einrichtung beim alten Baruch Herz, den Aufwand, in welchem der Vater mit Tochter und Sohn lebe. Er müſſe ein außerordentliches Vermögen beſitzen.

In dieſen Geſprächen fuhren die Freunde durch das Thomasthor in's Freie. Auguſtin erquickte ſich an der milden Luft, an dem hellen Grün und den durchbrechenden Obſtblüten. Er überhörte den Vorſchlag des Freundes, der ihn bei Regina einführen wollte, und die Verſicherung, ſie intereſſire ſich für ihn nach Allem, was ſie über ihn gehört habe.

Mit ſolcher Beruhigung einer weichen, wohlthätigen Luft nach den ſtürmiſchen Empfindun-

gen des Morgens kam Auguſtin heiterer, als ihn die Schweſter erwartete, zum Mittagtiſche.

Die Familie wohnte jenſeit der Brücke und der Vorſtadt Hauſen in einem Garten. Daran vorüber zog die lebhafte Landſtraße nach Süden; in den obern Zimmern der Gartenſeite hatte man eine reizende Ausſicht nach den Hügeln, die mit Gärten und Landhäuſern prangten. Der Garten ſelbſt war mit Aufwand angelegt und unterhalten. Der alte Heimbold hatte unter andern koſtſpieligen Neigungen auch die Liebhaberei für fremde Pflanzen und Bäume, zu deren Pflege er einen Theil ſeiner Früh- und Abendſtunden verwendete. Den Tag brachte er größtentheils in der Stadt zu. Als Rechtsconſulent hatte er mitten im Strudel des Handels und Verkehrs ſeine Schreib- und Anfragſtube. Er war als ausgezeichneter Anwalt geſchätzt und geſucht, ein genialer Mann, voll Geiſt und ſarkaſtiſchen Witzes, zum Spott gegen alles Ueberſinnliche

geſtimmt, keck und zügellos im Denken und ein wenig cyniſch im Genuß. Er galt auch als politiſch-ſatyriſcher Schriftſteller und hatte ausgebreitete Verbindungen, die ihm in der beſuchten Handelſtadt oft genug alte Bekanntſchaften oder neue Empfehlungen zuführten, ſo daß die Seinigen ſich täglich auf Gäſte bereit halten mußten, die der gaſtfreie und genußfrohe Mann zu Tiſch mitbrachte. War ihm an einzelnen Gäſten beſonders gelegen, ſo ließ er es nach Hauſe ſagen, und dann wurden einheimiſche Freunde dazu geladen. Man konnte hier die intereſſanteſten Bekanntſchaften machen und nicht ſelten die bedeutendſten Literaten und Künſtler kennen lernen.

Heut' aber meldete ſich im Gegentheil der Vater ſelbſt in einem Billet ab. Ein Freund aus Paris war krank angekommen und wünſchte Heimbold's Geſellſchaft bei Tiſch im Gaſthauſe zu einer Berathung von Belang, die ſich nicht

verſchieben ließ. Dafür trafen andere, zum häuslichen Feſt gebetene Freunde aus der Stadt ein. Eine herzliche Fröhlichkeit kam auf. Mutter, Sohn und Tochter blickten einander mit leuchtenden Mienen an, heimlich vergnügt, wie es ſchien, daß eine ſo trauliche Stimmung durch des Vaters oft übermüthigen und rückſichtloſen Humor nicht geſtört ward. Man liebt es nicht, daß es in die Blüten der Obſtbäume blitze: eben ſo fürchten ſich beſonders die Frauen, wenn ihre Herzen in Rührung aufbrechen, vor dem ſpöttiſchen Witz eines Mannes.

Bei ſo milder Luft konnte man den Kaffee im Garten trinken. Während die Gäſte ſich an den Frühblumen erfreuten, wandelten Auguſtin und Helene mit verſchlungenen Armen traulich umher. Er unterhielt die Schweſter von ſeiner Spazierfahrt mit Karl, wohl wiſſend, wie gern ihr grollendes Herz doch von ihm hörte. Ich glaube nicht, ſagte er, daß ein ausgeſprochenes

Verhältniß zwiſchen ihm und der Jüdin Herz beſteht. Er ſcheint von dem Glanze des Hauſes, von dem Reichthum der Familie mehr als von Reginens Liebenswürdigkeit eingenommen. Denn an dieſer weiß er doch nur das bedeutſame Aeußere und den Hang zur Wohlthätigkeit zu rühmen.

Darin iſt ſie auch ausgezeichnet, bemerkte die Schweſter. Sie beſucht die dürftigen Familien ſelbſt. Beſonders wird die Art gerühmt, wie ſie gibt: kein klingendes Geld nämlich, das die Juden doch ſo lieben, und das ihnen auch beim Verſchenken noch eine laute Freude machen muß. Regina ſoll mehr beſorgen, als geben. Sie hilft der Noth ab, entfernt den Mangel und bereitet den Verlaſſenen Mittel und Wege, ſich ſelbſt zu helfen.

O dieſe chriſtliche Jüdin! rief Auguſtin lebhaft aus. Das nenne ich ein ſchaffendes Herz, ein Leben bereitendes. In dieſem Herzen muß

ein tiefer Quell von Liebe ſein. So tief hat unſer Karl noch nicht geblickt. Um ſo mehr wundert es mich, daß er Deine Seeleneigenheiten ſo genau kennt, daß er für dies blöde Herz einen ſo ſcharfen Blick hat. Ja, Schweſter, Du biſt nicht ohne Schuld, wenn er ſich von Dir zurückhält. Um ſich ja nicht zu verrathen, will ſich Deine Neigung für ihn auch nicht errathen laſſen. Eine Hyacinthe muß ſich öffnen, ſtill und ruhig auf ihrem Stengel. Niemand kann ihre Farbe und ihren Duft in der verſchloſſenen Knospe erkennen. Entgegenkommen, mag nicht jungfräulich ſein; aber fliehen kann ein Unrechtwerden am eignen und fremden Herzen. Ich gebe zu, Karl iſt ein wenig kalt: aber Dir gefällt ja das Leidenſchaftliche an Männern nicht.

Mit einem bedeutenden Blick und Handdruck entfernte ſich Auguſtin, als eben neue Gäſte zum Thee in den Garten kamen. Er hatte im

Sinn, nach dem Abendbeſuche ſeiner Kranken wieder einmal zur Sängerin Fanny zu gehen, um ihr für den Glückwunſch des Morgens zu danken. Er fand es unrecht, daß er den ganzen Winter dort weggeblieben war, ohne ihr nur das Mindeſte von ſich wiſſen zu laſſen. Es gefiel ihm, daß ſie doch nicht die Beleidigte ſpielte, ſondern ſeiner ſo heiter gedachte. So hoffte er deſto eher auf anmuthige Weiſe mit ihr brechen zu können.

Fanny wohnte der Liebfrauenkirche gegenüber an einem lebhaften Platze, der mit einem Springbrunnen geziert war. In den Erdgeſchoſſen der hohen Häuſer reihte ſich Laden an Laden zu einem glänzenden Bazar. Die obern Geſchoſſe waren von reichen und vornehmen Familien bewohnt. Das einzelne ſchmale Häuschen in einer Ecke des Platzes, das keine bequeme Familie aufnehmen konnte, bot für ledige Perſonen einige Wohnungen, die verhältnißmäßig theuer bezahlt

wurden. Fanny ließ ſich aber durch keine ſteigende Miethe aus den drei Zimmerchen vertreiben, die ſie mit ihrer Tante eine Treppe hoch inne hatte. Das wirbelnde Leben des Platzes war dem unruhigen Herzen des Mädchens eine zu liebe Unterhaltung. Müßig, wie eine Cikade im Laube, konnte ſie Stunden lang durch die Blumen auf ihrem Fenſterbret herab den Müßigen zuſehen, die ſich an den hohen, hellen Fenſterſcheiben der prächtigen Läden umhertrieben, und die aufgelegten Gold-, Silber- und Juwelenſchätze, die ausgebreiteten neuen Stoffe, Hüte und Shawls, die ausgehängten Bilder, Kupferſtiche und Schriften muſterten oder begafften. Gegen Mittag fuhren die Equipagen an. Es gehörte zum Zeitvertreib der vornehmen, unbeſchäftigten Welt, die Läden zu beſuchen, und die geſchniegelten Ladendiener nach den Neuigkeiten und Mode-Artikeln zu hetzen, die man nicht kaufen wollte. Spätere Wagen brachten

die Gäste zu den Mittagmahlen in den obern Stockwerken derselben Häuser. Oder das Posthorn kündete fremde Herrschaften an, die im neuen Gasthofe, im Hotel von Europa, einkehrten. Zu bestimmten Stunden fuhren auch die neuen Eisenbahn-Omnibus ab und zu. Dazwischen die Musikanten, Sänger und Gaukler, die sich abwechselnd auf dem Platz einfanden und Lärm und Unruhe vermehrten. Ja Sonntags sogar, wenn vor den geschlossenen Läden all' dies Tosen verstummt war, blieb der Platz nicht ohne Interesse. Es gehörte nämlich zum guten Ton, die Messe in der Liebfrauenkirche zu hören, und die elegante Welt drängte sich zu. Vielleicht weckte schon der Name der Kirche bei alten und jungen Herren den Eifer, wenigstens galant zu thun, wenn sie nicht fromm sein konnten; denn zahlreich standen sie vor der Thüre und musterten die Andächtigen wie die Gefallsüchtigen. Zuletzt mußte sogar noch

der Springbrunnen das Seinige zur Belebung des Platzes beitragen. Die Aerzte hatten dies Waſſer für das lauterſte und leichteſte in der Stadt erklärt, und von allen Seiten trafen nun Hausknechte und Mädchen, ſteinerne Krüge und geſchliffene Flaſchen, an dieſem weiten Kumpf zuſammen, um das Liebfrauenwaſſer zu holen, und Liebesworte zu wechſeln.

Alles dieſes war recht gemacht für Fanny's luſtige Augen und beobachtende Laune. Aber es diente ihr noch mehr, daß ſie ſelbſt mitten in dieſen Wirbeln der öffentlichen Aufmerkſamkeit entzogen war. Sie hatte ſo den Vortheil, den edlere Frauen ſuchen, indem ſie ſich der Klatſcherei der Menge entziehen. Die Geſellſchaft einer üppigen Stadt iſt ein ſchaumtreibender See. Nur in heitern Stunden, wenn der reine Himmel darin widerſcheint, fährt ein edles Frauenbild unbeſpritzt und ungefährdet darüber hin. Dieſelbe Gunſt wußte Fanny ſich

durch Klugheit zuzueignen. Sie beſchränkte ſich mit ihrer Mädcheneitelkeit auf die glanzvollen Stunden der Oper, in denen ſie mit ihrem reinen Sopran und anmuthigen Weſen in idealem Licht erſchien. Sie war ein Stern der Nacht, der bei Tage vor dem Glanze des Reichthums und der Pracht, oder auch hinter den Wolken der Erwerb- und Genußſucht verſchwand.

Fanny verdankte ſo viel und frühe Klugheit der Leitung ihrer Tante. Dieſe beſorgte das Hausweſen. Sie hatte in frühern Jahren der Wirthſchaft eines reichen, abgelebten Herrn vorgeſtanden und ihn ſo gut beſorgt, daß ſie ſelbſt nicht übel dabei weggekommen war. Die viel einfachere Wirthſchaft der Nichte ließ ihr Zeit übrig, an den Himmel zu denken, mit dem ſie ſich eben jetzt vertrauter zu machen anfing. Doch liebte ſie ſchroffe Uebergänge nicht, und gab darum auch nicht auf den Stutz die irdiſchen Vortheile auf. Zumal gönnte ſie ihrer Nichte

die Ansprüche der Jugend und Schönheit, und wie sie selbst in frühern Jahren der schwärmerischen Liebe die lohnende vorgezogen hatte, so suchte sie jetzt auch ihrer Nichte diese „solide Gesinnung," wie sie es nannte, beizubringen, und so weit dieselbe dafür zu leichtsinnig war, sie ihr zu ersetzen. Daher verwaltete sie nicht blos das Haus, sondern auch die Herzensneigungen der Nichte. Da indeß die Menschen in diesem Punkte verschieden denken, pflegte sie ihrer Nichte zu sagen: so muß man vorsichtig sein. Daher hielt die Tante keine Magd, sondern begnügte sich mit einem Laufmädchen, das zu bestimmten Stunden aus der Vorstadt kam, um die nöthigen Gänge und Bestellungen zu machen. Die Tante pflegte es nur ihren „schleppenden Beitrag" zu nennen. Einem solchen Dienstboten konnte sie eher den Einblick in's innere Hauswesen und allen Stoff entziehen, der in Erzählungen hätte verschleppt werden können.

Bei einer so weltklugen Tante blieb Fanny stets in einem für solche Sängerinnen höchst seltenen guten Ruf. Die bedeutsamen Zuwinke, die mit Fingerspitzen nach den Fenstern aufgeschnellten Küsse ihrer Verehrer und Vertrauten, ihr eigenes Kichern und Herabdrohen, — all' dieser offene Verkehr und manche bedeutsame Zeichensprache blieb im Tumult des Platzes unbemerkt oder unbeachtet. Zwischen diesen Blicken und Zeichen blühte Kaktus und Kamellie, duftende Reseda und Heliotrop auf dem sonnigen Fensterbret. Selbst zu heimlichen Besuchen hätte Fanny nicht besser wohnen können. Das Erdgeschoßzimmer war zu einem nachbarlichen Putzladen vermiethet, so daß die Hausthüre zu einem der Läden rechts oder links zu führen schien. Die Besitzerin des Häuschens, die fromme und kränkliche Witwe eines Stadtschreibers, bekümmerte sich nicht darum, wer bei Tag oder Nacht eine Treppe unter ihr einkehren mochte, wenn

es nur ohne Lärm geschah. Auch hielt es Fanny mit ihren Abendbesuchern sehr vorsichtig. Nur ein paar besonders freigebige Freunde waren dazu durch Hausschlüssel berechtiget, mit denen die Tante sie belehnte, ohne daß ihre „Schlüsselträger" — wie sie dieselben nannte — selbst von einander wissen sollten, indem jeder Schlüssel nur für bestimmte Wochentage galt.

Einen dieser Schlüssel hatte Augustin inne, den mit einem lateinischen D. — für Dienstag und Donnerstag — bezeichneten. Mittelst desselben schlich er heute kurz vor Ende der Oper in's Haus. Er kannte das Eckchen, in welchem die Tante beim Ausgehen den Stubenschlüssel zurückließ und setzte sich nun im vordern Zimmer harrend in die Sophaecke.

Die Gaslampen aus den nahen Läden, die Laternen auf dem Platze warfen ihren Schein durch die noch unverhüllten Fenster und machten Möbel und Bilder um ihn her sichtbar.

Der Flügel, mit Muſikalien belegt, ſtand gegenüber, und auf der Etagère ſtand die Guitarre mit grünem Band. An dieſen Gegenſtänden, die in der Dämmerung wie aus Nacht und Vergeſſenheit hervorkamen, erwachte jetzt Erinnerung auf Erinnerung in der Seele des Freundes. Seit vier Monaten war er nicht hier geweſen, — ſeit jenem gefährlichen Blutſturze, von dem er nach ſeinem letzten Beſuche zu Hauſe überfallen wurde. Aber auch die Erinnerung an ſeine damalige Reue und Vorſätze tauchte hervor, als ob ſie ihn vor Erneuerung ſeiner alten Leidenſchaft warnen wollte. Ueberflüſſig! Er fühlte ſelber nur zu lebhaft, wie ſehr er ſich ſeitdem in ſeiner tiefſten Seele verwandelt hatte. Eine Wehmuth legte ſich über die Vergangenheit, die ſo lebhaft um ihn her werden wollte. Es war heut' Donnerſtag, und vor zwei Jahren auf einen Dienſtag hatte er den erſten Abend hier zugebracht und eine ſchwärmeriſche Nacht hin-

durch seinen Geburtstag gefeiert. Seitdem waren wenige Dienstage und Donnerstage vergangen, die er nicht — und oft in welcher tollen Thorheit — hier beschlossen hätte! — Sein Herz zuckte schmerzlich bei dieser Betrachtung. Wie oft hatte sein Friedrich ihn hier zu einem Erkrankten, zu einer Wöchnerin abgerufen. Doch diese Erinnerung brachte etwas Erquickendes für ihn mit sich: er war sich bewußt, daß er auch den Aermsten nie hatte warten lassen. Heißathmend, mit ungestümen Pulsen der Liebe war er oft in rauhester Winternacht fortgestürmt und keuchend in die qualmige Stube des Leidenden getreten. — Nein! rief er aus, nicht die tolle Liebe hat mich zerstört, nicht sie allein; auch einer edlern Glut, dem Eifer für meine Wissenschaft, der Andacht zu meinem Beruf, dem Wohlwollen für die Menschen habe ich den bessern Theil meines Lebens geopfert!

Er erschrak vor seiner Stimme, die in

dem leeren, gespensterscheinigen Gemach widerhallte.

Die Hausthüre ging auf und Frauenstimmen wurden auf der Treppe laut. Tante Tinka sah beim Schein ihres Laternchens den Stubenschlüssel stecken und rief: Doctor Heimbold, so wahr ich lebe! Dennoch erschrak sie, als der Erwartete im Strahl der Laterne vom Sitz aufstand, und setzte hinzu: Oder sein Geist!

Fanny lachte auf. Nein, er ist es leibhaftig, aber schmalleibig! rief sie aus, umtanzte ihn anmuthig und eilte dann in Hut und Mantel, wie sie war, an den Flügel, um einige Verse des Liedes: „Flattre, flattre, kleiner Vogel!" zu singen.

Wahrlich, Freund, sagte sie dann, indem sie ihm die Hand reichte, das Flattern muß Dir jetzt leichter werden. Du hast Dir eine starke Portion Geisterhaftigkeit angeschafft und ich habe dafür Fleisch angesetzt. Sieh' mich einmal an!

Sie drehte sich einige Mal im Kreisel um und fuhr dann fort:

Ist es nicht fatal, seh' ich nicht ganz abscheulich aus? Setze Dich einmal, Du Hopfenstange, und mache Deine langen Beine zu Wagenbalken!

Sie drückte ihn auf den Sopha und hockte sich mit muthwilligem Schaukeln auf seine Knie, sprang aber gleich wieder auf und rief: Du wirst mich unerträglich finden, Augustin. Hilf Samiel, hilf Doctor! Habt ihr kein Mittel, keinen Apothekertiegel, mich auszuschmoren? Du kannst mich abschöpfen. Sieh' nur an! Könnte ich jetzt nicht eine ordentliche Judenfrau agiren, im Schabbesstaat?

Die Tante lachte wie über einen bezüglichen Einfall.

Sieh' nur, wie ich jetzt watscheln muß, fuhr Fanny fort, und Du Glücklicher kannst flattern!

Und flattert er denn nicht auch? versetzte die

Tante, indem sie den kleinen runden Tisch deckte und die Lampe anzündete. Wer weiß denn, wo er seitdem herumgeflattert ist. December, Januar, Februar, März, April, — in den fünften Monat ausgeblieben! Gratulire übrigens zum fünften April, Herr Doctor!

Euch muß ich danken, versetzte Augustin, — wie hübsch Ihr mich beschenkt habt! Darf ich meinen letzten Geburtstag bei euch beschließen?

Ihren letzten —? fiel Tante Tinka ein und sah ihre Nichte bedenklich an.

Ei dann, liebe Tante, sagte Fanny mit komischem Ernste, wenn's sein letzter ist, so hole auch unsere letzte Flasche Champagner herbei. Sie ist ja noch von ihm. Aber ach! unser lieber Augustin —. Und da ihr bei diesen Worten das gemeine Lied einfiel, wiederholte sie singend und lachend: Unser lieber Augustin — hat ausmusirt, er steigt und braust nicht mehr.

Dabei kicherte sie schalkhaft und fuhr dann fort:

Und — nicht wahr, beste Tante, er selber ist nicht so treu, wie sein Champagner? Denn er war uns viel früher ausgegangen, als sein guter Wein. Aber nein, süßer Freund, Du bist ein grundedler Mensch, und wie eben Dein Wein ausgehen will, kömmst Du wieder. Gewiß willst Du uns eine neue Sendung anbieten. Wollen wir seinen Champagner annehmen, Tante?

Ach, mit Champagner sind wir nicht glücklich gemacht! versetzte diese, indem sie Wein und kalte Küche auf den Tisch brachte. Laß' Dir lieber ein Legatchen vermachen, oder — wenn sich der Herr Doctor wegen des Abflatterns eines Bessern besinnt, — eine Aussteuer.

Sie winkte der Nichte hinter Augustin's Rücken.

Richtig, eine Aussteuer! rief Fanny. Und

den Champagner ſpäter, wenn wir Beſchneidung —

Sie und Tante Tinka brachen in unmäßiges Lachen aus.

Der Freund, tief verletzt und verſtimmt, fühlte den alten bittern Hohn wiederkehren, mit dem ſein edles Herz ſtets zu kämpfen gehabt hatte. Er ſah beide Lachenden mit der ſpöttiſchen Miene an, die ſeinem etwas derben Munde eben keinen verſchönernden Ausdruck gab. Ich ſehe, ſagte er, wie ſehr ich in den paar Monaten zurückgeblieben bin. Euer Witz hat erſtaunliche Fortſchritte gemacht.

Tante, — er wird bös! flüſterte Fanny mit komiſcher Beſorglichkeit.

Geh, Du Närrchen, Du ärgerliches Paviánchen! ſchmeichelte ſie dann. Merkſt Du denn nicht, daß es Anſpielungen ſind, daß ich einen Freier habe, über den wir ſo lachen? Aber denke Dir einmal, wen? Rathe! Du haſt ja

einen so genialen Blick, wie die Leute sagen; so rath's einmal!

Sie schmiegte sich mit so bezaubernder Anmuth an den Freund, daß sein Groll und Spott nicht Stand hielten, und er sich wirklich auf's Rathen einließ. Nur beschränkte er sich schalkhaft auf die Namen der von Fanny heimlich begünstigten Liebhaber, wobei er zugleich auf die ausgegebenen Schlüssel anspielte. Sie stieß bei jedem dieser Namen nur ein kurzes, wegwerfendes Lachen aus, und rief endlich: Du räthst ja nur in's neue Testament.

Je nun, der Herr Doctor ist von jeher ein sehr eifriger Christ gewesen, stichelte die Tante; indem sie sich bei einem frischen Glas Burgunder behaglich machte.

Du mußt in's alte Testament rathen! rief Fanny. Hast Du denn unsere vorhinnigen Anspielungen gar nicht verstanden?

Ein Jude? Nein, dann rathe ich's nicht,

verſetzte Auguſtin. Denn das kann nur ein reicher Speculant in Staatspapieren ſein; einen ſolchen aber zu einem ſo ſoliden Waarengeſchäfte zu bringen (er klopfte bei dieſem Wort auf Fanny's üppigen Nacken), das bringt nur Tante Tinka zuwege, die ſo fein lächelt.

Wir haben es hier mit ſoliden Geſinnungen zu thun, erwiederte die Tante gereizt, nicht aber mit —

Ich will Dir ihn nur nennen, fiel ihr Fanny in's Wort. Es iſt Julius Herz.

Auguſtin war in der That überraſcht, hier auf eine Verbindung mit Regina's Bruder zu ſtoßen, deren Namen und Lob er heut' ſchon aus dem dritten Munde vernahm. 'Denn auch Fanny pries ihr edles Weſen und ihre Wohlthätigkeit. Es erklärte ſich nun, daß Regina bei Fanny Geſangſtunden nahm, und bei dieſer Gelegenheit der für Muſik ſehr eingenommene Bruder die Bekanntſchaft der Sängerin gemacht

hatte. Wie flüchtig oder ernstlich dies Verhältniß gemeint war, konnte Augustin nicht einmal vermuthen, da er die Denkungsart und Lebensweise des reichen jungen Mannes nicht kannte, sondern ihn nur einige Mal gesehen hatte.

Man setzte sich indeß um den kleinen Tisch, und die Champagnerflasche ward angebrochen. Fanny kam wieder auf die Familie Herz zu reden. Man hörte ihr an, daß sie dort sehr beliebt war. August empfahl ihr für Regina's Unterstützung einige dürftige Familien. Besonders beklagte er die junge Witwe eines vor Kurzem am Strom verunglückten Taglöhners. Arm und ganz entblößt von Allem, sehe sie ihrem nahen Wochenbett mit Angst entgegen. Er nahm ein Blatt aus seinem Receptbüchlein und schrieb den Namen und die Wohnung der armen Unglücklichen auf. Fanny sagte im Voraus Regina's Unterstützung zu.

Hiermit war der gute Humor auch der Tante

wieder hergestellt. Sie brachte sogar einige Gesundheiten aus, denen Fanny mit ihrem Glase muthig genug beistimmte. Dies besonders, als es auf das Glück der Familie Herz zu trinken galt. Und unsern braven Julius wollen wir noch aparte leben lassen! rief Tinka. Sie rückte dabei dem Freunde vertraulich näher. Er meint es ehrlich mit unserer zärtlichen Fanny, sagte sie. Und Fanny muß das nicht blos durch ihr vorsichtiges Betragen, sondern auch durch ein anständiges Auftreten anerkennen. Der Monsieur Herz ist zwar sehr reich, doch ganz ohne Aussteuer kann Fanny schicklicher Weise nicht erscheinen. Geräth' und Schmuck muß wenigstens in Ordnung sein. Mit einem Bündelchen kann sie nicht das reiche Haus beziehen. Wie sagt schon Goethe?

„Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel in's Haus kam."

Sieh', sieh'! lachte Augustin, ziemlich ver-

ſtimmt. Die Tante hat ſchon claſſiſche Belege für ihr modernes Anliegen herbeigeſchafft!

Ernſtlich, lieber alter Freund, fuhr die Tante fort. Ich ſehe die Sache auch von der chriſtlichen Seite an. Herzens ſind ſchon halbe, doch ziemlich unentſchloſſene Chriſten. Und wenn die Zuneigung des jungen Mannes die Veranlaſſung würde, daß nicht nur er, ſondern gewiß die ganze Familie zum Chriſtenthum —

Ja wohl, ja wohl, fromme Tinka! rief Auguſtin mit vertraulicher Miene der Tante in's Ohr. Unſere liebe, reizende Magdalena Fanny hat viel geliebt und ſeit Kurzem — viel Embonpoint angenommen. Was können wir mit dieſem ſündhaften Gewinn Beſſeres anfangen, als ihn zum Köder für eine ungläubige Seele brauchen!

Er ſchlug ein bitterſtes Lachen auf, da ihn nichts mehr anzuwidern pflegte, als überfrömmelte Niederträchtigkeit.

Haſt Du wieder den Mephiſtopheleston angenommen? ſchrie Fanny und erhob ſich. Die Spannung, die ihr der raſch getrunkene Wein gab, lag ſelbſt in ihren Augen und Zügen. Höhne nicht, fuhr ſie fort, und wirf mir nicht dieſe leidige Fülle vor! Du ſprichſt von Sünde, — Du? O ich weiß es, — eine Sängerin ſollte, wie die Nachtigall, nur Töne der Sehnſucht anſchlagen, und in den lauen Mainächten nichts als — ſingen und ſchmachten. Dann bliebe ſie vielleicht auch mager und leicht, und verlernte nicht himmelwärts zu fliegen. O ſtill von allem Dem, undankbarer Menſch! Aber ſo treibt ihr's mit uns. Die Liebe des jugendlichen Augenblicks iſt euch recht: um unſere Zukunft kümmert ſich Keiner. Und heut' hat meine Zukunft angefangen. Heut' habe ich einen Fall gethan, der mein Ende vorbedeutet. Du haſt es gehört, Tante, Mutter, wie ich im zweiten Acte über das zweimal geſtrichene b ſtolperte. Man lachte

im Parterre. Nicht höhnisch, nicht wie Der da lacht, Mutter; nein, so stehe ich hier noch nicht, so nicht! Freundlich lachte man, ermunternd. Ich aber dachte in diesem Augenblick an Julius Herz. In meiner Phantasie trat er wieder vor mich hin und sprach: Da ist meine Hand, Beste! Mit Ihrer Kehle geht's abwärts. Ich will sie in meine schönen Gemächer führen, in meinen halbrunden Salon. Dort brauchen Sie sich nicht bis zum dreimal gestrichnen c zu versteigen. Und fallen Sie schon beim zweimal gestrichnen b, so fallen Sie in die Arme Ihres Sie liebenden Gemahls, und wir lassen dann unser Töchterchen Esther so hoch trillern, als es kann, — ich will sagen unser Elischen. Entschließen Sie sich! Reichen Sie mir Ihre Hand und lassen Sie meinen Arm Ihre melodienreiche Kehle umschlingen. Darauf reichte ich ihm meine Hand, sehen Sie, diese da! Und mit derselben gebe ich Ihnen jetzt, Herr Doctor, Ihr altes

vertrauliches Du zurück und verbitte mir jede fernere Anspielung auf mein Embonpoint. Wir kennen uns nicht mehr. „Flattre, flattre, Du bist frei!“ Leben Sie wohl, Herr Doctor Heimbold!

Sie nickte vornehm über die Achsel und schritt nach dem anstoßenden Zimmer, indem sie die Thüre hart hinter sich zuschlug.

Augustin, auf's Aeußerste gereizt, klatschte Beifall und rief: Bravo, bravo! Madame Herz heraus!

Die Tante erhob sich heftig und stieß einige harte, anzügliche Worte aus. Der Doctor zischte Stille. Kein Nachspiel, alte Tinka, rief er, keine Posse nach Fanny's Heldenscene! Sie besitzen so wenig zum Komischen, als zum Edeln einiges Talent.

Er griff nach Hut und Ueberrock. Die Tante bezwang sich, um mit einigem Anstand Augustin's Schlüssel zurückzufodern. Sie werden

nicht mehr kommen, ſagte ſie, und wir — wir müſſen es denn abwarten, ob Sie durch üble Nachrede Fanny's Zukunft und guten Namen zu Grund' richten wollen.

Erlauben Sie mir den Schlüſſel noch ein Weilchen! antwortete Auguſtin ſehr artig. Er ſoll mich an die Schuld erinnern, in der ich noch für die Börſe bleibe, die Sie haben häkeln und mir durch Fanny ſchicken laſſen.

Solche Sachen können bei Tag abgemacht werden, wendete Tinka, immer an ſich haltend, ein.

O ziehen Sie einſtweilen die andern Schlüſſel ein, Beſte! lächelte er. Die Wegbleibenden ſchaden Ihrer Fanny weniger, als die Beſuchenden. Fodern Sie den M=Schlüſſel zurück, den für Montag und Mittwoch ausgegebenen und den S=Schlüſſel für Samſtag und Sonntag. Der Freitagſchlüſſel iſt ja vacant: geben Sie den dem guten Julius Herz und feiern Sie

Schabbes-Eintritt. Gute Nacht, fromme Tinka. Morgen iſt ja Freitag!

Wie ein Zecher, der eben noch mit feſtem Schritt einen Weinkeller verließ, oben an friſcher Luft von ſeinem Rauſche gepackt wird, ſo ward unſer Freund erſt auf der nächtlichen Straße ſeines innern Aufruhrs ſich bewußt. Wie oft hatte er früher Fanny's Leichtſinn und die Gemeinheit ihrer Tante erfahren; allein noch nie waren ihm beide Frauensperſonen ſo verächtlich vorgekommen als jetzt. Sein Gefühl war durch die größere Körperſchwäche reizbarer geworden; zugleich aber hatte ſich auch ſein Herz in der beſchaulichen Zurückgezogenheit der letzten vier Monate veredelt. In dieſem Augenblicke lag es natürlich dem Freunde ſehr entfernt, ſich ſelbſt darüber klar zu machen. Deſſen aber beſann er ſich doch, wie leicht es ihm ſonſt geworden war, wenn ſein Herz und ſein Verſtand durch Leicht-

sinn und Eigennutz verletzt wurden, mit einem bittern Auflachen oder einem spöttischen Witze darüber hinaus zu kommen. Nun aber schien sein krankhaftes Herz nicht mehr prall genug, um solche Eindrücke leicht und lachend abzustoßen. Ein Druck blieb in seinem Gemüthe zurück; das verworrene Ungestüm seiner Empfindungen wollte sich nicht lösen, und eben so heftig stürmte er selber durch die verschlungenen Gäßchen. Endlich gewann eine Betrachtung die Oberhand, die seit einiger Zeit in seiner Seele herrschend geworden war.

Natur und menschliches Leben erscheinen uns gern unter Bildern, die der Lage und Stimmung unseres eignen Herzens zusagen. Ein froher Bräutigam erblickt die Pflanzen und die Singvögel, die Bewegungen der Gestirne, wie die Kräfte der bürgerlichen Gesellschaft immer nur im Streben sich zu vermählen. So hatte der kranke, innerlich hinschmachtende Augustin

ſich in die Vorſtellung von Auflöſung und Neugeſtaltung alles Vorhandenen ganz und gar eingelebt. Unter dieſem Bilde, zu dem ihn freilich ſein ärztlicher Beruf immer wieder hinführte, erſchienen ihm alle Lebens- und Weltverhältniſſe, alle Tagesereigniſſe und Geſchichtsentwickelungen. Dadurch ſetzte ſich mittelſt lebhafter Phantaſie das Gemeingefühl ſeiner zerſtörten Nerven in Harmonie mit der ganzen Welt. Ja, rief er, indem er unter einer ſchaukelnden Straßenlaterne raſtete, ja dies faule Verhältniß mußte ſich auflöſen, dieſe tolle Leidenſchaft von mir abſpringen, wie eine der Schalen, in denen mein Kern reifte. Wie war ich nicht von Thorheit beſtrickt in jenen Tagen, da ich mir dies: flattre flattre! wieder und wieder vorſingen ließ, und es nicht ſatt haben konnte! Doch jetzt erſt bin ich wirklich frei, wenigſtens von ihr und von Dem, was ich für Liebe hielt. Nein, Liebe im wahren Sinne habe ich auf meiner nun bald

durchstürmten Bahn nicht kennen gelernt. Zwar ich habe geliebt, meine Liebe war das Mark Dessen, was in so feuriger Sinnlichkeit blühte und ausschlug. Nur die Erwiederungen dieses Gefühls waren keine Liebe, — erfahren habe ich keine Liebe, nein! In meiner eignen Glut habe ich mich verzehrt, wahre Gegenliebe hätte mich gerettet.

So war denn eine früher leidenschaftliche Verbindung rasch und unerwartet abgebrochen, wenn auch noch nicht völlig abgethan. Augustin hatte noch den Hausschlüssel zurückbehalten. Was ihn aber schwerer drückte, als dies Stückchen Eisen in der Tasche, war das Geschenk der heut' empfangenen Börse. Die Arbeit war nicht von Fanny; er sah' nun ein, daß sie für dergleichen nicht Sinn und Geduld genug hatte. Auch fielen ihm jetzt die mitgekommenen Zeilen auf, die das Beutelchen als Mittel der Sparsamkeit empfahlen. Er sah diesen Gedanken nur

für einen Hohn der habsüchtigen Tante an, und entschloß sich, die Börse zurückzugeben, aber mit Golde gefüllt. Hierin sollte, bei der eigenthümlichen Ansicht, die der Freund vom Geld hatte, eine rechte Verachtung liegen. Geld nämlich schwand in seinen Augen vor jedem geistigen Anspruch und sittlichen Werth in ein Nichts zurück. Bei seines Vaters großartiger Lebens- und Denkweise hatte es ihm nie daran gefehlt; er war stets leichtsinnig damit umgegangen und hatte sich gewöhnt, mit blank und klingend hingeworfenem Geld eine Verachtung gegen falsche Ansprüche oder niedrige Gesinnung auszudrücken. Wenn es ihm dann bei einem solchen Trumpf des Spottes begegnete, daß man gierig darnach griff oder ihn gar als generös pries: so blieb ihm nur noch sein bitterstes Lachen übrig.

Beruhigt durch solche Betrachtungen und Vorsätze kam Augustin nach Hause, fühlte nun aber auch die Abspannung von den Wechselstim-

mungen des Tages. Er legte sich mit dem Gefühle nieder, daß er mehre Tage das Bett nicht werde verlassen können.

So kam es denn auch wirklich. Augustin fühlte sich am nächsten Morgen unbeschreiblich elend. Seine Gedanken nahmen die finsterste Richtung oder — wie er glaubte — die muthigste, indem er sich stillschweigend in dem Vorsatze befestigte, eine so morsche Hülle, wie sein Körper, ehestens ganz von sich zu werfen. Er verweilte mit Wohlgefallen bei dem Worte: „sich entleiben," und fand diesen Ausdruck unserer herrlichen Sprache ungemein schön und tiefsinnig. Er buchstabirte daraus nicht nur den Muth einer Selbstthat, sondern zugleich auch das Bewußtsein, außerhalb seines Körpers das eigentliche, unsterbliche Selbst zu bleiben. Müde seines Tagwerks, sich entkleiden, — müde seines Lebens, sich entleiben: Beides schien ihm verwandt, schien ihm gleichbedeutend. Ich

kleide mich nur tiefer aus, rief er, weil ich mich tiefer betten will.

Doch der Freund behielt das Resultat dieser wunderlichen Sprachforschung still für sich, wohl fühlend, daß ihm zu einer tiefern Entkleidung, als der jetzigen in seinem Bette, die Kraft sogar fehlte. Ueberdies hütete ihn sein Freund Karl, der ihn wenig verließ und in der Pflege mit Helenen abwechselte. Diese betrug sich jetzt merklich freundlicher und zutraulicher gegen den jungen Arzt, und Karl war sehr aufmerksam für sie; daher er denn auch unbemerkt die alte Pistole aus dem Geburtstagskranze entfernte, nur weil Helene bei diesem Anblick so sehr erschrocken war.

Während dieser Leidenstage bezog die Familie Herz bei heiterstem Frühlingswetter ihren neuangekauften Landsitz vor dem Thore jenseit der Vorstadt Hausen. Man richtete sich ein, um

die ſchöne Jahreszeit auf's angenehmſte hier zu verbringen.

Es war unſtreitig der anmuthigſte Sitz von den vielen, die eine ſo reiche und üppige Stadt ausgeſtrahlt hatte. So konnte man es in der That nennen, da vor allen Thoren neue glänzende Gartenhäuſer und Landſitze zu beiden Seiten der Straßen während der Friedenszeit raſch entſtanden waren und nach allen Seiten auslaufend zugleich den dunkeln Kern der alten Stadt wie mit einem lichten Ring umſchloſſen. Der Herz'ſche Landſitz hatte den Vorzug, auf einem Hügel hoch über dem Stromthale zu liegen. Der Garten ſtieß an die Landſtraße. Hinter der niedern Mauer, die ein Gußeiſengeländer trug, zog ſich ein Raſenplatz mit Buſchwerk und Blumenbeeten einen ſanften Hügel hinan bis zur breiten Treppe eines geſchmackvoll erbauten Hauſes. Dieſe Treppe ſelbſt ſollte ſpäter, wenn keine Nachtfröſte mehr zu befürchten

wären, mit Blumenscherben und Gewächskübeln besetzt werden, bis zu den vier Säulen hinan, die den Altan des obern Stockwerks trugen. Dann ward die Halle dieser Säulen in das anmuthigste Halbversteck umgewandelt, ganz gemacht, um frei und schattig zwischen wehenden Wohlgerüchen zu arbeiten oder zu lesen, und dazwischen über die Landstraße hinweg in's Thal zu blicken. Denn von hier aus, und noch besser vom Altan herab, übersah man eine schöne Strecke des Stroms aufwärts, wo er sich hinter fruchtbaren Hügeln verlor, und abwärts bis zur Brücke, die, hochschwebend auf weiten Bögen, Stadt und Vorstadt verband. Durch die Bögen sah' man Schiffe und Kähne ziehen, über die Brücke hin, halb von der Brüstung bedeckt, das ununterbrochene Gewühl Rennender und Reitender, Güter- und Postwagen, Kaleschen und Omnibus. So war dieser schöne Landsitz — im Anblick und doch in rechter Entfernung von

der Unruhe des Tages gelegen — selbst einem Kahne zu vergleichen, in dem man sich auf den Wogen des großen Lebens schaukeln ließ, ohne von diesen Wellen selbst berührt zu werden.

Doch dies Getümmel auch ganz zu vergessen, war der Landsitz wohl gelegen. Der Garten führte um den Hügel herum an Sitzen vorbei, wo man nur noch das Rufen der Schiffer, das Rasseln der Wagen vernahm, bis zum hintern Abhang, wo sich auch dies verlor und ein ländlich Thälchen aufging, um einen Meierhof her, hinter welchem die Thürme einiger fernen Dörfer hervorragten. Ein Pförtchen des Parks ging auf einen Pfad hinaus, auf dem man zu einem nahen Wäldchen gelangte.

Regina Herz fühlte sich ungemein wohl in diesem neuen Aufenthalte. Mit der ihr eignen stillen Innigkeit wandelte sie in dem neuen Gebiet umher, jedes anmuthige Plätzchen — und von jedem Plätzchen aus die Umgegend be-

ſchauend, um ſich ſo in jede Stelle des Hauſes und Gartens einzufühlen. Frühling, Sommer und Herbſt lagen mit einer ſeligen Unendlichkeit vor ihr. Sie wollte ſich zu keiner Reiſe, zu keinem Ausflug in die Bäder und nirgendshin bewegen laſſen, um ja nichts von all' den friſchen Morgen, träumeriſchen Nachmittagen und ſchwärmeriſchen Abenden einzubüßen. Ach, und wenn ich nur auch wachend ſchlafen könnte, ſagte ſie lächelnd, um es gewahr zu werden, wie lieb es ſich in dieſen rein durchlüfteten und durchſonnten Zimmern ſchlummern läßt!

Ihr Vater dagegen hatte Einſtand in den neuen Beſitz mit einer Unpäßlichkeit bezahlen müſſen. Heut' am dritten Tage war er wieder wohl und ließ ſich eben von Karl Gilbert, ſeinem Arzt, überreden, nach der Stadt zu fahren, und ſeiner Gewohnheit nach die Börſe zu beſuchen. Karl wollte ihn begleiten, um den ängſtlichen Mann vollends zu beruhigen. Während

der Alte ſich dazu ankleidete, wandelte der junge Arzt mit Regina im Garten umher und ließ ſich zum dritten Mal ihre Lieblingsplätze zeigen.

Mit einem ganz wunderlichen, zerſtreut befangenen Lächeln hörte er der reizenden Schwärmerin zu. Man konnte es ihm anſehen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, jetzt ein wenig ungeduldig, zu Wort zu kommen, jetzt wieder froh, noch nicht ſprechen zu müſſen. Gerade dies zutrauliche Weſen der Jüdin machte ihn ſo unſicher: er legte es zu ſeinen Gunſten aus und konnte doch nicht eben ſo offen und gerade vorbringen, wozu er ſchon mehre Tage den Anlauf genommen. Ihre Art, etwas anzuſehen und ſich über ihre Empfindungen auszuſprechen, kam ihm oft ſeltſam und manchmal drollig vor. Es wich zu ſehr von der gewöhnlichen, ſogenannten „guten" Geſellſchaft ab, in der Herr Gilbert für einen artigen Mann galt. Ja, er war ſchon mit ſich in Ueberlegung gegangen, ob ſo eigne Geſin-

nungen und Gedanken, allerdings reizend an der Jungfrau, doch nicht vielleicht ſtörend an der Verheiratheten werden und das eheliche Verhältniß unbequem machen könnten. Indeß wollte er es einmal darauf ankommen laſſen und ſuchte jetzt nur mit einer ihm geläufigen Artigkeit oder mit einer Schmeichelei aus irgend einer Woche des Jahres an die Schwärmerin heranzukommen. Sie aber, die ſeine Verlegenheit gar nicht bemerkte, wies jedes Compliment mit derſelben Wendung von ſich: Sagen Sie mir doch ſo nichts, beſter Herr Doctor! Das geht ja mich an und von mir iſt doch eben die Rede nicht! Und jetzt, als der befangene junge Mann ihrer ſchönen, ſeelenvollen Augen gedachte, erwiederte ſie: Bemühen Sie ſich nicht, Herr Doctor! Meinen Sie, ich wüßte nicht ſchon lange, daß ich ſchöne Augen habe? Ein geſcheidter Mann, wie Sie, muß Einem immer 'was Neues ſagen. Da ſehen Sie einmal dieſe Staude an! Sehen

Sie, wie ihre feuchtglänzenden Knospen ſchwellen und treiben. Knospen nennt man ja ebenfalls Augen. Sagen Sie mir etwas von den ſchönen Augen dieſer jungen Staude, Doctor!

Ja wohl, liebenswürdige Regina, nennt man die Knospen eben wol Augen und auch ſie verrathen eine Seele, in der ein Frühlingstrieb erwacht iſt. Auch in ihr ſchlagen die Pulſe der Natur, aber ruhig und ſchaffend, ein erweitertes Leben treibend. Alle dieſe Knospen gehen auf, treiben junge Zweige und erweitern das Daſein der Mutter. Dieſelben Pulſe der Natur ſchlagen in andern Geſchöpfen auch wieder ungeregelt, zerſtörend. Ich meine auch in Menſchen. Der Frühling, der in geſunden Herzen Unruhe, Sehnſucht, Verlangen erweckt, bringt zugleich die bedenklichſten Krankheiten mit ſich. Die Frühlingstriebe verjüngen oder zerſtören. Sagen Sie mir, theure Regina, wie wirkt der Frühling auf Sie? Ich finde Sie ſo wohl, ſo

heiter ausſehend. Ja, Ihr Herz ſchlägt mit den ſchaffenden Pulſen des Lebens, bewegt von den neuen Hoffnungen des Jahres. O könnte ich Ihr liebevolles Herz aus den Keimblättern ſeiner Triebe errathen! Wenn Sie hier um ſich her jede Staude, jedes Hälmchen in Liebe treiben ſehen, fragen Sie ſich nicht ſelbſt im Stillen, was Ihr Herz, ich meine, was Sie denn treiben wollen?

Er ergriff und hielt bebend ihre Hand.

Ich —? lächelte ſie. Nun ja, das kann ich Ihnen ſagen, Herr Doctor, ich denke hauptſächlich Muſik zu treiben. Sehen Sie — ſo!

Sie entzog ihm ihre Hand, um mit den Fingern die Bewegung des Clavierſpielens zu machen.

Wie boshaft Sie ſein können! flüſterte der verlegene Arzt. Aber ſo weit herausgegangen, mochte er ſich doch nicht ſogleich zum Rückzuge wenden und ſagte: Aber gut! Was werden

Sie denn ſingen? Der Frühling ſollte Ihrer tiefen, ſeelenvollen Stimme auch ein neues Gefühl einhauchen, das aus Ihrer Kehle jubelte, wie dort — hören Sie die Lerche? Wie ſie jauchzet in neuer Liebe! Errathen Sie es, was in ihrem kleinen Herzen pulſirt? Und errathen Sie es nicht, ſo folgen Sie ihr einmal, wenn ſie, herabgeſtiegen, in der jungen Saat verſchwindet. Dort in traulicher Furche baut ſie ein Neſt — für eine kleine Familie! — Sie lächeln? Verſtehen Sie mich?

Ich lächle, verſetzte ſie, weil Sie heut' Alles ſo pulſiren laſſen. Eben pulſirte ein Lerchenherz, vorhin die ganze Natur. Wenn doch die Doctoren aller Welt den Puls fühlen könnten!

Aller Welt? O nein! rief immer gepreßter der junge Mann. Nur Ihnen möchte ich ihn heute fühlen. O geben Sie —. Wenn jetzt Ihr Herz nicht bewegt iſt —! Laſſen Sie mich jetzt an dieſe zarte Handwurzel meinen bebenden

Finger legen und — an Ihr Herz das zitternde Bekenntniß, daß ich Sie liebe!

Ohne die vom Arzt ergriffene Hand zurückzuziehen, wendete ſich Regina ein wenig um, als wollte ſie in ihrer Angſt eine Ausflucht erſpähen. Ach, mein Gott! rief ſie auf einmal und wies nach einer entfernten Seite der Vorſtadt, wo man durch die nahen Baumzweige hindurch ein hohes ſteinernes Monument und ein Stück Mauer im Sonnenſchein erblickte. Zum erſten Mal bemerke ich, ſagte ſie, daß man von hier aus den Todtenhof erblicken kann.

Und erſchrecken darüber?

Ich weiß nicht, ob ich erſchrocken bin, erwiederte ſie bewegt. Aber zwiſchen dieſem jungen Grün, zwiſchen all' den aufbrechenden Knospen hindurch den Todtenhof zu erblicken und — auf Ihre Frage —! Vielleicht bin ich aber auch nur über Ihre Frage erſchrocken.

Inzwiſchen war an der Hinterthüre des Hau-

ſes ein eleganter Wagen mit zwei Apfelſchimmeln angefahren und der alte Herz rief eben: Regine, mein Kind, wo bleibſt Du denn!

Sie antwortete und eilte dem Hauſe zu. Der Arzt hing ſich an ſie und bat um eine Antwort.

Antwort? flüſterte ſie. Ueberlegen Sie ſich lieber noch einmal Ihre Frage. Sie ſind mir ein ſehr lieber Mann; ich weiß aber noch nicht, ob vielleicht — als Arzt. Sie wiſſen, wir Juden ſind ein wenig ängſtlich um unſere Geſundheit. Den Arzt und den Briefträger ſehe ich immer gern. Nun, der Briefträger iſt verheirathet; aber Sie — wollen mir doch gewiß nicht blos um Ihrer Recepte willen lieb ſein?

Sie lachte ihn ſeelenvoll an und eilte zu ihrem Vater, den ſie ungeſtüm küßte und in den Wagen hob. Die Luft iſt prächtig, ſie wird Dir wohl thun, Vater! ſagte ſie. Aber denke Dir nur, man ſieht den Kirchhof aus unſerm Garten!

Regine, schrie der Alte so heftig, daß die Pferde aufsuhren. Mußt Du mir das sagen, da ich just zum ersten Mal ausfahre nach meiner Krankheit? Nein, ich bleibe doch lieber daheim!

Mit komischer Behendigkeit verließ er den Wagen. Der Arzt lachte, Regina war erschrocken. Aber keine Vorstellung half: Baruch Herz war nicht wieder in den Wagen zu bringen. Er bat den Arzt, sich desselben nach der Stadt zu bedienen, um seinen Aufenthalt wieder einzuholen. Ich bin ganz wohl! versicherte er und will den Nachmittag ausfahren; nur nicht dort hinaus Warum mußt Du denn auch auf den Kirchhof kommen? rief er nochmals. Kommen unberufen! Ich meine, mit Deinen Gedanken kommen.

Verzeih', lieber Vater, versetzte sie. Ich war just so voll davon. Wir standen nämlich dort und sprachen — von der Lerche und von

der Liebe und wie ich mir eben eine Frage des Doctors überlege, werde ich den Kirchhof gewahr und —

Ueberlege Dir die Frage nicht weiter, Regine! rief Baruch lachend. Die Lerche, nun die könnte crepiren; aber die Liebe und — der Kirchhof! Laß Dich davon!

Verlegen beſtieg Doctor Gilbert den Wagen und Regine gab dem Kutſcher auf, die Sängerin Fanny abzuholen.

Ja, ja! rief Baruch. Ihr ſollt mir 'was vorſingen. Es iſt mir recht lieb, daß die luſtige Fanny herauskommt.

Er begleitete die Tochter zum Pianoforte im Geſellſchaftszimmer, um die Sängerin zu erwarten. Heiter plauderte und ſcherzte er mit der Tochter, ohne ſich weiter nach des Arztes Unterhaltung mit ihr zu erkundigen. Bei ſeinem Scharfblicke für Menſchen und Lebensverhält-

niſſe hatte er die Annäherung des jungen Mannes zu Reginen längſt durchſchaut und war keinen Augenblick ungewiß, von welcher Liebe derſelbe mit ſeiner Tochter geſprochen habe. Allein er ängſtigte ſich nicht um ſie. Ueberhaupt war ein eigenthümlicher Ton zwiſchen dem Vater und ſeinen beiden nun freilich erwachſenen Kindern. Man hätte glauben ſollen, in der zärtlichſten Wechſelliebe und Innigkeit für einander habe ſich nur das Naturgefühl veredelt und vergeiſtigt. Denn in allem Andern, was Geſchmack, Ueberzeugungen, Gefühlsſtimmung, Lebensabſicht, ja Neigungen und Schwächen betraf, gingen Vater und Kinder auf's Unbefangenſte mit einander um, ohne daß aus den Jahren der Erziehung her etwas von väterlichem Uebergewicht oder von kindlicher Scheu zurückgeblieben ſchien. Seine Glaubensgenoſſen tadelten ſolche Erweiterung des bei Israeliten ſonſt ſtrafferen häuslichen Bandes an dem alten Baruch, oder brach-

ten dieſelbe vielmehr mit ſeiner religiöſen Gleichgültigkeit in Verbindung. Baruch's Ueberzeugungen gingen nämlich neben der Synagoge hin in's gänzlich Freie. Dort aber hatte er ſich einen eigenthümlichen Aberglauben ausgebildet. Es war nämlich ſeinem lebhaften Weltverſtande nicht entgangen, daß gar oft im Leben die Berechnungen der Menſchen im Kleinen und der Zuſammenhang der Begebenheiten im Großen durch unerwartete und unbegreifliche Einflüſſe geſtört und abgeändert werden. Sein gutes Gedächtniß bewahrte ihm eine Menge kleiner Vorfälle, die vielleicht in keinem Zuſammenhange ſtanden, aber von Phantaſie und Scharfſinn durcheinander gewürfelt, zuletzt bedeutſame Zahlen und geheimnißvolle Bezüge zu verrathen ſchienen. So ſpann ſich der ganze Stoff ſeines Glaubens zuletzt in Ahnungen, Vorbedeutungen und Warnungen aus, ſo daß ein Witzbold aus der Judengaſſe nicht ganz unrecht hatte, zu ſa-

gen, der alte Baruch Herz habe die Thora weggelegt, um die Thorheit dafür aufzunehmen. Den Frauen gefiel er schon besser, denn er konnte sehr artig sein und hatte zur rechten Zeit einen guten Witz oder ein passendes Geschenk in Bereitschaft.

So empfing er auch jetzt die ankommende Sängerin sehr galant, sagte ihr einige Schmeicheleien und beschenkte sie zum Willkomm' im neuen Hause. Ihr Singen wartete er aber nicht ab, sondern sagte lachend zu seiner Tochter: Ich fahre nun doch noch auf die Börse. Die Warnung mit dem Kirchhof galt ja nicht mir, sondern der Frage des Doctors wegen der Lerche, nicht wahr wegen der Lerche? Meinethalben kann ich ganz ruhig sein, Reginchen. Wer sich aber in Acht zu nehmen hat, das weißt Du am besten.

Er begleitete diese nachdrücklich gesprochenen Worte mit einem Blick, der keinen Zweifel ließ,

daß er Reginen gewarnt haben wollte. Und doch gab er dieſe Warnung nicht der Perſon des Arztes wegen, ſondern der vermeintlichen Vorbedeutung halber. Hinter ihm her kamen beide Sängerinnen nicht ſobald an's Klavier. Auch Fanny wollte erſt Alles beſehen; denn ſie war zum erſten Male hier. Ueber die geſchmackvolle Einrichtung der Gemächer, die reizenden Ausblicke in's Thal und nach der Stadt entzückte ſie ſich und im Garten ward ſie vollends ausgelaſſen. Sie tanzte, trällerte und lachte ſo laut, daß es Julius Herz auf ſeinem Zimmer endlich hören mußte. Er kam an das Fenſter, rief ihren Namen und eilte herunter. Nun zeigte ſich Fanny mit einem Male wie verwandelt. Still und ängſtlich drückte ſie ſich feſt an Reginen und verſtummte bei den Artigkeiten des Bruders. Regina lächelte zu dieſen und dergleichen Zeichen mädchenhafter Neigung. Sie fielen ihr an der Sängerin nicht auf; vielmehr faßte

ſie die beſte Meinung von ihr und gab ſich einem ſchweſterlichen Wohlwollen für ſie um ſo raſcher hin, als ſie des Bruders Leidenſchaft für Fanny kannte und nicht misbilligte.

Julius ſchwärmte für Muſik. Er unterhielt mit den berühmten jüdiſchen Componiſten und Virtuoſen Bekanntſchaft und ſpielte ſelbſt nicht ohne Fertigkeit das Pianoforte. Dabei war er nicht unbeleſen und nicht ununterrichtet. Wenn er es auch nicht laſſen konnte, dann und wann etwas in Staatspapieren zu machen, ſo blieb er doch bei ſeinem Vorhaben, nicht eigentlich den Geſchäften, ſondern der Kunſt zu leben. Er träumte gern von ſeiner künftigen Einrichtung. Da ſollten wöchentlich kleine Concerte gegeben werden. Daß dieſe an einer muſikaliſchen und als Sängerin ausgezeichneten Hausfrau ihren Mittelpunkt hätten, war ihm ein ſo glänzender Gedanke, daß neben demſelben der ſtille Wunſch nach einer zugleich reichen „Gemahlin" nach und nach verblich.

In seiner Neigung für Musik, wie überhaupt in seinem Thun und Lassen, blieb er nicht ohne Affectation und ohne jene vorlaute Lebhaftigkeit, die lieber eigene Behauptungen ausgibt, als fremde Meinungen annimmt. So war ihm auch mehr ein selbstgefälliges als entgegenkommendes Lächeln eigen. Sein Aeußeres war hübsch, ohne gerade angenehm zu sein. Groß und gut gebaut, wie es bei Juden nicht gewöhnlich ist, hielt er sich doch in den Lenden eingeknickt, und schlug bei hastigen, kurzen Schritten mit den ziemlich auswärts gehaltenen Fersen auf. Vor der geistreichen und hochstrebenden Stirne schien sich das schlaffe Kinn ängstlich zu verstecken und der sinnlich derbe Mund nichts von der Schwärmerei des schönen Auges zu wissen. Im Umgang mit Frauen war er sehr aufmerksam, aber nicht zart. So hatte er von Fanny die beste Meinung, hegte für sie eine ernste, ehrliche Neigung und dachte nicht daran, ihr nachlässig und unachtsam

zu begegnen; dennoch sah man, daß er sich ganz dicht an sie drängte, bei jeder Gelegenheit ihre Hand faßte und was er an ihr oder ihrem Anzug besprach, auch mit dem Finger antippte. Und Fanny nahm keinen Anstoß daran. Denn so gut sie auch ein sittsam-zärtliches Mädchen darzustellen verstand, so fehlte ihr doch die mädchenhafte Empfindung. Sie hatte nicht blos den jungfräulichen Schreck vor wirklicher Berührung, sondern auch die Bänglichkeit vor der möglichen eingebüßt.

Als diese Drei aus dem Garten in's Haus zurückkehrten, versetzte Regina auf Fanny's Entzücken über den „herrlichen Landsitz": Ach, ich fürchte auch wieder das Einnehmende unseres Aufenthalts. Am Ende vergesse ich darüber meine Armen und Nothleidenden in der Stadt, und werde zu bequem, sie aufzusuchen.

Das würde ich überhaupt nicht! fiel Fanny ein. Schicken Sie doch Ihre Geschenke hin,

wenn Ihnen das Almoſen ſo viel Vergnügen macht. Wer möchte denn dieſe Spelunken ſelbſt aufſuchen und betreten!

Aber gerade darauf kömmt es an! erwiederte Regine. Man kann nur der Noth abhelfen, deren Mutter und Großmutter man kennt. Meinen Sie, die Armen könnten ſich mit Gelde helfen? Glauben Sie mir, Fanny, die Elenden thun ſich immer ſelbſt am weheſten, wenn ſie die Mittel dazu haben. Es iſt Niemand kindiſcher und lüſterner nach Allem, als wer gar nichts hat. O Sie wiſſen nicht, was die Armuth ſo eigens reizbar und kränklich iſt! Auch kann eine Wohlthat ſehr plump ſein und eben ſo leicht zerſtören als beleben. Geld iſt immer eine metalliſche Arznei, die man höchſt vorſichtig anwenden muß, und das Schicken, meine Gute, iſt juſt der krummſte Weg zur Armuth.

Dann haben Sie jetzt die Vorſtadt deſto näher! lenkte die ſchlaue Fanny ein, die Reginen

nicht mißfallen wollte. Da iſt noch mehr Noth als drüben. Ach, beinah' hätte ich die arme Witwe Dillig vergeſſen, deren Mann jüngſt bei einem Strombau verunglückt iſt. Eine ſehr bedürftige Perſon, liebe Regine! Doctor Heimbold hat ſie mir empfohlen.

Wie, Sie kennen Doctor Heimbold? fragte Julius.

Ach, er iſt unſer Arzt! antwortete ſie wegwerfend. Eigentlich meiner Tante Arzt, muß ich ſagen; denn ich habe ihn Gott Lob! noch nicht gebraucht.

Gott Lob? verſetzte Regine. Er ſoll der ausgezeichnetſte Arzt ſein, voll Eifer, und einen merkwürdigen Blick haben.

Ich meine, als Menſch iſt er mir nicht angenehm, ſagte Fanny. Er kann ſehr zudringlich ſein.

Wie? Er hat ſich erlaubt, beſte Fanny —? Wie konnte er das gegen Sie wagen? rief Julius.

Ach nein, lieber Herr Herz! Ich meine nur, man kann ihm nicht genug ſingen! erklärte Fanny. Hundert Mal habe ich ihm das alberne Liedchen: „Flattre, flattre, kleiner Vogel!“ ſingen müſſen. Es iſt ſein Lieblingslied. Welcher Geſchmack!

Hundert Mal! Iſt Ihre Tante ſo leidend? fragte Julius. War er ſo oft bei Ihnen?

Ich kenne ihn nicht, fiel Regine ein. Aber ich habe ſo viel Sonderbares von ihm gehört, daß er mir unbekannter Weiſe doch ſehr intereſſant iſt. Gerade Das, was man an ihm ſonderbar findet, hat etwas, was mich ſehr anſpricht. So hör' ich, wenn er bei reichen Damen etwas Abgetragenes liegen ſieht, ſteckt er es ohne Weiteres in die Taſchen, Tücher, Strümpfe, Binden, ja ganze flanellene Röcke, und ſchleppt es ſeinen armen Patienten zu. Manche legen ihm Spaßes halber allerlei in die Nähe und er ſoll immer mit bauſchenden Taſchen von und zu ſei-

nen Kranken gehen. Seh'n Sie, Fanny, solchen Dieb könnte ich sehr gern haben!

Dann, lachte Fanny, vergessen Sie ja die Witwe Dillig nicht! Heimbold hat mir sie gerade für Ihr wohlthätiges Herz empfohlen. Ja, ja, wahrhaftig!

Für mich? Woher kennt er mich denn? fragte Regine betroffen und versank in Nachdenken. Sie fragte nach der Wohnung der armen Witwe und ergriff hastig und bewegt das von Fanny mitgebrachte Zettelchen des Doctors.

Regine las es wieder und wieder und lächelte still in sich hinein.

So kömmt denn zuweilen auch Kummer und Noth der Menschen in die Gesellschaft der Leichtsinnigen und Reichen. Glücklich, wenn ein edles Herz darunter ist, das von fremdem Elende nicht blos berührt, sondern auch in Bewegung gesetzt wird!

Dieſe arme Witwe Dillig befand ſich an demſelben Tage unwohl. Eine dunkle Angſt hielt ſie zum erſten Mal ab, ihrem Tagewerk außer Haus nachzugehen. Die Regungen, die den Aufbruch eines jungen Weſens unter dem Mutterherzen anzukündigen pflegen, waren ihr neu. Auch entſchlug ſie ſich gern jeder Erinnerung an ihren Zuſtand, wie es ungebildeten Menſchen eigen iſt, ſich vor dem Unvermeidlichen in Gedankenloſigkeit zu verſtecken. Freilich kam bei der Unglücklichen dazu, daß für ſie eine neue, unermeßliche Sorge war, was für Andere die ſchönſte Hoffnung iſt. Sie hielt ſich alſo lieber für krank und ſchickte eine Nachbarin zum Doctor Heimbold, an den ſich alle Vorſtädter zu wenden pflegten, die für einen Arzt mehr Vertrauen als Geld hatten.

Es war ſchon gegen Abend und Auguſtin, ſo ſchwach er ſich noch von ſeinem erſten Wiederausgehen fühlte, eilte nach der Vorſtadt. Er

hatte sich für den ihm bekannten Zustand der Kranken vorgesehen und stieg mit einem Bündelchen aus dem Wagen. Auch hatte er sich nicht geirrt; es war die höchste Zeit, zur Hebamme der Vorstadt zu schicken. Diese war aber bereits in die Stadt gerufen und Augustin mußte sich selber zur Hülfeleistung bequemen. Er schickte die Nachbarin an den Herd und öffnete sein mitgebrachtes Bündelchen. Da fielen von der Bescherung seiner Schwester Hemdchen und wollene Tücher, Wickeln und Windeln auf die alte Truhe in der Fensterecke. Die Kranke weinte aus Angst und Rührung zugleich, als sie wie vom Himmel gefallen sah, was sie in ihrer Betrübniß vergessen und bei ihrer Dürftigkeit nicht hatte beschaffen können.

So saß denn der Freund vor der angstvollen jungen Frau, während die Nachbarin am Feuer beschäftigt war. Der Abendhimmel fiel aus dem Gärtchen in das stille Gemach und dessen entsetzliche

Armuth erröthete. Die Frau lag im anſtoßenden Kämmerchen gerade in der rechten Dämmerung, für welche der Vorhang am Fenſter fehlen durfte. Wenn ſich auch keine Seele auf den Ankömmling freute, ſo ließen es ſich wenigſtens die Sperlinge nicht nehmen, auf dem hohen Birnbaum vor dem Fenſter zu jubeln. Plötzlich erhob ſich der Arzt von ſeinem Schemel, die Kranke ächzete lauter und in den verblaſſenden Abendſchein ertönte der erſte Aufſchrei des Neugeborenen.

Die Nachbarin war mit dem Nöthigen herbeigeeilt und unterſtützte den Arzt. Kurz hinter ihr trat eine weibliche Geſtalt in die Kammerthüre. Beim Anblicke des Vorgangs zog ſie ſich in die Stube zurück, fragte aber nach einer Weile: Kann noch Jemand helfen?

Auguſtin ging hinaus, empfing einen freundlich leiſen „guten Abend," und rief aus: Regina Herz?

Sie kennen mich, Herr Doctor Heimbold? Ich denke, Sie sind es doch?

Ja, ich bin's!

So sahen nun Beide einander in der Dämmerung mit der Unbefangenheit zweier wohlwollenden Menschen an, die von einander wußten, ohne sich persönlich zu kennen und die nun mit dem Gefühl achtungsvollen Wohlwollens sich dem angenehmen Eindruck überließen, den Eins auf das Andere machte.

Sie haben mir diese Frau durch Sängerin Fanny empfehlen lassen, Herr Doctor, hob Regine zuerst an, und ich wollte daher gleich zusehen, wie ihr am besten zu helfen sei. Jetzt wird sie von der Arbeit nach Hause kommen, dachte ich und siehe, statt der Arbeit hat sie den schweren Kampf der Mutter bestanden und ist reicher geworden um ein Kind, das so tapfer schreit.

Ja, sehen Sie einmal den herrlichen Buben

an! rief Auguſtin und nahm der Nachbarin das eben gebadete und in ein wollen Tuch geſchlagene Kind ab. Sehen Sie dieſe kräftigen Glieder zu der tapfern Stimme, auf die Sie ſchon geachtet haben. Welch' ein Schatz wäre nicht mit dieſem Neugeborenen in den Palaſt eines Kaufherrn oder eines Fürſten gekommen, von ſeidenen Wärterinnen empfangen, von Glückwünſchenden begrüßt! Reiche Vorhänge rauſchten um ſein Lager; auf ſchwellenden Kiſſen, in feinſter Leinwand ruhte er, immer und immer trocken gelegt, in ſeiner kleinen Wanne gebadet, aus ſilbernem Becken getauft, tauſend Genüſſen und einer glänzenden Beſtimmung entgegen ſchlummernd. Dort bekommen ſie vielleicht ein welkes Quakelchen oder gar nichts. Immerhin, wenn ſie nichts Beſſeres werth wären! Aber warum fällt nun ſolch' eine Freude der Natur auf den Schooß der Noth? Schon die erſte Quelle, an der ſich der Wurm feſtwühlt, ent-

ſpringt aus vergiftenden Kohlenlagern von Gram und Sorgen unter ſpärlichen Zuflüſſen des Taglohns. Womit wird er dann aufgefüttert und bekleidet werden, auf welch' modrigem Strohpfühle wird er ſchlummern? Wie knufft ſpäter an dem fröhlichen Läufling die Ungeduld und der Mismuth fremder Menſchen, indeß die Mutterliebe auf Taglohn ausgegangen iſt! Und wenn ſeine Seele wach wird, an welchen niedrigen Eindrücken erlahmt ſie, ſtatt ſich zu ermuthigen, zu begeiſtern, und verkümmert oder verwildert! So geht ein rüſtiger Körper im Schmuz, ein muthiger Geiſt im Elend zu Grund, ein voller Menſch, zum Glück geſchaffen, zum Wohl der Welt ausgeſtattet. Ach, ach! welche Einrichtung hat das menſchheitliche Leben!

Auguſtin reichte das Kind ungeſtüm der Mutter hin und ſank erſchöpft auf den hölzernen Stuhl, wie ihn denn alle Betrachtungen und

Gefühle, frohe wie trübe, immer auf's Ungeſtümſte bewegten und durchſchütterten.

Regina trat zu ihm heran und ſagte mit ſanfter Faſſung:

Thun Sie ſich doch ſelbſt nicht ſo viel Leid an, lieber Mann! Glauben Sie ja, die Vorſehung läßt die Burſche nicht zu Grunde gehen, auf die ſie für ihre Welt rechnet, mögen ſie auf Roßhaaren oder auf Häckerling ſchlafen. Und für dieſen tüchtigen Jungen wollen denn wir thun, was die Mutter nicht vermag. Laſſen Sie mir dieſe Sorge; ich bin doch jetzt ſo froh und glücklich und will's ihm an nichts fehlen laſſen.

Regina! rief Auguſtin in freudigem Ungeſtüm und drückte ihre Hand an ſeine heiße, ſpröde Lippe. Ja, ich ſeh's eben, Regina: Die Vorſehung ſorgt, ſie ſchickt ihre Engel! Aber nun Licht herbei!

Die Nachbarin und Regina verließen zugleich

die Kammer; worauf die Wöchnerin ſich unruhig erhob und laut und hart ſagte:

Was will die Jüdin, Herr Doctor, mit meinem Kind? Sie will mir's verwechſeln, mir einen rothköpfigen Wechſelbalg. —

Undankbares Geſchöpf! fuhr Auguſtin heraus, bezwang aber aus Rückſicht auf den Zuſtand der Kranken ſeine Aufwallung und ſagte blos vor ſich hin: Ach, wie ſchwer iſt es, den Menſchen zu helfen! Jede Wohlthat iſt ein Heiland und muß ſich die Dornenkrone gefallen laſſen.

Indem kam die Nachbarin mit einer Oellampe allein herein. Auguſt, beunruhigt, daß Regine nicht mitkam, blickte in die Stube hinaus und ſah ſie gedankenvoll am geöffneten Fenſter ſtehen. Er trat zu ihr und fragte befangen, ob ſie nicht mit draußen geweſen, um Licht zu holen?

Nein! lächelte ſie wehmüthig. Aber Ihren

ſchönen Gedanken von der Wohlthat habe ich gehört.

O hätten Sie ihn nicht gehört, edle Regina! Sehen Sie es der rohen Frau nach; auch iſt ſie jetzt in gereiztem Zuſtand des Schmerzes.

Gewiß! verſetzte ſie. Der Schmerz iſt ein Mörſer und ſtampft auch Bitteres aus dem menſchlichen Herzen, aber freilich nur, wenn es ſelbſt ein bitterer Kern iſt. Ich vergeb' ihr auch ſo. Ach! ich habe dergleichen mehr erfahren und von feinen gebildeten Menſchen, von Chriſten, die mich wahrſcheinlich überzeugen wollten, ſie hätten allein die Religion der Liebe. Wiſſen Sie nicht, lieber Doctor, wir Juden haben im chriſtlichen Abendlande noch ein elftes Gebot erhalten: „Sei nicht empfindlich, Israel, damit Du lang lebeſt auf Erden!" Uns trifft ja nicht blos die bornirte und die häßliche Geſinnung; auch das Wahre und Schöne verletzt uns oft und erinnert uns daran, daß wir Fremdlinge

ſind in dem Lande, wo es eigenthümlich — neu erwachſen iſt. Sogar Ihr eignes ſchönes Bild von der Wohlthat mit der Dornenkrone iſt ja aus unſerer unglücklichen und ſchuldvollen Geſchichte genommen. Nicht wahr?

Sie ſah ihm mildlächelnd dicht in die Augen und drückte ihm die Hand, wie um Verzeihung bittend.

Regina! Königin! ſeufzte Auguſt und zog ſie mit beiden Armen an ſich, indem er einen Kuß auf ihre Stirne hauchte.

Sanft entwand ſie ſich und ſagte: Die Mutter muß eine Wärterin haben, lieber Doctor. Laſſen Sie auf meine Koſten eine rufen. Wir haben auch zu Hauſe noch Kindergeräth von meinem ſpät geborenen Brüderchen, das ſehr bald der in Wochen geſtorbenen Mutter folgte. Das darf ich doch wol mit der Armuth der Frau „verwechſeln"? Sorgen Sie dafür, daß auch hier manchmal die Luft gewechſelt

werde. Das Kind wollen wir ihr unverwechſelt laſſen. — Dieſe Beſorgniß der Wöchnerin, ein alter gehäſſiger Aberglaube, ſchien Reginen tief zu ſchmerzen. Doch lächelte ſie bei ihren wiederholten Anſpielungen darauf und fuhr dann fort: Ich ſelbſt kann nun nicht mehr kommen, um die Mutter nicht zu ängſtigen; aber Sie ſind ja dafür da. Bitte, ſagen Sie mir's immer, wenn 'was zu thun iſt. Wir wohnen hier nahe bei.

Indem ſie nach ihrem Tuche griff, ſich zu entfernen, ſetzte ſie lächelnd hinzu: Erſt aber geben Sie mir die Hand d'rauf, Doctor, daß Sie mich nicht für verdroſſen halten!

O gute Regina! rief Auguſtin, indem er ihre Hand ergriff und küßte. Welche ſchöne, weiße Hand! flüſterte er dann, indem er ſie ſpielend zwiſchen ſeinen beiden Händen behielt. Noch iſt es blos eine ſegnende Hand, für wen wird ſie eine beglückende werden?

Segnen, Herr Doctor, ist ja mehr, als beglücken, versetzte sie, Priesterin mehr, als Braut! Nur die Mutter ist Beides.

Herrlich, herrlich! rief er. Aber, Regina, dem Manne Braut bleiben und den Kindern Priesterin werden, ach! das ist zu schwer, zu viel für die Meisten!

Er flüsterte der Nachbarin in der Kammer zu, daß er wiederkommen werde und begleitete Regine nach ihrer Wohnung.

Augustin hatte mit der schönen Regine bei'm Abschied an ihrer Wohnung einen Besuch auf den andern Vormittag verabredet. Nun war er nach einer sehr unruhigen Nacht in muthloser Stimmung aufgestanden und bereute sein Versprechen. Er machte sich Vorwürfe darüber, daß er sich von einem seelenvollen Wesen so rasch hatte einnehmen lassen. Seit länger war er dem heimlich gefaßten Vorsatze treulich nachge-

kommen, seine Verbindungen mit lieben Menschen nach und nach zu lüpfen und zu lösen, um endlich desto gefaßter und für Wenigere kränkend das letzte Band zu zerreißen, das ihn an das Leben selbst knüpfte. So hatte er eben noch das alleidenschaftliche Verhältniß mit Fanny abgerissen und war vergnügt, dieser, ihm zuletzt doch so wenig nah' gelegenen Rücksichten für immer quitt zu sein. Warum sollte er nun eine neue Bekanntschaft eingehen, die so fesselnd für ihn zu werden drohte? Denn noch nie war ihm ein weibliches Wesen begegnet, das in Haltung und Ton, in Gefühl und Gedanken den eigentlichsten Accord seiner Seele so rein und tief angeschlagen hatte.

Gestehe Dir, unglücklicher Wicht, sprach er zu sich selbst, das ist Liebe, oder muß Liebe werden! Liebe —? rief er laut und schlug wieder einmal sein altes bitteres Lachen auf. Doch erschrocken über diesen Ton, hielt er

inne und fuhr darn mit ſchmerzlich weichem Accent fort:

Ach, liebſte Liebe, nach der ich ſo lange durſtig ſuchte und aus Pfützen ſchöpfte, warum wirſt du mir ſo ſpät und in einer ſo herrlichen Tempelurne dargeboten? Und was ſollſt du mir jetzt noch? Mein vertrocknetes Herz noch ein Mal aufquellen? Und wäre es denn recht, ein edles Weſen zur Liebe, falls ich es noch könnte, verlocken, da ich nichts mehr zu bieten habe, ich in der letzten Lebensgährung Begriffener? Nein! Die Liebe reicht nach der vollen, reifen Traube eines geſunden Menſchenweſens; ſüßen Geiſt ſucht ſie in ſchwellender Beere. Ich —? Bald werde ich aus der ſchmüzigen Kelter ausgelaufen ſein; mein Geiſt verdunſtet hinüber und die Treſter dieſes kranken Körpers müſſen vergraben werden, damit ſie nicht —

Er verſank in Nachdenken, aus welchem ihn ein Anpochender weckte. Es war Julius Herz,

der ihm einen Frühbesuch abstattete. Mit etwas schlürfendem Ton und unsteten Bewegungen, wobei er sich an den Tisch anlehnte, brachte der junge Mann viel Freundliches und Artiges vor. Augustin nahm Alles mit der ihm eignen anmuthigen Nachlässigkeit auf, indem er sich lächelnd an der etwas gesuchten Einkleidung dieser Höflichkeiten ergötzte. Der reizbare Freund, den raschest-wechselnden Stimmungen ausgesetzt, plauderte jetzt schon wieder heiter und neckisch mit dem Besuchenden. Es war ihm aus seiner muthwilligen Zeit noch eigen, gesuchte Redensarten eines Andern wie heranfliegende Bälle gewandt zurückzuschleudern. So wurde unter andern das Wort „Aufschluß" und „Aufschluß geben," das Julius sich angewöhnt hatte, in der kurzen Viertelstunde seines Besuchs beiderseits so viel gebraucht, daß man hätte glauben sollen, es könne sich nirgends mehr ein Geheimniß halten.

Eins blieb nun in der That auch unserm Freund Augustin nicht verborgen, die versteckte Aufmerksamkeit Reginen's für ihn. Aus Dem, was Julius von der Schwester vorbrachte, merkte Augustin sehr schnell, daß diese den Bruder nur geschickt hatte, um dem neuen Bekannten den Besuch ihres Hauses zu erleichtern. Er legte sich dies versteckte Entgegenkommen auf's Günstigste aus. Und wie denn auch der klarste und ehrlichste Mensch dann und wann sich selbst betrügt, so hielt sich der eben noch verzweiflungsvoll abgeneigte Freund nun durch die Rücksichten der Schicklichkeit zu einem Gegenbesuch im Herz'schen Hause genöthigt.

Der Ruf, in welchem Augustin als genialer Arzt und interessanter Mann stand, bereiteten ihm den aufmerksamsten Empfang im Hause Baruch's Herz.

In dieser, wenn auch kleinen Familie vereinigte sich Vieles, was einen Mann wie Au-

guſtin anziehen mußte. Durch die verſchwenderiſche Erziehung, die ihm ſein Vater gegeben, durch Reiſen und Umgang in der Fremde war Auguſtin ſo gewöhnt, daß er ſich in einer großartigen und geſchmackvollen Hauseinrichtung, wie in ſeinem rechten Element wohlig fühlte, ohne doch ausdrücklich einen Werth darauf zu legen. Anders als ſein Freund Karl, der das größte Aufheben von Dem machte, was ihn doch unbequem und in Befangenheit verſetzte. Im Herz'ſchen Hauſe fand ſich daher Auguſtin gleich heimiſch und angeregt. Auch der alte Baruch ſprach ihn ſehr an. Mit ruhigem und klarem Verſtande vereinigte derſelbe jenen feinen Spott über die Verkehrtheiten der Menſchen und Staatseinrichtungen, an dem Auguſtin einſt ſo viel Behagen gefunden hatte und der ihm ſtets das angenehme Gefühl ſeiner frühern Rüſtigkeit und Schlagfertigkeit erweckte.

Zum jungen Herz kam Auguſtin bald in ein

innigeres Verhältniß, als er ſich bei deſſen erſtem Beſuch erwartet hätte. Julius war ein Anempfindler der jüngſten kränklichen Anſichten und weltverdroſſenen Unzufriedenheit. Er wußte viel moderne Lieder, beſonders auch von Heine, auswendig und recitirte einzelne Schlagworte und Stichreime mit eigenthümlich ſchlürfendem Ton, in welchem ſich Spottverſe oft wie ſüße Schwärmerei ausnahmen. Bald aber fand unſer Freund hinter dieſem angenommenen und geſuchten Weſen den geſunden Verſtand und die tüchtige Geſinnung des jungen Mannes heraus und erwiederte mit ehrlichem Wohlwollen die gemüthliche Annäherung deſſelben.

Auguſtin gewöhnte ſich nach und nach daran, von ſeinen Krankenbeſuchen in der Vorſtadt ziemlich früh auf ein Viertelſtündchen im nahen Herz'ſchen Landhauſe einzukehren und ſich zu erholen. Dieſe Gewohnheit ward für ihn immer feſſelnder und um daher länger zu bleiben, ent-

ſchloß er ſich, die Ordnung ſeiner Krankenbeſuche umzukehren, um Reginen am Schluſſe derſelben zu beſuchen. Bei ſeiner oft bizarren Denkweiſe führte er dieſen Entſchluß nicht ohne Kampf mit ſich ſelbſt aus. Dies verrieth ſich gleich den erſten Morgen, an dem er nach dieſer neuen Ordnung zu Reginen kam und ſich ziemlich erſchöpft in den tiefen Lehnſtuhl fallen ließ, den ſie ihm zu lieb neben ihren Nähtiſch an das Fenſter zu rücken pflegte.

Ich dachte ſchon, Sie kämen heut' nicht, ſagte ſie lächelnd.

Mein Herz hat heut' eine Schlacht verloren, erwiederte er mit etwas geſpanntem Ton, verloren um eines anderen Herzens willen.

Und als Regine bei dieſen Worten die ſtickenden Hände in den ſeidenen Schooß fallen ließ und den Freund groß anſah, fuhr er fort:

Das Alltägliche und Gemeine hat ſich breit bei mir gemacht, hat ſich das reinſte, wärmſte

Plätzchen in meinem Lebenskreis erſchlichen. Es thut mir leid, ich geſteh' es, leid um meinetwegen und auch Ihrethalben, Regine!

Ich würde erſchrecken, mein Freund, ſagte ſie, wenn ich Ihre neckiſche Weiſe nicht ſchon kennte. Am Ende läuft's doch nur wieder auf einen Spaß hinaus, wie gar oft, wenn Sie ſo hoch anfangen und auf dem Cothurn eintreten. Man ſagt doch „Cothurn", nicht wahr?

Auf einen Spaß, Regine? Immer nur auf einen Spaß?

Nun ja, lieber Doctor, ich weiß, daß der Spaß manchmal auch raſch linksum macht zu einem bittern Ernſt, und wenn ich vor dem Spaß erſchrocken war, überläuft mich hinter demſelben her eine Gänſehaut. Nun, was iſt es denn?

Sehen Sie, liebe Regine, bisher hatte ich meinen Stolz darauf geſetzt, daß ich immer meine zahlreichen Armen in der Vorſtadt zuerſt

beſuchte und die reichen Vornehmen in der Stadt warten ließ. Bei mir ſollten ſie wenigſtens nicht als „Vornehme" gelten, mich ſollten immer die Armen vorher nehmen. Sie ſehen, ich ſpiele gern mit unſerer ſinnreichen Sprache. Und nun habe ich plötzlich die alte liebe Ordnung umgekehrt und beſuche die Vorſtädter zuletzt.

Sie haben ſie alſo zu Nachſtädtern gemacht. Erlauben Sie, daß ich ein bischen mitſpiele, Doctor!

Ja, Regina, dies Armenherz unter meinen Rippen hat ſich zu dieſer Alltagsordnung der Welt bequemt und zwar — um eines reichen Herzens willen.

Darf man's wiſſen, Doctor? Ja doch, ſpielen Sie Herz aus, bitte!

Trumpf, meine Freundin, die Herz-Königin, Regina Herz! Zu ihr komme ich nach der Vorſtadt, weil ſie eben vor der Vorſtadt wohnt. Aber thue ich auch recht gegen Andere,

weil ich mir lieb thue und — vielleicht auch mir allein?

Regina erröthete und ſchwieg. Doch nur einen Augenblick lang ließ ſie den gerührten Blick in ihrem Schooße ruh'n, dann ſchlug ſie ihn glänzend zum Freunde auf und ſagte lächelnd, indem ſie mit dem Zeigefinger an ſeine Stirne tippte: Dacht' ich's doch, es würde heiter ausgehen! Lieb aber iſt es nicht Ihnen allein, ſondern auch mir. Die Armen verlieren ja nichts dabei, lieber Doctor, und wir gewinnen einmal etwas von den Armen.

Verlieren nichts, Regina? Dann ſind Sie noch nicht recht krank geweſen. Das Antlitz des Arztes iſt wie die Erſcheinung eines Engels: es bringt Erquickung, Hoffnung, Erhebung. Freilich nur den Armen, die dem Arzt von Minute zu Minute entgegenharren; weniger den Reichen, die ihn herbeicommandiren und mit Gold und Silber, auf das ſie ſo frech ſind, den Zauber läh-

men, der sich, wie eine heilige Priesterbinde, um des Arztes Schläfe zieht, die Heilkraft verscheuchen, die aus seinen Augen auf den Kranken thaut. Dafür kann ich dann freilich für die Reichen theure Recepte schreiben und mich durch den Apotheker ergänzen.

Ja, ja, ich fühle, was Sie den Armen entzogen haben, sagte Regine gerührt, wie weh Sie sich selbst thun und — wie viel ich Ihnen werth bin. Wissen Sie was? Ich will Sie recht lieb haben, unter der Bedingung, daß Sie die alte Ordnung wieder herstellen. Gelt? Dann kommen Sie auch desto beruhigter hierher. Nein, liebster Freund, Regina Herz ist nicht stolz darauf, daß sie ein so edles Armenherz verkehrt machen könnte.

Beide, wie von einander angezogen, erhoben sich und hielten einander in stummer Umarmung fest.

O das dacht' ich wohl, rief Augustin, daß

ich Reginen's Herz nicht auf alltäglichen Wegen gewinnen müßte!

Und wenn Du es nun darauf gefunden, flüsterte sie, so sollst Du es doch nicht auf gewöhnliche Weise behalten und besitzen.

Ein seliges Stündchen wurde noch so hin geplaudert, bis der Freund mit der Verabredung schied, von jetzt an des Nachmittags oder Abends herauszukommen, wozu die Tage so lang und lieblich geworden waren.

Durch eine so sonderbare Wendung hatten sich zwei so eigenthümliche Herzen schnell gefunden oder vielmehr erklärt. Diese nun ausgesprochene Wechselneigung wirkte sehr verschieden auf Beide. Augustin fühlte sich anfangs kräftiger, heiterer und mehr, als in der letzten Zeit, in's Leben eingehend. Er befand sich Nachmittags nicht mehr so angegriffen und erschöpft, sondern munter und aufgelegt genug, um fast

jeden Tag nach dem Herz'schen Landhause zu fahren oder selbst zu schlendern. Zurückkehrte er ohnehin meist zu Fuß. Nur früh Morgens war ihm desto elender zu Muth, so zerstört und verzweifelt, als ob alle früher durch den langen Tag vereinzelten Misstimmungen sich auf diese Stunde sammelten, um ihn an seinem Beruf zu hindern. Es war aber begreiflich, da der Freund, den Tag über von seinem neuen Interesse gehoben und manchmal in größter Aufregung spät nach Hause kehrend, in den unruhigsten Schlaf verfiel, und nur herabgestimmt, nicht aber auch neu erquickt wurde. Augustin selbst blieb nicht unklar über diesen Zustand. Er verwünschte dann diese Liebe, die ihn, hinter seiner Erbärmlichkeit her, überschlichen habe, um ihn zu verhöhnen. War er dann wieder milder gestimmt, so segnete er diese Flammen, die ihm beschieden seien, den kleinen Rest seines elenden Daseins aufzuzehren. So zu enden,

sagte er zu sich selbst, ist doch süßer und heiliger, als daß ich mich selbst —. Er blickte nach dem schon vertrockneten Kranze an der Wand und nach der alten Pistole, die von seinem Friedrich blank geputzt und probirt, wieder aufgehängt war. Wenn er dabei aber Reginen's gedachte, so überschauerte es ihn kalt und eine steigende Angst begleitete ihn zu seinen Patienten.

Anders war es um Reginen bestellt. Der Kreis ihrer Theilnahme zog sich jetzt enger um ihr träumendes Herz mit seiner tief wühlenden Leidenschaft. Sie sang jetzt mehr und oft bis in die tiefe Nacht hinein. Auch für sie schien die Zeit und das jubelnde Leid der Nachtigall gekommen zu sein. Ihre herrliche Altstimme hatte einen neuen, bebenden Klang und sehnsüchtigen Ausdruck gewonnen, seltsamer Weise aber einige Töne in der Höhe verloren. Man hätte glauben sollen, in ihrer Brust habe sich ein Abgrund aufgethan und die Tonleiter sei

davon eingesunken. Fanny bemerkte diese Veränderung zuerst und bald genug sollte sie auch die Erklärung dazu finden.

Sie kam nämlich jetzt drei Mal die Woche zu Singübungen heraus und zwar, eben des Singens wegen — vor Tische. Sie hatte solche Tage gewählt, an denen sie nicht verhindert war, sich um Julius willen über Tisch halten zu lassen und selbst bis zum Abende zu bleiben. So mußte Augustin bald genug die alte Geliebte antreffen. Ein solches Begegniß hatte sie sich nicht geträumt, als sie des Freundes Empfehlung der armen Witwe angenommen und ausgerichtet hatte. In der That blieb sie besonders das erste Mal nichts weniger als unbefangen. Sie hatte sich leichtfertig über Julius gegen den Freund — über diesen gegen die Familie Herz geäußert. Was konnte nun nicht zwischen den jetzt Befreundeten zur Sprache kommen? Dabei wußte sie nicht gleich, wie sie

dem alten Verehrer am richtigsten zu begegnen habe. Sie hätte ihn gern um Julius willen so kurz und kalt behandelt, als sie früher wegwerfend über ihn geurtheilt hatte; allein sie fürchtete zu sehr die oft springenden Launen des Freundes, vor denen sie keinen Augenblick der unerwartetsten Wendung sicher war. Darüber verlor sie mehr, als man es von einer auf der Bühne abgesäumten Sängerin hätte vermuthen sollen, die Fassung und Haltung. Ihr ganzes Wesen verrieth diese innerliche Unsicherheit. Augustin bemerkte die Verwirrung, fühlte aber nur Fanny's schnödes Fremdthun gegen ihn heraus. Dies reizte ihn, sein Spiel mit ihr zu treiben. Er begegnete ihr bald übertrieben aufmerksam, bald höchst nachlässig, mit leisen Anspielungen, bis sie einen freundlichen, artigen Ton gegen ihn annahm. Nun wendete er seine feine und zarte Seite heraus, indem er sagte: Wie liebenswürdig können Sie sein, schöne Fanny!

Ich war untröſtlich darüber, daß Sie über meinen Freund Julius Ihren alten Doctor ganz hintanſetzen wollten. Und ich möchte noch immer behaupten, daß die Frauen vergeßlicher ſind, als die Männer. Erröthen Sie nicht, Beſte; ich will Sie nicht beleidigen! Ich meine nur, ich werde Ihnen ewig dankbar bleiben für die Gefühle, die mir Ihre Töne und Melodien erweckt haben. Wahrlich, edle Regina, wendete er ſich an dieſe, ich habe es erfahren, wie ſehr die Glut der Leidenſchaften durch die edlen Gefühle, die denſelben zu Grunde liegen, unſer Herz zeitigt und vergeiſtigt. Mag man immer ſagen, die Leidenſchaften zerſtören, ſie ſterben aber ſelbſt damit ab und die Liebe, die befreiende, Neues ſchaffende, folgt uns in die Ewigkeit.

Er ſah Reginen mit einem ſchwermüthigen Blick an und wendete ſich dann raſch zu Fanny: Dafür dürfen Sie mir aber auch nicht vergeſſen,

daß ich Ihnen doch auch Angenehmes erwiesen habe mit meinen Recepten.

Unsere liebenswürdige Fanny befindet sich zwischen uns Beiden in einer ihr neuen und eignen Situation, versetzte Julius. Ich kann Ihnen Aufschluß geben, mein Freund. Ein so ehrliches, einfaches Herz, wie Fanny's, befindet sich auf einmal zwischen zwei Polen. Verstehen Sie mich nur recht, Fanny! Ich meine nicht Polacken; der Doctor versteht mich, was man Pole in der Physik nennt, Anziehung, Abstoß. Ich will lieber sagen, zwischen zwei Pole versetzt. Sie sind nämlich ein Verehrer unserer ausgezeichneten Sängerin und ich erkläre mich für den Anbeter der liebenswürdigen Fanny. Der Verehrer darf lauschen und sich Alles zuwenden, was er erlauschen kann; dem Anbeter gebührt aber auch ein Antheilchen von den Regungen des Herzens, die dem bloßen Verehrer fern bleiben, wie — wie Schaubrote.

Herrlich und treffend! lachte Auguſtin. Schaubrote! Sehr bezeichnend, mein Freund! Aber nicht wahr, Julius, die Schaubrote waren ehemals — ungeſäuert? So ſollen wir Sie denn in's gelobte Land ſcheiden ſehen, ſchöne Fanny, mit ungeſäuerten Broten?

Julius bemerkte Fanny's glühende Verlegenheit nicht. Er ſtand einige Augenblicke nachdenklich da, bis er Auguſtin unterm Arme faßte und durch das offene Fenſter auf den Altan hinaus führte, während ſich Regina zum Flügel ſetzte.

Die Abendſonne lag gegenüber auf dem hohen Kai und der prachtvollen Häuſerreihe; der glänzende Strom wimmelte von Kähnen und kleinen Segelfahrzeugen; der graue Dom ſtieg zwiſchen neuen Plattdächern und alten Giebeln empor und die belebte Brücke zog ein ſchillernd Band zum diesſeitigen Ufer herüber.

Auguſtin war ergriffen von dieſen glänzen-

den und heitern Bildern, bis Julius, an ſeine Schulter gelehnt, ihm zuflüſterte:

Ich habe Ihre Anſpielung verſtanden, lieber Doctor — ich ſage Freund, wie Sie mich genannt haben und worauf ich ſtolz bin.

Welche Anſpielung meinen Sie, lieber Herz?

Die auf die Schaubrote und das gelobte Land. Es iſt Ihnen nicht entgangen, daß ich Fanny liebe und ich ſage — ernſtlich und ehrlich liebe, mit den beſten Abſichten, glauben Sie mir!

Darum möchte ich nicht, lieber Julius, daß Sie mich doch etwa misverſtanden hätten und ich Ihre Empfindung für Fanny —

Misverſtanden? O nein! Ich misverſtehe nicht leicht; ich darf ſagen, ich habe einen gewiſſen Scharfblick. Sie wollten mich erinnern, daß ich Jude bin und Fanny's Gegenliebe — ich habe das Bewußtſein von dieſer Gegenneigung — Fanny's Liebe könnte ſich ſäuern, bild-

lich gesprochen! wenn ich zur Heirath schreiten wollte, was Sie unter gelobtem Land verstehen. Hab' ich Sie begriffen? Was? Ein Mann von orientalischer Abkunft und sollte mich nicht auf Bildersprache verstehen! Nicht wahr?

Nun, angenommen, ich hätte so —. Dann will ich Ihnen als Freund vertrauen, fuhr Julius fort, indem er die Glasthüre des Balkons fest zuzog, daß ich damit umgehe, Christ zu werden. In unserer Stadt kann sich doch Jude und Christ nicht heirathen. Ich schwöre es Ihnen, Doctor, um Fanny könnt' ich Alles thun. Das sei Ihnen Beweis meiner Leidenschaft. Alles! Es ist wahr, ich wollte, etwas so Auffallendes ließe sich vermeiden. Wir sind ohnehin schief angesehen von unsern jüdischen Eiferern, von den Wächtern der Synagoge. Man stichelt schon auf unsern Uebertritt. Doch, davon ein ander Mal! Ihre Ansicht gilt mir

etwas. Jetzt ſagen Sie mir, was Sie von Fanny halten!

Halten, mein Lieber? Ihre Frage iſt zu wenig beſtimmt. Ich weiß nicht, was Sie eigentlich meinen. Fanny iſt Sängerin, lebt auf der Bühne, gefällt, entzückt, iſt zu ihrem Talent auch reizend und in unſerer Stadt gibt es reizbare Leute, reiche, geldverwegene Müßiggänger, auch enthuſiaſtiſche Kunſtkenner, die dem eigentlichen Sitze eines weiblichen Talents auf dem Wege der Naturforſchung nachſpüren. Ich weiß nicht, lieber Julius, wie weit Ihre Beſorgniſſe, Ihre Vorausſetzungen gehen, was Sie von einer Braut verlangen, einer Gattin nachſehen können!

Sie haben Recht, Doctor! Die Theaterwelt hat ihre eigene Atmoſphäre, in der es einem weiblichen Weſen ſchwerer zu athmen und zu leben wird, weil zuviel Stickluft darin iſt. Sagen Sie, Doctor, wieviel Procent Lebensluft nimmt man an in unſerer Atmoſphäre?

Einundzwanzig — vingt et un! lachte Auguſtin.

Nun ja, die Theaterluſt hat keine 21 Procent; ich garantire! Aber hören Sie, wie ich denke! Fanny ſteht im beſten Ruf und iſt daher — ich will nur ſagen, ſehr glücklich geweſen. Wäre ihr Ruf weniger gut, ſetzte ich doch noch kein unbedingtes Mistrauen in ihre Tugend, ich meine wegen des böſen Theater-Dunſtkreiſes. Da ihr Ruf aber gar nicht gelitten hat, ſo habe ich einen deſto höhern Begriff von ihrer weiblichen Tugend und ihrem Takt. Sehen Sie, ſo iſt mein Raiſonnement! Ich laſſe mich darin auch nicht irre machen, durch nichts anfechten. Ich werfe aller Welt den Handſchuh hin!

Und kaufen ſich ein Paar neue. Gut, mein Freund! Und —?

Und, ſehen Sie, Tugend iſt die einzige Mitgift, die ich von einer ſolchen Frau verlange,

deren Juwel gefaßt iſt in Talent. So denkt Julius Herz. Und wiſſen Sie, wie ich weiter denke? Was bei Fanny die Faſſung iſt, iſt bei mir der Juwel — Talent und die Faſſung dazu iſt — Geld. So hätten wir Beide zuſammen Alles — für's gelobte Land, wie Sie's nennen. Wie glücklich werden wir ſein!

Wenn Sie deſſen ſo gewiß ſind —.

Ja, ich bin's, Doctor! Halten Sie mich nicht für unbeſcheiden; aber ſo viel Menſchen- und Lebenskenntniß fehlt mir gerade nicht.

Sie kennen alſo Fanny beſſer, als ich und wollen doch wiſſen, was ich von ihr halte?

In Ihrem Fach, Doctor! Sie ſprachen nämlich von Recepten —! Ich wünſche mir auch eine geſunde Frau, keine kränkliche. Sie wiſſen ja, die Juden ſind ein wenig ängſtlich und rechnen auf die Nachkommenſchaft und ich, ich bin noch nicht getauft.

Julius lachte herzlich über dieſe ſeine

Wendung, worauf Auguſtin ſchalkhaft verſetzte:

O darüber ſeien Sie unbekümmert! Fanny iſt geſund und kräftig. Wegen der Nachkommen können Sie ruhig ſein, wenn Ihnen die Vorfahren keine Sorge machen —!

Sie haben doch immer einen köſtlichen Witz, Doctor! Freund, will ich ſagen. Nicht wahr, Freund, auf Du und Du, he?

Und da Auguſtin lächelnd anſtand, flüſterte ihm Julius dicht in's Ohr: Um Reginen's willen — Du!

So riß er die Glasthüre auf und ſchrie nach dem Bedientenzimmer hinaus! Peter, eine Flaſche Champagner, vier Gläſer!

Und wie die Kelche ſchäumten, rief Julius: Wir trinken Freundſchaft auf Du und Du! Der Doctor thut's um Deinetwillen, Regina!

Die Freunde tranken in hergebrachter Weiſe. Dann rief Julius, aufgeregt, wie er war:

Fanny, auf Du und Du und der Doctor ſegnet den Bund!

Wie Auguſtin eben über Kuß und Trunk des fröhlichen Paars ſein Glas ſchalkhaft, wie zum Segen hob, faßte ihn Regine ſo haſtig am Arme, daß der Wein herausſchwankte. Kommen Sie, lieber Heimbold, ſagte ſie, ich will noch einmal aparte mit Ihnen anſtoßen!

Auf Du und Du! rief der ausgelaſſene Bruder.

Nein! verſetzte ſie entſchieden. So nicht, hier nicht, jetzt nicht! Nicht ſo im Ungeſtüm — im Vorhofe der Freundſchaft. Nein, laſſen Sie uns trinken — fuhr ſie, auf Fanny und den Bruder blickend, feierlich fort, auf jeglichen Bund eines edeln Herzens mit einem reinen!

Nun denn — auf meines und Ihres! fiel Auguſtin laut und ſtolz ein!

Beide tranken langſam, während ihre Augen ſich ineinander verſenkten.

In Reginen's leidenschaftlichen Worten lag offenbar eine versteckte Misbilligung. Ihre Unzufriedenheit schien Fanny zu gelten: gegen den Bruder würde sie sich weniger zurückgehalten haben. Fanny schien es auch so zu fühlen und war ganz verstimmt. Sie hatte sich schon an Reginen's zutrauliche Behandlung gewöhnt, die des Bruders Neigung für sie begünstigte. Um so räthselhafter war dem Freunde Reginen's Benehmen. Er hätte sie gern um dies Räthsel befragt; es gab sich aber den Abend keine Gelegenheit mehr zu einem vertraulichen Worte. Der Vater Herz kam früher aus dem Casino und zerstreute mit seiner heitern und scherzenden Gesprächigkeit die trüben Regungen, die sich auf des Sohnes ausgelassene Stimmung eingeschlichen hatten.

Ich habe heut' eine Einladung zu einem politischen Mittagessen für Dich angenommen, Julius, sagte der Alte. Nun, was starrst Du

mich an? Erschrickst Du vor 'nem politischen Mittagessen? Ich hab's angenommen aus Politik. Du weißt ja, die zopfinger Landstände haben ein Emancipationsgesetz für die Juden durchgedrückt, wenn's nicht etwa unter einem andern „Schild" durchgesetzt worden ist. D'rauf hat der junge Doctor Amsel drüben in Hunach ein festlich Mittagessen gegeben, die Deputirten der Stadt und der Umgegend, auch einige unserer Leute von hier eingeladen. Die Freude war groß und unser Banquier Stiebel gibt nun nächster Tage einen Gegenschmaus, zu dem die Hunacher herüberkommen. Sie wollen das herzogliche Gesetz zur Suppenschüssel machen und nach und nach für alle deutsche Juden die Emancipation herausschöpfen. Stiebel ist erster Truchseß geworden und hat auch uns eingeladen. Ich habe für Dich zugesagt, mich selbst aber mit meinem schwachen Unterleib entschuldigt. Es wäre fatal, wenn der bei solcher Gelegenheit

sich emancipirte! Du kannst einen geschriebenen Toast zu Dir stecken und ablesen, wie's unsere Leut' machen.

Ablesen? rief Julius. Ich kann auch noch einen aus dem Stegreif bringen und mit 'ner Sardellen-Sauce. Aber Du hast recht gethan, für mich anzunehmen, Vater. Man sieht uns so schon übel genug an, daß wir nicht judeneifrig genug sind. Mich drücken die Stichelreden, die misachtenden Blicke, die man hinnehmen muß.

Jetzt kannst Du Alles gut machen, Julius, sagte der Alte, wenn Du Dich nur als eifriger Mitesser bei Stiebel zusammennimmst.

Sie scheinen sich recht zu freuen, lieber Herz, über das große Ereigniß gesetzlich ausgesprochener Juden-Emancipation, sagte Augustin lächelnd.

Nun, Herr Doctor, versetzte Baruch, haben Sie je gehört, daß ich mich über ein gut Geschäft nicht gefreut hätte? Und hier haben wir

ein ganz neu Papier. Dem zopfinger Minister ist an der Waare der politischen Freiheit der Juden nichts gelegen; er speculirt nur auf die Differenz. Ich fürchte nur, das Papier wird zwischen Juden und Christen nicht auf pari gehen. Der herzogliche Minister hat den herzoglichen Liberalen ein Beispiel geben wollen, wie man dem schreienden Hunger nach Gesetzen einen prächtigen Bissen hinwerfen kann, der nicht sättigt. Zum Probiren sind immer die Juden genommen worden. Ich fürchte, das Gesetz ist für die ganze zopfinger Judenschaft, was früher für den Einzelnen das rothe Halsband war, woran man ihn eben als Juden erkannte.

Die drei Männer geriethen darüber in lebhaften Wortwechsel, in welchem Julius dem neuen Gesetz, auch abgesehen von dessen practischen Folgen, eine größere Bedeutung beimaß, als wenigstens der alte Herz. Dieser befand sich in der eigenthümlichen Stellung, durchaus

nicht mehr der jüdiſchen Weltanſicht mit ihren Satzungen und Gebräuchen anzuhangen und doch den Groll über die uralte Mishandlung ſeiner Glaubensgenoſſen nicht ganz fahren zu laſſen. Er hatte wenig religiöſes Bedürfniß und alle religiöſen und kirchlichen Zwiſte hatten für ſeinen Verſtand etwas Lächerliches; in Geſinnung und Handlungsweiſe traf man ihn immer ehrenhaft und menſchenfreundlich. Schwankender zeigte ſich Julius Herz. Er mochte gern dafür gelten, daß er die Herrlichkeit und Tiefe chriſtlicher Anſichten und Gebräuche anerkenne, konnte aber, ſo gern er — jetzt auch um Fanny's willen — Chriſt geworden wäre, ſich nicht ſo leicht über den Eifer der jüngern gebildeten Juden hinausſetzen, die einen Ehrenpunkt daraus machten, ihre Glaubensgenoſſen nicht zu verlaſſen, ſondern in offenem Bekenntniſſe für deren bürgerliche und religiöſe Freiheit mitzukämpfen.

Nach einer Weile nahm Auguſtin das Wort und ſagte:

Ich ſtimme mit euch überein und auch wieder nicht. Daß der Einzelne nicht um bürgerlicher Freiheit willen oder gar aus Eitelkeit und Ehrgeiz für ſeine Perſon zum Chriſtenthum übergehen will, finde ich rechtſchaffen gedacht. Es iſt ein altes Unrecht und eine ſich immer erneuernde Schmach, dem in unſern Staaten eingewachſenen Judenthum die politiſchen Rechte ganz oder theilweiſe zu verſagen. Albernheit, euch für aſiatiſche Fremdlinge zu erklären, da unſere germaniſchen Vorfahren aus noch tieferem Aſien, nur früher, als ihr, in dieſe Länder gezogen ſind. Und was die Verfaſſung des ſogenannten chriſtlichen Staats angeht, ſo kann und ſoll ſich jeder Staat dergeſtalt einrichten, daß ein Glaubensbekenntniß, das ja ohnehin aufwärts nach dem Himmel geht, ſeinen Weg niemals durch den Bürger- und Unterthaneneid

zu nehmen brauche. Dagegen kömmt es mir wunderlich vor, wenn der einzelne Israelit sich aus äußern Ursachen von seinen Glaubensgenossen nicht lossagen will, während er innerlich ihr Glaubensgenosse gar nicht mehr ist. Wie Viele kenne ich, die nach Weltansicht, nach Gesinnung, ja nach gesellschaftlicher Bildung keine Juden mehr sind. Ja, wem der Mosaismus mit seinen Satzungen und Gebräuchen noch eine innerliche Beruhigung und Ueberzeugung gibt, für den ist er noch lebendig und man muß seine ehrliche Religiosität achten. Ihr aber, die ihr nicht mehr glaubt, nicht mehr betet, nicht mehr fastet, euch nicht mehr in's gesetzlich gemischte Leinen und Wollen kleidet und nicht mehr waschet, wie die Andern, warum macht ihr's zum Ehrenpunkte, Juden zu scheinen und zu heißen? Um das Judenthum erhalten zu helfen? Warum soll es denn weiter erhalten werden, als es wirklich lebt? Etwa zum bloßen Trotz? Ei

dann pflanzt es wieder in den steinigen Boden Judäas, an die feuchten Gestade des todten Meers. Richtet dort den Tempel wieder auf, nöthigenfalls mit gewaffneten Händen, wie nach der babylonischen Gefangenschaft eure Väter thaten; ruft den hohen Priester auf und heftet ihm den glänzenden Schild mit den Namen der zwölf Stämme an die Brust. Ist kein Rothschild da? Hier aber liegt die Palme des Judenthums, von einem weltgeschichtlichen Orkan entwurzelt und nach Europa geschleudert, in einem fremden Culturklima da; sie grünelt noch für einzelne Gläubige von eingeschlossenem Leben; sie verwittert langsam, denn sie ist ein Korngewächs der Urzeit. Die Pilze aber, die auf ihr wachsen, die Geldpilze wurzeln nur in ihrer angefaulten Rinde, aber sie nähren sich aus unserer Atmosphäre. Auflösung ist die Bestimmung auch des Mosaismus. Sie würde rascher gehen, läge der entwurzelte Stamm in freier

Atmosphäre. Und Auflösung ist ein heiliges Werk, ist das Einathmen des Schöpfers zu neuem Ausathmen. Eben ihr gebildeten, geistig-unbeschnittenen Juden seid die flüchtigen Partikel jener Auflösung, die vor andern in langsamer Entwickelung nach und nach abberufen werden. Warum folgt ihr nicht dem Zuge der geistigen Atmosphäre, sondern wollt, innerlich abgeschieden, dem Absterbenden noch äußerlich anhangen? Vielleicht ist es Frevel, jedenfalls ist keine Wahrheit darin!

Ehe noch Julius auf diesen heftigen Angriff die rechte Widerlegung fand, denn der Alte lächelte blos, war Regina rasch aufgestanden und auf den Freund zugeeilt, als ob sie ihm an die Brust fallen wollte. Aber sie hielt an sich und tippte blos in verlegener Freude mit dem rechten Zeigefinger mehrmal lebhaft an seine Stirne. Er hat recht, er hat recht! rief sie wiederholt und blieb dann, die weißen Händchen fest auf

der Brust gefaltet, sieh'n und nickte ihm freundlich zu.

Julius hatte gegen die Behauptungen des Arztes Vieles einzuwenden. Darüber gerieth Augustin nur noch tiefer in seine Lieblingsanschauung, die Erscheinungen der Gesellschaft wie der Natur aus dem Gesichtspunkte des Werdens und Verfallens zu betrachten. In dieser Betrachtungsweise war er so heimisch, daß er den Gegner leicht befremden und verblüffen konnte. Aber er war nicht rechthaberisch bei Einwendungen, wie sie nun aus Regina's Munde kamen. Mit Wärme sprach sie gegen die ablehnende und oft verachtende Behandlung, die auch gebildete und edelgesinnte Israeliten in der christlichen Societät zu erdulden hätten. Sie schilderte den verlassenen Zustand einer Jüdin, die mit christlicher Bildung und oft auch mit christlicher Gesinnung weder unter Juden noch unter Christen eine Stellung gewinnen könne, vom jüdischen

Eifer verſtoßen, vom chriſtlichen Vorurtheil nicht aufgenommen. Regina ſprach in ſo lebenskenntlichen Zügen, ſo wahr und doch ſo mild, daß der Freund tief bewegt war. Das gekränkte Herz eines edeln Weſens hatte ſich ihm aufgethan, das, aus der Geſellſchaft verſcheucht, nur in heimlicher Wohlthätigkeit einigen Halt gefunden hatte. Dies ihm neue, ſchmerzliche Zucken unſerer ſo vielfach gereizten bürgerlichen und religiöſen Verhältniſſe beſchäftigte ſein Herz, das gerade an dem leidenden Weſen einen ſo liebevollen Antheil nahm. Schnell fand er auch hier wieder ſeine Anſicht beſtätigt. Er ſah nämlich, wie durch Regina's Wohlthätigkeit eine ſtille Schöpfung aus der Fäulniß unſerer geſellſchaftlichen Vorurtheile entſprang. Aber er ſchwieg, ärgerlich darüber, daß ein Phantaſiebild die Gefühle ſeines Herzens ſtören wollte. In dieſem Unwillen über ſeine eigene Weisheit empfahl er ſich. Regina konnte ihm beim Weggehen nur

noch zuflüstern, daß sie ihn morgen bestimmt erwarte.

Der andere Nachmittag ward auf's Neue durch Karl Gilbert gestört. Karl wußte von Anfang und durch Augustin selbst von des Freundes Besuchen im Herz'schen Hause. Beide waren aber nicht ganz aufrichtig gegen einander: Karl verschwieg seine ausgesprochene Bewerbung und Augustin sein zunehmendes Interesse. Ein solches Interesse verräth sich aber selbst; Karl wurde bald aufmerksam und ein wenig unruhig. Daß Augustin in der verzweiflungsvollen Richtung seiner Gedanken ernstliche Absichten, oder bei seiner körperlichen Erschöpfung auch nur eine muthige Neigung fassen sollte, kam dem jungen Manne nicht glaublich vor. Noch unwahrscheinlicher war es ihm, daß diese blühende, kräftige Regine einen so kranken, reizbaren Mann lieb gewinnen könnte. So gern er sich dem umfas-

sondern Geiste seines Freundes unterordnete, so lebhaft schätzte er doch seine eigenen äußern Vorzüge. Allein er gestand sich auch, daß ihm Regina's eigenthümliche, oft auf das Seltsame gerichtete Seele noch nicht ganz verständlich sei und daß in Augustin's schwungvollem Geiste etwas liege, was gerade ein so sonderbares Mädchen einnehmen und beschäftigen müsse. Dabei überlegte er, daß ihm über des Freundes Schwäche und Reginen's Irrthum am Ende doch ihr Herz und ihre Hand verloren gehen könnten, an die er all' die schönen Träume von einer höchst behaglichen Zukunft geknüpft hatte.

Diese Unruhe, wenn es nicht Eifersucht zu nennen war, trieb Karl'n nach dem Herz'schen Gartenhause. Er wollte den Freund dort antreffen, wollte beobachten, wie Regine sich zwischen ihnen Beiden benehmen, wen sie auszeichnen werde. Er glaubte im täglichen Leben bemerkt zu haben, daß liebende Mädchen oft unter

vier Augen befangener und rückhaltender, als unter sechsen oder noch mehren seien, und daß eine solche Constellation selten ohne entscheidenden Einfluß auf das Geschick der Liebe bleibe. Die Absicht, sich als Hinderniß einer Annäherung des Freundes und Reginen's geltend zu machen, lag dem gutmüthigen und bequemen Karl nicht nahe genug.

Karl trat sehr befangen auf; allein Regine wußte ihn bald behaglich zu stellen. Sie widmete ihm eine vorzügliche Aufmerksamkeit, scherzte mit ihm, wie nie vorher, neckte ihn und ging im Garten stets an seiner Seite, während Augustin Arm in Arm mit Julius ein lebhaftes Gespräch führte. Karl war sehr vergnügt, und schied, als er zu einem Kranken gerufen wurde, von Augustin mit der stummen Abbitte eines warmen, wiederholten Händedrucks. Regine rief ihm noch von der Terrasse nach, er möchte das Wiederkommen nicht vergessen.

Nach einigen Tagen traf es Auguſtin beſſer. Nur der alte Herz war mit Reginen im Geſellſchaftszimmer, im Begriff nach dem Caſino zu gehen. Die Ankunft Auguſtin's hielt ihn feſt. Der Freund, auf Reginen's Mittheilung ungeduldig, fuhr mit einer Liſt zwiſchen das behagliche Plaudern des Alten. Er erzählte von gefährlichen Kranken, die jetzt in der Vorſtadt lägen. Solche Gegenſtände hatten für Baruch eben nichts Anziehendes. Der Alte wandelte ohne Erwiederung im Zimmer auf und nieder, hoffend, das nicht unterſtützte Geſpräch fallen zu ſehen. Als es der Arzt aber nur deſto nachdrücklicher aufrecht hielt, wendete er ſich nach der Thüre mit den Worten:

Reden Sie das Uebrige mit meiner Regine! Sie ſind ein vortrefflicher Doctor, Herr Doctor, und meine Regine hat die beſte Luſt, eine barmherzige Schweſter zu werden, auch in der Liebe. Nehmt daher nur in Gottes Namen das Zim-

mer zu einem Privat-Spitälchen; es hat Sonne und Luft, und das d'ran ſtoßende Kabinet will ich euch auch noch laſſen zur Apotheke. Aber das Uebrige vom Hauſe laßt mir ja geſund, ich bitte ſehr darum!

Er entfernte ſich mit einem halb böſe gemeinten Kichern.

Aus Beſorgniß vor Beſuch drängte Regine zu einem Gang in's Freie. Aus der hintern Gartenthüre ging ein ſtiller Pfad nach dem nahen Wäldchen und führte durch ein heimliches Thal nach der Vorſtadt zurück.

Ich wollte von meinem Bruder mit Dir reden, Liebſter! ſagte ſie draußen. Du ſiehſt, Julius liebt Fanny, und ſo ernſtlich, daß er ſchon alle Anſtalten zur Heirath getroffen hätte, wäre nicht die erſte, ſich taufen zu laſſen. Dazu fehlt es ihm nicht an Glauben, aber an Muth. Doch wird er es thun, müßte er auch von hier wegziehen. Ich ſah es anfangs gern, und habe

ihn beſtärkt. Ach! ich liebe meinen Bruder ſo herzlich, und kann ihn nicht bald genug vergnügt mit Frau und Kindern ſehen. Was gibt es denn Glücklicheres für uns Frauen, als Kinder, wenn man deren Vater liebt! Und eine Schweſter für mich — o mein Freund! So fühlte ich, bis Du letzt mit Fanny bei uns zuſammentrafſt. Seitdem hat ein entſetzlicher Argwohn gegen dieſe Fanny mein Herz vergiftet. Auguſtin —!

Sie faßte ſeine Hand und blickte ihm groß und feſt eine Frage in die Augen, die ihr ſchmerzlich zuckender Mund voraus zu beantworten ſchien.

Was meinſt Du, Regine? fragte der befangene Freund.

Ich dachte, Du ſollteſt mich ſo verſtehen, flüſterte ſie. Wie kann ich das ſagen, es iſt ſo entſetzlich viel? Sieh', Du kennſt nun Julius genug. Wie freute ich mich, daß ihr Freunde

geworden ſeid! Der Vater hat ihn ſo glücklich geleitet, erzogen läßt es ſich eigentlich nicht nennen; Julius liebte ſo früh und heftig die Muſik, daß er bis jetzt den Gefahren eines ſchwärmeriſch ſuchenden Herzens glücklich entgangen iſt. Er hat ſich nicht verirrt, wie viele unſerer Judenbuben, die wenigſtens heimlich ausſchweifen. Eine Kinderei mit ein paar hellen Stimmchen in der Judengaſſe — einer Roſe und einem Veilchen abgerechnet, hat er die erſte, ernſte Leidenſchaft für Fanny gefaßt. Ich glaube faſt, er liebt nach der Skala und hat ſich auf einmal in's zweimal geſtrichene as verſtiegen. Ach — ach! wenn er herunterfällt!

Sie ſagte dieſen Scherz mit einem ſo feierlichen Ernſte, daß Auguſtin lächelnd eine ſcherzhafte Fortſetzung des Vergleichs unterdrückte.

Wie grauſam biſt Du nicht! fuhr Regine fort, daß Du mich Alles ſagen läſſeſt und verſtehſt mich doch gewiß ſchon genug. Ich habe

zum ersten Mal recht gefühlt, daß es ein wunderbares Schauen der Seele gibt. Wie man mit den Augen, ohne auf die künstliche Lichtbrechung darin zu achten, einen Gegenstand klar erblickt, so habe ich aus Fanny's und Deinen Mienen, Bewegungen, Blick und Stimme auf einmal geschaut, daß Fanny unwürdig ist und daß sie Dich zu fürchten hat, Dich — weil Du wahrscheinlich als Arzt ihr Leben kennst. Jetzt antworte mir kurz: Ist Fanny werth, daß mein Bruder sie heirathet? Ist sie würdig, seiner Kinder Mutter zu werden?

Sie standen mitten im dichten Wäldchen. Alles war menschenstill umher; nur die Finken schlugen und eine gefaßte Quelle murmelte aus einer Röhre ihren klaren Wasserstrahl in ein steinernes Becken. Regine hielt Auguſtin an beiden Händen fest. Der Freund war in der sonderbarsten Verlegenheit, und wenn man sein früheres Verhältniß zu Fanny kannte, mußte

man es eine Pein nennen. Er ſollte jetzt gegen Fanny's Unſchuld zeugen im Bewußtſein von Mitſchuld. Seine Hand ſollte die ſchimmernde Hülle über ihren unreinen Lebensverhältniſſen lüpfen und das ſchwankende Bret unter ihren Füßen wegziehen im Augenblicke, da ſie zu einer rettenden und rechtſchaffenen Zukunft übertreten wollte! Dazu kam, daß der Freund, dem Myſtiſchen im Leben vielfach hold, doch von dem Myſtiſchen in der Liebe das Meiſte eingebüßt hatte. In höhern und niedern Kreiſen der Geſellſchaft waren ihm Beiſpiele vorgekommen, daß der Mann bei einer reumüthigen Sünderin die Fülle und Innigkeit häuslichen Glücks gefunden hatte, für welche die bloße Jungfräulichkeit der Liebe keine Bürgſchaft gibt. Wie ja, nach einem heiligen Ausſpruche, manchem verirrten Herzen, weil es viel geliebt, auch viel vergeben werden ſoll.

Dieſen und ähnlichen ſtürmiſchen Gedanken

seiner Seele folgte mit forschenden Blicken Regine. Vielleicht, sagte sie, hältst Du des Arztes Pflichten höher, als des Freundes? Aber — gelte ich Dir etwas, glaubst Du an mein Herz, an meine Liebe zu Dir?

O meine Regina, meine Königin! rief er heftig aus. Was hat denn Dein gottloser Freund Höheres, als diesen Glauben? Dein Herz und meine Kunst sind das Heiligste, was ich hienieden habe.

Also denn! Ist Fanny werth, meine Schwester zu sein?

Nein!

Und wenn Du und ich einander jemals angehören werden, möchtest Du sie als Schwägerin haben?

Auch das nicht!

Sie drückte seine beiden Hände an ihre Brust, und reichte den wehmüthigen Mund zum Danke hin.

Aber, fuhr ſie betrübt fort, nun muß ich das meinem Bruder ſagen. Unrecht thue ich alſo der Betrügerin nicht, wol aber dem Bruder. Denn ich kann ihn nicht überzeugen, ich kann nur Zweifel in ſein ſchwärmeriſches Herz werfen, und dieſe werden ſich entweder für Fanny's Unſchuld bewaffnen oder den heitern Frieden ſeines Gemüths vernichten. Ach! das wird eine wirre Zeit werden, die uns Alle ſtört! Wie ſoll man den Bruder retten? Ach, ich fühle, daß ich ſelbſt dem Geliebten mehr glauben würde, als der Schweſter. Fanny wird ihn täuſchen, wird ihn mit weinender Kränkung nur noch mehr beſtricken oder verwirren. Wie verächtlich ſind mir ſolche Geſchöpfe! Wie widerlich ein Mann, der —. Du, mein Freund, könnteſt vielleicht ſchnell überzeugen und löſen! O bitte, Auguſtin, hilf!

Ja, ich werde Dir helfen! verſetzte der Freund dumpf und gedankenvoll. Ich werde den Bru-

der überzeugen, Dich froh und erleichtert ſehen. Habe ich denn eine andere Liebe, als Dich, als für Dich?

Regine umſchlang ſeine Schulter und zog ihn mit Ungeſtüm an ihre Bruſt. Dann eilte ſie aus dem Gebüſch in's Freie.

Eine Strecke wandelten Beide ſtumm in zudringlichen Gedanken, bis ſie durch ein blühendes Obſtbaumſtück an eine Hecke kamen, unter der ein tiefer Fahrweg hinzog. Ueber die Hecke hinaus erblickte man den nahen Kirchhof.

Ach mein Gott! rief Regine. Das iſt der Kirchhof, den ich von unſerm Garten aus geſehen, als mich Herr Gilbert fragte —

Sie ſchwieg mit unbefangenem Lächeln.

Ob Du ihn liebteſt, nicht wahr? verſetzte der Freund.

Woher weißt Du —? fragte Regine.

Je nun, auch ich habe ſo wunderbar geſchaut, wie Du, antwortete er neckiſch, letzt,

als Du zwiſchen mir und ihm ſo artig, ſo zuthunlich, ſo ſchelmiſch gegen Karl thateſt und gegen mich, als ob ich gar nicht vorhanden ſei.

Geh, geh'! erwiederte ſie, erröthend vor des Freundes Einblick in ihre Liſt. Da kau're ein Mal hinter der Hecke! fuhr ſie mit ſcherzhafter Wendung fort, und ſprang, als ſich Auguſtin gebückt hatte, hinab in den Fahrweg. Von da rief ſie feierlich hinauf: Nun, Herr, ſprich aus dem Dornbuſch, und ich will meinen Bruder Aaron rufen, mit Dir zu reden, Herr, denn ich — ſtammle!

Laut lachend lief ſie voraus, ein wenig watſchelnd, und ſetzte ſich ermüdet auf einen Steinſitz an der Kirchhofsmauer.

Dieſer Kirchhof war mit Sorgfalt angelegt. Er hing nach vier Seiten von einem Hügel ab, auf welchem ſich ein großartiges Steinbild erhob, Chriſtus, wie er mit der Siegesfahne in der Linken aus ſeinem Grabe ſteigt, und mit

gehobener Rechten seine umherschlummernden Scharen zu wecken scheint. Die Gräber lagen in Felder getheilt und Pfade mit hochgelbem Sande führten dazwischen hin. Einzelne schöne Monumente und viel Gußeisenkreuze mit goldener Schrift und goldenen Schmetterlingen standen umher. Welke und frische Kränze hingen an schwarzen Kreuzen oder an Stäben längs der Grabhügel. Mit lebendigen Blumen gestickt, mit Rasen oder Buchs eingefaßt, lag manche Grabdecke. Einzelne schwarze Gestalten standen mit gefalteten Händen vor den schon so oft gelesenen lieben Namen. Um den Eingang waren Gruppen von Fichten und Weißtannen zu einem schattigen Gebüsch um ein Leichenhaus und eine Kapelle angepflanzt.

Eine Weile stand das Paar auf dem Steine, Regine vorgebogen, Augustin halb abgewendet, Beide stillschweigend, und sahen über die Mauer in den Kirchhof. In solcher träumerischen Ver-

ſunkenheit, in der das menſchliche Herz oft an's Ueberſinnliche und Zukünftige anklopft, hatten Beide ohne Ueberlegung ihre Hände in einander verſchlungen, wie man ſie vor einem Traualtare in einander zu fügen pflegt. Eben ſo ſtillſchweigend entfernten ſie ſich dann.

Sie begegneten vielen Menſchen aus der Stadt und Vorſtadt. Regine konnte bemerken, wie geſchätzt und geliebt ihr Freund war. Alt und Jung grüßten ihn mit Namen, ſeine beiden Hände waren dem Zudrang der Vorübergehenden preisgegeben. Selbſt Vorüberfahrende ließen halten. Hinter ihm blieben die Nachſchauenden mit verklärten Blicken ſtehen. Auch Regine kam an des Freundes Seite zu einem Theil ungewohnter Freundlichkeit der Menge und einen noch beſſern Theil wendete ihr Auguſtin zu. Indem er nämlich hier und da Winke und Rathſchläge gab, wies er die Armen geradezu an Regine. Schickt nur zu Fräulein

Herz, ſagte er, die hat alten Wein im Hauſe; trinkt Mittags und Abends ein Glas, Alter! Oder: ſchickt doch zu Fräulein Herz, Mütterchen, die ſchenkt euch einen alten Flanellrock und beſſ're Strümpfe; Ihr müßt Euch wärmer halten!

Mit welchem Hochgefühl betrat Regine nach dem Abſchiede von ihrem Freunde ihr abendliches Zimmer! Eine Stelle in Goethe's Fauſt fiel ihr ein; ſie ſchlug den Band auf und las Wagner's, ihrem augenblicklichen Gefühl ſo verwandte Worte:

Welch' ein Gefühl mußt Du, o großer Mann,
bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O glücklich, wer von ſeinen Gaben
ſolch' einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt Dich ſeinem Knaben;
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
die Mützen fliegen in die Höh',
und wenig fehlt, ſo beugten ſie das Knie,
als käm' das Venerabile.

Sie wiederholte die Worte laut, sie declamirte sie feierlich. Dann stand sie lange in gehobener Stimmung am Fenster und sah hinab nach der Brücke, wie die Bogen in abendröthlicher Flut ihre fehlende Hälfte abspiegelten. Es zeigten sich kolossale Ringe, die zur Hälfte in der Luft, zur Hälfte im Wasser, den Schein mit der Wirklichkeit zu vermählen schienen.

Nicht so gehoben, wie die schöne Jüdin, war ihr Freund Augustin nach Hause gekehrt. Fanny und Julius kamen ihm nicht aus dem Sinn, die alten Bedenken kehrten zurück, die Zweifel, was ihm zu thun oder zu lassen zieme, quälten ihn mehre Tage. So ängstlich im Moralischen war jetzt der junge Mann geworden, der früher rücksichtlos genug gelebt hatte. Allein eben darin lag es: er hatte sich übernommen, und achtete jetzt auf jede kränkliche Empfindung, wie ein durch Schlemmerei Erkrankter, von jeder

Wallung geängſtigt, nicht mehr weiß, was er auch bei der beſten Eßluſt wagen darf. Auguſtin's rüſtiger Geiſt kam aber, wie gewöhnlich, auch jetzt über ſeine Scrupel bald hinaus und kehrte mit deſto beſſerer Ueberzeugung zu ſeinen gegebenen Zuſagen zurück. War dann einmal ſolch' ein Muth wieder gewonnen, ſo hatte der Freund ſich eher vor Rückfällen in den alten Uebermuth zu hüten. Daher regte ſich auch jetzt bald genug ein faſt muthwilliger Reiz, ſeinen Freund Julius von der ſo ſchwärmeriſch erflogenen Geliebten abfallen zu ſehen. Nur fand er nicht gleich das rechte Mittel, den ſo ſehr Eingenommenen raſch und ohne Ausflucht von ſeinem Irrthum zu überzeugen. Er wollte gern auch hier als Arzt ſchnell und ſicher heilen.

Wie es ſich aber im Leben manchmal recht ſpöttiſch fügt, ſo brachte Fanny ſelbſt, durch ihre muthwillige Laune, den verlorenen Geliebten auf den beſten oder auch auf den unglücklich-

sten Gedanken, ihr den neuen Freund zu entreißen.

Als nämlich Auguſtin mehre Tage darauf wieder nach dem Herz'ſchen Landhauſe kam, traf er Fanny in jener ausgelaſſenen Stimmung an, in der ſie ſich ſelbſt fidel zu nennen pflegte. Ein bekannter Sänger aus Wien war angekommen, und wollte eine Reihe von Gaſtrollen mit dem Don Juan beginnen. Dieſe Oper hatte ſeit dem Abgang einiger einſtudirten Mitglieder des Theaters gelegen und ſollte nun mit neuem Aufwand in Scene geſetzt werden. Fanny freute ſich auf die Rolle der Donna Anna. In ihrem Vergnügen rannte ſie im Zimmer umher, ſang einzelne Stellen und machte die leidenſchaftlichen Bewegungen, wie ſie mit Don Juan aus dem Hauſe ſtürzt und wie ſie den ermordeten Vater findet. Und wie freute ſie ſich auf ihr weites, fliegendes Gewand!

Während deſſen hatte Regine den Freund

an das offene Fenster gezogen, unwillig über Fanny's ausgelassene Art. Julius ging in diese Fröhlichkeit ein. Du wirst einen Triumph feiern, Fanny, sagte er, und ich werde ihn mitgenießen in unserer Loge. Ja, ich werde sogar mitspielen!

Wie das? lachte Fanny.

Julius zog sie neben sich auf den Sopha, und sagte, wie er denn in seiner Verliebtheit manchmal kindisch werden konnte: Ich werde starr sein vor Bewunderung, und also den steinernen Gast spielen.

Fanny lachte ihn aus.

Und weißt Du, was mich wieder beleben wird, Fanny? Der Gedanke, daß diese bewunderte Donna Anna für ihren verlorenen Vater, den Gouverneur, einen liebenden Gemahl gewinnt an Julius Herz, der nicht von Stein sein wird, Fanny, ich garantire!

Fanny schlug ihn auf den Mund.

Aber werden werde ich immer nur als ſtaunender Bewunderer, und ſo doch gewiſſermaßen als ſteinerner Gaſt zu Dir kommen.

Auf ein Glas Champagner, nicht wahr? ſcherzte ſie. Nur nicht, wie der todte Gouverneur, bei Licht, das bitte ich mir aus!

Bin ich zudringlich, Fanny? Bin ich unbeſcheiden? rief Julius.

Nein! Dafür ſollſt Du aber auch nicht zum verſteinerten Gaſt werden!

Dieſer lachend ausgeſtoßene, ſo arg bezügliche Muthwille entfuhr der Leichtfertigen ohne Ueberlegung, ſo daß ſie ſelbſt darüber erſchrak, aufſprang und ängſtlich nach Auguſtin blickte.

Der Freund hatte das kecke Wort wirklich gehört; ein wilder Gedanke ging ihm durch den Kopf und nahm ihn ſo ſehr ein, daß Fanny den Lauſcher für zerſtreut anſah und ſich beruhigte.

Folgenden Sonntags wurde die Oper bei

überfülltem Hauſe gegeben. Regina hatte ſich nicht entſchließen können, Fanny zu ſehen; ſie wollte überhoben ſein, ihr irgend etwas über ihr Spiel zu ſagen. Auguſtin ging allein mit Julius in die Herz'ſche Loge und nahm ihn dann als Gaſt mit in das neue, jetzt ſehr beſuchte Hotel zur Eiſenbahn. Der Zudrang der Gäſte im Speiſeſaal, der Lärm, die allgemeine Begeiſterung über Oper und Sänger hatten etwas Aufregendes ſelbſt für Einen, der nicht ſchon von eigener Luſt und Schwärmerei ſprudelte, wie Julius Herz. Er griff in ſolcher Stimmung gleich zum Champagner. Ich will das Glas perlen ſehen, mein Freund, wie mein Herz perlt! flüſterte er dem Doctor in's Ohr. Und dieſer warnte mit den Worten: Möge Dein Herz nicht ſo bald ausſchäumen, wie der Wein!

Ausſchäumen? rief Julius. Oho! Ruhig werden kann es; aber wie dann Fanny nur

einen Schlag thut auf ſeinen Rand, ſo ſchäumt neues Leben auf, Gefühle und Gedanken perlen empor. Donna Anna hoch!

Auf dieſen lauten Ruf erſcholl ein Echo an den nachbarlichen Tiſchen; die Gläſer erklangen, der Jubel ward immer lauter. Bald kam noch eine kleine Geſellſchaft umherziehender Muſiker dazu, und ſpielte auf Verlangen einzelne Sachen aus Don Juan, was die Luſt der Zechenden völlig über das Maß hinaustrieb.

In lebhaftem Geſpräche mit den Tiſchnachbarn nahm Julius nicht wahr, daß Auguſtin wegging. Der Freund wollte auch nur an dem nicht ſehr entfernten Hauſe des Grafen Huneck anfragen, ob der Graf anweſend ſei. Er erfuhr vom Pförtner, Excellenz ſeien nach der Oper allein ausgegangen. Bei ſeiner Rückkehr fand Auguſtin den Freund in heftigem Wortwechſel mit einigen Franzoſen. Sie waren über muſſirenden Rheinwein und muſſirenden Cham-

pagner ſelbſt in's Brauſen gerathen. Die leidenſchaftlichen Worte ſtreiften bereits ganz nahe an Beleidigungen; auch rief ein hetzender Nachbar ſchon dazwiſchen: Es muß mit Piſtolen ausgemacht werden, den echten Mouſſeur erkennt man am Knall der Stöpſel! Doch gelang es Auguſtin noch, die Gährung ſoweit niederzuſchlagen, daß er Julius mit Ehren wegführen konnte.

Auguſtin lenkte den aufgeregten Freund, der auch auf der Straße noch in franzöſiſchen Floskeln ſtritt und ſchäumte, unvermerkt nach der Liebfrauenkirche, und blieb vor dem, Beiden wohlbekannten ſchmalen Hauſe ſtehen. Sieh', ſagte er, Fanny hat noch Licht!

Mon dieu, oui! rief Julius, indem er vergnügt die Hände rieb.

Begreiflich! fuhr Auguſtin fort. Wie könnte ſie auch ſo bald zu Bette gehen in dieſem Aufſchwung aller Gefühle, in dieſer Gedanken-

ſchwebe über ihrem Triumph! Ob ſie wol noch in dem koſtbaren weiten Gewande daſitzt? Wie wol eine ſo reizende Künſtlerin die Brandung in ihrer Bruſt, ja die hohen Wogen ihrer Bruſt ſelbſt, verathmen und bewältigen mag? Ich denke mir ſie noch immer hin- und herſchreitend, ſchwebend. Oder denkſt Du Dir, mein Freund, Deine Holde auf dem Sopha ruhend?

Ha! mon ami! wer darüber Aufſchluß geben könnte!

Aufſchluß, mein Freund? Meinſt Du mit dem Schlüſſel?

Diable! Wie verſtehſt Du das?

Fragſt Du nicht, wer aufſchließen kann? Ich, mein Beſter, ich kann's!

Doctorchen —?

Hier, da! Das iſt der Hausſchlüſſel. Komm, Du ſollſt Aufſchluß haben, ein für alle Mal. Julius muß gelten, ſchon Ende Aprils! Julius mein Freund, der Freundſchaft halben.

Himmel! Wie kömmſt Du nur dazu? Doctor? he?

Doctor! Sag' Leibarzt! Zum Schlüſſel meinſt Du? Doctor Fauſt's Hausſchlüſſel! Was kümmert's Dich jetzt, wie ich dazu komme? Biſt Du ein Deutſcher und fragſt nach dem Woher, wenn das trunkenſte Wohin vor Dir liegt? Biſt Du Componiſt und kannſt den D-Schlüſſel nicht brauchen? „Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenſchule ging". Komm, ich zeige Dir, wie man ihn braucht.

Ich beſchwöre Dich! Was würde Fanny —?

Fanny? Lachen würde ſie, Dich noch einige Minuten zu ſehen. Die ſchönſte Ueberraſchung, als ſteinerner Gaſt!

Eben das hat ſie mir ja verboten! Sie will nicht verſteinert ſein.

Heut', Freundchen, wird Alles vergeben! Einem ſteinreichen Bewerber wird Alles vergeben! Du biſt vom Champagner, ſie iſt vom ſchäumenden Beifall be-

rauſcht. Jetzt iſt ſie eine gnädige Göttin, und kann nicht in ambroſiſchen Schlaf ſinken, ohne wenigſtens einen Sterblichen beglückt zu haben. Komm, Julius, und ſieh' zu, ob Du der Glückliche biſt!

Ein ſolcher Schlich war für Julius ſo neu als lockend. Seine Pulſe ſtürmten, ſeine Gedanken waren von dem haſtig genoſſenen Weine getrübt. Er wußte kaum, wie er auf einmal in die Hausflur gekommen war. Auguſtin ſchlug mit einem Zündhölzchen Licht an der nächſten Wand und ſteckte ein Wachsſtümpfchen an. So ſah nun Julius die ſtille Treppe vor ſich. Nur leiſe! flüſterte Auguſtin, damit der Spaß zur Ueberraſchung werde. Da, nimm den Schlüſſel zu Dir, und gib ihn mit dieſer Börſe der Tante. Sag' nur, von mir!

Julius nahm Beides zerſtreut, unter Herzklopfen. Er hörte Fanny lachen, und das gab ihm Muth. Leiſe eilte er hinauf und öffnete die Stubenthüre.

In diesem Augenblicke vernahm Augustin einen Aufschrei Fanny's und erkannte die einfallende Stimme des Grafen Huneck. Er blies sein Licht aus und eilte mit Angst und Zittern auf die Straße.

Diese Angst und Unruhe hatte den Freund auch am andern Morgen noch nicht verlassen. Er misbilligte sein Benehmen mit schmerzlichem Unwillen. Statt den Freund auf die schonendste Weise über seinen Irrthum aufzuklären, hatte er ihn geblendet. Er hätte ihn fragen sollen, ob er von Fanny's Unwerth überzeugt zu sein verlange. Statt dessen hatte er ihn mit der unvermuthetsten Ueberzeugung überrumpelt und zu Boden geschmettert. Augustin sah das jetzt zu spät ein, es quälte ihn; er verwünschte seine Uebereilung und Ungeschicklichkeit. Ganz trostlos war er über die — er nannte es selbst heimtückische Art, wie er, des Freundes Rausch

und Aufregung benutzend, ihn unter falschen Vorspiegelungen in's Haus gestachelt und getrieben hatte. O Doctor Faust, rief er aus, wie hast Du Dich in den Mephistopheles verwandelt! Augustin überzeugte sich wieder, daß er, in sittlicher Gährung begriffen, ruhig und abgeschlossen seiner eigenen Läuterung leben müsse, ohne in das leidenschaftliche Treiben der Menschen einzugreifen, damit er diesen nicht schade und sich selbst nicht verderbe.

Als er von seinem Krankenbesuche zurückkam, fand er zwei Briefe vor, einen von der Post, den andern aus der Stadt überbracht. Er griff zuerst nach jenem, und die Erinnerung an eine Jugendbekannte, jetzt in Leipzig verheirathet, erheiterte ihn. Sie hatte ein eigenes Anliegen. In den besten Vermögensumständen kinderlos, wollte sie ein armes Kind annehmen, und wünschte eines aus der Gegend ihrer Vaterstadt zu haben. Augustin sollte sich darnach

umthun. Nur gesund und wohlgebildet sollte es sein, von Eltern, denen kein Verbrechen zu Schuld liege. Denn — schrieb sie — ein verwildertes Temperament vererbt sich gewiß, und ich glaube selbst, daß manche Unnatur und Schuld ihre Folgen und Verhängnisse auf die armen Kinder und Enkel fortwälzt.

Der Freund lächelte bei diesem Gedanken; nicht weil er solchen Glauben tadelte, sondern weil er ihn im Stillen theilte. Die liebenswürdige Frau wollte dann das ihr bestimmte Kind bei bevorstehender Badereise in Empfang und mit sich nehmen.

Die Erinnerung an eine freundliche Jugendgespielin, die Betrachtung, wie eine wohlthätige Frau sich so weit hin nach ihrer Vaterstadt in gute Hoffnung setze und ihn auf diese neue Weise zum Geburtshelfer nehme, stimmte den Freund ganz vergnügt. Mit dieser guten Laune öffnete er den andern Brief. Er war von sei-

nem Freunde Julius. Aber gerade dieſe Freundſchaft wurde ihm in den haſtiggeſchriebenen Zeilen aufgekündigt und unter den härteſten Vorwürfen ihm der Beſuch des Herz'ſchen Hauſes unterſagt.

Auguſtin geſtand ſich, daß ihm recht geſchehe. Die Entſchloſſenheit des jungen Mannes gefiel ihm und erleichterte ſein Herz; die bittern Vorwürfe nahm er als verdiente Buße ohne Entrüſtung hin. O, rief er aus, wie gern hätte ich ihm, wenn auch mit zitterndem Arm, noch andere Genugthuung gegeben! Dieſe alte Piſtole wäre kein übles Recept geweſen, meine Dummheit zu heilen. Freilich, Julius iſt ein wenig ängſtlich, „er iſt noch nicht getauft".

Dieſe ſcherzhafte Wendung des jungen Mannes ſelbſt, die dem Freunde plötzlich einfiel, machte ihn laut lachen.

So wunderlichen Umſtimmungen ſind reizbare Menſchen unterworfen!

Dies Lachen, das ſich mehrmal wiederholte, gab zweien Mädchen guten Muth, die vor ſeiner Stubenthüre ängſtlich lauſchten, und nun raſch hereinkamen.

Gott ſei Dank, daß Du ſo gefaßt und munter biſt! rief ſeine Schweſter Helene, ſelbſt viel munterer, als ſie ſich ſeither gezeigt hatte. Wir wiſſen Alles, lieber Bruder.

Sie haben es — ich will ſagen Du haſt es nicht gar zu geſchickt angefangen, lieber Freund, verſetzte Regine. Allein unſer Aller Gewinn iſt ſo groß, daß der Misgriff dabei nicht hoch anzuſchlagen iſt. Mein Bruder wird zur Ueberlegung kommen und ſich zu Dank beruhigen. Wir müſſen ihm jetzt Alles zu gut halten. Hat er nicht Alles verloren? Wie ein Blitzſtrahl uns ſelbſt wegſchleudert und den baaren Schatz vor unſern Augen wegſchmelzt, iſt es ihm mit ſeinen Träumen ergangen, mit ſeinen edeln Abſichten, ſeinem ſchwärmeriſchen Liebesvertrauen

und, ich fürchte, auch mit seinen christlichen Vorsätzen. Wir hätten zarter zu Werk gehen können. Allein ich habe Dich auch zu heftig gedrängt, so daß Du Dich übereilen mußtest.

Augustin erfuhr nun die schnelle Bekanntschaft der Schwester mit der Freundin. Beide duzten sich schon, und Alles war im Thau des Morgens geschehen. Auf des Bruders leidenschaftliche Mittheilung über den gestrigen Abend war nämlich Regine, von den Vorwürfen und Drohungen des Beleidigten geängstigt, zur Schwester Augustin's geeilt, hatte sie im Garten getroffen, sich selbst und den widerwärtigen Vorfall ihr entdeckt, und die Mädchenfreundschaft war rasch geschlossen worden. Daß es so schnell und rückhaltlos geschehen, hatte freilich noch andere Gelenke. Seitdem Regine durch ihren Freund von der Neigung der Schwester für Karl Gilbert wußte, hatte sie sich schon vorgesetzt, Helenen's Bekanntschaft zu machen

und sie bei Karl's jetzt so häufigen Besuchen unvermerkt zwischen ihn und sich selbst einzuschieben. So finden liebende Mädchen, auch wenn sie sonst nicht gerade der Schlauheit leben, doch in dergleichen Lagen immer eine Klappe für zwei Fliegen. Für Helene konnte aber nichts erwünschter sein, als die gefürchtete Nebenbuhlerin so unvermuthet nicht mit Karl'n, sondern mit dem Bruder im Liebesbunde zu finden.

Nun wurde das Weitere verabredet. Helene sollte Reginen ganz unbefangen besuchen, der Freund aber vorerst nicht in's Haus, sondern durch die Hinterthüre in den Garten kommen.

Dergestalt hatte der Kreis der Freunde sich über Nacht anders gezogen: Fanny war ausgeschieden und Helene eingetreten, Augustin hielt sich ein wenig zurück und Julius verreiste auf kurze Zeit.

Es lag dem jungen Manne natürlich Alles

daran, daß der Vorfall bei Fanny und sein Verhältniß mit ihr nicht leutsprächig würde. Abgesehen von seiner gekränkten Eitelkeit war in der That sein Herz zu wund, um nicht vor jeder Berührung des Spottes voraus zu schaudern, seine Leidenschaft für Fanny zu tief gewurzelt, als daß die leidige Vorstellung von ihrem sittlichen Unwerth den plötzlichen Verlust ohne Weiteres hätte ausgleichen können. Dazu kränkte ihn noch die Erinnerung an sein muthloses Benehmen gegen den Grafen Huneck. Er hatte Fanny im leichtesten Nachtkleide an ihres Liebhabers Seite und von seinem Arm umschlungen auf dem Sopha gefunden. Sie hatte aufschreiend entfliehen wollen, der Graf sie aber festgehalten. Mit dem Gesicht an seine Seite gepreßt, hatte sie die zaghaften Worte des ganz verdutzten Julius und die Scheltrede des Grafen stillschweigend ergehen lassen. Wie aber der unglückliche Liebhaber nicht weichen wollte, hatte

der heftige Graf ein volles Glas Champagner nach ihm ausgesprengt. Erst draußen, wo ihm die Tante aus dem Hinterstübchen bebend entgegengekommen war, hatte Julius sich ermannt und ihr den Schlüssel, die Börse und einen sehr anzüglichen Namen hingeworfen. Während nun Julius überlegte, ob er den Grafen fodern müsse, oder ob es nicht klüger sei, mit der Beleidigung auch das sonst unvermeidliche Stadtgeseräch zu begraben, schloß er sich enger und freundlicher der gegen ihn gereizten israelitischen Partei an, um für alle Fälle nicht ohne Freunde zu sein.

In dem Herz'schen Gartenhause entspann sich, nach des kummervollen Julius Abreise, bei Karl Gilbert's Besuchen ein stiller und heiterer Verkehr. Zwischen zwei so liebenswürdigen und ihm angenehmen Freundinnen, befand der junge Arzt sich sehr wohl. Zwei zarte Fäden des

Interesses wickelten sich zweifarbig um ihn allein auf, was jüngere und ältere Männer immer gern haben. Die Eigenthümlichkeit beider Freundinnen, angeregt durch die Anwesenheit des jungen Mannes, trat schärfer hervor, wie es wol bei Mädchen geschieht, wenn sie sich an einander ermuthigen können.

Helene ward gesprächiger und heiterer; ihr frohes Herz gab ihr lauter gefällige und gutmüthige Gedanken ein. Regine dagegen fühlte sich zu lauter Sprüngen und seltsamen Einfällen getrieben. Unvermerkt war der junge Arzt in seinem Innern getheilt, seine Neigung war für Helene, seine Berechnung ging auf Regine. Bald aber machten ihn auch darin die vielen und wunderlichen Projecte irre, die Regine für ihre Zukunft laut werden ließ, nur um den kühlen Liebhaber zu ängstigen, den sie gar wohl durchschaute. Von nun an schien Karl auch mehr Aufmerksamkeit auf die äußere Erschei-

nung beider Mädchen zu richten. Regine behandelte meist zerstreut und unachtsam manche Aeußerlichkeiten des häuslichen Lebens, an denen gerade Helene die liebenswürdigste Kleinmeisterei übte. Eben so sorgfältig kleidete und hielt sich Helene, saß so gemessen und trat mit zierlichen schmalen Füßchen auf. Regine hatte nur in ihren warmen und begeisterten Augenblicken eine höchst edle und getragene Haltung, und ließ sich außerdem, besonders wenn sie scherzhaft wurde, mit dem Oberleib ein wenig hangen, lehnte sich gern wider, und trat dann mit etwas einwärts gekehrtem Fuße auf das Oberleder der Schuhe. Sie ging gern ohne Schnürleib und Karl schien für seinen Geschmack zu vermissen, was er doch als Arzt zu verdammen pflegte. An die Schönheit einer freien weiblichen Gestalt schien sein Auge weniger gewöhnt zu sein, und im Stillen sagte er zu sich selbst: Helene sieht aus, als ob sie an den Traualtar treten wollte,

und Regine, als ob ſie ein Kind zu ſtillen hätte.

Während Karl auf dieſer Schaukel der Liebeswahl ſchwebte, die ihn bald vor- bald rückwärts in die Höhe trug, ließ ihn Fanny rufen. Sie war zu Bett, in Folge einer Alteration, die ſie auf der Bühne gehabt zu haben vorgab. Karl fand ſie eben nicht ſehr angegriffen, und nahm ihr Unwohlſein für eine gewöhnliche Theaterkrankheit eigenſinniger Sängerinnen. Hierin irrte er ſich. Fanny wollte nur Nachrichten aus der Herz'ſchen Familie auskundſchaften. Karl wußte aber nichts zu berichten, als daß Julius abgereiſt ſei. Fanny ſah darin einen entſchiedenen Bruch. Sie hatte gehofft, er werde noch einmal kommen, wenn auch nur um ſeine Vorwürfe zu wiederholen. Sie hatte mit Hülfe der Tante ein Hiſtörchen von einem Misverſtändniß, von einem unſchuldigen Spaß, einer luſtigen Theaterwette zurechtgelegt, mit welchem

sie sich zu beschönigen und den Verwirrten zu ködern dachte. Nun aber schien der gutmüthige Bewerber gar keine Erklärung mehr zu verlangen, und sie überzeugte sich, was sie immer noch bezweifelt hatte, daß Augustin nicht unbesonnen und blos neckend, sondern absichtlich und verrätherisch an ihr gehandelt habe. Ihre Wuth brach Angesichts des jungen Mannes aus. Er soll an mich denken, dieser Doctor Heimbold! rief sie unter Anderm. Er hat vergessen, daß er Dasselbe zu verlieren hat, um was er mich gebracht, daß er an derselben Stelle, mit derselben Waffe verwundbar ist, wo ich es war. Aber — Auge um Auge!

Dieser armselige Mensch, rief die Tante, misbraucht noch seine Zunge gegen uns, auf der schon der Tod sitzt.

Sie, Herr Doctor, als sein Freund, wissen doch, wodurch er sich zu Grund gerichtet hat, fiel Fanny ein; sagen Sie ihm —

Das können Sie ihm noch beſſer ſagen, gute Fanny! verſetzte Karl, empört über dieſe giftigen Weibsperſonen.

Fanny verſtummte vor dieſem bittern Worte. Aber Tante Tinka erklärte:

Wenn meine Nichte den Undankbaren geliebt hat, ſo iſt ſie deſto mehr in ihrem Recht, andere unſchuldige Herzen vor ihm zu warnen. Und ſie wird es thun.

Ich weiß gar nicht, was ihr meint, was euch mein Freund gethan! rief Karl.

Fragen Sie ihn, er kann es Ihnen ſagen! ließ ſich Fanny wieder hören. Und ſagen Sie ihm dabei, daß ich die edle Regine Herz vor ihm warnen werde. Ich werde ihr ſchreiben; denn hingehen kann ich nicht, ſo lange dieſer Heimbold noch hingehen darf. Sie liebt ihn; ich werde ihr die Augen öffnen. O ich habe auch Schlüſſel! Er ſoll ſich's nicht verſehen, woher der Schlag kommen wird, der ihn ver-

nichtet. Wenn ich nicht irre, so ist Ihnen Regine nicht gleichgültig, Herr Doctor. Helfen Sie mir, so helfe ich Ihnen. Es wird eine Stunde kommen, wo Regine sich glücklich preisen dürfte, einen Freund zu finden, wie Sie. Jetzt hängt sie noch diesem Heimbold an, weil sie ihm traut, weil sie sein vergangenes Leben nicht kennt. Aber wissen Sie, welches die reizbarsten und abspringendsten Schwärmerinnen sind? Gerade jene edlen Mädchen, die unter keuscher, reiner Gesinnung eine heiße, ihnen selbst noch unbekannte Sinnlichkeit und Leidenschaft verbergen. Und so ist Regine. Einen Funken werde ich ihr in's Herz schleudern, und alle Neigung für den Undankbaren wird weggezehrt sein. Verlassen Sie sich darauf, und seien Sie mein Freund, liebster Doctor!

Zu diesen und dergleichen heftigen Ausfällen gab Tante Tinka aus ihrem breiten Lehnsessel her das Echo, einen berichtigen-

den, bald einlenkenden, bald verschärfenden Widerhall.

Der junge Mann lachte nur, hin und her wandelnd, manchmal bitter auf. Er war in seiner gewohnten Gemüthsruhe überrumpelt, und fand nicht gleich das rechte Wort. Wie er die Umstände kannte, kam Fanny's Wuth ihm verächtlich vor. Dennoch hatte sie über Regine ein Wort aus tiefer Lebenswahrheit gesprochen. So konnte wohl Regine fühlen. Dabei war ihm die Bestätigung, daß diese seinen Freund liebe, ein Stachel, wenigstens für seine Eitelkeit und Eigenliebe. Zugleich empörte ihn auch wieder die Zumuthung der Zürnenden, ihr zur Rache an Augustin beizustehen, und dafür Reginen als Siegesbeute in Empfang zu nehmen. Aus dieser verschiedenartigen Empfindlichkeit und Uneinigkeit mit sich selbst nahm sich Karl endlich in edlem Zorn zusammen, indem er Hut und Stock ergreifend sagte:

Ich weiß nicht, wodurch es mein Freund so sehr mit Ihnen verdorben hat. Undankbar aber dürfen Sie ihn nicht nennen. Ich weiß, was er seine Leidenschaft zu Ihnen sich hat kosten lassen — außer seiner Zeit und Gesundheit. Andere Ansprüche an ihn finde ich unbillig. Der Beichtvater Ihrer Frau Tante mag Ihnen sagen, welche Art von Liebe ihren Lohn vorausnimmt. So 'was ist des Doctor's Sache nicht. Ich bin überhaupt hier sehr überflüssig. Sie haben mich als Arzt rufen lassen, und ich habe Ihnen als Medicin gedient, als Abführungsmittel Ihrer Galle. Ich gratulire Ihnen zu Ihrer guten Natur, die sich selber hilft! Die wird Ihnen auch in Ihrer Rache beistehen. Adieu, meine Damen!

Der Mai entfaltete seine wundervolle Herrlichkeit. Laue Regen des Nachts, bei Tage Sonnenschein und kühle Luft verbreiteten eine

liebliche Frische über die junggrünen Gefilde. So glänzte der Himmelfahrttag.

Regine saß in der Frühe lesend auf dem Balkon unter gesenktem Zelttuche, und sah die jungen Leute in einzelnen Haufen nach dem Wald hinausziehen, um Maiblumen zu holen. Nach dem Frühstücke mit dem Vater suchte sie dasselbe liebe Plätzchen wieder auf. Wie gern hätte sie einen gläubigen Antheil am heutigen Festtage genommen! Sie gedachte ihrer schönen jüdischen Feste, Ostern und Pfingsten, Tisri, des Lauberhüttenfestes und der Tempelweihe. Allein es fehlte denselben der tausendfache Widerhall in einer mitgläubigen Bevölkerung; ihr süßer Duft fiel meist in den Werkeltag der Christen, ihre heilige Feier ward vom achtungslosen Lärm des Lebens verschlungen. Ach! und so geht es mit unserm Lieben, wie mit unserm Beten! seufzte sie. Was wäre der Frühling, wenn nur da und dort zwischen blätterlosen

Bäumen und saatlosen Feldern ein Strauch, eine Staude blühete! Aber sieh' nur! Ueber und über grünt und blüht es, alle Vögel singen, alle Menschen schmücken sich, und über der dunkeln Synagoge schlagen alle Glocken zusammen.

Wirklich ertönte von der Stadt herüber das feierliche Geläut; die hellen und dumpfen, die schnellen und ernsten Klänge sprudelten durcheinander, wie hundert Frühlingsquellen zu einem reißenden Quell zusammenbrausen. Die früher nach dem Walde Gezogenen eilten jetzt in Kähnen den Strom herab und glitten unter den Bögen der Brücke hin.

Regine ging in den Garten hinab und schloß das Pförtchen auf. Sie erwartete den Freund auf dem Sitze unter einer blühenden Syringenbaumgruppe, einem Traume nachhangend, den sie die Nacht von ihm gehabt hatte. Ihre Seele mochte wol bisher fortwährend mit dem Eindrucke beschäftigt gewesen sein, den die Liebe

und Anhänglichkeit der Menschen für Auguſtin auf ſie gemacht hatte. Ihrem oft gekränkten Herzen that ſo viel Vertrauen und Bewunderung auch als fremdes Eigenthum wohl. Aber dieſe Zeichen hatten dem Freunde gegolten, und ſie ſelbſt hatte mit im Kreiſe der Frohen geſtanden. Dieſe Eindrücke waren nun in einem Traume wieder lebhafter geworden. Sie hatte ſich von Alten und Armen und beſonders von einer Kinderſchar umgeben geſehen, denen ſie Liebes und Gutes erzeigte. In dieſer Seligkeit war ſie nach dem Kirchhofe gewandelt, und plötzlich aus dem aufrauſchenden ſchwarzen Thore der Freund ihr entgegengetreten, blaß ausſehend, wie er eben jetzt leibhaftig durch das Gartenpförtchen hereinkam.

Ein hochrother Schmetterling hatte mitten auf ſeiner Stirne geſeſſen. Hier, hier ſaß er! rief ſie, als der Freund, ſtumm-lächelnd und

nickend, ſich an ihre Seite geſetzt hatte, hier mit ſeinen ausgebreiteten Flügeln ſaß er!

Die vergoldeten Schmetterlinge auf der Spitze der Kreuze und Grabſteine mögen ſich Dir damals ſo tief eingedrückt haben, lächelte Auguſtin. Es iſt das gewöhnliche Sinnbild der Unſterblichkeit.

Unſterblichkeit! rief Regine. Welche ſchöne Loſung Deines Beſuchs und meines Traumes für den Tag, an welchem Ihr die Himmelfahrt des heiligſten Mannes feiert aus dem Stamme Juda, an den wir Juden nicht glauben!

Sieh', da rührſt Du eben an euer welthiſtoriſches Misgeſchick! verſetzte Auguſtin. Als das Kreuz nach dem Abendland auswanderte, um inmitten einer neuen Weltcultur zu glänzen, ward ihm, damit es nicht ohne Schatten ſei, der entwurzelte Stamm Juda nachgeſchleudert. Dabei ward euerm zerſtreuten Volke eine neue Weltgabe zu Theil. Hätte es nämlich früher

mit ſeinen Leidenſchaften ſich gegen ungläubige Nachbarn nie recht behaupten können, ſo gedieh es nun durch ſeinen Verſtand unter allen Verfolgungen der Gläubigen. Der Schatten ſollte eben ſo unvergänglich ſein, als das Kreuz ſelbſt. Ihr habt viel erduldet durch Jahrhunderte. Und doch kann man nicht verkennen, daß dieſem Unrecht ein tiefbedeutſames Volksgefühl zu Grunde liegt, das in Grauſamkeit ausſchlägt, nur weil es zu dunkel iſt, um ſich ſelbſt ſobald recht zu verſtehen. Je eifriger die Chriſten nämlich an ihre blutige Erlöſung glaubten, deſto heftiger verfolgten ſie die Werkzeuge dieſer ewigen Wohlthat, ſelbſt an den ſpäteſten Nachkommen. Finden wir nicht dieſelbe Erſcheinung — ohne allen weitern Vergleich ſei es geſagt! — in der Verachtung, mit der man die Scharfrichter und ihre Familien behandelte, mit denen bekanntlich kein ehrlicher Menſch verkehren mochte, die außerhalb der Gemeinde wohnen

mußten; Alles nur, weil sie den Richterspruch des Rechtes an einem Menschen zu vollziehen hatten, wie einst die Juden einen ewigen Rathschluß der Gottheit an dem Menschensohne. In solchem Haß, möchte man sagen, läßt das menschliche Gefühl seinen Unwillen gegen sich selbst aus, daß zum ewigen Heil, wie zum bürgerlichen Bestehen des Menschen, Blut erforderlich war. Aber diese geheimsinnige Erscheinung bietet auch ihren scherzhaften Vergleich, wie man nämlich bei recht bösartigen Uebeln, an denen die Aerzte verzweifelten, sein letztes Vertrauen auf ein Pflaster oder eine Salbe des Nachrichters setzte, so wenden sich auch heute noch die Mächtigen der Erde in ihren Haus- und Staatsverlegenheiten an das Geld der Juden. Diese haben nun die Satisfaction, das mit zweckmäßigen Judenschutz- und Freiheitsgesetzen nicht bedruckte Papier zu den Obligationen zu verwenden, zu welchen ihnen

die beſten Realitäten der Mächtigen verpfändet ſind.

Auguſtin ſchloß mit einem Lachen die Betrachtung, über der Regine in Nachdenken verſunken war. Sie faßte nach einer Weile heftig des Freundes Hand und flüſterte ihm zu: Heute ſprich es aus, mein Auguſtin, ob ich Katholikin oder Proteſtantin werden ſoll. Zwar — Du biſt ja Katholik und — die gemiſchten Ehen werden nicht gern geſehen.

O meine Regine! rief er. Darin iſt ſchwer zu rathen. Wie ich Dich kenne, Deinen Geiſt, Dein Herz, würdeſt Du als gute Katholikin viel zu viel glauben und mitmachen müſſen; als Proteſtantin des neueſten Styls aber viel zu wenig forſchen dürfen und ſchwärmen können. Gerade der reinſten Religioſität, der gebildeten Frömmigkeit, wird es heute zu ſchwer, ſich zu irgend einer Kirche zu bekennen; da ja dem darin Geborenen nichts übrig bleibt, als

nach und nach wieder herauszuwachsen. Es scheint, der Baum des Christenthums treibt jetzt an den vom Stamme getrennten Aesten seine vereinzelten Zweiglein und Reiser, in denen sich aus den geläutertsten Säften die ursprünglich einfache Blüte der Religiosität und der neue Same der Zukunft bereitet. Weißt Du was, mein Herz? Bestimme Dir erst den Kreis Deiner Wirksamkeit, und darnach wähle Dir eine Glaubensgemeinschaft. Hat sich ja die Kirche selbst gerade so ausgebildet, wie sie weltwirksam sein wollte, so wähle nun auch Du jene Form, die Deine edle Wirksamkeit am besten unterstützen mag.

Augustin kam heute mehr und mehr in seine milde, aber lebensmüde Stimmung. Zum Glück nahm es Regine auch nur für Stimmung, und faßte keine Besorgniß. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen weiblichen Geschöpfen, die an geliebten Angehörigen nur Liebes und Gutes

ſehen, für ſie nur Frohes und Glückliches erwarten. Wie ſie keinen Argwohn in Auguſtin's vergangenes Leben ſetzte, ſo hatte ſie um ſeine Zukunft keine Angſt. Sie lebte ganz in ihm und trug ihn ganz in ſich: ſo konnte ſie an ihm nur den froheſten und geſundeſten Menſchen beſitzen.

In ſolcher weichen Stimmung fielen des Freundes Gedanken gern in ſeine Vergangenheit. Auch wich er abſichtlich in Geſprächen mit Regine ſolchen Erinnerungen nicht aus, vielmehr ward in dieſem für ſein Herz ſo beglückenden Verhältniſſe zweierlei mehr und mehr peinigend für ihn, daß nämlich Regine ſeinem Jugendleben das Beſte zutraute, und daß ſie ſich immer ausgeſprochener dem Gedanken an ihre eheliche Verbindung mit ihm hingab. Heut' kam der Freund auf ſeinen Vater zu reden. Er hatte bisher gegen Regine nichts von Bitterkeit über ihn geäußert, und that es auch

jetzt auf schonende Weise. Er beklagte es, daß des Vaters rücksichtlose Aeußerungen, verwegene Gedanken, frivole Scherze und lüsterne Reden den Knaben frühzeitig verwirrt und irre gemacht hatten. Ja, sagte er, ein so geistvoller Mann konnte so — möchte ich sagen — von Gott verlassen sein, daß er sich freute, den Knaben in Glauben und Genuß keck und leichtfertig zu sehen. Ja, er belobte mein unbändiges Wesen, lachte meiner losen Reden, nickte zu meinen ruchlosen Versuchen. Ach! auf welchen Umwegen, mit welchen Einbußen habe ich mich zurechtfinden müssen! Doch von Geburt aus war schon der schlimme Zwiespalt in mir. Denke Dir auch, beste Regine, meine Mutter, das liebreiche Herz, mit enger, ängstlicher Seele, und den Vater mit ausgebreitetem Geist und wüstem Gemüth! Bringe a moll und gis dur in Zusammenklang; was kann Besseres herauskommen, als die schauderhafteste Dissonanz? Da hast Du mich!

Er ſank vom Sitze mit den Knieen in den Sand und legte ſein Haupt in Reginen's Schooß. Hier laß' mich ausklingen! rief er. Die Liebe iſt ja der Accord, der alle Misklänge auflöſt, und ſelbſt die auseinanderweichenden Elemente des Verweſenden zu neuer, jugendlicher Schöpfung bindet.

Eine lange Stille entſtand. Regine weinte ſanft. Der Wind regte ſich lebhafter und ſchüttelte den Duft der Syringen herab. Auguſtin erhob ſich gefaßter. Vergib, Herz Regine, daß ich Dich ſo betrübe! ſagte er. Ich bin heute ſo körperlich matt; es iſt wahrſcheinlich Gewitter in der Luft, dann werd' ich immer ſimpel. Wüßteſt Du, wie krank ich bin! Du bemerkſt blos meine ſo raſch wechſelnde Stimmung; allein, das liegt eben darin, daß ich von zwei verſchiedenen Atmoſphären bewegt werde, im Uebergang aus einer in die andere Exiſtenz. Sieh', ich umfaſſe Dich, ich halte alle Schönheit,

allen Reiz der Liebe im Arm; doch nur in meiner Phantaſie gaukeln die Freuden der Liebe; meine Gefühle und Gedanken ſchwärmen in's Ueberſinnliche. So habe ich hier ausgelebt; die Wurzeln des ſinnlichen, für die Welt fruchtbaren Daſeins trocknen mitten im üppigſten Boden der Liebe ein. Ach! indem ich Dich ſo an meiner Bruſt halte, kann ich wol ſagen, daß ich mit blühendem Fleiſch und Blut Himmelfahrt feiere.

Er lachte nicht ohne eine leiſe Bitterkeit im Tone.

Regine fühlte nicht heraus, was ihr der Freund mit dieſen Worten andeuten wollte. Sie ſuchte ihn zu erheitern, ihn aus ſeiner himmelblauen Höhe herabzulocken, wie ſie ſcherzte. Sieh', Liebſter, ſagte ſie, um Blau und Grün ſind wir auseinander. Denn mich lockt dies lebensfriſche Grün der Raſen, der Stauden und Bäume. Ach, könnte ich einmal in dieſe

Stämme hineinfahren! O wie wollte ich meine Fliederbüschel schütteln, Dich mit Wohlgerüchen zu überschütten! Wie wollte ich meine Aepfel treiben, wenn die Bübchen und Mädchen emporreichend um mich hüpften!

Sie stand bei diesen Worten mit leuchtenden Blicken nach den umherblühenden Zweigen, wobei sie die kleinen weißen Hände fest auf ihrer Brust spreitete.

O meine Regine!, lächelte der Freund. Wir haben zu seltsame Gelüste, als daß wir hoffen dürften, ein recht frohes Paar zu werden. Um Grün und Blau sind wir auseinander, sagst Du? Ja wohl! Frisches Grün für Dich, helles Blau für mich in der Bedeutung des französischen Ausdrucks: verd gai und bleu mourant. O möchtest Du lange Grün und Glück um Dich haben! Allein — bereite Dich darauf, was uns das Leben jede Stunde lehrt: Das Reine und Edle verkömmt oder vereinsamt,

nur das Alltägliche findet sich zum Gewöhnlichen und schließt die irdisch-festen und fruchtbaren Bündnisse. Für Dich und mich bleibt, daß wir uns und die Welt verstehen, uns nicht in der Welt, sondern die Welt in uns lieben. Und das, meine einzige, herrliche Freundin, ist eine Verlöbniß für die Ewigkeit.

Augustin theilte Reginen das Anliegen seiner leipziger Freundin mit. Sie bezeichnete ihm eine arme Witwe im nahen Dorfe mit ihren fünf Kindern. Die Frau hat sich uns zum Taglohn im Garten angeboten, sagte Regine, eine muntere, muthige Frau, noch recht hübsch, und die Kinder sind das Bild der Gesundheit, alle der hübschen Mutter ähnlich. Wie froh könnte die Frau sein, eins oder das andere dieser ihr so sorgenbaren Geschöpfe gut versorgt zu wissen!

Da sich nun auf Erkundigung auch kein eigentliches Unheil in der armen Familie finden

ließ, so ging folgenden Sonntags gegen Abend Auguſtin mit Regine nach dem Dorfe. Sie fanden die Hütte am Ende des Orts auf einem etwas abſchüſſigen Grasrain erbaut. Hier unter den Obſtbäumen ſpielten die Kinder. Die Mutter, die zum Sonntagsſchmaus einen ſchwarzen Pfannkuchen bereitete, ſtand an den Thürpfoſten der kleinen Küche gelehnt, und ſchwang unter poſſierlichen Geberden den langſtieligen hölzernen Löffel nach dem Kleinſten, der im Graſe ſaß, und hellauf der Mutter und ihrem wackelnden Kopfe zulachte. Sie trug nun den Beſuchenden ſchnell ein paar hölzerne Stühle aus der Stube heraus auf den Grasplatz, und Auguſtin verſammelte mit einigen Stücken mitgebrachten Kuchens die kleine Schar ſehr ſchnell um ſich her.

Das älteſte Kind war ein Mädchen von etwa ſechs Jahren, und ſo ſtiegen die übrigen abwärts bis zum dreivierteljährigen Jüngſten. Wie ſie nun alle munter einbiſſen und ſelbſt der

Kleinſte an einem Schnittchen nagte, rief Auguſtin der Mutter zu, daß ſie doch ſehr viel Sorge mit ſo fünf Mäulern und zehn Beinen haben müſſe.

Gewiß, Herr, antwortete die Frau. Wenigſtens hat's ſeine Noth für eine Mutter, die auf Taglohn ausgehen muß. Mitnehmen kann man die Bälge nicht, und bei Fremden ſind ſie oft ſo wenig gut aufgehoben, als gern geſehen. Ich ſuche mir deshalb gern Arbeit in der Nähe.

Wenn ſie wenigſtens erſt älter und größer wären! meinte Auguſtin. Die Frau aber ſchüttelte den Kopf und ſagte:

Ach, Herr, mit den Kindern wachſen auch die Sorgen; nicht die Mühen der Mutter, nur ihre Kräfte nehmen ab. Auch nimmt ſich der Erwachſenen unſer Herrgott weniger an, als der Kleinen. Es geht ihm, wie den Großvätern, die auch die kleinſten Enkel gewöhnlich am liebſten hätſcheln. Sie werden's ja wol

auch bemerkt haben, daß die Unmündigen bei weitem weniger Unglück, als die Großen nehmen. Das macht, jene haben noch ihre Schutzengel; die erwachsenen Schlingel und Dirnen verderben's aber gar zu leicht mit den guten und reinen Geistern, und da lassen die sie im Stich.

Augustin freute sich an dem lebhaften und entschlossenen Wesen der Frau. Man merkte ihr an, sie hatte den religiösen und Schulunterricht eifrig gefaßt, hielt diese Begriffe fest, mischte und verwebte sie aber mit ihren Lebenserfahrungen und Beobachtungen, so daß sie bei viel natürlichem Verstande ganz eigenthümliche Gedanken und Meinungen zu Stande brachte. Nach und nach rückte der Freund mit seinem Anliegen hervor. Wenn auch die Erleichterung um eines von fünf Kindern nicht sehr groß sei, meinte er, so habe das Glück, das ein solches Kind für sich und einst für seine Geschwister

mache, deſto mehr auf ſich. Es bahne den übrigen einen Weg durch's Leben, da die Pflegeeltern reiche und menſchenfreundliche Leute ſeien, bei denen das Kind eine gute und gottesfürchtige Erziehung erhalte.

Die Frau war bei Auguſtin's Vorſchlag überraſcht; doch, wie es ſchien, nicht unangenehm. Sie nickte ihm bei ſeiner Auseinanderſetzung lebhaft zu, und fiel endlich mit den Worten ein: O ich kenne das, Herr Doctor. Ich habe vor meiner Verheirathung drüben in der Stadt bei Frau Hoppe-Hornung als Hausmädchen gedient. Die war ſolch' ein angenommenes Kind geweſen, hatte aus ihrer Pflegemutter Haus die reiche Heirath gethan, beſuchte manchmal ihre armen Eltern mit Extra-Poſt und nahm die ſchönſten Geſchenke mit dahin. Ach, was war das für ein Engel von 'ner Frau! Man gibt ſeine Kinder gewiß nicht gerne her; wenn ſie aber ſo glücklich werden —!

Es käme also nur darauf an, liebes Mütterchen, sagte Augustin, welches von Euern Kindern wir für meine Freundin bestimmten. Und da er die Frau ein wenig erblassen sah, setzte er hinzu: Es bliebe dann noch bei Euch, bis meine gute Leipzigerin ankäme, da Ihr Euch dann selbst überzeugen würdet, was es für eine herzliche Frau ist. Ich sollte meinen, Euer ältestes ist ein hübsches Mädchen, das prächtig in die langen Kleider wachsen würde. Wie?

Die Gretel, Herr Doctor? versetzte die Frau kleinlaut. Die kann ich doch am wenigsten entbehren. Die muß das Haus hüten, wenn ich auswärts arbeite. Auch kann sie mir schon in manchen Stücken beistehen, die Gretel.

Ein Bube ist vielleicht auch Ihrer Freundin lieber! meinte Regine.

Das ist wahr! Also der da, der Andres. Komm' 'mal her. Andreschen, gib mir 'ne

Patschhand. Willst Du mit mir gehen, und alle Tage Kuchen essen?

Der Bube lachte verlegen nach seiner Mutter hin, die sehr unruhig an ihrer Schürze zog und zerrte.

Nein, Herr Doctor, den Andres muß ich doch behalten! sagte die Bäuerin. Der holt's Wasser am Brunnen, drunten vor dem Backhaus. Er macht's auch ganz geschickt; nicht wahr, Andres? Wasser, wissen Sie ja, Herr Doctor, kann man keine Stunde entbehren. Und der Andres holt's.

Lächelnd versetzte der Freund: Je nun! der dritte ist ja auch ein Bub'. Konrädchen heißt er?

Ja, Konrädchen! antwortete die Frau mit steigender Angst. Und hilft dem Andres Wasser holen. Die Buben sind noch zu gering; es muß einer dem andern beistehen, lieber Herr Doctor.

Alſo auch der iſt nicht zu entbehren? ſagte mit zurückgehaltenem Lachen der Freund.

Nein, 's Konrädchen nicht. Das gehorcht mir auch am beſten und hat mir von jeher am wenigſten Schererei gemacht. Gelt, Konrädchen?

Je nun, mein Freund, lächelte Regine, dann müſſen wir uns doch zu einem Mädchen bequemen. Wie heißt die vierte da?

Prunellchen, rufen wir ſie. Ihre Pathe hieß Margrethe. Der Herr Pfarrer aber meinte, weil wir ſchon 'ne Gretel hätten, ſo wollte er ſie nach der Tagesheiligen taufen. So iſt ſie zu dem Namen Petronella gekommen, der für uns geringe Leute ein wenig ſtolz klingt. Sie hat da meinen kleiner Dicken zu hüten. Der rutſcht noch. Und darin kann ich mich auch ganz auf ſie verlaſſen. Sie ſpielt mit ihm Rupf' 'n Näschen, ſie führt ihn unter den Aermchen, ſie ſchleppt ihn hin und her, und hält' ein Aug' auf ihn. Ich wäre ſehr geſchlagen mit dem

Kleinſten, wenn ich mich nicht ſo ſehr auf mein Prunellchen verlaſſen könnte.

Um's Prunellchen dürfen wir alſo gar nicht freien, liebe Frau? lachte der Freund.

Es geht nicht, Herr Doctor, von wegen des Kleinſten geht's nicht.

Auguſtin und Regine lachten einander an; indeß die Frau ſich mit der Schürze den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchte.

So müſſen wir Euch denn die kleinſte Laſt abnehmen! fuhr Auguſtin fort. Meine Freundin rechnet zwar gewiß auf ein größeres Kind; allein ſo jung eignet ſie es ſich deſto eher an, gewinnt es lieber durch die Laſt, die ſie mit ihm hat. Nicht wahr?

Meinen Dicken? Ach! allerbeſter Herr Doctor, nein! den Dicken nicht!

Aber das Kind kann Euch ja doch noch gar nichts, als Sorge machen, liebe Frau!

Aber — es iſt doch mein Dicker, Herr

Doctor! Nein, nein, meinen Dicken muß ich behalten! Meinen Dicken geb' ich nicht her!

Sie sprang nach dem Kinde, nahm es küssend und herzend auf, und lief in's Haus, als ob sie es in Sicherheit bringen müßte.

Hinter ihr brach Auguſtin in ſchütterndes Lachen aus. Er ließ ſich vom Stuhl in's Gras ſinken, und lachte ſo aus kindlichem, herzlichem Wohlgefallen, daß Regine hingeriſſen ward, ſich zu ihm in's Gras zu ſetzen und mit zu lachen.

Endlich kam der Freund zu ſich, ſtand auf und rief die Frau heraus. Er ſchenkte ihr ein Goldſtück und herzte die Kinder. Behaltet Euer Glück beiſammen, gutes Mütterchen! rief er, und der Himmel laſſe ſie Euch alle groß und glücklich werden!

Auf dem Heimwege konnte der Freund nicht ſatt werden, die Angſtausflüchte der Mutter zu wiederholen. Er freute ſich daran zum Kind, und rief endlich aus: Da ſchleppen wir uns

nun mit fünf Körben, Regine, die wir auf unserer Kinderwerbung abgekriegt haben, alle voll blühender Mutterliebe, kein einzig Stiefmütterchen darunter! Aber was fangen wir nun für unsere gute Leipzigerin an?

Ich habe schon ein Project, lieber Kindskopf! antwortete sie. Eine Speculation. Du sollst sehen, daß ich die wohlgerathene Tochter eines jüdischen Handelsmannes bin. Waisenkinder muß man aufsuchen, mein herzlicher Freund. Die kriegt man ohne Mutterweh. Ich werde mir drei Buben und drei Mädchen anschaffen, und Deine leipziger Freundin soll dann die Auswahl haben. Wenn der Artikel sogar aus Leipzig begehrt wird, so ist gewiß ein gut Geschäft zu machen. Was riskirt man auch? Der Artikel verbessert sich ja mit jedem Tag, wenn er nicht abgeht. Das Capital wächst. Finde ich gar keine Abnehmer, so sind die Kinder mein. Ich lasse sie erziehen; was sind ein

paar hundert Thaler des Jahrs? Könnten andere Jüdinnen ihren Schmuck so wohlfeil stellen, mit dem sie sich dick behängen, als wären sie Juweliergestelle auf der Messe? Ich behänge mich mit Kindern. Ein Gretel ist mein Collier, Konrädchen sind meine Ringe, ein Prunellchen nehm' ich zum Armband, und den Dicken steck' ich mir als Broche an die Brust. Siehst Du, Augustin, wenn ich heirathe, nehme ich doch keinen andern Mann, als der just so denkt und fühlt, wie der Doctor Heimbold, wenn Du ihn kennst. Der nimmt die Kinder dazu, und bildet sich ein, er habe eine verwitwete Jungfrau geheirathet. Den Spaß muß ich erleben, daß es heißt: Regine Herz ist eben getraut worden, sie hat ihrem Manne ein halb Dutzend Kinder zugebracht!

Dies waren nun Scherze ganz in Augustin's Geschmack, an denen er sich auf's Innigste ergötzen konnte.

So kamen sie am Herz'schen Garten an. Die Sonne ging eben unter; eine Nachtigall schlug im Gebüsch. Beide hörten ihr ein Weilchen zu, indem sie wahrnahmen, daß der sonnig helle Tag hinter ein dickes, trübes Gewölk versank. Sie konnten sich immer nicht trennen, und schieden endlich mit unbeschreiblichen Gefühlen für einander.

Fromme Gemüther, wenn ihnen eine recht lustige Stunde zu Theil geworden ist, pflegen vor einem tückischen Begegniß zu bangen, das gern hinter ausgelassener Freude lauern soll. Hatte sich etwas von derlei Ahnung in das zögernde Abschiedsleid unseres liebenden Paares gemischt, so wurden sie dessen wenigstens nicht inne.

Regine fand auf ihrem Nähetisch einen Brief. Die kritzliche Schrift der Adresse sah aus, wie manche, die uns gleich bekannt scheint, wenn

sie am Ende auch jemand ganz Unbekanntem angehört. Diese Zeilen waren wenigstens nicht unterzeichnet und lauteten:

„Verzeihung, mein geschätztes Fräulein Herz, daß eine Namenlose sich in Ihre Herzensangelegenheiten mischt. Aber dem Sie Ihr Vertrauen und Wohlwollen zugewendet, ist dessen zu unwürdig und Sie sind mir zu schätzenswerth, um Sie nicht mindestens zu warnen, selbst wenn ich keinen Dank dabei verdiene. Mit seinen vergangenen Ausschweifungen hintergeht zwar Doctor Heimbold keinen Menschen, denn in seinem siechen Körper trägt er die Partitur derselben vor aller Welt offen, und auch das Finale davon ist schon für Jeden aufgelegt, der vom Blatte lesen kann. Vielleicht wissen Sie aber nicht, welchen Umgang derselbe noch neben Ihnen pflegt, zu der reinen Melodie Ihrer Liebe die niederträchtigste Begleitung. So mögen Sie sich

nur nach der hübschen Gärtnerin Therese Fröhlich erkundigen, wohnhaft im Gartenfeld der Vorstadt, erstes Häuschen links. Dort werden Sie einen kleinen Buben antreffen, dessen Züge Ihnen den Vater verrathen werden, obgleich das Mütterchen des Papa's auch gar kein Hehl hat. Im Gegentheil! Einen Vorwand des Besuchs finden Sie ja leicht zu einer Person, die Blumenkohl, Spargel und Artischoken verkauft, auch mit Simmereien und Blumen handelt. Sie verstehen mich wol, wenn ich selbst durch die Blume spreche. Wäre Ihnen aber das Alles vielleicht nichts Neues, und hätten es generöser Weise wol gar schon verziehen, so bitte ich um Verzeihung, und meines Namens bedarf es dann nicht; andern Falls wäre bei der unmittelbaren Ueberzeugung, die Sie so nah' haben, ebenfalls meines Namens Bürgschaft überflüssig, bis ich Gelegenheit habe, Ihnen

persönlich zu sagen, daß Sie an mir be-
sitzen

Ihre
aufrichtigste Verehrerin.

Regine mußte sich niedersetzen; es wurde ihr trüb vor den Augen. Gedankenlos faltete sie das Papier, und steckte es in den Busen. Sie wußte nicht, daß es eine Natter war, die an der warmen Stätte sich mit hundert giftigen Bissen ansaugen würde. Ihre Jungfer kam, sie zu Tische zu rufen. Regine nahm sich zusammen und fragte, woher der Brief gekommen sei. Ein Austaufmädchen habe ihn gebracht, antwortete Mariechen, und setzte hinzu: Es war auch eine Vorstädterin da, und fragte nach Herrn Doctor Heimbold. Er möchte doch eiligst zu Therese Fröhlich kommen, der Kleine sei heftig erkrankt.

Therese Fröhlich! rief Regine heftig aus,

und setzte nach einem Weilchen träumerisch hinzu: So? der Kleine!

Diese Therese Fröhlich war zu selbiger Zeit von anderer Hand getroffen. Ihr Kleiner hatte sich den Tag über wunderlich und unlustig an sie gehangt, und war Nachmittags nicht mehr zum Stehen und Gehen zu bringen. Er klagte über Halsweh. Die ängstliche Mutter schickte nach Heimbold, der erst bei seiner Heimkehr von Regine auf der Straße gefunden wurde. Er erkannte Scharlachfieber im Anzug, verschwieg es aber der besorgten Mutter, bis der ausbrechende Scharlach sich selbst verrieth. Das Uebel fing sehr heftig an.

Augustin verließ das Haus nicht mehr; er richtete sich im Mansardstübchen ein, und besuchte von hier aus die wenigen Kranken, die er jetzt hatte. Das Kind litt sehr; der Hals war heftig entzündet, der Kopf auf bedenkliche Weise mit ergriffen. Die stete Anwesenheit des

Arztes gereichte Thereſen zum Troſt, wenn auch nicht zur Beruhigung; denn gerade daraus erkannte ſie die Gefahr, in der ihr Kind und ihr Alles ſchwebte.

Es gab keine ängſtlichere Mutter, als Thereſe. Alle Faſſung und Entſchloſſenheit, ihr im Leben ſo eigen, verließen ſie am Krankenbette des Lieblings, für den allein ſie lebte und ſchaffte, ſo daß Auguſtin nicht blos mit dem bedrohlichſten Kinderleiden, ſondern auch mit der hinderlichſten Mutterliebe zu kämpfen hatte. Ja, er mußte manchmal, wenn Thereſe auf Anfragen ihrer Taglöhner oder Kunden ſich nicht ſammeln und Beſcheid geben konnte, mit Anordnungen in ihr Gartengeſchäft eingreifen. Wie ſehr war ſolche Anſtrengung, bei mangelhafter Nachtruhe, gemacht, den ſchwachen Mann zu erſchöpfen! Und er blieb ja ſelber nicht ohne die angſtvollſte Theilnahme für das ihm an's Herz gewachſene Kind und für die Mutter, die

er nicht weniger, sondern nur wehmüthiger, als seine Schwester liebte. Sie war seine Knabenliebe gewesen. So litt er als Mensch, während er als Arzt stritt.

Bei allem Dem war Augustin nie gleichmüthiger gewesen, als jetzt. Er saß heiter im Lehnstuhl, wandelte lächelnd im Zimmer hin und her, das mit seiner dumpfen Luft verschlossen bleiben mußte. Er winkte und wehrte stillschweigend; das Sprechen griff ihn selbst an. Wollte er Theresen beruhigt sehen, so zog er sie neben sich auf einen Stuhl und behielt ihre Hand fest in seiner. Dann war ihre Unruhe wie gebannt; eine geistige Gewalt beherrschte ihre Seele. Sie sah ihm mit Andacht in's Angesicht und seine Augen blitzten ihr zu. In solchen Augenblicken der Fassung und Ruhe beklagte sie wol des Freundes Anstrengung, und hieß ihn hierauf zu Bette gehen. Sei nur ruhig, Therese! lächelte er dann matt. Ich

werde schon ausruhen. Sobald das Kind außer Gefahr ist, werde ich mich tief schlafen legen und nicht wecken lassen.

Manchmal saß der Freund in tiefes, unruhiges Nachdenken versunken. Wunderlich genug war ihm gerade in diesen Tagen zum ersten Mal jenes bittere Wort des alten Baruch Herz wieder eingefallen: „Meine Regine hat die beste Lust, eine barmherzige Schwester zu werden, auch in der Liebe.“ Dieser lang vergessene Gedanke schien den Freund jetzt sehr zu beschäftigen; seine reizbaren Züge verriethen rasch wechselnde Empfindungen des Schmerzes und des Stolzes.

Von all' diesen Vorgängen und Leiden hatte Regine Herz keine Ahnung. Sie hätte kaum auch Raum für dieselben neben ihrem eignen Kummer gefunden. Eine Seele, die vom Glauben an das Edle so hoch getragen werden kann, begreift vielleicht das Gemeine nicht, auf das

ſie ſo hart niedergefallen iſt; aber es zu bezweifeln liegt ihr noch weniger nah. Regine wenigſtens faßte erſt ſpäter ein Bedenken über die Abſicht und den Inhalt des Briefes, und fand in dieſem Zweifel einen Troſt, eine Erhebung. Wie gern hätte ſie einer bloßen Betheuerung geglaubt, Alles ſei unwahr und bös gemeint. Allein der Freund blieb von Tag zu Tag aus, und mit ihm dieſe Betheuerung. Thereſen Fröhlich aufzuſuchen, widerſprach ihrem Gefühl. Sie las den Brief wiederholt, bis es ihr ſchien, ſie müſſe doch wol um Auguſtin's willen hingehen, ihn gerechtfertigt zu finden. Sie wartete die Dämmerung ab, und dann noch wich ſie den Begegnenden aus, als ob man ſie auf dieſem verſtohlenen Gang anſähe.

Sie betrat den Garten hinter einigen Taglöhnerinnen, die ihn eben verließen. Auf das Haus geradezu gehen, konnte ſie nicht, ſie bückte ſich über die Blumenbeete, beſah Dies und Jenes,

in der Erwartung, von der Gärtnerin bemerkt und angesprochen zu werden. So kam sie bis an die Rabatte, die, mit Federnelken eingefaßt, um das Haus lief. Hier wagte sie es, durch die Weinranken am Fenster in die Stube zu blicken, in welcher die Magd eben eine Nachtlampe hinter den Ofen setzte. Bei diesem Schimmer sah sie Augustin und die nachlässig gekleidete Therese Hand in Hand neben einander sitzen, und schlummernd nicken. Plötzlich schrie das Kind ängstlich und richtete sich im Bettchen auf. Die Lampe ward näher gebracht; aber beim Anblicke des kranken Gesichtchens verließ Regine schnell das Fenster, bog um das Haus und wollte eben rasch am offenen Küchenfenster vorüber, als ihr der Strahl des Herdfeuers in's Gesicht fiel. Sie bückte sich, um nicht etwa von der Küche aus gesehen zu werden: da schob sich der mitgebrachte Brief aus dem

leckern Halstuche und fiel, ihr unbemerkt, auf das Gartenbeet.

Dieser Brief, den die Magd beim Schließen der Fensterläden fand, trug wie ein Weberschiffchen den Faden des Leidens von jener zu dieser Seite. Augustin erkannte Fanny's Handschrift, und die Schreiberin hatte ihre Absicht, dem alten Liebhaber weh zu thun, so vollständig erreicht, daß er nicht blos die Wunde weg hatte, sondern auch wußte, von welcher Hand er getroffen war. Er kränkte sich um Regine und um Therese. Dieser theilte er den Inhalt nicht eher mit, bis das Kind nach erleichtertem Halse und Kopf ruhige Nächte fand. Da war die Mutter gesammelter und der Freund gefaßter in seinem Entschluß. Ich werde diese Verwirrung nicht lösen, sagte er, nicht mit Worten, nicht mit Erklärungen lösen. Wo ich auch in letzter Zeit in's Leben Anderer eingegriffen habe, ging es immer mit Verletzung und Zerstörung aus.

Nur als Arzt hatte ich eine glückliche Hand, und so mag denn mein letztes Recept mit allem und allem Leid auch diese Wirrniß heben. Ich habe in diesen Tagen viel und mit reiner Seele über mich und meine Zukunft nachgedacht. Es ist wahr, die liebevollsten und glücklichsten Stunden habe ich mit Regine Herz gehabt; dennoch war es ein Irrthum, daß ich dem ersten dunkeln Zuge zu ihr folgte. Ich hätte mich fragen sollen: Was bringst Du ihr mit, Mensch, der sein Leben ausgegeben hat? Wozu wollte ich denn nur Liebe wecken in der Brust eines lebensvollen Weibes? Ich dachte mir eine Flamme zu finden, die mich vollends läutere und als Sühnopfer wegzehre. Aber welches Mädchen wird ihr Herz hergeben, blos zum Altarfeuer für einen Sünder? Regine gewiß noch am ehesten; aber kann ich es fodern? Und wie sollte es ihr von selbst einfallen, da ihr dann nur die Wahl bliebe, mich nicht zu begreifen

oder nicht zu schätzen! Ach! ihr Sinnen geht ja nur, wie jedes lebensfrohen Weibes, auf ein Herdfeuer, von lockigen Kindern umsprungen. Du verstehst mich, Therese! Der Gegenstand ist heilig; ich darf ihn nicht platt anfassen. Nach einem Blitzstrahle des Himmels hätte ich mich umsehen sollen, nicht nach einem Funken der Liebe, wie er — jedem Wesen eingesprengt, nur herausgeschlagen wird, um Leben zu schaffen und die Schöpfung des Ewigen fortzusetzen, nicht aber der Zerstörung zu dienen und die Auflösung zu bähen. Nun ja! Wie Liebesfunken in die lebendigen Wesen — so sind auch Blitzstrahlen in die leblosen Stoffe gelegt; — ich werde schon einen finden! Ach, Regine! Mein letzter Wunsch wird für Dein Glück sein! Gern wäre ich mit muthigem Wort und warmer Hand von ihr geschieden; nun dieser Brief dazwischen gefallen ist, mag es anders sein, und die mir an der Ferse nachgehinkte Schuld, über meine

Achsel hervorreichend, uns schmerzlich auseinanderreißen. Ich will es als eine Buße hinnehmen, und scheide um so entschlossener.

Thereſe fühlte im Allgemeinen, was der geliebte Freund ſagen wollte. Da er aber Alles, was ſie zu ſeiner Widerlegung und Aufrichtung vorbrachte, nur mit lächelndem Kopfnicken unerwiedert ließ, ſchwieg ſie endlich auch, und nahm ſich vor, ohne ihm ein Wörtchen zu ſagen, das Misverſtändniß bei Regine Herz auszugleichen. Das wollte ſie auch gleich ausführen, ehe er das Haus verließe, um alsdann mit deſto freierem Gemüth nur ihres Kindes zu warten.

Thereſe hatte einen letzten dringenden Ausgang vorgeſchützt, und eilte dem Herz'ſchen Gartenhauſe zu. Die Einfahrt ſtand offen, und hinter dem Haus ein Reiſewagen. Julius war eben zurückgekommen, und Regine ließ die Kaſten und Taſchen ausleeren. Julius rannte

dabei ab und zu. Er that sehr geschäftig und sprach sehr laut. Therese versah sich des Augenblicks, wo er wieder in's Haus gestürmt war, um an Regine heranzutreten. Sie erkannte von jenem Blicke durch das Fenster Theresen wieder und erblaßte.

Ein Wort abseits! flüsterte die von Eifer und Eile Athemlose. Ein dringendes Wort an Regine Herz!

Regine folgte ihr nach dem nächsten buschigen Gang in den Garten.

Sie haben einen Brief der Sängerin Fanny erhalten, flüsterte Therese mit einiger Hast. Ja, er ist von ihr! Ich bin jene Therese Fröhlich, mit der Herr Doctor Heimbold verleumdet wird. Mir ist kein Unrecht geschehen; ich habe leider! ein Kind, und Gott Lob ist es mir glücklich erhalten worden. Allein, es ist nicht Augustin's Sohn, es ist — sein Brüderchen. Mein Vater war nämlich Gärtner bei Augustin's Vater, ich

war ein wild aufgeschossenes Mädchen, holte dem alten Herrn das Waschwasser' —. Seitdem sind über sechs Jahre vergangen —

Therese brachte dies stockend mit feucht niederblickenden Augen und gefalteten Händen vor. Dann sagte sie mit weicher Stimme: Nicht wahr, Sie wissen's nun?

Verlegen und zerstreut fragte Regine:

Wie kömmt's aber, daß Sie mir das sagen?

Ei, wir haben den Brief gefunden, unter dem Küchenfenster. Und er muß von Ihnen hingekommen sein; Augustin kennt den Geruch Ihrer Kleider. Er grämt sich um Sie, will aber nicht kommen und sich nicht rechtfertigen auf Kosten seines Vaters. Er will lieber das Unrecht tragen, das ihm geschehen. Ach er hat die traurigsten Gedanken in seinem wunden Herzen! Da habe ich mich entschlossen, herzulaufen und die Sache zu verrathen. Ich bin ja auch eigentlich Schuld. Und er hat mir das

Kind gerettet. Ach mein Kind! Ich muß fort! Sie wiſſen ja nun Alles. Handeln Sie nun! Ach! und geniren Sie ſich ja nicht, etwas recht Liebes für Auguſtin zu thun! Recht viel Liebes! Gleich morgen!

Sie huſchte fort. Regine blieb noch lange in Gedanken lächelnd ſtehen.

In dem ſtillſeligen Gefühl, das Beſte gethan zu haben, reichte Thereſe dem ſcheidenden Arzt ihre Hand. Er faßte noch ihre andere dazu, und ſagte:

Leb' wohl, Thereſe! Dein Kind iſt glücklich durch; danke dem Himmel dafür. Nach dieſer böſen Entwickelungskrankheit wird's nun gewiß recht wacker gedeihen. Wie ich über ſeine Zukunft denke, weißt Du; wir haben genug d'rüber geſprochen. Thu' und laß', wie ich Dir geſagt! Ich entſchlage mich nun aller Sorgen. Ihr werdet mich Jahre lang nicht nöthig haben. Für's Erſte weißt Du aber, wie ſehr das Kind

noch eine Weile, ſelbſt vor der bloßen Luft, zu hüten iſt. Das geringſte Verſehen kann ihm den Tod oder lebenslange Leiden zuziehen. Vergiß es nicht! Was Du auch morgen hören könnteſt, welcher Lärm draußen vorgehen möchte; verlaß' Dein Kind nicht! Weiche nicht vom Bettchen. So lebe wohl!

Er drückte ſie zärtlich an ſich, und blickte lange in ihr wehmüthiges Geſichtchen nieder. Ihre Thränen brachen aus, und ſie lachte dazwiſchen vor Freude. Auguſtin! rief ſie, und ſtreckte ſich an ſeinen Schultern empor. Dank Dir, Engels-Doctor! Dank, Du Kinderengel! Und tauſendmal Dank! Ich bin ſo arm, und Dir ſo viel ſchuldig! Heiß' mich doch etwas für Dich thun! In's Waſſer für Dich ſpringen! Ich reiche Dir mein Kind, und ſpringe. Ach! was haben wir nicht miteinander gelebt; dieſe ſchöne, ewige Woche! Schlafloſe Sorgen, Jammer-ängſte und dazwiſchen das ſelige Plaudern mit

Dir. Wie reich iſt doch das Leben! Und die herrlichſten Freuden blühen mit ſtachligen Blättern. Das weiß ich, das kenne ich als Gärtnerin! Ach und welches Glück, ſo zwei Menſchen, die zuſammen Eins ſind! Ich hatte es noch nie empfunden. Nun hab' ich's gehabt! Ach —!

Er wendete ſich, zu gehen. Sie glitt an ihm herab auf die Kniee und küßte den Saum ſeines Ueberrocks. Und wie er durch die Thüre verſchwand, fiel ſie lang auf den Boden hin, mit dem Geſicht auf die gefalteten Hände. Sie weinte und betete laut. Wie ſie ſich endlich erhob, ſagte ſie erſchrocken: Ach! Ich wollte ihm ja erſt noch ſagen, daß ich ihn ſo lieb habe!

Der Weg führte Auguſtin am Gartenhauſe der Eltern vorüber. Er ging hinein und wankte nach dem Sopha. Gott Lob, mit dem Kinde geht's gut, ſagte er. Aber ich bin recht erſchöpft.

Ich habe nun keine Kranken mehr, und kann lange ſchlafen.

Die Mutter ſchickte nach ſeinem Wagen, und Helene holte eine Erfriſchung. Er genoß ein Weniges, wobei er ſeine Eltern rechts und links neben ſich zog. Stillſchweigend fügte er ihre Hände ineinander und küßte beide. Der Schweſter reichte er darüber hinweg ſeine Rechte. Wie ſeine Droſchke kam, erhob er ſich, umarmte Alle lang und ſtumm. Nur dem Vater fiel dies Benehmen auf. Als daher Mutter und Schweſter voraus eilten, einige gute Biſſen in den Wagen zu packen, faßte er Auguſtin an der Hand, und ſagte ernſt und leiſe: Auguſtin, bedenke, was Du thuſt.

O mein Vater, verſetzte er raſch, hätteſt Du Dir ſelbſt dieſe Warnung gegeben, als ich noch unter Deiner Zucht ſtand. Jetzt mach' es an Denen wieder gut!

Er deutete nach Mutter und Schweſter, die

ihn am Wagen erwarteten. Was mag Regine haben? sagte leise die Schwester. Sie hat mich dreimal nicht angenommen.

Geh' morgen Abend hin, erwiederte er, dann wirst Du ihr willkommen sein.

Aus dem Wagen breitete er noch einmal seine Arme nach der Mutter aus, und sank dann erschöpft von der Anstrengung seiner Abschiedsgefühle in die Wagenecke.

Welch' eine herrliche Mainacht, die jetzt kam! Tief am Abendhimmel reichte über den Horizont herauf der Saum einer Gewitterwolke und wechselte in unaufhörlichem Wetterleuchten Schwarz und Gold. Gegenüber ging der Vollmond auf und stieg hinter leichten Wolkenstreifchen wie über silberne Staffeln empor. Die Luft war feuchtschwül; sie löste und mischte die Düfte der Gärten mit der wehenden Würze des Waldes zu einem betäubenden Maitrank. Die Nachtigall schlug im Herz'schen Garten, und der

dumpfe Chor der Frösche war weit genug hinter die Scene gerückt, um die Solo-Partien der Primadonna nicht zu stören. Regina Herz saß auf dem Balkon, sobald die Ihrigen schlafen gegangen waren. Sie selbst war nicht schläfrig, sondern voll Sehnsucht nach dem nächsten Tage. Ihr Herz zuckte, wie das Wetterleuchten, ihre Hoffnung war so still und groß aufgegangen, wie der Mond. Sie konnte sich nicht halten, wenn ja die Nachtigall ein paar Secunden schwieg, selbst zu singen, und sang:

„Flattre, flattre, kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens Mai!"

Dann fielen ihre Blicke über den nachtglänzenden Strom hinüber auf jene Schieferdächer am Ende des Kai, die vom Monde beschienen, wie eines Trauergewandes silbergraue Seide schimmerten.

Unter einem jener Dächer saß Augustin und schrieb. Er hatte vier silberne Armleuchter mit

Wachskerzen angezündet, Geschenke reicher Familien, deren Arzt er war. Vor ihm stand, mit altem Rheinwein gefüllt, ein goldener Pokal, das Andenken der seligen Gräfin Huneck. Er trank, sich von seiner Erschöpfung aufzurichten und wach zu halten. Friedrich war zu Bette gegangen und Augustin schrieb langsam seinen letzten Willen nieder. Dazwischen faltete er manchmal die weißen Hände über der Brust und schlug, zurückgelehnt, die dunkeln Augen nach dem Fenster auf. Ahnungen eines unendlichen Lebens in unbestimmbaren Wandlungen, durch geheimnißvolle Wiedergeburten, überschauerten ihn; die Bilder all' des Herrlichen und Edeln, das man auf dieser Erde verläßt, zogen an ihm vorüber; sein Herz schwamm in kreisenden Gefühlen wie die goldgelbe Seerose auf der gekräuselten Flut eines Weihers, und wenn liebreiche Gedanken an die Seinigen, Freude am Wohl der Welt und Wünsche für das Glück

Aller, nach oben gerichtet, ein Gebet heißen dürfen, so war es das des Freundes. Zuletzt überlas er sein Geschriebenes. Das frühere Vermächtniß an seinen Freund war stehen geblieben; Wagen und Pferde sollte die alte Mutter brauchen; Silbergeräth und Möbel der Schwester zufallen, und der Vater war gebeten, an seiner Statt das Kind der Gärtnerin Therese Fröhlich in die Miterbschaft treten zu lassen.

So kam der frühe Tag herbei. Friedrich fragte an, ob er den Kaffee bereiten solle. Nein! sagte der Freund. Oeffne jenes Fenster, geh' hinab in den Garten, und sieh' unverwandt herauf, ob ein kleiner Vogel hinausfliegt. Dann laufe schnellest zum Doctor Gilbert und meld' es ihm!

Friedrich ging kopfschüttelnd hinab. Er winkte mit lächerlichen Geberden die Dienstboten aus dem Hause herbei und sagte: Meiner droben labyrirt frisch am Ueberschnappen. Seine Blicke

sind schon anderswo, und eben soll da durch's Fenster heraus ein kleiner Vogel kommen. Ja, ja! Wenn die Zechbrüder erst Mäuse und Vögel sehen, dann — gut' Nacht, Lisbeth!

Indem hörte man schon den Doctor feierlich singen:

„Flattre, flattre kleiner Vogel,
Tändle durch des Lebens Mai.
Sieh' Dein Käfig ist zerbrochen —."

Ein Augenblick Pause, und ein Schuß fiel im Zimmer. Aus dem Fenster wirbelte ein Rauchwölkchen.

Julius war ziemlich früh ausgegangen, unruhig, seine Bekannten zu begrüßen. Schon von der Brücke aus bemerkte er ein ängstliches Rennen der Menschen auf dem Kai. Er fragte, was es sei. Doctor Heimbold hat sich erschossen! hieß es. Julius erschrak, und eilte keu-

chend hinter den Keuchenden her. Wer dieſe Neuigkeit vernahm, rannte ohne Weiteres der Wohnung zu, mochte es Zweifel oder Theilnahme der Menſchen ſein, was ſie nach dem Schauplatze des Unglücks trieb. Das Haus war ſchon vor dem Zudrang verſchloſſen und die Straße füllte ſich mit Menſchen. Julius bemerkte Weinende und Händeringende beſonders aus den niedern Claſſen. Dieſe laute wie die allgemeine ſtumme Betrübniß umher erſchütterte ihn, er gedachte ſeines Grolles nicht mehr. Nachbrütend, wie das in ſeiner Abweſenheit nur gekommen ſein möchte, kehrte er zurück, und brachte die Nachricht in die Vorſtadt hinüber. Es iſt einmal der wunderliche Trieb in uns, das Erſtaunliche wie das Entſetzliche weiter zu verbreiten, und Andere dafür erſchüttert zu ſehen, daß man es ſelber war. So erblickte der Unbedachtſame jetzt auch ſeine Schweſter, die gegen Morgen auf dem Balcon eingeſchlafen war.

Regine! schrie er, und sie schrak empor. Hast Du schon das Unglück gehört? Doctor Heimbold hat sich erschossen. Die ganze Stadt ist in Bewegung.

Regine hatte das Geländer erfaßt, sich zu halten; aber sie sank ohnmächtig in die Kniee. Hülferufend eilte der Bruder hinauf. Man brachte sie vom Balcon auf's Bett, und rief sie mit Essenzen in's Bewußtsein. Sie blieb aber in sich gekehrt, und sprach nur einzelne Worte. Eine dumpfe Unruhe trieb sie umher, und endlich auch in den Garten. Der Vater winkte Alle hinweg, und begleitete sie mit zärtlichen, ermunternden Worten. Sie hörte ihn nicht, sie schauerte nur, wie von Frost. Baruch lief, ihren Mantel zu holen, hinauf, und wie er wiederkam, fand er sie nicht mehr. Er rannte angstvoll rufend im Garten umher.

Regine war indeß nach der Vorstadt gelaufen, um — wie es schien — Trost bei Thereſe

Fröhlich zu ſuchen. Sie war vielleicht ſelbſt nicht klar darüber, was ſie wollte, oder was ſie forttrieb. Dort vor der Haustreppe ſtand ein Haufe Menſchen um das todte Kind der armen Mutter. Am Bette des Schlafenden ſitzend, während die Magd auf den Markt geſchickt war, hatte Thereſe die Klagen der zuſammengelaufenen Nachbarn gehört, und war, um das Fenſter nicht zu öffnen, hinausgetreten. Das Unglück vernehmen und in dem erſten Entſetzen fortrennen, war Eins. Inzwiſchen erwacht das Kind, ruft ängſtlich und immer ängſtlicher nach der Mutter, bis es eine Arbeiterin im Garten hört, den Spaten wegwirft, und nach dem Hauſe ſpringt. Da eben ſtürzt der Kleine im Hemd heraus, und ſchreit noch einmal: Mutter! Es war ſein Letztes geweſen. Denn baarfuß auf die Treppenſteine tretend, war das Kind durch plötzliche Hemmung der Hautthätigkeit von einem Schlagfluß zuſammengeſunken. So

fand es Thereſe, die jetzt athemlos und ſchon ſehr verwirrt zurückkam. Eine Todesſtille entſtand umher. Die Mutter ſchien den Fall nicht gleich zu begreifen. Sie blieb lange, mit den Händen auf ihre Knice gebückt, ſtehen, und ſtarrte das Kind an. Endlich ſtreckte ſie ſich empor und flüſterte den Umſtehenden unter jähen Handbewegungen zu: Ja, ja, er hat mir's abgeholt, er hat's mit ſich genommen! Der Doctor hat's von ſeiner ſchlechten Mutter geheilt. Oh —! Er iſt mir ja auf der Brücke begegnet, mitten auf der Brücke, hat mit dem Finger gedroht, ſeine Stirne war blutig. Ja er hat's mit ſich genommen!

Sie hob die kleine Leiche auf und trug ſie in's Haus auf das Bettchen. Durch das Fenſter ſah man ihr zu, wie ſie die Haare des Kindes über der Stirne glatt ſtrich, und dann die ibrigen wild auseinander zog. Plötzlich ſchrie ſie entſetzlich auf, ſtürzte aus dem Hauſe

und rannte der Brücke zu. Ein beſonnener Mann ſetzte ihr nach und war ſo glücklich, ſie im Augenblicke zu packen, als ſie — wahrſcheinlich an der Stelle, wo ſie ſich ihres Kindes beſonnen hatte — über die Brüſtung in den Strom ſpringen wollte. Man mußte ſie in Verwahrung nehmen.

Regine wankte jetzt zurück. Eben kam ihr Vater von der einen Seite und Karl Gilbert von der Brücke her, und führten ſie nach Hauſe. Der Doctor hatte ſie vorbereiten wollen, und mußte ſie nun in Behandlung nehmen. Sie war nicht zu Rede und Antwort zu bringen, und lachte krampfhaft zu allen Fragen.

Suchen wir über dieſe Verwirrung ſchnell hinwegzukommen!

Friedrich hatte ſeinen Herrn todt gefunden. Die Kugel war ſcharf durch die Mitte der Stirne gegangen. Der entſetzte Diener hatte den Arzt Gilbert herbeigerufen, dieſer mit Be-

sonnenheit das Schickliche angeordnet, das offne Testament an sich genommen, und war in's elterliche Haus geeilt, um die Angehörigen schonend zu benachrichtigen. Er machte ihnen begreiflich, wie nach der letzten Anstrengung Augustin's bei solcher Erschöpfung ein Nervenschlag fast unvermeidlich gewesen wäre. Er pries das Geschick des Seligen, das ihn, statt vom bevorgestandenen Siechbette, mitten aus seinem Beruf als Sieger hingenommen habe.

Nur der Vater entsetzte sich bei dieser Nachricht. Leichenblaß und zitternd verließ er die Seinen und schloß sich in seinem obern Zimmer ein. Man hörte ihn den langen Tag und die Nacht hindurch unruhig auf- und niederschreiten, bis Helene das Gemach erbrechen ließ und sich des verzweiflungsvollen Vaters bemächtigte.

Ueberhaupt bewährte sich in diesen Tagen das verständige, hülfreiche Wesen des liebens-

würdigen Mädchens. Auch wegen Reginen's wendete ſich Karl an ſie. Die Arme! rief er aus. Sie verſinkt ganz in ſich. Nur mit einer übermächtigen Erſchütterung wäre ſie vielleicht noch vor zerſtörendem Tiefſinn zu retten. Helfen Sie, meine liebe, liebe Helene! Vater Herz verzweifelt ſonſt. Sollen wir denn auch ſie noch verlieren? Wollen uns denn alle wohlthätigen Genien auf einmal verlaſſen?

Er eilte weiter. Es war überall zu thun. Das Unglück drohte ſo viel zu verwirren.

Helene konnte keine Gelegenheit ausdenken, um auf Regine einzuwirken, wie es der Arzt wünſchte, als etwa durch die Todtenfeier, die man dem Bruder bereitete.

Vergebens hatte ſich nämlich Karl bemüht, ein ſolennes Begräbniß für ſeinen unglücklichen Freund bei der Behörde durchzuſetzen. Auguſtin mußte, als Selbſtmörder, ſtill in der Frühe des Tages begraben werden. Gern aber erlaubte

man den Vorstädtern, die Hülle ihres verlorenen Wohlthäters auf ihrem statt auf dem städtischen Kirchhofe beizusetzen. Indeß ward der Verlust des edeln, ausgezeichneten Mannes doch zu lebhaft gefühlt; das Leid der Bevölkerung, der Jammer so vieler Armen foderte eine fromme Befriedigung. Da erhielt der Singverein der Stadt die Erlaubniß, eine Abendfeier mit Fackeln am Grabe zu bringen.

Man versammelte sich bei Anbruch der Nacht vor der Marienkirche der Vorstadt, um von da mit Fackeln nach dem Todtenhofe zu ziehen. Den Sängern schlossen sich zahlreiche Freunde, ebenfalls mit schwarzen Fackeln an. Der Pfarrer ging außer Amtstracht mit, um am Grabe zu sprechen. Helene hatte mit Vater Herz Abrede genommen, und führte kurz vor dem Zuge die arme, willenlose Freundin nach dem Kirchhofe. Ein Stuhl und ein Fußbret wurden für die Kranke mitgenommen. Man setzte sie unter

den Fichten am Eingange so, daß sie sich an die stehende Helene und von dieser umfaßt, anlehnte. Von hier aus hatte man einen Blick nach dem entfernten Grabe an der Mauer, wo ein ungeweihter Platz gelassen war.

Welch' ein anderer Maiabend für die jammervolle Regine Herz war dieser heutige! Das Säuseln der Fichten und Tannen, der Athem der erwachten Nachtviolen war eine zu leise Sprache für ihre tiefe Vergessenheit. Erst als der endlose Zug der brennenden Fackeln und das dumpfe Tosen der Menschen an ihr vorüberging, regte sie sich unruhig und ihr Krampflachen ließ nach. Die Fackeln bildeten einen drei- bis vierfachen zitternden Kranz um die Grabstätte, und die Blasinstrumente hoben ihre Klagen an. Sie begleiteten dumpf den gewaltig anschwellenden Männergesang:

„Wie sie so sanft ruh'n, alle die Seligen,
zu deren Wohnplatz jetzt meine Seele schwebt."

Wie dann die Melodie nach b moll hinging bei den wiederholten Worten:

„Wie sie so sanft ruhn,"

stieß Regine ein tiefes, erschütterndes Ach aus.

Unter den Sängern war ein ausgezeichneter Tenor, der die Worte des Textes, aus dem Chor und der Begleitung heraus, ganz vernehmlich vortrug. So verstand man deutlich die Verse:

„Und nicht mehr weinen, hier wo die Klage schweigt,
und nicht mehr fühlen, hier wo die Freude blüht."

Ach! ach! seufzte Regine schmerzlich, und erhob sich von ihrem Sitze. Nun schien sie mit Blick und Ohr nach den wankenden Lichtern und den schwebenden Tönen hingespannt; ihre Brust arbeitete tief, bis beim fünften Mal wiederholten b moll die Worte:

„Wie er so sanft ruhe"

vernommen wurden. Augustin, Augustin! schrie da Regine laut auf, und warf sich an Helenen's

Bruſt. Ein Stöhnen und Jammern brach aus, aber ſo heftig, als müßte es die Bruſt zerſprengen, in der ſich das entſetzliche Leid ſo tief angeſammelt hatte. Wie nun der Geſang verſtummte, führte Helene die zum Schmerz erwachte Freundin hinaus. Ach ja, meine Schweſter! rief ſie. Wir haben viel, Du haſt Alles verloren! Wir müſſen dem Seligen etwas ſtiften, müſſen etwas thun, was ihm jenſeits noch Freude machen könnte. Du wollteſt ja auch Chriſtin werden?

Sie ſagte dies Letzte verzagt und nicht ohne Herzklopfen. Ein ſolches Werben widerſprach durchaus ihrem Gefühl; allein ſie hatte ſich überzeugt, Regine müſſe hinter einer Erſchütterung her eine Abſicht, einen Vorſatz faſſen, woran ſie ſich gegen Wiederverſinken in Leid und Wehmuth aufrecht halten und zu einer Thätigkeit bringen könnte. Wirklich faßte Regine dieſen Gedanken lebhaft auf, und beſchäftigte

sich mit den Anstalten zur Ausführung desselben. Vater Herz billigte Alles, was ihm nur sein Kind retten und aufrecht halten wollte. Und Bruder Julius suchte den in der Gemeinde auffallenden Schritt der Schwester dadurch auszugleichen, daß er sich für seine Person desto enger und eifriger an die Synagoge anschloß und in Gemeinde-Aemtern bethätigte. Ihm kam es auch höchst erwünscht, daß Fanny nach all' diesen Vorfällen den Ruf an ein entferntes Hoftheater annahm und die Stadt schnell verließ.

Aber welcher Kirchengemeinde denkst Du Dich anzuschließen? fragte gelegentlich Helene.

Ich werde katholisch! antwortete Regine fest. Augustin war so getauft, Du bist es, und die katholische Gemeinde dieser Stadt hat die meisten Armen. Dort finde ich am ehesten meine Kinder, und brauche dazu religiöses Vertrauen. Protestantenkinder kann ich doch mit dazu nehmen. Die Protestanten lassen schon eher einen zweiten

und dritten Weg zum Himmel gelten, was rechte Katholiken nicht dürfen. Vor Allem aber habt ihr ein so herrliches Bild in euerm Glauben, — Maria, die Mutter ohne Mann und Mutter als Jungfrau. Sieh', meine Schwester, daran glaube ich, daran halte ich! Und was ich weiter etwa nicht glauben kann, wird mir der Himmel vergeben.

Dabei blieb denn auch Regine Herz. Ihre Taufe ward aber verschoben, bis Karl und Helene zu gleicher Zeit ihr Verlöbniß feiern konnten. Inzwischen fanden sich drei Mädchen und drei Bübchen für Regine. Eins derselben, ein sechsthalbjähriger hübscher Junge, kam jedoch bald an eine andere Mutter. Der Inspector der Irrenanstalt, in welcher Therese Fröhlich hatte untergebracht werden müssen, machte nämlich zu ihrer Heilung unter Anderm auch den Versuch, sie an das Bettchen ihres verstorbenen Kindes im Gartenhause zu bringen, und sie dort

den Knaben im dunkelrothen Festkleidchen des kleinen Augustin lebend finden zu lassen. Der Versuch gelang. Therese kam nach und nach von der fixen Idee, ihr Kind umgebracht zu haben, zurück.

Und als sie später auch von dieser Täuschung zu ihrem frühern, klaren Bewußtsein genas, behielt sie gern den hübschen Buben für ihr verlorenes Kind, und freute sich täglich, daß ihm die alten guten Kleiderchen so lieb standen.

Verbesserungen:

S. 191 Z. 10 v. o. statt Quell lies Quall
„ 196 „ 1 v. u. statt hätte lies hatte
„ 203 „ 4 v. u. statt das lies diese
„ 213 „ 3 v. u. statt Näschen lies Näschen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTHEK
KGL.
MÜNCHEN

Deutsches Leben

in

deutschen Novellen.

Von

H. Koenig.

II.

Veronika. Roman.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

Veronika.

Eine Zeitgeschichte

von

H. Koenig.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Seinen Freunden

F. Gustav Kühne

in Dölitz und Leipzig

und

Theodor Mundt

in Berlin

gewidmet.

Erstes Buch.

Der Baron von Schleifras wurde heut früher als sonst zum Frühstück abgerufen. Es war ihm sehr verdrießlich. Er saß gerade so innig vergnügt mit Pinsel und Palette vor einem weiblichen Bildniß, das ihm zu gelingen versprach; der Morgen war so sommerhell; die Glocken aus dem Dorfe und von der Stadt herauf rührten ihn so festtäglich. In dieser künstlerischen und frommen Stimmung störte ihn nun, wie er glaubte, das gemeine Wort — Kaffee. Eigentlich aber war es eine Besorgniß, die ihn bei so früher Einladung beunruhigte; sonst hätte er nur kurzweg das Frühstück

ablehnen oder herauf befehlen können in sein — Atelier, wie er gern das Zimmer nannte, das er zu seinen zeichnenden Liebhabereien im obern Stockwerk hatte einrichten lassen, — ein stilles, geräumiges Gemach, das mit der eingefügten großen Fensterscheibe auf der nördlichen Seite nach der Stadt hinab sah. Gustav vermuthete nämlich, daß seine Gemahlin wieder von einer jener Wallungen aufgeregt sei, von denen sie zuweilen, oft im Zusammenhang mit dem Wechsel der Luft, heimgesucht wurde. Dann setzte es gewöhnlich ein paar sehr unfreundliche Tage ab: es wurde in den Zimmern aufgeräumt, der Hausrath in den Gemächern gewechselt, überall aufgewaschen und das Gesinde über Alles ausgescholten. Der schönen Frau war dann nichts zu Gefallen zu thun und sie verfiel in ihrer Unruhe auf das Seltsamste.

Der Baron eilte daher hinab, nachdem er das Zimmer sorgfältig hinter sich verschlossen

und den Schlüssel verwahrt hatte, damit wenigstens die Ruhe seiner Werkstätte nicht gestört werde. Er faßte auf der obern Treppe den stillen Vorsatz, sich durch nichts beunruhigen zu lassen, und wiederholte denselben auf der untern Stiege.

Die Baronin trat ihm aus dem Gartenzelt entgegen, allerdings ein wenig hastig, doch mit jener heiteren, kindlichen Miene, die ihr schönes Gesicht noch einnehmender machte. Sie umarmte ihn lebhaft mit einem Morgengruß und er dankte ihr mit dem Zusatze: Der Kaffee ist ja heut viel früher fertig, Alide! Oder irre ich mich in der Zeit?

Hast Du vergessen, Gustav, daß wir nach der Stadt fahren? erwiderte sie. Angelika singt ja in der musikalischen Messe. Aber das ist es nicht allein. Denke nur, welchen Traum ich gehabt habe!

Hast Du wieder einmal geträumt, meine

Beſte? lächelte er. Sieh, ſieh! Nun dann erzähle! Doch laß mich erſt die Andern begrüßen.

Er ſchritt raſch ins Zelt vor. Angelika, das ſchlanke Kind, faßte ſeine beiden Hände und hüpfte einige Mal wie ein geſchnellter Pfeil an dem hohen Mann empor, indem ſie ihm zulispelte: Lache ja die Mutter nicht aus, Papachen! Es geht mich an; ich ſoll einen Mann bekommen. — Hinter dem Kaffeebret, neben dem brauſenden Waſſerkeſſel, ſaß eine edle weibliche Geſtalt, die etwa ſiebenundzwanzigjährige Erzieherin Angelika's. Der Baron reichte ihr freundlich die Hand mit dem Gruße: Guten Morgen, liebe Veronika!

Du kannſt doch nicht ſagen, lieber Guſtav, daß ich ſo oft träumte! fuhr die Baronin fort, indem ſie ihm die erſte, von Veronika bereitete Taſſe überreichte. Nur habe ich bei wirklich bedeutſamen Träumen ein eigenes Vorgefühl,

und Du weißt, ſie treffen mir dann auch immer ein.

Und diesmal, beſte Alide —?

Diesmal, lieber Mann, hab' ich das Vorgefühl lebhafter, als je. Wir befanden uns in einem Bade, — es gab ein ungeſtümes Waſſer dabei, weder Schwalbach noch Ems —

Sieh, das trifft ſchon! rief der Baron lächelnd. Wir ſind nämlich ſelbſt noch nicht einig, wohin wir gehen wollen. Allein wir ſprechen oft darüber, die Sache geht Dir im Kopf herum, begreiflich, daß Du —

Es war gute Geſellſchaft da, fuhr die Baronin in ihrem Eifer fort; wir hatten intereſſante Bekanntſchaften gemacht und darunter war der artigſte junge Mann. Nun, lächle nur! Du merkſt ſchon, daß er ſich um unſere Angelika bewarb. Es ging auch Alles ſehr glücklich von ſtatten und wir feierten höchſt vergnügt die Verlobung des glücklichen Paares.

Iſt das nicht ein bischen raſch, Angelika, für eine Badebekanntſchaft? fragte der Baron mit ſchalkhaftem Ernſt der Tochter zulächelnd.

Du mußt aber auch bedenken, Papa, er war ſchon länger im Bad und alſo doch immer eine Bekanntſchaft, die ſich gewaſchen hatte, wie man ſagt! verſetzte die Tochter mit jener Miene, die voraus weiß, daß der kindiſche Spaß belacht wird. Auch lachte der Baron laut, indeß Veronika der Schelmin warnend zublinzte.

Laßt es raſch ſein! fuhr jetzt die Baronin fort, die inzwiſchen ihre Taſſe mit Behagen geleert hatte. Höhere Fügungen gehen über die gewöhnlichen Umſtändlichkeiten hinaus, wißt ihr nicht? Und in dieſer Vorbeſtimmung können wir diesmal auch gar nicht irren; denn der Name des jungen Mannes iſt mir unvergeſſen geblieben. Er hieß Lichtenberg. Seht, daran können wir uns halten; das iſt der Prüfſtein

meines Traumes, ob er wirklich ein verhängniß-voller sei. Ich selbst zweifle nicht daran. Könnte ich euch nur einen Augenblick dies innere Schauen mittheilen, mit dem ich es empfand, daß ich das schönste Stück unserer Zukunft geträumt hatte!

Beim Ausdrucke gläubigster Ueberzeugung im Angesicht der Mutter stand die eben noch so scherzesfrohe Angelika betrübt auf und ging, wie sie sagte, sich zur Kirche anzukleiden. Vielleicht war es ihr auch nur empfindlich, daß der Vater stets mit lächelndem Seitenblick auf Veronika die Mutter mit seinem Scherz: neckte. Kinder empfinden oft, was in der Seele der Erwachsenen, diesen selbst noch unbewußt, vorgeht.

Aber hast Du auch bedacht, liebste Alide, fuhr der Baron fort, daß der Name Lichtenberg eine orakelhafte Zweideutigkeit hat? Es gibt bürgerliche und geadelte Lichtenberge. Ist Dir

nicht eingefallen, daß unser Tapezirer aus der Stadt Lichtenberg heißt? Du hast ihn ja neulich noch so tüchtig ausgescholten, als die eben von ihm angelegte strohgelbe Tapete in Deinem Zimmer gesprungen war, weil, wie ich glaubte, unsere gedankenlose Lisette bei Ostwind die Fenster zu früh geöffnet hatte. Ich will nicht sagen, daß von damals her dieser Name Dir noch im Kopfe gespukt und sich in Deinen Traum eingeschlichen habe; denn von der Mutter gescholten werden und um die Tochter werben, hat auch gar keinen Berührungspunkt. Aber denke Dir, der Lichtenberg im Bade wäre auch kein von Lichtenberg, sondern ein gemeiner Mensch, ein Handwerker, z. B. der gesuchteste Friseur am Ort. Was dann, mein Herz? Der Friseur Lichtenberg! Oder er wäre bucklig, wie der berühmte Schriftsteller dieses Namens war?

Der Baron war nicht immer glücklich darin,

das Ungereimte, Unrichtige an fremden Meinungen und Behauptungen, das er rasch und lebhaft empfand, auch Andern mit den rechten Worten schnell begreiflich zu machen. Er hatte sich nicht gewöhnt, scharf zu denken, sich viel Rechenschaft zu geben, sondern folgte gern den Eingebungen des Herzens, das im Grund edel und stolz war. Bei dieser Eigenheit konnte er manchmal mit den Wunderlichkeiten seiner Gemahlin nicht fertig werden. Lebhafte Eindrücke, vorgefaßte Meinungen beherrschten sie oft so sehr, daß ihr mit keinem verständigen Zuspruch beizukommen war. Anfangs der Ehe hatte sich der Baron keine Mühe verdrießen lassen, sich mit seiner Gemahlin zu verständigen; nach und nach war er darin ermüdet und, wie mancher andere gute Mann, dahin gekommen, daß er erst Unbedeutendes dahingestellt sein ließ, in Wichtigerem sodann nachgab und endlich bei den meisten Widersprüchen in eine gewisse Abhän-

gigkeit von der Stimmung und Beſchränktheit ſeiner Frau gerieth. Er nahm dann gern zum Scherz und, wenn er gereizt war, auch zum Spott ſeine Zuflucht, womit er indeß auch nicht viel gewann, indem Alide in ihrer leidenſchaftlichen Aufregung ſeinen Scherz nicht leicht verſtand und fühlbaren Spott nicht vertrug.

So ging es auch heut wieder; ſie erkannte den Scherz des Gemahls nicht und ereiferte ſich im Intereſſe ihres Traumes. Habe ich Dir denn nicht gleich geſagt, rief ſie lebhaft aus, daß unſer Lichtenberg von der guten Geſellſchaft war? Genug! Ich will gar nicht mehr von einem Traume reden, es war eine Eingebung, — ich fühle das! Entſchließen wir uns nur recht bald zur Badereiſe!

Wenn nur der Entſchluß durch Deine — Eingebung nicht noch ſchwieriger geworden wäre, meine Beſte! verſetzte Guſtav. Welches Bad werden wir nur wählen, um nicht neben dem

Lichtenberg hinzugehen? Oder fahren wir etwa über die Bäder und fragen überall erſt an: Iſt kein Lichtenberg da?

Ich verbitte mir allen Spott, Guſtav! fuhr die Baronin auf. Unſer Arzt beſtimmt nach unſerm Bedürfniß, beſonders nach dem Deinigen, und das Uebrige muß ſich finden. Du verſtehſt Dich ſchlecht auf Fügungen des Himmels, mein Freund! Solche kann man nicht ſuchen, ſie müſſen uns finden! Aber geſetzt nun, der Arzt verordnet, blos wie es beſonders für Deine verſtimmten Nerven paßt, und es begegnet uns in der That ein Lichtenberg, ein Herr von Lichtenberg, der ſich um meine Tochter bewirbt: bleibt uns dann noch eine Wahl übrig? Dürfteſt Du noch mit einem Zweifel kommen, noch mit einem gottloſen Spott?

Der Baron ſchwieg und kämpfte mit ſeinem Unwillen. Nach einer Weile ſagte er mit erzwungener Heiterkeit: Gut, Alide! Uebereilen

wir uns aber auch dann noch nicht. Wir brauchen ja die Verlobung nicht gleich im Bade zu feiern. Deine Tochter ist erst sechzehn Jahre alt. Wir würden doch die Fügung des Himmels erst prüfen dürfen?

Prüfen? lächelte sie mit der Anmuth eines wohlwollenden Mitleids. Prüfen? Ungläubiger, thörichter Philosoph, der Du bist. Nun ja! Ihr wollt ja auch die Offenbarung mit eurer Vernunft prüfen! Das Geschenk des Himmels an die Bettlerin Vernunft!

Gewiß, Alide! Der Bettler sieht zu, ob Dein Geschenk auch für sein Bedürfniß gemacht ist.

Lassen wir das, lieber Mann! erwiderte sie. Du sprichst von sechzehn Jahren? Ist das nicht alt genug für meine Tochter? Ich ward im funfzehnten verlobt und heirathete mit sechzehn. Mein Kind wohl verheirathet zu wissen, ist jetzt meine wichtigste Angelegenheit, ist meine

Tag- und Nachtsorge. Aber es läutet in der Stadt! Nun, Veronika, wollen Sie denn nicht mitfahren?

Fronleichnam ist kein Feiertag für uns, gnädige Frau, erwiderte Veronika sanft.

Sehr belehrend, meine Beste! sagte die Baronin scharf. Ich habe noch nicht vergessen, daß ich Protestantin bin. Aber Angelika singt und ich höre sie singen. Bleiben Sie nur, wenn Sie doch kein Interesse für unser Haus haben! Ich komme bald wieder, lieber Gustav! Wir machen nur nach der Messe einen kleinen Besuch beim Herrn General-Vikar. Ich bedarf seines Rathes. Adieu!

Der Baron und Veronika blieben eine Weile schweigend sitzen. Ihm war es anzusehen, daß er, schnell genug hinter seiner neckischen Laune her, mit den bittersten Empfindungen zu kämpfen hatte. Veronika schien mit einem Anliegen beschäftigt und über die Art verlegen, wie sie

es vorbringen möchte. Indem hörte man den Wagen aus dem Hofe abfahren.

Wie kann man nur so zufrieden zur Kirche eilen und zwei Menschen frisch gekränkt hinter sich wissen? sagte der Baron vor sich hin, als ob es seine Nachbarin nicht hören sollte, und setzte dann hinzu: Auch Ihnen hat meine Frau wehgethan, theure Veronika!

Weh? Ach ein Augenblickchen nur, bis ich mich besann, woher die harte Berührung kam. Die gnädige Frau weiß doch wol besser, daß ich nicht ohne das wärmste Interesse für Alles im Hause bin; sie kann es nicht ernstlich gemeint haben. Auch bin ich nicht dagegen, daß Angelika sich an katholischer Kirchenmusik übt und erbaut; nur das ganz eigne Interesse der Frau Baronin dabei — befremdet mich ein wenig und reizt mich zum Widerspruch. Es ist nicht recht von mir —

Ja, ja! Da rühren Sie an Das, was auch

mich so sehr betrübt! rief der Baron aus der tiefsten Brust. Auch Sie fühlen es, und warum soll ich mir Gewalt anthun, es nicht zu bemerken? Ich will nicht von Alidens Aberglauben und Vorurtheilen reden; sie hangen ihr von Kindheit und Erziehung an. Allein ihr Rückfall in jenes Kirchenthum, das sie um meinetwillen verlassen hat, — o der ist mir leidig und schmerzlich! Damit wanken die Fundamente unseres ehlichen Bundes. Das wissen Sie nicht so, liebe Veronika. Woher sollten Sie es auch? Meine Frau spricht nicht gern davon und stellt sich auch zu hoch über die Erzieherin ihres Kindes, und was Sie davon in der Stadt gehört haben könnten, dürfte sehr schief und entstellt sein. Es gibt Verhältnisse im Leben, die nicht zu rechtfertigen und doch für den Pöbel zu hoch sind. Der Baron schwieg ein Weilchen nachdenklich; dann fuhr er mit einem seelenvollen Blick auf Veronika fort:

Dieſer Gegenſtand iſt eben ſo unberufen zwiſchen uns zur Sprache gekommen, — liebe Veronika, wollten Sie mein Vertrauen nicht verſchmähen? Ich möchte gerade mit Ihnen einmal darüber reden; mit Andern vermeide ich es lieber. Ach Gott, ich bin oft innerlich ſo wund und bang, ich verlange ſo nach einer edlen Seele, die mich nicht misverſtände! Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, was Ihrem Blicke längſt kein Geheimniß iſt, ich bin nicht — ſo ganz befriedigt und glücklich; allein ich liebe meine Frau, Gott ſei mein Zeuge! Und, glauben Sie mir, ich bin gerade ſtolz genug, ſie zu lieben, ſchon um die Art zu rechtfertigen, wie ich ſie mir gewonnen habe. Darf ich Ihnen erzählen und bekennen? Sie denken ſo klar und liebevoll —.

Er ſtreckte ſeine Rechte über den Tiſch nach ihr aus und Veronika ſchlug raſch ihre zarte Hand ein, indem ſie mit ihrem milden, großen Auge zu ihm hinüberſah. Ihre Miene, ihre

Bewegung drückte die aufgeregteſte Theilnahme aus.

Nur einen Umriß unſerer Geſchichte will ich Ihnen geben, fuhr der Baron fort, gelegentlich hören Sie das Einzelne. Aber laſſen Sie uns hinaus vor das Zelt gehen; dort im Schatten des Apfelbaumes iſt es friſch. Sehen Sie nur, wie da und dort ein Stück des Fluſſes ſchimmert und der prächtige Wieſengrund funkelt. Das Gebirg iſt ſo weich von Duft umſponnen, die Stadt liegt ſo ſonnig und feſtlich. Wir feiern Beide nicht den Fronleichnam, aber die Gottheit erſcheint uns lebendig und ſichtbar in dieſer Herrlichkeit der Frühlingsnatur.

Eben trat ein junger Burſche, ländlich-ſtädtiſch gekleidet, mit verlegnen Bücklingen auf die Sprechenden zu. Veronika winkte ihm, zurück zu bleiben, und rief dabei: Heut nicht, Konrad, morgen! Ich komme den Abend zu Eurer Mutter.

Was ist es? fragte der Baron.

Es ist der junge Mann, antwortete sie, von dem ich Ihnen gesagt, der ein kleines Capital braucht. Ich hatte ihn auf die Abwesenheit der Baronin herbestellt, um sich Ihnen über sein zu gründendes Geschäft auszuweisen. Aber der Augenblick ist jetzt zu feierlich dazu geworden.

Ja, morgen, Konrad! rief ihm der Baron freundlich nach, als der Mensch sich schon betrübt entfernte. — Erinnern Sie mich aber auch ja daran, liebreiches Weltkind, das so gern Glückliche macht! Und nun hören Sie. Ich war als nachgeborener, güterloser Sohn dem Militairstande zugewiesen worden. Lebensfroh und leichtfertig genug, fühlte ich mich doch im anspruchvollen, federprunkenden Müßiggang der Garnison auf die Dauer wenig befriedigt. Des Spiels mit Herzen auf Gänsefüßen herzlich müde, benutzte ich einen längern Urlaub zu einer Reise nach Paris. Ich träumte schon da-

mals gern von etwas Abſonderlichem im Leben, von höhern Wahrheiten und Genüſſen für auserwählte Geiſter. Dort hoffte ich es zu finden. Es war im März 1830 und die Juli-Revolution gohr bereits in den Gemüthern. Auf der Rückreiſe über Brüſſel machte ich einen Abſtecher nach Antwerpen und wurde hier durch die Bekanntſchaft mit meiner jetzigen Frau länger aufgehalten. Sie war an den reichen Banquier de Landas verheirathet, in der Pracht ihrer Schönheit und ihres lebhaften Liebreizes. Sie kennen ſie. Damals war ſie etwas weniger ſtark, was ihrer Geſtalt zu Gute kam. Die blendende Fülle der Schultern, die ſchönen Formen, die ſeltnen Farben des Angeſichts, die Glut der dunkeln, ſpaniſchen Augen, der Atlasſchimmer des ſchwarzen Haares haben ſich noch wohl erhalten; aber all' Dies hatte vor zwölf Jahren einen Duft, den auch das glücklichſte Jahrzehent ſo nicht bewahren kann. Ach! und

ich war nur zu empfänglich für solche Aeußerlichkeiten, hinter denen, in so fremder Umgebung, das tiefste Geheimniß der Liebe zu ruhen schien. Doch ich will nicht rechtfertigen, was weiter geschah! Ich wohnte ihr schräg gegenüber auf dem Meirplatze; wir sahen einander an den nachbarlichen Fenstern und verstrickten uns in liebevollen Blicken. Ihr Mann besaß einige Rubens, van Dyks und einen ausgezeichneten Jordaens. Diese Bilder liehen den Vorwand zu einem Besuch. De Landas war ein unangenehmer Geck, hoch in den Vierzigen, und durch Familien-Intriguen zu einer sechzehnjährigen Frau gekommen, die er weder verdiente, noch zu behandeln wußte. Damals stand Alide zwischen dem einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Jahre. Es gelang mir, den Mann für mich einzunehmen; ich durfte den Jordaens, den er hochhielt, in mein Skizzenbuch copiren. Bei diesen wiederholten Besuchen, die ich in die

beſchäftigtſten Stunden des Banquiers verlegte, da ich der reizenden Frau dann gewöhnlich allein gegenüberſaß, machte mein offener Leichtſinn die raſche Bekanntſchaft ihrer heimlichen Verzweiflung. Ich miethete in einem Eſtaminet im nahen Berchem ein Zimmer, wo wir uns wiederholt trafen; wir wurden innigſt vertraut und von einem wechſelſeitigen leidenſchaftlichen Wahnſinne beſtrickt. Auf gleich geheimen Wegen unterhielten wir nach meiner Abreiſe einen zärtlichen Briefwechſel. Unſere angezettelte Leidenſchaft erhielt dadurch einen idealen, ſchwärmeriſchen Einſchlag; wir hielten uns von der Vorſehung für einander beſtimmt, bejammerten das Misgeſchick, ſo weit und für immer getrennt zu ſein, und gefielen uns zuletzt in den verwegenſten Entwürfen zu einer ehelichen Verbindung. Alide ſollte ſich entführen laſſen und Proteſtantin werden. Dies Letztere koſtete ihr einen groſſen Kampf; allein ihre Leidenſchaft

war noch mächtiger, als ihr Gewiſſen, und ſie willigte endlich ein. Ich eilte im Herbſte wieder nach Antwerpen. Die Unruhen in Belgien begünſtigten unſer verwegenes Unternehmen. Alide entwich aus dem Hauſe, und mein Diener, unſer alter Andreas, brachte ſie glücklich nach Genf zu einem proteſtantiſchen Prediger, den ich dort kannte. Sie nahm die vierjährige Angelika mit und ließ den fünf Jahre alten, kränklichen Knaben dem Vater zurück. Ich blieb indeß heimlich in Antwerpen und wartete es ab, was der Anwalt und die Freunde der entflohenen Alide über den gekränkten und zornigen alten Mann vermöchten. Tolle, verwirrende Leidenſchaft! De Landas entſchloß ſich ſchwer zur Scheidungsklage; hauptſächlich weil das große Vermögen, das ihm Alide zugebracht hatte, als ihr beſonderes Eigenthum in ſeinem Geſchäfte lag und im Fall einer Scheidung zurückgezogen werden konnte. Endlich kam eine

Uebereinkunft zu Stande, nach welcher Alide einen bedeutenden Theil ihres Vermögens gegen Sicherheit und Verzinsung im Handelshause stehen ließ. Die Scheidung, oder vielmehr die katholische Trennung, ward nun bei der Behörde bewirkt, nachdem Alide inzwischen zur reformirten Kirche übergetreten war. Ich eilte im folgenden Frühjahre nach der Schweiz zu unserer Trauung. Ich hatte meinen Abschied genommen, weil ich keinen abermaligen Urlaub erhielt und auch die Erlaubniß zu heirathen sobald nicht würde bekommen haben. Wir wohnten Anfangs drunten in der Stadt, bis ich den Ankauf dieser schönen Besitzung zu Stande brachte. Ich wählte den hiesigen Aufenthalt, weil ich der Provinz doch einmal durch Geburt angehörte, und besonders meiner Frau zulieb, die an der Gegend Gefallen fand, und in ihrer wunderlichen und leidmüthigen Stimmung eine halbe Verborgenheit suchte, während sie sich zu-

gleich durch die ihrer Schönheit und ihrem Reichthum gezollte Aufmerksamkeit der gutmüthigen, kleinstädtischen Einwohner geschmeichelt fühlte. Wir glaubten nicht anders, als höchst glücklich zu sein, und konnten doch mitten in diesem Glücke nicht vergessen, auf welchen leichtfertigen Wegen, mit welcher Verletzung von Personen und menschlichen Anordnungen wir uns das Glück verschafft hatten. Ich war kein tiefer Denker, ich hatte mich nie gewöhnt, aus letzten Gründen zu prüfen, wozu mich ein frohes, keckes und im Ganzen zum Guten gebildetes Herz trieb. Allein ich täuschte mich doch nicht lange darüber, daß Leidenschaft und Liebe zweierlei Dinge seien. Eins knüpfte mich dennoch im Verlauf unseres stillen Zusammenlebens immer inniger an Aliden, daß sie nämlich Schutz, Rechtfertigung, religiösen Glauben, neue Heimat und Alles an mir und durch mich allein hatte. All' mein männlicher Stolz war aufge-

boten, ihr dieſen Beſitz, dieſe Exiſtenz, dieſen Lebensinhalt nicht zu kürzen, nicht zu betrüben. Dies war, glaube ich, das edelſte Stück unſerer Liebe, die mit Kindern ungeſegnet blieb. Doch fehlte es mir nicht an Annehmlichkeiten des Lebens; der Landbau, die Erziehung Angelika's, Muſik und Malerei füllen unſere Tage. Der geſellige Verkehr mit der Stadt zieht meine Frau mehr als mich an; ich finde ihn ohne Geiſt, ohne tiefere Intereſſen. Dafür machen wir jährlich eine Reiſe, gewinnen neue oder erfriſchte Lebensanſchauungen und halten, ſo zu ſagen, die verſteckte Bucht unſerer Heimat unter Einwirkung von Ebbe und Flut der Welt. Seit den anderthalb Jahren, die Sie nun bei uns ſind, Veronika, lerne ich durch Ihr Auge und Herz auch manches kleine Glück um uns her ſchaffen. Ich ſah wohl auch früher viel Armuth in dieſem Dorf und umher; allein ich verſtand es nicht, ihr auf die rechte Weiſe ab-

zuhelfen, oder die Aengſtlichkeit und Engherzigkeit meiner Frau in Geldſachen ſchüchterte mich ein. Sie ſind ſo erfinderiſch, liebe Freundin, den Dürftigen und Gedankenloſen oft mit kleinen Mitteln zu helfen, indem Sie ihnen eine Richtung geben, ſie zur Selbſtthätigkeit, zu paſſenden Unternehmungen anregen, kurz, ſie mündig und muthig machen. Wie viel habe ich ſelbſt dabei gelernt und gewonnen! Noch Eins darf ich nicht vergeſſen; Sie haben mich durch Ihre Vorleſungen und Urtheile in das mir früher ziemlich fremde Gebiet unſerer Literatur eingeführt. Kurz, mein Leben iſt immer ruhiger und reicher geworden. Nur bemerke ich leider! ſeit Ihrer Ankunft, beſte Veronika, auch deutlicher die Mängel und Rückſchritte meiner Frau.

Wie denn ſeit meiner Ankunft? fiel Veronika erſchrocken ein. Wäre ich denn im mindeſten ſchuld daran? O mein lieber Baron, dann laſſen Sie mich noch in dieſer Stunde ziehen!

In dieſer lebhaften Empfindung hatte ſie ſich erhoben. Der Baron ſprang auf. Veroronika, ich beſchwöre Sie, rief er und faßte ihre beiden Hände, als ob er eine Fliehende halten wollte. Nein, hören Sie nur! Ich glaube, es kömmt daher, daß wir unſer ſtilles, wohlthätiges Schaffen im Orte großen Theils vor Alden geheimhalten müſſen. Daher nehme ich jetzt die engherzigen Rückſichten mehr wahr, denen unſere ſonſt ſo weltfrohe Alide mit jedem Tage mehr nachgibt. Dabei werde ich auch inne, daß ihr abergläubiges Weſen mehr und mehr aus der luſtigen Geſtalt herunterfällt, in der es einſt einen poetiſchen Reiz für mich hatte. Was mich aber am meiſten ängſtigt, ſo ſteht — jetzt leer von ſeiner alten Leidenſchaft — ihr Herz im Zuſammenhang mit den römiſch-katholiſchen Unruhen der Zeit. Wie ſoll ich ſagen? Man ſpricht von Quellen, die in unterirdiſcher Verbindung mit fernen Seen ſteigen und fallen.

Man hat noch andere Sympathien im Leben. Erinnern Sie ſich des ſchönen Gedichtes von Goethe, das Sie uns letzt vorlaſen: „Wenn die Reben wieder blühen, rühret ſich der Wein im Faſſe.“ So, glaube ich, brauſet der abgelagerte Katholicismus aufs neue in Alidens Herzen. Ach, Veronika! Dies Herz meiner theuern Alide — ich ängſtige mich, daß es ſich ſelbſt verliert und daß es mir verloren gehe.

Der Baron ließ ſich auf die Ruhebank zurückſinken und blickte ſchmerzlich hinab nach dem Dom, woher das Geläute zum Hochamt heraufstönte.

Beruhigen Sie ſich, lieber, edler Mann! ſagte Veronika, indem ſie ihre Hand ſanft auf ſeine Schulter legte, aber raſch wieder zurückzog. Es kann ein vorübergehendes Leiden ihrer Seele ſein. Die Baronin iſt ja, wie Sie ſelbſt ſagen, früher anders geweſen, mit ſich zufriedener und daher gewiß auch wohlwollender gegen Andere.

Sie kann wieder genesen, wieder empfänglicher werden für eigene Freude, für Liebe und fremdes Glück.

Meinen Sie, Veronika? rief der Baron und blickte heiter auf. Es ängstigt mich nur manchmal, daß Alide doch blos aus Leidenschaft zu mir Protestantin geworden ist, ohne daß sie eigentlich dem Katholicismus entwachsen war. So liegt ihre Seele noch immer unter seinem Zauber und Bann. Ich werde jetzt — Man sollte gar nichts lernen, wenn man kein tiefes Glück in sich hat! Seit ich mich mit der Chemie ein wenig befasse, werde ich die Vorstellung gar nicht los, diese Mischung protestantischer Ansichten mit katholischen Gewohnheiten in Alidens Herzen habe wol eine Zeit lang gut gethan, so lange die Leidenschaft der Liebe das Bindemittel abgab. Nun trübt sich aber schon die Mischung, Zersetzungen drohen vorzugehen, Niederschläge können erfolgen und am Ende

erkenne ich das Herz nicht mehr, das ich in der reizenden Faſſung des Körpers geträumt und mit Ungeſtüm auf ewig an mich geriſſen habe. Sehen Sie nur, Veronika, wie ſie dieſen Morgen wieder nach dem Rathe des General-Vikars eilt, um eines Traumes willen! Ich kann über den Traum lachen, aber warum zum Vikar?

Es war mir auch ſehr betrübend, verſetzte Veronika, doch mehr, weil ich Ihnen anſah, daß es Sie kränkte, lieber Freund. Sonſt hätte man ja der Baronin den kindiſchen Troſt gönnen mögen. Verzeihen Sie mir das Wort, mein Freund! Denn daß ſie zum Vikar geht und nicht etwa zum Superintendenten, finde ich doch ſehr natürlich; die gnädige Frau fühlt wohl, daß ſie für ihre Sinnesart in unſerer Kirche keine Handhaben und keine Aufmunterung findet, und ſucht alſo eine Zuflucht auf, wo man für alle Seelenängſte Troſt und Theilnahme bereit hält, weil man eben dem geiſtigen

Menſchen nicht auf die eignen Beine helfen, ſondern ihn nur für immer leiten und führen will. Freilich liegt grade darin auch das Bedenkliche für die gnädige Frau. Ihren Traum würde ſie bald wieder vergeſſen, dieſe wunderliche Zuverſicht auf Erfüllung deſſelben würde vorübergehen. Aber, wenn auch der Traum nichts zu bedeuten hat, was läßt ſich nicht daraus machen, wenn ihn geiſtliche Herren für ſolch ein Gemüth bearbeiten wollen? Hierin liegt allein Grund zur Beſorgniß. Indeß — der General-Vikar iſt ja ein wohldenkender, aufgeklärter Mann!

Mag ſein, erwiderte der Baron. Aber bei nicht energiſchem Charakter und viel perſönlicher Eitelkeit hangt ihm noch aus den Jahren her, wo die Frauen ihm, als einen ſchönen jungen Mann, freundlich thaten, die Gewohnheit an, gegen hübſche Frauen artig zu ſein. Jetzt predigt er als ein Mann, der eine Diöceſe gewon-

nen hat, träumt wol aber noch manchmal von der Zeit, da er auch dem Leben Manches abgewinnen wollte. Darum wird er ſchwerlich meine Frau richtig und in unſerm Sinn angemeſſen behandeln. Doch — ich bin erſchöpft, bin unſäglich traurig geworden an dieſem ſchönen Tage. Denken Sie für mich ein wenig nach! Rathen Sie mir, unterſtützen Sie mich! Welch ein Segen dieſes Feſttagmorgens, daß ich dazu kam, mich Ihnen zu entdecken, ſo unerwartet und abſichtlos! Und grade unter dieſem Apfelbaume, um den ich es nicht verdient habe.

Nein, lächelte mit heimlicher Rührung kämpfend, Veronika. Sie haben ihn ſchon oft genug verwünſcht.

Ja, ich hätte ihn ſchon vor Jahren gern weghauen laſſen und hier eine Laube oder ein Zeltchen angebracht. Er ſperrt mir da vor meinem liebſten Fenſter die Ausſicht nach dem ſchönſten Abhang des Gebirges und deckt mir

einen Theil der Landſchaft mit ſeinen breiten Aeſten. Meine Frau will ihn aber durchaus nicht verlieren, weil ſeine Aepfel gewöhnlich gerathen und ſie die Renetten liebt. Nun mag er denn noch länger geduldet ſein um der Frucht willen, die er mir heut aus ſeinen Frühlingszweigen zufallen ließ, Ihre Freundſchaft und Theilnahme, liebe Veronika!

Die Freundin war tief bewegt. Sie wollte es nicht merken laſſen und entfernte ſich wie zu einem häuslichen Geſchäft. Auf ihrem Zimmer aber, das von der Morgenſonne erhellt, von Reſeden auf dem Blumentiſchchen durchduftet war, fiel eine ſolche innere Heiterkeit in ihr Herz, ein ſolcher Frohmuth, daß ſie hätte aufjauchzen mögen. In ſolchen Stimmungen, und nur in ſolchen, pflegte ſie zu ſingen. Sie war grade für Muſik nicht ſonderlich begabt und hatte auch bei leidmüthiger Stimmung den glücklichen Drang, ſich lieber durch Beſchäfti-

gung zu helfen, als ihren Empfindungen träumeriſch nachzuhängen. Jetzt aber öffnete ſie den Flügel mit dem ganzen Deckel, ſetzte ſich und ſang mit ihrer weichen, aber nicht ſtarken, Stimme eines der wenigen Lieder, die ſie eingeübt hatte. Es war des Barons Lieblingslied. Sie hatte es nicht bedacht, ihn aber traf es in ſeiner leidvollen Stimmung mit doppelter Gewalt. Morgenwind und Blumendüfte umſäuſelten ihn. In ſeiner Künſtlerſeele war er ohnehin ſo leicht zu rühren, und jetzt brach er vollends in Thränen aus. Er ſuchte das heimlichſte Plätzchen des Parkes, um ſeine Wehmuth ungeſtört auszuſchlürfen, aber auch um in ſolcher Weichheit nicht geſehen zu werden; denn er ſagte ſich gern vor, daß ihm Das nicht abgehe, was ihm juſt fehlte, die derbe Mannheit ſeiner ritterlichen Ahnen.

Die Baronin kehrte unerwartet früh aus der Stadt zurück. Eine Unruhe entstand im Hause; denn die Hast und das gespannte Wesen der Herrin regte die Dienerschaft auf. Die Leute sprangen hin und her, als ob sie mit der Gebieterin in gleichen Takt zu kommen suchten, oder auch, um durch rasche Bewegung dem unsichern Wetterschlag ihres Tadels zu entgehen. Angelika, das liebliche Kind, sah ruhig, aber niedergeschlagen aus, und fragte nach Veronika. Diese kam schon die Stiege herab. Auch der Baron eilte aus dem Garten herbei, wo er sich von seiner träumerischen Stimmung nach und nach erquickt hatte.

Die Baronin warf sich an seine Brust und rief aus: Ach, mein Gustav! was hat sich Trauriges begeben! Denke Dir, eben erhalte ich Briefe, mein Mann ist todt!

Was? fuhr der Baron auf.

Mein Vater, lieber Papa! fiel Angelika weinend ein.

Ja ſo! erwiderte er. Der alte de Landas iſt geſtorben, der Wechsler de Landas in Antwerpen? Und darum erſchreckſt Du mich ſo!

Er ſuchte ſeine Verſtimmung zu bezwingen und fuhr gelaſſen fort: Komm, Alide! Beruhige Dich! Umarme mich und fühle, daß Dein Mann noch lebt!

Du willſt mich auch nie richtig verſtehen und nehmen, Guſtav! verſetzte die Baronin. Doch komm nur und höre! Hier ſind die Briefe.

Der Baron führte ſie hinauf in ihr Zimmer. Angelika hielt ſich an ihre Erzieherin und erzählte ihr flüchtig, wie es in der Stadt ergangen war. Mutter und Tochter waren nämlich im Gaſthof abgeſtiegen, in welchem ſie für ihre öfteren, flüchtigen Stadtbeſuche ein Zimmer hatten. Von da waren ſie nach dem Dom gegangen, wo Angelika den zweiten Sopran in

der Meſſe zu ſingen hatte. Inzwiſchen wurden die Briefe ausgegeben und die Baronin fand bei ihrer Rückkehr aus der Kirche das ſchwarzgeſiegelte Päckchen vor. Es enthielt einen umſtändlichen Bericht des alten Geſchäftsführers Heſſelts mit einer Ueberſicht über den Vermögensſtand des Hauſes und einen zärtlichen, frommen Brief ihres Sohnes Joachim de Landas. Die Baronin hatte nun den General-Vikar unbeſucht gelaſſen, hatte ihn nur mit ein paar Zeilen von ihrer traurigen Abhaltung benachrichtigt und war ſchnell nach Hauſe gefahren.

Auf ihrem Zimmer überſetzte ſie den flamändiſchen Brief des Geſchäftsführers und der Baron hörte nachdenklich zu. Am Schluß ſagte ſie: Da ſind nun unſere Sommerprojecte zerplatzt. Wir ſollen und müſſen nach Antwerpen. Das Teſtament muß eröffnet, die Geſchäfts- und Vermögensangelegenheit geordnet werden. Mein Sohn iſt noch nicht volljährig und, wie

Hesselts meldet, bedenklich leidend. Ach der treue Hesselts! Erinnerst Du Dich noch des dienstbeflissenen Mannes, Gustav? Weißt Du, wie er immer so schief und gebückt einherging, als hätte er auch im Gehen noch das Schreibepult und den Schemel an sich hangen?

Sie trat vor den Spiegel, um ihre verweinten Augen mit dem angenetzten Taschentuche zu erfrischen und setzte dann hinzu: Aber er ist so treu und gefällig, der gute Hesselts, und hat mich immer so liebgehabt. Auch Dir war er sehr zugethan.

Zu Mittag waren einige Freunde aus der Stadt geladen, die man nicht mehr abbestellen konnte; vielmehr war der Baron froh, daß die Aufregung seiner Gemahlin durch den Besuch eine Ableitung erhielt. Auch am Abend entzog er sich den Verhandlungen, die dann am Morgen desto ungestümer zurückkehrten; denn die Baronin hatte fast gar nicht ge-

ſchlafen und war ungewöhnlich aufgeregt. Eine Stelle des Briefes war ihr in der Nacht erſt recht bedenklich aufgefallen. Ja, Sie müſſen kommen! hieß es darin. Ihre Gegenwart, gnädige Dame, wird Ihren leidenden und — ſchwachen Sohn, Herrn Joachim de Landas, mündiger machen, als er iſt, und ihn hoffentlich gegen den Einfluß jener ehrwürdigen Männer ſchützen, die ihn über die Beſtimmung eines ſo bedeutenden Vermögens leichter irre zu machen, als ſeine Geſundheit herzuſtellen geeignet ſind.

Man überlegte, was nur damit angedeutet ſein könnte, rieth aber nur im Allgemeinen auf bedenkliche Einmiſchungen in die Vermögensangelegenheit des Hauſes. Veronika dachte an jeſuitiſche Abſichten der Prieſterpartei in Belgien; allein ſie hütete ſich, eine ſolche Aeußerung vor der heut ſo gereizten Baronin zu thun. Bei der Vorſtellung von Verluſten oder Bevortheilungen gerieth die Baronin in den heftigſten Eifer.

Es ſollte ohne Verzug nach Antwerpen gereiſt werden; man wollte jeder Gefahr vor Verluſt, jedem Einſpruch in das Vermögen mit Nachdruck begegnen. Nun kam aber auch die Badereiſe wieder zur Sprache. Dieſe ſollte über die andere Angelegenheit doch nicht aufgegeben werden. Nein, rief ſie aus, die Zukunft, die Beſtimmung unſeres Kindes ſoll und darf nicht hintangeſetzt werden. Mein Traum ging ausdrücklich auf ein Bad hin; es war ein ungeſtümes Waſſer dabei, wie ich auch geſtern erzählt habe.

Sie hielt bei dieſer Erinnerung jäh inne, und rief dann, wie vor ihrem eignen Gedanken erſchrocken: Ach Gott — Seebad! Oſtende! Ei du mein Herr und Himmel! wie doch die Fügungen zuſammentreffen! Erſt ein Traum und nun das unerwartete Ereigniß, das dieſem Traum eine Beſtimmung, eine Richtung gibt. Du lächelteſt geſtern ſo ungläubig, Guſtav, und

meinteſt, mein Traum ſei die Folge vorhergegangener Geſpräche; allein, haben wir denn nur eine Ahnung dieſes Todesfalles gehabt? Keine Nachricht von einer Krankheit iſt uns zugekommen; ich weiß nicht, wann wir zuletzt einmal von de Landas nur geſprochen hätten. Nein, nein, beſter Mann, ſei nicht ſo ungläubig! Widerſetze Dich höhern Fügungen über das Glück unſeres Kindes nicht!

Der Baron ergab ſich mit ſtiller Geduld in die unermüdliche Wiederkehr dieſer aufgeregten Verhandlungen. Nachmittags ward er ſogar munter dabei. Du wirſt mit Deinem ſchwärmeriſchen Glauben in große Verlegenheit kommen, liebe Alide! ſagte er. Du haſt geträumt, wir hätten gleich im Bade Verlobung gehabt und das verbietet doch nun die Trauer, die unſere Tochter anlegen wird, wenn ſich ja der geträumte Lichtenberg finden ſollte. Siehſt Du,

Beſte, Träume und Vorfälle können auch mit einander in Widerſpruch kommen! Indeß wollen wir vor Allem ruhig dieſen Herrn von Lichtenberg abwarten und kein Heu hinter die Raufe ſtecken, ehe wir den Gaul haben. Mit dem Seebade bin ich aber ganz einverſtanden; dieſe Wendung iſt mir recht und lieb. Der Arzt ſprach ſchon früher davon, und ich glaube ſelbſt, daß ich für meine verſtimmten Nerven nichts Beſſeres thun kann. Dazu die hübſche Reiſe — vortrefflich! Nun ja! So weit ſind wir einig, Beſte. Nun aber ruhig, meine Theuerſte! Wir wollen uns nicht ſo abhetzen. Was ſich fügt und findet, findet und fügt ſich auch. Komm, Angelika, wir wollen ein wenig in den Garten gehen!

Das Kind ſchlang ſich an ſeinen Arm, und da er ſeine Gemahlin eben in das Seitenzimmer eilen ſah, flüſterte er Veronika zu: Ich will

mir doch ihre wunderlichen Träumereien immer noch lieber gefallen laſſen, als dieſe Jähhaft in Geldſachen!

Die Baronin war ſo vergnügt über ihres Mannes Zuſtimmung zu dem Seebad und über die glückliche Wendung, die es dadurch mit ihrem Traume zu nehmen verſprach, daß ſie ſich höchſt freundlich und in ihrer Weiſe ſelbſt herzlich gegen Veronika bezeigte. Bei der Leidenſchaftlichkeit, mit der ſie Alles betrieb, kam ihre Umgebung überhaupt am beſten davon, wenn ihre Unruhe auf einen entfernten Gegenſtand fiel, für welchen ſie Theilnahme und Mitbethätigung Anderer nöthig hatte. Jetzt waren es die niederländiſchen Angelegenheiten, die antwerpener Verlaſſenſchaft und das Seebad. Und zu dieſen handgreiflichen Intereſſen ſtimmten jetzt, ſo ſchön es die Baronin nur wünſchen konnte, die träumeriſchen Anliegen ihres mütterlichen Herzens. Für den Augenblick kam noch eine kleine Be-

ſorgung hinzu. Der Baron hatte eben der Trauer erwähnt und ſie eilte nun mit Veronika dieſe ganz überſehene Toilettenſache zu berathen.

Im Garten ging Angelika eine Strecke ſtillſchweigend neben ihrem Stiefvater, bis ſie an eine ſchattige Stelle kamen. Hier blieb ſie ſtehen, faßte ſeine beiden Hände, ſah ihm lächelnd in die Augen und ſagte: Warum, lieber Vater, ſprichſt Du denn dergleichen immer zu Veronika, wie eben beim Weggehen? Warum ſagſt Du es denn nicht mir? Ich weiß, daß Du nicht immer zufrieden mit der Mutter biſt, aber Du ſollteſt es lieber mir klagen. Veronika iſt Dir ja doch fremder, als ich es bin, wenn gleich Dein Stiefkind. Ich liebte ſonſt Veronika ſo ſehr, aber ſeit kurzem könnt' ich ſie haſſen und bin ihr manchmal recht gram. Thu's lieber nicht mehr, Väterchen! Du haſt mich gelehrt,

Alles lieb zu haben, ſelbſt die Maulwürfe, die im Garten wühlen, und die garſtigen Eidechſen, die ſich dort am alten Gemäuer ſonnen. Mache nun nicht, daß mir die edle Veronika zuwider wird. Willſt Du wol, Papa?

Nicht ohne einen Anflug von Befangenheit verſetzte mit weicher Stimme der Baron: Liebes Kind, Engelsknöspchen! Ich möchte Dich in lauter Liebesluft und Freudenſonne aufgehen ſehen; was frommt es Dir, wenn ich mich über die Mutter betrübe, daß ich es Dir klage? Soll ich Nagewürmchen in Deine Herzensknospe legen? Weißt Du, wie ich geſtern eins von der angenagten Roſenknospe wegſchnelzte? Soll ich Dich grauſamer behandeln, als unſere Roſen?

Oho, Väterchen! rief Angelika, jetzt mit leichterem Herzen ganz munter. Ich kann das auch beſſer vertragen. Ich bin ja nun ſechzehn geweſen und fühle mich ganz ſtark und tüchtig.

Darin hat die Mutter Recht, daß ich ganz fertig fürs Leben bin. Nun muß ich mich auch an manchen Knuff und Puff des Lebens gewöhnen. Und siehst Du, wenn ich doch den Bade-Lichtenberg heirathen muß, so bekomme ich vielleicht auch Manches zu klagen, und mehr, als Du. Dann klag' ich Dirs, Väterchen, und keinem jungen Herrn, keinem von der Welt — keinem Referendar und keinem Lieutenant. Wir tauschen das mit einander aus, Papachen, und sind selig darin. Nicht wahr? Aber geh' doch, laß Dich das nicht rühren, Herzensväterchen!

Sie fuhr rasch mit ihrem Batisttuch über seine Augen und küßte ihn. Nicht wahr, sagte sie immer vergnügter, es hangt mir doch etwas vom antwerpener Vater an? Ich meine etwas vom Wechselgeschäft. O ja, Du hast mich wol zum hochdeutschen Edelfräulein erzogen, wir haben die Fouqué'schen Sachen gelesen und Allerlei geträumt, hast mir oft gesagt, was wahr-

haſt adelig für edle Herzen ſei; wer weiß denn aber, ob Kummer und Hoffnung, Traum und Liebe auszuwechſeln, ein- und auszutauſchen, nicht die Lebensbeſtimmung für das niederländiſche Fräulein Angelika de Landas iſt, blos weil ſie ſich durch die Mutter einen hochdeutſchen Papa eingetauſcht hat?

Bitterſüßer Engel! rief der Baron tief bewegt aus. Nein, ſo mir Gott helfe, ſollen all' dergleichen Wechſelgeſchäfte von Deinem liebevollen Herzen abgewendet bleiben. Ich will Dich glücklich ſehen, Du mir ſo theuer eingewechſeltes Kind! Eins in unſerm häuslichen Bunde ſoll doch ſeiner edlen Gefühle und des ſchönen äußern Beſitzthums froh werden, das uns verliehen iſt. Bei Gott im Himmel, Du ſollſt eine liebevolle, keine erträumte Verbindung und Zukunft haben!

O lieb Väterchen! rief ſie aus, indem ſie ihm ſchmeichelnd die Wange und den lichtbrau-

nen Bart ſtrich, meinſt Du, mir bange vor meiner Mutter geträumtem Lichtenberg? Nein, gar nicht! Es müßte doch toll zugehen, wenn ſich überhaupt ein Lichtenberg, und zumal ein unverheiratheter, im Bade fände, der mich überdies auch wollte. Und geſetzt, der dreifache Zufall träfe wirklich ein, ſo muß doch der Seebad-Lichtenberg mir auch gefallen, denk' ich. Die Göttin der Liebe iſt zwar, nach der Götterlehre, aus dem Schaum des Meeres geſtiegen; aber ich will keinen Mann aus Meerſchaum, wenn ich auch lang und ſchmal genug gewachſen bin, daß ich für das Pfeifenrohr dazu ausſehen könnte. Und fände ſich wirklich ein Lichtenberg in Oſtende ein, der die Mutter irre machen könnte, ſo iſt es ein wahres Glück, daß Oſtende ein Seebad iſt. Warum? Weil die Mutter ja ſchon lang weiß, daß ich mir aus Geſalzenem nie viel gemacht habe. Ich will einen ganz friſchen Lichtenberg, liebe Mutter, werd' ich ſagen, denn

ich bin erſt ſechzehn Jahre vorbei; der aus dem Salzwaſſer hält ſich auch noch eine Weile, bis ſich eine Frau von ſechsundzwanzig findet. Ei, er mag Veronika nehmen und kann Gott danken, wenn ſie ihn mag; denn Veronika würde einen rechtſchaffenen Mann ſehr beglücken. Meinſt Du nicht, Papa?

Schwätzerin! lächelte der Baron zerſtreut.

Siehſt Du nun, Väterchen, daß ich das Leben zu behandeln weiß, um Dir eine Vertraute zu werden?

Ja, ja, mein Kind, Du haſt früh im Leben einiges Misgeſchick kennen gelernt und kannſt es anmuthig tragen; aber tröſten kannſt Du darum noch nicht, dazu mußt Du älter werden. Aber wart' nur! Unter den Flutwellen des deutſchen Meeres ſollſt Du mir zur Freundin getauft werden. Unter dieſem Sturzbade wird ſich Bruſt und Herz erweitern; wir wer-

den gestärkter und glücklicher zurückkehren. Ja, glücklicher! Manches, was mich jetzt drückt und betrübt, wird mir bei kräftigeren Nerven viel erträglicher vorkommen, mit richtigem Herzschlag, leichter zu nehmen sein. Dann wirst Du auch Veronika ganz anders beurtheilen. Siehst Du, wenn ich ihr manchmal so eine Bemerkung zuflüstere, so geschieht es auch darum, daß ich ihre eignen stillen Betrachtungen über die Mutter auf heitere Weise verscheuche. Ich thu's zur Schonung für die Mutter.

Angelika sah ihn mit dem schönen offnen Auge fest an, schüttelte lächelnd den blondumlockten Kopf und sagte mit drohendem Zeigefinger: Väterchen, Väterchen, täusche Dich selber nicht! Es sieht so nicht aus. Ich weiß nicht grade, wie Du es meinst; aber für mich ist etwas Schmerzliches darin. Und höre! Ich soll Dich doch Väterchen nennen; wenn Du

aber ſo mit Veronika thuſt, dann rufe ich Dir — Herr Guſtav! Und dann denke nur daran, daß ich Deine Vertraute bin.

So—? lachte der Baron gerührt. Und ich—? Ich ſoll Dich doch küſſen als mein Kind. Wenn Du Dich aber zu meiner Kummerfreundin aufwirfſt, ſo laß ich das bleiben, denn einer Freundin küßt man die Hand.

Ganz recht, Väterchen — Freund! Und ich ſtelle dann meinem Vertrauten beim Handkuß jedesmal einen Wechſel auf ſein Kind Angelika zu. Siehſt Du, daß ich doch immer einen Hang für Wechſelgeſchäfte habe vom ſeligen Vater her! Ach der arme gute Mann! Ich liebe ihn ſo ſehr in Gedanken und erinnere mich ſeiner nicht mehr. Mein albernes Gedächtniß reicht nicht ſo weit zurück, wie mein Herzſchlag. Aber ſobald wir nach Antwerpen kommen, ſuche ich in unſerm Geſellſchaftszimmer die ſchöne Marmorbüſte des Vaters von dem

antwerpener Künſtler Wilhelm Geefs auf. Die Mutter ſagt, ſie ſei ſprechend ähnlich.

Indem ſahen ſie auf dem Dammweg über die Wieſe eine Kaleſche herankommen und erkannten an den trampeligen Pferden und dem hinten aufſitzenden Bedienten in ſchlottriger Livrée die geiſtliche Equipage des General-Vikars. Er wird zu uns kommen, laß uns der Mutter beiſtehen! rief Angelika ängſtlich und faßte den Vater zum Forteilen an der Hand.

Vor dem Zimmer ſchon hörten ſie die lebhafte Stimme der Baronin und fanden ſie im Wortwechſel mit Veronika. Sie beſchwerte ſich über vorlauten Widerſpruch der Mademoiſelle. Dieſe habe nach der Stadt fahren und Einiges zu den Traueranzügen auswählen ſollen, behaupte aber ſteif und feſt, es ſchicke ſich für die gnädige Frau nicht, Trauer anzulegen.

Angelika hat ſchon häusliche Trauer angelegt, verſetzte der Baron mit ein wenig erblaſſen-

der Ruhe, und bedarf vielleicht noch Einiges zum Ausgehen und auf die Reise. Für wen willst Du denn aber trauern, liebe Alide?

Der ruhige Ton, der feste Blick des Mannes brachte die Baronin einen Augenblick in Verwirrung, während welcher der alte Kammerdiener den General-Vikar anmeldete.

Ein schöner Sechziger in einem feinen schwarzen Talar, den platten, dreieckigen Hut in der Rechten, trat mit leutseliger Miene und geistlicher Haltung, leise, wie mit beschwichtigtem Podagra herein. Ein feines, heiteres Priestergesicht, eine von lichtem, weichem Haar umgebene Glatze, ein leichtes zuversichtliches Benehmen erinnerten an die lebensfrohen, gesellschaftlichen, wohligen Prälaten einer früheren, kirchenfriedlichen Zeit.

Beim Anblick des geistlichen Freundes war die eben noch so aufgeregte Baronin wie um-

gewandelt, voll vergnügter Aufmerksamkeit mit einer auffallend unterwürfigen Miene.

Wir wollten Ihnen unsere innige Theilnahme kundthun, gnädige Frau, bei dem unerwarteten Leid, das Ihnen widerfahren! sagte der Vikar mit wohllautender Stimme. Wir sind sehr erschrocken bei Ihrer so kurzen als schweren Todesnachricht.

Ich werde Ihres Trostes bedürfen, mein hochwürdigster Freund, versetzte die Baronin, wenn auch Andere glauben, daß für mich kein Grund zur Trauer sei.

Wie denn das, meine liebe gnädige Frau?

Es galt nur eine Frage der gesellschaftlichen Schicklichkeit, fiel der Baron ein, indem er dem General-Vikar einen Sessel anbot. Unsere gute Angelika legt nämlich Trauer für ihren Vater an und wir waren ungewiß darüber, ob auch meine liebe Frau füglich schwarze Kleider und Beileidsbezeigungen annehmen könnte.

Ein wenig betroffen von dieſer Aeußerung, wendete ſich der Prälat zu Angelika, ſagte ihr einige fromme, freundliche Worte, wobei er ſie mit Handauflegung und Bekreuzigung ſegnete. Angelika blickte verlegen unter der ſchönen Stirne hervor nach dem Baron, der mit Veronika lächelnde Blicke wechſelte.

Nach und nach kam eine leichtere Unterhaltung auf. Man ſprach von der bevorſtehenden Reiſe nach Antwerpen und Oſtende. Der geiſtliche Herr pries die ſchönen Gegenden, die herrlichen Kirchen und Gemälde, die man da zu ſehen bekäme, und die Baronin nahm ſchon einen Anlauf, von ihrem Traum zu reden, als der Baron mit dem Vorſchlage dazwiſchen kam, die ſchöne Stunde im Garten zuzubringen. Eure Hochwürden ſollen mir heut auf die Probe geſtellt werden, ſagte er. Ich habe eine friſche Sorte Wein erhalten, von einer Lage, die lange nicht in meinem Keller war. Erlauben Sie

mir, daß ich ſie Ihrer feinen Zunge als Räthſel vorſetze.

Der Vikar erhob ſich und begleitete im Geſpräche die Baronin. Im Garten ſchlug er, als wolle er die blühenden Sträucher betrachten, einen Seitenweg ein, während die Uebrigen nach dem gewöhnlichen Sitz unter dem Zelte wandelten, wo man den ſchönſten Blick nach der Stadt und ſeitwärts nach dem Gebirge hatte.

Alſo nach Antwerpen reiſen Sie, meine liebe gnädige Frau? ſagte der Prälat. Welche Erinnerungen werden da Ihre Seele ergreifen! Welche Erſchütterungen ſtehen dort dem Gewiſſen Ihres Gemahls bevor! Der Himmel füge es zu ihrem beiderſeitigen Heil! Das war vorhin ein ärgerlicher Misgriff, daß wir vor dem lebenden Manne unſere Condolenz wegen des verſtorbenen vorbrachten. Aber ſo geht es uns, ſo oft wir unſerm ſtrengen Beruf weltkluge Rückſichten auflegen. Hätten Sie mich beſucht,

ſo hätte ich Ihnen offener, als ich es aus Schonung für Ihren Herrn Gemahl auf dieſem Nebenwege thue, Glück wünſchen können, ſtatt zu condoliren.

Glück, mein hochwürdigſter Freund? erwiderte ſie. Sie meinen zur Erbſchaft, zu der leider! bedrohten Verlaſſenſchaft meines ſeligen —

Immer fallen Sie doch wieder auf ſolche nichtige Dinge, liebe Freundin! eiferte der General-Vikar. Was iſt Geld und Gut in den Augen eines Mannes, der das Himmliſche zu vertreten hat! Sie müſſen ſich des Irdiſchen und Sinnlichen mehr entſchlagen, gnädige Frau, Ihren natürlichen Hang bekämpfen. Iſt Ihnen denn noch nicht eingefallen, daß mit dieſer Todesnachricht die Einſegnung Ihrer dermaligen Ehe für Sie in Kraft tritt? Ja, ſehen Sie mich immer verwundert an! Sie haben mir doch in vertraulichen Stunden ſelbſt Ihre Zweifel bekannt, haben mir eingeſtanden, daß Sie

in Ihrem Innerſten ſtets Katholikin geblieben ſind. Mithin lebten Sie, mit Ihrer wahren, ſtillgläubigen Seele in einer katholiſch ungeſetzlichen Ehe; zwar nicht vor der Welt, in deren Augen Sie als Proteſtantin getraut waren, jedoch vor unſerer heiligen Kirche, die keine zweite Ehe einſegnet bei Lebzeiten des erſten Mannes, auch wenn man dieſen verläßt und gerichtlich geſchieden wird. Proteſtantin aber waren Sie nicht aus Ueberzeugung, ſondern um einer Leidenſchaft willen. Ruhig, liebe gnädige Frau! Ich ſage das nicht zu Ihrer Kränkung, im Gegentheil preiſe ich Sie jetzt darum. Die Leidenſchaft können wir Ihnen vergeben, ein Irrthum, eine Verblendung aber hätte Sie gar leicht mit Ihrer lebenden, katholiſch gläubigen Seele aus der Kirche vertrieben, außerhalb welcher die Gnade der Abſolution, der Erlöſung Sie nicht mehr erreicht hätte. Sehen Sie, darum wünſchen wir Ihnen Glück, daß durch die-

ſen Todesfall Ihnen die Wege wieder geöffnet ſind, Ihren Seelenfrieden mit Ihrer bürgerlichen Zufriedenheit zu verſöhnen. In dieſer Harmonie beſteht ja doch das wahre Glück hienieden.

O mein Freund, wie ſtreng gehen Sie mit mir um! ſeufzte die Baronin in tiefſter Verwirrung.

Es iſt der Augenblick dazu da, meine theure Freundin, erwiderte der Prälat; der Ruf des Heils ergeht wieder an Sie. Die Süßigkeiten bethörter Liebe, das Gift üppiger Freuden hatten Ihre Seele verwirrt und ins Irre geführt; bittere Wahrheit, aufrichtige Erkenntniß muß Sie retten. Bereiten Sie ſich vor auf den Eindruck Ihrer ehemaligen Heimat, kommen Sie mit tapferen Vorſätzen ſolchen Erſchütterungen entgegen und laſſen Sie es in doppelter Bedeutung eine Rückkehr ſein.

Wie konnten Sie mir alle die Jahre her ſo

artig ſein, hochwürdigſter Freund und hatten doch in Ihrem Herzen ein ſo ſtrenges Urtheil über mich?

Liebe, gute Frau, erwiderte der General-Vikar, ſollten wir Ihren Seelenfrieden, die Einigkeit Ihrer Familie ſtören, uns mit dem ſonſt edeln Baron verfeinden? Mit Gebet und Herzeleid ſahen wir dem Augenblick entgegen, da Sie ohne alle Störung aufhören könnten, im Concubinat zu leben.

O mein Herr und Heiland! rief die Baronin, indem ſie wie betäubt von dieſem Wort in die Knie ſank.

Stehen Sie auf! mahnte, ängſtlich umherblickend, der Prälat. Allein die erſchütterte Frau blieb, Alles vergeſſend, knien, verwirrt und mit gefalteten Händen aufblickend. Es war ein ſtiller Seitenweg, gegen den einen Flügel des Hauſes durch hohes Buſchwerk gedeckt, in welchem die Finken luſtig ſchlugen.

Ich nehme dies Ihr ſchmerzliches Gefühl als reumüthiges Bekenntniß an, ſagte haſtig der Vikar, und ſpreche einſtweilen Vergebung des Vergangenen über Sie aus.

Er betete mit gefalteten Händen die Abſolutionsformel, überkreuzte die Kniende und reichte ihr zum Aufſtehen die Hand. Kommen Sie nun, ſagte er freundlich, wir wollen den Andern keine Räthſel aufgeben. Beſuchen Sie mich noch einmal vor Ihrer Abreiſe. Vielleicht können wir Ihnen noch mit Rathſchlägen chriſtlicher Klugheit für Ihr künftiges Benehmen an die Hand gehen. Thun Sie's aber bald, denn wir ſelbſt haben kürzlich in kirchlichen Angelegenheiten zu verreiſen. Noch habe ich Ihnen keine Buße aufgegeben. Sie ſollen, zur Verbüßung Ihres langjährigen Irrens, eine tägliche Betſtunde, eine fromme Gemüthsſammlung halten. Vergeſſen Sie, verſäumen Sie das nie! Uebrigens ſchweigen wir über dieſen hei-

ligen Augenblick und ehren die Denkweise Ihres Gemahls!

Indem Beide jetzt dem Zelte nahe kamen, rief der Prälat heiter: Eben sprach ich von Ihnen, Herr Baron. Was haben Sie nicht in den wenigen Jahren hier zu Stande gebracht! Ich habe den Garten in seiner Verwilderung gekannt. Das feuchte Frühjahr hat den Wuchs der jungen Anlagen sehr gefördert. Aber, Sie verstehen das auch! Ihr Künstlerauge ist Ihnen bei dieser Gartenanlage sehr zu Hülfe gekommen, scheint mir.

Man zog das Zelt auf, da die Sonne hinter den Schloßflügel getreten war. Eine Collation stand auf dem Tische. Der Baron schenkte ein, und der geistliche Herr errieth wirklich mit flüchtigen Schlürfen den 1834er Rauhenthaler Ausbruch. Er ließ sich des Barons Verwunderung lächelnd zum gebotenen trefflichen Wein gefallen. Loben Sie aber meine Kenntniß der Weine nicht zu sehr, Herr Baron, sagte er; ich

habe solche, leider! aus fremden Kellern erworben, denn unsere geistlichen Tische sind jetzt sehr mager besetzt, nachdem der Zeitgeist uns die schönen Besitzthümer entrissen hat, die wir als Vermächtniß frommer Jahrhunderte besaßen.

Die Unterhaltung wendete sich auf nahe liegende, unbedeutende Gegenstände. Der Prälat gab sich am liebenswürdigsten in solchen leichten Plaudereien. Da kehrte sich seine natürliche, unbefangene Gutmüthigkeit heraus, seine frohe Laune kam in Schwung und es fehlte ihm dann nicht an guten Einfällen. Ohne wissenschaftlich im strengen Sinne zu sein, — denn von Philosophie hielt er nichts — besaß er doch mannichfaltige Kenntnisse, die ungesucht hervorkamen und ihm ein geistreiches Ansehen liehen. Einmal entfiel ihm in bildlicher Beziehung das Wort Traum. Dies Stichwort brachte der Baronin die große Angelegenheit ihres eigenen Traums in Erinnerung. Sie ließ sich vom Kopfschütteln

ihres Gemahls nicht abhalten, den bedeutsamen Traum zu erzählen und sich die Meinung des hochwürdigen Freundes zu erbitten.

Halten Sie uns für einen geschickten Traumdeuter? fragte er mit schalkhaftem Lächeln gegen den Baron.

Ich weiß wohl, erwiderte sie, daß der Glaube an Träume in unserer heutigen Zeit etwas Lächerliches hat; allein die Träume sind älter, als unsere Zeit und Denkart, und sind in der Bibel begründet. Gesetzt nun, es gäbe noch Seelen, wie in jenen Tagen, da Gott sich in Träumen offenbarte, sollte denn der Himmel unbedingt seine alten Wege aufgegeben haben, wie die Menschen alte Chausseestrecken liegen lassen, wenn sie eine neue Richtung angebahnt haben?

Sehr schön gesagt, meine gnädige Frau! Ein trefflicher Vergleich! versetzte der Prälat, nicht ohne einige Befangenheit zwischen den so ver-

ſchieden denkenden beiden Ehegatten. Nur der Name Lichtenberg in Ihrem Traume gefällt mir nicht. Nehmen Sie ſich in Acht, daß es nicht etwa einer unſerer jüngſten Philoſophen oder jungdeutſchen Literaten ſei, die gern auf reiche oder vornehme Damen ausgehen. Sie halten ſich alle für Berge des Lichtes und poetiſcher Begeiſterung, ſind aber nur Trugbilder auf dem Moorgrund des Unglaubens, hüpfende Irrlichter der Leichtfertigkeit. Sonſt kommen allerdings in unſern heiligen Geſchichten vielfach bedeutſame Träume vor. Schon Joſeph in Aegypten hatte königliche Träume auszulegen und der Nährvater Joſeph bekam im Traum ſeine Weiſungen wegen des göttlichen Kindes. Seitdem iſt nun die Welt allerdings mit einer großen Offenbarung für alle Zeit und Ewigkeit begnadigt worden, und der Himmel kann jene kurze Wegeſtrecken zeitweiſer Traumeingebungen als überflüſſig liegen laſſen. Ich bediene mich

Ihres geistreichen Bildes, meine verehrte Freundin! Wie aber solche verlassene Wegestrecken zum Privatgebrauch und zu Vicinalwegen noch immer dienen können, so dürfte in den kleinen Lebensangelegenheiten, auf welche sich jene ewige Offenbarung nicht erstreckt, die Vorsehung wol zuweilen auch noch durch Traumeingebungen wirken. Wenigstens muß man die Moglichkeit zugeben. Warum sollten auch fromme, gottergebene Seelen nicht zuweilen ein Vorgefühl der Zukunft haben? Manche Personen haben es ja sogar vom Wetter. Dergleichen wird freilich am ehesten solchen Gemüthern begegnen, die den Einflüssen des Zeitgeistes verschlossen sind, der freilich kein Träumer sein will, sondern ein Allwisser, ein Allesbegreifer. Sie lächeln, Mademoiselle Veronika?

Ich sollte meinen, Hochwürden, grade der Zeitgeist sei dermal ein ungewöhnlicher Träumer, mehr als jemals ein Träumer, versetzte

Veronika mit einer gewiſſen Aufregung. Führt er nicht im häuslichen Leben die alten Moden, Mobilien und Spielſächelchen wieder ein, bringt in Staat und Kirche das längſt Verſchmerzte und Verſchlafene wieder auf, der liebe Zeitgeiſt Roccoco?

Was hat das aber mit Träumen zu ſchaffen? fragte der Prälat ein wenig empfindlich.

Glauben Sie nicht, daß die Zeiten auch träumen, wie die Menſchen? antwortete Veronika. Die Zeiten haben ja auch Geiſt, Sie ſprachen ja ſelbſt vom Zeitgeiſt.

Darin möchte ich Ihnen beiſtimmen! rief lebhaft der Baron und Veronika fuhr ermuntert fort:

Ein geiſtreicher Arzt ſprach einmal bei meinem ſeligen Vater eine eigene Anſicht von den Träumen aus. Er hatte uns eben begreiflich gemacht, wie die Glieder und Organe des menſchlichen Körpers aus den in lebendiges

Blut verwandelten Speiſen ihre verſchiedenartige Nahrung und Ausbildung ziehen; dabei aber ſtets das Verbrauchte, Vernutzte ausſcheiden und ſich, ſo zu ſagen, mauſern, Beides hauptſächlich während der Ruhe des Schlafs. Eben ſo, ſagte er, nimmt die Seele aus der Natur und dem Leben ihre Vorſtellungen, Bilder, Begriffe, Gedanken; bildet und entwickelt ſich daran, ſcheidet aber auch das ihr Unbrauchbare, Veraltete aus; der Menſch beſſert ſeine Einſichten und Geſinnungen, indem er ſeine Irrthümer und Fehler ablegt. Ein Theil dieſer Seelenmauſer erſcheint in ſeinen Träumen, die darum meiſt ſo viel Unzuſammenhängendes, Verkehrtes, oft Tolles haben.

Welche thörichten, ſündhaften Gedanken! Herrlich, geiſtvoll! riefen zu gleicher Zeit die Baronin und der Baron. Und Veronika, ſo durch Tadel und Beifall noch aufgeregter, ſprach immer lebhafter fort:

Ich laſſe dieſe Anſicht dahingeſtellt ſein, allein ſie hilft mir doch viel, in jetziger Zeit Befremdliches erklären. Wenn mich die Wunderlichkeiten der Gegenwart betrüben wollen, ſo rufe ich mir zu: Ei der Zeitgeiſt mauſert ſich eben, das ſind die alten Federn, die er abwirft! Die kurzſichtigen Menſchen freuen ſich, wenn die Federn dieſes Adlers wie aus den Wolken fallen, — die alten Zeiten kehren wieder, glauben ſie. Und die Schelme, die ſich bei den alten Zeiten wieder gut befinden würden, leſen ſorgfältig dieſe Federn zuſammen, machen Popanze davon, oder verbreiten ſie umherſchleichend als Amulette. So wird mir Vieles erklärlich, was in Baiern, in der Schweiz, in Belgien und ſogar im hellen Preußen vorgeht. Haben wir nicht ſelbſt regierende Träumer? Einer friſcht die alten Wappenbilder wieder auf, der andere colorirt die alten Landcharten. Majoratsherren, Mönche, Pietiſten, wunderthätige Schäfer —

lauter Mauserfedern des träumenden Zeitgeistes!

Der General-Vikar erhob sich mit den heftigen Worten: Mademoiselle Veronika, Sie ereifern sich so lebhaft ins Blaue hinein, daß Sie — meinen schwarzen Talar ganz übersehen!

Der Baron, der aus Erfahrung wußte, daß der besonders beim Wein sehr reizbare Prälat leicht ins Ungeschlachte fallen konnte, wendete sich rasch zu seiner Gemahlin mit der etwas übereilten Frage, ob die Küche gut genug bestellt sei, um Se. Hochwürden zum Abend einzuladen. Allein der Vikar dankte sehr entschieden. Wir erwarten Briefe mit der Abendpost, sagte er, die unsere Abreise bestimmen werden. Auch hat es uns ja nicht an vortrefflicher Bewirthung gefehlt. Hoffentlich wird uns die gute Belehrung unserer artigen Veronika nicht übel bekommen. Ich sage Ihnen übrigens noch nicht Lebewohl, sondern hoffe Sie noch

zu ſehen! Haben Sie freundlichen guten Abend!

Man begleitete ihn durch den Garten. Die Baronin eilte an ſeine Seite und ging in angelegentlichem Geſpräche mit ihm voraus. Der Baron Guſtav folgte langſam. Er führte die Tochter an der Hand, und ſah, vor ſich hin lächelnd, bald dem vorauswandelnden Paare nach, bald auf Veronika, die ſtill und verlegen nebenher ging. Was fehlt Ihnen, liebe Veronika? fragte er. Warum ſind Sie ſo ſchweigſam geworden?

Die Freundin klagte ſich an, den Gaſt der gnädigen Frau verletzt zu haben.

Guſtav lachte und ſuchte ſie zu beruhigen. Ei, war er denn nicht auch mein Gaſt, liebſte Freundin? ſagte er. Es kann ihm übrigens nicht ſchaden, Ihre ſchöne Traumdeutung der jetzigen Zeit gehört zu haben.

Ach, ich hatte eben ſelbſt geträumt und fand

nicht gleich die rechte Besinnung, erwiderte sie sehr weichmüthig. Wie ich nämlich dem Vikar zuhörte, träumte ich mich in unser kleines Pfarrhaus zurück und gedachte meines seligen Vaters, der freilich nur ein einfacher Landpfarrer und nicht einmal Superintendent oder Dekan war. Aber er hatte ein so edles und heiteres Gesicht, wie der General-Vikar. Was er mehr als dieser hatte, waren wir fünf Kinder. Wir umsaßen ihn, die selige Mutter ging geschäftig ab und zu, ein paar Freunde fehlten unsern Abenden nie. Wenn dann der Vater so behaglich sprach, zurückgelehnt und mit den weißen Fingern spielend, da waren es keine alltäglichen Gedanken mit hundert Mal wiederholten Bibelsprüchen gewürzt; unbefangen und liebevoll, ohne Vorurtheile und Amtsdünkel, sah er das Leben an, ich möchte sagen mit geweihtem Auge, das an jedem Menschen die Stelle sah oder suchte, wo er für die Ewigkeit gesalbt sei, an jeder

Erſcheinung in der Familie und Geſchichte durch die rauhe oder ſchmutzige Hülſe hindurch das Keimchen erkannte, mit welchem ſich die Schöpfung Gottes fortſetzen ſollte. Niemals habe ich ihn gegen den Zeitgeiſt ſchelten hören. Er ſah ihn für den Geiſt an, der aus der Menſchheit durch die Menſchen bald ſäuſelt, bald ſtürmt, bald Faules abreißt, bald Friſches treibt, unbekümmert um den Segen oder Fluch Derjenigen, die Vortheile dabei gewinnen oder Pfründen einbüßen. Ach der ſchönen Sommertage in der Laube von Geisblatt, die an den lauen Abenden von Segen und Liebe duftete!

Sie haben ein Glück, eine Seligkeit verloren, Veronika, die wir fremden Menſchen Ihnen mit all' unſerm Wohlwollen nicht erſetzen können, rief der Baron hingeriſſen aus.

So wars von mir nicht gemeint, Herr Baron! antwortete ſie. Jener Zuſtand häuslichen Glücks konnte ja nicht ewig dauern, und ich

fühle mich in meinem jetzigen Beruf und bei Ihnen nicht fremd. Hier habe ich eine jüngere Schweſter wieder gewonnen, und Sie, Herr Baron, ſehen mir meine Ungeſchicklichkeiten nach, wie es mein Vater that. Ich will ſagen, Sie ſehen mir ſie nach wie ein Freund — wie ein Bruder.

Sie umarmte Angelika um ſo inniger, als ſie ihres Erröthens über die Verbeſſerung ihrer, dem Baron geltenden Worte inneward. Sehen Sie, ſprach ſie dann weiter, dieſe Erinnerungen waren ſo lebhaft in mir geworden, daß ich des rechten Tons gegen den geiſtlichen Herrn verfehlte. Ach, welch' ein anderer Mann war doch dein Vater! dachte ich bei mir und — überhob mich in dieſem Stolze.

Aber, Veronika, der General-Vikar iſt doch ein gar lieber, hübſcher alter Mann, erklärte Angelika. Ich möchte wol ſolch' einen Großvater haben.

Gewiß! Und er gilt im Auslande mit Recht für einen ausgezeichneten Prälaten, erwiderte Veronika. Er hat, wenn auch nicht den vollen Goldgehalt, doch das reine Gepräge seiner Würde. Und am Gepräge hangen die Menschen, da für den Gehalt den Meisten die Streichnadel fehlt. Männer — pflegte mein Vater zu sagen — nehmen viel leichter die sinnliche Färbung, als den geistigen Duft ihres Standes und Berufs an. Wie selten vernimmt man darum aus dem Munde des Adeligen Adeliges, von der Lippe der Priester Worte der Weihe!

Papa, der Vikar blickt nach uns um, rief Angelika, und der Baron eilte hinaus in den Hof, um dem Scheidenden in den Wagen zu helfen.

Bei der Rückkehr des Barons und der Baronin in den Garten ſtahl ſich Veronika weg, um noch einen Abendbeſuch im Dorfe zu machen. Im Allgemeinen war ſie ein wenig ängſtlich darin, die Perſonen oder Geſchäfte im Auge zu behalten, die auf ihre Verwendung vom Baron, ihrem Freunde, unterſtützt wurden. Dabei aber ſpielte ihr ein liebevolles Herz manchen kleinen Streich; indem ſie für einzelne Menſchen oder Unternehmungen ein vorherrſchendes Intereſſe faßte, über das ſie wol auch etwas näher Liegendes oder Wichtigeres vergeſſen und verſäumen konnte. Jetzt war es das Anliegen des jungen Mannes, den ſie geſtern früh im Garten weggeſchickt hatte. Dieſer nämlich, ehrlich und eifrig, wie er war, beabſichtigte, mit des Barons Vorſchüſſen ein Geſchäft zu gründen, an dem es in der Stadt gänzlich fehlte und welches ihm ſo reichlich zu ernähren verſprach, daß auch eine alte Mutter und lahme

Schweſter ihren Unterhalt durch ihn gewännen. Und eben dieſer Familie galt ihr Spätbeſuch.

Als ſie hinaus auf den Dorfweg kam, ſah ſie noch die Kaleſche fahren, die von der dichten Schafherde des Barons war aufgehalten worden. Der Schäfer ſtand an der Thüre des groſſen, neuen Schafſtalles und trieb mit ſeiner Schüppe, unter launigem Zuſpruch, die Schafe in den Stall. Veronika kannte ihn als einen ſonderbaren Menſchen, der bei allerlei mechaniſchen Geſchicklichkeiten einen guten Verſtand zeigte. Er war bei ſeinen Schafen ſo wenig verkümmert, daß er vielmehr in den umliegenden Dörfern für ungläubig und für ein loſes Maul galt. Bei dem Baron ſtand er ſeiner Geſchicklichkeit und kecken Antworten halber ſehr in Gunſt.

Guten Abend, Baſtian! rief ihm Veronika zu und als er ſich freundlich umwendete und dankte, fuhr ſie fort:

Es ist mir lieb, daß Du nicht so unwirsch gegen mich thust, als gegen den Herrn General-Vikar, der doch jetzt statt des Bischofs ist. Mir schien von weitem, Du warst wenig um die geistliche Kutsche bekümmert.

Ei nun! versetzte er. Mein Herr Amtsbruder war eben nicht im Amte, ich aber.

Dein Amtsbruder? Was sagst Du, Bastian?

Ja doch, Mamsell Veronika: Wenn sich die Bischöfe so gern mit Hirten vergleichen, so müssen sie sichs auch umgekehrt gefallen lassen. Ich bin der Bischof von diesen funfzehnhundert Stück Schafen, ohne die Schöpse, die meine Pfründherren vorstellen. Und, Mademoiselle, gucken Sie mich einmal recht an, steht mir die Schäferschüppe nicht wie ein Krummstab zu Gesicht? Und wenn ich da die schlappe Krämpe an meinem Hut, die mich vor Sonne und Regen schirmt, hinaufschlüge, wie es die andere ist, wärs nicht richtig ein Ding, wie

es der Biſchof trägt, eine Wimpel, wie ſies heißen?

Infel, Baſtian, Infel willſt Du ſagen. Aber Du hatteſt ja nicht einmal den Hut abgenommen vor der Kaleſche. Das geht doch nicht, guter Baſtian!

Nein, Jungfer Veronika, es ging auch nicht. Ich hätte nur meine Schafe ſtutzig gemacht mit dem Hut in der Hand. Und was hätten meine Schöpſe dabei denken ſollen? Es ſind ein paar theologiſche Doctoren drunter. Wir haben ſie von Würzburg bekommen. Sie ſtutzen bei jedem Papierſtreifchen am Weg und ſtoßen gern von hinten.

Er zog lachend den Schlüſſel aus dem Hängeſchloß der Stallthüre und begleitete Veronika einige Schritte bis zum nahen Brunnen. Ein ſteinerner Johannes mit dem Lamm unterm Arm machte den Brunnenſtock; aus dem Maul des Lammes ſprang in hellem Strahl das Waſſer

in ein kleines, muſchelartiges Becken und floß in einen tieferen Trog zur Tränke des Viehs ab. Von hier hatte man über einen breiten, abhängigen Platz und über die Dächer der niedrig ſtehenden Häuſer hinweg einen weiten Ausblick nach den Feldern und Triften des nahen Bergzuges bis zu dem noch höhern Walde. Baſtian wuſch ſeine Hände und blickte, während er ſie am Kittel aus ungebleichtem Leinen trocknete, nach der Höhe hinauf. Veronika ſah ihm mit Wohlgefallen in das braunglänzende Geſicht mit der ſchmalen Naſe, die herrlichſten Zähne kamen zum Vorſchein und die braunen Augen waren lauter Licht.

Sehen Sie, auf jener Höhe weiden wir jetzt, ſagte er. Gras und Kräuter ſind in dieſem feuchten Frühjahr kräftig gewachſen und helfen uns über den Futtermangel des letzten trocknen Sommers hinaus. Wenn man ſagt, die Biſchöfe ſtehen unmittelbar unter dem Him-

mel, so trifft das bei uns Hirten wörtlich zu. Wir sind noch Bischöfe nach der alten Kirche, Hirten zu Fuß. Die in Kaleschen fahrenden haben deshalb auch die vordere Hutkrämpe noch hinaufgeschlagen, weil sie von Sonne und Regen nicht mehr incommodirt werden, sind ewig unzufrieden mit der Welt und über ihre Einkünfte und mischen sich in anderer Leute Händel. Ich hüte meine Lämmer, freue mich an Allem, was um mich her wächst, auch wenn ichs selbst nicht abweiden darf, und suche keines andern Hirten Schafe zu verlocken.

Aber mit Messe und Predigt sollst Du's viel zu lau nehmen, guter Bastian, wie man sagt.

O Mamsell Veronika, die höre ich da droben! rief er aus und sein sprechendes Gesicht nahm einen feierlichen Ausdruck an. Ich sehe die Wolken grau und farbig hin und her ziehen, sich heben und neigen, wie die Meßpriester in

ihren weißen und verbrämten Gewändern thun. Die Thäler am Fuße des Gebirgs dampfen in der Früh' ihren Nebelweihrauch; dann steigt die Sonne, wie eine goldene Monſtranz, auf und wird in einer Weltproceſſion von Morgen nach Abend getragen; die lange Andacht des Tages dauert, bis das ſegnende Heiligthum da drüben wieder eingethan wird in das purpurrothe vergoldete Tabernakel. Das Hundert- und Tauſendfältigſte geht jetzt vor, was Alles auf die Sonne gewartet hat und von ihr gedeiht. Da hab' ich dann ſo meine Gedanken über die verſchiedenen Andachten und Glaubensweiſen der Menſchen ſo wie über Das, was ſie im Gottesſchein ihres Lebens treiben und zu Stande bringen. Wie wunderlich kömmt mir da manchmal vor, was ich in Kirche und Schule gelehrt worden bin! Ich ſoll glauben, wir Katholiſchen würden allein ſelig. So kindiſch iſt der Apfelbaum nicht mit ſeiner reichen, rothbäckigen Frucht;

dieweil er mit ſtarkem Leib und ausgeſpannten Armen hochgeſtreckt zum Himmel ſieht, hält er ſich nicht für beſſer, als den dünnen Kornhalm, der ſeine blaſſe Aehre demüthig ſenkt und deſſen Körner doch auch Gedanken ſind, von denen wir Alle leben. Dazwiſchen kömmt nun mein kleiner Peter heraus mit der Suppe im Henkeltopf und glühroth vom Steigen und Eifer. Wir eſſen zuſammen mit den hölzernen Löffeln, die uns die Zähne nicht verderben, und ſind wir ſatt, ſo heb' ich den Buben auf meinen Arm und laß' ihn weit umher ſchauen, wie es Korn wogt und der Segen Gottes unter der Hacke hervorwächſt, und wie die Lerche aufjubelt und über unſern Kirchthurm hinausfliegt. Es iſt recht verwegen von ihr, ſo über unſern Singſang hinauszufliegen; allein jedes Geſchöpf thut, wozu es die Gnade hat. Kömmt nun einmal ein Gewitter dazu, ſo hab' ich einen Feiertag in meinem biſchöflichen Kalender. Ich

ſehe die Blitze zur Erde niederzucken und denke, der Himmel ſende noch immer ſeine Engel, die eine Fruchtbarkeit in die Furche legen, oder auch eine arme Bauersfrau abholen, die ſich eben unter einem breiten Birnbaum duckte und verzweifeln wollte, woher ſie morgen ihr Brot nähme. Und nun donnerts hinterdrein: da hör' ich der Predigt zu, ich nehme meine Wimpel ab und falte die Hände um meinen Krummſtab. Hörſt du, Baſtian, ſag' ich zu mir ſelber, jetzt ſpricht dein Papſt. Meine Schöpſe gucken mich ſo ſchief an und freſſen weiter. Wenn dann nachher die Gewitterluft aus dem Walde ſauſt, Mamſell Veronika, das iſt ein Weihrauch und Segen, deſſen man die Bruſt nicht voll genug kriegen kann. Letzt, es war auf Himmelfahrtstag, wallfahrteten ſie da drüben aus Kiliansdorf um die Flur; es war ein Betgang um Segen. Hinter ihnen her zog ein Wetter auf. Es war mir gleich bang, wie es ſo ſchauerlich in der graubraunen Wolke brauſte.

Ein Hagel berſtete nieder und zerſchmetterte Alles in der Markung.

Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er leiſe gen Veronika gebeugt:

Unſer Herrgott hat ſo ſeine eignen Wege. Die Schwarzröcke meinen, ſie könnten ihn citiren, wohin ſie wollen. Aber — proficiat! Wir wollen uns in unſern ehrlichen Herzen gut mit ihm ſtellen, Jungfer Veronika, und ſo brauchen wir die Zwiſchenträger nicht. Aber nun gut' Nacht! Ich ſchwatze da, und — ſehn Sie, dort raucht mein Schornſtein, und 's Peterchen guckt am Fenſter und will vom Vater ins Heubettchen gelegt ſein. Nichts für ungut! Sehen Sie — Nachts ſchlaf' ich zu feſt und muß daher manchmal am Tag ein wenig träumen.

Stillbewegt wandelte Veronika nach den Häuſern hinab. Schäferträume, lächelte ſie, wann werdet ihr in Erfüllung gehen? Ja wohl gibt es auch wache, die Zukunft vorbil-

dende Träume, nicht blos fieberhafte, wenn eine ermattete Zeit die abgelebte Vergangenheit unter tollen, beängſtigenden Bildern ausſchwitzt.

Wunderliche Gedanken ſtiegen in ihrem Herzen auf, und die Ave Maria-Glocke läutete dazu.

Seit langer Zeit war auf dem ſchönen Landſitze des Barons ſo viel ſtille Heiterkeit und Uebereinſtimmung der Gemüther nicht empfunden worden, als hinter dem Trauerbrief aus Antwerpen einkehrte. Doch hatte der vorausgegangene Traum auch einigen Antheil daran, und zwar grade bei Denjenigen, die ihm keinen Glauben ſchenkten. So der Baron, der ſich über allen heimlichen Kummer hinaus gehoben fühlte durch das Einverſtändniß, in welches er mit Veronika getreten war. Und wie wunderſam hatte ſich dies gefügt! An ihrem Bild hatte er eben ge-

malt; was er bei ihrer letzten Sitzung rasch und im Groben aufgenommen hatte, wollte in der Ausführung so hübsch gelingen, als er grade zum Kaffee und zum Traume seiner Gemahlin gerufen wurde. Vom Bilde hinweg zum Traum! Dieser doppelte Mismuth über die Störung und über die so wunderliche Eröffnung hatte seinen Ausbruch in vertraulichen Bekenntnissen genommen; ein längst, wiewol unklar empfundenes Verlangen nach einer theilnehmenden Seele war grade im Augenblick so klar und dringend geworden, als es auf die beste Weise befriedigt werden sollte. Jetzt glaubte er auch das Interesse zu verstehen, das er schon länger an Veronika genommen hatte.

Der Baron war ein Mann von ursprünglich edler und großartiger Gesinnung. Die Leidenschaftlichkeit früherer Jahre hatte sich grade durch die Verbindung gemäßigt, zu welcher ihn der lebhafteste Ausbruch derselben hingerissen, als

er nämlich die Frau eines Andern entführte und ehelichte. Anfangs dieſer Verbindung ging es zwiſchen ſeiner eignen und der Heftigkeit der Baronin nicht ohne öftern Kampf ab; allein ihre beiderſeitige Liebe war ſelbſt eine noch ſtärkere Leidenſchaft, die jede andere raſch wieder aufzehrte. Auf die Dauer reiben ſich ſolche Streitigkeiten aneinander ab, und wenn das Herz glücklicher Weiſe ein Juwel iſt, ſo gewinnt es dabei ſeine Facetten. Ein ſelbſtſüchtiges Gemüth, eine Seele ohne Tiefe, trübt ſich dagegen unter ſolchen Stürmen leicht vom eignen Bodenſatze. Engherzigkeit und platte Geſinnung war jedoch dem Baron Guſtav das Betrübendſte, was er an ſeiner Gemahlin entdecken konnte. Er bekämpfte ſolche, wie ſie jetzt nach und nach auftauchten, mit Liebe und Entrüſtung, bis er ſich überzeugte, daß dieſelben in der tiefſten Eigenthümlichkeit Alidens unbeſiegbar begründet ſeien; dann vermied er Alles, was dieſe Denkart zu

seinem eignen Verdruß und zur Entstellung seiner schönen Frau hervorrufen konnte. So behielt freilich die Heftigkeit der Baronin gar oft die Oberhand und sie bestärkte sich nur dadurch in ihrer Handlungsweise, wie denn das Gemeine zur Herrschaft im Leben berufen zu sein scheint. Der Baron fügte sich darein, wenn auch nicht aus einer Art religiöser Ergebung, als etwa in eine Buße für die Entführung einer Vermählten, doch aus einem gewissen männlichen Stolze, der eine solche That durch Treue und hohes Wohlwollen zu sühnen und zu rechtfertigen dachte. Sehr reizbar war er allerdings dabei geworden; aber mit eben dieser Reizbarkeit nahm er es nun auch als ein Glück auf, solch' eine Freundin und Vertraute gewonnen zu haben, deren hohe Bildung und edles Wesen ihn, seit sie zur Erziehung Angelika's in sein Haus getreten war, ihn oft erquickt und mehr und mehr angezogen hatte.

Die Zufriedenheit der Baronin kam aus anderer Quelle. Der geiſtliche Freund hatte ihren innerſten Seelenzuſtand richtig beurtheilt und in ſeinem Sinn auch richtig behandelt. Ihre raſche Leidenſchaft zu Guſtav hatte ſie erſt zum Bruch der Ehe und in Folge deſſen zum Bruch mit der Kirche gebracht, dem einzigen Mittel zur bleibenden Verbindung mit dem Geliebten. Allein durch Erziehung und Gewohnheit, ſowie mit Sinn und Seele gehörte ſie dem katholiſchen Weſen und Glauben an. Urſprünglich auf die Aeußerlichkeiten des Lebens gerichtet und wenig zur Beſchaulichkeit geneigt, liebte ſie es auch nicht, über ihre inneren Zuſtände klar zu werden. Dennoch fühlte ſie in dem Grade, als die Leidenſchaft verglühte, immer peinigender, mit Angſt und Reue, ihren Abfall und ſich ſelbſt in einem fremdreligiöſen Element, in welchem zu athmen ſie nicht gewohnt war und für welches ihre niederländiſche Bruſt ſich nicht zu erweitern ver-

mochte. Gewiß trug dieſer dunkle, aber deſto unſeligere Zuſtand auch nicht wenig zu ihrem unruhigen, reizbaren Weſen bei und that ihrem herriſchen Temperamente Vorſchub. Denn ſie konnte in ihren guten Stunden ungemein liebenswürdig und höchſt einnehmend ſein. Aufmerkſamkeit und Artigkeiten, die ihr zu Theil wurden, Huldigungen, die ihrer Tochter widerfuhren, ſchmeichelhafte Geſchenke, unerwartete Vortheile, lockende Ausſichten, ſpannende Unternehmungen machten ſie zum Kinde. Dann zeigte ſie eine Natürlichkeit der Empfindung, eine Unbefangenheit der Hingebung und des Eingehens in Andere, daß man nur ſchwer widerſtehen konnte, ſogar wenn man eben von ihr verletzt, oder ungeduldig über ſie war. In ſolchen Stunden betrug ſie ſich gefällig und in geſellſchaftlichem Verkehr zuvorkommend, ja ſie konnte von freigebiger Laune angewandelt werden. Sang ſie dann mit ihrer angenehmen Stimme ſehr

ausdrucksvoll und bewegte sich anmuthig in geschmackvollem Anzuge, so schien der reizendsten Erscheinung nichts abzugehen und ein Fremder konnte den Baron beneiden und dessen Glück in der Liebe preisen.

Diese gute Stimmung der Baronin war jetzt dauernder, als sonst; denn zur innern Beruhigung, die sie als neugeborene Katholikin empfand, kamen die Aussichten auf vermehrtes Vermögen durch die Erbschaft der Tochter und ihr weissagender Traum für das geliebte Kind. Die Vorkehrungen zur Reise gaben auch ihrer Unruhe für häusliche Geschäfte die heiterste Richtung. Ueber all' Dies vergaß sie sogar die Warnung des General-Vikars vor Veronika. Beim Abschied im Garten hatte er ihr nämlich seine Bedenklichkeit über die zu freien Ansichten der Erzieherin in religiösen Dingen geäußert. Die Grundsätze der Gouvernante, meinte er, würden der Mutter sehr im Wege sein, wenn sie ihr

Kind einmal zu ihrem Glauben herüber retten möchte. Er wolle nur hoffen, daß der verheißene Lichtenberg ein Katholik sei; denn um einen Geliebten könne ein so junges Herz, wie Angelika's, Alles hingeben und Irrthümern entsagen, die sich unter Veronika's Leitung für immer befestigen würden.

Allein die Baronin, so eifrig für sich selbst, war nicht leicht eifernd um Andere. Gegen Veronika zeigte sie sich sogar in ihrer jetzigen Heiterkeit vertraulicher als je, und diese nahm des guten Augenblicks wahr, um im Einverständniß mit Angelika die Baronin zu einem besondern Opfer für den bevorstehenden Geburtstag des Barons zu bewegen.

Dieser Geburtstag sollte nämlich vor der Abreise noch gefeiert werden; zumal die Baronin schon früher einige Bestellungen dazu auswärts gemacht hatte. Doch war die Reise der tägliche Gegenstand der Unterhaltung und einer der Punkte, in welchen

Baron und Baronin, wenn auch aus verſchiedenen Griffen, den ſchönſten Akkord hervorbrachten. Beim Baron war es die ſchöne, immer friſche Natur des Rheinlandes, das Gedräng' der Reiſenden zu Waſſer und Land, die Thätigkeit des Gewerbs und Handels, die mannichfaltigen Kunſtſchätze, was im Voraus ſeine Gedanken beſchäftigte. Es war ihm außerordentlich viel werth, daß die norddeutſche Veronika noch nicht an den Rhein gekommen war. Er geſtand ihr, wie ſehr er ſich freue, daß ſie all' dieſen Herrlichkeiten zuerſt an ſeiner Seite begegnen ſollte. Es geht mir darin nicht ſchlimmer, als andern Menſchen, ſetzte er hinzu, die das Schöne der Welt doppelt genießen, wenn ſie es mit Eigenliebe ſehen und zugleich mit Nächſtenliebe zeigen können.

Die Zwischenzeit benutzte der Baron, um das angefangene Bild zu vollenden.

Sie müssen sich schon drein ergeben, liebe Veronika, sagte er, als sie sich ihm heut' wieder setzte. Das Bild muß vor unserer Reise fertig sein; wer weiß, wann und in welcher Verfassung wir zurückkommen. Ein Werk des Pinsels und vielleicht auch der Poesie, muß in derselben Stimmung reifen, in der es aufgeblüht ist. Der Maler und sein Gegenstand dürfen einander nie fremd werden.

Soll ich das je zu fürchten haben, Herr Baron?

Gewiß nicht, liebste Freundin! Wenn es nun aber des Malers Schuld wäre? Ich fürchte, wenn mir all' diese rhein- und niederländischen Meisterwerke der Kunst wieder lebendig vor meinen Augen geworden sind, wird meine Hand sehr verzagt werden, mein Pinsel sehr blöde. Dann möchte ich aber auch Ihr Bild wenigstens

ſo weit bringen, daß ich es mit nach Köln nehmen könnte, um dort unter Anleitung eines mir befreundeten Künſtlers die letzte Hand daran zu legen.

O, mein lieber Baron! Daß Sie ſo viel Aufmerkſamkeit auf mein Bild wenden! Doch ich bin unbeſcheiden, dem Maler gilt es ja immer um ſein Werk, nicht um —

Sie ſchwieg erſchrocken. Die Ausflucht ſetzte ſie in neue Verlegenheit, ſie kam ſich nämlich vor, als habe ſie eine Artigkeit des Barons herausfodern wollen. Der Baron aber, unachtſam und nur auf die raſche Bewegung der Mienen geſpannt, erwiderte gelaſſen:

Sie wiſſen doch, meine Beſte, wozu das Bild beſtimmt iſt. Ich habe dieſelben Maße, wie bei meiner Frau, und nur den entgegengeſetzten Blick genommen, ſo daß beide Portraits nebeneinander hangen können und unſere Angelika in die Mitte nehmen. Das Kind blickt grade

aus und ist nach kleinerem Maß ausgeführt. Nun wissen Sie, ist es mir mit meiner Frau gar wohl gelungen.

Er schwieg, indem er eben einen zarten Zug um Veronika's Mund mit gespanntem Auge zu fassen suchte. Sie aber, bei diesen scharfen Blicken verlegen, sagte sehr laut: O gewiß! und lächelte schalkhaft.

Der Baron, der darüber sich des Doppelsinnes seiner Worte besann, blickte ihr ins Auge; Beide brachen in lautes, einverständiges Lachen aus. Dann sah Veronika betroffen nieder und der Baron malte hastig weiter, bis er nach einem Weilchen fortfuhr:

Ich meinte nämlich, Ihr Bild, liebe Veronika, darf nicht schwächer ausfallen, als — das andere. Es will mir aber mit Ihnen nicht so leicht werden. Ich bin freilich auch nicht so unbefangen dabei; was aber die Hauptsache ist, Ihr Gesicht —

Iſt nicht ſo anziehend für den Künſtler, fiel Veronika lächelnd ein.

Das nicht! Es wechſelt die Züge, den Ausdruck ſo oft. Der Kopf meiner Frau hat die Ruhe, die einer regelmäßigen Schönheit eigen zu ſein pflegt. Da hat der Pinſel nur aufzuleſen, was ihm nicht davonläuft. Und beſonders bei Aliden. Iſt es Ihnen noch nicht aufgefallen, daß ſie, ſelbſt in aufgeregten Stimmungen, den Ausdruck des Geſichts ſo wenig wechſelt und faſt nie entſtellt ausſieht?

Ja wohl! Ich möchte ſagen, ihre Miene tritt dann verſöhnend zu ihrer Rede.

Sehr ſchön geſagt! rief der Baron aus. Wie manchmal die Geſellſchafterin edler iſt, als die Herrin. Ei ja, ſehen Sie, beſte Veronika, eben ſehen Sie wieder ganz anders aus. Ihre Seele würfelt, ſo zu ſagen, auf Ihrem Geſicht. Selbſt die hohe, glatte Stirne wechſelt ihre Inſchrift. Wenn ich Ihnen nur ein paar fire

Gedanken geben könnte, bei denen Ihre Mienen meinen Pinsel abwarten müßten. Dieser wechselnde Ausdruck macht Ihr weniger regelmäßiges Gesicht, das sonst eben darum leichter zu treffen wäre, gerade so schwer, besonders um diese schmalen feinen Lippen. Dann ist mir auch noch kein blaues Auge so tief vorgekommen und von diesem eigenthümlich dunkeln Blau. Ich möchte sagen, es sei wie Ihre Gedanken, klar, deutsch und doch voll Sinn und Glut. Auf Ihren leichten Hals freue ich mich, der wird mir doch still halten!

Sie erwiderte nichts hierauf, sondern saß in Gedanken versunken, dieweil auch er im innersten Aufruhr seiner Empfindungen die Pinsel, die er zwischen den Fingern der linken Hand hielt, rasch wechselte, die Farben auf der Palette ungestüm mischte und Ton um Ton auf die Leinwand mit einer Hast hinsetzte, die das ganze Bild zu verderben drohte. Plötzlich

hielt er inne. Wissen Sie, Veronika, sagte er, womit ich Sie neben meiner Alide vergleichen mag? Sie sind eine Quelle, meine Frau ist ein Wehr.

Ich verstehe den Vergleich nicht, versetzte sie. Ihr poetisches Bild scheint mir nicht treffend. Lassen Sie mich einmal dies gemalte betrachten, auf dem Sie eben so gewüthet haben!

Sie stand auf, bang vor Dem, was etwa weiter aus des Barons Munde kommen möchte.

Sie verstehen mich nicht? fuhr er fort. Sie sind ein Quell frischer und klarer Gedanken und Gefühle, meine Frau ist überrauschende Leidenschaftlichkeit. Alidens Stimmungen werden von den Dämmen der Gesellschaft auf einer gewissen Höhe gehalten, es kommt dann aber wol eine Stelle, wo die Flut überschwillt, braust und schäumt, daß Einem —

Er schwieg wieder, indem sein Blick auf dem Bilde ruhte und dann zwischen diesem und

dem Original wechſelte. Veronika! rief er aufſpringend, bei Gott, da ſtehen Sie ja leibhaftig, lebendig! Ich begreif's nicht! Das iſt wahrhaftig hingeduſelt, hingeträumt!

Er warf Pinſel und Palette auf den Tiſch und trat vor das Bild hin. Veronika kam befangen herbei, und er zog ſie näher an ſich heran, ins rechte Licht, wie er ſagte. Wirklich hatte die begeiſterte Haſt weniger Augenblicke das Richtige getroffen, was der frühern, befangenen Sorgfalt nicht hatte gelingen wollen.

Die Thüre ging auf und die Baronin trat herein.

Sieh nur, Alide, wie gut das Bild ausfällt! rief der Baron, indem er ſie mit Artigkeit herbeiführte. Noch eine Sitzung, Veronika, und Sie ſollen von ſolchen Qualen erlöſt ſein.

Die Baronin lobte das Bild und den Maler, den ſie zärtlich umarmte. Sie war ſehr vergnügt und geſprächig, ſo daß es dem Baron

ſelbſt auffiel, der ſie fragte, was ihr denn ſo Angenehmes begegnet ſei.

Ich war in der Stadt, antwortete ſie, und habe einige Kleinigkeiten gekauft und ein paar Beſtellungen gemacht. Doch ja! Der General-Vikar läßt ſich Dir empfehlen, er verreiſt morgen.

Du warſt dort? Warum haſt Du mich nicht mitgenommen? Wir reiſen auch, ehe er wiederkehrt.

Es fiel mir erſt ein, ihn zu beſuchen, als ich mit meinen Geſchäften früher, als ichs gedacht, fertig war, verſetzte ſie befangen. Ich habe Dich entſchuldigt.

Und nachdem ſie ſich umgeſehen, daß Veronika wirklich das Zimmer verlaſſen hatte, fuhr ſie fort:

Höre, Guſtav! Der Vikar läßt Dich bitten, Veronika nicht mit nach Antwerpen zu nehmen.

Der General-Vikar? Was geht ihn Das an! rief der Baron aus.

Es ist nur sein Rath. Veronika sei zu leidenschaftliche, zu unbedachte Protestantin für dort.

Veronika ist nie leidenschaftlich, nie unbesonnen, erklärte Gustav.

So? Und wie nennst Du denn ihr neuliches Benehmen gegen den General-Vikar? Wenn so etwas in Antwerpen vorfiele! Du weißt doch, daß unser dortiges Haus in lebhaftem Verkehr mit der Geistlichkeit steht. De Landas war immer sehr religiös und eifrig. Ich gestehe Dir, daß ich nicht ohne Bangigkeit jenen Hausfreunden des Verstorbenen, jenen Lehrern meines Sohnes, entgegengehe. Und vielleicht welche Bestimmungen des Testaments, sich auf meinen Austritt aus der Kirche beziehen, oder auf die Erziehung meiner Tochter. Wir werden alle christliche Klugheit nöthig haben, um mit jenen

Menſchen gut abzukommen. Kann da nicht ein einziges übereiltes Wort Veronika's Alles verderben, was wir mit Beſonnenheit gut gemacht haben? Wir ſelbſt werden wohl thun, dem katholiſchen Weſen nicht abhold zu erſcheinen; für mich ſelbſt iſt der Umſtand günſtig, daß ſie mich jetzt — auch nach ihren ſtrengen Begriffen — als Deine rechtmäßige Gattin anſehen müſſen, da ſie, wie Du weißt —

Was? fiel Guſtav heftig ein. Rechtmäßige Gemahlin? Den will ich ſehen, der Dich oder mich nur mit einem ſchiefen Blick zu meſſen ſich erlaubte! Glaubſt Du, ich gehe mit nach Antwerpen, um dort vor ſchwarzen Duckmäuſern — mich zu ducken? Weh' Dem, der ſich ein Wort des Vorwurfs, der Mahnung oder weſſen immer vermißt! Ich werde mein altes gutes Schwert brauchen oder — die Peitſche, je nachdem der Schurke ausſieht, der —

Lieber, beſter Guſtav!

Du haſt Recht, Alide! Verzeih'! Ich entrüſte mich und ſollte mich freuen. Ja doch, Alide, es iſt mir lieb, für Dich — um Deinetwillen lieb, daß Dein gutes Herz die geiſtlichen Einflüſterungen nicht lange bei ſich behalten kann. Denn aus Dem, was Du da ſagſt, höre ich den General-Vikar. Nicht wahr? Und Angelika? Sie war doch auch mit? Hat ſie denn dieſe erbauliche Unterhaltung mit angehört, dieſe Warnungen vor ihrer Erzieherin?

Bewahre, beſter Mann! Geh' doch! Wie ſonderbar biſt Du nur! Der Kaplan hat ſie unterhalten; ſie haben ihren Spaß mit dem Pfau gehabt, der im Hofe ſpaziert.

Nun ja! fuhr der Baron fort, indem er ſich verſtimmt niederſetzte. Da der artige Kaplan aber nicht mit nach Antwerpen geht, ſo wird es Veronika thun, da es dort, wie Du glaubſt, auch Verhandlungen geben könnte, bei denen

das gute Kind ſich lieber nach einem Pfau oder ſo etwas umſieht.

Meine Tochter werde ich unterbringen, lieber Guſtav! verſetzte die Baronin heftig. Ueberhaupt ſcheint mir, oder ich müßte mich ſehr irren, Angelika und ihre Erzieherin ſtehen unter meinen Anordnungen!

Der Baron erſchrak beim Uebergang ſeiner Gemahlin in dieſe Tonart. Er wußte nur zu gut, wohin ſolcher zu führen pflegte. Er fing eben an, ſich ſeiner eignen Heftigkeit zu ſchämen und bangte um ſo mehr vor Streit von jener Seite. Dabei ſchüchterte ihn auch die Furcht ein, den Argwohn ſeiner Gemahlin zu wecken, wenn er auf Veronika's Mitreiſe beſtehen würde. Er vermochte es über ſich, nichts zu erwidern, bis ſeine Gemahlin ebenfalls ein Weilchen ruhig geworden war; dann ſagte er gelaſſen: Wir wollen uns nicht zanken, meine

Liebe! Komm' laß uns hinuntergehen und heiter ſein! Wir wollen wenigſtens Veronika nicht kränken, und da ſie nicht anders weiß, als daß ſie mitreiſe, ſo laß uns auf einen guten Vorwand, auf eine Urſache ihres Hierbleibens denken.

Er bot ihr artig den Arm und führte ſie nach dem Garten.

Die Baronin ahnete nicht, wie tief ſie ihren Gemahl gekränkt hatte. Alle Luſt an der bevorſtehenden Reiſe war ihm verkümmert; er hatte der Freundin alle die Herrlichkeiten vorgeträumt, die ihr nun verſagt bleiben ſollten; er hatte ſich ſo viel Befriedigung von ihrem ſeelenvollen Umgang, ſo viel Annäherung grade in der Fremde, ſo viel Zuflucht von widerwärtigen Angelegenheiten verſprochen, daß er jetzt die ganze Reiſe nur als eine Reihe von Verluſten

empfand 'und am liebſten zu Hauſe geblieben wäre.

Veronika bemerkte bald genug, daß etwas für den Baron Bekümmerndes vorgefallen war. Sie ſah unter Anderm den Freund zu einer Schwäche zurückkehren, vor der ſie ihn wiederholt gewarnt hatte. Abends nämlich bei Spiel und Geſang der Mutter und Tochter zog er ſich mit einer Flaſche Wein in das einſamſte Eckchen des Zimmers zurück. Dort ſaß er ſtill und ſtumm in tiefem Seſſel, die Kniee übereinandergeſchlagen, die Hände gefaltet. Wein und Muſik ſteigerten ſein Gefühl und verſetzten ihn leicht in eine ſüßgehobene Stimmung von Wehmuth. Nur zu oft ſucht ein edler Mann im Kampfe mit den Gemeinheiten des Tages, denen er ſich nicht zu entwinden vermag, dieſen heimlichen Hinterhalt ſüßträumender Wehmuth auf, die ihn wenigſtens innerlich befreit und erhebt. Er ahnet nicht, welch' eine gefährliche

Freundin ſolchen Kummers die Flaſche iſt, die ſich unbedingt hingibt und zuletzt auch Zuſammenkünfte ohne Geſellſchaft der Muſik geſtattet. Als der Baron zum erſten Male gegen Veronika dieſe unbeſchreiblich ſüße Stimmung und den Einblick in eine ſelige Welt von Träumen pries, der ihm in ſolcher Entzückung zu Theil werde, misbilligte ſie entſchieden all' dergleichen einſchmeichelnde, aber erſchöpfende Empfindungen. Sie zerſtören, indem ſie beſeligen, erklärte ſie, ſie umſchlingen uns, um uns auszuſaugen. Arbeit und Schaffen iſt viel eher für einen rechten Mann Wehr und Wall gegen den Unmuth.

Als ſie nun heute doch wieder den Freund ſo ſitzen ſah, wie verzückt, ja ſogar eine Thräne an ſeinem Auge zu bemerken glaubte, konnte ſie ſich nicht länger zurückhalten; unbemerkt im Rücken der Singenden ſchwebte ſie am Sitze des Barons vorüber und hob die Flaſche hin-

weg. Der Baron erwachte, verſtand den Wink und fühlte ſich durch dieſe Theilnahme deſto erhobener. Seltſam genug, daß der erſte Beweis ſeines friſch gefaßten Muthes darauf hinausging, der Freundin auf ſchonende Weiſe die ihm ſo leidige Beſtimmung ſeiner Gemahlin beizubringen. Es war Vormittags im Garten, während er Frau und Tochter erwartete, um mit ihnen nach der Stadt zu einem Mittagseſſen zu fahren, wegen deſſen ſich Veronika in beſonderer Abſicht entſchuldigt hatte.

Sie gönnen ſich auch kein Vergnügen, keine Erholung, liebe Veronika! ſagte er. Obſchon freilich, wo wir eben hinfahren, auch wenig zu holen iſt. Allein es beſtätigt ſich doch immer, wieviel ein wahrer, wirkſamer Menſch mehr, als ein träumender und genießender, werth iſt. So kann ich denn auch mit aller Ruhe nach Antwerpen und Oſtende gehen, ich bin einen ganzen Sommer entbehrlich. Sie —' werden

hier sehr vermißt werden. Sie haben mit Muth und Liebe so Vielerlei hier angefangen, was leicht ausarten oder verstocken könnte. Ihre stille Schöpfung würde kaum eine längere Abwesenheit der Schöpferin vertragen; denn Sie sind auch die Vorsehung Ihrer kleinen Welt.

Gut, daß Sie mich darauf bringen, lieber Freund! erwiderte sie mit schalkhaftem Lächeln; denn sie war schon auf die Vermuthung gekommen, daß wegen ihrer Mitreise eine Erörterung zwischen den Ehegatten stattgehabt habe. Ich wollte Ihnen vorschlagen, lieber nicht mit zu reisen, sondern um Ihretwillen hier zu bleiben.

Um meinetwillen? Wie denn das? fragte er betroffen.

Sie haben doch manche Summe durch meine Hand angelegt, versetzte sie, und meine Sache ist es nun, auch darüber zu wachen, daß Ihre Absichten erreicht werden und nichts zu Grunde

gehe. Sie handeln umgekehrt, wie ein Kaufmann oder Capitaliſt, je weniger Sicherheit Ihr Darlehn hat, deſto geringere Zinſen nehmen Sie, weil eben der Mangel an Unterpfand eine größere Armuth beweiſt. Und meiſtens liegt alle Sicherheit für Sie im nüchternen Fleiß, in der Ordnungsliebe und Dankbarkeit der Nachbarn, denen wir mit Ihrem Gelde Grund und Boden verſchafft, oder ein nährendes Geſchäft nach der nahen Stadt begründet haben. Und wirklich verdienen nicht Alle unſer Vertrauen. Ich darf Ihnen nicht länger verbergen, daß ich mit der Witwe Seifert höchſt unzufrieden bin. Statt Gartenfeld und Küche, die Sie ihr angeſchafft haben, zu Gemüſe- und Milchwirthſchaft für die Stadt zu benutzen, hat ſie, ohne unſer Vorwiſſen, eine Conceſſion zum Branntweinſchank erworben. Die einſame Lage des Hauſes vor dem Dorfe, am Wege nach der Landſtraße, iſt ſehr verführeriſch; auch kehren gewöhnlich dort, unter der nahen

Waldkapelle, jene Menschen ein, die gern fromm sind, weil sie bei solcher Gelegenheit statt an die Arbeit zum Branntwein gehen können. So vernachlässigt die leichtfertige Frau ihren Garten über den Zapf, und was mir in der Seele wehthut, ihr hübscher Knabe geht zu Grunde, weil der lebhafte gescheidte Junge schon aufwarten muß und all' das Ungebührliche sieht und hört.

Sehen Sie, sehen Sie da! rief der Baron, mehr vergnügt, als ungehalten. Das müssen wir abstellen. Handeln Sie ganz nach Ihrem Gutbefinden, Veronika, wenn Sie — Aber daß Sie darum zurückbleiben sollen?

Ich mache Ihnen einen Vorschlag, mein Freund! Ich komme Ihnen bei Ihrer Rückkehr bis Köln entgegen und sehe so wenigstens den Rhein und das Rheinland.

Vortrefflich! rief der Baron vergnügt. Ja, so laß' ich mirs schon gefallen, so vereinigen

wir das Nothwendig. mit dem Angenehmen. Aber Eins, meine Beſte, Sie müſſen mir indeß fleißig ſchreiben, ich ſchreibe Ihnen — nicht wahr?

Recht gern, mein Freund. Melden Sie mir nur zuerſt Ihre Adreſſe.

Ueberall poste restante, Liebſte, nach Antwerpen, nach Oſtende. Ich wünſchte auch Manches zu vernehmen, was für mich allein iſt, ganz vertraulich, herzlich! Laſſen Sie es ein kleines, ſüßes Geheimniß ſein; denn ſehen Sie, wir haben es uns eingeſtanden, daß wir einander vertrauen, einander angehören, einander bedürfen; dennoch will — wie mich dünkt — eine gewiſſe Befangenheit zwiſchen uns nicht weichen. Es iſt, als ſcheuten ſich unſere Seelen vor äußerer Berührung. Wahrhaftig, liebſte Freundin, ſo iſt es! Vielleicht kommen wir uns darum durch recht herzliche Briefe näher, grade aus

der Ferne, wie mir einmal eine geiſtreiche Frau ſagte: Man begreift ſich am eheſten, wenn man ſich nicht berührt!

Haben wir nicht ſchon zuviel Geheimniß für uns allein? antwortete ſie lächelnd. Es bangt mir manchmal dabei. Man weiß nie, wohin auch das argloſeſte Geheimniß zweier Menſchen führt. Leider geht das Edelſte, was Sie, mein Freund, thun und mich vollbringen laſſen, einen halbdunkeln Weg. Zwiſchen Freund und Freundin liegt — ein quergezogenes Gebiet.

Ein Brachfeld, Veronika, rief er, bitter lächelnd.

Lieber Baron! warnte ſie. Eben kamen die Baronin und Angelika und holten den Wartenden ab.

Wir bleiben auch über den Abend aus, ſagte mit Nachdruck Angelika, und ſie, wie die Mutter, winkten hinter dem Rücken des Barons der Zurückbleibenden ermunternd zu.

Und kaum waren ſie weggefahren, ſo kamen auf Veronikas Wink die inzwiſchen im Wirthshauſe verſammelten Arbeiter mit ihren Sägen, Aexten und ſonſtigen Werkzeugen herbei, um den großen Apfelbaum im Garten zu fällen. Damit den Sträuchern, Beeten und dem Raſenplatze keine Beſchädigung zugefügt werde, wurden die Aeſte abgeſägt und weggetragen, der Stamm ſelbſt geſchickt ausgehoben, mit einer Winde auf einen Karren umgelegt und fortgebracht. Inzwiſchen fand ſich auch der Schreiner mit ſeinen Geſellen aus der Stadt ein, um auf dem leeren Platze ein leichtes, geſchmackvoll geformtes Geſtell zu einer heranzuziehenden Laubhütte oder einer bunten Zeltbedeckung aufzuſchlagen. Tiſch und Polſterbank, dem innern Raum angemeſſen, nahmen auf dem feſtgeſchlagenen und mit Sand geebneten Boden ihren Platz. Die Arbeit dauerte in die tiefe Dämmerung hinein und würde vielleicht ohne Veronika's Betreiben gar nicht fertig

geworden sein. Sie kannte aber schon die Arbeiter aus der Stadt, wie gelassen sie thun und mit welcher gemüthlichen Behaglichkeit sie ihres Werkes nicht erst am Ziele, sondern auch unterm Entstehen sich freuen wollen. Wieder und wieder passen sie die Stücke aneinander; nach jedem Hammerschlag halten sie inne und treten einige Schritte zurück, um das Ding mit verschränkten Armen, oder bei einer langsam entwickelten Prise Tabak, mit hin und her wiegendem Kopfe, zu betrachten. Allein Veronika entschied immer rasch, daß es so oder so recht sei, stellte die Unbeschäftigten an und sprach den Rührigen mit Wein und muntern Worten zu. Endlich mußte der Gärtner noch die kleinen Zerstörungen, die unvermeidlich gewesen, verbessern und vertuschen.

Und so saß sie endlich allein in dem Zelte, das ihr so viel Anstrengung kostete, um des andern Morgens dem Baron wie hingezaubert zu

erſcheinen. Der Mond ging über dem Gebirge auf, ſchien freundlich herein und webte in den leiſen Nebeln des tieferen Wieſengrundes. Aus der dunkeln Maſſe der Stadt ragten einzelne Kirchthürme mit ihren Kreuzen in den hellen Himmel hinein. Ein lauer Wind wehte ihr aus dem jungen Fichtenhaine der nahen Berghöhe das balſamiſche Harz zu. Im hintern Dorf ſangen die Bauerburſchen ihre friſchen ländlichen Lieder, und dazwiſchen brachen einzelne kecke Stimmen mit Jolen und Jauchzen aus. In ſolchen Augenblicken, da in die ſtille Umgebung herein ein fernes, frohes Leben klang, ward auch das friſche, muthige Herz Veronika's weich. Sie dachte an das ſtille Pfarrhaus ihrer Kindheit neben dem Bergkirchhofe, wo der Vater unter einfachem Denkſtein ruhte, an die zerſtreuten Schweſtern, von denen nur die älteſte Mann und Kinder hatte und ihr Pathchen darunter. All' dieſe Erinnerungen, die begrabene

Vergangenheit, die webende Gegenwart mit den angeknüpften Lebensfäden, die ihres Einſchlags warteten, hob und knüpfte das edle Mädchen mit einem einzigen blitzenden Gedanken an die waltende Gottheit, und ihre Hände falteten ſich ohne Abſicht. Veronika, wenn gleich eines Pfarrers Tochter, ſprach niemals ein ihr überliefertes oder überhaupt wörtlich gefaßtes Gebet; einem ſo gebildeten Herzen und einſichtvollen Geiſte kamen aber oft genug ſolche Momente, da der trübe Fluß der Arbeiten, Sorgen, Erinnerungen und Wünſche einen ſchnellen, kurzen Silberblick des Ewigen warf. Solch' Innewerden des Höhern im Leben feierte ſie mit einer Erhebung der Seele und begleitete ſie unwillkürlich mit jener herkömmlichen Geberde, mit der ſich ein dumpferes Herz an irgend eine Gebetsformel der Kirche anſaugt, wie das Lamm an die Zitze der Mutter. Auch ihres neuen Freundes gedachte

ſie in dieſer Stunde, des Barons, den ſie ſo gern beglückter gewußt hätte. Ach! flüſterte ſie, den geſunden Baum, der ſo herrlich abgeblüht und angeſetzt hatte, haben wir fällen laſſen, dem lieben Mann — eine frohe Fernſicht zu ſchaffen! Ein Gedanke ſtieg in ihrem Buſen auf und ſie erhob ſich mit ſchlagendem Herzen: Könnte ich fallen, wie der Baum, ihn zu erfreuen! Ich? Ach ich bin ja nicht ſo reich an Blüten und Früchten, um den armen Weggetilgten mir zum Vorbild meiner Zukunft zu nehmen. Ich? Nein, glücklicher Weiſe bin ich auch ſeinem Glück nicht im Wege, wie dieſer Baum ſeinen Blick hinderte.

Sie erſchrak bei der Folgerung aus dieſem Gedanken und verließ ungeſtüm das neue Zelt. Gott im Himmel! ſeufzte ſie, was kann man nicht für thörichte Gedanken haben an einem ſo langen Abende!

Eben fuhr der Wagen in den Hof zurück, und Veronika ſtahl ſich durch eine Hinterthüre ins Haus und auf ihr Zimmer.

Der Baron pflegte Sommers früh aufzuſtehen; er malte am liebſten des Morgens, oder machte einen Gang nach der Höhe und dem friſchen Wald. Heut aber ward er, aus dem Garten herauf, von einer ſanften Muſik geweckt und beſann ſich auch gleich auf die Bedeutung dieſes ungewöhnlichen Grußes. Es war wieder ſein Lieblingslied, in der Melodie von einem Klappenhorn getragen und von den übrigen Inſtrumenten begleitet. Der Gedanke an ſeinen Geburtstag und das Bild Veronika's vermiſchten ſich und ſtimmten ſeine Empfindungen. Sie hatte den ſüßen Morgen ſo angeordnet, das fühlte er. Andere Vorſtellungen kamen dazu. Heute trittſt du in die Vierzige, ſagte er ſich

in Gedanken, das Jahrzehend deines Lebenssommers liegt vor dir! Was nimmst du mit aus den Dreißigen herüber, woran du dein Träumen und Trachten, dein Wachen und Wirken anknüpfen könntest? Es gäbe ein doppeltes Träumen, behauptet Veronika: Träume aus der Erinnerung und Träume von der Zukunft. Meine Vergangenheit ist zum großen Theil verwintert, wie die Rapssaat, mit der wirs auf dem kalten Boden dieser Gegend verfehlten; meiner Zukunft gebricht es am Kern, aus dem sie ihren Inhalt, ihre Fülle in Träumen verkündigen könnte. Veronika —

Seine Gemahlin stürzte herein und warf sich mit Glückwunsch und Liebkosung über ihn her. Sie schalt ihn, daß er nicht herüber zu kommen eile, wo sie auf ihn warteten. Wie ungern fühlte er sich aus seiner weichen Stimmung aufgestört! Liebe Frau, sagte er, ich besann mich eben auf den Kern meiner Zukunft,

da gibt er ſich mir mit ſeinem ganzen reizenden Gewicht zu erkennen. Denke Dir nur, Alide, heute verlaſſe ich die ſchönen Dreißige! Ach wenn man anfangen muß, auf den Vieren zu gehen, da drängen ſich unbeſcheidene Gedanken zu, um Glück zu wünſchen. Ihr aber, denke ich, habt ſchon und bringt mein Glück, und ſo will ich denn auch gleich bei euch ſein.

Im Sälchen empfingen ihn die Frauen mit ihren Geſchenken. Ein geſchmackvolles Sopha aus Mainz für ein nebeneinander ruhendes Paar, höchſt bequem geformt und gepolſtert, und ein koſtbarer Teppich aus Hanau waren von der Baronin verſchrieben worden.

Siehſt Du Dich nach meinen Geſchenken um, Papa? rief ſchalkhaft Angelika. Ich ſchenke Dir eben das Umſehen. Es iſt viel, ſehr viel; aber Du mußt Dich daran erfreuen, ohne daß es Dein iſt.

Sonderbar genug, doch ohne daß es bemerkt

ward, sah bei diesem Räthselworte der Baron sich nach Veronika um; Angelika faßte ihn aber schon an der Hand und führte ihn in sein anstoßendes Wohnzimmer. Das Seitenfenster war geöffnet und mit einem Blumengewinde umrahmt; ein neues Fernrohr auf einem handlichen Gestell stand zur Seite. Sieh, Papachen, das Alles schenk' ich Dir bis ans Gebirge hin, von der Laube da drunten, an die noch gezogen werden soll!

Wie herrlich das Geschenk und wie lieb von Dir, mein herzlicher Engel! rief er und hob die schlanke Tochter wie ein liebes Kind auf dem Arm empor. Aussicht schenkst Du mir, schenkst eine herrliche Ferne, indem Du das nützlich Nahe hinwegnimmst? Muß mir denn just dabei der Gedanke kommen, daß ich mich eben so freuen soll, wenn Du mir einst weggenommen wirst, fern gerückt!

Die Thränen standen ihm nah und da er

die herbeigeschlichenen beiden Andern bemerkte, setzte er scherzhaft hinzu: Ich meine nämlich, wenn wir den Lichtenberg finden!

Er umarmte seine Gemahlin mit den Worten: Du hast mir Deinen Lieblingsbaum geopfert, theure Alide? Du beschenkst mich doppelt und vielfach!

Aber auch Veronika! rief das Kind. Sie hat zuerst den guten Gedanken gehabt.

Ja, Veronika, lachte, nach dem Sälchen zurückkehrend, die Baronin wegwerfend. Die wird eine gute Hausfrau werden! Schöne Gedanken sind ihr lieber, als gute Aepfel.

Verzeihung, gnädige Frau! Schätze ich etwa nicht das Brauchbare?

Hiermit überreichte sie, als ihr Geburtstagsgeschenk, eine von ihr selbst gestickte Reisetasche von geschmackvoller Form, verschließbar und nur für die allernächsten Bedürfnisse eines Reisenden eingerichtet, der einen Tag über auf einem

Dampfschiffe verweilt, oder im Gasthof übernachtet, oder einen kurzen Abstecher macht. Das eingeflickte Wappen des Barons verdiente Bewunderung und eine kleine Seitenöffnung zeigte einen niedlichen Reiseatlas mit kurzen aber vollständigen Notizen für Rheinland und Belgien.

Dergleichen konnte den Baron aufs innigste erfreuen und er drückte seine Befriedigung auf das lebhafteste aus.

Während er nun auch die andern beigegebenen Kleinigkeiten mit Zufriedenheit musterte, sagte er: Was habt ihr nicht aus diesem platten Werkeltag für ein schönes Fest gemacht! Mein Geburtstag hat gar nichts Poetisches voraus. Der Ihrige, liebe Veronika, ist schon an sich bedeutend: der Vorabend vor Christtag! Sie sind Ihren Eltern als ein rechtes Christgeschenk gekommen. Warten Sie! Das nächste Mal soll er gehörig gefeiert werden!

Ich habe mich schon umgesehen, lieber Gu-

ſtav, fiel die Baronin ein, wo wir das Sopha und den Teppich am ſchicklichſten anbrächten. Dein Zimmer iſt unverbeſſerlich eingerichtet, meines dagegen ſchon ein wenig veraltet. Ich dächte, es iſt ja einerlei, wir thäten Beides in mein Zimmer; bei mir verſammelt man ſich doch mehr, und ſie würden zu dem großen Spiegel, Deinem letzten Geſchenk, herrlich ſtehen. Nicht wahr?

Veronika erröthete bei dieſem Vorſchlag; der Baron aber lächelte, indem er ganz kalt antwortete: Ganz recht, meine Liebe! Es freut mich ſehr, daß Du Dich zu meinem Geburtstage ſo hübſch einrichten kannſt!

Der Kaffee ſollte im neuen Zelt genommen werden und man begab ſich hinab. Dort wartete ſchon die Dienerſchaft, um den Herrn glückwünſchend zu begrüßen. Auch der Pfarrer und Schulze des Ortes hatten ſich eingefunden,

und der Erstere sprach mit Salbung einige lateinische Distichen. Auf des Barons launiges Lob versetzte der Pfarrer schalkhaft: Wenigstens sind meine Sechs- und meine Fünffüßler richtig gemessen, Herr Baron. Ich kann an meine lateinischen Verse nicht so verschwenden, wie ein bekannter hoher Dichter an seine deutschen; da es ihm bei einem sechsfüßigen Vers auf den siebenten Fuß gar nicht ankömmt. Sein schallendes Gelächter begleitete den Spaß.

Indem kam von der andern Seite des Zeltes ein Zug Mädchen und Bübchen zwei- bis sechsjährig heran. Sie waren in Zeug und Zuschnitt neu gekleidet und eine freundliche junge Frau führte sie an. Jedes trug irgend ein Gartengeräth, wie Spaten, Rechen, Hacke und einen Kranz oder Strauß von Wiesenblumen. Sie umringten den Baron und das älteste Paar stotterte abwechselnd einige einfache Reimvers-

chen, worin alle fleißig und geschickt zu werden versprachen und ihrem Wohlthäter einen schönen Sommer und reichen Herbst wünschten.

Es waren die Kinder solcher Mütter, die an die Feldarbeit oder nach der Stadt in Taglohn gingen. Die Kinder waren bisher während der Abwesenheit der Eltern sich selbst oder den Nachbarinnen überlassen gewesen und als eine Last behandelt worden. Wie nun gegen das Frühjahr der alte Schulmeister starb und die Witwe, eine noch junge und verständige Frau, mit ihren beiden Kindern das Mitleid des Barons anrief, machte Veronika den Vorschlag, sie fürerst in der Weise zu unterstützen, daß man ihr die verlassenen Kinder im Dorfe zur Pflege, Obhut und Zucht übergäbe. In einem Hinterbau der weitläufigen Schloßgebäulichkeiten war sehr leicht eine Wohnung für die Witwe mit einer geräumigen Stube für die Kinder eingerichtet und ein Stück anstoßendes

Feld zum Spiel- und Arbeitsplatz für das unruhige Gesindel umzäunt. Die Wochenbedürfnisse der Haushaltung verwaltete Veronika.

Aber mein Gott! rief die Baronin, der Kinder werden ja mit jedem Tage mehr; das wächst ja herbei, wie das Unkraut, wo es gütigen Boden findet!

Zum Beweis, liebe Alide, daß die Mütter fleißiger, unternehmender werden im Vertrauen auf unsere Fürsorge, erklärte freundlich der Baron. Wir jäten ihnen die Angst und Sorge aus dem Herzen und nun wächst ihr Fleiß und schießt in Aehren guten Erwerbs. Der Arbeit wird ja nun auch mit jedem Tage mehr, nicht wahr, Frau Pflegemutter?

Die Schulmeisterwitwe, eine heitere, entschlossene Frau, klug genug, die Misstimmung der Baronin zu merken, pries das Glück, dessen die armen Geschöpfe jetzt durch eine so liebe gnädige Herrschaft theilhaft wären und wie fröh-

lich ſie gediehen. Es iſt zugleich auch eine Baumſchule für ehrliches, arbeitſames Geſinde, gnädige Baronin, ſagte ſie, woran es jetzt ſo ſehr fehlt; es ſind wilde Stämmchen, auf die wir ſpäter allerlei Geſchicklichkeiten und Tugenden pfropfen. Sehen Sie 'nmal das niedliche Lieschen hier, hat es nicht ein Händchen für 'ne Kammerjungfer? Ich zieh' ihm auch alle Tage an dem Stumpfnäschen, um ihm das Naſeweiſe zu vertreiben. Und da der kleine Philipp, wie alert und beſcheiden ſieht er aus, zu 'nem Kammerdiener! Und Alle ſind ſie brav, wie ich ſie da habe. Meine zwei eigenen find' ich gar nicht heraus, ſie ſind alle mein! Ja, ja! ſetzte ſie mit ländlicher Schalkheit hinzu, da rath' einmal Einer, wie es mit rechtſchaffenen Dingen zugeht, daß ich juſt als Witwe noch die vielen Kinder habe! Je nun, für meinen grämlichen Alten — Gott hab' ihn ſelig! wärs auch zu viel geweſen!

Sie bückte ſich kichernd, nahm die zwei Kleinſten auf ihren Arm und hielt ſie der Baronin mit den Worten entgegen:

So ein Pärchen ſollten Eure Gnaden noch haben; das wären zwei herrliche Knospen an der ſchönen Roſe neben dem aufblühenden gnädigen Fräulein. Was wären auch drei für eine ſo liebe, reiche Dame? Reich an Gaben der Natur und des Glücks, und das Mutterherz fehlt gewiß nicht darunter. Jedoch — ſetzte ſie mit anmuthiger Verneigung hinzu — eigene Kinder lieben, iſt kein Kunſtſtück, aber gnädig an fremden thun, das findet man nicht bei Hühnern und Gänſen.

Sie ſetzte das Pärchen nieder mit der Mahnung: Seid mir ja die bravſten! Ihr ſollt bald mit den Enkeln der gnädigen Frau ſpielen, ihr!

Es war in der Anmuth und Artigkeit der Bäuerin etwas, was ſelbſt das Gefallen und die Heiterkeit der Baronin herausforderte. Aber

was iſt denn das für ein Anzug der Kinder? fragte ſie. Das ſieht ja recht hübſch aus und kleidet gut!

Es entdeckte ſich nun, daß Veronika den Zuſchnitt ausgedacht und mit Jungfer Apollonia, einer lahmen Nähterin im Orte, ausgeführt hatte. Die häßliche Tracht der Bäuerinnen dieſer Gegend war wiederholt zur Sprache gekommen. Die hoch, bis beinahe unter die Arme heraufgezogenen Röcke, die den Wuchs dieſer ſtämmigen Weibsperſonen vollends entſtellten; die kattunenen Jacken, die über der Bruſt ſpannten, und die bunten baumwollenen Tücher, Sommers wie Winters um die Köpfe gewunden, dünkten dem Baron abſcheulich. Deſto lebhafter belobte er nun den Zuſchnitt und die Zuſammenſtellung der Farben an dieſen Anzügen, mit dem Betheuern, ſein Geſinde und Alle, für die er im Dorfe etwas thun ſolle, müßten ihm künftig ſo gekleidet gehen. Herr

Pfarrer, rief er, ſtehen Sie mir darin bei! Ihr hochwürdigen Herren verſchmäht ja nicht, gegen die Kleider zu predigen, ſprecht auch einmal für dieſelben und geben Sie ein Beiſpiel an Ihrer Köchin, die keine üble Perſon iſt! Rufen Sie den Bäuerinnen zu: Wahrlich, wahrlich! ich ſage euch, wenn ihr nicht werdet, wie die Kleinen da — wie heißt es weiter?

So dürft ihr nicht ins Schloß, zum Herrn Baron kommen! verſetzte der Pfarrer, und ſchickte den Worten ein ſchallendes Gelächter nach.

Man ſetzte ſich zum Frühſtücke, und Veronika hatte dafür geſorgt, daß die Kleinen an einem Gartentiſche Milch und Kuchen bekamen. Sonſt war für den Geburtstagabend große Geſellſchaft aus der Stadt zu Thee und Tanz geladen worden; diesmal hatte ſich die Baronin, der Trauer wegen, auf einige Freunde zu Mittag beſchränkt, zu denen noch der Pfarrer gebeten wurde. Sie entfernte ſich daher auch nach

dem Kaffee, um das neue Sopha und Teppich in ihr Zimmer bringen zu lassen, wo sie die ankommenden Gäste zu empfangen gedachte.

Der froh vergangene Tag des häuslichen Festes ließ doch einen kleinen Bodensatz von Beunruhigung im Herzen der Baronin zurück. Die vielen wohlgekleideten Kinder und die junge Witwe, die zur Pflegemutter derselben bestellt war, wollten ihr nicht aus den Gedanken kommen. Es fiel ihr ein, wie oft ihr allerlei Menschen in den untern Räumen des kleinen Schlosses aufgestoßen waren, kümmerlich aussehende Gestalten, die so scheu und ängstlich immer nur nach dem Herrn Baron oder Fräulein Veronika gefragt hatten. Sie ahnete, daß hier Manches vorgehe, was mit bedeutenden Ausgaben verbunden sei; es kränkte sie, daß es hinter ihrem Rücken geschähe, und noch mehr, daß man die

Nachbarn im Orte gewöhnte, so mistrauisch von ihr zu denken.

Die Baronin war nämlich als Wirthin ängstlich ohne Uebersicht. Ihrer Erziehung nach und in ihren antwerpener Verhältnissen waren ihr alle wirthschaftlichen Angelegenheiten ziemlich fremd geblieben. Sie hatte die wenigen Jahre ihrer ersten Ehe auf großem Fuß und für die große Gesellschaft gelebt, einzig darauf bedacht, als schöne Frau zu gefallen und als reiche sich zu vergnügen. Erst in der Einsamkeit ihres jetzigen Landsitzes hatte sie Geschmack an Land- und Hauswirthschaft gefunden und betrieb sie mit demselben Sinn, wie sie sich einst an den vielen Kleinlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens befriedigt hatte. Sie, die bei großartiger Gesinnung den edelsten Aufwand hätte machen können, bildete sich jetzt nach den Frauen der nahen, gewerblosen Stadt, nach dem Maßstabe der Familien, denen es bei mäßigen Besoldungen des Mannes im Civil-

oder Militairdienſt, bei viel Kindern und kindiſchem Luxus die große Angelegenheit des Lebens war, ihr Auskommen zu haben. Die Zeit, die der von Naturell etwas unruhigen Baronin von ihren Beſuchen in der Stadt übrigblieb, war großentheils den kleinen häuslichen Beſorgungen gewidmet; dieſe machten jetzt einen hauptſächlichen Theil ihres Stolzes, eine häusliche Unterlage ihrer Selbſtzufriedenheit aus. Damit vertrug es ſich aber ſehr wohl, daß ſie in allen Dingen, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war und die ſich mit dem Bewußtſein ihres Standes, mit der Eitelkeit ihrer Perſon verbanden, keine Ausgaben ſcheute. Auch gefiel ihr das großmüthige, edle Weſen ihres Gemahls, ſo weit es als perſönliche Eigenſchaft erſchien, und ſie misbilligte es nur in ſeiner — wie ſie meinte — übertriebenen Theilnahme am Misgeſchick untergeordneter Menſchen, die man eigentlich doch nicht verbeſſern, ſondern nur verwöhnen

könnte. Siehst Du das nicht ganz deutlich selbst an unserer trefflichen Veronika? hatte sie dem Baron schon einige Mal bemerkt. Von so beschränktem Herkommen, wie sie ist, weiß sie doch das Geld nicht zu schätzen, und eine Edelfrau scheint an der Pfarrerstochter verdorben zu sein. Dies lodernde, träumerische Interesse Veronika's für Menschen und zuweilen für Ideen war der Baronin ganz unverständlich, und daß Veronika darüber zuweilen das Nächste und Nutzenbringende übersah, bestärkte nur Aliden in ihrer guten Meinung von sich selbst und von ihrem Verstande. Dann aber war sie gewöhnlich milder gestimmt, und selten ward sie über einen wirthschaftlichen Misgriff oder über eine Ausgabe heftig, wenn sie dabei mit der ausgespielten Farbe ihrer bessern Einsicht den Stich machen konnte. Etwas dergleichen sollte ihr in ihrem jetzigen Unmuth begegnen.

Seit ihr der General-Vikar die Buße einer

täglichen Betstunde aufgegeben, hatte sie sich daran gewöhnt, zur Abwechselung mit der Stubenandacht, die Waldkapelle, ein halb Stündchen vom Schloß, zu besuchen. Diese lag in einem grasigen Hochthälchen des Buchenwaldes, an einen Basaltfelsen angelehnt und in der Schneckenwindung des Thälchens versteckt. Sie faßte wenig Menschen und stand vielmehr als ein Tabernakel der Andacht da, vor welchem sich an gewissen Tagen die Menge im Freien versammelte und durch die offene Thür den Segen des Meßpriesters empfing. Außer dem offenen Dorfwege führte noch ein geschlängelter Pfad zwischen den Gartenhecken und hohem Korn nach der Waldhöhe. Diesen stillen, beschaulichen Weg nahm die Baronin bei ihren Nachmittags- oder Abendgängen und pflegte dann, wenn sie ein Stündchen hinter verschlossener Thüre die alten Gebete ihrer Jugend aus dem vergriffenen flamändischen Gebetbuche abge-

lesen und dabei sich vielfach bekreuzigt hatte, mit großer Seelenerheiterung den andern Weg durch das Dorf einzuschlagen und sich für eine Spazierende ansehen zu lassen. Am Waldabhange im Schatten der Buchen war hier und dort ein Rasensitz angebracht, wo man einen Blick hinab ins Dorf bis an die Hintergebäude des Schlosses hatte. Zunächst lag das vereinzelte Haus mit der Branntweinschenke, der letzte Heller genannt. Aus dem Dorfe, durch den tieferen Hohlweg der Vicinalstraße und zwischen den Gärten her, hatte die Wirthschaft mehre, zum Theil heimliche Zugänge, die freilich den Zuspruch und manche Unordnung begünstigten, über welche Veronika schon gegen den Baron geklagt hatte. Eben hielten etliche Wagen im Wege; die trunkenen Fuhrleute taumelten im Handgemenge aus dem Hause; die junge, dralle Wirthin trieb sich begütigend unter den Schreiern umher, und da es ihr nicht gelang, sie zu be-

ſchwichtigen, rief ſie einen handfeſten Burſchen aus dem Hauſe herbei. Dieſer brachte auch glücklich die Streitenden auseinander, die nun rechts und links hin weiter fuhren, mit den Peitſchen noch von fern einander drohend und knallend. Der Schiedsrichter aber nahm ſich gleich auf offener Straße die Sporteln ſeines Amtes, indem er die Wirthin mit verwegenen Händen an ſich zog und küßte. Ihr kleiner Bube, hierüber entrüſtet, traf den Verwegenen mit ſeiner Knabenpeitſche ins Geſicht und erhielt dafür einen derben Schlag nebſt Scheltworten von der Mutter. Dieſe ließ er ſich gefallen, aber er vertrug es nicht, daß der weggehende Burſche ihn verlachte, und warf mit Steinen hinter ihm drein.

Die Baronin hatte dem Auftritt vom Walde herab mit Entrüſtung zugeſehen. Als ſie jetzt am Hauſe vorüber kam, grüßte die Wirthin an der Thüre. Sonſt war die Baronin ſtolz vor-

übergegangen, heute blieb sie stehen und tadelte den vorgefallenen Streit.

Das geht nicht anders in einer Schenke, gnädige Baronin! antwortete die junge Frau. Es ist aber nie so schlimm, wie es aussieht, die Bauern schreien gern und schlagen hart auf, es muß Alles Gewalt leiden bei so kräftigen Menschen.

Nicht wahr, Euer Mann ist als Forstaufseher von Wilddieben erschossen worden? fragte die Baronin.

Ach ja wohl, Eure Gnaden!

Und Ihr habt damals meinen Mann durch den Pfarrer um Unterstützung bitten lassen?

Freu' mich der gnädigen Erinnerung, Frau Baronin.

Jetzt scheints aber ganz wohl und lustig bei Euch zuzugehen!

Anstatt jedoch beschämt zu werden, worauf es die Baronin abgesehen hatte, pries die Bäuerin

ganz vergnügt die Güte des Barons und wie er ihr mit Wohnung und Garten aus der Noth geholfen. Wenn ich dem lieben gnädigen Herrn nur jemals mit irgend etwas in der Welt dienen und danken könnte! rief sie aus.

Die Baronin trat durch die offene Thüre in den Garten, den sie ziemlich wüst und zum Theil mit Tischen für die Zecher besetzt fand. Eben betraten Einige singend den Garten durch eine hintere Thüre, und die Baronin eilte fort, den Tadel, den sie in Gedanken für die unordentliche Wirthin aufgelesen hatte, mit sich nach Hause nehmend.

Hier traf sie den Baron mit Auswählen der Sachen beschäftigt, die zur nächstmontägigen Abreise mitgenommen werden sollten. Sie selbst hatte schon sehr Vieles zurechtgelegt und ließ es herbeitragen. Veronika kam und erbot sich, packen zu helfen.

Haben Sie denn schon Ihre eigenen Sachen gepackt? fragte ein wenig scharf die Baronin.

Ich meine ja, daß ich zurückbleiben soll! antwortete sie betroffen.

So? Und wozu wollen Sie denn zurückbleiben?

Es ist nicht mein Wille, gnädige Frau! Ist es denn nicht Ihre, oder des Herrn Barons Anordnung? Es war die Rede davon, es bleibe hier so Manches zu besorgen, zu leiten —

Im Gegentheil, meine Liebe! fiel die Baronin lebhaft ein. Es ist hier Manches, was abgebrochen werden, was aufhören muß. Und gerade darum sollen Sie mitgehen. Ich will es so! Leiten, fortführen! Sehe doch! Nicht wahr, Anstalten, wie die Versorgung der Witwe draußen in der Schenke zum letzten Heller? O, es ist zum Lachen! Ja, ja, lieber Mann, da träumt ihr euch so in ein wohlthätiges Schaffen

hinein und wirst gar nicht gewahr, welche Thorheiten ihr begeht, wie man Dein gütiges Herz misbraucht, durch Bettelei, wie durch Fürsprache.

Sie erzählte, und vielleicht mit einiger Uebertreibung, den eben erlebten Vorfall und eiferte über das Betragen der Wirthin. Seht, setzte sie hinzu, das kömmt bei euern kostspieligen Träumen heraus! Wer sich nicht aufs Wirthschaften versteht, soll auch das Wohlthun bleiben lassen.

Und das hast Du mit dem ersten Blick weggehabt, Alide? versetzte der Baron, höchst vergnügt über die ihm erwünschte Wendung, die es für Veronika genommen hatte. Das ist ja zum Erstaunen! Was machen wir denn auch, liebe Veronika, daß wir so 'was nicht bemerken? Indeß, liebe Frau, nicht jede Wohlthat schlägt gut an, wie nicht jedes Bäumchen Wurzel faßt; soll man darum das Pflanzen

und Wohlthun aufgeben? Gehen Sie vor unſerer Abreiſe noch einmal hin, Veronika, oder — ich will es ſelbſt thun. Die Frau legt die Wirthſchaft ab, die ſie ſich verſchafft hat, und lebt von Dem, was wir ihr geliehen haben, oder wir entziehen ihr dieſe Wohlthat. Beſonders muß auch für den tüchtigen Knaben beſſer geſorgt werden; denn was Du mir da erzählt haſt, liebe Alide, gefällt mir von dem Buben.

Die Baronin war nun zufrieden und ordnete Verſchiedenes zum Packen an. Gelegentlich ſagte ſie noch einmal: Ich hatte gute Urſache, Sie hier zu laſſen, Veronika; allein es iſt mir nun doch wichtiger, daß Sie mitgehen. In den Niederlanden können Sie ein wenig praktiſcher werden, und bis wir wiederkehren, wird ſich wol Manches im Hauſe ändern müſſen.

Sie eilte geſchäftig hinaus. Der Baron reichte Veronika lächelnd die Hand. Wie, mein Freund, fragte ſie, iſt es zum Abſchied?

Denn mir galt doch wol der letzte Wink der Baronin!

Abschied? O nein! rief er fröhlich aus. Reicht man sich nicht vielmehr die Hände, um sich zu verbinden?

Zur Reise, ja! versetzte sie, und schlug ihre Hand ein. Glück Ihnen und mir auf die schöne Reise.

Erst am Vorabende der Abreise kam Veronika dazu, nach dem letzten Heller zu gehen. Sie nahm sich unterwegs vor, die leichtsinnige Frau nicht zu schonen, ihr das Strengste zu sagen und sie zu erschüttern. Es war Sonntag Abend und das Haus wie der Garten von Zechern besucht. Die Frau empfing ihre Wohlthäterin aufs artigste und führte sie die schmale, steile Treppe hinauf nach einem Dachstübchen, in welchem einige gutgehaltene Mobilien und ein

Bett ſtanden. Sehen Sie, Mademoiſelle, ſagte die Wirthin, ich halte mir auch eine gute Stube; nur komme ich gar ſelten hinein. Nicht wahr, Sie merken es ſelbſt an der abgeſtandenen Luft? Ja, machen Sie nur das Fenſter auf. Aber hören Sie, da rufts ſchon wieder nach mir! Ich bin gleich wieder bei Ihnen, nehmen Sie es nicht übel!

Sie rannte hinab, dem Klang der angeſchlagenen leeren Gläſer nach.

Veronika hatte das Fenſter geöffnet, um unter Hinweiſung auf den wüſten Garten ihre Bußpredigt gegen die Undankbare anzuheben. Nun war ihr die Sünderin ſchon wieder aus den Augen entflohen und die zurückgehaltene Mahnung verſchärfte ſich in Veronika's Herzen. Der ſchöne, mit ſo viel Sorgfalt angelegte, mit guten Obſtbäumchen bepflanzte Garten jammerte ſie in dieſem Zuſtande wuchernden Unkrauts und Raupenfraßes. Sie hatte auf

Erkundigung im Dorfe vernommen, daß die unruhige Frau nur auf den Rath eines muntern Gesellen, der sie zu heirathen versprochen, den unglücklichen Branntweinschank angelegt habe. Zum Ueberfluß ihres Unwillens sah die Freundin auch noch den hübschen Knaben im Garten, wie er mit der Miene eines Alten um die Tische ging, an den dargebotenen Gläsern roher Zecher leckte und gegen Neckereien um sich schlug.

Unter diesen widerwärtigen Betrachtungen vernahm sie zu ihrem Schreck männliche Tritte auf der Treppe und die begleitende Stimme der Wirthin. Der Baron trat ein, betroffen beim Anblicke der erschrockenen Veronika.

Sehen Sie, wie hübsch sich das findet! rief die Wirthin mit schalkhaftem Lachen und die runden Arme auf ihre Hüften setzend. So hab' ich mirs lange gedacht. Seien Sie hier schönstens willkommen und machen sichs bequem!

Heißt uns nur nicht willkommen! versetzte der Baron, ungehalten über den vertraulichen Ton des Weibes. Der Zufall führt uns Beide in derselben Stunde hierher, doch haben wir auch nur eine und dieselbe Absicht, Euch nämlich den Leviten zu lesen über die unordentliche Wirthschaft. Und nun sollt Ihrs doppelt abbekommen!

O nicht doch, Eure Gnaden! Sie werdens ja so schlimm nicht vorhaben! Nein, nein! Lassen Sie die böse Absicht fahren und halten sich an den schönen Zufall, der Sie und die liebe hübsche Mademoiselle Veronika in meinem traulichen Stübchen zusammenführt. Ja, da klopfen sie schon wieder an die leeren Gläser! Das ist ein vergnügtes Volk, und es ist auch heute ein lieber Sonntag! Sehen Sie, fuhr die Wirthin leise und vertraulich fort, das Zimmerchen könnten Sie ganz für sich haben, und ungesehen von der hintern Gartenseite herein-

schlüpfen, so oft's Ihnen Spaß machte. Lieber Gott, man weiß ja, was sich lieb hat, ist gern beisammen. Und auf mich können Sie sich verlassen. Keinen Mucks, bei meiner Seele! Ach! ich bin ja ewig in Ihrer Schuld und gern dankbar aus Leibeskräften. Entschuldigen Sie, ich lasse den Schlüssel stecken!

Sie eilte hinaus. Der Baron und Veronika blieben zurück, verstummt, entsetzt über die Worte und Geberden der Frau, die mit kuppelndem Argwohn das so stolz gekommene Paar demüthigte.

Zweites Buch.

Vor dem Geschäftshause der düsseldorfer Gesellschaft zu Mainz, durch Borde mit der Landungsbrücke verbunden, lag das schöne Dampfschiff Victoria. Ein leiser grauer Rauch zog aus dem hohen, schwarz- und weißgeringelten Schornstein mit Ostwind der Stadt zu; die Dampfröhre stieß heftig brausend den hellen Wasserdunst aus, und die Glocke am hohen Vordertheile des Schiffes läutete in hellen, hastigen Schlägen das erste Zeichen zur Thalfahrt. Die Menschen eilten und drängten über die Landungsbrücke auf das Verdeck; Waarenballen wurden übergewälzt, Koffer nebst Reisesäcken

übergeschleppt und zwischen des Schiffes Zelt und Schornstein aufgehäuft. Die Schiffsleute schrieen einander zu; am Ufer, unter der zuschauenden Menge, war Lärm und Lachen. Dazwischen hörte man doch von fernher den grellen Dampfpfiff, der einen Eisenbahnzug ankündigte; die Glocke des Bahnhofs in Kastell läutete und bald sah man auch zwischen den Bäumen der Festungswerke die gegliederte Reihe der Wagen herangleiten. Nicht lange, so schwankten die beladenen Omnibus über die Schiffbrücke mit Gepäck und Reisenden, die noch dem Dampfschiffe zueilten.

Zu all' dieser Hast, zu diesem Treiben und Lärmen klapperten ruhig die nahen Rheinmühlen, floß so still der meergrüne Strom, lag so heiter die Juni-Morgensonne auf den herrlichen Ufern und den frischgrünen Rheininseln vor Biberich.

Was geht über dieses Sommerleben am

Rhein, wenn man hingestreckt auf der grünen Bank des Verdeckgeländers oder auf einem Zeltstuhle sich wiegend, die hundertfältige Herrlichkeit durch alle Sinne aufnimmt! Dies empfand heute wieder lebhaft unser Baron Gustav; als er mit den Seinigen um ein Tischchen des hintern Verdecks unter dem Zelte saß und die Tochter auf Alles und Alles aufmerksam machte, mit heiterm Seitenblick auf Veronika, für die es mitgesagt war und deren stilles, gehobenes Entzücken ihn so innig erfreute. Vor zwei Jahren war er zuletzt mit Frau und Tochter, auf einer ihrer jährlichen Ausflüge, über Baden-Baden nach Mainz gekommen. Nie aber hatte die Baronin, seit ihrer Flucht aus Antwerpen, sich entschließen können, weiter als Mainz rheinabwärts zu gehen. Eine wunderliche Bedngstigung, eine abergläubige Scheu vor den Niederlanden hatte sie abgehalten. Auch heut, wo sie mit so viel Erwartung dahinging, nahm sie nicht ohne

eine gewisse feierliche Stimmung diese heitere Herrlichkeit in sich auf, die für die unbefangenen Ihrigen nun mit jedem Augenblicke wechseln und wachsen sollte; denn sobald hinter den letzten drei Glockenschlägen die Dampfröhre verstummte und die rudernden Räder aufrauschten, löste das Schiff sich langsam vom Ufer ab, zog, in weitem Bogen stromabwärts gewendet, bald nach dem rechten, bald nach dem linken Gestade dem Fahrwasser nach, und eilte so an Inseln und Krahnen, an Dörfern und Städtchen, an Gärten und Weinbergen mit Nah- und Fernsichten vorüber.

Die Victoria war sehr besetzt. Einige schöne Reisewagen auf dem Vordertheile des Schiffes ließen auf vornehme oder reiche Passagiere schließen, deren Bedienten und Kammerfrauen von Zeit zu Zeit aus den verschlossenen Wagen Kleidungsstücke, Reisetaschen oder elegante Reisekästchen nach der Cajüte holten. Auf dem Verdeck

selbst trieben sich so viel Menschen in den seltsamsten Reiseanzügen umher, daß man der Einzelnen, über all' die anziehenden Ausblicke in die wechselnde Landschaft, wenig achten mochte. Am ehesten betrachtete man noch die Ab- und Zugehenden, wenn nach hastigen Schlägen der Schiffsglocke die Victoria entweder an einer Landungsbrücke anlegte, oder ein Boot, mit aufgestecktem blau- und weißstreifigen Fähnchen rasch herangerudernd, am zugeworfenen Tau sich an die Flanke des Schiffes drückte, um über das Seitentreppchen Gepäck und Passagiere aufzugeben oder abzunehmen. Dann drängte man sich gern ans Geländer zu dem kleinen Zwischenspiel der Fahrt, bis die eingehaltenen Räder wieder zu sausen anfingen und das weiterziehende Schiff andere Erwartungen anregte.

Als unser Baron sich bei einer solchen Wiederabfahrt vor Bingen umwendete, stand er vor einem vornehm aussehenden Manne, der ihn mit

gespanntem Auge betrachtete. Auch Gustav war von dem Fremden betroffen. Beide erkannten sich fast in demselben Augenblicke und fielen einander in die Arme mit dem lebhaften Ausrufe: Anton! Gustav!

Es war Anton Freiherr von Prussach. Beide hatten sich 1830 zu Paris kennen gelernt und Freundschaft geschlossen, wie junge Männer so leicht sie schließen, die sich in schwärmenden Jahren, auf fremdem Boden als Landsleute und Standesgenossen, mit verwandtem Geschmack und Lebenstrieb an demselben Strudel bedeutender Erscheinungen und des Genusses begegnen. Doch hatten Beide einander auch an einem tiefern, auf das Wesen des Lebens gerichteten Sinn und Trieb erkannt, und waren nachher eine Zeit lang in brieflichem Verkehr geblieben, bis ihre Lebensrichtungen zu weit auseinander liefen, so daß ihren Interessen die Berührungspunkte ausgingen.

Arm in Arm zusammensitzend, tauschten sie nun in raschem Wechselgespräch ihre verstummte Zwischenzeit gegen einander aus. So erfuhr Anton auch die doppelte Absicht Gustavs, nach Antwerpen und Ostende zu gehen. Des Freundes Abenteuer in Antwerpen, seine Verheirathung mit Alida war noch brieflich verhandelt worden. Anton ließ sich der Familie des Freundes vorstellen. Die volle Schönheit der Mutter, die versprechende Anmuth der Tochter überraschten ihn; aber auch der Eindruck, den er selbst machte, schien ein günstiger zu sein.

Beide Freunde stellten sich äußerlich sehr verschieden dar. Wenn Gustav bei hoher, edler Gestalt und gelassener Geberde mehr nach einer weichen, gemüthlichen Empfänglichkeit für die Begegnisse des Tages aussah, so schien der kleinere und etwas jüngere Anton bei geistreich vornehmer Miene mit lebhaftem Blick und Gang, ja mit seiner aufgestutzten Nase und länglichen

Oberlippe dem Leben bewußt und entschlossen entgegenzutreten. In der Begleitung des Freiherrn befand sich ein Mann von interessantem Aussehen in den Funfzigen und unsern Freunden als Doctor Scherf vorgestellt. Dies lächelnde Gesicht von lebhafter Farbe und geistreich-sinnlichem Ausdrucke, dies selbstbewußte behagliche Benehmen bei viel rückhaltendem Wesen konnten einem katholischen Priester angehören; ein langer, schwarzbrauner Ueberrock mit kurzem stehenden Kragen stimmten zu solcher Vermuthung; das enge Beinkleid in glänzenden Stiefeln widersprach nicht, und nur ein ziemlich lockiges Haar ohne Tonsur wollte sich in so modischem Zuschnitt zu keiner priesterlichen Bestimmung bekennen. Jedenfalls behielt er auch in dieser weltlichen Tracht etwas von jener geistlichen Abrichtung an sich, die das Weltliche um sich her wenig zu beachten scheint, desto mehr aber sich selbst im Weltlichen. Nur Veronika

machte diese Betrachtung für sich; ihr allein fiel es auch auf, daß der Freiherr bei der ersten Unterbrechung des Gesprächs mit dem Doctor bei Seite trat und sich sehr angelegentlich besprach, ohne daß Scherf sich dabei ein vertrauliches Benehmen erlaubte. Von dieser Unterhaltung kehrte Anton mit zufriedener Miene zur Familie zurück, brachte das Gespräch auf seine Besitzung am Rhein und knüpfte die artigste Einladung daran. Wir müssen unsere alte Freundschaft erneuern und unsere Frauen die ihre knüpfen lassen, rief er lebhaft aus. Einige Einwendungen der Baronin wußte er sehr beredt zu widerlegen, auf das Versprechen eines Besuches bei der Rückkehr ließ er sich nicht ein und brachte so viel Verbindliches vor, daß er zuletzt, noch mit dem Lobe des Unwiderstehlichen, die Zusage erhielt. Er küßte der Baronin die Hand und umarmte den Freund mit den Worten: Ich

bin recht verlangend, was Du zu meinem Landsitze Belle-Promesse sagen wirst, Gustav!

Er liegt also im Preußischen? fragte der Baron.

O herrlich liegt er, mit der Aussicht auf das Siebengebirge!

Belle-Promesse scheint allerdings, der Benennung nach sehr versprechend, lächelte Gustav.

Der Name ist neu, erklärte der Freiherr; auch will ich die ganze Einrichtung erneuern und erweitern. Sollte ich die Besitzung Sanssouci, Antonsruhe oder dergleichen nennen, so ist das nicht mehr zeitgemäß; kein Baron, wie kein Regent, kann heutiges Tags mehr „ein Sorgenlos" oder „ein Unbekümmert" bewohnen, auch wo nicht mit Wind gemahlen wird.

Nein, nein, mein Freund! versetzte Gustav. Belle-Promesse ist ganz zeitgemäß. Ich freue mich, an Dir einen so wohldenkenden Rhein-

länder zu finden. Ich werde mit dem beſten Vertrauen Deinen Landſitz betreten.

Es iſt ein altes Beſitzthum unſerer Familie, ehe ſie nach Weſtphalen überſiedelte, fuhr der Freiherr fort. Es ſoll mir ein Majorat werden. Wir müſſen uns im Kampfe gegen das Bürgerthum neu begründen und befeſtigen. Das bürgerliche Geſchäft ſtreckt ſich uns über den Kopf, wenn wir ihm nicht den Grundbeſitz mit breiten Schultern entgegenſtellen. Ich ſelbſt zwar bin bis jetzt noch kinderlos; allein das macht mich, den Erſtgeborenen, nicht gleichgültig gegen unſere Familie. Ich ſorge für Grund und Boden, mein Bruder mag dann für den Stamm ſorgen. Ich gehe eben damit um, ihm eine paſſende Frau zu ſuchen. Du ſollſt den hübſchen Mann kennen lernen. Geiſtreich und echt adelig von Benehmen! Er ſteht zu Köln in Garniſon und wird gewiß heraufkommen, da er weiß, daß ich zurückkehre.

Es schien dem Baron Anton ganz angenehm zu sein, daß der Freund mit seiner Familie in Koblenz zu übernachten vorhatte, um Ehrenbreitenstein und die Umgebung zu besehen. Anton entschloß sich sogar bei ihnen zu bleiben, ließ aber den Doctor Scherf mit dem Reisewagen vorausgehen, nachdem er vertraulich seine Absichten und den anzuordnenden Empfang seiner Gäste mit ihm besprochen hatte.

Des andern Morgens kamen sie bei Zeiten nach Andernach, wo sie landeten. Sie fanden einen Wagen für die Damen und zwei Reitpferde für Gustav und Anton bereit. Einen Theil des Gepäcks ließ der Baron im Reisewagen mit dem Bedienten voraus nach Köln gehen. Man kam durch anmuthige Gefilde mit dem Seitenblick nach den schönen Bergzügen diesseit und jenseit des Stromes, bis sich eine Allee öffnete, die nach dem Sitze des Freiherrn Anton führte. Es war ein älteres Schloß, durch neue

An- und Zwischenbauten erweitert. Ganz in der Denkungsart des Freiherrn hatten sich die Neubauten dem ältern Geschmack anbequemen müssen. Du wunderst Dich darüber, mein Freund? sagte er zu Gustav. Hätte ich etwa die ältern Bauten niederreißen sollen? Nimmermehr! Ja, mein Freund, erlebten wir es nur, so würdest Du sehen, daß diese alten Fundamente und Mauern, diese Erker und Zinnen noch mit Ehren Alles aushalten, was erst vor kurzem darangebaut worden ist. Sprecht mir nur nicht immer von den Fortschritten der Zeit! Wir werden noch lange nichts so Tüchtiges schaffen, wie die Alten, weder was Wohnungen, noch was Staatseinrichtungen anbelangt. Das dürfen am wenigsten wir Barone vergessen; denn unsere Bestimmung hängt damit zusammen. Glaube ja nicht, daß ich, unbedingt gegen den Fortschritt sei; nein! Nur haben wir jetzt eine ganz andere Bestimmung. Als die

Jahrhunderte noch träg waren, die Kräfte der Nation noch stockten, da hatten wir sie mit geschwungenem Schwerte vorwärts zu führen; jetzt, wo sie bergabstürzen, haben wir mit allem Gewicht unseres Bewußtseins und frisch zu sammelnder Kräfte uns entgegen zu stemmen. Der Adel muß immer an der Spitze der Zeit stehen, mein Gustav!

Das ist königlich gesprochen, Anton, erwiderte der andere Reiter. Ich glaube Dich zu verstehen, Du erkennst den Fortschritt an, als etwas, das aufgehalten werden muß. Fortschritt, meinst Du, so lange es noch etwas zu begehren, Stillstand, sobald es zu verlieren gibt?

Nicht Stillstand, Freund! Vielmehr dauert mir diese reformatorisch-revolutionäre Zeit zu lange; nur eine andere Richtung, Gustav. Ist es denn ein Stillstand, wenn man immer ruhig seitwärts und rückwärts fährt? Nur immer Bewegung! Mit Bewegung befriedigt man

die Welt, und wir erreichen zugleich ein Ziel, an dem wir nichts verlieren.

Wir habens schon erreicht! rief Gustav lächelnd; hier sind wir an Deinem Schloß. Herrliche Einfahrt hat Belle-Promesse! Prachtvolle, stolze Bäume! Sind das die Excellenzen Deines Hofhalts? Wenigstens geben sie Schatten und Abkühlung!

Indem ließen sich rauhe Töne eines fremdartigen Blase-Instrumentes hören, einer Zinke oder eines Hiefhorns, wie es schien.

Der Thurmwächter verkündigt unsere Ankunft, sagte der Freiherr mit wegwerfendem Nachdruck. Dabei sah er etwas zerstreut und gespannt aus, in der Unruhe wahrscheinlich wegen des angeordneten Empfangs. Nun erblickte Gustav über den Kranz eines stumpfen Thurms herübergebeugt den wunderlich gekleideten Schelm von Thurmwächter, der mit aller Anstrengung

die allergräßlichsten Töne aus einem gekrümmten Horn herauszubringen arbeitete.

Vor der Treppe des Hauses empfing die Ankommenden ein Geistlicher in schwarzem Talar mit Sammetkäppchen. Es war Niemand anders, als Doctor Scherf, der aber, wenngleich als Weltgeistlicher gekleidet, doch Pater Joseph, abwechselnd auch Kaplan, genannt wurde. Unter dem gelüpften Käppchen war jetzt die lockige Reiseperücke von einer nicht unansehnlichen Glatze wieder weggenommen. Der Pater hielt, als ob er eben in seinen Stundengebeten unterbrochen worden, Brevier und ein kleines silbernes Kruzifix in Händen, mit welchem er, wie mit einem Hofmarschallstabe, den Ab- und Ausgestiegenen voran, die breite Treppe beschritt. Anton führte die Baronin Alide, Gustav mit Veronika und der Tochter folgten. An der Eingangsthüre, auf dem Absatz der Treppe und im kleinen Vor-

saal standen Bediente in neuen Livréen nach altem Zuschnitt. Veronika glaubte zu bemerken, daß alle sehr verdrossen und einige fast tückisch aussahen.

Die Flügelthüren gingen auf und in den beiden Seitenfenstern des großen Gesellschaftszimmers erhoben sich zum Empfang zwei Frauen — eine ältere, die ihre Häkelarbeit und Brille bei Seite legte, und eine jüngere, die einen Papagei vom Schooße fallen ließ.

Es war die Mutter und die Gemahlin des Freiherrn Anton, die ihrem Besuch mit großer Artigkeit entgegenkamen. Selbst der Baron, der doch eben von einer längeren Reise zurückkehrte, wurde als Sohn und Gemahl nicht aufmerksamer empfangen. Er vermittelte nach den ersten Begrüßungen die nächsten persönlichen und Familienverhältnisse, und schob mit Leichtigkeit die

Gegenstände ein, an die sich gleich ein lebhaftes Wechselgespräch anknüpfen ließ.

Die Mutter, Witwe eines ehemaligen Hofmarschalls an einem kleinen Hofe, war eine Dame von würdevoller Haltung und wohlwollendem Ausdrucke; die Baronin Elise, Antons Gemahlin, konnte nicht eigentlich schön heißen; sie war aber hübsch genug, von angenehmer Fülle der Gestalt, reinem Teint und einer gelassenen Anmuth in ihren Bewegungen. Man sah ihr an, daß sie sich ausgesucht und nach der Mode des Tags kleidete.

Sie treffen noch andern angenehmen Besuch bei uns, sagte die Baronin-Mutter. Wir haben Dirs ja geschrieben, nicht wahr, lieber Anton, daß der Abbate Placido Alessi inzwischen eingetroffen ist.

Ja wohl, meine gnädige Mutter, nach München geschrieben. Mit einer Nichte, nicht wahr?

Anna, Gräfin Bliech, eine beſprochene Schönheit, antwortete die Mutter. Ihr Vater, der bekannte Graf Bliech, hatte nach ſeinem Uebertritte zu unſerer Kirche, ich glaube im Jahre 1819, in Rom die Schweſter des Abbate geheirathet. Er iſt vor einigen Jahren geſtorben, und die Schweſter mit der Tochter leben beim Abbate. Er reiſt jetzt —

Ich weiß, theure Mutter, in Geſchäften an einigen Höfen, fiel Anton ein.

So? erwiderte ſie befremdet. Er ſagte mir aber, lieber Anton, er reiſe, die deutſche Philoſophie kennen zu lernen, die er als Mitarbeiter an mehren italieniſchen Zeitſchriften in ihrer ketzeriſchen und ungläubigen Richtung zu bekämpfen gedächte.

Auch das, gute Mutter. Wir wollen nicht daran zweifeln, erwiderte der Freiherr und lenkte das Geſpräch auf ſeine Geſchäfte in Baiern. Er ſchien ſehr befriedigt und verſprach auf Ge-

legenheit manche allgemeine, auch für Gustav interessante Mittheilungen.

Aber Eins hast Du mir ganz vergessen, lieber Sohn: ein Paar von den gesegneten Medaillen der unbefleckten

So? hat es Pater Joseph vergessen? fiel Anton verlegen ein.

Ja. Es ist sehr unrecht von ihm, eiferte sie, da er doch weiß, wie sehr sich unsere kränkliche Lisette, unseres Kutscher's Tochter, bekommen hat, seit sie eine von ihm auf der Brust trägt.

Das Gespräch wurde von dem Abbate und seiner Nichte unterbrochen, die von ihrem Morgengang zurückkehrten und sich dem angekommenen Hausherrn vorstellten. Eine doppelt anziehende Erscheinung; der Abbate ein stattlicher Prälat in weltlicher Tracht, ein Vierziger, heiteren Aussehens, feiner Manieren, und die Gräfin eine Blondine von hoher Gestalt und auf-

fallender Schönheit. Doch zeichnete ſich der Kopf weniger durch regelmäßige Formen, als durch einnehmende Züge und zarte Farben aus. Sie hatte das herrlichſte Haar. Solche Zöpfe waren vielleicht kein zweites Mal zu finden, der Stärke und des eigenthümlichen Schimmers wegen. Nur die großen blauen Augen traten ein wenig zu ſtark hervor, zu eroberungsſüchtig, hätte man ſagen mögen, denn dieſer Ausdruck lag in ihrem Blicke. Als ihr die Baronin Schleifras vorgeſtellt wurde, überflog ein Roſenhauch das etwas bläßliche Angeſicht der Gräfin. Ihr Auge ſuchte unwillkürlich den Mann einer ſo ſchönen Frau und verweilte mit einem prüfenden Lächeln auf dieſer edeln, ritterlichen Geſtalt.

Dieſer Blick hatte für Veronika etwas Erſchreckendes. Ueberhaupt empfand die Freundin ſeit ihrem Eintritt in dieſes Haus eine wunderliche Befangenheit. Seitdem ſie den Doctor

Scherf in den Pater Joseph verwandelt gesehen, konnte sie sich eines Mistrauens nicht erwehren, das leise nach Allem tastete. Hinter diesem Empfang, hinter diesen Freundlichkeiten, hinter Allem schien ihr eine Absicht versteckt, und da sie solche nicht errathen konnte, ward sie zum Beobachten getrieben, das ihrem sonst unbefangenen Wesen fremd und ihrer Haltung nicht vortheilhaft war.

Schon das eigenthümliche Licht und die Einrichtung des Gesellschaftszimmers befremdeten, ehe man sich daran gewöhnt hatte. Das mittlere Fenster mit einem Erkeraustritte wurde durch grüne und blühende Gewächse verdüstert, und beide Seitenfenster gaben durch gemalte Scheiben ein buntes Licht. Dazu die Ausschmückung des etwas alterthümlich gebauten Saals im Roccoco-Geschmack, kurzbeinige Sessel mit hohen Rücklehnen und gewirktem Beschlag, eingelegte Tische mit geschweiften Beinen,

Schränke auf gedrechſelten Füßen, oder ſchwebende Eckſchränkchen mit Schnitzwerk und vergoldeten Leiſten, fremdartiges Porzellan und Silbergeräth, Porzellanfigürchen und Schmuckſächelchen in überladener Zuſammenſtellung auf den höhern und niedern Möbeln. Baron Schleifras liebte dieſen Geſchmack unſerer ſo vielfach rückwärts greifenden Zeit nicht und ließ dieſe Sachen gegen die Vorliebe ſeiner Gemahlin bei ſich nicht aufkommen. Eins fiel noch der Freundin auf. Der Thüre gegenüber, die zu einer Reihe von Gemächern führte, ſtand nämlich in einer thronartig verzierten Niſche auf einer mit Teppich belegten Stufe ein Prunkſeſſel. Wie Veronika nachher erfuhr, war es derjenige, der bei einem Feſt des rheinländiſchen Adels einer hohen Perſon zum Sitze gedient, und den der Baron Anton in der kurz darauf geſchehenen Verſteigerung der Sachen durch die dritte Hand billig an ſich gebracht hatte. Nur bei

feierlichen Anläſſen nahm ihn der Baron ein, und niemals auch ohne das ängſtliche Gefühl von Würde, das dem Sitz von deſſen erſter Beſtimmung her noch anzuhaften ſchien.

Unter den fremdartigen Mobilien gefiel der Freundin nur ein Bücherſchrank von alter, aber geſchmackvoller Form. Durch die mit Schnitzwerk umkleideten Glasſcheiben leuchteten die reichvergoldeten Bände. Die Baronin Anton hatte ſich der Freundin genähert, und öffnete ihr auch den Schrank, indem ſie ihr die Bücher zu beliebiger Lectüre freiſtellte. Es war die leichte franzöſiſche Literatur des Tages in brüſſeler Nachdrücken. Das iſt Ihre franzöſiſche Sammlung, gnädige Frau? bemerkte Veronika.

Mein Mann verwahrt die deutſchen Bücher, erwiderte Baronin Eliſe. Ich liebe dieſe Lectüre weniger. Die dann und wann beſprochenen Schriften laſſe ich mir aus einer Leihbibliothek kommen; man kann aber dieſe Bücher

nicht ohne Handschuhe angreifen. Ich finde, liebe Mademoiselle, daß es eigentlich doch etwas Unsauberes um die deutschen Schriftsteller ist.

Veronika lächelte. Wie? sagte sie, träfe das harte Urtheil auch so elegante Schriftstellerinnen, gnädige Frau, wie die Gräfin Hahn-Hahn, Frau von Palzow?

O, die kauft mir mein Mann, die gehören doch zur guten Gesellschaft, versetzte Elise. Sie lieben sie also auch?

Veronika, der diese Frage, nach der vorausgegangenen Bemerkung, empfindlich war, übereilte sich, zu sagen:

Nun ja, gnädige Frau, man muß doch die gute Gesellschaft wenigstens kennen lernen, wenn man ihr auch nicht zugezählt wird. Sonst lese ich aber mehr bürgerliche Schriften, und habe überhaupt gefunden, gnädige Frau, daß doch die deutschen Schriftsteller, die man selbst besitzt, sich ausnahmsweise sauberer halten, als die andern.

Nun ja, keine Regel ohne Ausnahme! Aber hören Sie, meine Liebe!

Die Baronin Elise ging über die kleine Plumpheit Veronika's mit aller Feinheit ihrer Absicht hinweg. Sie führte sie zu einem traulichen Sitz bei Seite und nahm jenen eigenthümlichen Ton an, in welchem vornehme Leute gegen Untergeordnete ihr stolzes Selbstgefühl mit durchsichtiger Herablassung überkleiden. Sie äußerte sich entzückt über die Familie Schleifras und besonders auch über Angelika. „Das liebe unbefangene Wesen!" Sie erkundigte sich nach den Besitzungen des Barons, nach seiner häuslichen Einrichtung, nach der Lebensart und dem Aufwand der Familie. Sie freute sich über den hübschen Vermögenszuwachs, dem diese glücklichen Erben entgegengingen, und meinte, derselbe müsse doch wol bedeutend sein? Und so berührte die Baronin noch andere Angelegenheiten der Familie mit der herzlichsten Theilnahme. Ihre

Fragen waren zart, unter Bemerkungen verſteckt, die eine Beſtätigung oder Berichtigung ſuchten.

Veronika war in dieſer Umgebung nicht unbefangen genug, um nicht noch vorſichtiger zu antworten, als ſie es ohnehin gethan hätte. Darüber trat ein neues Paar ein und wurde vorgeſtellt. Es war der Geheimerath von Reib und ſeine Gemahlin. Der Contraſt Beider konnte in ſolcher Geſellſchaft nicht auffallender ſein. Er, ein ſtarker Funfziger, bemühte ſich, die Fülle ſeines Körpers mit puſtender Anſtrengung leicht und vornehm zu bewegen; das hochgeröthete Geſicht drückte keine Ruhe aus, die kleinen, lebhaft geſcheidten Augen funkelten, wenn er laut, wiewol angenehm ſprach, und ſchwieg er, ſo waren die dicken Lippen beſtändig mit der Zunge beſchäftigt. Er war als ehemaliger Leibarzt eines kleinen Fürſten geadelt worden und hatte

es ſeinem bedeutenden Vermögen zu danken, daß er, ſo alt und überdies Proteſtant, die beinahe dreißig Jahre jüngere Mathilde, Schweſter des Barons Anton, zur Gemahlin erhielt. Dieſe hatte in ihrem regelmäßigen Geſicht, in ihrer einfachen Haltung den Ausdruck alles Edlen. Auffallend an ihr blieb nur, neben ihrem geputzten Manne und ihrer modiſchen Schwägerin, der dunkle, nonnenartige Anzug, der hoch herauf den ſchönen Hals und eine zartgeformte Bruſt bedeckte. Für Veronika war es eine wohlthuende Erſcheinung, und als die Geheimeräthin nach der Unterhaltung mit Alide und Angelika ſich von den Uebrigen zu ihr zurückzog, fanden ſich Beide durch die Art und den Gehalt des Geſprächs ſehr lebhaft von einander angezogen. Durch dieſen Anhalt an eine ſeelenvolle Frau ihres Alters kam die Freundin bald über ihr anfängliches Befremden und Mistrauen hin-

aus und faßte den Troſt, daß ſie doch in einem ſonſt ſo reizenden Aufenthalte nicht ganz vereinſamen werde.

Während unſere Ankömmlinge auf den ihnen anwieſenen Zimmern ſich umkleideten, war Pater Joſeph wieder eingetreten, um dem Baron Verſchiedenes leiſe zu berichten. Dieſer machte nun flüchtige Mittheilungen über ſeinen Aufenthalt in Baiern. Er bezeigte ſich ſehr zufrieden über die Verhandlungen mit den dortigen Agnaten wegen Errichtung eines Majorats, ging aber, um des Abbate willen, auf andere Gegenſtände über. Man hatte ihn dort mit Pater Joſeph in die Verbindungen für die kirchlichen Intereſſen Roms blicken laſſen, und er war ganz voll davon. Doch wurde Alles nur leiſe und flüchtig, zum Theil franzöſiſch beſprochen, weil man die Rückkehr des Beſuchs erwartete, und des

Gärtners wegen, der ab- und zuging, die Gewächse auf dem Balcon zu begießen und zu wechseln. Es war auch die Rede von einer eigenthümlichen Verbindung zwischen den bairischen Katholiken und den preußischen Pietisten gegen die so gefährlich für Religion und Staat anwachsende deutsche Forschung und Presse. An dem protestantischen Pietismus hoffte man den Anziehungspunkt zu finden, um die deutsche Reformation gänzlich aufzulösen oder unter gewissen Bedingungen in die Kirche aufzunehmen.

Man sieht immer mehr ein, sagte der Freiherr, daß sich die kirchliche Aufgabe unserer Zeit gar seltsam verwickelt, und verhehlt sich nicht, daß so mancher kirchliche Eifer, zumal auch hier am Rhein und in Westfalen, nicht aus reiner Frömmigkeit, aus neu erwachter Religiosität herrührt, sondern daß ihn die politische Unzufriedenheit der Gegenwart in den Harnisch gebracht hat, daß die Opposition ihn vorschiebt. Das

muß natürlich Beide, Staat und Kirche, höchſt vorſichtig machen, und ſcheint ein eigenes Heilverfahren zu erfodern. Der äußerliche, zwieſpältige Religionseifer muß in einen innerlichen, gemeinſamen umgewandelt werden. Dies wird vermittelt, wenn der proteſtantiſche Staat gegen die katholiſche Kirche ſeine fromme Seite herauskehrt, damit eine verwandtſchaftliche Anziehung, eine umgeſtaltende Eintracht vermittelt und die Kirche in den Stand geſetzt werde, den unſeligen Auswuchs der Reformation wieder aufzuſaugen.

Hoffen wir, daß an dieſer warmen Hand der Mutterkirche der Proteſtantismus als verirrter Sohn wieder herübergezogen werde! fiel der Abbate ein.

Begreiflich, fuhr Pater Joſeph in ſeiner ſanften, ſalbungsvollen Weiſe fort, der Liberalismus, wenn auch ſelbſt nicht ſehr gläubig, verſicht aus Trotz den Glauben, der ihm von Rom aus den Rücken deckt, regt aber damit die pro-

testantische Forschung zu allen Angriffen gegen das Christenthum überhaupt auf. So macht am Ende der kirchliche Eifer selbst eine Bresche, durch welche der Liberalismus mit dem Fußvolke der Constitutionellen, mit der Reiterei der Philosophen und mit der Artillerie der Presse gegen Thron und Altar einstürmt.

Daher vor Allem, wenigstens in Deutschland, Eintracht der verschiedenen christlichen Kirchen! rief der Freiherr.

Das heißt der Kirche mit den verschiedenen Sekten! verbesserte Pater Joseph, mittelst des Pietismus.

Der Geheimerath von Keib konnte das Wort Pietist nicht leiden, weil es meist mit einem verächtlichen Nebenbegriffe gebraucht wird, und er selbst dieser Richtung angehörte. Er suchte ein hartes Vergeltungswort und sagte scharf:

Also — Papisten wollen mit den Pietisten in ein Horn blasen?

So ist es, Herr von Keib! antwortete Pater Joseph. Das ist so ein geheimer Rath von Gewicht; auch haben ja beide schon das große P als einträchtigen Anfangsbuchstab für sich. Sehen Sie!

Der Geheimerath, durch diese Anspielung auf seinen Titel und seine Beleibtheit gereizt, pustete nach einer Erwiderung. Der Freiherr aber, der die wechselseitige Abneigung beider Streitenden kannte, fuhr mit der Bemerkung dazwischen:

In Rom scheint man diese Verhältnisse nicht richtig zu fassen, sonst würde man in Manchem nicht so stickel sein.

Nicht richtig zu fassen? In Rom? rief von Keib. Meinen Sie das ernstlich, lieber Schwager? Sehen Sie doch einmal Ihre beiden Nachbaren lächeln! Der Eine lächelt zum Widerspruch, der Andere zum Nachgeben der protestantischen Regierungen gegen Rom; denn dort weiß

man Eins wie das Andere zum eignen Vortheil zu wenden. Sehen Sie, widersetzt man sich Rom, so alloquirt es die Revolution der Völker und nimmt, was es will; gibt man ihm nach, so benedicirt es die Throne und bittet sich aus, was es braucht. Das nennt man dann „Concordat" — Werk der Einträchtigkeit oder eigentlich der Beeinträchtigung. Kennen Sie nicht, lieber Anton, was im bekannten Mühlenspiel eine Zwickmühle heißt? Wenn sich Einer der Spielenden pfiffiger Weise so gesetzt hat, daß er bei jedem Zuge rechts oder auch links dem Gegner einen Stein wegnimmt. Da haben Sie Rom! Sehen Sie!

Der Abbate erhob sich mit glühendem Blick, Pater Joseph trat heftig hervor, und die Gräfin Bliech, die dem Wortwechsel lächelnd zugehört hatte, faßte den Baron Anton mit dem schalkhaften Zuspruch am Arme: Kommen Sie, lieber Baron, reden Sie von Ihrem fürst-

lichen Stuhl herab ein rechtes Wort zum Frieden!

Anton, bei ſeiner ſchwachen Seite gefaßt, machte ſchon eine nachgiebige Bewegung, als der Baron Schleifras mit ſeiner Familie wieder eintrat. Man blickte einander bedeutſam an und Alles war ſchnell wieder eine Heiterkeit.

Ein Frühſtück wurde aufgetragen und die Geſellſchaft ſonderte ſich ſchon mehr nach Geſchmack und Intereſſen. Die beiden Damen vom Hauſe zogen Aliden an ſich. Die junge Baronin muſterte ihren Anzug und fand Alles ſehr neu und geſchmackvoll. Charmantes Kleid, die neuſte Amazonenform! rief ſie entzückt aus. Ich habe ſchon Ihren Hut à la vieille bewundert, meine Liebe. Nicht jedem Geſicht ſteht ſo gut, wie Ihnen, dieſe kleine, gerade Kiepenform, kurz und weit im Schirm, mit langen Backen. Der Hutausputz mit einer aus zwei Farben

geknüpften Feder und eben solchen zweierlei Farben in Band ist ganz neu.

Ein anderes Interesse wußte die Baronin Mutter anzuknüpfen, was schon mehr zurückgezogener geschah. Die Hofmarschallin war eine sehr fromme und eifrige Dame, und kannte die früheren Verhältnisse so wie die Gesinnung Alidens durch Pater Joseph, der sich auf dem Schiffe länger mit der Baronin unterhalten und ihr Vertrauen gewonnen hatte Auch war er absichtlich vorausgeeilt, um die Familie über die ankommenden Gäste und die Intentionen des Barons Anton zu unterrichten. Bald hatte die alte würdige Dame Aliden ganz eingenommen. Diese fühlte sich heimisch und heiter, benahm sich leicht und liebenswürdig. Die Anmuth ihres frühern Weltlebens kam wieder hervor. Gleichsam abgestäubt von häuslichen Aengstlichkeiten und von religiösen Sympathien ange-

friſcht, ſchien ſie eine neue Faſſung für ihre Reize und den werthvollen Schmuck des guten Tons gefunden zu haben.

Auch Angelika gefiel ſehr und erfuhr eine faſt befremdende Aufmerkſamkeit. Ihre natürliche Unbefangenheit nahm ſich unter dieſen vor einander halb verſteckten Menſchen höchſt liebenswürdig aus. Etwas Herbes an ihrem unverkennbaren Verſtand und Witz lief unter der Entſchuldigung ihres Alters mit hin. Das Kind erinnerte an jene Art von guten Früchten, die in dem Grade, als ſie einſt ſüß werden wollen, vor der Zeitigung ein wenig ſcharf ſchmecken. Dieſe Schärfe erfuhr wenigſtens der alte Geheimerath, der gar gern, als ob es ein Kind ſei, mit dem reizenden Geſchöpf getändelt hätte und einige Mal mit ſeiner tätſchelnden Hand kommen wollte. Am lebhafteſten in der Unterhaltung ließ ſich die Gräfin Anna mit dem Baron Guſtav aus. So durfte man wol ſagen,

da ihre Art allerdings ein wenig ausgelaſſen heißen konnte. Bald verſchämt, bald neckend, bald laut lachend, bald heimlich flüſternd gab ſie ſich faſt ausſchließend mit dem Baron ab. Niemand ſchien es zu beachten, außer Veronika, die mit Leid zu bemerken glaubte, daß dies Benehmen den Baron angenehm beſchäftigte.

Es ſcheint eine ſehr muntere Dame, die Gräfin Bliech! ſagte ſie leiſe und mit angenommenem Lächeln zur Geheimeräthin von Keib, die ſich zu ihr geſetzt hatte.

Dieſe konnte, ſo vorſichtig ſie noch gegen die fremde Gouvernante war, doch ihre Abneigung gegen die Gräfin nicht ganz verbergen.

Das fällt Ihnen auf, meine Liebe, ſagte ſie ſanft und lächelnd; wir ſind ſchon eher daran gewöhnt. Die Gräfin war uns voraus dafür bekannt, daß ſie nicht gern ohne die Huldigung der Männer bleibt, die in ihre Nähe kommen. Der Neueſte erfährt ihre Anziehung

natürlich am lebhafteſten und Herr von Schleifras ſcheint ſich auch ein wenig ſchwer zu machen. Der böſe Mann nöthigt die arme Gräfin zu einiger Anſtrengung.

Aber dies Benehmen ſtimmt doch gar nicht zum Ton des Hauſes? bemerkte Veronika.

Nein, nicht ſehr! fuhr die Geheimeräthin fort. Die Gräfin liebt es, ausgezeichnet zu ſein. Ich habe mir ihr wunderliches Weſen zu begreifen geſucht; man hat ja hier überflüſſige Zeit zu dergleichen Räthſeln; allein, ich geſtehe Ihnen, meine Liebe, ganz klar kann ich nicht über ſie werden. Sie iſt ſehr geiſtreich, das muß man ihr laſſen; weniger kann man ſie vielleicht unterrichtet nennen. Ihr Naturell iſt aber nicht durch Erziehung beherrſcht. Vielleicht lebt man in Italien mehr geradezu; auch hat ſie viel in Männergeſellſchaft verkehrt und — zieht auch dieſe Geſellſchaft vor. Wer weiß, was ſonſt noch auf ihren Geſchmack eingewirkt hat. Ich

möchte sagen — sie führt die gute Lebensart mehr in der Tasche mit sich, als im Gebrauch. Sie kann sehr fein sein und sich auch wieder entsetzlich vergessen.

An der Mittagstafel saß unser Freund Gustav der Gräfin gegenüber. Sie schien in ihrer liebenswürdigen Art unerschöpflich zu sein. Wenn sie sich mäßigte, war sie hinreißend. In kleinen Schalkheiten, in kindischen Späßchen konnte sie wirklich geistreich heißen. Das Unbedeutende gewann durch ihre kecke Anmuth, wenn auch keine Bedeutung, doch einen Reiz. Sie wendete sich auch jetzt wieder fast ausschließend an Baron Gustav und unter den Frauen war sie nur gegen Alide noch aufmerksam. Der Freund schien manchmal zu zweifeln, ob er diese Gunst der Gräfin blos seiner Neuheit oder seiner Persönlichkeit zu danken habe. Er war geneigt,

das Letztere zu glauben. Sein so lange zurückgezogenes Leben hatte ihn für die Koketterien der Gesellschaft ein wenig zu reizbar und ehrlich werden lassen. Ja er war selbst zu schwerfällig geworden, um diesen Spielen entweder einen Vortheil abzugewinnen oder ein Schnippchen zu schlagen. Die Blicke, die Bemerkungen, die Fragen der Gräfin waren immer an ihn gerichtet. Dies regte ihn auf, lebhafter zu trinken, und so gab es eine zweite Aufregung dazu. Auch die Gräfin wurde mehr und mehr hingerissen. Sie ließ sich beim Dessert das wiederholt gefüllte Champagnerglas gefallen, sah den aufsteigenden Perlchen zu und sagte:

Hören Sie einen Vorschlag! Die heidnischen Priester haben aus dem Fressen ihrer heiligen Vögel prophezeit: ich möchte vorschlagen, aus dem perlenden Champagnerglase Liebesweissagungen zu schöpfen. Wäre das wol zu abergläubig für unsern modernen Geschmack? Wenn nun

auch nichts dabei herauskäme, als der Champagner selbst! Es gäbe ein artiges Spiel. Der Fragende müßte die warme Hand um das Stengelglas legen und so den perlenden Wein in Sympathie mit dem pulsirenden Herzen bringen. Sagen Sie mir, Herr Baron Gustav, welche Aehnlichkeit hat ein Mann mit einem Champagnerglase?

Wenns Gläser, wie diese sind — den hohen, schlanken Bau! antwortete er, und sie versetzte lächelnd und rasch: Das trifft bei einigen Männern allerdings zu.

Ei, meine schöne Gräfin, fiel der Geheimerath ein, bei Manchen trifft sichs auch, daß sie mit den Gläsern einen offenen Kopf gemein haben.

Richtig! oder daß es Sprudelköpfe sind und daß Andere auch nur eiteln Schaum absetzen, erwiderte sie. Aber ich meine es doch anders. Wills Niemand errathen? Sehen Sie — und dabei hob sie die zarte weiße

Hand zum Schlag über dem halbleeren Glas auf — so tief aus der unterſten Spitze des Herzens herauf kommen bei Männern ſelten die Gefühle. Wenn nun der erſte Liebesrauſch ausgeperlt hat, vorübergeſchäumt iſt, und man trifft ſie ſo recht auf den Kopf, daß die Gedanken oder die Tröpfchen ſich noch einmal verwirren, ſo kann man — einen Ring in die Hand bekommen. Nicht wahr?

Sie ſchlug hart auf die Oeffnung des Kelches, wies ihre inwendige Hand auf, faßte dann das Glas mit derſelben und ſagte:

Dann, ſehen Sie, ſteigt ein neuer Sprudel auf. Aber nun iſt es auch Zeit, ſie nicht länger ſtehen und warten zu laſſen, ſondern ſie raſch an die Lippen zu bringen.

Sie reichte anmuthig hinüber, mit dem Baron anzuſtoßen und leerte dann ihr Glas.

Die kurzen Pauſen ihrer Einfälle und Gedankenſprünge ergriff der Baron Anton, um

Gesundheiten auszubringen, denen er längere Reden vorausschickte. Man kannte schon diese Schwäche an ihm, daß er jeden Anlaß wahrnahm, sich sprechend hören zu lassen. Er und die Gräfin machten die Tafel sehr unruhig.

Alle die wechselnden Launen zu den wechselnden Weinen steigerten die Stimmung des Barons Gustav. Das Auge des Malers, das erst an den seltnen Farben der Blondine sich ergötzt hatte, glühte bald von anderen Empfindungen.

Im Garten, wo man den Kaffee nahm, ging die Gräfin wirklich zur Ausgelassenheit über. Sie machte aus ihrem feinen Spitzen-Taschentuch ein Püppchen mit zwei Armen und einer Schleppe und wußte es so geschickt zu handhaben, daß die eigenthümlichen Bewegungen der Baronin Anton nicht zu verkennen waren. Man lächelte verstohlen und verlegen. Glücklicherweise bemerkte es die Baronin selbst nicht,

weil sie sich eben mit Alliden sehr angelegentlich über die neusten Stoffe und Moden à la vieille und à la Marie Antoinette besprach. Auch die muthwillige Gabe war der Gräfin eigen, bekannte Personen in Ton und Geberde nachahmend darzustellen. Und hierin vergaß sie sich am leichtesten. Vor dem Geheimerath hatte sie eine gewisse Scheu und wich ihm aus, wenn er sich ihr näherte. Der unruhig-unbeholfene dicke Herr hatte etwas in seiner Erscheinung und noch mehr in seinem vorlauten Benehmen, was auf unangenehme Weise reizte. Gustav konnte nicht lassen, ihn immer wieder anzusehen, so daß es dem Alten endlich selbst auffiel. Warum sehen Sie mich nur immer so verstohlen an, Herr von Schleifras? fragte er. Gewiß hat Ihnen der anmuthige Schalk von Gräfin vorhin zugeflüstert, der Schlag habe mich gerührt. Aber, wissen Sie, das ist nur ein Wortspäßchen, bester Baron. Die Gräfin ist bewundernswerth

in ihrer Ausdauer für einen alten Spaß und macht so einigermaßen ihren Wankelsinn für alte Freunde wieder gut. Hören Sie, ich erzähle Ihnen, was es ist.

Die Gräfin lachte um so lauter darüber, daß er das Geschichtchen doch wieder erzählte, als die Gemahlin des Geheimeraths eben darum sich betrübt und verdrießlich mit Veronika in den Garten entfernte.

Sehen Sie, erzählte der Alte, wie ich noch am Hof und Leibarzt war, bekamen Se. Durchlaucht einmal in der Nacht heftige Unterleibskrämpfe sehr schmerzlicher Art. Ich werde aus dem Schlaf gerufen, will dem hohen Patienten den Puls fühlen und bekomme in demselben Augenblick von durchlauchtigster Hand einen derben Schlag, es gilt gleichviel wohin. Im zweiten Moment aber blickt mich der Fürst so huldvoll, so wie um Verzeihung bittend an, daß es mich zu Thränen rührt. Wie nun der Krampf

meinem unterthänigen Lavement zu weichen anfängt, fragen mich Durchlaucht, ob mich der Schlag beleidigt habe? O mein gnädigſter Herr, rufe ich, nein! nein! Gerührt hat er mich. Gerührt? Der Schlag hat Sie gerührt? erwidert der geiſtvolle Fürſt, und kömmt in ſo erſchütterndes Lachen, daß die erwünſchteſte Erleichterung darüber eintritt und Durchlaucht völlig hergeſtellt ſind. Sehen Sie, das iſt es! Und ſeitdem mich nun, einige Tage, nachdem ich dieſe wunderbare Regentenbegebenheit erzählt hatte, hier im Garten ein Schwindel zu Boden warf, bringt der Schalk von allerliebſter Comteſſe das Hiſtörchen immer wieder in Anwendung. Aber wiſſen Sie, lieber Baron, daß es zweierlei Schwindel gibt? Aus dem Magen und aus dem Blut. Jener hat nichts zu ſagen, dieſer kann gefährlich werden. Mein Schwindel kömmt aus dem Magen.

Der letzte Zuſatz machte die Gräfin aufs

neue lachen und da im ſelben Augenblick der Geheimerath auf ſie zukam, ſtand ſie raſch auf, bot dem Baron Guſtav den Arm und ſagte: Kommen Sie, ich will Ihnen die claſſiſche Stelle zeigen, wo der Geheimerath ſeinen Magenſchwindel gehabt hat.

Kaum hinter das nächſte Gebüſch gekommen, ſagte ſie ſehr laut:

Retten Sie mich von dieſem Menſchen, liebſter Baron! Dieſer Geheimerath ſetzt mich in Verzweiflung. Immer drängt er ſich an mich und ich habe geträumt, daß ihr der Schlag an meiner Seite getroffen. Dazu nun ſeine Frau, die bis an die Kehle in den dunkeln Kleidern ſteckt und die Hoheit der Ergebung ſpielt! Und wieder die Baronin Eliſe, die immer in den neueſten Moden ihre alte Albernheit an den Tag legt! Und wieder der Baron Anton, der uns noch todtſprechen wird, um uns eine Leichenrede zu halten! Iſt es nicht zum Verzweifeln?

Wahrlich, mein Freund, Sie sind mit den liebenswürdigen Ihrigen wie rettende Engel gekommen. Ich lasse Sie auch nicht wieder fort. Sagen Sie mir nur, wo haben Sie Ihre wundervoll schöne Frau gefunden?

Am Gestade der Schelde, schöne Gräfin, bei hoher Flut.

Ach ja, Flandern, Brabant! rief Gräfin Anna begeistert. Welche schönen und frommen Provinzen! Wir kommen eben daher. Ja, eine Katholikin mußte sie sein, das sah ich ihr an; es ist eine Wärme, ein Ton, eine Tiefe in diesen Formen, wie man es bei keiner Protestantin findet.

So 'was Hinreißendes, Verführerisches findet man an Katholikinnen! erwiderte der Baron, indem er mit feurigem Blick ihre Hand küßte.

Sie sah ihn ruhig, durchdringend an und versetzte, wie aus einer Ueberlegung erwachend, mit ernsthafter Miene:

Sagen Sie mir keine Schmeicheleien, Baron! Ich geſtehe Ihnen, ich bin ſchwach dafür und habe dieſe Schwäche verſchworen. Von Ihnen — könnten Sie mich irre machen, denn — Sie ſind kein Geck, Sie ſind ein Mann. Und doch — ich traue Ihnen eigentlich nicht!

Das iſt mir lieb, Gräfin, rief er, vom genoſſenen Wein aufgeregt. Wenn Sie mir nicht trauen, ſo kann ich ohne Verantwortung auf Ihr ſchwaches Herz immer drauf los wagen; denn — ich traue Ihnen deſto mehr, meine bezaubernde Anna, obſchon ein rechtſchaffener Chriſt ſich von Zauberinnen weglaſſen ſoll.

Worin trauen Sie mir, Baron? fragte ſie haſtig.

Im Lieben, ſchöne Gräfin, daß Sie ein Herz haben, zu lieben, daß Sie gemacht ſind zu beglücken. Ich vertraue, daß Sie hingebend ſind nach dem Maß Ihres Reichthums, beſeligend in der ganzen Tiefe Ihrer Liebenswürdigkeit. Ihre hinreißenden Gaben —

O still, lieber Baron! Berufen Sie mein Unglück nicht! Was Sie meine Gaben nennen, sind meine Tyrannen, ich kann sie nicht beherrschen, sie spielen mit mir, sie spielen mir übel mit und stellen mich in falsches Licht vor der Societät, die heute so albern ist. Ich weiß es. Und urtheilen Sie nicht eben selbst darnach? Sogar Sie, ein Mann von Geist und Bildung? Wie? Ich hätte diese Gaben, um anziehend zu sein für jeden Gimpel, für jeden Fant, für Gecken und Thoren? Bin ich eine Blume, um von allem Ungeziefer und Geschmeiß angeflogen zu werden? Ich soll den Goldkäfer um meine Wurzel, die Raupe an meinem Stengel dulden, Schmetterlinge und wilde Hummeln um meine Blumenblätter gaukeln lassen, blos weil ich das Alles habe? O lieber Baron! Aber sehen Sie, das ist die Ungerechtigkeit aller Männer. O ich kenne euch! Beglücken? Was nennt ihr Glück in der Liebe? Wenn ihr eure Nägel, eure

Zähne in die glatte glänzende Schale eines gleichviel ob an Seele armen oder reichen weiblichen Wesens setzen dürft; das wollt ihr, Höheres vertragt ihr nicht und wendet euch angstvoll oder verdrießlich hinweg, wenn euern Nägeln ein Tröpfchen Liebeleids nachthränt, oder eure Zähne von der Gemeinheit stumpf sind. Geht mir mit eurem Lieben!

Ganz recht, schöne Anna! Fort mit Allen, die zu dieser Sorte gehören! Dann bleibe ich vielleicht allein zurück, um Ihnen zu sagen, daß ich viel höhere Begriffe vom Lieben und Beglücken habe, gerade weil ich mit Ihnen davon rede, und daß ich nur von der Herrlichkeit Ihrer Reize und Gaben, nicht aber von Denen gesprochen habe, die einer Gunst derselben unwerth sind.

Ja, mein Freund, die Liebe kann nicht hoch und frei genug gesucht werden, fuhr die Gräfin in einer andern Wendung fort. Lassen Sie

mich Ihnen bekennen, daß ich weiß, ich will ſagen, daß ich über Liebe, über dieſe Seele alles Lebens, über dieſen unſern hohen Beruf viel gedacht und geträumt habe; allein mir ſcheint es über unſer Geſchlecht mehr, als über das Ihrige verhängt zu ſein, zu lieben und zu irren. Viele meiner Schweſtern ſind troſtlos darüber; ich finde das Höhere darin, denn wir ſind auch wieder die Hüterinnen und Prieſterinnen der höchſten und freieſten Liebe. Es iſt mir eigen begegnet, lieber Baron. Mein Oheim reiſt, um die Richtigkeiten eurer Philoſophie kennen zu lernen und deſto mehr die Wahrheit unſerer heiligen Kirche zu verherrlichen. Ich mußte ihn begleiten und während er reichlich zu lachen bekömmt über die aufgeblaſenen Combinationen eurer Philoſophen, die vergebens die einfachen und ewigen Sätze unſerer heiligen Kirche zu erſetzen meinen, oder zu bekämpfen wagen, muß ich ſchmerzlich innewerden, daß ich meinerſeits

ebenſo die Irrungen der Liebe zu erfahren, im Leben zu beobachten berufen ſcheine. Ich bin nie ſo gläubige Katholikin geweſen, als ſeitdem ich den niedern und unbeſtändigen Flug der Männer kennen gelernt habe. O dieſe — Nachteulen!

Himmliſche Anna! rief mit ſchalkhaftem Lächeln der Baron. Sie ſehen, ich bin ein Adler und fliege bei Tag, allein ich will die Andern nicht rechtfertigen; laſſen Sie mich lieber Ihr unerſchöpfliches Herz bewundern, das es dennoch immer wieder mit der Liebe verſucht zu haben ſcheint. Es iſt nicht immer Wankelmuth der Männer, ſchöne Anna, wie oft mag es Furcht, Muthloſigkeit geweſen ſein! Sie fliehen vor der verſchlingenden Tiefe Ihres Herzens, Sie retten ſich, um nicht verzehrt zu werden von der Glut Ihrer Seele.

Verzehrt! Ja das iſt das rechte Wort! erwiderte ſie lebhaft. Alles Gemeine im Men-

ſchen muß durch die Liebe getilgt werden. Auflodern müſſen zwei Herzen in einander, ihr Weſen muß ſich umwandeln, wie Flüſſiges in der Glut aufdampft und ein Höheres wird, mächtig genug, um alle Bande zu brechen, die es umſchließen wollen. Ich rede nämlich von jener freien Liebe, die auch untergeordnete Verbindungen verlaſſen mag, um in dem höheren Element ihr neues Recht zu finden, ihr Glück zu feiern. Und doch — wie komme ich eben mit Ihnen davon zu reden?

Nun? und warum denn nicht mit mir? fragte der Freund befremdet. Worauf die Gräfin mit der Miene geheimnißvoller Befangenheit erwiderte:

Ei, lieber Baron! Ich rede als Katholikin, wir könnten uns bei deutlichen Worten doch misverſtehen. Schwerlich wiſſen Sie, was ich unter jener hohen, freien Liebe verſtehe. Zwar Ihre liebe Frau iſt Katholikin: Wie, lieber

Baron, wären Sie vielleicht eingeweiht? Im Vertrauen, mein Freund! Geben Sie mir ein Zeichen!

Die Gräfin reichte ihre Hand hin, als ob ſie das geheime Zeichen eines Bundesbruders annehmen wolle. Ihr ſchelmiſcher Blick ſah aber mehr neckend, als erwartend aus. Der Baron faßte verlegen und küßte die dargebotene Hand, indem er verwundert ſagte:

Eingeweiht, beſte Gräfin? O ich bitte, erklären Sie ſich!

Wiſſen Sie wirklich nichts von dem Bunde der Edeln, Freien in unſerer Kirche? Doch nein! Ich ſehe Ihnen ſchon an, Sie ſind Fremdling. Alſo, wie wollen Sie mich verſtehen, da Sie nicht Katholik ſind?

Ha, ha! lachte der Baron wegwerfend. Sie reden von einer hohen, freien Liebe, die doch das Kirchenbekenntniß ſchon beengen kann? Das wird wol ein Bund der Kränklichen ſein, die

an den widerwärtigen Aengſten und Abſichten unſeres Jahrzehents laboriren. Ei, meine ſchöne Gräfin, da bin ich ja doch als Proteſtant freier in den bürgerlichen Verhältniſſen, die einer hohen Liebe — im Wege ſein könnten!

O lieber Freund, wie irren Sie darin! rief die Gräfin aus. Liebe als Liebe mag überall frei ſein; allein ich rede von dem freien Element, in welchem ſie allein froh werden kann. Doch wir verſtehen uns nicht, und es iſt nicht der Ort, nicht der Augenblick, Ihnen zu erklären, welchen freien, edeln Bund ich eben im Sinne hatte. Nur reden Sie mir nicht von der Freiheit Ihres Proteſtantismus! Moral habt ihr, Pflichten, ſoll ich ſagen, Spaliere, an denen ihr zwergig für gutes Zwergobſt chriſtlichen Lebens erzogen werdet. Was bliebe euch noch Hebendes, Erhabenes? Die Schwingen zum Flug geben euch ab, der Athem für höhere Lüfte geht euch aus. Doch, das führt zu weit. Ich möchte mich ge-

rade mit Ihnen, lieber Baron, einmal recht vertraulich darüber aussprechen, in einer guten einsamen Stunde. Indeß — Ihr häusliches Glück, Ihre Verhältnisse beschränken Sie vielleicht für gewisse Weihen und Verbrüderungen. Und wenn Sie sich in solchen Verhältnissen glücklich fühlen, so müssen sie uns heilig sein! Was kann der Mensch Höheres verlangen auf Erden, als seine Zufriedenheit? Mögen Sie nur immer recht glücklich bleiben, lieber Schleifras! Sie sind mir in den wenigen Augenblicken so werth geworden, daß ich Ihnen das Beste, das Seltenste gegönnt hätte. Ich weiß nicht, was es ist, aber Sie sehen mir nach Etwas aus, was mir lange an Männern, zumal an deutschen, nicht begegnet ist. Dazu fanden wir uns so unerwartet in einer traulichen, friedlichen Bucht des großen Lebens, daß es mir wie ein Verhängniß, wie eine höhere Fügung vorkam und ich mich hingab, wie es Ihnen vielleicht befrem-

bend iſt. Indeß — Sie ſind ein edler Mann! Sie misdeuten mich nicht. Dieſe vertraulichen Augenblicke bleiben uns doch werth, auch wenn wir, Eins vom Andern angezogen, uns beim Scheiden nur das lächelnde, leere Nachſehen zu ſchenken haben. Aber — wir müſſen zur Geſellſchaft zurückkehren! Kommen Sie!

Sie erhob ſich von der Bank im ſtillen Buſchgeheg; der Baron faßte ihre Hand und nöthigte ſie zum Sitze. Es entſtand ein leichtes Ringen, ein Drängen und Ausweichen, worüber die Zöpfe der Gräfin an einer wilden Ranke des Buſchwerks aufgingen. Einen Augenblick ſtand ſie lächelnd in dem tief herabhängenden, wunderſamen Schmucke da und ſetzte ſich dann, ihn wieder aufzurollen. Der Freund war im ſeltſamſten Zuſtande. Der verwegene Uebermuth des Weins, der ihn ſo weit getragen, hatte unter ſo geheimnißvoller Verhandlung ſchon nachgelaſſen, und ängſtliche, verlegene Empfindun-

gen meldeten sich an. Er mochte sich nicht gestehen, welche frevelhafte Regungen ihn eigentlich zur reizenden Gräfin getrieben hatten, und nun wollte etwas so Ernstes und Tiefes daraus entspringen. Aber auch dieses ängstigte ihn ebenso sehr, als es ihn lockte. Ein seelenvolles Vertrauen konnte er zu dem seltsam schillernden Wesen nicht fassen und doch verließ ihn ebenso wenig ein heißes Verlangen nach dem reizenden Geschöpf, ein neugieriges nach ihren Geheimnissen.

Anna beobachtete ihn unter Lächeln und Liebäugeln. Und wie sie dem Baron zum Weitergehen bereit fand, blieb sie doch wieder, indem sie sagte: Also in dem Grade vereinsamt man in eurer Heimat, daß ihr nicht einmal die großen Bewegungen der Zeit wahrnehmt, die als Büßerin zu Sanct Peters-Dom zurückkehrt? Leset ihr denn nicht einmal, daß sogar das üppige England wieder katholisch wird?

Und das heben Sie so hervor, darauf legen Sie solchen Werth, Gräfin? erwiderte er. Neulich äußerte darüber —

Er wollte Veronika nennen, ward aber bei dieser Erinnerung an die Freundin so betroffen, daß er ausweichend sagte: Eine seelenvolle Dame meinte letzt, es müsse für die Kirche doch sehr verdrießlich sein, daß der englische Spleen sich jetzt aufs Katholischwerden geworfen habe. Sonst hätten sich diese Milzsüchtigen erschossen, oder wären in die Themse gesprungen; jetzt würden sie katholisch.

Die Gräfin lächelte mitleidig. Das wird wol auch Ihre witzige Ansicht sein, lieber Freund, sagte sie. Davon ein anderes Mal, wenn Sie wollen. Ihr Protestanten kennt nur die Prosa, die Hülse unserer Religion. Ihr seht die immer wiederkehrenden Gebräuche, kennt die strengen Satzungen, die gemessenen Buß- und Betanordnungen und dergleichen. Das

beengt und beängstigt euch; das scheint euch Außenwerk, Mechanismus, Abgötterei; oder die glanzvollen Gefäße hoher Geheimnisse fallen euch auch blendend und bewundernswerth in die Augen, ohne daß ihr dennoch den geistigen Einstral der Gnade wahrnehmt, die den Auserwählten zu Theil wird. All' jenes Aeußerliche, dieser Zellenbau im Bienenstock der Kirche, ist aber nur für die Menge da, die gehalten, genährt, für die Ewigkeit ausgebrütet werden muß. Wir Auserwählten, wir Eingeweihten fliegen aus, verlassen jene düstern, engen Behältnisse und schwärmen in freiem, sonnigem Element den süßesten Freuden, den heitersten Anschauungen nach. Wie, mein Freund, und Sie wollen bangen vor dem engen, düstern Eingang zu solchen Wonnen? Kennen Sie das große Gesetz alles Lebens nicht, daß man nur durch die engste Presse zur höchsten Freiheit getrieben wird? Ei so lernen Sie es von der bleiernen Kugel, die

aus der dunkeln Büchse in den sonnigen Aether steigt. Diese Ahnung eines heimlichen, heiligen Gedanken- und Liebelebens geht den Völkern wieder auf, und sie führt den öden, selbstquälerischen Irrglauben ins vergessene Inwendige unserer Kirche zurück. O täuschen Sie sich nicht über sich selbst! Auch in Ihnen, liebster Freund, regen sich diese Sympathien der Zeit und nur Ihr widerspenstig Herz will sie nicht anerkennen. Doch lassen wir das jetzt auf einen bequemern Augenblick. Ich könnte nur in ganz vertraulicher Stunde darüber ausführlicher reden. Aber — immer vergesse ich mich wieder! Vielleicht erlauben Ihre Verhältnisse gar kein Interesse dafür und ich möchte um Alles nicht —

Doch, doch! Bestimmen Sie mir nur eine Stunde! Wann, wo Sie wollen, ich komme! rief der Baron bebend. Kann ich anders? Weihe mich ein, in dies Geheimniß eurer Liebe, Zauberin!

Rasch, mit der Miene des Schrecks über

des Freundes Ungestüm, erhob sie sich. Das aufgeknüpfte Tüchlein flog ihr von der glänzenden Schulter. Der Baron haschte es auf und indem er es ihr zart umknüpfte, konnte er nicht widerstehen, die reizende Gestalt fest an seine Brust zu drücken.

Ein leises Rauschen im Gebüsch erschreckte sie. Auf einem Seitenwege des dichten Buschwerkes kamen sie mit befangenem Aussehen zur Gesellschaft zurück, eben als Veronika und Mathilde in traulichem Gespräch von der andern Seite aus einem Laubgang hervortraten.

Zum Thee fanden sich nachbarliche Familien theils zu Fuße, theils zu Wagen ein. Ihrem Anzug und Benehmen nach schienen sie für heute nicht besonders geladen, sondern wie zu einem bestimmten Abende zu kommen. Auch waren die Plätze um den länglichen Tisch des Garten-

Salons wie abgezählt, so daß auch der eine, anfangs übrige, bald eingenommen ward. Ein Offizier kam nämlich lebhaft herein, ein schlanker junger Mann, wohlgebildet und von angenehmen Manieren. Ach, Emil! rief die Baronin Elise. Emil küßte der Baronin-Mutter die Hand und umarmte dann den Freiherrn Anton.

Ich eile herbei, mein theurer Bruder, sagte er, Dich zu Deiner glücklichen Heimkehr zu begrüßen. Und leiser setzte er hinzu: Stelle mich Fräulein de Landas vor!

Anton sah sich misbilligend um, ob es Jemand gehört haben könne, und stellte ihn dann vor. Es war Emil, der jüngere Bruder, der, von Pater Joseph gestern schnell benachrichtigt, von Köln mit dem Dampfschiffe heraufgekommen und auf das Gut herübergeritten war. Wie? dachte Veronika, die nebenan sitzend jene geflüsterten Worte gehört hatte, so laut sagt er, daß er den Bruder zu begrüßen komme, und

weiß doch heimlich schon von einem Fräulein de Landas? Ihr Blick fiel auf Pater Joseph, der lächelnd hinter dem Stuhle der Baronin Alide stand und sie von dem Angekommenen zu unterhalten schien.

Auf einmal ward ihr ein Theil des ängstlichen Hausgeheimnisses durchsichtig. Es war ohne Zweifel auf die reiche Erbin abgesehen, die der Lieutenant einnehmen und erobern sollte. Ein wehmüthiger Blick Veronika's fiel auf das ihr so theure Kind, mit der ängstlichen Frage, ob wol jetzt eine Stunde des Verhängnisses über das unbefangene Wesen gekommen sei. Veronika hatte zu viel Vorurtheil oder wol auch Vorgefühl gegen das Haus gefaßt, als daß sie bei dieser Vermuthung ihren Zögling hätte glücklich preisen mögen. Vielmehr suchte ihr Herz einige Zuflucht hinter dem Traume der Baronin. Wird die Mutter, so befriedigt im Kreise dieser Familie, bei einer Bewerbung des hübschen und

altadeligen jungen Mannes den geträumten Lichtenberg aufgeben? Dieſe Frage beſchäftigte die nachdenkliche Freundin. Es war ihr intereſſant und doch ſo ängſtlich, zu beobachten, ob Aberglaube oder mütterliche Liebe ſiegen werde. Eigentlich wünſchte ſie dem wirklich werbenden Liebhaber um des erträumten Bräutigams willen einen Korb, und doch, wie troſtlos erſchien es auch wieder für das Kind, wenn ein Aberglaube der Mutter ſolche Verſuchung beſtände! Unter dieſer heimlichen Betrachtung in lauter Geſellſchaft ſchlug es vom Schloßthurme ſieben Uhr. Ein Glockenzeichen ward vernommen, das die Verſammelten in Aufregung ſetzte. Es war plötzlich ſtill geworden, man blickte einander fragend an, bis die Baronin-Mutter ſich erhob und an Alidens Arme nach einer Seitenthüre des Schloſſes wandelte, von einem Theil der Geſellſchaft gefolgt, zu der ſich auch der Geheimerath ſchlug. Seine Frau blieb aber zurück

und an sie wendete sich Veronika mit der leisen Frage, was da vorgehe? Mathilde lächelte mit beruhigendem Wink und flüsterte ihr dann zu: Kommen Sie doch morgen früh, wenn Alles noch still im Hause ist, zu mir auf mein einsames Zimmer. Wir haben über lauter allgemeine Interessen das Nächste nicht besprochen, was uns hier angeht und was toll oder betrübend genug ist.

Machen wir ein Spiel? fragte der Abbate in den kleinen Kreis der Zurückgebliebenen. Man begab sich ins Gesellschaftszimmer. Emil führte und unterhielt Angelika. Die Geheimeräthin mußte eine Karte nehmen, spielte unachtsam und verlor an den Abbate, der die Karten, wie seine Geschäfte, mit versteckter Feinheit führte. Nach einer Stunde kamen die Andern zurück. Einige empfahlen sich gleich, um zu Fuße heimzukehren, Etliche blieben zum Abendtische, der bei getheilter Stimmung langweilig vorüberging.

Veronika kam spät auf ihr Zimmer mit verworrenen Empfindungen und Betrachtungen; sie schlief unruhig, und als sie früh erwachte, lag eine unsägliche Betrübniß auf ihrem Herzen. Sie beklagte die Einkehr in dies Haus, das mit so viel Räthselhaftem ängstigte und wo die Ruhe ihres Freundes so bedroht schien. Dieser Freund war ihr den Abend über so in sich versunken vorgekommen; welche Wünsche und Absichten mochten ihn so einnehmen? Träumte er vielleicht von einem Glück an der Hand dieser Gräfin? Sie hatte Beide so vertraulich, so befangen aus dem Garten kommen sehen. Wie war solch' ein Einverständniß nur so rasch entstanden? Dieses Räthsel ängstigte sie nicht weniger, als es sie betrübte. Sie begriff den Baron nicht mehr und über die Leichtfertigkeit der Gräfin war ihr Innerstes empört. Und nun hing vielleicht der arme Freund dem Leide nach, er werde ohne dies reizende Wesen nie mehr

froh werden, indeß die Freundin aufs tiefste empfand, daß er mit solch' einer Sirene niemals ein reines Glück finden könne.

Ach! so weit sind wir schon auseinander gekommen, rief sie aus, die wir daheim so einig dachten und fühlten, wünschten und schafften! Veronika überlegte auch, ob sie nicht dem Baron gerade dazu Freundin geworden sei, um ihn zu warnen, zu erinnern. Da fiel ihr aber das unglückliche Begegniß in der Schenke ein. Die ruchlose Wirthin hatte dort mit unverschämtem Argwohn ein Gespenst an die Wand gemalt, vor dem die junge kindliche Freundschaft selbst erbleichen mußte. Leidiger Vorfall, dessen Veronika nun wieder so lebhaft gedenken mußte! Sie und der Baron hatten damals stumm und gedemüthigt die Schenke verlassen, im Gefühl, daß der Blick einer gemeinen Frau entweiht hatte, was Beide für einander fühlten. Sie begegneten sich seitdem nur noch schüchterner.

Unter ſolchen Betrachtungen war Veronika aufgeſtanden und hatte das Fenſter geöffnet, das nach dem ſchönen Bergzuge Rolandseck ſah. Sie erheiterte ſich an dieſem Ausblick und faßte muthigere Vorſätze. Vor Allem wollte ſie von Mathilden nähere Auskunft über die Perſonen und Verhältniſſe des Hauſes erhalten und ſich darnach bemeſſen. Auf ihrem Gang durch den Garten hatte ſie mit dieſer neuen Freundin ſo Manches beſprochen und in ihr ein ſehr eigenthümliches, aber durchaus edles Weſen erkannt. Wie ſie ſich ankleidete, glaubte ſie vor ihrer Stubenthüre ein leiſes Raſcheln zu hören. Sie trat näher und bemerkte, daß ihr Kleid an der Thüre ſich regte; ein Schauer überlief ſie trotz dem ſonnenhellen Tage.

War es etwa Zugwind? Sie ſpürte doch keinen, ſelbſt in ihrem leichten Anzuge. Entſchloſſen öffnete ſie die Thüre. Ein gebückter Mann in der Livrée des Hauſes ſchnellte empor

und ſuchte ein Stück Draht hinterm Rücken zu verbergen. Er verneigte ſich unerſchrocken, mit der Meldung, daß der Kaffee an dieſem heitern Morgen im Garten getrunken würde. Dann trat er mit Zuverſicht näher und erbot ſich zu etwaigen Aufträgen. Beſcheiden und gewandt hatte er etwas Empfehlendes für ſich und nur ein ſchielendes Auge ſtörte den guten Eindruck.

Veronika fragte blos nach dem Zimmer der Geheimeräthin und entließ ihn dann. Wie ſie ihr Kleid aufmerkſam von dem Haken an der Thüre herunterhob, bemerkte ſie an der dünnſten Stelle eines der Einſatzbretter ein Loch eingebohrt, durch welches der Horcher, um ins Gemach zu blicken, das vorhängende Kleid mit dem Drahte wegzuſchieben verſucht haben mochte.

Die Geheimeräthin wohnte auf dem ältern Flügel des Schloſſes. Als Veronika bei ihr eintrat, fand ſie dieſelbe in weißem Nachtkleid auf einem Betſtuhle vor einem ziemlich großen

Kruzifix knieend. Sie wollte sich zurückziehen, allein Mathilde nickte ihr freundlich, Platz zu nehmen, und löste auch nach einigen Augenblicken die betend geschlossenen Hände mit einem seelenvollen Aufblicke nach dem kunstvoll geschnitzten Bildniß. Sie trat der Freundin heiter und herzlich mit beiden bewillkommnenden Händen entgegen. Reden Sie nur laut, sagte sie lächelnd, mein Mann bewohnt ein entfernteres Zimmer; hier nebenan ist nur mein Schlafkabinet. Beide standen ein Weilchen in traulichem Gespräch am Fenster. Endlich sagte Veronika:

Das Weiß kleidet Sie gut, liebe Mathilde, besonders mit dem tiefen Ausschnitt um Hals und Schulter. So heiter sehen Sie heut Morgen aus! Wie ich Sie aber jetzt vor mir sehe, darf ich Sie nicht für eitel halten; bei so schönen Formen, wie den Ihrigen, würde jeder andern Dame der modische Ausschnitt unserer Kleider sehr erwünscht sein, und Sie kleiden sich so

dunkel, ſo hoch herauf. Doch gewinnt Ihr Kopf auch an weiblichem Adel auf dem freien reinen Nacken. Sie haben wol ein Gelübde gethan, ſich ſo zu verhüllen?

Nicht wahr, weil Sie mich eben knieend gefunden, trauen Sie mir gleich auch klöſterliche Gelübde zu? lächelte Mathilde. Nein! Aber — warum ſoll ich es Ihnen nicht entdecken? Es thut uns doch immer wohl, in ſeinen Eigenheiten von Denen, die man liebt, nicht ſo misverſtanden zu werden, wie von den Andern. Ich habe Sie geſtern recht lieb gewonnen. Wir haben recht über Alles und Jedes geplaudert und ſind ſo — möchte ich ſagen — über die höchſten Gipfel des Lebens mitſammen hingeſchwebt. Da habe ich wieder recht erfahren, wie man gerade an den allgemeinſten menſchlichen Intereſſen das beſonderſte Herz kennen lernt. Wir wollen recht vertraut werden, Liebſte! Wirklich habe ich ein rechtes Vertrauen zu Ihnen gefaßt.

Sehen Sie alſo — es gibt eine männliche Hand, die das grauſame Recht hat, dieſen freien Nacken zu berühren, darum überkleide ich ihn. Meſſen Sie es auch nicht dem Anzuge bei, daß ich ſo heiter ausſehe, es iſt die Nachwirkung des Gebets. Mein Herz iſt nach ſolchen Augenblicken gehobener. Nur halten Sie mich ja nicht für eine der Frommen neueſten Styls; Gott behüte mich davor!

Eine Wehmuth überhauchte ihr edel geformtes Geſicht, und ſie ſagte nach einigen Augenblicken, indem ſie die Freundin zum traulichen Polſterſitz in einer Niſche des alterthümlichen Zimmers führte und ſie, wie in ein innerſtes Geheimniß einweihend, umarmte:

Sehen Sie, Veronika, Sie müſſen mich daraus begreifen, daß ich in meiner Stellung ſehr erniedrigt bin. Wir von Adel, wiſſen Sie wohl, legen einen hohen Werth auf perſönliche Geltung und Unabhängigkeit. In die-

sein Bewußtsein bin ich — vielleicht ein wenig zu kalt und stolz — erzogen worden, um alsdann — Es wäre zu weitläufig, Ihnen jetzt umständlich zu erzählen, durch welche Wege und Wendungen es meinem Bruder Anton gelungen ist, mich an einen Mann zu verheirathen, dessen Hand ich mit jenen kindlich-träumenden Erwartungen annahm, wie man sie in einer Nonnen-Pension so leicht faßt. Aber ach! wie entsetzlich begegnete mir die wirkliche Ehe mit der natürlichen Barbarei geheiligter Ansprüche eines Mannes an uns! Ich weiß nicht, um wieviel etwa die wahre Liebe dies Entsetzen mildert. In meinem Herzen blieb jene Glut der Zuneigung und Erwiderung unangefacht, die wahrscheinlich die Seele einer liebenden Frau über das Opfer ihrer Hingebung mit einem heiligen Weihrauche berauscht. Mein Mann ist achtungswerth durch Geist und Kenntnisse; auch hatte er damals mehr, als jetzt, gewisse liebens-

würdige Manieren, die ein Kind, wie ich in bigotter Pension geblieben war, über den Unterschied der Jahre täuschten. Aber er ist sinnlicher, als es einem Pietisten wol ansteht, und genußsüchtig, obschon ihm in dieser Richtung die schlimmsten Feinde seiner bedrohten Gesundheit begegnen. Ich kann Ihnen das nicht so sagen, meine jungfräuliche Freundin; aber, glauben Sie mir, das Entsetzlichste für uns arme Geschöpfe ist es, einem Mann anzugehören, der ein Recht hat, uns mit entflohener Seele zu besitzen.

Sie umarmte Veronika, indem sie ihre heißen Wangen an der Freundin Brust verbarg. Solche Erniedrigung ist nicht zu ertragen! rief sie dann aus, und ich wäre zu Grund gegangen, hätte ich nicht die Momente des Gebets gehabt, da ich im Gefühl meiner höhern, ewigen Bestimmung mich wieder aufrichten konnte. In diesen Augenblicken ward ich doch des Adels

meiner Seele gewiß, da mich der Adel meiner Familie so tief hatte fallen lassen; ich trat an meinen höchsten Herrn hinan und ward meines unmittelbaren Verhältnisses zur Gottheit inne, wie einstmal die bedeutendsten Familien des Reichs ihr Recht nur vom Kaiser nahmen. Ach welche Kämpfe hat es mich aber gekostet! Sehen Sie, zur Erinnerung daran führe ich jetzt dies Bild über dem Betstuhl überall mit mir. Wie oft habe ich knieend davor gelegen! Und wenn ich mit verdüsterten Augen zu dem gekreuzigten Körper aufsah, aus dem ja auch vor den Zumuthungen der Welt die heilige Seele entfloh, was hab' ich da empfunden! Es läßt sich nicht aussprechen. Und am Ende — würde man es gar noch einen Frevel schelten! O nein! ich mochte es auch keinem Strenggläubigen bekennen.

Veronika umarmte die bebende Freundin erschüttert und küßte sie auf die leuchtende Stirne.

Nein, meine Liebe, fuhr Mathilde fort, laſſen Sie Ihr Auge nicht naß werden um mich! Ich bin doch endlich frei und unabhängig geworden, nicht blos in meiner Ehe, auch — in meinem Glauben. Die tiefſten Schmerzen haben mich erlöſt, aber auch geſalbt, und ich bin als meine eigene Prieſterin erhoben. Ganz abgelegt habe ich zwar die angewohnten Kirchengebräuche und Formeln nicht; ich habe mir ſo meinen eigenen Traum ausgebildet, ein Sinnbild meiner ſchmerzhaften Jugend; dieſe Formeln ſollen mir nämlich das todte Holz ſein, an dem mein Glaube leidet, der erzwungene Leib, aus dem die reine Seele der Andacht entflieht. Ja, meinem Geiſt iſt ein Gefieder gewachſen, das mich über alle Monſtranzen des Heiligen zum unſichtbar Heiligſten emporträgt. Ich kniee in meinem Kircheneckchen und höre die Schelle nicht mehr zur Brotwandlung; Orgel und Weihrauch gehen unempfunden an meinen Sinnen vorüber, meine

Seele, gewohnt, den entweihten Körper zu verlaſſen, iſt nun auch fern, wenn meine, in alte Gewohnheit verſunkene Geſtalt den Umherknieenden noch zur Erbauung dient. Ich muß es geſchehen laſſen. Ach! die Welt lebt von Schein, und wer mag ſie in ihrem Genuſſe ſtören? So, meine liebe Veronika, ſchließen Sie mich in Ihre Freundſchaft ein, wie ich Sie in mein Geheimniß aufgenommen habe, vielleicht ohne daß Sie es ganz begreifen.

Sie legte ihre Hand auf die Bruſt der Freundin, und dieſe drückte ſie mit ſtummer Betheuerung an ihr Herz.

Arme Mathilde! rief ſie aus. Ihre Liebe hat ſich aus Demüthigung hoch erhoben. Andern mag das zur Warnung dienen, daß ſie ſich in hoher, ſchwärmeriſcher Liebe vor ihrer Demüthigung hüten. Ach! daß die Liebe des Mädchens, wenn ſie nicht etwa ganz vereinſamen muß, ſo ſelten den glücklichen Weg durchs Leben

finden kann! Unſere Zeit verwildert ſo an der zunehmenden Cultur. Die Verhältniſſe des Lebens verwickeln ſich, die Bedürfniſſe verwirren, die Beſtrebungen durchkreuzen ſich, die tauſendfältigen Erfindungen und Verfeinerungen überwuchern mit ihrer Schöpfung das einfach Edle und Schöne, überfüllen die Sinne und ſetzen die Genußſucht in keuchende Haſt. Wie ſoll da durch den Urwald neuer Gedanken mit den erſtaunlichen Stämmen und Aeſten, voll durchrankender Stimmungen, verſchlingender Leidenſchaften, giftigen Spottes und ſtachliger Launen die zarte, zagende Liebe eines Mädchenherzens ungefährdet, unverwundet hindurchkommen? Sie, theure Mathilde, kennen Verbindung ohne Liebe, ich — ich will ſagen, es gibt auch Liebe ohne Verbindung. Hätte dieſe vielleicht keine Demüthigung zu fürchten? Iſt ſie durchaus glücklich zu nennen die Liebe, von der jüngſt Baron

Guſtav zu mir ſagte: Man begreift ſich am beſten, wenn man ſich nicht berührt?

Veronika ſtockte plötzlich. Sie fühlte raſch hinter der angeführten Bemerkung her, welchen falſchen Schein dieſelbe auf das Verhältniß des Barons zu ihr werfen könnte, und erſchrak darüber ſo, daß ihr Herz ſeinen Schlag ausſetzte und dann wieder bis in den Hals hinauf pulſirte.

Mathilde blickte ihr mit Lächeln in die Augen, umarmte ſie dann und ſagte mit einem Kuß auf den Mund der Freundin: Ich ſiegle ſchnell Dein erſchrockenes Herz wieder zu, Veronika! Sieh! Sieh! Wir haben eben einen Austauſch unſerer Gefühle gethan, nach welchem wir einander mit Du und Du angehören müſſen.

Beide Freundinnen hielten einander feſt in den Armen. Seltſamer Bund zweier weiblicher Seelen, die ein volles Liebesglück in zwei un-

gleichen Hälften beſaßen, ſo daß, wie feſt ſie ſich auch Bruſt an Bruſt ſchloſſen, doch keine das Ganze dieſer beiden Hälften gewinnen konnte!

Ach! ſagte endlich Mathilde, bei Deinem Baron Guſtav fällt mir ein, wozu Du eigentlich herübergekommen biſt.

Eben trat die Kammerjungfer ein, um die Geheimeräthin ankleiden zu helfen. Sie ſchickte ſie hinweg und ließ ſich von Veronika bedienen. Es war für beide Freundinnen eine ſonderbare Empfindung in dieſer Lage; für Mathilden — mit einer Dienenden ſo traulich zu reden; für Veronika — als Helfende ein ſo überwältigendes Geheimniß zu erfahren. Mathilde erklärte nämlich die Gräfin Bliech für die abgefeimteſte Betrügerin, die ſich dazu brauchen laſſe, mit ihren verführeriſchen Reizen und Gaben angeſehene oder einflußreiche Männer zur römiſchen Kirche und zu jeſuitiſchen Verbindungen zu verlocken. Ihr Oheim reiſe mit einer kirchenpoliti-

ſchen Miſſion, die er mit vorgeblichen Studien deutſcher Wiſſenſchaft zu bemänteln ſuche. Es iſt mir ein entſetzliches Paar! fügte Mathilde hinzu. Dies Gemiſch von Kälte und Leidenſchaft, dieſe Berechnung mit Ziffern der Liebe empört mich in tiefſter Seele. Wir meiden einander ſchon aus Inſtinkt. Wie tief ihre verwegenen Abſichten ſich mit ihren leichtfertigen Neigungen verwechſeln und einander in die Hände arbeiten, darüber weiß ſie vielleicht ihren Oheim ſelbſt zu täuſchen. Man flüſtert ſich einige Geſchichtchen von verzweifelten Liebhabern zu, die ſogar das Leben der Gräfin in Gefahr gebracht haben. Ich darf Dir das nicht verſchweigen, liebe Veronika, obſchon ich Deine kalte, bebende Hand auf meinem Nacken fühle. Wir müſſen den Baron warnen; auf ihn ſcheint ſie es jetzt abgeſehen zu haben. Wird er, wie Du ihn kennſt, ſolcher Abſichten ſich verſehen, ſolchen Künſten Widerſtand leiſten?

Er iſt ein edler Mann, erwiderte Veronika, vertrauend und ein wenig träumeriſch, nicht ungeſtüm, aber tief in ſeinen Neigungen. Ich fürchte die Verführung der Gräfin nicht; ich ängſtige mich um ſeinen Kummer, wenn er, wie ich beſorge, dieſen lockenden Gaben ſeine Bewunderung ſchenkt und ſich dann in ſeinem Traum ſo ſchmerzlich getäuſcht findet. Doch wer ſoll ihn warnen? Mir glaubte er vielleicht, allein ich kann und darf es nicht. Ich werde Dir den Grund ſagen und Du wirſt ihn billigen.

Beruhige Dich! erwiderte Mathilde. Wir haben Zeit, es zu überlegen. Die Sirene übereilt ihre Fallſtricke nicht. Dann ſei gegen Pater Joſeph vorſichtig, er iſt der verſchlagenſte Menſch, dem ich nicht über den Weg traue und den ich ſchon auf üblen Wegen bemerkt habe. Ich halte ihn zu Allem fähig. Mein Bruder iſt ganz verblendet von ihm und lächelt zu jeder War-

nung. Hüte Dich vor ſeinem Diener, den Du am ſchielenden Auge erkennen wirſt. Laß Dich auf ſeine Dienſterbietungen nicht ein. Als geſtern die Gräfin mit dem Baron aus dem Garten zurückkehrte, kam der Burſche hinter ihnen her und gab dem Kaplan mit dem zugedrückten Auge einen Wink; gleich folgte ihm Pater Joſeph ins Haus.

Sie trat raſch an die Stubenthüre um hinaus zu ſehen. Man iſt vor dem Horcher nirgend ſicher, ſagte ſie.

Noch Eins! erwiderte Veronika. Was ging denn vor, als man ſich geſtern Abend vom Thee entfernte und erſt ſpäter zurückkehrte?

Mathilde lächelte. Pater Joſeph, ſagte ſie, hält Abendſtunden in der Hauskapelle, die auch von proteſtantiſchen Frommen beſucht werden. Das waren eben ſolche, die geſtern zum Thee kamen. Nach des Kaplans Rückkehr haben ſie ſich gleich wieder zur alten Andacht einge-

funden. Pater Joſeph verſteht es, Betrachtungen anzuſtellen und Gebete abzufaſſen, die auf beiden Schultern tragen. Er weiß ſo myſtiſche Brühen zu bereiten, daß Jeder zu ſchlürfen glaubt, was ihm zuſagt. Mein Mann vergißt ſogar ſeine perſönliche Abneigung gegen den Pater und verſäumt keins dieſer Erbauungsſtündchen; auch die Baronin von Schleifras iſt gleich gewonnen worden. Pater Joſeph hatte uns ſchon von der frommen Richtung der Dame in Kenntniß geſetzt, ehe ihr ankamt. Er hatte ſie ſchon auf dem Schiff ausgeforſcht, denn auf dergleichen verſteht er ſich.

Freiherr Anton trat ein. Wir ſind ſchon beim Kaffee, liebe Mathilde, ſagte er. Wo bleibt ihr denn? Doch Du biſt ja auch fertig. Gute Veronika, geben Sie doch voraus und ſagen

Sie der Mutter, die Geheimeräthin sei fertig, wir kämen den Augenblick.

Mathilde, fuhr er nach Veronika's Entfernung fort, ich finde Deinen Mann seit meiner Abwesenheit sehr verschlimmert, wenigstens dem Aussehen nach. Sein Blick hat etwas Irres, sein Geist etwas Gedrücktes; das Schlimmste kann ihm zustoßen, zumal er seit kurzem, wie ich höre, bedenkliche Schwindelanfälle gehabt hat. Vergib meiner brüderlichen Sorge die Frage, die Dich nicht erschrecken darf: Hat Dein Mann ein Testament gemacht?

Ja, mein Bruder! antwortete sie kalt.

Kennst Du den Inhalt, theure Schwester?

Ich bin seine Universal-Erbin.

Bist Du? rief er vergnügt. Das ist gut! So hab' ich mirs gedacht, ich will sagen, daß ich mich in unserm guten Keib nicht geirrt habe. Er hat Verstand genug, einzusehen, wie sehr unser Haus ihn durch Deine Hand geehrt hat,

und Deine uneigennützige Liebe zu ihm verdiente so viel Zärtlichkeit. Es ist die nobelste Aufmerksamkeit, die ein Mann von seiner Herkunft beweisen kann. Gelegentlich, theuerste Mathilde, wollen wir nun von Deiner Zukunft reden. Ich werde Dir einen Plan mittheilen zum Ankauf eines an meine Besitzung grenzenden charmanten Gutes mit alten Gebäulichkeiten, die wir niederlegen können, und Du beziehst einen Theil dieses Schlosses, so daß Du nie gute Gesellschaft entbehrst. Es ist ein schönes, wohlarrondirtes Gut.

Und läßt sich wahrscheinlich recht bequem zu Deinem Majorat schlagen, lieber Bruder, um es just noch — majorenn zu machen, nicht wahr?

Geistvolle Schwester — Du! erwiderte Anton, betroffen von ihrem scharfen Ton und mit heiterer Miene ausweichend. Wüßtest Du, Mathilde, wie ich Dich liebe! Glaube mir, es geht nichts über die Bande der Familie, über die

Wärme des Stammhauſes. Das habe ich draußen, in der Ferne, wieder recht lebhaft empfunden. Und Du hängſt gewiß eben ſo warm an uns. Was könnteſt Du auch Angemeſſeneres finden? Eine zweite Heirath würde Dir ein ſehr precäres Glück bieten, gerade weil Du reich und einnehmend biſt, was ſo leicht auch unwürdige, unzuverläſſige Bewerber anlockt. Die Liebe des Bruders, das Aſyl der Familie —

O die kenne ich, lieber Anton! fiel Mathilde ein. Ich habe Deine Liebe gemeſſen und gewogen, lieber Bruder, in Stunden, die eine lange Ewigkeit hindurch an ihrem Gewichte nichts verlieren werden. Familienbande! Warum habt ihr denn das unerfahrene Kind des Hauſes ſo ſchlau daraus losgeknüpft! O dieſe Wärme des Hauſes! Wie habe ich in der That draußen gefroren! Sprechen wir nicht davon, Anton! Nur wiſſe, daß es mich aufs tiefſte kränkt, von Plänen zu hören, für eine Zukunft, die ihr Fun-

dament in meines Gatten Grab legen will, sogar noch ehe er gestorben ist. Still, ja still davon, guter Anton! Laß den Himmel walten und dann mein Herz wählen, was ihm angemessen ist, oder wohin es sich sehnt. Gerade dieser Zustand meines armen Mannes ist gemacht, meinen natürlichen Widerwillen zu versöhnen, und knüpft ein neues Pflichtenband der Pflege, der Geduld, der Schonung. Darin störe mich nicht, sondern stehe mir bei, namentlich gegen diese Gräfin. Wisse, Bruder, wenn diese — Person fortfährt, mich zu foltern, ihren Scherz mit dem armen, kindischen Geiste meines Gemahls zu treiben, so — Ich weiß nicht, was ich thun werde. Aber ich dulde es nicht mehr! Nur behüte mich der Himmel, daß ich mich in meinem Unwillen nicht so weit vergesse, ihr zu sagen, sie möchte ihren Witz mehr in Einklang bringen mit ihrem — Gewerb. Jetzt Deinen Arm, lieber Bruder! Und — nicht wahr, ich

darf Dir wieder einmal eine Taſſe einſchenken, wie in jener ſchönen Zeit unſerer Jugend, da bei uns noch nicht ſo viel — à la vieille geträumt und — geſchneidert wurde? Nicht wahr?

Der verdutzte Bruder führte die Schweſter ſchweigend, mit grollendem Anſtand, hinab in den Garten.

Wie ſich Beide zur Geſellſchaft ſetzten, grüßend und begrüßt, ſtand Angelika, das Kind, leiſe von ihrem Stuhl auf, faßte Veronika mit erröthendem Lächeln unterm Arm und führte ſie nach einer entfernten niſchenartigen Laube.

Denke Dir, liebe Veronika, ſagte ſie mit ſchalkhaft ernſter Miene, der Baron Emil liebt mich und will mich heirathen!

Veronika, ſchon betroffen über das ungewohnte Du, erſchrak. Wie, hat er es Ihnen geſagt? fragte ſie.

So gut, als geſagt! lachte das ſchlanke Kind, indem es, auf den Arm der Erzieherin geſtützt,

wieder und wieder emporhüpfte. Du weißt ja, liebe Veronika, daß mir meine albernen Wortspiele und Einfälle manchmal keine Ruhe laſſen. Du haſt ſie ja ſelbſt einmal mit jungen täppiſchen Hündchen verglichen, die Einen mit unſichern Beinchen und rundlichem, ſchwankem Leib von hinten anſpringen. Man tritt nach ihnen, um ſie los zu werden, aber ſie knurren und haltens nur für geſpielt. Du haſt ganz Recht, ſo geht mirs mit meinen Späßchen. Nun unterhielt mich der gute Lieutenant unaufhörlich von den Annehmlichkeiten der kölner Garniſon, wie charmant er logirt ſei, gar nicht weit von der Cunibertskirche; welche Merkwürdigkeiten der Stadt er mir zeigen wolle; welch' hübſche Geſellſchaft ſich Abends bei Stener-Nolden im Hotel de Belle Vue in Deuz zur Harmonie-Muſik einfände; wie luſtig es die Faſtnacht zugehe, wenn alle Kölner Narren wären; wie er es halte, wenn er auf Wache komme,

da ließ er von ſeinem Stubenburſchen die vielen langen Pfeifen bringen und bereite ſelbſt den ſchmackhafteſten Kaffee der ganzen Garniſon, und hundert Sachen, ſage ich Dir. Endlich war ichs müde und erklärte ihm: Es ſei mir doch außerordentlich lieb, alles Das von ihm zu hören. Da unterbrach er mich mit einem Handkuß. Siehſt Du, hier auf der rechten Hand! Ich habs noch nicht weggewiſcht; ich wollte Dirs aufheben. Er fiel nur ein wenig zu ſehr rechts aus, hier auf den Knöchel des Zeigefingers und der halbe Schnurrbart kam neben hinaus.

Kindereien, liebe Angelika! ſchalt Veronika, im Stillen den Muthwillen belächelnd, der keine ernſtlich erwachte Neigung befürchten ließ. Angelika fuhr indeß, den Ton des Lieutenants nachahmend, fort:

Warum aber iſt es Ihnen denn ſo lieb, ſchöne Angelika? fragte Emil. Weil, antwortete ich, wenn ich einmal Fähnrich werde, ich doch

ſchon ein wenig Beſcheid in Köln und im Dienſte weiß. Siehſt Du, Veronika, das war mein täppiſcher Pudel!

Nahm ers alſo übel?

Doch nicht! Er lachte ſo, daß ihm der Schnurrbart aufging und er ihn an beiden Enden mit den Fingern drillen mußte. Zum Fähnrich wollte er mich nicht haben, ſagte er, ich beſitze ſo viel „Einnehmendes", daß ich ſonſt bald über ihn hinaus avanciren würde. Dabei ſchmunzelte er ſo zufrieden über ſeinen Einfall, daß ich laut lachen mußte, weil er doch den Witz darin gar nicht einmal merkte.

Thörichtes Kind! rief Veronika; hat er ſich denn aber nicht näher erklärt?

Ach Gott, ich erinnere mich nicht, antwortete Angelika wegwerfend, was er noch Alles geſagt hat! Freilich verblümt, aber es war von den Blumen, die einen ſtarken Geruch haben.

Es freut mich, liebe Angelika, erklärte nach

einigem Beſinnen die Freundin, daß Sie ſich in dieſer Angelegenheit zu mir getrieben fühlen und daß Sie dabei das herzliche Du angenommen haben. Folgen Sie aber meinem mütterlichen Rath auch, wenn ich Sie bitte, in dieſem Tone mit dem jungen Manne ja nicht fortzufahren. Seien Sie recht ernſt und zurückhaltend! Es liegt hinter des jungen Mannes Artigkeit eine Familienabſicht auf Ihre Hand, ich weiß es. Thun Sie nichts, was ſolche Bewerbung erleichtert und Sie in ein falſches Licht ſtellt. Oder — gefällt er Ihnen denn — der Baron Emil?

Ob er mir gefällt? Juſt ſo viel, Veronika, um es Ihnen zu vergeben, daß Sie mein herzliches „Du", das mir zu ſolchem Vertrauen zu paſſen ſchien, mit „Sie" erwidern. Ich fühle, daß mich das ein ander Mal tief kränken könnte. Emil war mir ganz unterhaltend bei ſo viel Wunderlichem und Unverſtändlichem,

was hier im Hauſe geſchieht und geſprochen wird. Aber nun macht es mich doch bedenklich, daß ich eine Familienſache ſein ſoll. Was wird die Mutter dazu ſagen? Denken Sie, wenn ſie nun Nein ſagte, weil er nicht Lichtenberg heißt, welche Hoffnung bliebe mir dann gegen ſolchen beharrlichen Glauben, als daß ſich gewiß kein Lichtenberg findet, der mich mag. Denke Dir, Veronika, ich habe Emil gefragt, ob er in der Umgegend keinen Lichtenberg kenne. In Aachen, ſagte er mir, habe er von einem Lichtenberg reden hören, er wiſſe aber nicht, ob es ein von oder zu Lichtenberg ſei. Ich hoffe, zu! ſagte ich ihm. Warum? fragte er. Ich konnte ihm aber nicht ſagen, was ich dabei dachte. Wenn uns nämlich doch ein Lichtenberg beſchert wird, ſoll er wenigſtens zu ſein, ſo daß keine Erklärung aus ihm herauskann.

Angelika lachte laut zu ihrem Spaß und Veronika ſchalt, daß ſie heut viel zu ausgelaſſen ſei.

Ach, wenn Du wüßteſt, wie mir dabei zu Muthe iſt! ſeufzte das Kind. Die lächerliche Unterhaltung Emil's hat mir bei Allem doch eine Unruhe, eine Sehnſucht, eine Angſt erregt — ich weiß nicht, was es iſt. Ich glaube, daß ich krank werde, gute Veronika. Eigentlich ward mir ſchon ſo zu Muthe auf dem Rhein bei den raſchwechſelnden Ufern, Burgen, Hütten. Ach, wie weit und herrlich iſt doch die Welt! dachte ich oft, wenn mein Auge ſo weit umherſchweifte. Wo werde ich einſt zu wohnen hinkommen? Ich erſchrak vor jedem Herrn, der mich anſah, er könnte etwa zu mir ſagen: Dort das ſchöne Haus iſt mein, mit den hellen Sommerläden neben den hohen Nußbäumen; komm' mit dahin, Angelika, ſo wird es auch dein, und wir wohnen herrlich darin. O liebſte Veronika, tadle mich um meine Späße und Wortſpiele nicht! Gönne ſie mir, ſo lang ich ſie noch habe. Könnte ich doch immer mit dieſen täppiſchen

Hündchen ſpielen! Aber ſieh! ich bin ja ſelber wie ein tölpiſches Hündchen, dem unter dem Lecken der Mutter die Augen aufgegangen ſind, unter Deiner Liebe, Veronika, und das eben noch ſo täppiſch und ſpieleriſch iſt. Ach, es wird vorüber gehen, und dieſe Plumpheiten, ich weiß es, ſollen ſich ja verwandeln in Demuth, Anhänglichkeit und Treue für einen Herrn und Gebieter, der das Hündchen an ſich lockt und mitnimmt, ich weiß nicht wohin!

Sie warf ſich mit ausgebreiteten Armen an Veronika's Buſen und weinte ſo ungeſtüm in ſich hinein, als müßte es die kindliche Bruſt zerſprengen. Die erſchütterte Freundin hatte Mühe genug, ſie ſo weit aufzurichten und die verweinten Augen mit Thau des ſchattigen Graſes zu erfriſchen, daß ſie, ohne aufzufallen, ſich wieder zur Geſellſchaft einfinden konnten.

Nach dem Frühstücke, wenn nicht eine gemeinschaftliche Partie unternommen wurde, blieben die einzelnen Glieder des Hauses sich selbst überlassen. Baron Anton, der bei seiner Rückkehr Manches zu thun fand, verschob noch die verabredeten Ausflüge nach den Bergen. In dem Augenblick aber, als er heute seine Gäste zu einem feierlichen Act des Hauses einladen wollte, entfernten sich Mathilde und Veronika zu einem unter sich verabredeten Gang nach dem nahen Dorfe, um den Pfarrer Kindlinger, einen Vertrauten der Geheimeräthin, zu besuchen.

Anton sah ihnen verdrießlich nach, wagte jedoch bei der Verstimmung seiner Schwester nicht, sie zurückzurufen. Er beeilte nur seine Einladung, ehe sich auch die Andern zerstreuen möchten. Pater Joseph hatte den Auftritt vorbereitet. Er kannte die Schwächen des Freiherrn und that ihnen gern Vorschub, wie er überhaupt, um sein eigenes heimliches Thun

und Treiben zu verſtecken, die Andern mit ihren Schwächen zu beſchäftigen verſtand. Der Freiherr Anton hörte ſich nämlich gern ſprechen. Die öffentlichen Reden hochgeſtellter Männer bei feierlichen Gelegenheiten neueſter Zeit hatten groſſen Eindruck auf ihn gemacht. Dabei hegte er aus Familienſtolz eine Vorliebe für Alles, was an die Denkungsart einer ältern Zeit, an ehemalige Macht und Vorrechte des patrimonialen Adels erinnerte, während er doch mit ſeiner laufenden Anſchauungsweiſe, mit ſeinem für die Gegenwart gebildeten Ehrgeiz, dem modernen Leben angehörte. Dieſer Widerſpruch in ſeiner Geſinnung gab ihm etwas Unſicheres und Schwankendes im Handeln; er erließ Befehle und nahm ſie zurück; er beging eine Uebereilung und ſuchte ſie durch eine witzige oder ſpitzfindige Wendung zu retten. Am Ende ließ man ihn für geiſtreich und ſehr unterrichtet gelten, aber auf Koſten des Reſpects.

Während seiner Abwesenheit waren unter der Dienerschaft Unordnungen vorgefallen, die der vom Baron mit den Geschäften eines Hausmeisters beauftragte Vertraute Pater Joseph's durch tückische und eigennützige Behandlung der Leute veranlaßt haben mochte. Unglücklicher Weise befand sich der Freiherr Anton, als er die erste Nachricht davon erhielt, bei einem seiner Vettern in Baiern, einem harten, strengen Manne, der für seine Dienerschaft eine beinahe grausame Hausordnung mit bestimmten, meist seltsamen und kränkenden Strafen für jedes, auch das kleinste Versehen eingeführt hatte. Diese Dienstordnung trug ganz das Gepräge eines früheren Jahrhunderts und eben darin lag für den Freiherrn Anton das Verlockende derselben. Er ließ durch Pater Joseph ein ähnliches Reglement, nur — nach des Kaplans Rathe — mit etwas weniger harten und seltsamen Strafen entwerfen. Und eben diese Vorschrift sollte jetzt

den Leuten verkündigt werden. Nur dem Freiherrn Anton konnte es gefallen, dies feierlich und im Beisein seiner Gäste vorzunehmen. Aber gerade diesen, besonders seinem Freunde Gustav, dachte er damit einen lebhaften Begriff von sich und seinem Hause zu erwecken.

Man begab sich nach dem Gesellschaftszimmer, wohin die gesammte Dienerschaft, vermehrt durch eine Anzahl in alte Livréen gesteckter Garten- und Feldarbeiter, von Pater Joseph vorgeladen war. Freiherr Anton bestieg den Thronsessel, der in der Nische erhöht stand, und hielt eine Anrede, in der er den Anlaß zu solchen strengen Maßregeln beklagte.

Hierauf las Pater Joseph die neue Haus- und Strafordnung vor, wozu die wirklichen Diener sehr finster aussahen, die Zugemietheten aber verlegen ihren Anzug anlächelten.

Dann fuhr Anton fort:

Als ich von euch schied, gab ich euch schöne

Zusagen auf Verbesserung eurer Zustände, jener alten, ehrwürdigen Verfassung entgegen, aus der noch das schöne Wort Dienstbote herrührt. Ich gönnte euch einstweilen, um zu ermessen, was ihr verdientet, eine erweiterte Freiheit im Thun und Reden. Diese Gunst aber ist von euch arg misbraucht worden, ihr seid lässiger gewesen im Dienste, und was noch schlimmer ist, lauter im Raisonniren. Ich denke, um mich selbst einigermaßen über euch zu beruhigen, ihr habt unter der Luft allgemeiner Zeitverstimmung mitgelitten. Nun dürfen wir zwar nie vergessen, daß wir euer Herr sind nach höherer Fügung, wie wir unserer gegebenen Zusagen auch stets eingedenk bleiben; dennoch sei euch vergönnt, zu sprechen und euch zu rechtfertigen, oder doch unsere Gnade anzurufen. Sprich Du zuerst, Friedrich, wie Du als Kammerdiener uns stets im Dienst am vertrautesten gestanden!

Euer Gnaden! stotterte Friedrich, ich habe

mir die Zunge gelegentlich ein wenig verbrannt, 's ist wahr, aber ich könnte nicht sagen, daß es an den zu kräftigen Suppen unseres Nachtisches geschehen wäre; auch hab' ichs der gnädigen Herrschaft halber gethan. Denn Euer Gnaden wissen doch selbst, daß Sie erst recht Euer Gnaden sind, wenn uns nichts Ungnädiges zustößt, wie, Beispiels halber, schlechte Kost und sogar schlechtgebackenes Brot ist, davon wir erkranken und worauf ich den Andern da gesagt habe, wir wolltens weder essen noch genießen, sonst könnten wir Euer Gnaden keine gesunden Dienste leisten; auch wollten wirs als schlechtes Brot beim richtigen Namen nennen, weil Euer Gnaden es uns gewiß nicht als schlecht haben spendiren wollen und damit wir das gute Brot, das wir verdienen, auch beim rechten Namen „gut" nennen können. Denn wenn das schlechte auch gut heißen soll, wo ich doch krank davon

geworden bin und ein gaſtriſch Fieber erhalten habe, ſehen Sie — ich will ſagen, ſehen Euer Gnaden —

Was weißt Du vom gaſtriſchen Fieber! verſetzte verlegen der Freiherr. Das ſind für Dich unverſtändliche Worte, die Du nur von Aufwieglern haben kannſt.

Der Arzt hats ſo getauft, Euer Gnaden, und als ich ihn gefragt, was ein gaſtriſch Fieber im Hochdeutſchen bedeute, hat er geſagt, ich müſſe anderswo zu Gaſt gehen, das ſei mein Fieber.

Die Gräfin Anna konnte ihr kindiſch Lachen über dieſe Worterklärung nicht zurückhalten und ſetzte den ſchon befangenen Freiherrn Anton in gänzliche Verwirrung. Er verlor ſeine hohe Haltung, ſchalt auf undankbare Dienerſchaft, und hieß Friedrich ſich einen andern Dienſt ſuchen. Geh! ſagte er, Vermeſſener! Unſere Backanſtalten liegen zu hoch über euern Begrif-

ſen und über Dem, was eurer Stellung zu beurtheilen zukömmt. Und warſt Du wirklich erkrankt, ſo ſchreib' es nicht dem Brote, ſondern Deinem elenden Magen zu. Unſer Brot wird gebacken, wie es bei Ahn und Urahn geſchehen iſt, nach den hiſtoriſchen Ueberlieferungen, die unſer Familien-Archiv bewahrt. Aber den demagogiſchen Arzt wollen wir nicht mehr vor uns ſehen. Wir dulden nicht und nirgend eine üble Geſinnung gegen das alte Haus Pruſſach. Ihr ſeid entlaſſen!

Die Dienerſchaft eilte, einander hindernd und drängend, hinaus zur ſichtlichen Unzufriedenheit der Baronin-Mutter.

Um den ziemlich außer Faſſung geſetzten Freiherrn aufzurichten, da eine verlegene Stille eingetreten war, ſagte der Abbate:

Sehen Sie ein, Signor Antonio, den Fehlgriff, den Sie gemacht haben? Dem dienſtbaren Volke muß man nie zu reden geſtatten.

Ha! fiel der ärgerliche Anton ein, wollen Sie den tadelnden Prieſter gegen den Freiherrn geltend machen? Verzeihen Sie! Aber das iſt es nicht, Herr Abbate; Eins nur hätte ich nicht überſehen ſollen, daß wir nämlich vor Allem gute Redensarten unter dieſem Volke bilden müſſen, ehe wir ihnen das freie Wort geſtatten. Und dem wollen wir auch gleich zu helfen ſuchen. Lieber Kaplan, laſſen Sie den aufbewahrten Anzug der ehemaligen Hausnarren unſerer Familie herbeiſchaffen. Ich weiß nicht auswendig, unter welchem Kurfürſten wir den letzten Narren gehabt haben; Sie werdens finden. Chriſtian ſoll damit inſtallirt werden. Dieſer treue Burſche ſoll das Vorrecht haben, ſeine Zunge frei über Alles ſpazieren zu laſſen, wozu Sie ihn vorher inſtruiren werden, Pater Joſeph! Und von ihm ſollen die Andern lernen, wie man ſich der Freiheit mit Anſtand und Schicklichkeit bediene. Denn das Reden an ſich läßt ſich nicht mehr

verbieten, unſere Zeit kanns einmal nicht bei ſich behalten; jede Zeit hat ihren ſchwachen Theil.

Anna, die ihr Lachen wieder gut machen wollte, wendete ſehr freundlich ein:

Aber, liebſter Baron, Sie wiſſen doch, daß die Hofnarren Witz haben mußten; dieſer Chriſtian aber — ſollte er denn wirklich —

Das war damals, meine ſchöne Gräfin, antwortete der Freiherr, wo Witz und Peitſche noch in einigem Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſtanden. Jetzt aber ſind wir Barone um die Polizei der Peitſche, wie um manches Andere verkürzt. Man hat die Peitſche ſchriftſäßig gemacht, oder gar unter Oberhoheit geſtellt. Ja in Rußland iſt ſie zum Reſſort der europäiſchen Kabinette geſtiegen und geht als Mitgift —

Eben darum, lieber Baron, würde ich dem Munde Derjenigen nichts geſtatten, über deren Rücken Ihnen keine Gegenbefugniß zuſteht. Ge-

nügt es nicht, daß Sie im Hause reden? Denn Sie können es auch. Wahrlich, Herr Baron, ohne Schmeichelei, Sie reden vortrefflich!

Gustav und Alide stimmten der Gräfin lebhaft bei. Sie reden sehr gut! rief Alles.

Eben darum, meine Freunde! erklärte unter vergnügten Verneigungen der Freiherr. Wer hat, der gewährt gern. Wenn ich, wie Sie mir so schmeichelhaft versichern, gut rede, so muß auch meinen Untergebenen gestattet sein, Gutes zu reden. Es bleibt dabei, lieber Pater Joseph!

Während dessen, und bis die so feierlich Versammelten sich mit lächelnden Mienen wieder zerstreuten, hatten Mathilde und Veronika das schöne Dorf und die Wohnung des Pfarrers Kindlinger längst erreicht. Eben kam aus dem Keller, der unter dem hohen Absatze der zwei-

ſeitigen Freitreppe ſeinen Eingang hatte, die alte Schweſter des Pfarrers, höchſt ſauber, aber in veralteter Weiſe gekleidet, und wies unter Knixen von eben ſo altem Herkommen, den Beſuch ins Haus. Sie fanden den Pfarrer auf ſeinem Zimmer unter einer Anzahl Bauern, die er eben von einem drohenden Prozeß zu gütlicher Uebereinkunft gebracht hatte. Er las ihnen die Artikel des Vergleichs vor und nahm ihren Handſchlag auf treues Halten derſelben ab. Dann entließ er ſie mit munterm Zuſpruch für die Arbeiten des Tags.

Der Geiſtliche, ein ſchlanker Mann von blaſſer Geſichtsfarbe mit einem ſchwermüthigen Zug um die kräftigen Lippen, trat beiden Freundinnen mit einer gewiſſen feierlichen Ehrerbietung entgegen. Hier kommt eine junge Freundſchaft, ſagte ſcherzend Mathilde, die von Ihnen, mein verehrter Freund, getraut ſein will. Und indem

ſie Veronika nannte und kurz bezeichnete, ſetzte ſie hinzu:

Es iſt alſo eine gemiſchte Freundſchaft, doch weiß ich, daß Sie es ja ſchon bei gemiſchten Ehen auch nicht ſo ſcharf genommen haben, als man es jetzt will.

Eben darum wird mir das ganze Trauen bald gelegt werden, fürchte ich, verſetzte ſanft lächelnd der Geiſtliche. Der Abbate und Pater Joſeph thun mir ſeit kurzem gar zu artig, ich werde mich wol eines Streiches zu verſehen haben. Nun in Gottes Namen! Ich vertraue dem Himmel, der mir ſchon zu thun geben wird, wenn man mich hier entſetzt. Indeß behalte ich wol auch dann noch die Weihe, zwei edle Freundinnen zu einem Liebesbunde zu trauen. Indem er beider Hände in einander fügte, ſetzte er hinzu: Die Nachkommenſchaft eines ſolchen Vereins, edle Gefühle, warme

Gedanken, wohlwollendes Wirken — ist schon durch sich selbst selig ohne die Vorsorge einer herrschsüchtigen Mutter. Er hielt einen Augenblick inne, lächelte und fuhr dann fort: Sehen Sie, Jungfrau Veronika, wie schnelles Vertrauen ich zu Ihnen gefaßt habe, da ich vor Ihnen schon beim ersten Begegnen aus meinem schwarzen Talar herausfalle. Ihnen, liebe Mathilde, wünsche ich Glück zu einer Freundin, die Ihr tiefes Herz versteht. Sie haben sich lange nach einer gesehnt, und bedürfen in der Wüste Ihres vornehmen Umgangs einer solchen Quelle reinmenschlicher Gefühle im Palmenschatten hoher Gesinnung.

Der heitere Geistliche rückte den polirten eichenen Tisch ein wenig von dem mit Kattun überzogenen Canapé ab, um die Freundinnen zum Sitzen zu bringen. Bei ihm war es nicht die gewöhnliche geistliche Neugier, sondern blos Verlegenheit, daß er Veronika um ihre

Reiſe, Herkunft und jetzigen Verhältniſſe befragte. Die Geheimeräthin kam aber bald mit andern Anliegen dazwiſchen. Ihren Fragen und Zweifeln nach ſchien ſie in moraliſchen Dingen ein wenig ängſtlich zu ſein. Doch gerade an den Gegenſtänden dieſer Aengſtlichkeit erſchien Mathilde ungemein liebenswürdig und herzenswarm. Noch anziehender, als dieſe Blicke in das Innere ihrer Freundin, waren für Veronika die Erwiderungen des Pfarrers. Dieſe waren nichts weniger, als ängſtlich, ſeine Anſichten waren umfaſſend, ſeine Grundſätze mild. Er nahm aber einen eigenthümlich ſcherzenden, oft neckenden Ton an, der Mathilden zu gefallen ſchien. Im Verlauf dieſes wunderſamen Verkehrs that Veronika einen Einblick in ein eigenthümliches freundſchaftliches Verhältniß; auf ſolche geiſtige Weiſe berührten ſich zwei Herzen, die einander angehörten und die für ihren Bund das rechte Wort ſcheuten. Mathilde war ängſtlich, um ſich

von den hohen Gedanken ihres Freundes tragen zu laſſen; der Freund ſcherzte mit ihren Scrupeln, damit ſie, unwiderlegt, deſto eher wiederkehrten. Ehe Veronika dieſes rührenden Verkehrs recht inneward, miſchte ſie ſich in die Unterredung ein und ſprach ſich in ihrer Weiſe aufmunternd für die Freundin aus. Mathilde verſtummte, der Pfarrer lächelte. Hüten Sie ſich, Jungfrau Veronika, mir in mein Amt zu greifen! ſagte er. Wir Prieſter haben es gern, eine liebe Seele von uns abhängig zu wiſſen. Hätte ich euch Beide etwa zuſammengegeben, um meiner lieben Geheimeräthin entbehrlich zu werden? Nein, nein! Ich bin und bleibe ihr Geheimerath!

Die Freundinnen lachten und Kindlinger fuhr ein wenig erröthend und ausweichend fort:

Wer wird einmal, wie ich hier eine Proteſtantin und eine Katholikin in Freundſchaft verbunden habe, den Katholicismus und Proteſtan-

tismus selbst als Freunde vereinigen, deutsches Fühlen und deutsches Forschen zusammensegnen? Beide Quellen entspringen so tief und eigenthümlich im deutschen Geiste; wann werden sie einmal von einer Simultankirche überbaut werden, einer Kirche, die von Rom erlöst wäre, wo man unser tiefstes Wesen gar nicht begreift und es doch beseligen will? Der von dort befreite deutsche Geist würde mit seinem heiligen Ernst unser Kirchenwesen und die protestantische Theologie, Beide in ihrer Art so reich, aber einander bedürftig, zu verschmelzen wissen. Unsere Bräuche bekämen dann einen neuen Inhalt, als ob vertrocknete Waben frischen Honig aufnähmen und eure Theologie gewänne eine kirchliche Gestalt und Macht. Trauriger Zwiespalt! Wir Katholiken haben Tempelpriester, ihr Protestanten habt die Kirchenväter; euch fehlt das Opfer und uns bleibt freies Forschen versagt. Doch, wo gerathe ich hin? Ich will

Sie ja nicht mit Pfaffenträumen bewirthen, meine lieben Freundinnen! Kommen Sie lieber mit hinab in den Garten. Ich habe frische Kirschen gebrochen, die in der Laube stehen und versucht sein wollen.

Er faßte Beider Hände mit je drei Vorderfingern der seinigen und führte die lächelnden Freundinnen mit einer gewissen geistlichen Galanterie hinab, an der Küche vorüber, wo er sich mit der geschäftigen Schwester Elisabeth neckte, deren enges, ängstliches Thun sie ihm so tief unterordnete und doch so lieb machte. Ueberhaupt lag in seinem Gesichte ein Schatz von Wohlwollen ausgeprägt, der aus derselben Münze stammte, aus welcher seine edeln Gedanken in Umlauf gingen. Doch war er bei aller Sanftmuth der Seele für Spott und Unwillen Mannes genug, wenn es die Sache erfoderte. So machte er sich gern über Pater Joseph lustig und schien von dem geheimen Lebenswandel des

Kaplans ſo ungünſtig zu denken, daß er, als von deſſen Abendbetſtündchen die Rede war, lebhaft ausrief: Ja, mit ſeinen blau- und gelbſchillernden Gebetlein weiß er die verſchieden gläubigen Herzen zuſammenzuſchmelzen und, wenn er es dahin bringt, daß recht- und irrgläubige Brüder und Schweſtern ſich in die Arme fallen, wird der liebreiche Pater Joſeph nicht der Letzte dabei ſein! Er machte dieſe Bemerkung dadurch noch bezüglicher, daß er dahinter her ſich ſelbſt erröthend ausſchalt, ſo loſe Gedanken zu haben. In wirklichen Unwillen gerieth er aber, als er, vom Abbate ſprechend, erzählte, daß dieſer im Namen der Kirche von ihm einen ſchmähenden Artikel über die deutſche Philoſophie zur Mittheilung in italieniſchen Zeitſchriften begehrt habe. Pfui über den Sendling der lächelnden Zwietracht und ſegnenden Aufhetzung von Jenſeit der Berge! rief der eifernde Kindlinger. Ihm ſollte ich unſere Wiſſenſchaft ſchän-

den, unſer nationales Heiligthum ſchmähen? Sollte mein verſtecktes Tabernakel entweihen, zu dem ich im düſtern, feuchten Tempel unſeres Glaubens ſchlich, um mich zu ſegnen, ſo oft mich Zweifel verfolgten und Verzweiflung anwandelte, bis endlich das Alter die Tonſur des Friedens auf meinen Scheitel hauchte? Sie ſehen mich an, liebe Mathilde? Je nun ſo gar alt bin ich juſt noch nicht. Ich kann es noch erleben, daß dieſe kranke Zeit geneſe. Denn Krankheit iſt es doch nur, was auf der Höhe unſerer Zeit und Bildung uns noch einmal mit Kircheneifer, Sectengeiſt, Bekehrungs- und Verdammungsſucht, mit Betbrüderei und Lebensprüderie in katholiſchen und proteſtantiſchen Landen heimſucht und das ſchöne Antlitz des Reinmenſchlichen entſtellt. Ja, vorübergehen wird dieſe religiöſe Hypochondrie, dies Leibſchneiden des Glaubens, bei welchem man Liebe und Dankbarkeit, Pietät und Humanität, alles

menſchlich Schöne und Edle vergißt und Das ſchmäht und verdammt, was zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern für unſeres Geſchlechtes Schmuck, Troſt und Stolz gegolten hat. Sehen Sie, liebe Freundinnen, und das ſei unter uns ausgeſprochen! Religion ſelbſt, geſunde Religion, iſt eigentlich nur — Krankheitsgefühl, iſt das Innewerden unſerer Erdenkrankheit, unſerer Beſchränktheit und Endlichkeit, die ſich aus dem Göttlichen herausgefallen erkennt und ſich nach ihm zurückſehnt. Darum ſind recht kerngeſunde Menſchen, ſchöpferiſche Geiſter, auch weniger religiös, große Dichter und Künſtler, urſprüngliche Denker und Forſcher, wahrhaft edle Staatsmänner. Denn das Schöne, das ſie bilden, das Wahre, das ſie offenbaren, das Gute, das ſie ſtiften, iſt ja nichts Anderes, als das Göttliche ſelbſt, welches ſie, in Eintracht mit ihm, wirken, und durch welches ſie ſich ſelbſt als unendlich fühlen. Glauben Sie, daß Raphael

mit gebogenen Knieen und gefalteten Händen mehr Göttliches zu Stand gebracht hätte, als mit dem gekrümmten Arm, der den Pinsel führte? Solch' einen kerngesunden Mann hat noch unsere Zeit gesehen, Goethen, und die Frommen haben den sogenannten Heiden freilich nicht geschont, sie, die alle Ursache haben, in ihrer Armseligkeit zerknirscht zu sein vor dem Göttlichen, von dem sie nicht gewürdigt worden, seine Glorie in bleibenden Werken zu offenbaren. Wenn nun aber das religiöse Gefühl, das gesunde Gefühl unserer Erdenkrankheit selbst erkrankt, ach! welche Symptome des Erbärmlichen kommen da zum Vorschein! Suchen Sie mir einmal unter den heulenden Scharen dieser Eiferer einen recht gesunden Frommen heraus, der noch Muth und Kraft hätte, sich, so zu sagen, aus heiler Haut zum Ewigen aufzuschwingen, wie man von etlichen unserer Heiligen erzählt, daß sie in freier Luft schwebend einer Ent-

zückung theilhaft geworden seien! Statt dessen bekommen wir so erbauliche Geschichtchen, wie da in diesen Blättern eine steht.

In diesen? fragte Mathilde und reichte nach einem gedruckten Blatt.

Nein! sagte der Pfarrer, das ist nur das mainzer Sonntagsblatt, das ich meiner Schwester zum Fensterputzen überlasse; hier meine ich, in diesen eben im Lesekreis an mich gekommenen baierischen Blättern. Es ist ein salbungsvolles Histörchen von einem deutschen protestantischen Baron, der in Rom plötzlich erleuchtet worden sein soll. Im Traume erscheint ihm nämlich ein schöner Engel mit herrlichem, blondem Haar, das er in eine lange Flechte gewunden dem armen Verzweifelnden herabreicht, um ihm aus einem Abgrund zu retten, in welchem er seit der Geburt schmachtete. Der Baron begreift diese Sprache des Traumes und folgt dem himmlischen Wink. Sehen Sie, man ist so weit ge-

gangen, den Namen des Barons mit Buchſtaben und Sternchen anzudeuten. Ich beſitze nur kein Adelslexikon, um den Familiennamen zu entziffern.

Mathilde hatte das Blatt eingeſehen und rief lebhaft aus: Das heißt offenbar — Halm von Hagenitz! Dieſen Namen nannte nämlich ſchon der Abbate, als eines Bekannten aus Rom. Und der Vorname Edmund iſt hier vollſtändig ausgedrückt. Gott, welche unbeſcheidene Weiſe, Aufſehen zu machen! Was wird der alſo preisgegebene junge Mann dazu ſagen? Denn als jung iſt er ja hier bezeichnet.

Am Ende hat der rettende Engel die ſchönen Haarflechten der Gräfin Anna geborgt gehabt! bemerkte lächelnd Veronika.

Wiſſen Sie, daß ich gerade auch an Die gedacht habe? verſetzte der Pfarrer. Was macht denn die Schöne? Wir vermutheten neulich, liebe Mathilde, ſie wolle in unſerer Verborgenheit von ihren Bekehrungs-Manipulationen aus-

ruhen. Vielleicht iſt es aber nur die verſteckte Höhle der Kreuzſpinnen, aus der ſie auf einen neuen Fang in ihrem Netze lauert?

Beiden Freundinnen fiel dabei der Baron Guſtav ein und ſie ſchwiegen betrübt. Eine Stille entſtand, die der Geiſtliche lächelnd mit der Bemerkung unterbrach:

Man ſagt, wenn unter lieben Freunden eine Stille der Unterhaltung entſteht, es ſchwebe ein Engel durch die Verſammlung. Wir ſprachen ja doch nur von der Gräfin! Freilich, es konnte ein Engel ſein, der wieder ihren ſchönen Zopf aufſuchte.

In ſein ſanftes, ſchalkhaftes Lächeln hinein rief die ängſtliche Stimme der Schweſter:

Bruder, Bruder! Ein fremder Herr iſt vorn im Hauſe, ein hübſcher, vornehmer Menſch und will Dich eilig ſprechen.

Der Pfarrer entſchuldigte ſich und ſchob den Freundinnen zur einſtweiligen Unterhaltung das Körbchen mit den ſchönen Kirſchen hin. Allein

Beide waren zu sehr von ihm selbst eingenommen und unterhielten sich zu seinem Lobe. Mathilde erzählte manche Züge aus seinem Leben und Walten, die darauf hinausliefen, daß, seitdem er hier stehe, innerhalb der Pfarrei kein Verbrechen begangen worden sei und es keine brotlose Familie, keine unglückliche Ehe und keine Processe unter seinen Pfarrkindern gebe. Groß und Klein, sagte sie, ist rührig, fröhlich und man singt die Kirchenlieder gern unter der Arbeit. Mancher Verdruß bleibt dem guten Manne freilich nicht aus, denn er gibt nicht viel auf Das, worauf man jetzt wieder so viel Werth legt — fromm mit Händen und Füßen zu sein.

Unter solcher Besprechung kehrte der Pfarrer zurück. Es ist ein Räthsel, sagte er, das sich Ihnen, meine Lieben, wol zuerst lösen wird. Ein gar einnehmender junger Mann, vornehmen und schwärmerischen Aussehens, hat mir mein Besuchzimmer abgeschwatzt auf einen oder zwei

Tage. Sein Diener mit den Pferden sei im Wirthshaus eingekehrt, er selbst aber wolle nicht gesehen und genannt sein, einer kleinen Ueberraschung im Schlosse halber, die er bei mir vorbereiten wolle. Ich konnte nicht widerstehen. Wie er aber mein Zimmer innehat, fragte er so geheimnißvoll nach dem Baron Anton, den er zu München gesehen, und forschte so angelegentlich nach der Gräfin Anna, daß es mir doch gar sehr auffällt. Beim Namen der Gräfin veränderte sich sein Ausdruck, er erblaßte und seine Lippen zuckten. Der geheimnißvolle Mensch macht mir nun doch Besorgniß; es reut mich fast, daß ich ihn ins Haus gelassen und ich nun gezwungen bin, auf ihn Acht zu haben.

Die Freundinnen räthselten hin und her und Mathilde wollte es sich nicht nehmen lassen, der schwärmerische Mensch sei einer von den verzweifelten Liebhabern der Gräfin, von denen die Rede gehe. Veronika war auch weit entfernt,

ihr das auszureden. Die Vermuthung hatte für sie viel Wahrscheinlichkeit und selbst etwas Erwünschtes. Sie dachte sich nämlich, ein solcher verzweifelter Mensch könne zu rechter Zeit rettend, oder zur Warnung für ihren Freund Gustav auftreten. Beide schieden mit dem Versprechen von dem Pfarrer, sie wollten Acht haben, wenn der beschriebene Fremde sich im Schlosse sehen lasse, übrigens aber Stillschweigen halten.

Wie oft hatte nicht Veronika im Laufe des wechselvollen Morgens an den Freund gedacht! Und dieser blieb freilich weit von so erhebenden und befriedigenden Empfindungen entfernt, wie solche der Freundin zu Theil geworden waren. Die peinigendste Unruhe hatte seine Brust in Besitz genommen. Ein brennendes Verlangen nach der reizenden Anna wechselte mit einem

dunkel empfundenen Mistrauen gegen ihre Lockungen und mit innern Vorwürfen, die er sich nicht klar machen mochte, so leicht sie ihm auch verständlich gewesen wären. War er mit sich allein, wie in letzter schlafloser Nacht, so gewannen seine durch ungetrübte Uebung befestigten Grundsätze die Oberhand; sobald er aber der Gräfin ansichtig ward, so schlugen bei ihren verstohlenen Blicken, bei jeder lüsternen Bewegung ihrer üppigen Gestalt seine jetzt so sehr gereizten Pulse alle guten Vorsätze nieder. Zu diesen Pulsen kam eine Klügelei des Verstandes, ihn noch mehr zu bethören: die geheimnißvollen Winke der Gräfin über einen Bund freier Katholiken beschäftigte ihn sehr. Von Jugend auf war es ihm oft in wachen Träumen vorgekommen, als müsse dicht hinter diesem alltäglichen und ängstlichen Treiben der Menschen eine geheimnißvolle Region für ein bedeutenderes und freieres Leben auserwählter Personen liegen, wie etwa der heitere

blaue Himmel hinter dem nahen rauhen Gebirge ein Paradies unſerer Sehnſucht zu verheimlichen ſcheint. Welches tiefere Gemüth fühlte ſich auch nicht bei der ſteten Wiederkehr des Alltäglichen, beſonders im geſellſchaftlichen Verkehr, oft genug unbefriedigt, wenigſtens in den Jahren, da die Phantaſie noch ſo viel von der Welt erwartet und ehe das Herz die ewigen Tiefen ahnet, die auch in den gewöhnlichſten Erſcheinungen des Lebens ruhen? Früher hatte der Baron Befriedigung ſolcher träumeriſchen Sehnſucht unter den Freimaurern geſucht und nicht gefunden; jetzt glaubte er der Sache in dem Bunde, von dem die Gräfin geſprochen, auf die Spur zu kommen. An ihre Kirche ſchien ihm für Eingeweihte eine verſteckte Sakriſtei angebaut zu ſein, aus welcher all' jener Pomp hervorginge, der das gemeine Volk in Andacht und Glauben niederbeugte, wo ſich aber die Eingeweihten lächelnd zuſammenfänden, um höherer Wahrheiten und

ausgesuchterer Genüsse froh zu werden. Ein solches Lächeln, wie es jenen Bevorzugten eigen sein möchte, hatte er um den Mund der Gräfin spielen sehen, wenn er seine Glaubensansichten oder seine Lebensgrundsätze ausgesprochen, und er kam sich wie ein Knabe vor, über den die Erwachsenen lächelnd hinwegblicken, wie ein Philister, den die Einsichtigen keiner weitern Erklärung werth halten. Und doch widerstritt auch wieder eine Losgebundenheit, wie die Gräfin solche errathen ließ, seiner innern Stimme und Allem, worauf menschliches Dasein begründet ist. In solchen Augenblicken des Zweifels fiel es ihm auch beschämend ein, daß er Veronika's Namen auszusprechen gescheut hatte, als er ihre Ansicht vom englischen Spleen des Katholischwerdens gegen die Gräfin anführte. Ueberhaupt, wenn er, unter seinem Treiben mit der Gräfin, Veronika erblickte oder an die Abwesende dachte, überkam ihn ein wunderliches Gefühl, eine ängst-

liche Unruhe, als ob er etwas Werthvolles vermisse.

Diese widerstreitenden Gedanken und Empfindungen trieben den reizbaren, mit sich zerfallenen Freund zu dem verzweifelten Ausruf:

Wohl denn, laßt mich einmal irren! Ins Kuckuks Namen! Wahrlich, es ist schon der Mühe werth, durch solchen Irrthum sich einmal ins Klare zu setzen, sei es auch nur, um sich ein für alle Mal in sein Alltagsleben zu fügen. Wenn dann auch nichts Unerhörtes dabei herauskömmt; ist es denn nicht schon genug, ein so täuschendes Geschöpf, eine so reizende Schwärmerin besessen zu haben? Wenigstens kann doch, beim Himmel! diese Gestalt, diese rosige Jugend, diese heiße Fülle der Schönheit keine Täuschung sein. Und falle ich aus all' meinen Träumen betört herunter, in diesen Armen, die sich mir aufthun, werde ich den Hals nicht brechen.

Er stieß ein schallendes Lachen aus, als ob

er in demſelben Augenblick fühle, daß hinter dieſem Entſchluß doch mehr ängſtliche Unentſchloſſenheit, als kecke Abſicht hervorblicke.

Dieſe Stimmung überkam den Freund, als er eben mit Anna von einem Morgengange und einer weniger ungeſtümen, aber deſto zutraulicheren Unterhaltung zurückgekehrt war. Sie hatten für den Abend unter der Bet- und Spielſtunde der Andern eine vertrauliche Zuſammenkunft im hintern Pavillon des Gartens verabredet, wo der geheimnißvolle Gegenſtand beſprochen werden ſollte, der vielleicht für Beide nur die Bedeutung eines guten Vorwandes hatte. Was aber Beide ſich eigentlich von dieſer traulichen Stunde verſprachen, mochte ſich die Gräfin vielleicht lieber, als der Freund, eingeſtehen. Wenigſtens war des Letztern Erwartung von ſo aufgeregter Art, daß er, wie es in ſolchen Stimmungen zu geſchehen pflegt, die entſprechenden Genüſſe der Tafel durchaus nicht mied.

Nach Tiſch, als man wieder im Garten beim Kaffee ſaß, kam der Pfarrer mit ſeiner Schweſter Eliſabeth, um den Freiherrn Anton zu ſeiner Rückkehr zu begrüßen und den Freundinnen einen Gegenbeſuch zu machen.

Er im glatten ſchwarzen Talar, hob den bunten rauſchenden Anzug der Schweſter deſto mehr hervor. Eliſabeth hatte es übel getroffen; weil ſie es nämlich, der hohen Geſellſchaft halber, aufs beſte zu machen bedacht geweſen, hatte ſie ihre werthvollſten Sachen angelegt, die auf das ſorgfältigſte aufbewahrten, mithin am wenigſten mit der Zeit fortgegangenen, zu denen ſie dann eine paſſende Gravität anzunehmen gewohnt war, wenn die nicht vielleicht ſchon in den Kleidern ſelbſt ſteckte. Solche Moden und Manieren unbelächelt zu laſſen, wäre von einer muntern Geſellſchaft zu viel verlangt geweſen; doch hätte jeder Zartfühlende der guten Alten mehr Schonung gewünſcht, als ſie von

Seiten der Gräfin Anna erfuhr; denn diese war unglücklicher Weise durch die Unterhaltung mit Gustav und dem Geheimerath in der besten Laune, und ließ sich von ihrer lebhaften Gabe der Nachahmung so weit hinreißen, daß sie die gute Alte zu großer Verlegenheit der Baronin-Mutter zum Besten hatte. Es entstand eine verlegene Stille. Nur der Pfarrer bemerkte nichts, weil er sich in seiner Gemüthlichkeit mit den Freundinnen in ein interessantes Gespräch eingelassen hatte. Veronika, von den edeln Gedanken des Geistlichen angezogen, konnte doch nicht lassen, auf die Verlegenheit der guten Alten zu achten, die bei aller Drolligkeit verständig genug war, die muthwillige Freundlichkeit der Gräfin richtig zu verstehen. Ja, solche Personen, die im Gefühl ihrer Unterordnung sich nicht zu helfen wissen und wagen, empfinden oft eine üble Behandlung nur desto tiefer. Und Elisabeth war bereits bis zu aufsteigenden Thränen verletzt, als

Veronika sich leise erhob, sie unterm Arm faßte und mit den freundlichen Worten wegführte: Kommen Sie, meine Liebe, ich will Ihnen einmal zeigen, wie schicklich — der Garten angelegt ist.

Die Gräfin, schon in Verlegenheit über die Stille der Andern zu ihren Scherzen, ließ sich nun über die weggegangene Veronika aus. Nach mehren heftigen Aeußerungen sagte sie lächelnd:

Wo haben Sie denn nur die gute Acquisition von Gouvernante gemacht, Herr Baron Schleifras? Ich gratulire Ihrer Tochter, liebe Baronin! Wie wohl haben Sie gethan, ein so feines Lineal mit auf die Reise zu nehmen!

Sie haben Recht! Gräfin, versetzte Alide. Ich habe mir auch nichts Besseres erwartet, als Mademoiselle mitgenommen werden mußte, und in der That ist mir für meine Voraussicht ein leidiger Triumph geworden. Vergeben Sie mir ihn, theure Gräfin.

Aller Augen wendeten sich bei dieser Erklä-

rung auf den Baron Guſtav, der auch die Unvorſichtigkeit ſeiner Gemahlin lebhaft empfand. Im raſchen Unmuth verſetzte er: Ich glaube gar, meine ſchöne Gräfin, Sie tadeln unſere gute Veronika? Gerade, wo ſie mich ſo angenehm überraſcht hat. Sie wiſſen doch, bei einer Erzieherin pflegt man nur auf Geiſt und Herz, auf ſolide Kenntniſſe und edles Weſen zu ſehen; die eigentlich feinen Formen lernt eine junge Dame doch nur in der Welt, im Umgang mit — wie unſere Tochter eben das Glück hat. So mehr finde ich mich überraſcht, daß die bürgerliche Gouvernante ſo viel guten Geſchmack beſitzt und ſich für — das Alte intereſſirt, das man jetzt ſo hervorſucht, den Geſchmack für Sachen à la vieille, à la grand'-mère. Bitte, meine gnädige Gräfin, laſſen Sie die gute Alte heute für Roccoco gelten, für eine Figur von Porzellan, womit Sie ja ſonſt ſo ſchonend umzugehen wiſſen!

Eben kam ein Bedienter des Hauses heran und stellte der Gräfin einen Brief zu. Bei der Ueberschrift erschrak sie und um den Eindruck zu verbergen, stand sie auf und entfernte sich mit einer anmuthigen Verneigung, als ob der Brief einer schnellen Antwort bedürfe.

Das Geheimnißvolle, das hinter ihr zurückblieb, war von der Art, daß man es lieber unberührt ließ und Alle sich beeiferten, es mit einem muntern Gespräche zu überstreuen. Pater Joseph hatte sich unbemerkt aus der Gesellschaft verloren und sein Diener folgte ihm ins Haus, wo er, wie es schien, auf das Benehmen der Gräfin instruirt ward. Denn als diese bald wieder mit heiterer Miene und leichtem Vorgeben hinsichtlich des Briefes zur Gesellschaft zurückgekehrt war, zeigte sich auch der schielende Beobachter in der Nähe und ließ die Gräfin nicht aus dem Auge.

Inzwischen stahl sich Pater Joseph über den

ſtillen Corridor des Hauſes nach Anna's Zimmer, öffnete es mit ſeinem Nachſchlüſſel und — da er auch zu den verſchloſſenen Behältern der Gaſtzimmer ſolche zweite Schlüſſel beſaß, ſo fand er richtig im Mahagoni-Schreibtiſche der Gräfin den verwahrten Brief, der alſo lautete:

„Unvergeßliche Anna!

Ich bin in Ihrer nächſten Nähe. Erſchrecken Sie nicht bei den Zügen meiner Schrift, die hoffentlich nichts von der Verzweiflung ausdrücken, die Ihnen zuletzt in den Zügen meines Geſichtes ſo misfällig war. Das iſt vorbei, überwunden. Damals hatten Sie meine Seele zu Grunde gerichtet, ohne mir Treue zu halten und ohne mich des Preiſes für meinen Glaubensverrath froh werden zu laſſen, Ihres Beſitzes. Es iſt vorbei! Ich habe mich wieder gefunden, meine Heiligthümer wieder gewonnen. Somit ſei auch Ihnen vergeben! Sie ſehen, ich bin ruhig, denn ich weiß, was ich will. Eins

nur kann ich mir nicht versagen; ich verlange, ich lechze darnach, ich muß, ehe ich meinem Vaterland den Rücken kehre, noch einmal Ihre Hand küssen und mir ein kleines lebloses Andenken ausbitten, etwas, was Sie getragen haben in den Tagen meiner süßen Thorheit. Sie sehen, etwas von dieser Thorheit habe ich noch immer an mir. Auf Ehre und Seligkeit! nichts weiter treibt mich hierher. Ich sehe, ich suche Sie dann nie wieder. Nur fünf Minuten Wiedersehen ohne Vorwürfe, Abschied ohne Abrechnung. Wahrlich! Nach sieben Uhr komme ich durch die hintere Thüre in den Garten, oder erwarte Sie außerhalb unterm Birnbaum am Wiesenpfade nach dem Dorf. Fünf Minuten — nicht länger! An der Thüre erwarte ich Ihren Wink, einzutreten oder außerhalb zu harren. Hängen Sie alsbald Ihre Handquehle ins Fenster, als Zeichen Ihrer Zusage. Außerdem bliebe mir nichts übrig, als mich beim

Baron Anton einzuführen und Sie zu sprechen, was es auch koste. Ohne Handkuß und Andenken scheide ich einmal nicht. Also um sieben Uhr!

Edmund.

N. S. Aengstigen Sie sich nicht darüber, wie ich Ihre jetzige Einsamkeit erfahren. Ihr Besuch wurde dem Baron Anton nach München gemeldet und aus diesem Briefe weiß ich von Ihnen. Ich verfolge Sie nicht, schöne Anna!

Edmund."

Da lag der Brief wieder, wie er vorher gelegen. Das Schloß des Schreibtisches knackte zu. Sieh, da hing auch die Quehle im Fenster! Zwischen ihr und der Thüre schwankte Pater Joseph, ob er etwa das Tuch wegnehmen und so den Feind ins Haus locken sollte. Aber der Ungeduldige hatte wol aus der Ferne das Signal schon gesehen und — die Gräfin durfte ja eben nicht sehen, daß Jemand im Zimmer ge-

wesen. „Um sieben Uhr?“ Fatal! Da war gerade auch die Betstunde! Konnte sie nicht ausgesetzt werden? Aber sollte der Pater die Stunde aussetzen und sich doch ohne Geschäft im Haus und Garten zeigen? Oder sollte er den Baron Anton ins Vertrauen ziehen? Aber — durfte er gestehen, daß er Zimmer und Mobilien öffnen konnte?

Pater Joseph fühlte sich wie in einer Schlinge gefangen. Er hatte sich eines Geheimnisses bemächtigt, ohne es ganz bewältigen zu können. Er schlich ärgerlich, unentschlossen aus dem Gemach.

Der Gräfin lag Alles daran, Edmund nicht zu einem Besuch im Hause kommen zu lassen und ihn überhaupt zu keiner verwegenen Unternehmung zu reizen. Aus dieser Angst hatte sie das verlangte Zeichen mit dem Handtuche schnell gegeben und bekämpfte nun mit derselben Angst die andere — Edmund wirklich zu sehen. Denn

die kurzen eilenden Sätze seines Briefes schienen ihr doch nur flüchtige Verräther einer verleugneten bösen Absicht. In dieser Klemme wußte sie sich aber nicht anders zu helfen, als daß sie sich am Ende selbst zu überzeugen suchte, der verzweifelte Mensch könne doch wol im Garten, oder — wenn es zu bedenklich war, ihn da zu sprechen — vor demselben, auf dem offenen Pfade zum Dorf, nichts Tollkühnes unternehmen. Was sollte es denn auch sein? Ihr ein Leid zufügen? Dazu kannte sie ihn als zu sanftmüthigen Schwärmer. Am Ende war der ganze Besuch weiter nichts, als Eine der schwärmerischen Grillen, die sie von ihm gewohnt war und die man so schnell wie möglich vertreiben mußte.

Mit dieser Beruhigung und mit einiger Heiterkeit in der Miene war sie zur Gesellschaft zurückgekehrt. Nun besann sie sich aber, daß zu selber Stunde, in der sie nun Edmund zu er-

warten hatte, auch die Zusammenkunft mit dem Baron verabredet war. Da fiel ihr Veronika's Beleidigung und die spöttische Schutzrede des Barons ein, die ihr zur Abwehr oder Ausflucht dienen konnten. Während sie noch so in Ueberlegung saß, indeß die Andern im Gespräche umherwandelten, tippte ein leiser Finger auf ihre Schulter und erschreckte sie. Es war der Baron Gustav. Hab' ich Sie beleidigt, theure Gräfin? fragte er. Gilt mir diese finstere Miene?

O nicht doch! antwortete sie wegwerfend. Es gibt doch wichtigere Dinge in der Welt, Herr Baron.

In der Welt — gewiß! flüsterte er; für mich aber gibt es nichts Wichtigeres, als das Geheimniß, das Sie mir offenbaren wollen. Also um sieben Uhr?

Nein, Herr Baron! antwortete sie fest. Für heute haben Sie diese Offenbarung durch Ihr

Betragen verwirkt. Ich will zusehen, bis wann Sie genügende Buße gethan haben, um einer Offenbarung gewürdigt zu werden.

Bis wann? Nein, diese Ungewißheit ertrage ich nicht! rief er. Ich lasse die Sonne nicht untergehen über Ihren Groll, ohne ihn zu versöhnen. Wissen Sie, die Sonne thut das jetzt um acht Uhr und von sieben Uhr an weiche ich nicht mehr von Ihrer Ferse! Schritt vor Schritt, als ein Büßender, hänge ich mich an Sie. Wahrlich! Heute noch muß ich erfahren, was mich retten und beseligen soll. Heute noch müssen Sie mir das Tabernakel Ihrer Geheimnisse aufthun, Sie — Priesterin der freien Liebe! Beim Himmel, Gräfin!

Sie bedachte sich einen Augenblick, dann sagte sie ärgerlich:

Lassen Sie das Flüstern über meine Schultern! Wie ungeschickt! Was soll man davon

denken? Kommen Sie dann zum Pavillon, aber — Schlag sieben Uhr. Sie sollen in Gottes Namen finden — was Sie verdienen.

Die Unruhe Derer, die vom Geheimniß dieser Stunde berührt waren, ging bald auch auf die Andern über und setzte die ganze häusliche Gesellschaft auf den Nachmittag in eine unbehagliche Spannung. Am ehesten frei davon hielt sich noch die Gemahlin des Barons Anton. An sich schon sehr gelassen von Gemüthsart, erhielt sie auch noch einige Modejournale und verschiedene Briefe von Freundinnen mit höchst anziehenden Nachrichten, die ihre ganze Theilnahme gewannen. Freundinnen in Ems hatten nämlich interessante Bekanntschaften junger Herren und einige Landpartien auf Eseln gemacht; von einer andern Seite wurde ein prächtiges Tanzfrühstück gemeldet, das der Prinz Georg

auf seiner Fasanerie gegeben; überdies war eine Nichte aus einer kleinen Residenz zurückgekehrt und hatte auf einem Hofball sehr gefallen und viel getanzt. Auch dort war Taffet à la vieille und der mantelet changeant das Neuste, Taschentücher waren jetzt der Stempel seiner Toilette, reich mit alten guten Spitzen besetzt und Wappen oder Namenszug darauf mit Aufwand ausgeführt. Die Baronin theilte das Alles lebhaft mit und war sehr aufgeregt und liebenswürdig. Nach und nach fanden sich wieder die befreundeten Gäste zum Thee und Abendstündchen ein. Die Unterhaltung wurde lebhaft, nur Baron Gustav nahm wenig Antheil daran. Er saß unruhig und nachdenklich. Die Erwartung quälte ihn und mit dem brausenden Theewasser, das gebracht wurde, drohte seine Ungeduld überzulaufen. Dazwischen fielen ihm einige Mal die Worte der Gräfin ein: „Sie sollen finden, was Sie verdienen" und machten ihn bedenk-

lich. Sie waren ihm so ärgerlich hingeworfen worden; sollte es eine Drohung sein, ein Possen, oder war es eine Koketterie?

Wie die Gräfin nach ihrer ersten Tasse leise wegging, stand Gustav unwillkürlich auf. In diesem Augenblick machte sich auch Veronika zu thun und verließ den Tisch. Er setzte sich erschrocken wieder fest.

Wem wären nicht schon in aufgeregten Augenblicken, in Momenten innerlichen Kampfes, die wunderbarsten Empfindungen durch die Seele geblitzt und rettende Gedanken auf unerklärliche Weise aufgestiegen?

Etwas der Art begegnete jetzt unserm Baron Gustav. Wie sich Veronika erhob und vor seinen Augen verschwand, rief es in seinem Innern: Dein guter Geist verläßt dich! Dieser wunderliche Gedanke, diese unerwartete Vorstellung verwirrten ihn. Er war plötzlich über seinen innern Zustand klar und der Gedanke

ſtand ihm wie vor die Augen geſchrieben: Dich treibts nach der Gräfin, nicht nach ihrem Geheimniß! Er fühlte ſich beſchämt und doch nicht geneigt, das lockende Geheimniß aufzugeben.

Darüber ſchlug es ſieben Uhr und das Zeichen zum Betſtündchen ward laut. Sie erwartet dich, dachte er. Wie? Ich ſollte mir nicht trauen, mit ihr allein zu ſein? Nein, nein, ich will wenigſtens wiſſen, was ich verdiene, weſſen ſie mich werth hält!

Hiermit erhob er ſich hinter der aufgeſtandenen Geſellſchaft und eilte nach der Gegend des Pavillons.

Welch' ein Schalk, welch' ein arger Heuchler kann das menſchliche Herz ſein, wenn es ſich auf einem Irrwege ertappt?

Jetzt lag der Pavillon vor ihm auf einem graſigen Hügel und von dem ebenfalls über einen Hügel laufenden Fußpfad nach der Gartenthüre

durch eine ſchmale, mit kurzem Gebüſch bewachſene Tiefe abgeſperrt. Noch einmal blieb er ſtehen, ſein Herz klopfte. Er legte die Hand auf das pochende Herz und ſagte laut: Auf meine Ehre, ich will nichts, als ihr und mir zeigen, daß ich ein Mann bin! Dann eilte er zwiſchen den blühenden Stauden nach der Seite des Eingangs. Die Thüre war angelehnt und wie er in die Dämmerung hineinſchielte, ſtand am geſchloſſenen Ladenfenſter eine weibliche Geſtalt und blickte durch das aufgezogene Gitter hinaus nach dem Pfad zur Gartenthüre. Er ſchlich hinein, ſie zu überraſchen. Allein mit dem einfallenden Tageslichte wendete ſich die Geſtalt und vor ihm ſtand Veronika, erſchrocken vor dem Erſchreckenden. Kaum konnte er in eigner Ueberraſchung die Frage vorbringen: Sie, Veronika, ſind es? Wie?

Haſtig und geſpannt erwiderte die Freundin: Hat die Gräfin Sie hierher beſtellt, Herr Baron?

Ja! Sie wollte mir — allerdings, ich sollte nämlich — war die Antwort, die aber Veronika mit dem Ausruf: O mein Gott! unterbrach, womit sie nach der Thüre eilte.

Gustav hielt sie auf. Bleiben Sie einen Augenblick, beste Veronika! sagte er, öffnete, sie zu beruhigen, die halb offene Thüre ganz und führte die Freundin nach dem Sopha. Die Aeußerung der Gräfin fiel ihm wieder ein, „Sie sollen finden, was Sie verdienen." Beschämt, mit niedergeschlagenem Blick und ohne inne zu werden, mit welch' schmerzlichen Empfindungen die Freundin zu kämpfen hatte, sagte er:

Verständigen wir uns, liebe Veronika! Soll uns das ein Possen der Gräfin sein? Wissen Sie, Veronika, sie grollt Ihnen von Ihrer vorhinnigen Zurechtweisung, und auch mir, denn ich habe ihr darüber Empfindliches gesagt. Ich habe mich Ihrer angenommen, beste Veronika!

Haben Sie das? versetzte sie und drückte

seine Hand, denn mehr konnte sie nicht vorbringen.

Die Gräfin hat Ihnen also, hat Sie wirklich hierher bestellt? fragte er.

Selbst hergeführt, erklärte Veronika, nachdem sie mich hatte bitten lassen, ihr vom Thee in den Garten zu folgen. Sie sprach zerstreut von einer wichtigen Angelegenheit, die sie mir mitzutheilen habe, hieß mich hier verweilen, still und versteckt und wollte nur einige vergessene Briefe holen. Aber ich sah sie nach der Gartenthüre gehen und sie ist auch noch nicht wieder zurück.

Veronika konnte diese Erklärung nur stockend vorbringen; Schmerz zitterte um ihre blassen Lippen, ihr Auge kämpfte mit Thränen. Gustav, bei diesem Anblick erschüttert, rief gerührt aus:

O mein Gott, was ist es denn, Veronika? Sprechen Sie doch, Worte, nicht Tropfen des Leids! Hab' ich denn Ihr Vertrauen ver-

loren? Sind wir die herzlichsten Freunde nicht mehr, wie daheim?

Aber, wie wäre der schmerzliche Aufruhr in Veronika's Herz klar zu machen? Die widersprechendsten Gedanken und Empfindungen durchkreuzten sich in ihr und das Leidigste war gar nicht auszusprechen. Die Schenkwirthin vom letzten Heller fiel ihr lebhafter wieder ein und sie fand in diesem Possen der Gräfin einen ähnlichen Argwohn ausgesprochen. Sie begriff nicht, welchen Anlaß sie der Gräfin zu solchen Voraussetzungen gegeben; es kränkte sie, daß man so wenig Achtung vor ihr habe. Und immer waren es die Unwürdigsten ihres Geschlechtes, die das tiefste Geheimniß ihres Herzens errieten und entweihten. Diese und — wer weiß welche Vorstellungen all', bestürmten sie auf das schmerzlichste. Sie kannte die Verlegenheit der Gräfin nicht, um den Sinn dieses Scherzes, mit welchem die Dame sich nur aus ihrer

Klemme zu ziehen ſuchte, weniger bezüglich und kränkend aufzunehmen.

Alle dieſe Empfindungen drängten ſich in wenig Augenblicke zuſammen, während deren der Baron die Frage wiederholte:

Hab' ich Ihr Vertrauen verloren, theure Freundin?

Wenn Ihnen mein Vertrauen etwas gilt, antwortete ſie, ſo ſehen Sie ſich gegen die Gräfin vor! Sie iſt ein Werkzeug der Jeſuiten. Die Geheimeräthin kann Ihnen Beſtimmteres darüber mittheilen.

Guſtav blickte auf, wie Jemand, der ſich in ſeinen leidenſchaftlichen Vermuthungen plötzlich beſtätigt findet. Ja, rief er lebhaft aus, ſo iſt es! O ich wußte es und war ein Thor. Es iſt aber auch ein Haus voller Tollheiten. Haben Sie Dank, liebe, theure Veronika! Aber nun auch fort aus dieſem träumeriſchen Revier! Hier verirren wir uns, verlieren einander. Meine

Frau iſt umgewandelt, heiter und vergnügt, ich weiß nicht durch welchen Zauber; aber ſie iſt mir fremd, ihre Seele iſt mir entwendet und andern Dingen zugekehrt. Ich ſelbſt, ja, ich taumelte ſchon in dickſte Thorheit hinein. Sie, Veronika, kamen noch recht mit Ihrer Warnung. Ach daß ein ſuchendes Herz ſo leicht irregeht! Veronika! Laſſen Sie mich an Ihnen halten! Eine Bitte, theure Freundin! Die Gräfin beſtellte mich mit den Worten hierher, ich ſollte hier finden, was ich verdiene. Laſſen Sie den Poſſen der Thörin zu einer Prophezeiung werden, laſſen Sie mich Ihrer werth ſein, Ihr edles Herz verdienen!

Mit dieſen Worten beugte er ſich auf ihre Hand und kniete nieder. Mein Gott, lieber Freund! wehrte ſie ab, wollen Sie mich kränken?

Laſſen Sie mich ſo, meine Freundin! flehte er. Es ſteht mir wohl an, mich vor Ihnen zu demüthigen. Ich habe eine ſchwere Schuld an

unſerer Freundſchaft zu verbüßen. O bleiben Sie ruhig, theuerſte Veronika, ich ſage nichts, was Sie verletze. Gern möchte ich in dieſem frohen, dankbaren Augenblick mein Herz reden laſſen, allein mir fällt ein, mit welchen kindiſchen Erwartungen ich hierher gekommen bin, und ich ſchweige beſchämt. Eine Offenbarung iſt mir doch hier geworden, und ich bewahre ſie als theuerſtes Geheimniß in meinem Herzen!

Veronika lächelte verlegen zu ihm nieder, Hand in Hand, Blick in Blick. Eine Stille entſtand, die Abendſonne fiel ſchräg durch den aufgezogenen Laden herein, im ferneren Gebüſche ſchlug der Kuckuk eine lange Reihe prophetiſcher Töne.

Zurück, zurück! rief im Garten die Stimme der Gräfin. Sie ſind nicht allein gekommen, Edmund, Sie haben mich hintergangen. Ich will nun nichts mit Ihnen! Flieh', ehe man Dich hier trifft.

Und eine ſanfte, männliche Stimme verſetzte darauf:

Ich beſchwöre Sie, Anna! Es iſt ja nur mein Bedienter, mein Franz! Sehen Sie doch hin! Er trägt ein Käſtchen und etwas darin, womit ich Ihr Andenken eintauſchen will. Nur fünf ruhige, vernünftige Minuten! Gehen Sie nicht weiter, oder ich folge Ihnen ins Haus und bete mit dem Abbate eine Litanei eurer —

Guſtav und Veronika waren an das Fenſter getreten, wo ſie durch das Ladengitter, ohne ſelbſt bemerkt zu werden, über das abſinkende Buſchwerk hinweg auf den höher gelegenen Weg zur Gartenthüre blicken konnten. Sie ſahen vor der Gräfin ſtehend einen ſchlanken, blaſſen jungen Mann, in welchem Veronika, der Beſchreibung des Pfarrers nach, deſſen geheimnißvollen Gaſt zu erkennen glaubte.

Machen Sie's kurz, Edmund! unterbrach die Gräfin die letzte drohende Aeußerung des jungen

Mannes, sie selbst in einer Unruhe, die Alles umher vergessen zu haben, und doch auch von allen Seiten einen Zeugen des Auftritts zu befürchten schien. Ich habe des Leidenschaftlichen genug von Ihnen zu dulden gehabt.

O still, Anna! rief der Fremde, indem er mit dem Zeigefinger drohend, der Gräfin mit schmerzlichem Vorwurf in die Augen blickte. Dann umgewendet, winkte er nach der Gartenthüre und ein schlicht gekleideter derber Bursche eilte mit einem Kästchen herbei, überreichte es und stellte sich dann dicht hinter die Gräfin.

Sehen Sie hier, meine liebe Gräfin! sagte Edmund mit bebender Stimme und einem Blick auf den Diener. In diesem Moment umfaßte der kräftige Bursche von hinten die Gräfin so fest, daß sie sich nicht regen konnte. Das Kästchen fiel zu Boden; eine große Scheere glänzte in Edmund's gehobener Rechten, mit der Linken griff er hart in den prachtvollen Haarschmuck

der Gräfin, der alsbald sich aus seinen künstlichen Schleifen löste und den nun dicht am Kopf abzuschneiden, die scharfe Scheere mit aller Hast und Anstrengung nagte.

Beim ersten, unwillkürlichen Aufschrei der Gräfin wendete sich Baron Gustav zur Hülfe nach der offenen Thüre. Veronika suchte aus unbestimmter Angst ihn zurück zu halten; er erklärte aber ruhig, daß er es ihrem Geschlecht schuldig sei, ihr beizuspringen, und eilte hinaus. Wegen des dichten Buschwerkes gerade nach der Seite der Gräfin mußte er links herum über den Rasenplatz laufen. Bis er den Umweg um das Gebüsch machte, entwichen eben die beiden Fremden und schlugen hinter sich die Gartenthüre zu. Die Gräfin lag auf dem Boden, ohnmächtig von der Anstrengung, sich zu wehren, und zugleich von der Angst, zu schweigen oder zu schreien. Scheere und Kästchen lagen neben ihr mit einem Brief.

Veronika war dem Freunde nachgeeilt. Beide legten Hand an die Bewußtlose, sie zu erwecken und aufzurichten.

Sie erwachte von der zweifachen Berührung, faßte nach ihrem Scheitel, stieß einen verzweifelten Laut aus und eilte, mit einem Blicke des Hasses auf das verlegene Paar, dem Schlosse zu. Den Nachblickenden zum Schreck stürzte aus dem nächsten Gebüsche Pater Joseph's Diener hervor, blaß und höchst befangen. Ich hörte hier Lärm! stotterte er und hob rasch den Brief nebst Kästchen und Scheere auf. Erlauben Sie, ich will es der gnädigen Gräfin nachbringen, sagte er und eilte fort.

Gustav und Veronika standen noch in Ueberlegung, ob sie sich im Schloß als Mitwissende des Vorfalls benehmen sollten oder nicht, als der Pfarrer Kindlinger durch die Gartenthüre herbeikam. Nicht wahr, Jungfrau Veronika, rief er ihnen schon von fern zu, ich habe mir

ein Unglück erwartet? Gott Lob, daß es nichts Schlimmeres ist! Dort reitet er eben davon, der Engel in Menschengestalt, der den wunderthätigen Zopf geholt hat. Er wird mehr gebraucht werden sollen. Es gibt ja heutigen Tags so viel arme Seelen, die tief genug drin stecken, daß ihnen ohne Wunder nicht herauszuhelfen ist.

Aber — woher wissen Sie denn, mein Freund, was eben hier geschehen? fragte Veronika.

Hier im Briefe stehts, den mir der junge Herr zurückgelassen, nebst einer Börse mit Gold zu milden Spenden für Nothleidende. Es ist wirklich der Herr Baron, von dem das Wunder seiner Bekehrung in öffentlichen Blättern mit indiscreter Andeutung seines Namens gemeldet worden. Und gerade dies scheint ihn zur Verzweiflung und Besinnung gebracht zu haben, zumal er sich auch in seiner ehrlichen Liebe und Leidenschaft von der Gräfin am Ende nur verlockt, aber nicht erhört fand. Sein Brief ent-

hält nur flüchtige, verworrene Andeutungen darüber. Er will aber die wahre Geschichte seines Uebertritts publiciren und das Haar des Engels als Reliquie bewahren. Der junge Herr mag wol besonders in diesen Schmuck, in das Gefieder des Lockvogels, vernarrt gewesen sein; so haben sie denn ihr Wunderhistörchen in den reizenden Zopf eingeflochten, oder vielmehr den Zopf in das Geschichtchen, um bei dem Heil, das sie dem Neubekehrten gegönnt haben, doch auch ihren eigenen kleinen Spaß zu finden. Ja, das sind Spaßvögel, sage ich Ihnen, diese neuen Jesuiten, so gut, wie die alten!

Sie scheinen aber ins Schloß zu wollen, Herr Pfarrer? äußerte der Baron.

Ja wol! antwortete er. Der junge Herr hat mir diesen zweiten verschlossenen Brief sehr empfohlen, daß ihn ja der Freiherr Anton zu eigener Hand richtig erhalte. Er scheint den Ränken und heuchlerischen Künsten der schönen

Gräfin und ihres Oheims nicht zu trauen und darum sein Wagniß bei den Andern ins rechte Licht setzen zu wollen. So will ich denn, aus Dankbarkeit für das Armengeschenk, den Briefträger selbst machen, um meiner Sache ganz sicher zu sein.

Die Verlegenheit und das Unbehagen, die der ärgerliche Vorfall im Schloß erregte, lassen sich denken. Die Gräfin war mit bedecktem Kopf auf ihr Zimmer geeilt und verließ es nicht mehr. Der Abbate traf Anstalten zur Abreise. Beide verbaten sich jeden Schritt zur Verfolgung des tollkühnen Edmund und nachdem Freiherr Anton den empfangenen Brief vertraulich mit Pater Joseph gelesen, gaben auch sie jeden solchen Gedanken auf. Pater Joseph war sehr ärgerlich. Hab' ichs nicht gleich gesagt, flüsterte er dem Freiherrn zu, daß man die Nebensache

— ich möchte faſt ſagen — die Kinderei mit dem Zopfe, wenigſtens für Deutſchland, hätte weglaſſen ſollen? Dieſe Verwegenheit Edmund's verwundert mich nicht; aber den pfiffigen Gedanken mit dem Zopfabſchneiden hätte ich ihm nicht zugetraut; er braucht dieſelbe Schlinge, in der er gefangen worden iſt, gegen Diejenigen, welche —

Wie ſo, Kaplan? fragte Anton.

Wie ſo? Er tritt nun wieder zum Proteſtantismus zurück und macht die Geſchichte bekannt. Wenn er ſich einer witzigen Feder anvertraut — was wird man ſagen? Es wird etwa lauten: Der bezeichnete junge Baron ſei allerdings mit dem Zopfe eines wahren Engels von verführeriſchem Weibsbilde dem proteſtantiſchen Boden entheben worden, aber in ſeinem Glauben ſo ſchwer geweſen, daß der Zopf darüber abgeriſſen und in ſeinen Händen geblieben ſei; er ſelbſt ſtehe nun wieder auf dem alten Fleck, da

oder dort könne man das schöne Haar sehen. Oder Edmund reist umher und zeigt es den Schadenfrohen in Natur vor.

Schwerlich wird man die Geschichte mit so guter Laune behandeln, meinte der Baron. Man wird eifern, schimpfen, schmähen!

Das wäre noch das Beste, erklärte der Kaplan, dabei verlieren wir am wenigsten.

Baron Anton wollte sich gar nicht zufrieden geben. Er ängstigte sich über eine Veröffentlichung der fatalen Geschichte und Pater Joseph hatte die halbe Nacht Briefe nach allen Orten und Enden zu schreiben, um Alles in Bewegung zu setzen, was den Scandal möglicher Weise verhindern oder vertuschen möchte. Beim Abendtische ging es daher auch Anfangs einsylbig zu. Man war froh, daß Baron Gustav von dem Vorfalle nichts zu wissen schien und that, als ob er nichts wisse. Dieser selbst fühlte, daß es nun selbst der häuslichen Verstimmung

wegen Zeit sei, abzureisen, und erklärte seinen Entschluß bei Tische. Der Familie kam es aber, ihrer Absichten auf Fräulein Angelika wegen, sehr unerwünscht. Baron Emil flehte noch um einige Tage, und da Gustav es abschlug, verlangte die Baronin-Mutter von Alliden wenigstens noch einen Tag.

Ihr dürft jedenfalls vor Nachmittag nicht weg; mit dem letzten Schiffe kömmt man noch zeitig genug in Köln an, entschied endlich Freiherr Anton, und da Gustav nichts einwendete, fuhr er fort:

Es thut mir recht leid, daß nun doch aus der kleinen Ueberraschung, die wir euch zugedacht hatten, nichts werden kann. Wir bereiten nämlich eine dramatische Vorstellung vor, die wir gern noch zu Stande gebracht hätten, obschon sie für spätere Gelegenheit bestimmt war. Wir wollen hier in derlei Bestrebungen höherer Kreise nicht zurückbleiben, mein Freund. Im

Gegentheil versuchen wir uns mit dem Kühnsten, indem wir das älteste und herrlichste Gedicht der gläubigen Welt zur Darstellung bringen. Ich meine — Hiob. Es ist zwar kein Drama, nein, aber der Dialog liegt in diesem erzählenden Lehrgedichte ganz nahe und Pater Joseph hat ihn mit Geschicklichkeit herausgehoben, hat die Erzählung in Handlung versetzt. Gestehe mir nur, Gustav, daß es ein köstlicher Gedanke von mir ist! Schon die großartige Scenerie in ihrer einfachen, orientalischen Färbung und nun aus diesem grauen Hintergrunde der Zeiten und der Menschheit diese Klagen und Zweifel, Vorwürfe und Belehrungen, als ob sie für unsere Gegenwart gedacht und beigebracht wären. Welche Erschütterung für die Zuschauer, unsere modernsten Zweifel an Gott und Unsterblichkeit schon aus dem fernsten Alterthume zu vernehmen, als ob Hegel schon vor Hiob gewesen. Es war uns hauptsächlich noch um den

Anzug Hiob's zu thun. Endlich habe ich mir einen Tricot ausgedacht, auf welchem die ganze Krankheit des unglücklichen Mannes gemalt sein soll. Wir haben auch einen frommen Pinsel dafür gewonnen. An passender Musik dazu solls nicht fehlen Das Aechzen und die Klagen Hiob's sind ein charmanter Stoff für Instrumentalbegleitung.

Schade, daß das Stück lauter Männerrollen hat, lächelte Gustav.

Nicht doch! versetzte Anton. Wir lassen die Frau Hiob nicht weg. Ihre Rolle ist freilich klein und undankbar, sie macht ihrem Mann heftige Vorwürfe —

Nun ja! fiel der Geheimerath mit einem Seitenblick auf seine Gemahlin ein, sie hat auch einen kränklichen Mann, der fromm ist!

Aber weißt Du, Gustav, fiel Anton rasch ein, daß uns die Sache doch auch viel Ueberlegung gemacht hat? Am Ende des heiligen

Gedichtes erſcheint doch Gott ſelbſt in einem Wetter und rechtfertiget ſeine Weltregierung vor Hiob und den Freunden. Aber, Du wirſt einſehen, mein Freund, das ging doch nicht in der heutigen Darſtellung! Wir haben doch nun das monarchiſche Princip; das alte proprio motu der Gottheit wäre gar leicht misverſtanden worden. Unſere Liberalen, unſere Unzufriedenen, alle die Schreier nach Conſtitution und Reichsſtänden deuteln, verdrehen, exemplificiren Alles. Gott in ſeiner überfließenden Gnade kann wol ſo 'was; er hat einmal die günſtige Stellung, daß er auch bei der freieſten Verfaſſung, die er der Welt gäbe, doch Alles in der Hand behielte. Aber auch ſchon an ſich, mein Freund! Wir habens wohl überlegt; ſollten wir uns Hiob als einen gemeinen, bürgerlichen Mann denken, ſo hätten wir das lebende Beiſpiel eines modernen Liberalen vor uns, welcher Nachweis über die Regierung ſogar des Weltalls erhält. Ein Anderes

wäre es freilich gewesen, wenn wir Hiob — was gewiß auch das Entsprechendste sein möchte — als einen Dynasten, als alttestamentarischen Baron geltend gemacht hätten. Ja dann! Kurz, mein Freund, wir sind über den Schluß des Stücks noch immer nicht ganz im Reinen, denn wir möchten dem Himmel und dem Gedicht auch nicht gern zu kurz thun.

Der Freiherr Anton war seelenvergnügt, noch auf das glückliche Thema gekommen zu sein, mit dem man sich über die Verlegenheit des Abends hinausschleppte.

Als Gustav mit den Seinigen und der Geheimerath mit Mathilden gute Nacht gewünscht hatten, fand noch eine Berathung im engern Kreise statt, in Folge welcher Pater Joseph beauftragt wurde, wegen einer Heirath zwischen Emil und Angelika mit der Baronin Alide vorläufige Unterhandlung anzuknüpfen. Der kluge Priester sollte durch seine Geschicklichkeit gut

machen, was man unter den Umſtänden ungern ſo ſehr übereilen mußte.

Am folgenden Morgen, nach der Frühmeſſe, ließ ſich Pater Joſeph bei der Baronin Alide anmelden. Er fand ſie auf dem Sopha ruhend und mit dem in himmelblauen Saffian gebundenen Andachtsbuche beſchäftigt, das von ihm verfaßt und ihr zum Andenken verehrt war. Er mußte Platz an ihrer Seite nehmen. Mit der ihm eigenen Salbung beklagte er ihre ſo unerwartet frühe Abreiſe und fügte hinzu:

Von mir ſelbſt und Dem, was ich dabei verliere, darf die Rede nicht ſein, da ich im Auftrage der Familie komme, für die ich mich jeden Augenblick aufzuopfern bereit bin. Sie ſehen mich befangen, meine fromme und liebenswürdige Freundin; ich ſoll Ihnen die innigſte, zärtlichſte

Angelegenheit dieſes ausgezeichneten Hauſes darlegen. Ich ſetze voraus, Sie fühlen ſelbſt lebhafter, als ich es auszudrücken vermöchte, wie vielfach theuer Sie der Familie geworden ſind. Zunächſt war es ein Einverſtändniß höherer Art, in welchem unſere gnädige Baronin-Mutter ſich mit Ihnen gleich in der erſten Stunde über die heiligſten Angelegenheiten des Lebens befreundete und ſeit Ihrer Rückkehr zu unſerer Kirche für immer verbunden ſieht. Was geht über ſolche Erhebungen, zumal in den Jahren unſerer gnädigen Hofmarſchallin, da unſere Seele in ihrer abwelkenden Hülſe dem Ewigen mit Macht zureift! Sodann ſahen Sie, meine ſchöne gnädige Frau, ſich durch Geſchmack und Anſprüche an das Leben eben ſo lebhaft zu unſerer ſanften und lebensfrohen Baronin Anton hingezogen. Es war ein Gegenſtand unſerer Bewunderung, wie Sie uns im Mittelpunkt zwei ſo verſchiedener Richtungen, gleich berechtigt und doch mit

ſich ſelbſt in Eintracht, erſchienen. Das iſt nur den ſeltenſten Seelen ſo verliehen! Von der Huldigung unſerer Männer will ich gar nicht reden, ich möchte darin nicht zurückſtehen und müßte es am Ende doch neben dieſen vornehmen, weltlichen Perſonen. Nun aber fragten wir uns geſtern Abend ſchmerzlich, ob denn Ihr ſo beglückender, als kurzer Beſuch nur eine flüchtige Erſcheinung bedeuten ſolle?

O gewiß nicht, mein theurer Freund, rief Alide. Es ſei vielmehr der raſch geknüpfte Anfang einer dauernden Freundſchaft, die für mich ſo ehrend iſt. Wir wollen uns öfter ſehen, uns wechſelsweiſe beſuchen, zuſammen reiſen. Nicht wahr?

Das iſt viel für den Gewinn, den es in ſich trägt, antwortete der Kaplan, und doch nicht genug für das Glück, von dem wir geträumt haben. Ja, wiſſen Sie nur, meine Verehrte, unſer liebenswürdige, gebildete, echt adelige Ba-

ron Emil hat eine Empfindung gefaßt, die ſein richtig ſchlagendes Herz beurkundet. Dies Herz hat dem liebenswürdigen Weſen Ihrer Fräulein Tochter Angelika nicht widerſtehen können. Ich möchte in deutſcher Wortbedeutung — Töchterchen „Engelgleich" ſagen. Er liebt ſie. Sehen Sie, theuerſte Baronin, ſolch' ein Band, wenn wir es zu einer chriſtlichen und adeligen Ehe einſegneten, welche reiche und fromme Zukunft würde es nicht verknüpfen!

Alide ſuchte in Verlegenheit der Wendung des Geſprächs zu entkommen, indem ſie keine tiefere Bedeutung auf die erſten Eindrücke flüchtig ſich begegnender Jugend legte. Allein ſie ſteigerte damit nur die Betheuerungen des Kaplans, der ihr endlich geradezu erklärte, er ſei beauftragt, um Angelika's Hand bei der Mutter zu werben. Baron Emil achte zu ſehr das Gaſtrecht bei dem Bruder, um ohne Zuſtimmung der Mutter ſich dem Herzen der Ge-

liebten noch näher zu ſtellen, als er es bis jetzt verſucht.

Der Pater bemerkte wol die Unruhe und Befangenheit der Baronin, konnte ſich aber keinen Grund derſelben denken. Alide fand nämlich bei dieſem, in ihren Augen ſo ehrenvollen und im Munde des Abgeordneten ſo feierlichen Antrage nichts einzuwenden, als ihren Traum. Dieſer ſchien ihr aber unter den Umſtänden allen guten Schein zu verlieren und ſah ihr nur wie ein ungeſchickter Vorwand aus, der die Familie beleidigen müſſe; während ſie doch ſelbſt von ihrer Zuverſicht auf denſelben nicht ein Titelchen aufgeben konnte. In dieſer Bedrängniß verſuchte ſie es noch, eine Beſprechung mit dem Gemahl vorzuwenden Allein Pater Joſeph überzeugte ſie, daß ſie ſchon um des Glaubens willen ſich einer entſcheidenden Beſtimmung über ihre Tochter nicht begeben dürfe. Es blieb nun der Baronin nichts übrig, als

den geiſtlichen Freund ins Vertrauen zu ziehen. Ich bin in der ſonderbarſten Verlegenheit, ſagte ſie, ich muß den ſo erfreulichen Antrag wenigſtens für jetzt ablehnen und kann meinen Grund dafür nicht geltend machen. Rathen Sie mir, mein Freund! Ihr höherer Sinn weiß gewiß Das zu würdigen, was der Familie vielleicht unbedeutend oder gar lächerlich erſcheinen dürfte. Aber Sie müſſen einen Augenblick den Abgeordneten von ſich thun und mir ſelbſt ein gewiſſenhafter Beichtiger ſein. Ich rechne auf Ihre Verſchwiegenheit! Nun erzählte ſie' ihren Traum mit all' den nachgefolgten Umſtänden, die ſie in ihrem Vorgefühl und Glauben beſtärkt hatten. Muß ich es nun nicht abwarten, fügte ſie hinzu, was der Himmel mit uns vor hat? Könnten Sie ſo, wie ich es allein vermag, mein vor Verirrungen leider nicht bewahrt gebliebenes Leben überſchauen, Sie würden mit mir fühlen, daß ich gewiß am beſten thue, mich dem wal-

tenden Himmel willenlos zu überlaſſen. Es iſt mir manchmal ins Herz gekommen, die Vorſehung möchte wol zur Sühne meiner leichtfertigen Jugend das Kind zum Opfer begehren, wie ſie einſt von Abraham den jungen Iſaak foderte. Und ich lebe des Vertrauens, ſie werde es mit meinem Engelskinde nicht ſchlimmer vorhaben, als mit jenem ſchuldloſen Sohne eines gehorſamen Vaters. Was ſagen Sie, lieber Pater Joſeph? Darf ich nun noch den mir ſonſt ſo erfreulichen Antrag der Familie annehmen? Und wenn nicht, kann ich zur Entſchuldigung vorbringen, was Jenen wahrſcheinlich nur für alltäglichen Traum gilt und mich vielleicht nur lächerlich macht?

Alide hatte das Alles, vor ſich niederblickend und mit ihren Fingern ſpielend, nicht ohne Befangenheit vorgetragen und erhielt keine Antwort. Sie ſah nach dem Kaplan auf und fand ihn nachdenkend und in dieſem Nachdenken in-

nerlich erregt. Er ſtand auf und ſchritt lebhaft im Zimmer hin und wieder. Seine geſpannten Züge, das Aufblitzen ſeines eben unbeherrſchten Auges verriethen einen gepeinigten Zuſtand der Seele. Alide erhob ſich bänglich, trat ihm in den Weg und fragte, was es denn ſei, was ihn denn nur ſo bewege.

Ja, ja! Ihr Traum, gnädige Frau, Ihr Traum! rief er, im Kampfe mit ſeiner Zerſtreuung, bald für ſich, bald zur Baronin ſprechend. Es iſt doch wunderbar! Ei, gewiß! So ſehr, ſehen Sie, ergreifen uns die Angelegenheiten theurer Freunde! Nun ja! Richtig, es geht, es geht! Was ſag' ich? Verzeihen Sie! Meine Lage iſt freilich eigener Art, gnädige Frau; Abgeordneter der Familie und doch wieder Ihr Beichtiger; dort befördern, hier abrathen! Das ſieht aus, wie eine Advocatur für beide Theile. Und das iſt mir zuwider, meinem Stande widerſprechend, das haſſe ich!

Aber warten Sie, das Dritte liegt mitten inne. Was sag' ich! Ich will sagen: das Höhere muß gefunden werden, das muß entscheiden. Und sehen Sie, fuhr er leise und zutraulich fort, da müssen, glaube ich, die Absichten der Familie zurückstehen; es sind doch nur rein weltliche Absichten. Ihre Intention, meine Freundin, liegt höher, Ihre liebe Tochter hat eine weiter greifende Bestimmung, und Dank, daß Sie sich mir vertraut haben! Ich begreife das, ich lenke das — ich will sagen — ja, ruhig, vor Allem ruhig!

Er führte Aliden wieder zum Sitze zurück, rückte ihr ganz nahe und sprach noch leiser:

Wenn ich Sie denn aber in Ihrem Traume bestärken müßte, theure, liebe Dame, werde ich Sie auch für immer darin befestigen können?

Wie meinen Sie das, lieber Pater Joseph?

Ihr Traum ist wie ein neugeborenes Wesen; wenn ich ihn taufe, werde ich ihn auch fir-

meln können? Ohne Bild! Verſtehen Sie mich ja recht! Wenn ſich nun der von Lichtenberg findet, ich ſage „wenn", ich ſetze, wohlverſtanden! nur den Fall: werden Sie ſtark genug ſein, beharrlich genug, den Anſpruch deſſelben gegen die allenfallſige Abneigung der Tochter, gegen den Einſpruch des Gemahls, gegen Rath oder Trotz Angehöriger aufrecht zu halten, durchzuſetzen? Dieſer von Lichtenberg, ſehen Sie, bringt eine Legitimation mit ſich, die ſich nur Auserwählten im Traume offenbart, wie Sanct Joſeph, der Nährvater, ſeine Anweiſungen wegen des göttlichen Kindes auch im Traume erhielt; für welche Legitimation aber den Alltagsmenſchen die Einſicht, mithin der Glaube fehlt, und folglich auch keine Prüfung zuſteht. Das müſſen Sie mir alſo geloben!

Ihnen geloben, lieber Pater? fragte ſie mit verwundertem Kopfſchütteln. Ich begreife nicht recht —

Mir? erwiderte er betroffen, und — um es zu verbergen — in frommen Eifer ausbrechend, ja mir! Fragen Sie mich denn nicht um meine Entscheidung in dieser heiligen Sache? Rufen Sie denn nicht mein priesterliches Amt auf? Oder soll ich etwa die höhere Einsicht, die mir zu Theil wird, nur als eines Gevattermannes guten Rath von mir geben? Ja, wählen Sie nun! Aber, fuhr er sehr sanft und freundlich fort, verzeihen Sie mir, daß ich mich so ereifere! Das ist so meine alte Unart, daß ich über die Angelegenheiten meiner Gönner die Gönner selbst vergesse!

Er küßte ihre Hand.

Ich habe gewählt, mein lieber, strenger Freund! erwiderte Alide. Und hier nehmen Sie meine Rechte an Eides statt, daß ich thun werde, was der Himmel von mir fodert; daß ich nicht weichen und wanken werde, oder —

oill nicht mehr Mutter, nicht mehr Gattin
! Helfe mir Gott!
Pater Joſeph ergriff ihre dargebotene Hand,
te ſie, ſah der Baronin mit lächelndem
allnicken feurig ins Auge und preßte dann
Hand mit einer Glut an ſeine Bruſt, vor
Alide ſelbſt erſchrak. Sie zog die Hand zu-
und verſetzte kleinlaut: Aber, was ſagen
der Familie, mein — frommer Pater?
Das laſſen Sie mich finden, meine verehrte
ndin! erwiderte er. Laſſen Sie mich ma-
! Es ließe ſich etwa ſagen — Sie erkenn-
das Glück einer ſolchen Bewerbung, wie
jungen Barons, an, gäben auch die Hoff-
g nicht auf, es noch verwirklicht zu ſehen,
gen jedoch Bedenken, eine Zuſage zu geben,
or die Vermögensangelegenheiten in Antwer-
geordnet ſeien, zumal mancherlei Anfechtung
Teſtamentes, Einſprüche u. dgl. —
Mein Gott und Herr! Wiſſen Sie denn

auch Alles? rief Alide lebhaft aus. So iſt es ja in der That!

Nicht wahr? verſetzte er feierlich. O meine gnädige Frau! Alſo — wie iſt es denn eigentlich?

Sie theilte ihm mit, was der Geſchäftsführer Heſſelts Bedenkliches und das Vermögen Bedrohliches gemeldet hatte. Wenig fehlte, ſo wäre Pater Joſeph wieder in die alte innere Aufregung gefallen, die er jedoch mit mehr Beſinnung überwand. Ich ahne, welche Ränke damit gemeint ſind und was Sie bedroht, ſagte er nicht ohne Leidenſchaftlichkeit. Ich werde dieſe Pläne durchkreuzen, vernichten! Ich kann es, Niemand, als ich! Ich werde Sie in Antwerpen beſuchen!

Das wollten Sie? rief Alide überraſcht. Ja wohl werde ich eines ſolchen Beiſtandes, einer ſolchen Einſicht und Kraft bedürfen, wie Sie mir gewähren können. Allein, darf ich auch dergleichen annehmen, ſolches Opfer? Wie ſoll

ich es vergüten, wie kann ich dankbar dafür sein?

Laſſen wir das, verſetzte er ſanft. Ich folge meinem Herzen, vielleicht einer höhern Fügung. Ich weiß zwar, ich bin in Fleiſch und Blut ein ſchwacher Menſch, der ſich nicht vermeſſen ſollte, den Gefahren einer ſo einnehmenden Freundſchaft zu trotzen. Lieber Gott! Wir ſuchen wol ehrlich und eifrig den Himmel, aber — wir wandeln dabei auf der Erde! Indeß dürfen wir uns, wenn auch nicht auf unſer eigenes Herz, doch auf die Barmherzigkeit Gottes verlaſſen. Ich ſage Ihnen nun Lebewohl! Dieſe Stunde bleibt ein Geheimniß zwiſchen uns. Nicht wahr, meine Gnädige? Ihr Traum, mein Rath und Verſprechen, ewiges Stillſchweigen darüber! Ich will auch vor Ihrer Abreiſe keine Unterredung mehr mit Ihnen ſuchen. Der Himmel nehme Sie in ſeinen allmächtigen Schutz! So ſage ich Ihnen Lebewohl!

Er beugte sich, faßte bescheidener, als vorhin, ihre Hand und küßte sie mit Anstand. An der Thüre wendete er sich noch einmal mit den halblauten Worten um: Auf Wiedersehen in Antwerpen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Leben

in

deutschen Novellen.

Von

H. Koenig.

II.

Veronika. Roman.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Veronika.

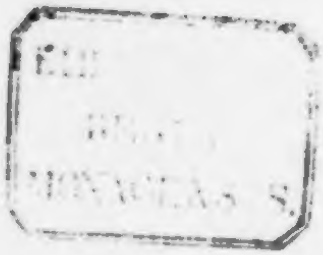
Eine Zeitgeschichte

von

H. Koenig.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.



Drittes Buch.

In den engen Gassen der Stadt Köln säuselte eine dumpfe Morgenschwüle und umhauchte die Fremden, die nach den Merkwürdigkeiten umher wandelten, mit der ganzen Mannichfaltigkeit der öffentlichen Gerüche. — Baron Gustav hatte mit den Seinigen ziemlich früh den rheinischen Hof verlassen, um vor Allem den Dom zu besuchen. Vom südlichen Platz aus betrachteten sie zuerst den fertigen Chor mit dem Walde von Thürmchen auf den Strebepfeilern und Strebebögen; worauf sie durch das enge Gäßchen nach dem Vordertheile des Baues wandelten, dessen wunderbar emporstrebende Herrlichkeit den Be-

ſchauenden ſo ſehr entzückt. Auch die Freunde überließen ſich, auf und ab blickend, dem gewaltigen Eindruck. Endlich ſtand Angelika eine Weile mit niedergeſchlagenen Augen, als ob ſie das große Bild des unfertigen Baues ihrer Einbildungskraft einprägen wollte. Nicht wahr, flüſterte ihr Veronika zu, man muß ſich zuweilen der Erde wieder verſichern, von der man ſich emporgehoben wähnt, wenn man der verſteinerten Begeiſterung des Baumeiſters gefolgt iſt?

Nein, erwiderte Angelika, ich bildete mir eben den Prachttempel als fertig ein, und war ſelbſt eine Kaiſertochter, die darin einem ſchönen ſchlanken Ritter die Hand zur Vermählung reichte.

Warum nicht gleich einem König? lächelte Veronika. Es ginge doch in einer Beſtellung hin.

Ich weiß nicht, wie ich überhaupt auf den Gedanken komme, antwortete Angelika ſehr ernſt;

aber ich dachte mir nur einen einfachen, jungen Ritter. Und vielleicht habe ich doch für mich Recht darin. Denn ſieh, Einen, den ich liebe, möcht' ich auch für mich allein haben, und doch könnte ich auch wieder einen König, der ſich nicht unter ſein Volk in Millionen Stückchen zertheilte, — nein, den könnt' ich nicht recht lieb haben. Es iſt recht wunderlich, liebe Veronika! Ich ſah ihn ganz lebhaft vor mir, hoch gewachſen, daß ich mich noch an ihm emporheben konnte, — reiches, lichtbraunes Haar, ſanft gelockt und braune Augen. Er hatte leichten Bart um Kinn und Lippe und ging nachläſſig, aber fein gekleidet. Er bückte ſich und ich ſtreckte mich: ſo flüſterten wir einander unſere Namen zu.

Hieß er Lichtenberg? fragte ſcherzend Veronika.

Angelika! rief die Mutter. Eile Dich doch! Wollt ihr ihn denn nicht ſehen?

Wen denn, liebe Mutter?

Den innern Dom. Veronika, was zögern Sie denn nur?

Beide eilten der Vorausgehenden nach ins nördliche Schiff der Kirche, das zum Gottesdienst eingerichtet steht, während neben an, nur durch eine Bretterwand geschieden, Bauleute, Handlanger und Steinmetzen handirten. — Die Freunde ließen sich von ihrem Führer nach dem Chor bringen, dessen fertige Pracht sie bewunderten. Das Auge schwindelt in die erstaunliche Höhe, die es vergebens zu messen strebt. Man begreift sie erst recht, wenn man die im Chor ansehnlich hoch umlaufende Galerie besteigt, zu der unsere Gesellschaft die Thüre der äußern Treppe fand. Angelika eilte voraus und, wie sie oben durch die enge Oeffnung auf die Galerie hinaustreten will, kömmt ihr gebückt eine männliche Gestalt entgegen, die sich jedoch, ob artig oder betroffen, wieder zurückzieht, der Ein-

tretenden links, ſo daß ſie ſelbſt ſich rechts wendet und nun den zurückgewichnen jungen Mann erblickt. Allein, wie erſchrak ſie! Es war leibhaftig der lichtbraune junge Ritter, von welchem ſie vor der Kirche ſo wunderlich phantaſirt hatte. Freilich ſtand er in der modernſten Reiſetracht eines ſogenannten Sack-Paletot aus feinem Wollenzeuch und mit leichter ſeidener Binde um den Hals da; aber der modiſche Bart fehlte nicht um Kinn und Lippe, und aus den lichten braunen Augen des offenen, edelgeformten Geſichtes ſprach ein frober entſchloſſener Geiſt.

Betroffen von der Erſcheinung Angelika's und vielleicht auch von dem Eindrucke, den er unverkennbar auf das anmuthige Fräulein gemacht hatte, ſtand der junge Mann da und grüßte mit ſtummer Verneigung, indeß die hinter Angelika Herkommenden zwiſchen beiden Verblüfften herein und auf der engen Galerie zu Angelika herantraten. Sie blickten auch gleich,

unbekümmert um die Fremden, nach der Wölbung des Chors empor. Hinter ihrem Rücken, mit verstohlenem Gruße gegen Angelika entfernte sich der junge Mann. Ein anmuthiges Mädchen, als Schwester desselben nicht zu verkennen, und ein älterer Mann von hoher Gestalt und wahrhaft majestätischem Kopf voll schneeweißer Locken folgten ihm.

Gustav hatte sich voraus über die Construction dieses berühmten Bauwerks unterrichtet und machte nun die Seinigen aufmerksam auf die Säulenpfeiler, auf die Gewölbe und ihre Gurten, auf die edlen Formen des Fensterbaues, auf die künstlerische Verschlingung der Galerie selbst in die aufstrebende Anordnung des Ganzen und dergleichen. Angelika hörte jedoch sehr unruhig und so zerstreut zu, daß sie, als der Baron eben auf das Bild des Heilandes im mystischen Ei aufmerksam machte, das den Höhepunkt des Chorgewölbes bezeichnet, just hinunter

auf den Fußboden blickte, wo eben die drei hinabgeſtiegenen Fremden wandelten. Da dünkte ſie ſich denn erſt recht die Kaiſertochter zu ſein, die vom hohen Söller hinab nach dem niedern Ritter von hoher Schönheit blickt. Ihre unvermerkt drängende Ungeduld brachte die Andern bald zum Wiederhinabſteigen. Beim Eintritt in die Kirche lehnte ſich Angelika hinter einem der aus Halbſäulen und Säulchen zuſammengewachſenen Pfeiler an die Bruſt Veronika's und flüſterte ihr zu:

Siehſt Du dort meinen geträumten Ritter?

Eben blieb auch der junge Mann hinter den Seinigen zurückblickend ſtehen und Veronika ward ganz verwirrt über den ſo plötzlich in Fleiſch und Blut getretenen Traum des Kindes, das wie zu einem Spaße lächelte und doch ſo bleich und zitternd da ſtand, als ob es in der ſüßeſten Angſt vergehen möchte.

Gott ſegne Dich und ſchütze Dich, mein

Kind! rief ſie in ihrer Verwirrung aus, und küßte Angelika, die von dieſem erſten „Du“ der Erzieherin zu Thränen bewegt wurde. Im nächſten Augenblicke wars der Freundin recht ärgerlich, daß ſie ſich hatte überraſchen laſſen, eine wunderliche Empfindung ihres Zöglings ſo feierlich aufzunehmen und zu beſtätigen.

Es ſchien, als ob Vater und Schweſter des jungen Mannes dieſen eben ſo ſchwer nach ſich zu ziehen hätten, als es Angelika ward, die Ihrigen vorwärts zu bringen. So kamen endlich beide Familien, wie durch ein unſichtbares Hemm- und Zugwerk, unter einem und demſelben Fenſter des nördlichen Schiffes neben einander zu ſtehen und betrachteten die ſchöne Glasmalerei. Veronika ſprach den jungen Mann um die Bedeutung der Figuren an. Er erklärte mit guter Einſicht die Bilder; doch achtete die Freundin dabei mehr auf den Sprechenden ſelbſt, um aus deſſen Rede, Blick und Ausdruck wo

möglich seine Bildung, sein Gemüth und seine Denkungsart zu errathen.

Darüber knüpfte auch Baron Gustav mit dem alten Herrn ein Gespräch an. Es gab wol nichts Auffallenderes, als die imposante Gestalt und Kopfbildung bei so schlichtem Verstand und treuherziger Gemüthsart des alten Mannes. Im Gespräche gelangte man vor die Kirche und kam auf das vorjährige große Fest der Grundsteinlegung zu reden. Der wackere Alte hatte der Feierlichkeit beigewohnt und ließ sich über einige Hauptmomente aus. Sehen Sie, sagte er, dort stand der König in der Umgebung von Fürstlichkeiten und sprach zu den versammelten Tausenden. Ich hatte hier herum einen guten Platz errungen und sah, wie Sie mir wol auf mein Längemaß glauben können, über viele Köpfe hinaus. Sie kennen das Fest und die Reden aus den Zeitungen, dürfen aber ja nicht glauben, es sei in den Berichten etwas

Uebertriebenes, oder am Feſte ſelbſt etwas Gemachtes geweſen. Nein, mein Herr, das war eine Wahrheit und eine Glut des Augenblicks, die uns einen begeiſterten und ahnungsvollen Blick in das deutſche nationale Herz thun ließ. Es war ein lebhafter Traum von der deutſchen Zukunft. Ein echter König ſprach, und ein freies Volk jauchzte. So wars! Eine flüchtige, aber hinreißende Erſcheinung von Volks- und Herrſchereinheit, eine Rieſenblume wahrer National-Majeſtät, an der jedes Herz im Volk ein duftendes Blatt und der Herrſcher mit ſeiner Umgebung die Befruchtungswerkzeuge darſtellten. Das wars! Farbe und Duft entzücken wenige Augenblicke lang, dann iſt die Erſcheinung der Geſchichte überliefert, indeß der befruchtende Augenblick im Innern der Nation angeſetzt hat und jedes Herz, das erſt ein Blatt war, für ſeine Nachkommen ein Samenkorn werden mag. Ja, mein Herr, ich ſage Ihnen,

damals hätte ich mich für den König todtſchlagen laſſen! Späterhin — habe ich mich entſchloſſen, noch eine Zeit lang am Leben zu bleiben.

Er lachte ſchmerzlich, grüßte mit gezogener Mütze, wie herablaſſend, und entfernte ſich mit feſten Schritten, die Hände am Rücken in einander gefügt.

Das iſt ein merkwürdiger alter Mann! rief der Baron nachblickend aus.

Eine hübſche Familie! bemerkte Alide. Denn das ſind doch wol ſeine Kinder, oder es iſt der Sohn mit ſeiner Braut.

Nein, liebe Mutter! fiel Angelika lebhaft ein. Es iſt die Schweſter. Ich habe mit ihr geſprochen: ſie heißt Lottchen und der Bruder heißt Fritz, ich will ſagen Friedrich. Sie wohnen auch im rhein'ſchen Hofe.

Er iſt bürgerlich! bemerkte Guſtav, ich wette darauf. Das gibt, außer ſeiner entſchiedenen Art und Weiſe, der ſtolze Ton, mit dem er

vom Volke ſpricht, gerade wie die Adeligen vom König reden, ſeitdem wir uns nicht mehr zur Nation, ſondern zum Hofe zählen.

Wie es denn bei ſolchen Beſuchen geht, ſo begegneten ſich beide Familien da und dort auf ihren Wanderungen nach den Merkwürdigkeiten der Stadt; ſo zuerſt in dem nahen walraf'ſchen Muſeum und ſpäter in der Peterskirche vor dem dortigen Rubens. Sobald unſere Freunde wieder in den rhein'ſchen Hof kamen, ließ Angelika das Fremdenbuch bringen, ſchlug nach und las: Jean Daniel Lersner mit Sohn und Tochter, kömmt von Hattenheim.

Bei dieſen wiederholten Begegnungen hatten Fritz und Angelika flüchtig — aber, wie es Beiden vorkam, unendlich Vieles zuſammen geſprochen. Wer könnte den Inhalt dieſer Geſpräche mittheilen? Die Liebenden ſelbſt nicht. Sie würden in den wiederholten Gedanken, in den nachgeſprochenen Worten das Unendliche nicht wieder

finden, das ſie empfunden haben; ſie würden den Ton der Stimme, die leuchtenden Blicke, das Zauberſpiel des Lächelns beſchwören, Zeugen, die im Augenblick entflohen, als ſie das Geheimniß der Liebe überliefert hatten. Ja, dies Geheimniß der erſten Liebe wird von einem Geiſterhauch getragen, von einem Etwas, wofür dem Nichtliebenden der Sinn des Herzens abgeht. Die reine Liebe führt eine Wünſchelruthe für den verborgenen Schatz der Gegenneigung, der ſich nur dem Liebenden, vielleicht auf ähnliche Weiſe, wie eine unterirdiſche Metallader dem Metallfühler, durch eine ſonderliche Glut der Wangen, durch ein eigenthümliches Herzklopfen verräth. Das Unbedeutendſte befriedigt, ja entzückt die Unterhaltung der Liebenden; denn die echte Liebe hat etwas von ihres Vaters Allmacht mitbekommen, die ja eine ganze, unendliche Welt aus Nichts erſchuf.

Nachmittags, während die Baronin, um

einige Einkäufe zu machen, mit ihrer Tochter ausgefahren war, brachte Gustav auf dem Zimmer eine Stunde mit dem befreundeten Maler Hebler vor Veronika's mitgebrachtem Bilde zu. Im Beisein des Originals gab der Künstler Winke und Andeutungen zur Vollendung des Bildnisses, mit welchem der Meister sehr zufrieden war. Hebler blieb für den Abend des Barons Gast und Veronika wußte es geschickt einzuleiten, daß man mit dem Kleeblatt der Familie Lersner zusammen speiste. Sie vermied es nicht, die jungen Leute in diese Berührung zu bringen; vielmehr hatte sie wohl überlegt, daß eine so wundersame und leidenschaftlich gefaßte Neigung sich am ehesten durch lebendigen, nüchternen Verkehr mit ihrem Gegenstande regle und erst durch träumerische Einbildung oder gar durch Widerspruch gefährlich werde. Die Vereinigung der beiden Familien schlug auch recht gut aus: der Maler war ein witziger, welt-

froher Menſch, und der alte Fabrikherr brachte ſo viel einnehmende Offenheit und edle Gemüthlichkeit hinzu, daß man zwiſchen Ernſt und Scherz die glücklichſten Stunden genoß. Und zwiſchen Scherz und Ernſt webte die junge Liebe des unbeobachteten Paars, wie eine Fee in Blumenduft und Thau, während Veronika an Lottchen ein friſches, lebensmuthiges Weſen kennen lernte, das auch äußerlich ſich in lauter anmuthvollen Bewegungen kundgab. Beim Champagner, auf den ſich aber der alte Jean Daniel bei ſeinem guten Rüdesheimer nicht einließ, kam man auch auf öffentliche Angelegenheiten zu ſprechen, und der alte Herr mußte ſich wegen ſeines mehrmals gebrauchten Ausdruckes „Bürgeradel" näher erklären. Glauben Sie nicht, ſagte er, daß ich mich damit gegen die neuen Beſtrebungen des alten Adels ausſprechen will, ſich wieder zu erkräftigen. Und das ſage ich auch nicht etwa Ihnen zu Gefallen, den ich

„Herr Baron" nennen höre. Nein! Aber ich habe auch ſo meine Träumereien von einem neuen Adel, von einem, der nicht rückwärts an alten, achtbaren Fundamenten hält, ſondern mit der neuen Richtung der Zeit anbindet. Jede Zeit bedarf eines Adels und der in Deutſchland ſchon beſtehende nimmt ja die neuen Beſtrebungen und Errungenſchaften unſerer Zeit nicht in ſeine Wappenfelder auf. Sehen Sie, dieſe Unruhe des Erwerbs, dieſe Haſt tauſendfältiger Unternehmung, dieſer Wetteifer der Talente und Fertigkeiten, die ſich im Schaffen nicht immer erheben, ſondern auch oft genug erniedrigen, dies ganze Treiben der Gegenwart hat auch ſeine niedrige, gemeine Seite; beſonders ſeitdem durch Dampfſchiffe und Eiſenbahnen die innerliche Unruhe der Menſchen auch immer mehr zu einem äußerlichen Ungeſtüm verlockt wird. Es geht unſerm Treiben die edle Ruhe, das Zuſichkommen des Geiſtes ab, der in dieſer

neuen Schöpfung webt und webt. Es fehlt unſerer Zeit zwar nicht an übermüthigem Selbſtgefühl im Genuß ihres Vermögens, das heißt Deſſen, was ſie errungen hat; ſie muß aber noch zu einem edeln Selbſtbewußtſein kommen im Stolz auf ihr Vermögen, das heißt auf Das, was ſie vermag. Und da ſich auf dieſe Stufe nicht jeder Einzelne zu erheben im Stande iſt, ſo muß das Bürgerthum einen Adel zu dieſem Zweck aus ſich hervorbringen. Laſſen Sie mich dies Wort brauchen, bis ſich ein eigenes dafür findet. Sie werden einſehen, daß dieſer Adel ein ganz anderes Fundament fodert, als der Geſchlechtsadel. Er will nicht, wie dieſer, den Grundbeſitz, ſondern den Erwerb. Uns gehört nicht die Vergangenheit, ſondern die Zukunft, oder vielmehr die ſtete Ankunft der Zeit. Perſönliche Geltung wollen wir Beide; aber wenn Sie, Herr Baron, darauf achten, was der Einzelne gilt, ſo fragen wir, was er kann.

Bei uns gibt nicht Ansehen die Macht, sondern die Macht gibt Ansehen. Und was nun die Bestimmung unseres Adels angeht, so lieben es die Herrschenden, sich mit dem alten Adel, der aus dem Gestein des Volkes sich in glänzende Familien krystallisirt hat, zu umgeben und ihren Glanz in diesen Facetten der Familien wiederstralen und brechen zu lassen. Brechen freilich auch oft im zerstörenden, im revolutionären Sinn. Dafür bedarf denn auch die Nation eines Adels, der mit ihr wächst, wie ihr Mark in der Mitte des Holzes und Splintes, und der ihr Interesse vertritt, wie jener Adel sich dem Dienst der Krone widmet. Sehen Sie, in diesem Sinne wünschte ich einen Bürgeradel entstehen zu sehen. Der begabteste, nicht eben der erstgeborene Sohn ganz reicher Bürger sollte, durch Vortheil vom Geschäft begründet, doch dem Geschäft enthoben und dazu gebildet werden, daß er an Geist und Gesinnung, in Lebens-

weiſe und Geſchmack keinem Adeligen nachſtehend den öffentlichen Geſchäften und Intereſſen ſeines Volkes lebte, in den Magiſtraten, in den Ständeverſammlungen, in den Journalen oder auch im öffentlichen Dienſte, ſobald wir einmal dahin kommen, daß das Volk ſich ſeine Beamten wählt, die der Staat blos überwacht. Dieſe Elite, dieſe Auserleſenen des Bürgerthums, ſollten, wenn alle Kräfte des Volkes in Arbeit und Unruhe verſchlungen werden und kaum zu verſchlingendem Genuß kommen können, durch ihr Daſein, durch ihr Beſtreben und ihre Bildung das Geiſtige in den Talenten, das Edle in der Arbeit, das Schöne in den Producten des Fleißes, das Sittliche im Genuß, das Religiöſe in der Verklärung des Werkeltages vertreten und geltend machen. Nicht die namhafte Dauer und der Zuſammenhang der Familien eines beſondern Blutes wäre die Sorge unſeres Adels; nein, jeder Einzelne kann

für ſich abbrechen; denn wie das katholiſche Prieſterthum nicht durch Ehe und Kinder, ſondern durch Weihe der Berufenen, ſo ſoll ſich unſer Adel durch immer friſchen Zuwachs von begabten Perſönlichkeiten erneuern und fortſetzen. Ohne Familien-Egoismus ſoll er mit wechſelnden Namen in ſich, und durch ſeine Umgebung, darſtellen, was Gewaltiges, Edles und Hohes in der arbeitenden und genießenden Nation exiſtirt und in unendlich kleinen Theilen vergeht. Dieſer Adel regelt die Werkeltagsunruhe des Lebens, bringt die Haſt des Schaffens zum Bewußtſein ihrer Beſtimmung, lenkt durch umfaſſende Bildung die vereinzelt ſich aufreibenden Kräfte, haucht eine Weihe über die Arbeit, und wenn er ſeine Exiſtenz mit Luxus umgeben muß, ſo iſt es weniger um des perſönlichen Genuſſes und Prunkes willen, als um anſchaulich zu machen, was das Bürgerthum vermag und bedeutet.

Er ſchwieg ein Weilchen, bis er ſeinen Sohn wieder mit Angelika in angelegentlichem Geſpräch bemerkte, dann fuhr er, Anfangs etwas leiſe, fort:

Sehen Sie, in dem ausgeſprochenen Sinne habe ich da meinen Fritz erziehen laſſen. Er nimmt keinen mit zugreifenden — wol aber einen mit ein- und überblickenden Antheil an meinen verſchieden gelegenen Geſchäften, die wir eben wieder beſuchen. Dieſe periodiſchen Reiſen ſind uns aber auch zugleich Wallfahrten nach all' dem Schönen und Großen, das nicht im Beſitz Einzelner iſt, ſondern dem öffentlichen Leben angehört. So haben wir uns, bedeutſam genug, beim Neubau des alten Doms gefunden und kennen gelernt. Laſſen Sie uns unter ſo ſinnreicher Vorbedeutung gute Bekannte bleiben! Die alten und die neuen Richtungen in Deutſchland müſſen ſich ohne Eiferſucht verbinden und einander den Rücken decken. Sie

gehen nach Antwerpen und Oſtende, Herr Baron; ei, wenn Sie wieder zurückkehren, beſuchen Sie mich auf meinem freundlichen Sommerſitze bei Hattenheim. Gehen Sie, bei Leibe! nicht vorüber und ſehen einmal zu, wie wir Bürgerleute leben. Sie treffen bis dahin noch andern lieben Beſuch — meine Kinder und ein paar Enkel. Das ſoll Sie aber nur anlocken und nicht abhalten; denn an Platz für liebe Freunde fehlt es uns, Gott Lob! nicht. Alſo Sie kommen?

Er reichte die Hand über den Tiſch nach dem Baron Guſtav, um deſſen Zuſage zu empfangen.

Wenn es ſich irgend thun läßt, ſo kommen wir, ſagte der Freund, und darauf ſchlage ich ein, mein wackerer und lieber Mann!

Die edle Perſönlichkeit, dies in ſeinem Stolze ſo beſcheidene Weſen des Alten ſprach den Baron lebhaft an. Die politiſchen Meinungen deſſelben erregten ſein Nachdenken, wenn er ſich

auch nicht gestimmt fühlte, ihnen ebenso unbedingt beizustimmen, als der Alte sie zuversichtlich ausgesprochen hatte. Ja Vieles davon wollte ihm selbst noch nicht recht klar werden.

Endlich war doch gute Nacht und Lebewohl zu sagen. Man schied laut und herzlich mit Händeschütteln, und an der Thüre konnte sich Gustav nicht enthalten, den ehrlichen Alten recht nachdrücklich zu umarmen.

Am andern Morgen verließen unsere Freunde Köln auf der Eisenbahn nach Aachen. Die Wagen waren stark besetzt. Dies und die schnelle Flucht der Gegenstände, die man durch die offenen Fenster im Sonnenschein fern vorübereilen, nahe vorbeizucken sieht, machten die Reisenden zu heiterer Unterhaltung weniger aufgelegt. Die Aufmerksamkeit wird entweder hinausgezogen, oder die Seele in stilles Träumen versenkt. Je-

nes war bei Veronika und Gustav der Fall; sie theilten sich auch noch dann und wann eine Bemerkung mit, während die Baronin und Angelika mehr in sich versunken saßen, jene bang vor dem herannahenden Belgien, diese mit ihrem Herzen noch in Köln. Angelika hatte sich an Veronika gelehnt und ließ nur selten die erfaßte Hand der mütterlichen Freundin los. Auf ihrem kindlichen Gesicht lag eine Seligkeit gemalt, die freilich nur von Veronika verstanden wurde. Als man in den ersten Tunnel einschoß, konnte sie beim raschen Wechsel von Sonnenschein und Finsterniß und in der dumpfen, vom Qualm der Locomotive durchschwefelten Luft ein vernehmbares Aechzen nicht bewältigen und drückte sich noch fester an Veronika. Sie träumte, an ihrem Ritter zu lehnen und fühlte so recht, wie geborgen man an der Seite eines so wackern Beschützers sitze.

In Aachen schlug der Baron vor, einige

Merkwürdigkeiten, besonders die uralte Münsterkirche zu besehen und dann in den Badegebäuden ein Gabelfrühstück zu nehmen, ehe sie mit Post nach Lüttich führen. Angelika entschuldigte sich mit Kopfweh und erbat sich die Erlaubniß, die Rückkunft der Ihrigen im Gasthof abzuwarten. Veronika traute der Entschuldigung nicht, und Angelika bekannte ihr auch gleich, sie fürchte im Badelocal oder am Schwefelbrunnen dem Lichtenberg zu begegnen, von dem Baron Emil gesprochen hatte. Euch redet er vielleicht nicht an, setzte sie hinzu, wenn er Euch auch begegnet.

Sie brachte dies mit der lächelnden Miene des Scherzes vor; doch konnte man ihr wol anmerken, daß ihr liebeträumendes Herz von einer abergläubigen Besorgniß nicht ganz frei war. Und wirklich, als man nun um ihretwillen den Besuch der Stadt auf die Rückreise verschob und alsbald ein Frühstück im Gasthof und Post-

pferde bestellte, war das Kind seelenvergnügt. Es glaubte im Stillen, dem Verhängniß ein Schnippchen geschlagen zu haben. Angelika war noch nicht klar genug über sich selbst, um einzusehen, daß wol der wahre Antheil ihres innern Jubels im dunkeln Gefühl bestand, um des Geliebten willen etwas gethan und etwas geopfert zu haben.

Ist es nicht ein Vorrecht gerade der frömmsten Opfer, daß sie mit dichterer oder leichterer Priesterbinde des Aberglaubens gebracht sein wollen? Wenn nur das Herz nicht ohne sein Verdienst dabei ausgeht!

Den folgenden Tag brachten sie in Lüttich zu. Erst von hier aus wollte die Baronin den Ihrigen die bestimmte Ankunft melden; ja sie bedurfte sogar in ihrer Angst einiger Vorbereitung zur Ueberfahrt nach Antwerpen.

Als sie hier vor der Stadt ankamen, fanden sie im Bahnhofe die Equipage des Hauses und

einen Diener, der das Gepäck zu beſorgen übernahm. Stumm und ängſtlich fuhren ſie die kurze Strecke bis zum Feſtungsthor und durch die langen, ſtillen Gaſſen der Stadt. Am Thor des Hauſes, auf dem Meirplatze, wurden ſie von Heſſelts empfangen. Vor Rührung und Freude konnte der ehrbare, zwiſchen Schreibepult und Schemel ein wenig verkrümmte Geſchäftsmann kaum die Worte vorbringen: Herr Joachim de Landas kann Ihnen nicht ſelbſt entgegenkommen. Herr de Landas iſt heut' wieder ſehr matt und hinfällig, ſehnt ſich aber, Mutter und Schweſter zu ſehen. Faſſen Sie ſich jedoch, ihn recht krank zu finden.

Mutter und Schweſter eilten alſo nach dem bezeichneten Zimmer. Die Art, wie ſich Heſſelts an den Baron und Veronika wendete, um ſie nach ihren Zimmern zu geleiten, ließ durchfühlen, daß der junge Herr des Hauſes den Baron gar nicht ſehen wolle. Kaum achtete

deſſen der Freund; denn an der Treppe, auf dem Gange und wie er das Zimmer betrat, überkamen ihn die ungeſtümſten Erinnerungen, denen er ſich kaum gewachſen fühlte. Es war daſſelbe Zimmer, wo er mit Aliden die leidenſchaftlich-verſtohlenen Zuſammenkünfte gehabt hatte. Da hing auch noch über dem Lotterbette von damals der Jordaens, der den Vorwand zu ſeinen Beſuchen geliehen, die verſtohlene Leidenſchaft des Paares vermittelt, ihren Heimlichkeiten Gelegenheit gemacht hatte. Alles umher ſah noch aus, wie damals. Guſtav errieth, daß der ſelige de Landas nach der Flucht ſeiner Frau dieſe Zimmer ſelten beſucht und abſichtlich in ihrem Zuſtande gelaſſen hatte. In ſeiner Gemüthsbewegung wurde der Freund kaum inne, daß Heſſelts mit Veronika weiter gegangen war. Erſchüttert ſtand er in Mitte des Zimmers und blickte bewegt und ſchüchtern von Bild zu Bild, von Sopha zu Stühlen. Er öffnete leiſe die

Thüre zum Geſellſchaftszimmer; dort ſtand auch noch in der Niſche das weißmarmorne Bruſtbild des Verſtorbenen. Er trat mit ehrerbietiger Scheu zurück und ſetzte ſich wie verzagt auf das Sopha, im Gefühl, daß dieſe Rückkehr nach Antwerpen, in dies Haus, eine leidige Bußfahrt für ihn ſei. O Gott! rief er aus, Alles, Alles iſt noch wie es war, und doch, wie ich ſelber verändert bin; wie anders nimmt es ſich aus, was hier vorgegangen! Als Heuchler, als Betrüger und Frevler erkenne ich mich jetzt hier niedergebeugt, wo ich damals mich als ſiegenden, ſeligen Helden des Glücks fühlte und überhob.

Er verſank in Nachdenken, aus welchem ſich ſeine Empfindungen nach und nach zur Betrachtung ſammelten, die er mit gefalteten Händen vor ſich hinſprach:

Unſere Handlungen, unſere Thaten, mit rothem Jugendblute legirt, wie glänzend ausge-

münzt rollen ſie hinaus in die Welt; ach! und wie ſchuftig ſehen ſie aus, wenn in den beſonnenen Jahren des Mannes das Bißchen edle Silber abgegriffen iſt!

Veronika war von Heſſelts eine Treppe höher eingewieſen worden. Der ältliche Mann, er mochte hart an den Funfzigen ſtehen, ließ ihre Sachen heraufbringen und kam noch einmal mit, ſich zu ihren Aufträgen zu erbieten. Es wird mir ein Vergnügen ſein, ſagte er, Sie zu begleiten, wenn Sie die Stadt ſehen wollen. Der Herr Baron kennt das ſchon von früher, und unſere gnädige Dame wird vielleicht ſo bald nicht geſtimmt ſein, mit Fräulein Tochter auszugehen. Er nahm den angebotenen Sitz an und gerieth in ein freundliches Plaudern. Er gefiel ſich als Junggeſell in einer gewiſſen galanten Aufmerkſamkeit gegen das Frauenzimmer,

wie er denn überhaupt mit Erfahrung und Pünktlichkeit im Geschäft viel Gefälligkeit und Wohlwollen verband und keine Argliſt zu kennen ſchien außer jener, vor der ein Mann, wie er, ſich in Geld- und Waarengeſchäften zu hüten hat. Er ſprach von der Krankheit des Herrn Joachim und kam auch auf die erſten Beſuche des Herrn Barons im Hauſe, die, wie er äußerte, einen ſo ängſtlichen Ausgang genommen hätten. Sollten Sie glauben, lächelte er, daß ich darüber ſelber unverheirathet geblieben bin? Ja, mein Fräulein, ganz gewiß! Ich hatte mich nämlich damals entſchloſſen und mir einen hübſchen Gegenſtand ausgeſucht; wie aber unſere ſchöne Dame plötzlich verſchwunden war, hatte ich, ſo zu ſagen, alles Vertrauen verloren. Und jetzt, ſetzte er mit einem lächelnden Blick nach dem Spiegel hinzu, wenn es nicht zu ſpät wäre — jetzt iſt unſere gnädige Dame freilich wieder zurückgekommen! Ich würde mich

dann mit einer Entſchädigungsfoderung an unſern gnädigen Herrn Baron halten! Mit ſchalkhaftem Lachen ſchnelzte er, vielleicht weil man ihm geſagt, daß er den Tabak verſtreue, verſtohlen ſeine Hemdkrauſe, die er zum altmodiſchen Zuſchnitt ſeines feinen Fracks noch immer trug. Wie er ſich endlich empfahl, ſagte er freundlich: Es wird nun wieder ein wenig lebhafter in unſerm ſo trübſeligen Hauſe werden. Ich habe mir auch das Vergnügen gemacht, den Herrn Baron in den ihm bekannten Zimmern einzubringen, wo er ſich der ſchönen Vergangenheit lebhafter erinnern kann. Ach, ſchon an dreizehn Jahre! Wie die Zeit vergeht! Den Jordaens kann er nun mit aller Ruhe copiren!

Der Scherz des gemüthlichen Mannes ſtimmte Veronika eben nicht heiterer. Sie fühlte ſich unausſprechlich einſam an dem fremden Orte und bei dem Gedanken, wie ſehr die ihr Näch-

ſten von ſchmerzlichen Begegniſſen und von grauſamen Erinnerungen ergriffen wären. Heſſelts hatte im gutmüthigſten Sinne die Vergangenheit angeregt. Veronika gedachte des heitern Feſtmorgens, an dem ihr der Baron die Geſchichte ſeiner Leidenſchaft mitgetheilt hatte. Nun befand ſie ſich, wie hergezaubert, auf dem Schauplatze jener Verirrung. Wie viel Leid und Unruhe hatte ſie ſeit jenem Morgen erlebt! Sie beſann ſich der ſchwärmeriſchen Vorſätze, die ſie damals für das Glück des Freundes gefaßt hatte und wie unvermerkt ihr Herz mit den zarteſten Ranken in das Geſchick deſſelben verflochten worden. Alle unangenehmen Erinnerungen drangen auf ſie ein, das widerwärtige Begegniß mit der Schenkwirthin, die ängſtlichen Auftritte mit der Gräfin, die überraſchende Zuſammenkunft mit Guſtav im Pavillon. Zu dieſen leidigen Gedanken geſellten ſich unbeſtimmte Beſorgniſſe. Es war kein frohes, glückliches Verhältniß mehr

zwiſchen dem Freunde und der Baronin. Veronika bangte, dieſe Fahrt nach Antwerpen könnte verhängnißvoll ausgehen und das Band löſen, das hier nicht ohne ſchwere Schuld geknüpft worden. Dieſe Schuld des Freundes, ſein an Aliden begangenes Unrecht, war ihr nie ſchwerer erſchienen, als in dieſer leidvollen Stunde und an dieſem Schauplatze des Vergehens. Die arme Frau, die nach all' den Jahren ihren Sohn ſo elend finden mußte! Und Angelika — und der Traum! Das Kind hatte nun eine ſo tiefe Neigung gefaßt, die Mutter ſich in ihrem wunderlichen Glauben beſtärkt: wie ſollte ſich all' das Widerſprechende löſen? Konnte die Liebe der Tochter nicht auch noch feindſelig zwiſchen die Eltern treten und ſie entzweien?

Noch andere Räthſel, Befürchtungen, ſeltſame Vorſtellungen drängten ſich der Freundin auf. Man ſieht, welchen wunderlichen Gedanken und vermeintlichen Ahnungen ein niederge-

drücktes Herz offen iſt. Wer weiß, nach welchem Aberglauben ſelbſt eine ſo helle Seele, wie Veronika's, gegriffen hätte, um all' die Fragen nach der nächſten Zukunft zu löſen, die hier im Hauſe an jede Wand anzupochen ſchien und ſich doch nicht verrathen wollte! Freilich, die Frohen und Glücklichen pflegen, auch in abergläubigen Zeiten, ſich nicht leicht nach Wahrzeichen umzuſehen oder Zauberkünſte zu verſuchen. Dazu treibt nur Angſt und Unglück!

Mitten in dieſer Seelenunruhe Veronika's ſchlug es von einem nicht fernen Kirchthurme die Stunde und ein Glockenſpiel tönte ſeine fromme Melodie nach, worauf ein Geläut folgte. Veronika trat an das Fenſter. Aus den nächſten Gaſſen wandelten Bürgerfrauen und welke, bettelhafte Geſtalten über den Meirplatz zur Nachmittagskirche in der Kathedrale.

Inzwiſchen hatte Angelika, das Kind, im Krankenzimmer des Bruders die ängſtliche Spannung, die ſchmerzliche Freude der im ſpäten Wiederſehen enthaltenen neuen Bekanntſchaft überſtanden und befand ſich eben nicht ſehr behaglich. Der Zuſtand des Leidenden, der geiſtige wie der körperliche, erſchütterte ſie auf zu widrige Weiſe. Sie konnte ſich dieſen Zuſtand nicht erklären, weil ſie die Erziehung und die Lebensart des Bruders nicht kannte. Der junge Menſch war nämlich nach manchen Kinderkrankheiten, die aus übeln Säften herrühren, übermäßig aufgeſchoſſen und hatte, ſobald er der engen und ſtrengen Zucht ſeiner geiſtlichen Lehrer zu entwachſen anfing, durch ungeregeltes Leben und nächtliche Schwärmereien ſeine ſchwache Bruſt erſchöpft. Nach längerm abwechſelnden Kränkeln lag er nun kraftlos, mit fieberhaftem Blick auf dem Ruhebette. Neben ihm ſaß ein etwas roh ausſehender Geiſtlicher, noch in den

beſten Jahren, aber von blaſſer, gelblicher Geſichtsfarbe, derber Naſe, breiten Backenknochen und tiefen, ſchwärmeriſchen Augen. Es war der Profeſſor van Bree. Obgleich er ſich in dieſer Stunde um des erwarteten Beſuches willen eingefunden, bezeigte er ſich doch gegen die Angekommenen auffallend rückſichtslos und unmanierlich. Sein Benehmen war überhaupt ſchwerfällig, und die rauhe Stimme, mit der er das Flamändiſche ſprach, ſchien ganz gemacht, ſo harte und fanatiſche Worte einzukleiden, als er fortwährend über die verbiſſenen Lippen brachte.

Ja, ſo finden Sie Ihren Sohn wieder, Frau de Landas! ſagte er, als die Baronin ſich entſetzt über die jämmerliche Geſtalt ihres Joachim hinwarf.

Gott, Gott! rief ſie, die Hände faltend, für ſo krank hielt ich Dich nicht, lieber Joachim, mein theures Kind! Warum hat man mir

das nicht geschrieben? Nichts hätte mich abgehalten, zu Dir zu eilen.

Diese Frage betraf zum Theil auch den Professor, der aber kalt erwiderte:

Sie müssen einige Nachsicht walten lassen, Frau de Landas. Ihr Sohn hat schon als Kind die Mutterpflege entbehrt. Zum Glück hat es ihm für sein unsterbliches Theil an der Fürsorge der Mutter Kirche nicht gefehlt. Der Himmel liebt Ihren Sohn: er hat über ihn die Leiden verhängt, die zur Ausgleichung der Freuden gemessen waren, so die Mutter in einem ketzerischen Bunde gesucht hat.

Diese und andre harte Reden ließ die Baronin über sich ergehen, während sie auf einem Schemel knieend über den Sohn hingebeugt jammerte. Offenbar hatte der Professor zu seinen Ergüssen mit Vorbedacht die Augenblicke gewählt, da ein so natürliches und vom Kranken selbst mitverschuldetes Unglück, wie diese

Leiden, auf das von den erſten ungeſtümen Erinnerungen erſchütterte Herz der Baronin als eine Schuld ihrer proteſtantiſchen Ehe gewälzt werden konnte. So benahm er der gebeugten Frau jeden Muth zu ſtolzer Abwehr Deſſen, was ſogar Beleidigung genannt werden konnte. Dazu gehörte eigentlich auch die von ihm abſichtlich wiederholte Anrede: „Frau de Landas“. Alide brachte eine verzagte Erinnerung gegen dieſen, ihr nicht gebührenden Namen vor; allein der Eiferer, der dies erwartet hatte, fuhr die Baronin mit den ſchnöden Worten an: Wie? Sie ſind nicht dankbar dafür, daß ich Sie als Vermählte wenigſtens aus der Ehe anerkenne, die beſſer eingeſegnet, als gelöſt worden iſt? Sollte Ihnen etwa der Titel lieber ſein, der Ihnen aus Ihrem jetzigen häuslichen Verhältniß gebührt?

Nicht ſo leicht aber ließ Angelika ſich van Bree's Herrſchſucht gefallen; denn als er, wenn-

gleich in ſanfterer Weiſe und mit einer Bewegung im Geſicht, die ein Lächeln vorſtellen ſollte, verſchiedene Fragen aus der katholiſchen Glaubenslehre an ſie richtete, gab ſie ihm keine Antwort, ſondern ſah ihn mit dem ſchönen offnen Auge ruhig an. Und als er ſie darauf mit ſtrengerem Ton anließ, verſetzte ſie, halb von ihm abgewendet: Ich bin ſchon confirmirt, Herr Profeſſor, und habe gut beſtanden.

Nun aber erhob ſich der kranke Bruder mit Tadel und frommen Ermahnungen. Allein die eingelernten Redensarten rührten die wohlunterrichtete und natürlich fühlende Schweſter weniger, als ihr der traurige Zuſtand des Bruders naheging. Er empfand das auch, ward ärgerlich und ereiferte ſich nur deſto mehr, bis ein widerlicher Huſten die erbaulichen Scheltworte unterbrach. Angelika ſprang ihm bei, beruhigte ihn mit liebevollem Zuſpruch, und verließ, eine Beſtellung zu machen, die Krankenſtube.

Im Hauſe erfragte ſie das Geſellſchaftszimmer, ſchickte an der Thüre den Bedienten zurück und öffnete leiſe, nicht ohne Herzklopfen. Sie trat hinein, ſah ſich ängſtlich um, und wie ſie in der Niſche das Marmorbild des Vaters erblickte, blieb ſie erſchrocken ſtehen und faltete, wie ein Kind, das gefehlt hat, die bittenden Hände. Wie oft hatte ſie nicht geſucht, ſich des Vaters zu erinnern, ſich geſehnt, das vergeſſene Bild in ihrer Vorſtellung zu erwecken! Das wurde jetzt in ihrem kindlichen Herzen ſo lebendig, daß davon das todte Bild ſelbſt für ſie ein Leben gewann. Sie nahte ſich langſam und vorgebeugt, mit ſeelenvollem Blick die kalten Züge verſchlingend, bis von Anſtrengung und Rührung das ſchöne Auge feucht erglänzte und ſie, niederknieend auf der Stufe, die Stutzſäule umfaßte, auf der das Bruſtbild ſtand.

Vater! flüſterte ſie ſchüchtern, Väterchen! Du kennſt mich nicht mehr? Ich bin ja Deine

Angelika. Erinnerſt Dich nicht mehr? Die Mutter ſagt doch, ich ſei ſchon da geweſen, als Dich der Künſtler abgeformt. Haſt Du dabei nicht nach meiner Wiege gelächelt? Oder hat der ungeſchickte Meiſel Dein liebes Lächeln im kalten Stein verloren?

Sie erhob ſich und küßte die marmorne Stirne auf die ausgeprägten ſchweren Furchen. Siehſt Du, wie groß ich ſeitdem geworden bin? fuhr ſie zwiſchen Wehmuth und ſchmeichelndem Scherze fort. Siehſt Du, ich habe mich ſo geſtreckt, weil ich weit von Dir war und mich ſo ſehr nach Dir ſehnte. Wie würdeſt Du Dich freuen, Vater, wenn ich Dich noch gefunden hätte, und wäre Dir ſo froh erſchienen! Und ich bin recht froh und glücklich, Vater! Weißt Du auch, warum? Ich wills Dir nur gleich geſtehen, daß ich —

Sie konnte das Wort „liebe" nicht ausſprechen. Ihre Wange glühte; in brennender Ver-

legenheit preßte ſie die heiße Stirne hart an die kalte des Vaters an. Und wie ſie ſo, von wunderbaren Rührungen bewegt, da ſtand, tropfte ein Thränchen und das zweite auf die glatte marmorne Bruſt des Vaters. Daſſelbe Glockenſpiel, das Veronika dort zum Fenſter gelockt hatte, ſang hier das träumende Kind in die ſüßeſten Melodien, denen es in der Umſchlingung des Bildes lange, lange nachhing.

Bald darauf hatte die Baronin ihren erſchöpften Sohn der Ruhe überlaſſen und ſuchte ihren Gemahl auf. Sie fand ihn mit gefalteten Händen, müde und träumeriſch, in der Sophaecke liegen und ſtürzte mit einem jammernden Aufſchrei auf ihn zu. Wie es leidenſchaftlichen Menſchen eigen iſt, ſich ihrer heftigen Empfindungen durch heftige Geberden zu erwehren, ſo warf ſich Alide knieend vor ihm auf

den Boden und rief händeringend und die gerungnen Hände auf dem leeren Sophaplatze ausbreitend:

O mein Gustav, zu welchem Jammer und Entsetzen bin ich gekommen! Mein Sohn, mein theuerstes Kind, liegt sterbenselend. An seinem Leidenslager erwarteten mich die Gerichte Gottes.

Der Baron, nach der heißen und ermüdenden Fahrt auf der Eisenbahn und von den schmerzlichen Erinnerungen und Betrachtungen erschöpft, lag in jener süßen Abspannung, die bei reizbaren Menschen auf unerwartete Störung und neue Zumuthung so leicht in Verdruß und Ungeduld umschlägt. Doch hielt er an sich und versetzte auf die Heftigkeit seiner Gemahlin mit sanft abwehrenden Worten:

Beste Alice, ich bitte Dich!

Sie aber jammerte fort:

Armer, armer Joachim! Ja, mein Gustav,

der Himmel fodert sein Leben von mir, von uns!

Fodert ers? rief Gustav unwillig. Nun, dann stehts ja bei Dir: gibs ihm nicht!

Wie vor ihm schaudernd, sah sie ihn an, und rief nach einer Weile:

Entsetzlicher Mensch! Frevler und Spötter! Ich komme gebeugt, elend, zerknirscht von Leid und Seelenangst, und statt Trostes wirfst Du mir einen Scorpion in den Busen!

Sie erhob sich und mit ängstlich scheuem Blick umher fuhr sie fort:

Wohl, es ist vielleicht so besser. Ich finde vielleicht eher den rechten Weg. Ach! eine Zuflucht, eine heilende Brust wird mir nicht fehlen. Dorthin wende ich mich, zur Kirche, zur Mutter der Erbarmung. Hier habe ich sie verlassen, hier zwischen diesen Wänden, die mich nun ängstigen, ist die treulose Mutter meines armen Sohnes von der mütterlichen Kirche ab-

gefallen. Hier finde ich ſie wieder, an der Stätte der Sünde finde ich die Gnade der Erkenntniß. Und Du ſelbſt, Guſtav, hilfſt mir vom Fall auf, zu dem Du mich erſt gebracht haſt. O ich danke Dir für dieſe hülfreiche Härte und Kälte!

Dem Baron that ſchon ſein jähes Wort leid; er nahm ſich zuſammen. Alide, ſagte er mild, ja weich, ich beſchwöre Dich, liebe Alide, ſammle Dich, faſſe Dich! Raſe Dich nicht in wilde Vorſtellungen hinein! Empöre mein krankes Herz nicht durch Unrecht, das Du mir thuſt. Beim Himmel! Die Erinnerungen, die uns hier betreten, ſind ernſt genug, daß wir all' unſerer ſittlichen Kraft gegen ſie bedürfen. Gerade hier, wo wir alte Schuld und Verirrung erkennen, laß uns die Geiſter der Erinnerung und der Reue dadurch verſöhnen, daß wir in erneuter Liebe, in beſonnenem Wohlwollen für einander und für die Welt uns aufs neue zu-

ſammen ſchließen. O ſei vernünftig, Alide! Sieh, ich bin bis in die unterſte Faſer meines Herzens hinein wund und zerdrückt. Vergangenheit und Zukunft bedrängen mich hier mit Erinnerungen und Angſt. Eine Furcht liegt auf mir, als ob das Haus über mir einſtürzen wollte. Hilf mir! Ich bin ſo voll Jammers, wie Du, ſtillen, nagenden Leids. Wir wollen einander beiſtehen. Haben wir denn blos Schuld, und ſonſt nichts, gar Nichts, woran wir uns auch aufrichten könnten? Ich habe Dich ja nicht blos bethört und verführt: ich habe Dich auch geliebt; es war mein Stolz, Dich zu lieben, Dich zu halten, und hab' Alles verſucht, uns mit Edelmuth zu erheben. Allein, geſtehe Dir nur auch, Du haſt Dich ſeit länger den religiöſen Intereſſen abgewendet, auf denen unſere irrgeſchweifte Leidenſchaft ihren Boden und ihren Frieden gefunden hatte. Du biſt irre an Dir ſelbſt geworden und das geht dann leicht

auf den Andern über. Ja, ich will Dirs bekennen, auch mein Herz hat geschwankt, hat namentlich in den jüngsten Tagen in einer edeln und in einer unedeln Richtung — ich sage nicht, sich verirrt oder vergangen, noch nicht, nein, aber gesucht, verlangt, geträumt. Und wie nahe war ich daran, mich auch zu verirren! Vergib mirs! Du hast Recht, wir sind hier zur Erkenntniß gekommen. Hier, wo ein tief gekränkter Mann Alles gelassen hat, wie es war, seien wir schmerzlich ein, daß nur wir anders geworden sind. Komm denn, wir wollen einen neuen Bund schließen, neue Gelöbnisse thun. Denke, wir seien gerade dazu hierher gekommen und wir haben dann, beim Himmel! die unschätzbarste Verlassenschaft eines dort gewiß versöhnten Mannes angetreten.

Ja, so hast Du Recht, Gustav! erwiderte Alide lebhaft. Ein neues Gelöbniß, einen andern Bund, förmlich, feierlich in Priesters

Hand abgelegt, angenommen aus Prieſters Hand! Ja, komm' herüber! Du haſt mich einſt unſerer Kirche entführt, dafür bringe ich nun Dich mit zurück. So verſöhnen wir den Himmel und unſer Misgeſchick. So allein kann uns auch noch etwas von der Erbſchaft meines verſtorbenen Mannes überkommen; ohne dieß bleiben wir enterbt, wie mir van Bree vorhin erklärt hat. Nicht wahr, beſter Mann?

Ach Gott, wie misverſtehſt Du mich, Alide! ſeufzte Guſtav ſchmerzlich. Du glaubſt, ich ſpräche von kirchlichen Gelöbniſſen? Und wie —? Zu Dir hinüber ſoll ich treten? Stehſt Du denn nicht mehr bei mir in Glauben und Vertrauen?

Nein, Guſtav! antwortete ſie nach einigem Bedenken mit entſchloſſenem Nachdruck. Ich bin wieder Katholikin. Ich habe mein erneutes Bekenntniß in Pater Joſephs Hände abgelegt, in

der Kapelle von Bellepromesse und die Baronin Mutter war Zeuge meiner Rückkehr.

So sind wir geschieden, Alide! rief der Baron empört und stand heftig vom Sitz auf.

Ungerechter Mann! erwiderte sie noch heftiger. Du willst mir meinen Glauben, meine Seligkeit wehren und sprichst von neuer Liebe?

Ich spreche nicht, ich sprach! antwortete er, lebhaft hin und her wandelnd.

Ja, Du sprachst, daß wir geschieden wären, fuhr Alide fort. Glaube ja nicht, daß mir irgend ein Bund, selbst der eheliche, theurer sei, als der mit dem Himmel und für meine Seligkeit geschlossene. Allein ich sehe doch nicht ein, warum wir uns deshalb scheiden müssen. Seit meines Mannes Tode können wir auch mit verschiedenem Religionsbekenntniß in rechtmäßiger Ehe leben. Der Professor van Bree übertreibt das in seiner frommen Heftigkeit.

Ich rede jetzt nicht von verschiedenem Ri-

chenbekenntniß, ich rede von dem heiligen Vertrauen in unſern Bund überhaupt, fiel Guſtav ein. Das haſt Du gebrochen. Warum ſagteſt Du mir nicht, was Dein Herz bedurfte? Du fragſt nach der Rechtmäßigkeit unſeres Bundes vor und nach dem Tode des de Landas, da dieſer Bund doch unter allen Umſtänden nur durch Liebe und Vertrauen rechtmäßig und jede andere Zuthat nur Beiwerk, nur Rechtfertigung vor der Welt iſt. Und ſo ſchleichſt Du Dich heimlich von meiner Seite hinweg, um Dir einen Weg auszuſpähen, der Dich ja zur Seligkeit führe, wenn auch Dich allein. So geh' denn und ſichere Dir Deine Ewigkeit ſelbſtſüchtig, verrätheriſch an der Hand jener Heuchler, die Dich ohne mich führen und lenken. Laß mich allein in der Zeitlichkeit zurück! Ich will mir ſchon mit eigenem Spaten die Wurzel des Ewigen ausgraben. Ich will mir einen Bund ſuchen, der mich mit Allem, was ich liebe, mit Allen,

die ſich an mein Herz hängen, für hier und dort in ſeinen Himmel mit einſchließt, einen Bund, in dem ich mit Allen, die ich liebe, Alles — meine Tagesarbeit, mein Mittagsmahl und mein Abendgebet theile!

Er warf ſich in die Ecke des Sophas, um heimlich in die beiden hohlen Hände hinein zu ſchluchzen.

Alide blieb in der Mitte des Zimmers ſtehen, erblaßt und erſchüttert, bald auf ihre gefalteten Hände, bald nach dem unglücklichen Manne blickend. Die Stille währte einige Minuten. Und ehe ſie einen Gedanken faſſen, ein Wort finden konnte, trat der Profeſſor van Bree leiſe herein. Ohne die Anweſenheit des Barons anzuerkennen, ſagte er in flamändiſcher Mundart:

Frau de Landas, ich habe von Ihres verſtorbenen Mannes Teſtament mit Ihnen geſprochen, mochte aber einige andere Geſchäftsſachen

in Beiſein Ihres Sohnes nicht erwähnen: wenn es Ihnen jetzt recht wäre —?

Der Baron hatte ſich aufgerichtet, ohne aufzuſtehen, und fragte mit gemeſſenem Tone, während Alide einen Seſſel für den Geiſtlichen heranzog:

Wer ſind Sie, mein Herr? Wie kommen Sie hier herein?

Es iſt der Herr Profeſſor van Bree, lieber Mann! ſagte Alide in franzöſiſcher Sprache und ſetzte hinzu: Der Herr ſpricht nicht deutſch.

Mein Herr, fuhr der Baron nun auch franzöſiſch fort, wenn Sie zu Baron von Schleifras wollen, ſo laſſen Sie ſich gefälligſt durch einen Bedienten melden und mir Ihren Namen ſagen.

In ſchwerfälligem Franzöſiſch und mit unterdrückter Heftigkeit verſetzte van Bree: Ich bin zu Madame de Landas gekommen.

Liebe Frau, beſcheide doch den Herrn, daß keine Madame de Landas hier iſt! bat Guſtav.

Beſter Mann! flehte ſie deutſch und mit verwarnendem Winke.

Du haſt Recht, meine Liebe, fuhr der Baron franzöſiſch fort, es wird ſich beſſer für den Kutſcher ſchicken, den Herrn zu begleiten.

Er ſtand auf und zog die Schelle.

Liebſter Guſtav, fiel Alide deutſch ein, ich bitte Dich um des Himmels willen, beleidige hier zu Lande keinen Prieſter, und dieſer iſt Executor des Teſtaments!

Der Baron erklärte jedoch franzöſiſch:

Daß der Herr ein Geiſtlicher iſt, ſehe ich wohl, Madame; allein Ungeſchliffenheit und Beleidigungen werden durch keinen ſchwarzen Talar entſchuldigt. Im Gegentheil, mich kümmert das Gewand dieſes Mannes ſo wenig, als die Tollheit ſeine Tonſur reſpectirt hat, wie ſie in ſeinem Kopf Platz nehmen wollte.

Der ehrliche Heſſelts kam ſtatt eines Bedienten mit ängſtlichem Eifer herein.

Lieber Freund, rief ihm der Baron franzöſiſch zu, befreien Sie mich von dieſem Unverſchämten, der hier unangemeldet eintritt und die Baronin von Schleifras für eine Madame de Landas anſieht.

Ich hoffe, Herr Profeſſor, ſagte Heſſelts mit einer Empfindlichkeit, die ſich in äußerliche Ehrerbietung kleidete, ich hoffe, Sie reſpectiren die Gaſtfreunde dieſes Hauſes.

Der Profeſſor, dem es anzuſehen war, daß ihn nur die fremde Sprache hinderte, den ganzen Zorn, der auf ſeinen blaſſen Lippen zuckte, gegen den Baron in Worten auszulaſſen, verſetzte:

Ich hoffe, Herr Heſſelts, Sie reſpectiren den Hausfreund Ihres verſtorbenen Principals und den Vollſtrecker ſeines letzten Willens!

Als dieſer Vollſtrecker werden Sie wiſſen, daß die Angelegenheiten des Geſchäftes zunächſt

von mir ausgehen, erklärte Hesselts. So hab' ich denn auch die Ehre des Hauses gegen Geschäftsfreunde zu vertreten.

Ich sehe nur Leute, die erben wollen, versetzte van Bree. Sagen Sie ihnen gefälligst, wer ich bin und welche Vollmacht ich habe.

Verzeihung, Herr Professor, fiel Hesselts ein. Der Herr Baron ist Gläubiger des Hauses, und hat mit mir Geschäfte. Ich habe ihn in diese Zimmer eingeführt und muß für seine Ruhe sorgen.

Ja, Herr Hesselts, erklärte der Baron, ich gedachte Ihnen diesen Abend noch die mitgebrachten Schuldscheine und Wechsel über jene 200,000 Rthlr. zu präsentiren, welche bei der Scheidung meiner Frau als ihr Vermögen im Geschäft geblieben sind. Notiren Sie gefälligst, daß ich dies Capital von heute an kündige!

Davon weiß ich nichts! sagte der Professor, ein wenig betroffen und mit fragendem Blick

auf Alide. Frau de Landas wird mir bestäti-gen müssen, ob das wahr ist.

Dem Baron entfuhr eine rasche Bewegung der Hand gegen den zähen Mann; er faßte sich aber sogleich und sagte mit viel Selbstbeherr-schung zu Aliden:

Nun aber fodere ich von Ihnen, Madame, daß Sie gegen diesen unhöflichen Menschen, der an meiner Wahrheitsliebe zweifelt, auf Ihrem wahren Namen bestehen!

Lieber Mann, sagte sie deutsch, es sind über-triebene Ansichten dieses strengen Mannes; ich hab' es ihm schon bemerkt und werde es ihm ernstlicher sagen; jetzt ist er aber zu beleidigt dazu. Dann bedenk' auch, daß die Angelegen-heit unseres Vermögens in seinem guten Willen liegt, und sieh' über diese Nebensache weg aus Klugheit.

Wie? fiel der Baron ebenfalls deutsch ein, Du nennst meinen Namen eine Nebensache?

Dieſer Name war Dein Stolz und iſt Deine Rechtfertigung!

Rechtfertigung? Mein Stolz? verſetzte ſie empfindlich. Ich weiß nicht, was er war! Du ſprichſt ja nun aber von Scheidung und es wird Dir alſo gleichgültig ſein, wie ich heiße; der Name de Landas aber iſt hier im Hauſe älter!

Es ſei alſo! rief Guſtav mit einer Entrüſtung, die jedoch nur einen Augenblick dauerte; denn im nächſten Moment ſtand er wie gebrochen da, wie überwältigt von Schmerz, den er vergebens zu verbergen kämpfte. Heſſelts wendete ſich verlegen und gerührt mit vorgeſtreckten Händen von Einem zum Andern, ohne ein helfendes Wort zu finden. Der Profeſſor hatte dieſe kurze, heftige Verhandlung in deutſcher Sprache nicht verſtanden und ſah mistrauiſch und in leidenſchaftlicher Spannung gebieteriſch auf Alden.

Lieber Herr Heſſelts, ſagte nach ängſtlicher

Pauſe der Baron ſehr weichmüthig, thun Sie mir den Gefallen und gehen ſelbſt hinüber in den Gaſthof le grand laboureur und miethen mir einige paſſende Zimmer.

O mein Herr Baron! flehte der ganz verwirrte Mann. Uebereilen Sie doch nichts! Es iſt ein Misverſtändniß — o ich bitte!

So gehe ich ſelbſt.

O nein, mein Herr Baron! Ich will Ihren Willen thun! Es wird ſich ja noch Alles —

Er tappte zerſtreut umher nach ſeinem Hut, den er doch nicht mitgebracht hatte, und der Baron gewann dadurch Zeit, ihm in franzöſiſcher Sprache zuzurufen:

Zwei Zimmer, mein Freund, und eins für den Bedienten. Wenn aber ein Jeſuit darin logirt hat, ſo laſſen Sie erſt räuchern, mit Eſſig räuchern: ich vertrage dieſe Luft aus den pontiniſchen Sümpfen nicht!

Er ging ſtolz, das Zimmer zu verlaſſen,

nach der Salonthüre. Wie er sie öffnete, stürzte Angelika herein und an seinen Hals.

Der heftige Wortwechsel hatte sie aus ihren kindlichen Träumen unter dem Bilde des Vaters aufgeschreckt; sie war nach der Thüre geschwankt und hatte zitternd Alles vernommen. Nun hing sie am Halse des hohen Mannes, stumm, ohne Thräne, nur bleich und bebend, wie eine Epheurank am hohen Stamm eines Apfelbaumes vom Wirbelwinde zittert.

Es war eine stumme Scene, in der sich die tiefsten Schmerzen in wenig einfachen Bewegungen kund gaben; denn auch Alide war erschüttert. Sie sah ihr Kind am Halse des Mannes, der sie verließ, und stand selbst wie gebannt von dem glühenden Blick und gehobenen Armen des schroffen van Bree, bis sie im Kampfe mit dem Zug ihres Herzens und der Furcht ihrer Seele ohnmächtig in die Kniee sank. Van Bree hob sie mit eherner Miene auf das

Sopha und Gustav führte die Tochter sanft zur Mutter hin, um ihr beizustehen.

Sein Gesicht war naß und entstellt, als er das Zimmer und das Haus verließ.

Veronika hatte inzwischen, um die Langeweile der Einsamkeit zu vergessen, einen Theil ihrer Sachen aus dem Koffer in die Schublade ihres Zimmers eingeräumt und blätterte in ihrem französischen Wegweiser durch Belgien nach den Merkwürdigkeiten von Antwerpen, um ihre müßige Unruhe auf die Beschäftigung der nächsten Tage zu vertrösten. Dazwischen fiel es ihr doch auf, daß auch Angelika gar nichts von sich hören ließ; es beunruhigte sie um so mehr, als sie vorhin heftiges Gespräch unter sich dumpf vernommen hatte. Nun war es wieder still und sie fragte sich, ob sie nicht hinabgehen und nach den Ihrigen sehen sollte. In dieser

Ueberlegung trat ſie wieder ans Fenſter und ſuchte ſich an dem gelaſſenen Treiben auf der Straße zu zerſtreuen. Eben fuhr ein Omnibus über den Platz und ſetzte an dem ſchräg gegenüber gelegenen Gaſthof, le grand laboureur, Reiſende mit ihrem Gepäck ab. Wie ſie am Haus emporſah, ward ſie durch ein winkend bewegtes, buntſeidenes Tuch aufmerkſam auf einen Mann am Fenſter. Es war der Baron Guſtav. Veronika erſchrak. Sie würde ihrem Auge nicht getraut haben, hätte nicht gerade dies Winken und Zunicken ihr allen Zweifel benommen.

Im erſten Augenblick erwiderte ſie den Gruß des Freundes mit einer Bewegung, die durch das Falten der vorgeſtreckten Hände eine fragende Verwunderung ausdrückte. Da, wie denn heut lauter unglückſelige Erinnerungen zu herrſchen ſchienen, fiel ihr ein, daß der Baron, ſeiner Erzählung nach, in derſelben Richtung,

vielleicht durch ähnliches Winken und Grüßen, die erste Bekanntschaft Alidens gemacht hatte. Sie trat rasch und mit Herzklopfen vom Fenster zurück. Die wunderlichsten Vorstellungen und Empfindungen überstürzten sich in ihrem Innersten. Sie hing ihnen aber nicht nach, sondern eilte hinab, zu erfahren, was vorgefallen sei.

Die Baronin hatte sich, erschöpft und zerstört, auf ihr Zimmer zurückgezogen. Die Freundin fand Angelika auf dem Sopha liegen, unter dem schönen Bilde von Jordaens, das eigentlich an all' den jetzigen Verwirrungen schuld war. Von ihr erfuhr Veronika das Vorgefallene, wenigstens in seiner Allgemeinheit. Welcher Schreck und Kummer für sie! Was sollte aus diesem unseligen Bruche werden? Die Folgen dieser Entzweiung ließen sich nicht voraussehen und waren für sie um so beängstigender. Doch galt ihr erstes, wehmüthigstes Leid dem edeln, jetzt an ihrer Seite ruhenden Kinde, dessen

schuldlose, liebeträumende Seele heut die schwere Weihe des Schmerzes über eheliches, elterliches Unglück empfangen hatte.

Auf solche Erschütterung der Gemüther ließ sich sobald kein froher Verkehr, kein heiterer Umgang erwarten. Die Freundin kümmerte sich darum, wie die Entzweiten zu versöhnen wären. Sie kämpfte mit sich, es selbst zu versuchen, ohne daß sie sich dazu entschließen konnte. Das Leid des Barons ging ihr zu nah; auch fürchtete sie sich vor gewissen unbestimmten Aeußerungen und Erklärungen, die der Freund bei solchem Anlaß machen könnte. Dachte sie aber an die Baronin und an die Heftigkeit, mit der sie vielleicht eine solche Vermittelung aufnehmen würde, oder sich über den Gemahl auslassen könnte, so verzagte sie vollends, auf eine Frau zu wirken, deren Vertrauen sie ohnehin nicht besaß.

Inzwischen faßte Angelika stillschweigend den

Gedanken, die Eltern zu versöhnen. Sie besuchte am andern Morgen in der Frühe den Vater, sie kam von da zur Mutter herüber und suchte Beide zu stimmen und zu verständigen. Sie fand Beide ruhig, aber verschlossen; Beide wurden von ihren kindlichen Bitten gerührt; aber hinter dieser Rührung lag ein und der andere Rückhalt, unerkennbar für Angelika und auch nicht geeignet, um in der Stellung eines Kindes zu den Eltern Abhülfe zu finden. Alide hatte sich nämlich in ihren so tief aufgeregten Gewissenszweifeln gänzlich dem Rath und der Leitung van Bree's unterworfen und wagte keinen Schritt ohne Zustimmung dieses heftigen und gegen den Baron erbitterten Mannes. Und der Baron trug sich mit Gedanken, die eine ganz andere Richtung, als zu einer Aussöhnung mit seiner Gemahlin, zu nehmen drohten.

Der Gedanke, sich von seiner Frau zu scheiden, war ihm wol früher schon gekommen, allein nur

in Augenblicken flüchtigen Verdruſſes und Mis-muths wie ein Phantom, von welchem das be-wegliche Herz des edeln und ein wenig verein-ſamten Mannes ſich ſchnell wieder zu einem Wohlwollen für Aliden bekehrte. Nun aber war ſein männlicher Stolz ſchwer beleidigt, an der Entrüſtung über den ſchroffen Prieſter hatte ſich ſein Muth gehoben. Eine Scheidung war ihm, ſo zu ſagen, vor die Füße geworfen wor-den und wenig Augenblicke darauf hatte ſich et-was begeben, worin ſein erſchüttertes Herz einen höhern Wink erkennen wollte. Es war der un-erwartete Fenſterblick mit Veronika. Er hatte ſich im Gaſthof die alten Zimmer wieder geben laſſen und wie er eben, in leidiger Erinnerung an damals, das Fenſter öffnete, erblickt er drüben im Hauſe de Landas' Veronika; zwar nicht an demſelben Fenſter, wie früher Aliden, ſondern ein Stockwerk höher; aber er fühlt in dieſem Augenblick nur deſto lebhafter, daß ſein

Auge ſich nach einem ſo edeln Beſitz allerdings erheben müſſe. Gewiß gönnte ihm der Himmel, ſo dachte er, unter dem alten Zeichen ein neues, glücklicheres Bündniß für ſeine ruhige, von Leidenſchaft gereinigte Zukunft. Von jenem Uebermuthe, der ihn damals zu einem frevelhaften Wagniß getrieben hatte, hoffte er den edleren Theil in ſich bewahrt zu haben. Jene nachdrückliche Unternehmungskraft ſeiner Jugend beſaß er freilich nicht mehr, dafür ſah er ſeine jetzigen Wünſche für erlaubter und für leichter erreichbar zugleich an.

Von Veronika's liebevoller Geſinnung für ihn hatte er eine innige Ueberzeugung; und war die Freundin bisher jeder Annäherung mit zarter Scheu ausgewichen, ſo lag dies gerade, wie er glaubte, in der Achtung des edeln Mädchens vor dem Verhältniß, das er eben zu löſen dachte.

Er nahm ſich vor, der Freundin einen Beweis von Anerkennung dadurch zu geben, daß

er, ohne das Mindeste von seiner Absicht auf eine Verbindung mit ihr durchblicken zu lassen, die Scheidung mit Ruhe und Anstand vollzöge. Vor Allem wollte er nun die Angelegenheit des Vermögens geordnet wissen. Er fand hierzu an Hesselts einen ehrlichen und ihm zugethanen Geschäftsmann.

Hesselts selbst suchte an Aliden und dem Baron eine Anlehnung gegen den Professor van Bree. Es lag ihm Alles daran, das Ehepaar nicht entzweit zu sehen; zumal da er sich des Argwohns nicht erwehren konnte, daß van Bree absichtlich auf einen solchen Bruch hin arbeite. Vielleicht that er diesem schroffen Mann Unrecht; allein, da derselbe sich bisher öfter in die Geschäfts- und Vermögensverhältnisse des Hauses einzumischen versucht hatte, war Hesselts sehr eingenommen gegen ihn und argwohnte schlaue Absichten des Ordens, dem der Professor angehörte. Es war bekannt genug, daß dieser neu

erwachte Orden keine Mittel und Wege verschmähte, um wieder zu seinem alten Vermögen und Einfluß zu gelangen. Die auffallendsten Erbschleichereien dieser frommen Väter waren in jüngster Zeit vorgekommen und hatten das Mistrauen des wohlhabenden Theils im Volke und die Wachsamkeit der öffentlichen Behörden, der Anwälte und Familienräthe erweckt.

Darum haben aber diese beharrlichen und unverdrossenen Herren ihr Bestreben und System nicht geändert, sagte Hesselts gelegentlich zum Baron; sie sind nur vorsichtiger in ihren Mitteln geworden. Sie greifen jetzt nicht geradezu nach Vermögen und Vermächtnissen, sondern versichern sich in reichen Familien solcher Personen, die gesetzlich erben können und die ihnen dann das Erwünschte auf einem weniger auffallenden Umwege zuwenden. Ich möchte sagen, Herr Baron, sie halten fromme Zuchtschafe, die sie auf fremde Weide treiben, von Vermächt-

niſſen fett werden laſſen und dann ins Haus ſchlachten.

Eins verſtehe ich nicht recht, lieber Herr Heſſelts, ſagte der Baron, daß man nämlich hier zu Land ſo fromm iſt und dabei doch den frommen Vätern ſo ſehr auf die Finger ſieht; oder wenn man ihnen ſo wenig Gutes zutraut, daß man ihnen doch wieder ſo anhänglich bleibt.

Allerdings ſind wir darin anders als unſere hochdeutſchen Brüder, erwiderte Heſſelts. Wir ſind nicht ſo träumeriſch auf einer und freidenkend auf der andern Seite; wir ſind gläubig, aber auch gewerbſam; wir leihen unſer Ohr gern Denjenigen, die uns Anweiſungen auf den Himmel ausſtellen, behalten aber dabei unſere Hand auch auf Dem, was wir hier unten ſchon haben. Solch' ein Mann war auch mein verſtorbener Chef, Herr de Landas. Während er die pünktlichſten Wechſelgeſchäfte machte, war er ſehr ängſtlich auf gute Rimeſſen für die Ewig-

keit bedacht. Und ſo hat er denn auch wieder den frommen van Bree zum Lebens- und Gewiſſensrath ſeines unmündigen Sohnes, mich aber doch zum Vormund beſtellt; hat Jenem die Vollziehung des Teſtaments, mir aber das Geſchäft übertragen.

Dies Teſtament wurde nun wiederholt beſprochen. Heſſelts hatte dem Baron einen geſchickten Anwalt empfohlen, dem er ſeine antwerpener Angelegenheiten übergeben wollte. Auch dieſer Rechtskundige rieth nicht dazu, das Teſtament anzufechten. Nach den Beſtimmungen deſſelben war der junge de Landas alleiniger Erbe, Alide als geſchiedene und proteſtantiſch gewordene Frau war gänzlich ausgeſchloſſen und für Angelika ein ſehr anſehnliches Legat in der Unterſtellung ausgeſetzt, daß ſie katholiſch geblieben ſei, oder es wieder werde.

Ich weiß wohl, erklärte Heſſelts, daß van Bree ſeinen verſtorbenen Freund bei Aufſtellung

des Teſtamentes nicht ohne Zuziehung eines Rechtsverſtändigen berathen hat. Ich bin auch überzeugt, daß die eine Lücke, die ich im Teſtament finde, mit Abſicht gelaſſen iſt. Herr de Landas hat nämlich keine Beſtimmung getroffen, wie es mit dem Vermögen gehalten werden ſoll, falls Herr Joachim noch minderjährig verſtürbe. Dieſer Fall lag doch bei der Kränklichkeit des Sohnes nahe genug. Nun hat Herr de Landas, ſo viel ich weiß, keine Anverwandten, die ihn geſetzlich beerbten. Mit den wenigen Mitteln ſeines in Amerika ziemlich abenteuerlich verſtorbenen Vaters hatte er ſich durch Thätigkeit und Verſtand in die Höhe gebracht. Sehen Sie, ſolches Vermögen liegt juſt recht bequem für ſolche Herren, um es wegzuſchnappen, und darum hat der van Bree den Verſtorbenen über den Sohn hinaus nichts beſtimmen laſſen, um dann auf dieſen deſto mehr Einfluß frei zu behalten. Ich erwarte nun alle Tage, daß der Profeſſor

den bedenklich Kranken zur Vorsicht eines Testamentes bereden wird. Aber nun entsteht die Frage, wie wird man die Mutter übergehen können? Vom Manne war sie geschieden, aber des Sohnes nächste Erbin ist sie doch. Und Herr Joachim hat seine Mutter liebgewonnen, zumal die gnädige Frau auch ganz im Sinn der geistlichen Herren ist. Wenn nur der Sohn sein Vermögen der Mutter vermacht, so hat die Mutter eine Tochter, der sie es zuwenden wird. Werden dann die geistlichen Herren, die nach so viel Müh' und Arbeit um den Vater und Sohn gewiß nicht leer ausgehen wollen, sich vielleicht mit ein paar guten Legaten abfinden lassen? Und wird bei solcher Kürzung des Vermögens Frau Alide gleichgültig bleiben? Die gnädige Frau ist ja darin auch eine gute Niederländerin, daß sie bei aller Verehrung der geistlichen Herren doch auch Geld und Gut

zu ſchätzen weiß. Geben Sie mir Recht, Herr Baron?

Guſtav lächelte mit bejahendem Nicken.

Sehen Sie, fuhr Heſſelts fort, das iſt die Lage der Sache, die mich jetzt ſehr intereſſirt und die auch Ihnen nahe liegende Räthſel aufgibt; denn ich zweifle ſehr, daß der junge Herr de Landas den Herbſt überleben wird.

Während ſolcher Unterhandlungen ließ der Baron durch Heſſelts mit Aliden auch wegen ihres im Geſchäft ſtehenden Vermögens Rückſprache nehmen. Die Ehe war nämlich im Rauſche der erſten leidenſchaftlichen Neigung auf Gütergemeinſchaft abgeſchloſſen worden, die am Wohnorte des Barons gewohnheitlich war und die auch einer perſönlichen Hingebung zweier ſich Verbindenden ſo ſchön und ſchwärmeriſch entſpricht. Nun konnte aber auch Keines von Beiden ohne des Andern Zuſtimmung über das gemeinſchaftliche Vermögen verfügen. Guſtav

hielt aus zarten und verſtändigen Rückſichten für gut, das im de Landas'ſchen Geſchäft ſtehende Capital herauszuziehen und ſonſt unterzubringen. Er ließ ſeiner Gemahlin den Vorſchlag thun, aber ſie verweigerte ihre Zuſtimmung ohne Anführung beſonderer Gründe. Der Baron zweifelte, in ſeinem Aerger darüber, keinen Augenblick, daß Alide hierin dem Rath des Profeſſors folge. Er erinnerte ſich, wie unangenehm es demſelben gleich Anfangs geweſen war, daß eine ſo bedeutende Summe aus dem Vermögen des Hauſes gezogen werden könnte. Es gereichte dem Baron zu neuem Verdruß, wahrzunehmen, bis zu welchem Grade ſeine Gemahlin ſich dem Einfluß ſolcher fanatiſchen Männer unterordnete, da ſogar auch die Sorge um Geld und Gut, das Einzige, was bisher noch ihrer frommen Hingebung das Gleichgewicht gehalten hatte, nun dieſem Eifer zu weichen ſchien. Natürlich beſtärkte ihn dies noch mehr in ſeinem Vorha-

ben der Scheidung und die alte, immer wieder aufgekommene Zuneigung für Aliden wich nun vollends der Ueberzeugung, daß ihr tiefſtes Weſen in einer Umwandlung begriffen ſei und ſich von ihm abwende.

Dieſe Widerwärtigkeiten zu vergeſſen, beſuchte Guſtav die Merkwürdigkeiten der Stadt mit Angelika, die fleißig zu ihm kam und durch die er auch Veronika zu dieſen Gängen mitbringen ließ. Sie beſahen die Kirchen mit den ſchönen Gemälden, die Baſſins mit den Seeſchiffen, die Citadelle, das Werft und was nur einiges Intereſſe darbot. Zum Ausruhen ſetzten ſie ſich gern vor einem Eſtaminet am Ufer der Schelde nieder und ſahen bei Erfriſchungen unter heitern Geſprächen dem Leben auf dem Strom zu. Veronika trieb auch zum Beſuch der milden Anſtalten, beſonders des Armenhoſpitals. Dreihundert Perſonen beiderlei Geſchlechts fanden ſich hier beſchäftigt, die Blinden und Siechen

mit Aufzupfen alten Seilerwerks zu Werg, das gepicht zum Kalfatern der Schiffe gebraucht wird, die Andern in der Teppichfabrik der Anſtalt, deren Arbeiten auswärts ſehr geſucht ſind. Hiermit und mit kleinen Ausflügen und Abendſpaziergängen auf dem belebten „grünen Platz" ging eine Woche hin.

In der Frühe des Sonntags ſaß Veronika in ihrem vordern Zimmer, in das die Morgenſonne fiel. Auf den Straßen war es ſtill, in den verſchiedenen Kirchen läutete es zu den einzelnen Meſſen. Ihr ſeidener Morgenüberrock ſchillerte zwiſchen Gelb und Blau, ihre Stimmung war aus Wehmuth und Freude gemiſcht. Sie ſchrieb an ihre Schweſtern und — wie viel Frohes und Betrübtes, wie viel neue Anſchauungen und alte Gefühle drängten ſich da nicht zu ihrer Feder! Endlich fuhr der Wagen am

Hauſe vor, der die Baronin mit Angelika nach Eckeren, zum Beſuch einer befreundeten Familie, bringen ſollte, die ſich dort, unter den Ruinen des Rubens'ſchen Landhauſes, einen Sommerſitz gegründet hatte. Wie der Wagen wegfuhr, fühlte die Freundin mit innigem Behagen, daß der ſchöne Tag ihr jetzt ungetheilt gehöre. Sie nahm ſich vor, die ſüßen Minuten der Einſamkeit mit aller Luſt zu genießen.

Bald darauf klopfte es leiſe an ihre Thüre und Heſſelts trat ein, im Sonntagsfrack und mit einem Blumenſtrauß, den er mit eigens befangenem Lächeln der Freundin zierlich darbot.

Wie freundlich Sie ſind, lieber Herr Heſſelts! ſagte Veronika. Ich finde jeden Morgen friſche Blumenſtöcke hier auf dem Fenſtertiſchchen: Das rührt doch nur von Ihnen her und jetzt bringen Sie mir noch den herrlichen Strauß dazu!

Wofür haben wir denn die Blumenzucht im Garten und Gewächshauſe, was Alles viel

Geld koſtet, wenns Niemand genießen will? rief Heſſelts. Sie wiſſen es doch zu ſchätzen, Sie freuen ſich auch noch an Blumen. Wiſſen Sie aber auch, mein verehrtes Fräulein, daß Blumen noch Eins ſo ſchön und länge blühen, wo ſie ſich geliebt fühlen? Es ergeht denſelben, wie den Menſchen, die auch in der Zeit der Liebe ſich am ſorgfältigſten ſchmücken und 'was Hübſches an ſich wenden.

Er bog mit ſelbſtgefälligem Lächeln die geſtärkte Hemdkrauſe unter die ſeidene Weſte und fühlte nach der darein gehäkelten Brillantnadel.

Veronika fragte nach dem Kranken. Es geht heut wieder etwas beſſer, ſagte er, und unſere gnädige Dame iſt ziemlich heiter weggefahren. Dieſe gepflückten Blumen aber bringe ich Ihnen als Sinnbild, daß ich etwas Vertrauliches mit Ihnen durch die Blume beſprechen wollte, wie man zu ſagen pflegt.

Veronika rückte betroffen mit ihrem Stuhl.

Sehen Sie, fuhr er mit großer Unbefangenheit fort, nichts auf der Welt geht über einen glücklichen Ehebund und eine vergnügte Familie!

Veronika zupfte in ihrer Unruhe den seidenen Faden auf, mit dem die Blumen zusammengebunden waren.

Wenns aber mit einer Familie so geht, daß sie, wie diese Blumen da, die offenen und die Knospen, aus einander fällt, so finde ich das just kein gutes Zeichen, bemerkte Hesselts; worauf Veronika etwas verlegen, aber mit bezüglichem Nachdruck versetzte:

Sie nehmen mir nicht übel, Herr Hesselts, daß ich die Blumen ein wenig anders zusammenstelle. Jedes hat, wie Sie wissen, seinen eigenen Geschmack, bindet zusammenpassende Farben neben einander und steckt die verblühenden ein wenig zurück. Sehen Sie, so! Ja, Herr Hesselts, wenn ich einmal Antwerpen verlassen habe, werde ich bei schönen Blumen im

mer ſagen: Ich habe doch nirgends ſo ſchöne Blumen gehabt, wie in Antwerpen von dem guten Herrn Heſſelts.

In der Verlegenheit über dieſen Wink wickelte ſie den Faden immer feſter um die Blumenſtengel.

Und nun ſind all' die Blumen wieder feſt beiſammen, fuhr Heſſelts unbefangen fort, und Sie haben bildlich ein gutes Werk gethan. Gerade wegen des Zuſammenfügens wollte ich mit Ihnen reden und ich nehme es als gute Vorbedeutung für meine Abſicht, daß Sie meine Blumen nun ſo nach Ihrem Geſchmack zuſammengefügt haben.

Aber, guter Herr Heſſelts, ich habe weiter gar nichts damit ſagen wollen, eiferte Veronika.

Können ja das auch ſchicklicher Weiſe nicht, mein verehrtes Fräulein, erklärte er lächelnd, bis ich Ihnen erſt vorgetragen, was wir eigentlich, mit Zuſtimmung Ihres edeln Herzens, zuſammenfügen möchten.

Nicht wahr, Herr Hesselts, Sie sind Katholik? fragte Veronika lebhaft.

Wie Sie sagen! Und Sie Protestantin?

Ja wohl, Herr Hesselts.

Charmant! rief er. So sind wir wie gemacht, um eine gemischte Ehe, wie die ist, die wir —

O Sie scherzen, Herr Hesselts! fiel Veronika ein, indem sie lebhaft aufstand und, um ihre Hast gleich wieder gut zu machen, den Strauß in frisches Wasser stellte.

Nein, mein Fräulein, es ist leider mein Ernst, betheuerte Hesselts.

Leider?

Nun ja! Ist es denn nicht ein Unglück, daß unsere verehrte Dame und der vortreffliche Herr Baron so zerfallen und uneins sind?

Ha, so! Und die möchten Sie gern wieder vereinigt sehen? O Sie guter, lieber Mann!

Da haben Sie es nun richtig errathen!

ſchmunzelte Heſſelts, indem er vergnügt die Hände rieb. Das iſt die gemiſchte Ehe, — denn unſere gnädige Dame iſt ja wieder Katholikin! — die wir wieder verbinden wollen. Aber ganz im Vertrauen! Und Sie ſollen mir beiſtehen.

Gern! rief Veronika und konnte nicht unterlaſſen aus erleichtertem Herzen ihm als Zeichen ihrer Zuſage die Hand zu reichen, die Heſſelts mit feierlichem Lächeln küßte.

Aber warum ſagten Sie mir das nur ſo vorſichtig, ſo geheimnißvoll, Herr Heſſelts?

Weil ich mit mir im Zweifel war, oder vielmehr immer wieder ein wenig zweifelhaft wurde, ob ich es ſagen dürfte, erklärte er; da mir der Herr Baron ganz im Vertrauen eröffnet hat, daß er nach geordneten Vermögensangelegenheiten ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden laſſen will.

Scheiden? rief Veronika erblaſſend.

Zum erſten Mal breche ich eine Zuſage des

Stillschweigens, fuhr Hesseltz fort. Im Geschäft würde ich es nimmermehr gethan haben; allein in dieser häuslichen Angelegenheit, die gewiß nur durch Misverständnisse oder durch, so zu sagen, verſäuerte Liebe so verwirrt worden ist, da thu' ich es und wende mich mit allem Vertrauen an Sie. Der Herr Baron handelt sehr unklug; er würde es gewiß einsehen, wenns zu spät wäre; darum wollen wirs nicht zu spät werden lassen!

Ja! rief Veronika nach einigem Kampfe mit sich selbst, wir müssen hier etwas thun, gerade weil der Herr Baron ein Geheimniß aus seinem Vorhaben macht. Wenn man sich einmal in seinen Kummer verschließt, so bestärkt man sich nur in seinen Empfindungen und Gedanken und glaubt nie Unrecht zu haben. Man muß dem Herrn Baron einen andern Gesichtspunkt zeigen. Ich will es, aber brieflich; mit ihm reden — nein, das geht nicht!

Hesselts sprang von seinem Stuhl auf und rief in kindlicher Freude:

Ach, ach! daß Sie mit einverstanden sind, der Herr Baron dürfe sich nicht scheiden, nein, wie mich das freut! Ich kann es Ihnen nicht so sagen! Gerade Sie mit mir einverstanden! Aber, Sie müssen ihm auch recht überzeugende Gründe geben. Hören Sie!

Hesselts setzte sich wieder und bemühte sich, der Freundin begreiflich zu machen, welche Gefahren dem Vermögen des Hauses drohten, wenn die gnädige Dame geschieden, dem Rathe der geistlichen Herren überlassen bliebe. Er scheute sich, wie es schien, seine Besorgniß und die darin liegende üble Meinung von jenen Männern entschieden auszusprechen. Sehen Sie, platzte er endlich mit gedämpfter Stimme heraus, der Sohn wird sterben, die liebe Tochter wird sich verheirathen und Madame wird dann Geschäft und Vermögen nicht behalten, nicht

auf die ihrigen bringen. Das ſtellen Sie dem Herrn vor, das iſt die Hauptſache!

Gut, gut! erklärte Veronika, laſſen Sie mich jetzt ſchreiben, holen Sie dann gegen Mittag den Brief bei mir ab und beſtellen Sie ihn auf die rechte Weiſe.

Eine Weile ging die Freundin, als Heſſelts ſich empfohlen hatte, unruhig umher, ihre Gedanken zu ſammeln. Nach und nach kam die Feierlichkeit des ſchönen Sonntags wieder über ſie und in dieſer gehobenen Stimmung ſetzte ſie ſich zum Schreiben. Wie ſie fertig war, nahm ſie Hut und Tuch und eilte nach der Kathedrale. Sie betrat die Kirche durch die Seitenthüre, in deren Nähe die Kreuzabnahme von Rubens hängt. Im Anblick dieſes herrlichen Bildes ließ ſie ihr Herz ausheben, bis ſie Muth und Hoffnung wieder bei ſich eingekehrt fühlte.

Zu Hauſe wartete ſchon Heſſelts mit Hut und Stock. Haben Sie es ihm auch recht nach-

drücklich gesagt? fragte er. Mit dem Gelde besonders?

Ich will Ihnen den Brief lesen, antwortete Veronika. Sie sind ein braver Mann, Sie kennen die frühere unglückliche Geschichte des Hauses wie die jetzigen Mishelligkeiten. Warum sollten Sie den Brief nicht hören dürfen?

Veronika las:

„Ein böser Traum ist mir in den schönen Sonntagsmorgen gekommen, oder es haben Menschen, die sich um Ihr Wohl, mein Freund, ängstigen, mich mit der Besorgniß erschreckt, Sie dächten daran, sich von Ihrer Gemahlin zu scheiden. Ich erinnere mich, daß Sie jüngst, als wir am Ufer der Schelde das schöne Schiff nach Batavia absegeln sahen, Ihre Sehnsucht nach einem Paradies ausgesprochen haben, wo man fände, was Herz, Geist und Häuslichkeit eines glücklichen Mannes bedürften. Leider! haben Sie jetzt Einsamkeit und Trauer genug,

sich ein solches Paradies auszumalen und sich in eine unbestimmte Sehnsucht hinein zu träumen, die nicht gemacht ist, Sie zu Ihrem wahren Glück zu führen. Denn, wissen Sie, und wenn dies Paradies eben vor Ihnen läge, Sie dürften es nicht betreten. Eine Erinnerung würde Ihnen dahin folgen, die zur Schlange dieses Paradieses werden dürfte. Lassen Sie mich Ihnen jetzt Freundin sein und bitten, Ihren Blick einmal nach dieser Seite zu richten, die ich Ihnen zeigen will.

Als Sie beinah vor dreizehn Jahren Aliden von hier entführten, haben Sie sich damals weniger glücklich gefühlt, als Sie es jetzt träumen? Sie werden mir antworten, damals seien Sie einer blinden Leidenschaft gefolgt, aus der Sie jetzt in einer höhern Region erwachten. Und wem folgen Sie denn jetzt? Einem träumenden Herzen! Fürchten Sie nicht, daß auch dies Herz einmal erwachen könnte? Dies

Herz hat einen tiefen, edeln Grund, ein lebendiges Gefühl für das Rechte: Sie werden daher gewiß eines Tages einsehen, daß viel von diesen Zerrissenheiten in Alidens Gemüth, viel von dieser Ihnen jetzt widerwärtigen Seelenstimmung Ihrer Gemahlin auf Sie als Schuld zurückfällt und daher rührt, daß Sie jenes heilige Band, mit welchem Alide einem Andern angehörte, nicht etwa lösten, sondern zerrissen; daß Sie die arme Frau in ein ihr fremdes und unerfaßbares Glaubensgebiet bringen mußten und darin bannen wollten, obschon es ihrem Herzen nicht angemessen war. Alidens Bildung und Charakter war Ihnen ja zuerst nicht widersprechend und wenn Ihr anfängliches Glück mit den Jahren nicht gewachsen ist, so liegt das nicht allein darin, daß Sie, mein Freund, klarer und edler geworden sind, sondern daß die Erinnerungen Ihrer Frau, daß das in ihrer Brust erwachte Bewußtsein einen von Natur

liebenswürdigen Charakter langsam zerstört und in Alidens Wesen krankhafte Eigenheiten hervorgebracht haben. Und nun diese Zerstörung, die auf Sie zurückfällt, Ihr Herz, mein Freund, zerknirschen und es zur Versöhnung, zur Vergebung und Geduld stimmen sollte, wollen Sie sich so kurzweg vom Unglück losreißen? Das ist nicht muthig, das ziemt dem Manne nicht, der ja doch früher edel gewesen, als glücklich geworden ist. Vielleicht wenden Sie mir ein, daß Alide ja zuerst jenes liebevolle Vertrauen aufgegeben, das allein die Ehe begründet, daß sie den Stolz auf den Namen ihres Gatten abgelegt und sich mit dem Namen ihres verstorbenen Mannes habe begrüßen lassen: aber alles Das sind ja eben die Zeichen der Krankheit, sind die natürlichen Entwickelungen jener ersten Zerstörung, die Ihnen, mein Freund, zur Schuld fällt und denen Sie nun als muthiger und gerechter Mann nicht entlaufen dürfen. Sie

haben noch nicht einmal ruhig und vernünftig mit Alliden geſprochen. Wenn Sie ihr jetzt, da ihr erſter Mann geſtorben iſt, als Katholikin zu leben geſtatteten, ſo könnte vielleicht ſchon von dieſem einen Punkt aus ihre Geneſung wiederkehren. Sie würde Beruhigung in ſich ſelbſt haben und alle ihre Liebenswürdigkeiten würden wieder hervorkommen. Wie heiter und einnehmend war ſie nicht ſchon in Belle-Promeſſe, wo ſie die Dinge mitmachen konnte! O gewiß, wenn ſie keine Heimlichkeiten mehr hat und wir ſie dereinſt von dieſen aufregenden Einflüſterungen hinwegbringen, wie unbefangen wird ſie dann wieder ſein, wie natürlich und anſchmiegend, wie ſtolz auf ihren Namen und den ritterlichen Mann, der ihn trägt!

Vielleicht, mein Freund, kann auch dann Alide nicht alle höhern Anfoderungen befriedigen, für welche nun Ihr Herz erwacht und erwachſen iſt. Allein, ſind Sie nicht ihr und

sich selbst schuldig, vor Allem gerecht zu sein und Alidens Seele wieder herzustellen? Und was soll aus Angelika werden? Wollen wir das Engelskind der Mutter lassen und es entbehren lernen? Oder wenn es sich, ungeachtet Ihres Scheidebriefs, noch einmal an Sie anschlösse, wie jüngst, wird seine Seele ohne Kummer bleiben und nicht vielleicht die Heiterkeit Ihres geträumten Paradieses trüben? Nein, nein, mein theurer Freund, über so schwere Fragen und Aufgaben wollen wir uns nicht hinausträumen und gälte es auch ein Paradies! O möchten Sie sich entschließen, vor Allem zu thun, was edel ist, und zuzusehen, ob Ihnen daraus nicht ein Paradies entstehen wolle! Ich will mich nicht unbedingt gegen Ehescheidung erklären; allein der Edle muß anders zu Werke gehen, als die gemeine selbstsüchtige, lose Menge, dieser Flugsand der Gesellschaft, diese Nomaden des Bürgerthums, die ihr Glück darin suchen, eine

grasige Stelle nach der andern abzuweiden, nirgend mit Liebe anzubauen, sondern nur Zerstörung hinter sich zu lassen. O ja nicht so, mein Freund! Gehen Sie lieber und versuchen Sie die Versöhnung mit Ihrer Frau. Lösen Sie sich so nicht von ihr, sondern suchen Sie erst die Seele der armen Alide zu lösen!

Diese Seite Ihres Vorhabens fassen Sie einmal, um Ihrer Freunde willen, recht ins Auge. Wie würden wir uns Alle freuen, Sie glücklich durch Ihren eigenen Werth zu wissen!

Veronika."

Wie Veronika, von ihren Gefühlen aufs Neue bewegt, den Brief mit gesenktem Blick zusammenschlug, trat Hesselts, seine Augen trocknend, herbei und bat, sie möchte den Brief nicht schließen, sondern ihm eine Abschrift zu nehmen erlauben.

Nein, lieber Herr Hesselts, sagte sie, machen Sie, daß der Baron den Brief bekömmt, ich

will Ihnen lieber den Inhalt desselben aufschreiben.

Ach, wie lieb! rief Hessels, und wie sie ihm den gesiegelten Brief darreichte, küßte er ihre Hand mit halb gebogenem Knie und mit stummer Rührung zu ihr aufblickend. In der Thüre blieb er stehen, besann sich und kam verlegen zurück. Ich hatte ganz vergessen, sagte er, daß nichts vom Gelde darin steht. Seien Sie doch so gütig, hochverehrte Mademoiselle, und vergessen Sie auch, daß ich es Ihnen so anempfohlen hatte! Was ist Geld? Nichts ist Geld, gar nichts! Lieber Gott, warum hast du mich denn auch nichts verdienen lassen, als Geld? Wer solch' eine Frau hätte, besäße den sichersten Schatz. Er nickte ihr lächelnd zu und eilte fort.

Es läßt sich denken, in welcher Stimmung der Baron den gelesenen Brief weglegte, wieder aufnahm und noch einmal las. Er fühlte sich durch den muthigen Zuspruch gehoben, bis es galt, neue Vorsätze zu fassen. Da konnte er den lieblichen Zukunftstraum, in den er sich schon so tief eingewiegt hatte, doch nicht so schnell verschmerzen. Was blieb ihm aber übrig, da eben von Derjenigen, die solche glückliche Zukunft schaffen und theilen sollte, eine so strenge Mahnung kam?

Er ging gegen Abend spazieren, hinaus nach Berchem bis an den Park. Viele Menschen, sonntäglich gekleidet, wandelten durch das schwere Festungsthor über die langen Zugbrücken, an den Windmühlen vorüber; viele saßen schon vor den Estaminets bei dem trübsäuerlichen Farobier, ein gesunder, derber, etwas schwerfälliger Schlag Menschen, die an deutsche Stammesabkunft erinnerten, ohne daß jedoch die hochdeutsche

Fröhlichkeit an dieſen Tiſchen herrſchte, die auf einem politiſch ſo viel freiern Boden ſtanden.

Die laue Luft, die in Hecken und Bäumen ſpielte, die milde Abendſonne, die in den belebten Weg fiel, erheiterten nach und nach den Freund und, wie er, zur Stadt zurückkehrend, zwiſchen den Bäumen hindurch den kühn aufſteigenden Thurm der Kathedrale erblickte, ſchwang ſich mit dieſem Blick auch das Herz des wandelnden Freundes empor.

Wie er an de Landas'ſchen Hauſe vorüberkam, rief ihm Angelika vom Fenſter zu:

Wir ſind wieder zurück, Papachen. Pater Joſeph iſt bei uns. Ich komme hernach zu Dir.

Der Gedanke an den Kaplan war nicht gemacht, die Heiterkeit des Barons zu erhöhen. Guſtav konnte nicht errathen, wozu derſelbe nach Antwerpen gekommen ſein möchte. Wenn etwa in Aufträgen des Barons, warum ſuchte er zuerſt Alden auf? Doch, er ſuchte vielleicht ihn

bei Alden, im Hause der Verwandten; denn von dem Zerwürfniß konnte er ja nichts wissen.

Er räthselte noch mit seinen Vermuthungen, als es an die Thüre klopfte und Pater Joseph in seiner freundlichen und höflichen Weise hereintrat. So bald konnte ich mir das Glück nicht erwarten, Sie wieder zu sehen, mein gnädiger Herr Baron! sagte er. Aufträge nach Mecheln führten mich aber zu erwünscht in die Nähe meiner Gönner.

Man setzte sich. Fragen nach dem Baron Anton und den Seinigen, Grüße derselben und andere Mittheilungen des Kaplans setzten den Freund in einen leichtern Zug der Unterhaltung. Vom Abbate und der Gräfin war keine Rede; aber der Geheimerath von Reib war inzwischen am Schlag gestorben, den zweiten Tag nach des Barons Abreise. Nach einem reichlich genossenen Abendessen war er mit einem leichten

Uebelbefinden früh zu Bett gegangen und am Morgen todt gefunden worden, ohne daß der Bediente, der im Nebengemach schlief, die geringste Unruhe wahrgenommen hatte.

Gustav beklagte die junge, liebenswürdige Witwe.

Das Beste von ihrem seligen Manne hat sie doch behalten, versetzte lächelnd Pater Joseph. Ich meine sein bedeutendes Vermögen. Sie muß sich zu trösten suchen und hat auch, glaube ich, den rechten Weg eingeschlagen. Wie ich dort wegfuhr, stand sie im Begriff, zu verreisen. Ich hörte, in ein Bad. Dies scheint mir freilich ein wenig früh, nicht wegen der Kurzeit, sondern wegen der Trauerzeit. Nächstes Jahr würde ihr ein Bad besser bekommen sein. Bei Halbtrauer schlagen den jungen, reichen Witwen die Bäder am schnellsten an, will man behaupten. Allein, so Betrübendes bei Seite gesetzt, liegt mir ein eigener Kummer auf dem Herzen,

eine Sorge, ſo zu ſagen, die recht meines Amtes iſt. Ich hätte viel darum gegeben, mein verehrter Gönner, wenn ich heut in einem anderen Anzug, als in dieſem ſchwarzen Talar, hätte vor Ihnen erſcheinen können.

Ich verſtehe Sie nicht! verſetzte der Baron.

Ich möchte wieder gut machen, ausgleichen, was der Profeſſor van Bree in ſolchem Kleid verbrochen hat, fuhr Pater Joſeph fort. Er iſt ein toller Eiferer, ich muß es nur ſelbſt bekennen. Ein grundgelehrter Mann, Scholaſter; aber dieſe Dogmatiker kennen die Bedürfniſſe des Lebens nicht, ſie halten ihre mit ſtarren Satzungen ausgefüllten Köpfe für hart genug, um damit gegen alle Welt anzuſtoßen. Der verſtorbene de Landas konnte nur in ſeiner finſterſten Stimmung ſolchen unholden Mann zum Hausfreund wählen und der nun auch ehrlich und eifrig genug dieſe verbiſſene Stimmung als freundſchaftliches Vermächtniß in ſich aufge-

nommen hat. Ich habe ihn drüben gleich angetroffen und ihm den Kopf gewaschen.

Sie, Pater Joseph, ihm den Kopf gewaschen? fragte der Baron ein wenig mistrauisch.

Sie wollen sagen, Herr Baron, woher ich den belgischen Strohwisch dazu genommen habe? lächelte Pater Joseph. Den habe ich durch das Vertrauen des Primas von Belgien, des hochwürdigsten Engelbert Strenk, kraft meiner Mission an ihn und kraft geheimer Aufträge für Belgien. Dies unter uns, Herr Baron! Und nun segne ich diese unerwartete Gelegenheit, Ihnen dienen zu können. Ich komme nämlich auch im Auftrage der gnädigen Frau Baronin. Die gute Dame war von dem Professor nicht gut berathen und weiß nicht solchen starren Männern zu begegnen. Nun ich ihr das klar gemacht, sieht sie das Unrecht ihres Benehmens ein und es schmerzt sie doppelt tief. Wenn nun auch der Herr Baron mir einiges Vertrauen schenken könnten?

Dies leise Anerbieten, dies unerwartete Entgegenkommen traf den Baron nach Veronika's Brief in zugänglicher Stimmung. Dazu hatte Pater Joseph das Benehmen des Professors getadelt und, wenn hierin etwas Versöhnendes lag, so kam noch eine kluge Rücksicht dazu. Der Baron hatte nämlich den Einfluß dieses fanatischen van Bree auf Aliden, selbst in Geldangelegenheiten, erfahren müssen. Es war keine Aussicht, mit diesem Manne ins Ebene zu kommen und ihm Alide so weit zu entziehen, um auch nur die Angelegenheit des aufgekündigten Capitals zu ordnen. Dies Alles sollte nun durch Pater Joseph ausgeglichen werden. Der Baron hatte zwar früher kein rechtes Vertrauen zu dem Kaplan fassen können; allein Pater Joseph schien doch bei dieser Familienangelegenheit unparteilicher und uneigennütziger, als der Professor, selbst wenn ein Ordens-Interesse im Spiel wäre; denn der Freund sah

Beide für Jesuiten an und erklärte sich das Uebergewicht des Paters über van Bree aus dem wahrscheinlich höhern Ordensgrade desselben. Dann aber schien es dem Baron gerade ein rechtes Meisterstück von Klugheit, wenn er den Einen dieser gefährlichen Geister durch den Andern bändigen oder austreiben könnte. Aus dieser schnell gefaßten Ueberlegung kam Gustav mit ziemlicher Freundlichkeit dem Anerbieten des Paters entgegen und suchte sich nur im Stillen gegen etwaige List und Ränke vorzusehen.

Wir müssen vor Allem das bedeutende Legat sichern, das für Fräulein Angelika freilich an die Ihnen bekannte Bedingung geknüpft ist, sagte Pater Joseph. Ich hoffe aber den van Bree als Vollzieher des Testaments und daher von mir unabhängig, zu einer lareren Auslegung jener testamentarischen Bestimmung zu vermögen. Wir lassen, denke ich, den Betrag verzinslich im Geschäft bis zur Verheirathung der

liebenswürdigen Tochter. Vielleicht trifft ihre Wahl einen Katholiken, und folgten dann, was Sie, Herr Baron, gewiß auch billig finden, die Kinder der Religion des Vaters; so sehen wir die Bedingung für erfüllt an, wenn auch die eigentliche Erbin sich nicht entschließen könnte, selbst zur Kirche zurückzukehren. Wie?

Dies Zugeständniß kam dem Baron so überraschend, daß er an der ehrlichen Absicht des Paters zu zweifeln geneigt war; nur daß er keinen bestimmten Gegenstand eines Mistrauens entdecken konnte, da es sich darum handelte, ein Capital weder für persönliches noch für Corporations-Interesse festzuhalten, sondern es zu fremden Gunsten fahren zu lassen. Inzwischen fuhr Pater Joseph ruhig fort:

Dafür müssen Sie unserer gnädigen Frau von Schleifras gestatten, für ihre Person dem religiösen Zug ihres Herzens zu folgen. Sie sind ja ein wohldenkender, aufgeklärter Mann,

Herr Baron, und gönnen gewiß der lieben Dame, ihre innigſte Beruhigung in der Kirche zu finden, in der ſie erwachſen und für welche ihr Herz urſprünglich gebildet iſt. Und, ſetzte er lächelnd und vertraulich hinzu, Sie ſelbſt gewinnen für Ihr heiteres Leben dabei. Wäre Frau von Schleifras eine beruhigte Katholikin geweſen, der ſchroffe van Bree hätte ihr nicht ſo imponiren können. Nur ihre Seelenangſt macht ſie ſo abhängig, Herr Baron.

Dies Geſtändniß war ſo naiv, daß es den Baron auf das heiterſte ſtimmte, um ſo mehr, als er eine ſchlaue Finte des Kaplans zu merken glaubte, die nämlich, daß Pater Joſeph ſo oft wie möglich den Namen „Frau von Schleifras“ brauchte, als ob er damit van Bree's „Frau de Landas“ ausſtechen wollte.

In dieſer heitern Stimmung beſprach man die übrigen Punkte einer Ausgleichung und Verſöhnung mit Alden und dem Profeſſor.

Nur zu Einem konnte sich Gustav nicht verstehen, die Wohnung im de Landas'schen Hause wieder zu beziehen.

So würde ich an Ihrer Stelle gleich morgen nach Ostende fahren, versetzte Pater Joseph mit einer gewissen Dringlichkeit. Auch für Frau von Schleifras wäre eine heitere Umgebung, eine großartige Zerstreuung viel zuträglicher, als der betrübende Aufenthalt in Antwerpen. Wir wollen es ihr vorschlagen. Ich hole sie nun herüber. Die gnädige Frau verlangt ausdrücklich, den ersten, abbittenden Schritt zu thun. Und nach diesem Beweis edler Liebe, den Sie, mein gnädiger Baron, Ihrer frommen Gemahlin geben, hoffe ich die schönste, dauernde Eintracht zwischen einem sonst so glücklichen Paar zurückkehren zu sehen.

Pater Joseph eilte hinüber und der Baron bestellte ein Familien-Abendessen auf dem Zim-

mer. Dann streckte er sich auf das Sopha hin und überließ sich der wehmüthigen Ermüdung, die ihn nach so vieler Gemüthsbewegung überschlich.

Nach einer Weile kam Pater Joseph mit Aliden zurück. Beide Gatten umarmten sich, Alide mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit, wie Menschen von mehr reizbarem als tiefem Gemüth sich lebhaft des Augenblicks bemächtigen, der ihnen eine Last vom Herzen nimmt. An Gustav war eher eine befangene Rückhaltung, eine zwischen Hingebung und Abwehr schwebende Bewegung zu bemerken; sei es, daß ihn die Anwesenheit des lächelnden Paters Joseph erkältete, oder daß sein Inneres, nach so tiefen Verletzungen, noch zu empfindlich und bang vor jeder heftigen Berührung war.

Das Vorgefallene blieb unerwähnt und, als nach einer halben Stunde Angelika und Vero-

nika herüberkamen, wurde die Unterhaltung leicht und heiter. Der Pater blieb als Gast und benahm ſich unbefangen und ſehr liebenswürdig. Guſtav erkannte den frommen Hausprieſter von Belle-Promeſſe gar nicht mehr in ihm. Auch den ſalbungsvollen Ton hatte er ganz abgelegt, brachte in beſter Laune ergötzliche Geſchichtchen vor und wußte jedem Spaß doch eine geſcheidte Bemerkung oder eine gute Lebensregel anzuheften. Er ließ ſich das Zerſchneiden und Vorlegen der Speiſen nicht nehmen und bediente die Frauen mit echter Weltmanier. Dazwiſchen kam er auf Oſtende zu reden und ſprach von der raſchen Zunahme der Badegäſte. Er rieth ſehr, gleich morgen dahin abzufahren und Wohnung im Hotel de Flandre zu nehmen, das dem Badeplatz am nächſten läge.

Alle waren für die Abreiſe; nur Alide trug

Bedenken, ihren leidenden Sohn zu verlassen. Allein der Pater behielt am Ende darin Recht, daß eine Pflege aus so schmerzlicher Stimmung wenig heilsam für den Kranken sein könne und daß ein so aufgeregter Verkehr, wie er ihn drüben bemerkt habe, für Mutter und Sohn nur störend und aufreibend sei. Dazu hatte er sie schon unter vier Augen an ihren Traum erinnert, dem sie nicht aus dem Wege gehen dürfe und der doch nach der See hinzuweisen schien. Auf diese Gedanken brachte er jetzt die Baronin durch den leisen Wink zurück, sie möchte sich lieber erst an der See und an den heitern Erlebnissen der Tochter beruhigen und stärken, ehe sie sich so ausschließend dem Sohne widme.

Die Baronin überlegte, daß die Fahrt zwischen Antwerpen und Ostende sich auf der Eisenbahn in wenig Stunden machen ließ, so daß sie den Sohn, wenn es schlimmer mit ihm

würde, oder das Haus, wenn irgend etwas vorfiele, schnell erreichen könnte. Auch versprach Pater Joseph, in den ersten Tagen selbst nach Ostende zu kommen. Verschiedene Aufträge halten mich mehre Wochen in Belgien, sagte er. Ich weiß nur nicht, welche Tage ich gerade in Brüssel werde sein müssen. Ich habe nämlich eine Angelegenheit mit dem Herzoge Ferdinand mündlich abzumachen und erwarte noch nähere Nachricht, wann dieser mein hoher Gönner von Paris her in Brüssel eintreffen wird.

Der Beschluß fiel nun dahin aus, daß morgen Vormittag das Nothwendigste erledigt und mit dem Mittagzuge der Eisenbahn abgereist werden solle. Der Baron und Alide, jetzt in allen Stücken einig, hatten nur dem Anwalt ihre Vollmachten hinsichtlich der Geldangelegenheiten auszustellen und die Papiere zu überlie-

fern. Auch mit Hesselts war noch Einiges zu verabreden.

So trennte man sich mit fröhlichen Vorsätzen und heiteren Erwartungen. Gute Nacht! rief man sich noch von der Straße und dem Fenster des Barons zu. Gute Nacht!

Viertes Buch.

Guten Abend! Guten Abend! Dieſer deutſche Gruß galt unſern Freunden, als ſie des andern Nachmittags in Oſtende aus dem Bahnhofe traten. Der junge Herr Lersner, der ſie ſeit einigen Tagen mit jedem Zuge erwartet hatte, gab und empfing jenen Abendgruß. Alle waren ihm ſehr freundlich, nicht blos Angelika. Sie kommen uns als Glücksvogel entgegen, Herr Lersner! ſagte die Baronin.

Als Seeſchwalbe! rief Angelika.

Die nehmen ihr Futter im Fluge, ſetzte der Baron hinzu.

Bedeuten Sie uns nur keinen Sturm, als Möwe! flüſterte Veronika.

Der Baron ſah ſich nach den Omnibus um. Der Wagen aus dem Hotel de Flandre fuhr eben mit einer Ladung ab.

Ich habe mich hier eingemiethet, ſagte der junge Lersner, indem er auf ein nahes, großes Gebäude wies, das ſich mit ſeinem Schild als deutſchen Gaſthof ankündigte. Ich weiß aber nicht, ſetzte er hinzu, ob es gerade der beſte Gaſthof iſt. Mich hat die Nähe und das nationale Schild beſtimmt.

Sie haben Recht! rief Baron Guſtav. Man muß dieſe Anerkennung unſeres Vaterlandes ehren und, da wir alſo unſer liebes Deutſchland in ſeinem vertretenden Gaſthof ſo nahe haben, ſo wollen wir da einkehren, dächte ich.

Man wendete ſich dem Hauſe zu, das neu erbaut, mit zwei Flügeln einen rechten Winkel bildete, in welchem ein Blumengärtchen angelegt war und zum Eingang in das Haus führte. Eben waren die beſten Zimmer von einer ruſſi-

schen Familie leer geworden und bis man sie lüftete und in frischen Stand setzte, ließen die Freunde sich am Gartentischchen vor dem Hause nieder. Der junge Lersner berichtete über die schon anwesenden Badegäste und fragte an, ob man nicht an dem so heiter herankommenden Abende noch ans Meer gehen sollte.

Wir gehen mit, Veronika! rief die Tochter. Ich muß vor Schlafengehen das Meer gesehen haben, liebe Mutter.

Sie eilte mit der Baronin in das Haus, ihren Anzug ein wenig zu ordnen. Auch Fritz lief erst noch auf sein Zimmer, so daß Veronika mit dem Baron allein im Gärtchen zurückblieb.

Jetzt, Herr Baron, sagte sie leise und hastig, jetzt muß ich Sie doch auf den jungen Lersner aufmerksam machen, wenn Ihnen seine Anwesenheit nicht schon aufgefallen ist.

Aha! rief Gustav. Interessirt er sich für unsere Angelika?

So iſt es, lieber Freund. Schon in Köln knüpfte ſich dies Intereſſe und, wie mir ſchien, von beiden Seiten an. Doch ließ ich es gehen, weil ich Angelika in ihren Empfindungen nicht irremachen wollte. Sie hat ſonſt immer viel Takt für die Menſchen, und Widerſpruch, wiſſen Sie, unwichtige Warnung, beſtärkt ſie leicht in einer genommenen Richtung. Nun iſt ihr aber der junge Mann nachgereiſt und es fragt ſich, wie wir, oder vielmehr wie Sie die Sache anſehen. Ich muß mir Ihre Meinung erbitten, lieber Freund, damit ich mich zu bemeſſen wiſſe. Mit der Frau Baronin wage ich nicht darüber zu reden; ſie ahnet nichts davon und bei dem unbedingten Glauben an ihren Traum kann ja von einer Ueberlegung mit ihr auch gar nicht die Rede ſein.

Mein Gott! rief der Baron verdrießlich, müſſen wir denn hier auch gleich zu ſorgen bekommen! Doch faßte er ſich ſchnell in ſeiner

reizbaren Ungeduld und fragte, wie denn Angelika den jungen Mann anſähe?

Sie ſchwärmt für ihn, antwortete Veronika. Ich darf es wol ſo nennen; und wenn ihr Herz bewegter iſt, als wir es vielleicht hätten erwarten ſollen, ſo iſt Mancherlei Schuld daran. Schon die Reiſe, gerade in ihrem jetzigen Alter, und dann — iſt Belle-Promeſſe für das Kind ſehr ſtörend und aufregend geworden. Ich weiß nicht, mein Freund, ob Sie Zeit gehabt haben, darauf zu achten, daß Baron Emil ſich um Angelika bewarb. Sie ſelbſt hat mir ganz offen davon geſprochen. Bei aller Heiterkeit aber, mit der ſie eine ſolche Huldigung aufgenommen, hat ſie doch, wie mir ſcheint, viel von ihrer natürlichen Unbefangenheit verloren; ſie blickt doch ſeitdem erwartungsvoller ins Leben; jene planmäßige Bewerbung um ihre Hand hat ihr Herz gereift für ein abſichtloſes Gefühl. Und nun begegnet ihr gleich eine ſo einnehmende Er-

ſcheinung, wie der junge Lerſner, während ihr Herz noch ſo — ich möchte ſagen ahnungsvoll bewegt war. Ich finde es ſehr begreiflich! Es ſcheint Sie zu betrüben, Herr Baron?

Dieſe Frage bezog ſich auf Guſtavs verdrießliche Miene. Dieſe hatte jedoch einen andern Grund. Der Baron beſann ſich jetzt ſo mancher Aeußerungen, beſonders des Barons Anton, die ihm nun aus dem von Veronika angedeuteten Plan klar wurden. Er machte ſich den ſtillſchweigenden Vorwurf, daß er über ſeine Beſchäftigung mit der Gräfin Anna Sinn und Herz für das Nächſte und Theuerſte verloren hatte. Er verwünſchte aufs neue jene Thorheit, durch die er in ſeiner ſinnlichen und geheimnißſüchtigen Erwartung ſo blind und theilnahmlos, ſogar für das Glück des lieben Kindes geworden war. Nein, ſagte er, die Neigung unſeres Kindes betrübt mich eigentlich nicht, liebe Veronika; aber — Was wollte

ich doch ſagen? Sollte es denn mit den Abſichten der Familie Pruſſach auf Angelika ſo ganz richtig geweſen ſein?

Hat denn die gnädige Frau nicht mit Ihnen geſprochen? erwiderte Veronika. Mir ſchien doch, Pater Joſeph habe viel mit ihr verhandelt.

Ach nein, liebe Veronika, rief er, das war die fatale Bekehrungsgeſchichte! Alide hat mir kein Wort geſagt. Laſſen wirs meinethalben auch. Aber nun wegen des jungen Lersner!

Ja, mein Freund! Es fragt ſich, welche Abſichten Sie mit Angelika haben.

Abſichten? Ich habe keine Abſichten, liebſte Freundin. Das Kind ſoll mir glücklich werden, glücklicher als — Nun ja! das iſt all' meine Abſicht, gute Veronika! Die Lersners ſind eine herrliche Familie und ſo — bürger-adelig, wie die de Landas. Dagegen läßt ſich nichts ſagen. Aber meine Frau — Wir verſtehen uns ja nicht mehr, können ja nicht mehr einträchtig handeln

für das liebe, edle Kind. Sie erwartet einen Lichtenberg und findet vielleicht einen Schwiegerſohn, dem ich den Hals brechen muß. Was kann ich Ihnen da rathen, gute Veronika? Rathen Sie mir doch! O Gott, o Gott! Ich möchte ins Meer ſpringen!

Lieber Baron! rief Veronika. Beſter, edler Freund, wie verzagt Sie auch ſind! Mein Gott, wie betrüben Sie mich!

Verzeihung, theure Veronika! lenkte er ein. Ich will Sie ja nicht betrüben. Nehmen Sie meine Worte auch nicht ſo ſchwer! Ins Meer ſpringen, nun ja, morgen früh denke ich zu baden. Und Sie werden ſehen, meine Liebe, daß man da die ſtärkſten Wogen mit Springen überwinden muß. Mein Gott! da haben wirs ja gleich gefunden. Mit Springen! Wiſſen Sie was? Kommen Sie her, Veronika, ſeien Sie munter! Wir wollen auch dieſe Sache mit einem Sprung beſiegen, das heißt, wir

wollen ſie von der heitern Seite nehmen. Den jungen Lersner hab' ich lieb, er iſt mir recht; wir können einen ſolchen Concurrenten brauchen, wenn der Kuckuk allenfalls einen Lichtenberg herbeiführen ſollte. Der Fritz iſt ein Bewerber nach großem Maßſtab und überhebt mich, irgend einem Schurken den Hals brechen zu müſſen. Laſſen wir alſo das ſchöne Paar gewähren, verſteht ſich, unter Ihrer Aufſicht, Veronika, unter Ihrer mütterlichen Obacht und gelegentlichen Prüfung des jungen Mannes. Thun Sie nach Ihrem edeln Herzen und vernünftigen Weltblick und, wenns gilt, werde ich Ihnen beiſtehen. Ueberlegen kann ichs nicht. Es iſt doch bei Gott etwas gar Aengſtliches um eine ſolche Geſchichte! Behielten wir nur als Väter etwas von dem Leichtſinn, mit dem wir einſt Liebhaber geweſen ſind!

Nein, Herr Baron, verſetzte die Freundin,

ſagen Sie lieber: Hätten wir als Liebhaber et-
was von dem väterlichen Ernſt voraus!

Ja, das wäre noch beſſer, Veronika! rief Guſtav. Dann hätte ich jetzt eine Mutter des Kindes an meiner Seite — von, nun ja doch! von Ihrem Weſen, Veronika, und mir wäre wohl!

Er ſtand raſch auf und ging ins Haus.

Wie fröhlich hüpften nicht im nächſten Augenblicke Fritz und Angelika, das ſchöne Paar, in das wehmüthige Nachdenken der Freundin hinein, die noch in ihrem Reiſekleide daſaß!

Kommen Sie nur, Veronika! rief das Fräulein. Sie ſind recht gut ſo, Beſte! Seidener Hut, ſeidener Ueberrock — nicht wahr, Herr Lerßner?

Gewiß, Fräulein Veronika, betheuerte er,

Sie ſehen ganz vornehm aus. Sie können ſich neben all' dieſen Engländerinnen ſehen laſſen.

So kommen Sie, wir wollen dem deutſchen Meere einen deutſchen guten Abend ſagen! rief Angelika.

Zwiſchen dem breiten Platze, über den ſie jetzt eilten, und der gegenüberſtehenden ſchönen Häuſerreihe zieht ein Arm des Hafens zum Werft herein. Sie gelangten über eine bewegliche Holzbrücke nach dem Kai und der Langgaſſe, die nach dem Meeresdamm führt. Die Straße iſt lebhaft und hat hübſche Kramläden. Am Ende derſelben erblickten ſie die hohe Windmühle auf dem Feſtungswall. Sie ſchlug eben ihre ſauſenden Flügel im Südweſtwinde, der unſern Freunden den Geruch des Meeres entgegenbrachte. Ueber der hochſchwebenden Freitreppe, in der Thüre des hölzernen Mühlenthurmes ſtand der Windmüller und ſah ins Meer

hinaus, das unſern Fußgängern noch hinter Wall und Damm verſteckt lag. Wie ſie durch den Spalt des Walles die Brücke des breiten Feſtungsgrabens betraten, erblickten ſie vor ſich auf dem höhern Meeresdamme das Gedränge der im Sonnenſchein hin und her wandelnden Badegäſte. Die See toſte. Angelika blieb ſeufzend ſtehen.

Was iſt es, Fräulein de Landas? fragte Fritz erſchrocken.

Ach die vielen Menſchen! flüſterte ſie. Wenn nur kein Lichtenberg darunter iſt, Veronika!

Veronika lachte.

Ich verſtehe Sie nicht! ſagte Fritz. Bitte, liebe Veronika, erklären Sie mir —

Ja, ſag' es ihm, Beſte! bat Angelika.

Wie? Von Deiner Mutter, Angelika? erinnerte die Freundin.

Es betrifft ja mich! entſchuldigte das Frau-

lein. Was thut das auch meiner lieben Mutter? Sie meint es ja doch gut. Und Herr Lersner iſt vernünftig.

Fritz ward immer dringender, bis Veronika, verlegen über die Aufmerkſamkeit der Vorüberwandelnden, leiſe ſagte:

Es iſt eine weitläufige Geſchichte, die wir Ihnen ein andermal erzählen wollen. Frau von Schleifras hat vor unſerer Reiſe hierher geträumt, im Bade werde ſich ein Herr von Lichtenberg finden und um Angelika's Hand werben. Nun fürchtet das alberne Kind überall einem Lichtenberg zu begegnen.

Glaubt denn Frau von Schleifras ſo feſt an Träume? fragte Fritz.

Ach ja wol! rief Angelika. Die Mutter iſt gar zu ſtark in dieſer Schwäche. Verzeihung! Ich meine —

Und ſind Sie es denn weniger? tadelte Veronika. Wenn es Ihnen ja ein Aberglaube

der Mutter ſcheint, warum fürchten Sie ihn denn?

Angelika ſchwieg verlegen.

Aber es iſt in der That ein Lichtenberg hier! bemerkte Fritz zögernd.

Angelika ſah ihn an, ob es Spaß oder Ernſt ſei. Sie ward immer blaſſer, als Fritz ernſthaft fortfuhr:

Ich kenne ihn nicht; aber um zu wiſſen, ob Sie vor mir angekommen ſeien und da Badeliſten nur von Zeit zu Zeit ausgegeben werden, habe ich auf dem Polizeibureau das Fremdenbuch nachgeſchlagen und erinnere mich, den Namen Lichtenberg geleſen zu haben. Der deutſche Name fiel mir eben auf; auch war er einer der letzteingetragenen Ankömmlinge.

Die Drei ſtanden noch immer auf demſelben Fleck der Brücke und erregten die Verwunderung der Vorübergehenden. Wie der junge Lersner Angelika ſo beunruhigt ſah, rief er, von

ſeiner Empfindung hingeriſſen, mit ernſtlich gemeintem Scherz:

Darf ich zwiſchen Sie und jeden Lichtenberg der Welt treten, theure Angelika?

Ach! Aber meine Mutter! rief Angelika erſchrocken und ausweichend.

Ihre Mutter? verſetzte Fritz mit Wärme. Eine Mutter, eine rechte Mutter wird ihres Kindes Herz keinem Traume opfern.

Laßt das! Seid vernünftig! fiel Veronika, bang vor weitern Erklärungen, ein. Wenn nun auch ein Lichtenberg hier iſt: er kann ja verheirathet ſein, ein alter Mann. Mein Gott! hundert Fälle ſind ja noch denkbar, liebe Angelika. Kommt!

Nein! rief das Fräulein. Wenn der Mutter Traum ſo weit zutrifft, daß ein Lichtenberg wirklich hier iſt, dann trifft auch das Andere ein, dann bin ich verloren!

Seltſame Verwirrung, in der ſich unſer

junge Freund befand! Ton und Miene des geliebten Mädchens drückten so wahr und naiv eine innerliche Angſt aus, und doch kam ihm der Grund ſo großer Beſorgniß lächerlich vor. Dieſe ſcherzhafte Stimmung erleichterte ihm ein Bekenntniß, das er im Ernſt noch nicht ſo bald gewagt hätte, indem er ſich zum Retter aus dieſer Bedrängniß mit erröthendem Lächeln anbot. Sie müſſen dem Erträumten raſch zuvorkommen mit einem — Erwählten! ſagte er, nicht ohne Befangenheit. Nehmen Sie den Nächſten für den Beſten! Könnten Sie wol den Nächſten auch für den Beſten halten, theure Angelika? Wenigſtens für den Rechten?

Und wie Angelika ſo bebend daſtand und die ſtralenden Augen fragend zu ihm aufſchlug, da ſprang plötzlich der Scherz des fünfundzwanzigjährigen jungen Mannes in ſeine ſiebenzehnjährige Schwärmerei zurück. Ja, rief er, nur die Liebe kann Träume beſchwören! Denn in

welcher Geſtalt ſie erſcheinen mag, mit ihren himmliſchen Augen durchleuchtet ſie die Dämmerungen unſeres Lebens; ſie entzündet das Ewige in den Herzen der Menſchen, auf den Herden der Familien, auf den Altären des Glaubens. Vor ihr weichen die Zweifel des Forſchers, die Irrlichter des Aberglaubens, die Vorurtheile der Geſellſchaft, und zwei Herzen verknüpft ſie da, wo beide ſich mit der Ahnung des Ewigen berühren. Mit dieſer Ahnung liebe ich Sie, Angelika! Fragen Sie Ihr Herz und wählen Sie zwiſchen Traum und Liebe! Das meinige hat nicht ſo viel Zeit, zu werben, als die Roſe braucht, ihre Blätterfülle zu entfalten. Iſt aber Ihr Vertrauen ſtark genug für dieſen überladenen Augenblick, ſo wählen Sie zwiſchen dieſer ehrlichen Hand und dem Traume der Mutter! Ohne Angſt, Angelika! Folgen Sie der Eingebung dieſes ewigen Augenblicks!

Er hielt ſeine Hand hin. Angelika glühte

und bebte. Ich will lieber den Lichtenberg vergeſſen, ſagte ſie mit zitternder Stimme. Da, führen Sie mich — ans Meer!

Unter dieſer verſchämten Ausflucht legte ſie ihre Hand in die ſeinige.

Kein umwundenes Ja! rief Fritz aus, keine Hand im Handſchuh! Laß mich — zum Zeichen des offenen Jaworts —

Er ſtreifte den zarten gelben Handſchuh ab. Angelika überließ ihm die Hand, während ſie mit glühender Wange an Veronika's Bruſt ſank. Fritz küßte das zarte Händchen und preßte es an ſein Herz. Sein Auge ſtralte feucht. Ans Meer, ins Meer hinein! rief er in toller Schwärmerei. Zeige mir jetzt, Angelika, daß Du mir vertrauſt!

Hand in Hand eilte er mit ihr die Böſchung des Dammes hinauf. Wallend und brauſend lag vor ihnen das weite Meer in den blitzenden Abendlichtern. Es war ankommende Flut und

die Wogen ſchlugen ungeſtüm. Der dreißig Fuß hohe Damm aus ſtarken, ſchwarzſchieferigen Steinen aufgebaut, macht breite Stirn gegen den Andrang des Meeres. In halber Höhe und rechtem Winkel mit demſelben ſtrecken ſich ähnliche Seitendämme da und dort dem Meere entgegen und brechen ſein Ungeſtüm. In der Nähe eines ſolchen ſtand das Paar und die nachgekommene Veronika. Nach einigen Augenblicken ſtummen, hoch und hehr athmenden Staunens rief Fritz, von dem wunderlichſten Einfall getrieben:

Komm, Angelika, laß das Meer unſern Bund einſegnen! Komm, laß uns das Weihwaſſer des Ozeans nehmen!

Und ehe noch Angelika begriff, was er eigentlich wollte, aber wahl- und willenlos hingegeben, ſchwebte ſie an ſeinem Arme von Stein zu Stein der ausgewaſchenen Böſchung auf jenen niedern, geradeaus laufenden Damm hinab,

der an ſeinem Ende von der wachſenden Flut bereits überſtürmt war. In Mitte des Dammes blieben ſie auf deſſen ſchmaler Firſte ſtehen, Arm in Arm mit vorgeſtrecktem rechten Fuß. Hüben und drüben ziſchten die ankommenden Wogen am Wall herauf und ſchoſſen wie graue Schlangen mit ſchaumweißen Pudelköpfen an der Böſchung hin, bis ſie hinab auf den Sand fielen und zerfloſſen. Aengſtlich war Angelika's Blick auf dieſes toſende, tauſendfältige Ungeſtüm des Waſſers gerichtet, als plötzlich eine übermächtige Woge ſich auf die Firſte des Dammes emporhob und ſchäumend dem Paar über die Füße und an den Kleidern herauſſprang und ſpritzte. Angelika ſchrie auf und wankte zurück. Wilder drangen die Wogen vor. Das Paar eilte, über die Steine ſchwebend, den höhern Damm wieder hinauf.

Ohne zu bemerken, welchen vergnügten Antheil die oben zuſammengedrängten Menſchen an.

dem ſchönen Paare genommen hatten, ſuchten Beide Veronika zu beruhigen, die ernſtlich ſchalt, wie viel Angſt ſie ihr gemacht hätten.

Wir haben uns trauen laſſen! rief Fritz in ſeiner tollkühnen Luſt. Eine ſegnende Woge hat ſich über unſere Füße ergoſſen, die ein gemeinſames Leben durchpilgern wollen. An den Füßen hat uns die See vermählt, bis die Religion ihren Segen über die zuſammengefügten Hände ergießt. Nun laß tauſend Lichtenberge kommen, wir ſind unzertrennbar und unüberwindlich!

Es war das unerwartetſte Einverſtändniß, das zwei Liebende in ſo wunderſamer als wunderlicher Weiſe faſſen mochten. Veronika bangte bei dieſer eigenthümlichen Fügung, die all' ihre ängſtlichen Abwägungen, all' ihre behutſamen Vorſätze überſprungen hatte. Sie konnte nur das Paar noch beſchwören, ihre öffentliche Unbeſonnenheit ja geheim zu halten und mit allem

Anſtande den Augenblick abzuwarten, der ihnen die Gunſt der Mutter gewinnen möchte.

Man nahm auf den geflochtenen Stühlen Platz, die den Tag über auf dem Damm entlang ausgeſtellt werden und zum Anblick des Meeres, zum Genuß der belebenden Seeluft einladen. Schon brandete die volle Flut am Damme herauf und ſprühte ihren Dunſt über die Sitzenden und Wandelnden. Dies endloſe Branden und Brauſen, dies Wallen und Wogen des Meeres ſchwellte die Bruſt der Zuſchauenden und erhob ihre Seelen. Beim Untergang der Sonne kehrten unſere Freunde geſtärkt mit den muthigſten Erwartungen nach dem deutſchen Gaſthofe zurück.

Nun konnte der junge Lersner mit der heiterſten Laune den Zufall betrachten, daß ſich wirklich ein Lichtenberg in Oſtende eingefunden hatte. Jetzt bin ich nur verlangend, ob und wie unſere gute Baronin die Bekanntſchaft ihres Geträumten machen wird, wie und wo Beide ſich aus den vielen Badegäſten heraus treffen werden, ſagte er zu Veronika, mit welcher er noch am Spätabend vor dem Gaſthof im Mondenſcheine wandelte, um die genaue Geſchichte des Traumes zu vernehmen. Ich wünſchte, es wäre ein recht liebenswürdiger alter Mann mit einer recht zahlreichen Familie, oder noch lieber ein recht widerwärtiger alter Narr, der einer ſo hübſchen Frau den Hof machen wollte; das würde ſie vielleicht für immer von ihrer Leichtgläubigkeit heilen.

Wenn es nun aber ein hübſcher junger Mann wäre, der ſich um Angelika bewürbe? fragte die Freundin mehr bekümmert als ſcherzhaft.

So iſt es mir ſehr lieb, daß er zu ſpät kömmt! antwortete Fritz und lachte der Beſorgniſſe Veronika's. Doch mußte er ihr geloben, wenn auch die geträumte Bewerbung noch zutreffen ſollte, ſich vorſichtig und rückhaltend zu benehmen und durch ſein Dazwiſchentreten den Knoten nicht noch feſter zu knüpfen.

Es freut mich nur, fuhr er fort, daß Angelika nun doch über ihre Aengſtlichkeit hinaus iſt. Sie vertraut mir und unſerm Glück! Sehen Sie, liebe Veronika, an dieſem Vertrauen, wie vorher an ihrer Angſt, habe ich erkannt, daß mich Angelika wirklich liebt. Beides, Angſt und Vertrauen, ruht auf wunderbarem Glauben, den nur Liebe ſo faſſen mag. Weiß ich das nicht an mir ſelbſt? Wie hätte ich mich ohne ſolchen unerklärlichen Glauben, oder nennen Sie es Ahnung, von einer Woge des Meeres trauen laſſen? Aber, ſehen Sie, die Welle ſtieg über den vollen Damm und ergoß ſich mit einem

Sturz über unſere beiden Füße. Warum kam ſie nicht, wie die andern, von der Seite und leckte meinen oder Angelika's Fuß allein? Das hätte ich für ein ſchlimmes Zeichen genommen und an Angelika's Herzen oder an meinem Glück gezweifelt.

Aber, lieber Herr Lersner, was ſeid ihr für Menſchen! Durch und durch abergläubig und wollt über Andere lachen, die es vor euch ſind? ſagte Veronika.

Sie haben Recht, erwiderte Fritz, lachen ſoll man auch nicht; jede rechte Liebe glaubt in eine Region hinein, die der Verſtand, dieſer Philiſter, nicht ausmeſſen kann. Vielleicht hat auch die Baronin ein wichtiges Ereigniß, einen großen Lebenswendepunkt ganz richtig geträumt und legt nur ihren Traum unrichtig aus. Wer weiß das?

Andern Morgens wollte man gleich mit dem Baden beginnen. Die Flut ſollte kurz nach

ſechs Uhr jene Höhe erreichen, bei der man am angenehmſten ins Meer fährt. Der Morgen war lau und heiter, der Wellenſchlag lebhaft. Zahlreich kamen die Badenden herbei. Fritz führte die Baronin nach einem der Karren; Angelika ſtieg mit ihr ein; eine derbe Badewärterin begleitete die Fuhr und wartete am Wagentreppchen der Ausſteigenden. Fritz ließ ſich weiter ſeitwärts fahren; eine zarte Scheu hielt ihn ab, ſich in Angelika's Nähe badend oder im Badekleid zu zeigen.

Lachend fand man ſich auf dem Seedamm wieder zuſammen, wo Fritz inzwiſchen unter der länglichen Halle der neuen Reſtauration, an einem der freien Tiſche, den Kaffee mit friſcher Butter und einer Schüſſel voll Garneelen beſtellt hatte, Seekrebschen, die man zur Butter ſtatt Salzes genießen mag. Erquickt vom Bade und luſtig nach überſtandener Angſt ließ es ſich von dieſem ſchattigen Sitze hinab

mit Behagen dem Spiel der Wogen und des Badens zuſehen.

Mit ſo viel guter Laune Fritz erſt des geträumten Lichtenberg gedacht hatte, blieb doch von Veronika's Beſorgniſſen eine kleine Unruhe in ſeinem Herzen zurück. Er hätte den verhängnißvollen Menſchen gern gekannt und an ihm bemeſſen, was er zu belächeln oder zu bekämpfen haben werde. Es war dabei ein wenig Beſorgniß und zugleich etwas Uebermuth mit im Spiel. Seine Gedanken nahmen öfter dieſen neugierig beſorgten Zug und um die Unruhe los zu werden, überlegte er ſich einen Beſuch des Räthſelhaften. Gedacht, gethan! Er ging nach der Polizeiamts-Stube, um ſich doch erſt des richtigen Namens zu verſichern. **Joseph de Lichtenberg à l'hotel de Flandre**, hieß es richtig, und Fritz ging ſtehenden Fußes nach dem flandriſchen Hof.

Ein deutſcher Kellner wies ihn nach dem

Hinterbau des ſchmalen Hofes, eine Treppe hoch Nummer 8. Eben ſtürzte aus dieſem Zimmer mit einem Körbchen gebügelter Wäſche ein ſchlankes Mädchen in dunkelm Kapuzmantel, wie ihn dort die Bürgerfrauen zu einem weißen Häubchen tragen. Es ſah ſehr entrüſtet aus und auf die Frage: **Monsieur de Lichtenberg?** wies es mit einigen ärgerlichen flamändiſchen Worten auf das eben verlaſſene Zimmer.

Hier empfing den Ankommenden ein hübſcher junger Mann, blond, von lebhafter Geſichtsfarbe und ſtark gebogener Naſe, modiſch gekleidet, nur ohne allen modiſchen Bart.

Fritz nannte ſeinen Namen und bat um Entſchuldigung ſeines Beſuches. Ich habe einen Freund Ihres Namens gehabt, Herr von Lichtenberg, log er, und war verlangend, Ihre Bekanntſchaft zu machen, ob Sie vielleicht ein Verwandter —

Verzeihung! fiel der junge Mann raſch ein,

ich habe keine Verwandte in Deutſchland. Wir ſtammen — Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Da der junge Mann, als man ſich geſetzt hatte, ſein: Wir ſtammen — abgebrochen ſein ließ, auch nicht weiter nach Fritzens Freund fragte, fuhr dieſer fort:

Wie wohnt man in dieſem Hotel, Herr von Lichtenberg? Sie ſind hier ganz artig eingerichtet.

Ach in den Hof hinaus! klagte dieſer. Man hat mir zwei Zimmer im vordern Hauſe nach der Straße verſprochen, die heut oder morgen geräumt werden. Ich liebe elegant zu wohnen und bin es gewohnt; allein der Gaſthof iſt zu beſetzt.

So ſcheint es! erwiderte Fritz ſchalkhaft. Man ſieht es auch gleich der Dienerſchaft an: der Kellner unten, die hübſche Aufwärterin draußen, ſie ſind ſo kurz, ſo verdrießlich.

Ich — ich hatte die — es iſt keine Aufwär-

terin, nein, die Wäſcherin aus der Stadt; ſehen Sie, hier hat ſie mir abgeliefert, erklärte der von Lichtenberg. Ich hatte ſie ein wenig ausgeſcholten. Immer kömmt ſie mir zur unrechten Stunde. Ich leſe um dieſe Zeit ein Stündchen Erbauliches. Sehen Sie, da liegt noch Thomas a Kempis aufgeſchlagen. Ich ſollte es Abends thun; allein ich komme nicht dazu, Abends iſt man doch — mit Freunden.

So kam das Geſpräch in Zug. Fritz beobachtete den jungen Mann, der 22 Jahre alt ſein mochte, mit ruhigem, ſcharfem Blick. Joſeph von Lichtenberg machte auf ihn einen eigenen Eindruck; er hatte nichts Weltgewandtes und nichts jugendlich Offenes. Seine Erſcheinung war angenehm, ſeine Bewegungen aber befremdend. Er hielt den Kopf gern ein wenig geſenkt und die Augen niedergeſchlagen; dann aber, als ob er ſich deſſen beſänne, rieb er plötzlich die Hände und that einen Anlauf zu ſtu-

dentiſchen Manieren, fiel aber unvermerkt wieder in jene Haltung zurück, die eher einem Seminariſten oder jungen Kleriker angebildet wird. Fritz kam endlich auf die Vermuthung, der junge Mann, der im Anzug und in ſeinen Sachen nach einem feinen und wohlhabenden Hauſe ausſah, könnte einen geiſtlichen Erzieher gehabt haben, oder etwa in einer geiſtlichen Penſion gebildet worden ſein. Der Blick des ſchönen Auges hatte etwas Aengſtliches und nahm im Aufſchlag manchmal etwas Lauerndes an. Einige Mal blitzte es auch ein wenig wild unter der Stirne hervor. Joſeph wußte ſich ſehr gut auszudrücken und ſprach ein feines Deutſch; aber im Lachen kam etwas Rohes zum Vorſchein.

Als Fritz ſich zum Abſchied erhob, reichte ihm Lichtenberg mit mehr unbefangenem Anſtande die Hand, indem er freundlich und auf verbindliche Weiſe ſagte: Ich hoffe, wir ſehen uns öfter, Herr Lersner. Wenn Sie einen Lichten-

berg zum Freund hatten, so lassen Sie mir um meines Namens willen etwas von Ihrem Umgang zu Gute kommen, bis Sie mich vortheilhafter kennen lernen.

Es schien also, der junge Mann täusche sich nicht über den etwas befremdenden Eindruck, den er auf Fritz gemacht habe, und wünsche ihn zu verwischen. An der Stubenthüre sagte er noch: Sie haben wol schon viele Bekanntschaften gemacht, Herr Lersner?

Nein, antwortete Fritz, ich bin erst einige Tage hier.

Kennen vielleicht eine Familie von Schleifras?

Von Schleifras? versetzte Fritz. Ist eine solche hier, die Sie kennen?

Kennen? Noch nicht! erwiderte Lichtenberg und fügte nach flüchtiger Ueberlegung hinzu: Ein paar Freunde aus Antwerpen haben mir von dieser interessanten Familie erzählt.

So schied Fritz mit wunderlichen Fragen an

ſich ſelbſt. Er wußte nicht, wie viel oder wie wenig er von dieſem Lichtenberg halten oder erwarten ſollte. Eins ſchien ihm gewiß, daß der junge Mann ſich nicht gehen gelaſſen, ſich nicht natürlich gegeben hatte. Wie viel er aber künſtlich angenommen, oder argwöhniſch zurückgehalten, wer konnte das beſtimmen? Der Herr von Lichtenberg, vorher ein Traum, war nun ein Räthſel geworden.

Der Baronin Alide war das erſte Bad nicht wohl bekommen. Sie mußte den Arzt rufen laſſen, der ihr fürerſt auszuſetzen und nur die Seeluft fleißig zu nehmen rieth. Der Arzt erklärte die üble Wirkung des Bades aus Alidens vollblütiger Conſtitution, die durch die Luft und durch laue Bäder langſam an das Meer gewöhnt werden müſſe. Er kannte den gedrückten Gemüthszuſtand der Baronin nicht, um vielleicht hierin wenigſtens

eine Miturſache jenes übeln Einfluſſes zu finden. Die heftigen Eindrücke von Antwerpen wirkten jetzt nach. Alidens Gedanken nahmen meiſt eine kummervolle Richtung nach ihrem leidenden, vielleicht hoffnungsloſen Sohne. Heimliche Vorwürfe, die ſie ſich machte, kamen niederdrückend dazu. Und ſeitdem ſie mit Zuſtimmung ihres Gemahls als Katholikin lebte, hatte auch dies Anliegen ihrer Seele nichts Spannendes mehr für ſie. So ſchien ihren Nerven alle Schwungkraft abzugehen, um die heftigen Eindrücke des Meeres zu überwinden und ſich in ſolchem Siege zu beleben.

Auch wollte ſich zwiſchen ihr und dem Baron kein heiteres Verhältniß herſtellen. Sie war ihm bei der Ausſöhnung leidenſchaftlich entgegengekommen und hatte es damit verfehlt. Doch empfand ſie das weniger und es war mehr der tiefe Gram um ihren Sohn, der ſie zu ſehr zerſtreute, um das Herz des Gemahls auf richtige-

rem Wege zu ſuchen. Ihre ganze Seele ſchien jetzt in den mütterlichen Gefühlen aufzugehen, in der Angſt um den Sohn und in der Sorge für die Tochter. Ja, dieſe Sorge ſogar beſchränkte ſich bei ihrem jetzt ſo krampfhaft verengten Gemüth auf das Nächſte, was gerade unter ihren Augen vorging; ſo daß der verheißene Lichtenberg die Zeit über in den Hintergrund ihrer Gedanken getreten war, bis ihr der Verkehr des jungen Kersner mit Angelika zuletzt doch auffiel. Die Abſichten deſſelben errieth ſie gerade aus der übertriebenen Aufmerkſamkeit, mit welcher Fritz ſich um ihre mütterliche Gunſt bewarb.

Alide nahm die erſte Gelegenheit wahr, um dieſen Gegenſtand in Beiſein ihres Mannes und Veronika's zur Sprache zu bringen, und nachdem ſie ihre Tochter vor den Abſichten und Bewerbungen des jungen Mannes gewarnt hatte, ſetzte ſie hinzu: Er iſt ein ſehr leidlicher Menſch:

ob er ſich aber zum Sohn unſeres Hauſes eignen dürfte, weiß ich nicht. Die Sache würde ſehr zu überlegen ſein, ſelbſt wenn wir ganz freie Hand hätten. Glücklicher Weiſe brauchen wir uns aber die Köpfe nicht zu zerbrechen, da eine höhere Beſtimmung über Dir waltet, mein Kind, die uns aller Berechnung überheben wird. Ich habe einen viel ehrenvollern Antrag um dieſer Beſtimmung willen ausgeſchlagen. Ja, lieber Mann, ich bin noch gar nicht dazu gekommen, Dir zu ſagen, daß die Familie Pruſſach unſerer Tochter Hand für den liebenswürdigen Baron Emil gewünſcht hat. Sie haben mich bei unſerer ſchnellen Abreiſe durch Pater Joſeph förmlich darum angegangen.

Sieh, ſieh! ſagte Guſtav, als ihn die Baronin fragend anſah, der Pater Joſeph hat doch allerlei zu beſorgen gehabt, was auf freundliche Ueberraſchung für mich abgeſehen war. Ich werde doch einmal Gelegenheit finden, ihm zu danken!

Ich habe Dir nichts davon gesagt, lieber Gustav, fuhr Alide sehr gelassen fort, weil ich in meinem Gewissen die Bewerbung gar nicht einmal zum Gegenstand einer Ueberlegung mit Dir machen konnte. Ich durfte sie nur ablehnen und so war sie wie gar nicht vorhanden. Siehst Du! Um so weniger aber würde ich mich jemals dazu verstehen, einer Bewerbung dieses Herrn Lersner Gehör zu schenken.

Eine betrübte Stille entstand; die Baronin sah Eins ums Andre an und wendete sich endlich an Gustav:

Nicht wahr, mein lieber Mann, sagte sie, Du bist mit mir einverstanden, daß ich bei Verheirathung meiner Tochter vor allen bürgerlichen Rücksichten mein Gewissen zu Rath ziehe? Ich hoffe gewiß, der Himmel wird Alles so wenden, daß Du Dich in der Wahl mit mir einig findest. Wir sind ja nun auf dem Wege zum schönsten innern Einverständniß, das früherhin

unſerm äußern Glück manchmal gefehlt hat. Guter, lieber Mann!

Sie umarmte den Gemahl gerührt, wie ihr denn in ihrer jetzt ſo weichmüthigen Stimmung die Thränen immer ſehr nahe ſtanden.

Ich hoffe das auch, liebe Alide! erwiderte der Baron mit Ruhe; beſonders wenn wir uns über das Wohl unſeres lieben Kindes recht klar machen. Das Herz einer edeln Tochter hat auch Träume, Vorgefühle ſeiner Zukunft, die wir nicht ſtören dürfen, Träume, die bei einem Concurs derlei Ahnungen in die erſte Claſſe der Befriedigung gehören.

Ohne Angelika's dankbaren Blick nach dem Vater zu bemerken, fiel die Baronin ein:

O beſter Mann, wie kann man auf die Neigungen der Kinder ſo viel Gewicht legen? Wie thöricht fallen ſie meiſt aus und können nur zu einer unglücklichen Ehe führen!

Gewiß nennt man die Neigungen oft mit

Recht blind, erwiderte Gustav, besonders wenn Leidenschaft dabei im Spiel ist. Das findet sich aber gerade bei reiferen Menschen viel eher. Wir haben Beispiele davon, meine Beste! Es fragt sich nur, ob die Neigungen der Töchter noch ursprünglich sind, aus eigenster Seele stammend, oder ob sie von eitler, vorurtheilsvoller Erziehung getrübt und in falscher Richtung auf die Aeußerlichkeiten des Lebens, ich möchte sagen verbogen sind, auf Stand, Reichthum, gesellschaftlichen Einfluß, auf Titel und Renten gerichtet. Dies ist bei unserer Tochter der Fall nicht: wir dürfen uns bekennen, daß wir in ihrer Gegenwart den Werth des Menschen, die Würde gesellschaftlicher Verhältnisse, den echten Schmuck der Persönlichkeit, überhaupt das Glück des Lebens stets aus geistigen und moralischen Gesichtspunkten beurtheilt haben. Darnach hat sich ihr Gefühl und ihr Urtheil entwickelt. Unsere treffliche Veronika hat uns darin gar sehr

beigeſtanden. Die Träume und Triebe eines ſo gebildeten und gewöhnten Kindes verdienen dann auch Vertrauen. Jedes reine, unverdorbene Herz hat einen richtigen Inſtinct für Das, was es bedarf, was ihm angemeſſen iſt. Und wenn nun am Ende ſolch' ein Verlangen des Kindes auch mit der Vernunft der Eltern übereinſtimmt? Soll es denn um eines bloßen Traumes willen gar nichts gelten? Und wenn auch, wie Du glaubſt, die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſo iſt es mir doch wahrſcheinlicher, daß der Himmel ſich durch das Herz der Tochter lebhafter ausſpricht, als durch den Traum der Mutter. Auch wirſt Du vielfach beobachten können, liebe Alide, daß in unſerm Stande viel mehr Ehen verunglücken, die von den Eltern gemacht werden, als die zwei liebende Herzen eingehen. Kurz, mir hat es immer geſchienen, der Himmel ſchenke der Jugend träumende Wünſche, verlange aber von den Alten wache Vernunft.

Ich verſtehe Dich, lieber Mann, antwortete die Baronin empfindlich, aber ruhig. Du gibſt nichts auf meinen Traum und magſt Recht haben, ſo lange ſich mein Traum nicht rechtfertigt. Mein Traum zerfällt in ſich ſelbſt, ſo wie ſein Gegenſtand ausbleibt. Allein laß den ſich einfinden, lieber Guſtav: ſoll ich alsdann an Zufall glauben? Möchteſt Du daran glauben? Ich meine mich zu erinnern, daß Du ſelbſt den Zufall verworfen, daß Du ihn ein Ereigniß genannt haſt, deſſen Herkunft man — Ja, ich kann mich eben nicht auf Deine Worte beſinnen.

Nun ja, ich weiß ſchon! fiel der Baron ein wenig verſtimmt ein. Ich habe allerdings oft geſagt, es gäbe keinen Zufall in der Welt; ich glaube auch nicht, daß Ereigniſſe ohne alle Geſchlechtsfolge von Urſach' und Wirkung in unſer Leben ſo hereinfallen. Aber was man ſo nennt, ein Zufall ohne Dynaſtie, ſoll mich nicht

beherrschen, ich huldige ihm nicht als dem Regenten meiner Handlungen. Nein, wo uns ein Zufall begegnet, ist es ein Vagabund, der sich mit Paß und Wanderbuch nicht ausweisen kann und den man auf dem Schub fortschafft.

Nein, Gustav! rief Alide voll Eifer. Zufall ist ein Monarch von Gottes Gnaden, dessen Incognito man respectiren muß.

Wir wollen es abwarten, Alide, erklärte der Baron mit unterdrückter Ungeduld.

Ja doch, lieber Gustav! sagte sie. Es ist ja bis jetzt noch keine Rede von meinem Traum. Ich setze nur voraus, daß ihn meine Tochter nicht vergißt, daß sie, wenn ich so sagen darf, seine Adventszeit fromm abwartet und keine Bewerbung leichtsinniger junger Badegäste ohne Vorwissen und Billigung ihrer sorgenvollen Mutter Gehör schenkt. Wir sind ja nun im Bad mit unruhigem Wasser und es muß sich entscheiden.

Eine Stille folgte. Der Baron war an das Fenster getreten und sah hinaus. Gehen wir nach dem Damm, sagte er endlich, die Stunde ist so heiter.

Man brach auf. Fritz, der am Fenster dieses Ausgangs gewartet hatte, folgte ihnen und holte sie bald ein, ohne Ahnung der seinethalben stattgehabten Verhandlung. Auch ließ ihm der Baron keine Verstimmung merken, sondern faßte vertraulich den Arm des jungen Mannes, um ihn schonend und vorsichtig von Angelika's Seite abzuhalten, da diese sehr bekümmert aussah und die Mutter sich sehr vornehm zurückhielt.

Es war gegen Abend, wo sich die ganze Badegesellschaft im Putze vor der neuen Restauration und dem ältern Pavillongebäude zu versammeln pflegt, um im Schatten der Colonnade zu sitzen oder auf dem mit Backsteinen ausgelegten Damm längs der See zu wandeln. Die

Tische waren schon eingenommen. Viele, die es mit dem Einathmen der Seeluft sorgfältiger nahmen, hatten sich drunten am Fuße des Steindammes auf Rohrstühlen niedergelassen, wo das ebbende Meer im Sonnenstral den dunstigen Sand zurückließ.

Es war ein lustiges und anmuthiges Treiben hier unten. Die grünen und grauen Kastenwagen, die sich vor der hohen Flut hinter dem Damm nach dem Hafen hin geborgen hatten, kamen wieder hervor und fuhren die Abendbadenden den abziehenden Wellen nach. Die Badefrauen, baarfuß in ihren langen wollenen Kleidern, schleppten in Körben die reine Badewäsche hin und her, oder hängten die nasse an den hölzernen Gestellen zum Trocknen auf. Ohne Schimpfen oder Lachen ging es dabei nicht ab. Näher am Damm, unter den Augen der auf Rohrstühlen athmenden Mütter, oder unter Aufsicht von Gouvernanten, trieben sich die an-

muthigsten Kinder, zierlich gekleidet, mit ihren kleinen hölzernen Schaufeln umher, Bübchen und Mädchen, die im feuchten, von der Flut gebügelten Sande Rinnen und Gruben machten oder niedliche Wälle und Dämme aufwarfen, mit denen die kleinen Träumer dem Meer zu trotzen glaubten. Andere lasen die zurückgebliebenen bunten Muschelchen auf und wuschen sie vom Sand, wo das Meer ein Tümpelchen Wasser zurückgelassen hatte. Derweil trieben sich oben auf dem langen Damm die geschmückten Menschen durcheinander, in allen Sprachen plaudernd und selten des Meeres achtend, das nach der sinkenden Sonne hin wie silbergrauer Atlas schimmerte.

Inzwischen hatten sich unsere Freunde nach dem eigentlichen Hafendamm begeben, zu dem man am schönen Leuchtthurm vorüber gelangt. Aus mächtigen Eichenbalken gefügt, streckt er

sich wie eine hohe hölzerne Brücke in die See und bildet mit dem gegenüber stehenden Arm die Einfahrt aus dem Meer in den Hafen. Am erhöhten Ende dieses Brückendammes sind auf einer viereckigen Bühne Ruhebänke angebracht, wo man frei über der See athmet und während der Flut dem tosenden Spiel der Wogen unter seinen Füßen durch die schmalen Spalten des Fußbodengebälkes träumend zusehen mag. Hier, zwischen andern unbekannten Badegästen, saßen unsere Freunde, mit dem Blick über das Meer, auf dessen Höhe eben ein Dampfschiff in der Richtung nach Antwerpen seinen langen Rauchstreif hinzog. Wie sie sich umwendeten, stand ein junger Mann vor ihnen, reichte dem jungen Lerner die Hand und sagte, während er mit der Linken den Hut zur Begrüßung der Familie abnahm: Bitte, lieber Freund, machen Sie mich den Herrschaften bekannt. Fritz war auf-

gestanden, blickte lächelnd auf Angelika und sagte mit einer leichten Handbewegung nach dem Fremden: Herr Joseph von Lichtenberg!

Mein Gott! schrie die Baronin.

Der verblüffte junge Mann suchte sich zu fassen und sagte, ein wenig kleinlaut: Ich fürchte nicht, gnädige Frau, daß ich Ihnen unangenehm bin.

Unangenehm? Bewahre, Herr von Lichtenberg! versetzte Alide. Im Gegentheil! Wir haben noch vorhin von Ihnen — ich sage gar von Ihnen — von der Familie Lichtenberg gesprochen.

Sie blickte mit triumphirender Heiterkeit auf die Ihrigen, von Einem zum Andern.

Sehen Sie einmal an, Sie glücklicher Lichtenberg! rief Fritz mit einem leichten Tick gegen den Nebenbuhler, den er selbst hatte vorstellen müssen. Auch ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich einen Lichtenberg zum Freund gehabt. Wo-

hin Sie sich wenden, finden Sie schon vorgearbeitet; wir dürfen nicht sagen, es herrsche ein gewisses Dunkel um diesen Lichtenberg. Ich habe heut an Sie gedacht, mein Freund, als ich das Herwegh'sche Gedicht: „An den besten Berg", las. Gutenberg ist damit gemeint und es würde nur zur Hälfte auf Sie passen, wenn man die letzte Strophe auf Ihren Namen etwa so umschreiben wollte:

Zu Schanden soll noch werden
Der Raben schwarzes Werk;
Der beste Berg auf Erden —
Das ist der Lichtenberg.

Die passende Hälfte dieses Verses stelle ich Ihnen zum Wahrzeichen, Herr von Lichtenberg!

Ein wenig betroffen über den herausfodernden Ton, erwiderte der junge Mann ausweichend:

Ich habe dem Herrn Lersner auch schon gesagt, meine gnädige Frau, daß ich mit keiner dieser Familien, die Sie kennen, verwandt bin.

Doch lasse ich mir die gute Vorbedeutung meines Namens wohl gefallen.

Um Vergebung, fragte der Baron, welchem Stamm der Lichtenberge gehören Sie eigentlich an? Man hat, wie Sie wissen, bürgerliche Lichtenberge, so haben wir daheim einen Tapezirer des Namens, und von Lichtenberge.

Wollen Sie nicht Platz nehmen? unterbrach ihn die Baronin, indem sie, um die scharfe Frage ihres Gemahls gut zu machen, mit der artigsten Freundlichkeit so weit von ihrer Tochter wegrückte, daß der junge Mann Platz zwischen Beiden fand. Als er ihn eingenommen, sagte er mit niedergeschlagenem Blick und geläufiger Zunge, wie man etwas auswendig Gelerntes vorbringt:

Meine Familie stammt nicht aus Deutschland, das heißt, nicht aus dem ehemals so genannten Reich. Wir stammen aus dem Oest-

reichischen und der zuerst geadelte Lichtenberg diente unter Karl dem Fünften in dessen Leibgarde. Er besaß das Vertrauen seines Kaisers zu verschiedenen geheimen Aufträgen. Bei der Thronentsagung seines Gebieters zog er sich auf eine artige Besitzung zurück, die ihm der Kaiser in den Niederlanden geschenkt hatte. Sein einziger Sohn versuchte das Glück in Südamerika und erst mein Großvater kam von dort wieder nach Europa zurück. Den Unruhen der Revolution zu entgehen, ließ er sich in Ungarn nieder. In meinem Vater schlug aber wieder die alte Reiselust seines Ahnen vor und so kam es, daß ich auf einer dieser Fahrten in der Schweiz geboren wurde. Ich wollte mich erst dem geistlichen Stande widmen, da wir einen Bischof unter unsern Vorfahren zählen; allein, ich finde mich doch für einen so hohen Beruf nicht tüchtig genug. Es fehlt mir an Sinn für

das beſchauliche Leben, und ſeit ich nun mündig geworden, regt ſich in mir ein unruhiges Intereſſe für das kaufmänniſche Geſchäft.

Da haben Sie Recht! rief die Baronin; dieſe Geſchäfte bewegen jetzt die Welt. Und Sie reiſen nun wol zu Ihrer Ausbildung?

Ich dachte zunächſt auf einige Zeit nach Antwerpen zu gehen.

O das iſt ja charmant! rief die Baronin. Dort kann ich Sie an unſer Haus empfehlen. Das fügt ſich — Leider, wollte ich ſagen, iſt mein Sohn ſehr leidend; ſonſt wäre der gleich ein Freund für Sie, ſeinem Alter nach und von ausgezeichnetem kaufmänniſchen Pli.

Bekannte traten heran und unterbrachen das Geſpräch. Lichtenberg knüpfte mit Angelika an; aber ſie machte ſich auf ſchickliche Weiſe los. Veronika lehnte in beſonderm Geſpräche mit dem Baron auf dem Geländer mit dem Blick in die See. So blieb der junge Mann in der Ver-

legenheit zu gehen oder zu bleiben. Die Baronin bemerkte es und lud ihn ein, ſich anzuſchließen, wobei ſie die Erwartung ausſprach, ihn recht bald bei ſich im deutſchen Hofe zu ſehen.

Der heutige Abend ſchien eine Vorbeſtimmung zu Ueberraſchungen zu haben. Als unſere Freunde an der Reſtauration vorüber nach Hauſe kehrten, begegneten ſie vor dem Pavillon einer ſchwarzgekleideten Dame, die ihnen mit herzlicher Begrüßung die Hand entgegenreichte. Es war die Geheimeräthin von Keib. Ich bin ſchon etliche Tage hier, ſagte ſie, glaubte Sie aber noch in Antwerpen. Freilich bin ich ſeltener hierher gekommen oder wol auch in den unrechten Stunden. Daß ſo ſelten eine Badeliſte erſcheint!

Herr von Lichtenberg trat mit einer gewiſſen

Vertraulichkeit zur Begrüßung der Geheimeräthin heran. Gute Bekannte, wie ich sehe? rief die Baronin sehr munter.

Wir logiren Beide im Hotel de Flandre! versetzte mit vornehmer Gleichgültigkeit Mathilde. Herr von Lichtenberg hat an der table d'hôte die Aufmerksamkeit, mir die Schüsseln zu reichen, von denen er gern nimmt.

Ei nun, fiel der Baron ein, das ist schon ein ganz niedlicher Verkehr von Hand zu Mund!

Er hat aber weniger niedlich angefangen, von Mund zu Ohr! lächelte Frau von Keib.

Aha! Sie sind auch musikalisch, Herr von Lichtenberg? fragte freundlich die Baronin. Sie singen?

Ich weiß nicht, welches Instrument Herr von Lichtenberg sonst noch spielt, erklärte Mathilde, aber daß er sehr laut und heftig reden kann, ist gewiß. Wenigstens darf ich sagen, daß ich ihn früher habe schelten hören, ehe ich

ihn zu Geſicht bekam, und zwar wegen zweier niedlichen Zimmer vorn heraus, die man mir bei meiner Ankunft anwies und auf welche Herr von Lichtenberg ältere Anſprüche behauptete. Glücklicher Weiſe konnte ich nicht ſchnell genug meine Thüre verriegeln —

O meine Gnädige, gehen Sie nicht ſo grauſam mit mir um! bat Joſeph mit Lachen.

Ei nun, antwortete ſie, ſtürmten Sie nicht ohne Anfrage herein und gönnten mir ſo das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft? Ich bin dankbar für dieſen Beſuch; denn Ihren Scheltworten nach hätte ich Sie nicht wieder erkannt, wenn Sie mir begegnet wären. Doch muß ich gerecht ſein: Herr von Lichtenberg war dann ſo artig, mir die Zimmer zu überlaſſen.

Auf dem Heimwege hatte ſich Mathilde vertraulich an Veronika geſchloſſen und erzählte ihr von den letzten betrübten Tagen auf Belle-Promeſſe.

Wir hörten zuerſt vom Tode Deines guten Mannes durch Pater Joſeph, ſagte Veronika. Ach! es traf mich recht ſchmerzlich mit, liebe Mathilde. Was magſt Du gelitten haben!

Dieſer Fall war lange vorauszuſehen, liebe Veronika, ſo faſſungslos er mich auch an jenem ſchrecklichen Morgen traf. Hätte wenigſtens mein Leid friedlich ausbeben können! Aber es kam eine widerwärtige Störung auf die andere. Die Gräfin und ihr Oheim waren zwar eines Morgens ohne Aufſehen verſchwunden; allein unter den Leuten im Hauſe fiel das Verdrießlichſte vor. Liſette, das heuchleriſche Mädchen, überraſchte das Haus durch die Folgen ihres Leichtſinns. Meine gute Mutter ließ ihr die geweihte Medaille, das baierſche Muttergottesbildchen, abnehmen und dies Amulett einem andern Dienſtboten als Auszeichnung übergeben. Aber Keins wollte es annehmen. Einige der Leute waren

ungeberdig und flüsterten Unschickliches; man mußte sie entlassen. Darüber kündigten Andere auf, und ehe man den Verdruß beschwichtigen konnte, hatte sich Pater Joseph der übeln Nachrede durch dringende Geschäfte entzogen, die ihm über Nacht gekommen waren. Ach, es war widerwärtig, liebe Veronika! Und wie ich glaubte, Alles sei endlich überstanden, kam die Dienstentlassung unseres guten Kindlinger. Der edle Freund mußte schnell das Pfarrhaus räumen, wo er so friedlich gewohnt und segensreich gewirkt hatte. Er ist mit einer kleinen Pension fürerst nach Köln gezogen und ich habe ihm die Verwaltung meines Vermögens übergeben, um unter dem guten Vorwande einer Vergütung sein Einkommen zu verbessern.

Die letzte Nachricht ging der Freundin besonders nahe. Sie beklagte Mathilden und Beide empfanden es lebhaft, wie innig sie einander durch einen gemeinschaftlichen edeln Freund an-

gehörten. Du hast sehr liebevoll für die Verbesserung seines Einkommens gesorgt, sagte Veronika, und freilich die äußere Existenz ist das Nothwendigste. Aber nun ist der gute Kindlinger in sehr untergeordnete Arbeiten verwickelt. Geld verwalten, Zinsen beitreiben, säumige Schuldner mahnen — wird er sich dabei glücklich fühlen, wird es ihm nicht manchmal peinigend werden? Sein Geist lebte seither in den höchsten Interessen der Wissenschaft und des Lebens; nun soll er Deine Werthpapiere ordnen, Rechnung über Einnahme und Ausgabe führen und dergleichen. Seine Seele blickte gern in die Herzen seiner Beichtkinder, um das Ewige in ihnen anzuregen, zu retten, zu fördern; nun muß er in die Register Deines Einkommens, in die Beutel Deiner Schuldleute gucken, um die Zahlungstermine wahrzunehmen, die kleinen Zinsreste zu retten. O es gibt für mich nichts Gemeineres, liebe Mathilde, als Geld verwal-

ten; so sehr ich auch das Geld selbst schätze, dies Kainszeichen unseres irren, unstäten Jahrhunderts. Doch das Geld hat ja noch andere Widersprüche. Oder liegt nicht die größte und zugleich so lächerliche Dissonanz unseres Lebens in dem so beliebten Wort Interessen, je nachdem es ein edler Denker oder ein reicher Capitalist ausspricht?

Du hast Recht! rief Mathilde betrübt; so weit habe ich gar nicht gedacht. Ich glaubte Wunder, was ich dem Freunde erwiesen hätte, und habe ihm ein kleines Fegefeuer bereitet. Gott, was hat man zu kämpfen, ehe man all' seine Armseligkeiten in Thun und Denken los wird! Wie viel besser bist Du, liebe Veronika! Aber nun rathe mir auch, wie wir dem Freunde helfen!

Wir wollen es bedenken, sagte Veronika. Bis sich etwas findet, mag das zu unserm gemeinsamen Leid unsere gemeinsame Sorge sein.

So schieden mit herzlicher Umarmung die Freundinnen für diesen Abend.

Des andern Morgens, als der Herr von Lichtenberg seinen förmlichen Besuch zu machen gekommen war, eilte Veronika zu Mathilden. Beide waren noch so voll von wechselseitigen Mittheilungen. Veronika hatte der Freundin noch nicht einmal ihre eigenen Erlebnisse erzählt. Sie vertraute ihr die betrübten Vorfälle in Antwerpen und beklagte die neue Störung, die durch das fatale Zusammentreffen mit dem von Lichtenberg drohe. Die Geheimeräthin wußte nämlich schon durch Veronika von dem Traume und der seltsamen Befangenheit der Baronin Alide. Früher konnten wir darüber lächeln, sagte die Freundin, nun hat uns eine unbegreifliche Fügung den widerwärtigsten Wirrwar eingerührt. Mir ist seit gestern Nachmittag zu Muth, als

ob der tolle Traum unsere ganze Zukunft ändern oder verwirren müßte. Kaum war gestern dieser Gegenstand wieder einmal zur Erörterung gekommen, und wirklich hat der Baron Gustav nie vernünftiger und liebenswürdiger gesprochen, so stoßen wir auf diesen Lichtenberg. Und darin findet nun die Baronin eine neue Bedeutung und Bekräftigung; sie sieht uns Andere für Verblendete an, die der Himmel recht mit der Nase auf Das stoßen wolle, worüber wir zur Erkenntniß kommen sollen. Wir haben uns gestern Abend noch bis Mitternacht herüber und hinüber ereifert und die gute Angelika hat eine schlaflose Nacht darüber gehabt. Wie manche schlaflose Nacht wird uns noch dieser unglückliche Traum kosten!

Mathilde war betrübt und nachdenklich geworden. Es ist in der That seltsam, liebe Veronika! wiederholte sie. Ist denn das Glück der besten Menschen auf einen so lächerlichen

Zufall geſtellt? Oder ſollte eine Abſicht, eine Tücke dabei im Spiele ſein? Ich kann mirs nicht denken; ich kann auf gar keine Vermuthung kommen. Deſto mehr glaube ich dieſen Lichtenberg zu durchſchauen. Am Ende, wenn ich nicht etwa um Deinetwillen in den deutſchen Gaſthof überziehe, was ich ſehr gern möchte, habe ich von eurer Lichtenbergiſchen Verwirrung allein einigen Vortheil. Da der junge Mann jetzt meine Verbindung mit euch kennt, wird er ſich wol ſchicklicher gegen mich benehmen; ich werde ſeine zudringlichen Beſuche auf dem Zimmer, ſeine unzarten Aufmerkſamkeiten bei Tiſche los. Ich halte ihn für einen leichtſinnigen Menſchen mit den engſten kirchlichen Anſichten. Ich habe ihn über Religion und Liebe reden hören und bin überzeugt, er iſt ein lockerer Fanatiker. Behüte mir ja das gute Kind vor einer ſolchen Verbindung!

Auf dem Abendſpaziergange fand ſich Herr

von Lichtenberg wieder bei unseren Freunden ein. Er wich nicht von Angelika's Seite, so kurz sie ihn behandelte. Man wandelte, wie gewöhnlich, auf dem hohen Damm. Wie die Sonne untergehen wollte, trat das Fräulein im Vorübergehen zu Veronika und flüsterte ihr ins Ohr: Sobald ich mich unbemerkt losmachen kann, laufe ich mit dem Papa fort. Sag' es der Mutter, wenn nach mir gefragt wird, und dem — Fritz.

Dieser gute Augenblick war eben gekommen. Drei junge Franzosen hatten den harrend dastehenden Lichtenberg in die Mitte genommen und flüsterten ihm ihre Pläne für diese Nacht zu. Lichtenberg hatte sich schon bei der Baronin die Erlaubniß erbeten, den Abend mit der Familie zuzubringen, und entschuldigte sich bei den Freunden mit der Einladung seiner geliebten Angelika zum Abendessen, wie er sagte. Wie er sich aber nach ihr umsah, war sie verschwunden.

Sie hatte nämlich den Augenblick wahrgenommen, hatte den Baron Guſtav mit ſchelmiſchem Wink am Arme gefaßt, ſich mit ihm durch das Gedränge vor dem Pavillon durchgewunden und eilte nun am Leuchtthurme vorüber den Dammweg nach dem Hafen zu. Die Dünen am Strande links, der kleine Leuchtthurm jenſeit der Hafeneinfahrt lagen in röthlichem Abendſcheine. Vor ihnen auf dem dunkleren Hafenkai und auf den Verdecken der Schiffe machten ſich noch Matroſen und Schiffleute zu thun. Der erſte ſchwarze Rauch wirbelte vom Dampfſchiff empor, das mit einbrechender Nacht nach London abgeht, und — „in dem plaiſanten Viſſher", einem dunkel gelegenen Eſtaminet, wurde Licht angeſteckt.

In dieſer fremdartigen Umgebung fühlte ſich Angelika einſam genug zur Mittheilung ihres heimlichen Anliegens. Indem ſie ſich zärtlich an den Vater anſchmiegte, ſagte ſie mit einer

gewiſſen ſchelmiſchen Verlegenheit: Erinnerſt Du Dich noch, Papachen, wie ich Dir zu Hauſe einmal vorausgeſagt, ich würde Dir einſt auch allerlei zu klagen haben, wenn ich einmal den Traum-Lichtenberg hätte?

Nun, mein Kind? Jetzt ſchon, bei der erſten Bekanntſchaft? Schon zu klagen?

Nein, Väterchen, verſetzte ſie, ich habe mich eines Andern beſonnen.

Was? Sieh, ſieh! rief Guſtav befremdet. Aber wie denn —

Ich denke, lieber Kummerfreund, der biſt Du mir doch nun! wir wollens gar nicht zum Klagen und Jammern kommen laſſen. Wir haben dergleichen in Antwerpen genug gehabt. Hier am Meere geht Alles friſcher und reſoluter zu; wir wollens auch ſo machen und uns den Lichtenberg kurzweg vom Halſe ſchaffen, ehe es nur zum Klagen kommen kann. Hilf mir dazu, lieber Vater!

So iſts gemeint? rief Guſtav erheitert. Ich nahms, als wollteſt Du Dir, ohne alles Klagen, den Lichtenberg gefallen laſſen. Nun ja, mein Kind! Wir haben aber noch gar keinen Anlaß, um gegen ihn zu verfahren.

Meinſt Du, Väterchen? Aber es wird bald kommen. Du hörſt freilich nicht, was er mir vorſchwatzt. Sieh, lieber Vater, er iſt ein ganz unſchicklicher Menſch. Sagt er mir doch am erſten Tag, wo er mich ſieht, daß er mich liebe. Er gönnt meinem Verſtande oder meiner Eitelkeit nicht einmal ſo viel Zeit, daß ich es glauben und für möglich halten könnte. Und kurz, er gefällt mir nicht! Ich habe ſogar einen Widerwillen gegen ihn. Ich weiß nicht, worin es liegt; aber er hat ſo was in ſeinem Weſen, in ſeinen Blicken — . Weißt Du, Vater, man hat ja auch für Giftpflanzen ſo eine dunkle Erkenntniß, ehe man ſie noch botaniſch kennt.

Kind, nicht ſo heftig! mahnte Guſtav.

Bedenke, Du bist kein Kind mehr; Du bist ein Fräulein, um das man sich rechts und links bewirbt. Ich höre Dich ja eben auch altklug genug reden. Ja, in den Niederlanden findest Du Deine hohe Lebensschule, liebe Tochter! Nun aber, was wirst Du denn gegen den Traum Deiner Mutter einwenden, der sich nun durch ein Wunder des Himmels bestätigt hat, von dem sie sich ja nicht abbringen läßt?

Angelika schwieg. Sie blieb mit niedergeschlagenen Augen nachdenklich stehen und hielt sich an des Vaters beiden Händen fest. Sie hüpfte nicht mehr, wie sonst, vor ihm auf.

Ja, mein gutes Kind, fuhr Gustav mit weicher Stimme fort, wir haben auch gar nichts gegen den Traum und müssen doch Deine Mutter mit Rücksichten behandeln.

Doch, doch! rief Angelika mit gepreßtem Ton. Ich habe Das, was Du selbst so schön geltend gemacht hast, Vater! — ich habe mein

Herz. Und wenn der Traum, den dies Herz verwirft, so tief im Mutterherzen verwachsen sein sollte, daß er nicht ohne Schmerz herauszuziehen wäre, so ſteh' Du mir bei! Nein, ich darf nicht mit meiner Kindeshand dies Unkraut aus dem Mutterherzen reißen; darum tritt Du zwiſchen das träumende und das liebende Herz und hilf mir! Sieh, Stiefväterchen, ſo kannſt Du mein rechter Vater werden, ja vielleicht Vater und Mutter zugleich. Bei Gott, Baron Guſtav, ich weine nun nicht mehr; in letzter Nacht habe ich ausgeweint, Alles herausgeweint, und der Tag kann kommen, wo ich thue, wie's in der Bibel ſteht, daß ich Vater und Mutter verlaſſe und Dem folge, dem ich mich verlobt habe. Aber nein — Du läſſeſt mich ſo nicht gehen!

Der Baron war erſchüttert. Er zog das überſpannte Kind an ſeine Bruſt und küßte es auf die Stirne. Dann eilte er ſchweigend eine

Strecke mit ihr fort, rechts ab vom Hafen nach dem ſtilleren, dämmerigen Platze zur Seite der Peterskirche. Ich dachte mir es wohl, daß Du liebteſt, ſagte er, aber daß Du Dich verlobt haſt — Oder iſt es nicht ſo wörtlich zu nehmen?

Ja, lieber Vater, antwortete Angelika. Glaube aber nicht, daß Fritz unbeſonnen gehandelt hat; ich bin ſchuld. Sieh, der Mutter Traum hat mich ſeit Köln ſo geängſtigt; Alles wäre ſonſt anders gekommen. Das wäre ſo langſam aufgeblüht in Erwartung und Freude, in Morgen- und Mittagſonne. Jeden Tag hätte ich ein Blütchen mehr aufgeträumt an der Roſe unſerer Liebe. Da hat der Mutter Traum auf einmal alle kindlichen Träume wach geſchreckt. Nun bin ich auch ſo recht glücklich. Und wüßteſt Du nur, lieber Vater, wie edel und zart, wie voll Geiſt und Seele unſer Fritz iſt! Nicht wahr — unſer, beſtes Väterchen? Unſer? Sags!

Wenn Du mir etwas von ihm ablaſſen willſt, meine Tochter?

Die ganze Hälfte, Vater, von Dem, was Fritz als Sohn iſt! rief Angelika ſchwärmeriſch, und von unſerm Glück ſo viel Du nehmen willſt!

O mein Kind! rief er, indem er ſie umarmte. Glück kann ich brauchen! Sei recht glücklich, und es wird ein glückshungriger Stiefvater als Bettler zu Dir kommen!

Still, Väterchen! rief ſie. Betrübe Dich nicht! Blick' heiter vorwärts. Das Schwärzeſte, denk' ich, iſt über uns weggezogen, und unſere Liebe ſtralt einen Regenbogen drüber hin.

Das Schwärzeſte? Gott gebs! erwiderte Guſtav. Es kann auch noch Sturm kommen; aber ich fühle mich ſchon muthiger. Die See ſtärkt meine Pulſe und Dein Vertrauen gibt mir ein Recht, muthig zu handeln. Ich war, Gott Lob! zu verzagt, mein eigenes Glück zu

ertrotzen. Es ziemte mir, zu entbehren, denn ich hatte gefehlt. Ich seh' es nun ein. Gilt es aber Dein schuldloses Glück, Deine frohe Zukunft, so werde ich zu handeln wissen. Sieh, mein Engelskind, so nehme ich die Seebäder auch für Dich und lasse mir zum Streit für Dich täglich einige Ritterschläge vom deutschen Meer ertheilen. Also sei heiter und freut euch des schönen Liebesmaies, der euch an den grauen Dünen der See blüht. Mich laßt die Maischauer bestreiten. Dennoch, liebe Angelika, wollen wir Uneinigkeit mit der Mutter so lange vermeiden, als es geht. Sprich lieber erst recht vernünftig mit Lichtenberg! Sag' ihm, daß Dein Herz nicht mehr frei, nicht mehr zu vergeben sei, und bitte ihn, Dir seine Liebe dadurch zu beweisen, daß er von seiner Bewerbung stillschweigend abstehe. Sieh, das wäre das einfachste Abkommen mit der Mutter. Sobald wir das Bad verlassen hätten, zerfiele

der Traum in sein Nichts und der Weg zum Herzen Deiner Mutter wäre für Fritz offen.

Ja, Väterchen, rief Angelika muthig und munter, ich will mit Lichtenberg reden. Wenn er nur bescheiden bliebe, bis wir abreisten. Gott gebe, daß wir Ostende ohne Lichtenberg verlassen!

Amen! flüsterte eine ächzende Stimme in der Nähe. Beide überschauerte es eiskalt, sie blickten umher, da regte sich in der nächtlichen Ecke an der Kirche eine schwarze Gestalt. Es war aber nur ein altes Mütterchen in dunkelm Mantel mit übergezogener Kapuze, das vor einem Maria-Bildniß in der Mauerblende sein Nachtgebet verrichtet hatte. Als es mit flamändischem Gruß an ihnen vorbeigegangen war, eilten sie durch die Winkelgasse der Kirche, unter den Bäumen des jenseitigen Kirchenplatzes hin und die Straße hinauf nach dem Werft. Auf dem hölzernen Brückchen, wo er gewartet, trat ihnen

Fritz entgegen. Die Andern ſind längſt oben, ſagte er. Ich wollte Ihnen erſt gute Nacht ſagen.

Und nicht mit heraufkommen? fragte der Baron.

Herr von Lichtenberg iſt mit oben, antwortete Fritz lächelnd, und die gnädige Frau hat mir zuerſt und mit Nachdruck gute Nacht geſagt.

Nun dann morgen! verſetzte Guſtav ebenfalls lächelnd. Wir hatten gerade Manches Ihretwegen zu ſprechen, lieber — Er umarmte und küßte den jungen Mann mit dem Zuſatz: lieber Fritz!

Er eilte raſch voraus, über den Platz, dem Gaſthofe zu, wo er an der Thüre wartete, bis das langſamere Paar nachkam.

Erblickt man nicht zuweilen auf einer Felswand, da wo sie gesprungen ist und verwittert, ein schlankes, kräftig emporwachsendes Fichtenpaar? Und wie ihr zartes, von Regen und Sonne schwellendes Wurzelwerk tiefer in den Fels eindringt, erweitert sich der Spalt, das Gestein zerfällt und lockert sich zu nährendem Boden.

An dies Naturbild erinnert uns das junge Liebespaar, Fritz und Angelika, die mit ihrer heimlichen Neigung, in verstohlenem Bunde, zwischen den uneinigen Eltern wurzeln und wachsen sollen. Ohne die innerliche Entzweiung Gustav's und Alidens wäre ein so heimlicher Verkehr, wie er jetzt von beiden Theilen verschuldet wurde, nicht denkbar gewesen; denn auch die Baronin war in derselben Stunde mit dem jungen Lichtenberg in ein den Absichten ihres Gemahls widerstrebendes Einverständniß getreten. So wurde, seltsamer Weise, von beiden Seiten, mit einer Art von Verschwörung gegen

einander, das Wohl des geliebten Kindes betrieben! Alide war in ihrem nun vollends entflammten Glauben dem geträumten Bewerber mit ermunternder Freundlichkeit entgegengekommen, hatte ihn für alle Tage eingeladen und wie er jetzt neben ihr sitzend sein Gefühl für Angelika in übertriebenen Redensarten bekannte, lächelte sie beifällig und ermunterte ihn zur Bewerbung. Ja, sie schwankte, ob sie ihm nicht einen Blick in ihren prophetischen Traum gönnen dürfe, als der Baron mit Angelika hereintrat. Auch Veronika folgte aus ihrem Zimmer und es kam zu einer ganz heitern Unterhaltung beim Abendtische, den man heut auf dem Zimmer decken ließ. Beide Eltern waren, Jedes für eigne Rechnung, mit ihrem Tage zufrieden. Joseph von Lichtenberg lächelte seinen schönen Hoffnungen voraus, Angelika ihrem glücklichen Geständniß nach; ja Beide begegneten sich einigemal über den runden Tisch hin mit

ihren vergnügten Blicken und nur Veronika begriff die allgemeine Heiterkeit nicht

Indeß gingen doch mehre Tage vorüber, ohne daß Lichtenberg und Angelika zu der von Beiden beabsichtigten Unterredung kamen. Lichtenberg schien auf die Beantwortung eines Briefes zu warten, den er noch am Abende nach der Unterredung mit der Baronin geschrieben hatte, und Angelika war doch wieder ein wenig ängstlich geworden. Sie konnte die rechte Wendung nicht finden, sich gegen Lichtenberg zu erklären. Dieser junge Mann sah ihr gar nicht aus, als ob er einer großmüthigen Empfindung fähig sei, und doch fielen ihr lauter empfindsame Redensarten ein, mit denen sie sich selbst lächerlich vorkam. Sie vermied also sorgfältig, mit ihm allein zusammen zu treffen und unterließ daher Manches, was sie gern gethan hätte. So war sie sonst, wenn die Andern auf dem hohen Damm sitzen blieben, hinab über die sandige Strecke,

welche die Ebbe zurückläßt, dem Meer entgegen gegangen, wenn es wieder flutend heranklimmt. Eine Woge streckt sich dann der andern voraus, als gält' es darum, welche zuerst den Steinwall erreichen würde, an dem die höchste Flut aufbraust. Wenn dann unvermuthet eine vollere Woge ungestüm auf Angelika hervorrollte, daß sie zurückspringen mußte, um nicht erreicht zu werden, so war es ihr ein kindischer Spaß. Neckisch setzte sie dann auf die feuchte Stelle der wieder zurückgesunkenen Woge den kleinen Fuß, wie herausfordernd für die nächste kühne Springwelle hin und träumte sich in ein lustig Spiel mit den Meereswellen, die schalkhaft hervorzuspringen schienen, des Fräuleins Fuß und Gewand zu küssen. Oder Angelika betrachtete den von einer vorgerollten Woge auf dem glatten Sand gezogenen Halbkreis, in welchem sich der Wasserschaum in flüchtigen Figuren so künstlich auseinanderspann, daß auf einige

Augenblicke der feinste Spitzenschleier vor ihr ausgebreitet schien. Auch schoben die wachsenden Wogen bunte Muschelchen, farbige Steinchen zum Aufleſen, oder lebendige Seeſterne und seltsame, spinnenartige Krebschen auf den Sand, die rückwärts dem abgeflossenen Wasser wieder zueilten.

Jetzt wagte Angelika solche Unterhaltung nur in Veronika's und Fritzens Begleitung, oder blieb in Gesellschaft der Übrigen, um nicht mit Lichtenberg unter vier Augen zu sein.

Eines Morgens, als man der späteren Flut halber mit dem Baden wartete und die Baronin, die heut nicht badete, ihr Frühstück vorausnahm, ließ sich Pater Joseph anmelden und trat im Anzug des Doctor Scherf herein, wie ihn die Freunde zuerst auf dem Rheinschiffe kennen gelernt hatten. Ich muß Wort halten, sagte er, und Ihnen Nachricht von Antwerpen

bringen. Dieſe Nachrichten lauteten beſonders auch über das Befinden des Sohnes recht beruhigend, ſo daß die Baronin ſich ſehr erheiterte. Denken Sie ſich, ſagte ſie, nachdem der Kaffee abgetragen war, ich habe Ihnen doch früher von meinem wunderbaren Traum gebeichtet: es hat ſich ja wirklich ein Lichtenberg hier gefunden, deſſen Bekanntſchaft wir gemacht haben, oder, ich muß vielmehr ſagen, der die unſrige geſucht hat; ein junger, ſolider, liebenswürdiger Mann. Iſt es nicht wunderbar?

Eine verlegene Stille entſtand. Pater Joſeph lächelte. Wirklich? ſagte er mit zweifelhaftem Kopfſchütteln, und da es die Baronin lebhaft verſicherte, fuhr er mit lächelndem Blick nach dem Baron fort:

Es befremdet mich ein wenig, in der That. Und doch — Sehen Sie, Herr Baron, da glaubt man oft, mit Dampfſchiffen und Eiſenbahnen würde unſere verſtändige, glaubensnüchterne Zeit

das große Gebiet des Wunderbaren und Unbegreiflichen im Leben ganz umfahren und umschiffen; aber, siehe da! gerade der Dampf führt uns mitten durch ein neues Gebiet von Wundern, oder, wenn Sie wollen, von Wunderlichkeiten. Und doch begreiflich, gebe ich Ihnen zu! In so rascher und umfassender Bewegung, so erkläre ich mirs nämlich, mischen sich die Menschen aus allen Fernen und Weiten, und so kömmt durch starkes Mischen, wie ja zuweilen auch im Whist und L'Hombre, ein ganz unerwartetes, bedeutendes Spiel heraus.

Dem Baron gefiel diese vernünftige Ansicht und stimmte ihn gleich heiterer für den Pater, besonders als derselbe mit schlauen Blicken fortfuhr:

Wenn sich aber auf diese Weise Manches gestaltet, was einem Wunder ähnlich genug sieht; so wandelt es doch zu sehr auf irdischen Wegen,

als daß wir ihm nicht auch mehr mit scharfem Verstande, als mit aufblickendem Glauben begegnen müßten.

Wie? mein lieber Pater Joseph! fragte die Baronin höchst befremdet.

Ja, meine gnädige Frau, fuhr der Pater ruhig fort. Ihren Traum habe ich damals nicht verworfen und verwerfe ihn nicht. Dergleichen thut auch kein tiefer blickender Mann. Träume entstehen auf der Grenze zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt, auf dieser schmalen Scheidemark, die durch unsern Schlaf zieht. Das weiß der Herr Baron so gut wie ich; daran zweifelt kein Kundiger. Es gibt daher bedeutsame Träume, die unsere, vom Uebersinnlichen angewehte Seele bildet, und thörichte Träume, die unsere Seele aus Bruchstücken des im Schlaf zerfallenen sinnlichen Lebens zusammenwürfelt. Nun hat Jedermann den Glauben an seine Träume frei: woran sollen wir sie

prüfen, als etwa an einem ganz dunkeln Gefühl? Will man aber dauernde Lebensverhältniſſe darauf bauen, dann darf es nicht ohne die größte Vorſicht geſchehen.

Aber da werde ich ja ganz irre an Ihnen, lieber Pater Joſeph! klagte die Baronin.

Doctor Scherf! wenn ich bitten darf, meine Gnädige. Hier in Oſtende bin ich Doctor Scherf.

Nun ja, lieber Doctor Scherf, fuhr ſie fort; irre werde ich an Ihnen! Vorſicht; wie denn mit Vorſicht? Ich träume ein Begegniß und es begegnet mir! Wie ſoll ich mir denn da helfen? Wozu denn noch Vorſicht?

Ei, gnädige Frau, verſetzte Scherf lebhaft, ehe wir dem Traum volles Vertrauen ſchenken, laſſen Sie uns doch erſt den Lichtenberg halbes Vertrauen verdienen! Hat er Ihnen denn — Doch nein, er wird Ihnen noch keine Mittheilung über ſeine Familie gemacht haben!

Doch, lieber Doctor! erwiderte ſie und erzählte kürzlich, was der junge Mann über ſeine Herkunft mitgetheilt hatte. Pater Joſeph hörte ſehr geſpannt zu, dann ſagte er:

Nun will ich Ihnen einen Vorſchlag thun. Ich bin in der Schweiz und in den Niederlanden nicht fremd. Ich will die Bekanntſchaft des jungen Mannes ſuchen; er ſoll mich als einen Freund Ihres Hauſes kennen lernen; er wird mir ſeine Abſichten vertrauen, wenn er deren hat. In dieſem Falle, wenn er ſich Ihnen mit einer Bewerbung näherte, könnten Sie doch nicht gleich ſeine Papiere, ſeine Legitimationen von ihm fodern; dazu denken Sie zu zart. Nehmen Sie ihn aber erſt in Ihr Vertrauen, in Ihren Umgang auf und er kann ſich hernach nicht vollſtändig ausweiſen, ſo ſetzt es Unannehmlichkeiten ab; Mislichkeiten und öffentliches Aufſehen ſind nicht zu vermeiden. Das brächte ich Alles vorher ſo weit in Ordnung, daß ich

Ihnen einſtweilen die Verſicherung geben könnte, die Sie von ihm nicht gleich fodern mögen.

Die Baronin fand das recht vernünftig und gab ihre Zuſtimmung, wiewol mit einer gewiſſen Kühle. Schon der Gedanke einer Vorſicht, einer Prüfung kam ihr wie ein ſündhaftes Mistrauen in ihre bisher unbedingte Ueberzeugung vor. Sie ſah ſich ungern in den Augen der Ihrigen auf platten, verſtandesmäßigen Boden herabgeſetzt und ihren theuern Traum in Gefahr gebracht. Dem Doctor entging auch dieſer heimliche Unwille der Baronin nicht und ſobald die Uebrigen bei Seite gegangen waren, ſich zum Baden zu rüſten, ſagte er freundlich:

Sie ſind verſtimmt, meine verehrte Freundin?

Nun ja, ich bin ein wenig irre an Ihnen geworden, antwortete ſie. Ich kann Ihre früheren Anſichten mit den jetzigen Klugheitsregeln nicht in Einklang bringen.

O meine gnädige Frau, ſagte er, indem er

ihre Hand küßte, Ihr Herz iſt faſt zu lebendig in Liebe und Glauben. Darin habe ich Sie früher allerdings beſtärkt und kann Ihnen auch fortwährend die Verſicherung geben, daß Dasjenige, was, wie Ihr Traum, höherer Abkunft iſt, ſich auch zur Vernunft der Welt bequemen wird. Dieſe Welt- und Verſtandesſeite iſt aber diejenige, die wir vor dem Herrn Baron geltend machen müſſen. Oder haben Sie ihn etwa ſchon zum Glauben an Ihren wunderbaren Traum bekehrt?

Im Gegentheil, lieber Doctor, ich glaube, Guſtav iſt meinen Abſichten ernſtlich entgegen.

Sehen Sie! flüſterte Scherf. Mithin bleibt das Wunderbare des Traums für Sie allein ein unabänderlicher Beſtimmungsgrund. Hat aber der von Lichtenberg eine innere Sendung von oben, ſo wird ihm auch der Ausweis für hier unten nicht fehlen, und den wollen wir dem Baron darlegen. Erkennt er ihn an, ſo thun

wir Alles im Frieden ab, was immer das Wünschenswertheſte bleibt. Widerſetzt er ſich aber dem Vernünftigen, ſo kömmt er in Widerſpruch mit ſich ſelbſt und die gnädige Frau handeln dann um ſo entſchloſſener in Eintracht mit dem Himmel und Ihrer Ueberzeugung, ohne daß man Ihnen vorwerfen könnte, Sie hätten die Pflicht gegen den Gemahl verſäumt. Bin ich Ihnen nun begreiflicher?

O mein Freund, rief die Baronin mit gefalteten Händen und die Thränen traten ihr in die Augen, welch ein Mann ſind Sie! Ich bewundere Ihre Weisheit, Ihre Güte. Vergeben Sie mir und leiden Sie mich ferner! Leiten Sie die ganze Sache! Aber führen Sie eine baldige Entſcheidung herbei; denn es zieht mich zu meinem Sohn Joachim. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie zerriſſen mein Herz iſt zwiſchen meinen beiden Kindern. Der Jammer meines Sohnes ruft mich nach Antwerpen, die Beſtim-

mung meiner Tochter hält mich in Ostende. Darüber gehe ich zu Grunde, wenn sich nicht bald das Eine löst, damit ich dem Andern lebe. Ach, es quält mich unaussprechlich! Ich schlafe Nachts nicht mehr; meine Gedanken sind bei Tage zerstreut; wilde Vorstellungen, zuckende Gefühle ängstigen mich. Manchmal ist mein Geist ganz, ich weiß nicht wohin, verloren und nur am heftigsten Herzklopfen finde ich mich wieder zu mir selbst!

Alide weinte bitterlich und jeder Andere, der auch ihren Glauben und ihre Denkungsweise nicht theilen konnte, hätte doch ihren mütterlichen Gefühlen und Sorgen Recht geben müssen.

Ich werde rasch handeln und wirken, erklärte der Pater, und unter den Umständen werde ich auch Gebrauch von einem Mittel gegen den Baron machen, das ihn wol fügsamer in unsere heiligen Absichten stimmen dürfte.

Eben trat der Baron herein. Der Zustand

seiner Gemahlin fiel ihm auf und er fragte theilnehmend, was es denn sei.

Die gnädige Frau ängstiget sich übertrieben um den Sohn, sagte Doctor Scherf. Es wird gut sein, wenn wir die Angelegenheit, die ihr hier noch so viel Sorge macht, recht bald ordnen, damit Sie nach Antwerpen zurückkehren können. Sie gehen, Herr Baron? Ich begleite Sie!

Vor dem Hause warteten Veronika, Angelika und Fritz. Dieser wurde dem Doctor Scherf vorgestellt und von ihm mit lebhafter Freundlichkeit begrüßt. Scherf ging dann mit dem Baron voraus und sagte vertraulich:

Ich finde Sie viel frischer aussehend, Herr Baron; das Bad thut Ihnen recht gut. Zu Belle-Promesse trafen Sie es freilich sehr unglücklich. Es fiel dort zu viel Unangenehmes vor. Nehmen Sie Auftritte, wie mit der Gräfin! Mein Gott, wie müssen Sie erschrocken sein, verehrter Freund, als Sie unter dem stillen

Genuß des Abends im Pavillon durch den Vorfall im Garten gestört wurden! Und doch hat es Ihnen die Gräfin schwerlich gedankt, daß Sie mit Ihrer liebenswürdigen Veronika die Ersten waren, die ihr beisprangen.

Der überraschte Baron ertappte den Pater noch auf einem boshaften Zwinkern der Lippen. Er faßte sich aber und erwiderte mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit:

Lieber Doctor, ich weiß, wie gut Sie von Ihrem Kammerdiener berichtet werden, auch wenn Sie Ihre beiderwandnen Betstündchen halten. Der Zeisig hüpft in allen Büschen. Allein, sich ganz auf ihn verlassen dürfen Sie doch nicht. Ich meine nicht wegen seines Umblickes: nein, er hat sich unter Ihren Operationen einen Blick angewöhnt, der nach ganz verschiedenen Seiten zugleich geht. Aber Ihr Tiefsinn muß doch den rechten Einblick dazu geben. Sehen Sie, lieber Pater, Sie thäten der edlen Veronika Unrecht,

wenn Sie glaubten, ſie hätte mich im Pavillon erwartet. Nein, wir waren Beide nicht wenig überraſcht, uns da zu treffen. O lieber Pater Schlaukopf, Sie wiſſen auch recht gut, wer mich dahin eingeladen hatte, unglücklicher Weiſe aber noch eine zweite Beſtellung erhielt. Wiſſen Sie denn auch, in welches Geheimniß mich dort die ſchelmiſche Gräfin einweihen wollte? Nun ja, man gibt doch heutigen Tags Proben von Allem, was man gern an den Mann bringen möchte: Sie, Herr Pater, geben zum Beiſpiel in Ihren katholiſch-proteſtantiſchen Betſtündchen einen römiſchen Doppelkümmel zu koſten; die Gräfin wollte mich einen extrafeinen Jeſuiten-Spiritus verſuchen laſſen.

Ohne alle Verlegenheit verſetzte Doctor Scherf:

Glauben Sie nicht, Herr Baron, daß mir der richtige Einblick in einen Pavillon fehle, der geſchloſſene Jalouſien hat. Ich weiß, daß die gräfliche Schelmin Sie tief in ihre blauen Augen

hat blicken lassen. Allein ich weiß auch, daß noch eine andere Sorte von Spiritus dazu gehört, um einzusehen, daß vorgebliche Reisende für ein bedeutendes Haus zuweilen die Firma misbrauchen, um schlechte Geschäfte auf eigene Rechnung zu machen.

So? rief etwas lebhafter der Baron. Nun denn, Ihren Preiscourant, Pater Joseph?

Wie, Herr Baron —?

Reisen Sie denn nicht unter der Firma des Himmels, um für das Haus Lichtenberg ein Geschäft zu machen?

Der Pater verstummte und erblaßte. Sie waren eben vor dem Hotel de Flandre angekommen, aus welchem die Geheimeräthin von Keib trat. Pater Joseph sammelte sich und eilte ihr entgegen, sie zu begrüßen.

Der Baron wußte ſich nicht zu erklären, wie er zu ſeinem Vorwurf gegen Pater Joſeph gekommen war. Doch bereute er ihn nicht, ſondern freute ſich, daß er im Augenblicke des Zorns über den unverſchämten Pater ein ſo ſcharfes Wurfgeſchoß ertappt hatte.

Hier beſtätigte es ſich wieder, daß zuweilen in der Bruſt des Menſchen auf ähnliche Weiſe Entwicklungen vorgehen, wie im Luftkreis der Erde. Man trägt ſich eben ſo mit einem unerklärlichen Mistrauen, wie die Luft jene ſchwülen Dünſte hegt, deren Gehalt man erſt erkennt, wenn ſie ſich in einem zündenden Blitz entladen.

Allein jene blitzähnliche Eingebung ließ doch immer wieder ein Dunkel für den Baron Guſtav zurück. Was war denn nun eigentlich des Paters Geſchäft mit dem Lichtenberg? Die verſtummende Bläſſe des Doctor Scherf hatte den Vorwurf als treffend anerkannt, der doch immer noch ein Räthſel blieb. Vielleicht galt es

dem Pater bloß darum, sich um jeden Preis das Vertrauen der Baronin zu sichern, und er hatte nur aus dieser Absicht die Bekanntschaft und Prüfung des jungen Lichtenberg übernommen. Der anfängliche Widerspruch gegen ihn und Alidens Traum war dann nur eine Finte, sich durch seine Bemühungen wichtiger und verdienstlicher zu machen. Dies war vielleicht das ganze Geschäft, auf dem der Pater seine Schlauheit ertappt fand. Woher freilich gerade zur unglücklichen Zeit der Lichtenberg selbst kam, blieb immer das alte Dunkel; wenn man nicht zur verständigen Erklärung des Paters selbst seine Zuflucht nehmen mochte.

In seinen Vermuthungen machte den Freund Veronika wieder irre. Er hatte ihr seinen Zank mit dem Pater mitgetheilt, natürlich ohne des für sie so kränkenden Anlasses zu erwähnen. Die Freundin wollte es sich nicht nehmen lassen, der Pater sei ihnen in der alten Angelegenheit

einer Bewerbung um Angelika's Hand für den Baron Emil nachgereist. Vielleicht hatte ihm der Baron Anton aus Freundschaft den Auftrag ertheilt, um ihn den Unannehmlichkeiten auf Belle-Promesse zu entziehen, von denen Mathilde gesprochen hatte. Wenigstens wußte Veronika durch Hesselts, daß der Pater sich sehr angelegentlich um den Stand des de Landasschen Vermögens und um die Verhältnisse des Geschäftes erkundigt hatte. Nun sei dem Pater die Erscheinung des v. Lichtenberg in die Quere gekommen, glaubte sie — ein höchst unangenehmer Verlegenheitsfall, weil er früher die gnädige Frau in ihrem Traum bestärkt zu haben scheine, in der sichern Voraussetzung, es werde sich in Ostende kein Lichtenberg finden. Sehen Sie, setzte Veronika hinzu, darum hat sich der pfiffige Mann so schnell eines Auftrags an den unwillkommenen Bewerber bemächtigt, um den verhängnißvollen Lichtenberg in die Hand zu

bekommen. Wärs nicht der köſtlichſte Spaß, wenn der Pater in ſeinem Intereſſe uns den Lichtenberg vom Halſe ſchaffte? Mit Baron Emil hat es für uns lange nicht ſo viel auf ſich, wie mit dem erträumten Joſeph, der auf ſo geheimnißvollem Boden ſteht und das tiefſte Vorurtheil der gnädigen Frau für ſich hat.

Wenigſtens wärs nicht das erſte Mal, erwiderte Guſtav lächelnd, daß pfäffiſche Schlauheit in ihr eigenes, zu fein verſtecktes Garn fiele. Nur betrübt es mich, daß Alide durch dies mit ihrem Herzen getriebene Spiel noch ganz zu Grund gerichtet wird. Sie iſt ohnehin durch die Angſt um den kranken Sohn ſehr zerſtört.

Ich baue darauf, verſetzte Veronika mit Wärme, daß dieſe leidigen Erlebniſſe zu ihrer Geneſung führen ſollen. Ich weiß durch den Arzt, daß Joachim ſein Leiden nicht überſtehen wird. Dieſer Schmerz kann unſere gute Ba-

ronin erheben, während allerdings ihre jetzige Angſt ſehr niederdrückend iſt. Und ſo wird ſie eines Tags auch hinter die Ränke dieſes Pater Joſeph's kommen. Ich verehre den echten Prieſter, vor welchen Altären ich ihn weihend und ſegnend finden mag; das Pfaffenthum aber iſt ein Uebel der Menſchheit, das nur durch ſein eigenes Gift geheilt wird. Darum beruhigen Sie ſich, mein Freund! Es wird ſicher eine Stunde kommen, wo Alide dieſe falſchen Prieſter verwirft. Möchten wir ſo gewiß erleben, daß unſere Zeit wieder ein echtes Prieſterthum aus ſich hervorbringe! Denn wie man annimmt, daß die Kunſt durch die Künſtler verderbe, ſo erkrankt die Religion nur durch ihre Prieſter. Oder was wäre denn etwa Schönes und Erhebendes an der neugeborenen Religioſität unſeres Zeitalters, ehe dieſelbe nicht ihre Kinderkrankheiten überſtanden haben wird?

Sie haben Recht, Veronika, rief Guſtav.

Iſt nicht meine Frau in Glauben und Andacht ein Miniaturbild unſerer Zeit im Großen? Ich nehme das proteſtantiſche Treiben nicht aus. Im Gegentheil ſind dieſe Beſtrebungen vielleicht krankhafter, als die römiſchen; jene verdammen und verachten die Welt, dieſe halten ſie doch noch der Mühe werth, ſie wieder in ihre Aermel und Kapuzen zu ſtecken.

Nun wer weiß, lächelte Veronika, ob nicht die Einen wie die Andern — nach Ihrem Ausdruck, mein Freund — unter der alten ſoliden Firma des Himmels ſchlechte Geſchäfte machen!

Pater Joſeph war fein und gewandt genug, mit der alten Unbefangenheit ſeine Beſuche bei dem Baron fortzuſetzen. Er betrug ſich gegen ihn noch heiterer und ſcherzhafter, als früher, gegen Veronika noch aufmerkſamer und faſt ehrerbietig. Von dem von Lichtenberg war keine Rede mehr, und Baron Guſtav, froh darüber, weil er ſich dergleichen Unangenehmes gern vom

Leibe hielt, bedachte nicht, daß die Sache dadurch nur bedenklicher werden könnte, wenn sie sich mit ihren Heimlichkeiten um ihn herum zur Baronin schliche. So geschah es wirklich. Ihr allein berichtete der Pater in Stunden, wann er die Andern ausgegangen wußte, oder auf dem Seedamm, wann er sie von den Ihrigen getrennt begleitete.

Pater Joseph äußerte sich ganz eingenommen von dem jungen von Lichtenberg; er rühmte seinen Charakter und seine Kenntnisse. Die strenge geistliche Schule, sagte er, die der junge Mann in Freiburg durchgemacht hat, weil er sich dem Priesterstande widmen wollte, hängt ihm freilich für das gesellschaftliche Leben noch ein wenig an; allein das wird sich, namentlich im Umgang mit Ihnen, bald verlieren. Mit seiner Familie verhält es sich auch etwas anders, als er Ihnen angegeben hat, meine Gnädige; allein die kleine Abweichung von der

Wahrheit ſpricht nur zu Gunſten ſeines Zartgefühls. Sein Adel iſt nämlich nicht ſo alt, wie er angibt, doch iſt er in Richtigkeit. Immerhin! Von Lichtenberg und de Landas pflanzen eine neue Familie, die gewiß der Zukunft einen alten Stammbaum überliefern. Und wenn es ihm an Vermögen fehlt, ſo bringt er dafür höhere Gaben mit in den ehelichen Bund, der alle Elemente der Glücks in ſich hat, wenn ſie ſich anfänglich auch nur durch Kampf und frommen Ernſt vereinigen laſſen.

Dieſe Mittheilungen ſtimmten Aliden höchſt vergnügt, ſo daß ſie allen Kummer ihres Herzens vergaß. Sie ließ ſich bei der nächſten Zuſammenkunft mit Pater Joſeph umſtändlich über den Plan aus, in welcher Weiſe der junge Lichtenberg in das de Landasſche Geſchäft treten, ſich mit ſeinem Verſtand und Eifer befähigen, ihren Sohn unterſtützen und mit der Arbeit das ſchöne Vermögen theilen könnte. Gewinnen Sie nur

den ſtarren van Bree, ſagte ſie, damit wir für Angelika das an Bedingung geknüpfte Capital retten. Doch ja! Es kann ja nun nicht verloren gehen; denn fällt es dem Bruder zu, ſo kömmt es ja wieder in die Theilung. Wenn wir van Bree nicht gegen uns haben, ſo denke ich meinen Joachim ohne Widerſpruch zu all' dem Guten zu vermögen, das wir für ſeine Schweſter und mittelbar auch für ihn, beabſichtigen.

Pater Joſeph beruhigte ſie wegen all' dieſer Beſorgniſſe, die er für gehoben erklärte. Mein Einfluß iſt mächtiger, ſagte er, als des Profeſſors ſtarrer Sinn. Erſchrecken Sie nicht, gnädige Frau, wenn ich von einem Teſtament ihres Sohnes rede. Er wird dadurch nicht kränker; es ſchien mir aber nöthig, um auf dieſem Weg eine Verſöhnung des Bruders mit der Schweſter vorzubereiten. Das Geeignete iſt eingeleitet und das Teſtament kann jede Stunde aufgenommen werden. Herr de Landas iſt ein

für das Gute durchaus lenksames Gemüth. Ja, meine verehrte gnädige Frau, rief er, mit Aufblick ihre Hand fassend, es ist eine wunderbare Fügung um diesen schönen Bund, den wir stiften. De Landas und de Lichtenberg! Dieselbe Namens-Chiffre bleibt und wird eine Signatur, die der Finger des Himmels über Ihr Haus und vielleicht über die Zukunft Antwerpens zeichnet. Wäre es sogar im Rathschluß des Ewigen bestimmt, daß Ihr Sohn — Nun, fürchten wir es nicht! Allein Sie fänden an der Stelle des geborenen Sohnes einen angetrauten, auf den dieselben Namenszüge passen; denn bei Gott! sehen Sie nur, eben bemerke ich, daß Joachim und Joseph auch dieselben Anfangsbuchstaben des Vornamens haben! J. de L.

In der That hatte der Pater diesen kleinen Zufall eben erst wahrgenommen und machte viel mehr Aufhebens davon, als er verdiente. Er zog die Baronin sanft an der Hand und erbat sich das

Prieſterrecht, ſie auf die Stirne zu küſſen, die von der heiterſten Zukunft glänze.

Inzwiſchen hatte ſich die Geheimeräthin von Reib entſchloſſen, ihre Wohnung im Hotel de Flandre gegen einige Zimmer im deutſchen Gaſthof zu vertauſchen, um ihrer Freundin Veronika näher zu ſein. Beiden war ihr traulicher Umgang ein inniges Bedürfniß geworden. Sie wollten Manches zuſammen leſen, ſie hatten ſich ſo viel mitzutheilen und zu all' Dem bot die Frühe des Tages oder der ſpäte Abend ſo manches liebe Viertelſtündchen, das bisher auf dem langen Zwiſchenweg verloren gegangen war und nun über den Corridor des Hauſes gewonnen wurde.

Am Nachmittag dieſer Ueberſiedelung kam der junge Lichtenberg aus der Stadt zu Beſuch, als eben der Baron ausgegangen war, die Zei-

tungen zu leſen, und Veronika der Freundin in der Einrichtung der Wohnung beiſtand. Es war kurz nach dem Mittagsmahl; der Kaffee ſtand noch auf dem Klapptiſche vor dem Sopha und die Baronin ließ dem jungen Manne durch Angelika noch eine Taſſe nachbereiten. Während er ſie nahm, verließ ſie das Zimmer, angeblich um zu ſehen, wie weit die Geheimeräthin eingerichtet ſei. Angelika trat bänglich an das Fenſter, wo man über den Eiſenbahnhof nach dem Meer ausblickte. Lichtenberg folgte ihr, ſtellte ſich ihr zutraulich nahe und brachte das Geſpräch ohne langen Umweg auf ſein Herz und ſeine Zukunft. Seine Liebe zu betheuern, ſeine Wünſche auszuſprechen, ward ihm nicht ſchwer: er hatte ſich auf dieſen Moment, wie es ſchien, wohl vorbereitet. Angelika fühlte das auch ſchnel heraus und fand ſich dadurch auf einmal aller bisherigen Aengſtlichkeit überhoben. In ihrer gleichgültigen Stimmung kamen ihr des jungen Mannes ge-

ſuchte Redensarten lächerlich vor und der Schalk regte ſich in ihrem Mädchenherzen. Iſt es denn auch wahr, Herr von Lichtenberg, was Sie mir ſo ſchön ſagen? fragte ſie, indem ſie kichernd auf ihre ſpielenden Fingerſpitzen niederſah.

Wobei ſoll ich Ihnen ſchwören, engliſche Angelika? rief er. Iſt nicht das Herz eines Jünglings zu beklagen, das nur in tiefer, dunkler Verborgenheit ſchlagen kann und doch —

Sie müſſen ſich mit andern Leuten tröſten, Herr von Lichtenberg! fiel Angelika ein. Die Herzen alter Leute ſchlagen auch nicht außerhalb der Rippen.

O könnte es das meinige! ſeufzte er. Dann brauchte ich nur Ihre wundervollen Augen auf ſeine Flammenſchrift zu verweiſen, in der Sie ein Gefühl leſen würden, das in keinen Flammen vergeht. Statt deſſen muß ich, wenn Sie mich mit Zweifeln in Verzweiflung ſetzen, mich auf etwas Hohes, Heiliges berufen, an das wir

Beide glauben. Wobei, meine Englische, soll ich schwören?

Wobei, Herr von Lichtenberg? Wahl macht Qual, sagt man. Bei etwas Hohem, Hehrem? Sehen Sie, ich könnte Sie bei der Festigkeit des schwarzgetheerten Hafendammes schwören lassen, auf dessen Gebälk ich zuerst von Ihnen überrascht worden bin, oder bei der Herrlichkeit des kölner Doms, wo ich auch eine recht liebe Bekanntschaft gemacht habe. Ich will mich besinnen, Herr von Lichtenberg, und Ihnen bis dahin glauben. Herr Lersner hat mir auch viel Schönes gesagt; es muß also wirklich etwas an mir sein. Aber sehen Sie, darüber bin ich nun so von mir eingenommen, daß ich, wo ich stehe und gehe, nur auf mich Acht gebe und mich um Fremde gar wenig bekümmere. Sehen Sie, darum kenne ich Sie noch nicht recht. Die Mutter sagt Ihnen wol viel Hübsches nach — Nein, nein, Herr von Lichtenberg, nicht die

Hand küſſen! Thun Sie das der Mutter! Aber Sie müſſen ſich nun auch bei mir zeigen, daß Sie etwas für mich thun können.

Etwas für Sie thun? rief er aus. O meine Engelholde, befehlen Sie, geben Sie mir eine große Aufgabe!

Ich weiß nicht, wie ſchwer ſie Ihnen werden wird, verſetzte Angelika. Sie ſollen hier bleiben, ſo lange wir noch hier ſind, aber ohne im geringſten zu thun, als liebten Sie mich, und ohne der Mutter nur ein Wörtchen von Ihrer Liebe zu verrathen; ſodann ſollen Sie uns nach Antwerpen folgen und dort, in der Kirche zu unſerer lieben Frauen, will ich Ihnen Ihre Frage an mein Herz aus dem Herzen beantworten.

Im Dom zu Antwerpen? erwiderte er verlegen und nachdenklich. O es iſt ein herrlicher, ein genialer Gedanke von Ihnen. Dort anbe-

tend vor Ihnen niederzusinken! O Sie machen mich glücklich, meine Angelika! Ich verstehe Sie: im Dom, wollen Sie sagen, gibt man sein Jawort vor dem segnenden Priester!

Oder — man findet auch Vergebung seiner Irrthümer, fiel Angelika ein.

O ich irre mich nicht in Ihnen, nicht in meiner Liebe, versetzte Lichtenberg. Also in Ostende soll ich Ihnen nicht huldigen, nicht öffentlich meine Liebe zeigen? Aber warum denn auch der Frau Baronin gar nichts davon vertrauen?

Das Warum geht schon über den rechten Gehorsam hinaus, den ich zum Beweis verlange, erklärte sie. Schweigen, Geheimniß halten, ist eine schwere Lebenskunst, die ich an Ihnen prüfen will. Dann habe ich auch geträumt, ich hätte meinen Bräutigam in einer großen gothischen Kirche gefunden. Daher sorgen Sie nun stillschweigend, daß Sie nicht zu spät kommen!

Wunderbar! rief er lebhaft aus. Ihre Frau Mutter hat im Gegentheil —

Was hat meine Mutter? fiel Angelika eben ſo raſch ein, als der junge Mann erſchrocken ſchwieg.

Ich meine, lotterte er, Ihre Frau Mutter ſoll — im Gegentheil gar nichts davon ahnen? Und glauben Sie denn ſo feſt an Träume, meine ſchöne Angelika?

Ja, Herr von Lichtenberg, an diejenigen beſonders, die ich ſelber habe. Wirklich! Und Sie? Glauben wol nicht daran?

O bei Gott ja! betheuerte er. Ich glaube, ich hoffe — Sehen Sie, Träume ſteigen aus der Quelle des Ewigen; Viele halten ſie für Blaſen; aber es ſind geheimnißvolle Blaſen, weiſſagende — wer ſie verſteht.

Und wer ſie auffängt, ehe ſie platzen. Alſo, Herr von Lichtenberg —?

Aber, theuerſte Angelika, nur ein Wörtchen der Hoffnung!

Beſter Herr von Lichtenberg — nur ein Wort des Verſprechens!

Wohl, ich leiſte es! rief er nach einigem Bedenken.

Das iſt brav! verſetzte ſie. Gleich erſcheinen Sie auch viel liebenswürdiger. Ihr Wort darauf!

Ich ſchwör' es Ihnen! ſagte er, niederkniend und des Fräuleins Hand küſſend. Worauf ſie warnend verſetzte:

Wir ſind hier in Oſtende einander artig, haben aber einander gar nichts weiter zu ſagen! Das verſprechen Sie? Auf Ehre und ſo wahr Sie Lichtenberg heißen?

So wahr ich es bin! fiel er mit Nachdruck ein.

Nun ja! Wie könnten Sie's denn heißen, wenn Sie's nicht wären? lachte Angelika.

Eben trat die Baronin leiſe herein. Was ſehe ich — Kinder —? rief ſie vergnügt beim Anblick des knienden Lichtenberg.

Liebe Mutter, ſagte Angelika, der wunderliche Herr da hat mir eben kniend verſichert, er heiße nicht blos Lichtenberg, ſondern ſei es auch. Und das thut er kniend! Sie müſſen eine erſtaunliche Verehrung vor Ihrem Namen haben, Herr von Lichtenberg.

Mit einem wegwerfenden Blick über die linke Schulter verließ Angelika lachend das Zimmer, eben als der Baron Guſtav von den Zeitungen zurückkehrte.

Fritz und Angelika machten ſich die neue Wohnung der Geheimeräthin zu Nutzen und konnten ſich auch bei ihr um ſo unbeſorgter finden, als die Baronin Alide nie auf einen recht traulichen Fuß mit ihr gekommen war, und nur

förmliche Besuche bei ihr ablegte. Mathilde begünstigte auch die Liebenden. Wie selten, sagte sie einmal zu Veronika, findet sich heutiges Tages ein recht passendes Paar ungehindert, unangefochten zu einem heitern und glücklichen Liebesfrühling zusammen! Je dichter die Menschen zusammenrücken, desto schwerer finden sich die Rechten einander heraus, desto künstlicher und wunderlicher verwirren sich die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Und wenn sich auch einmal das Verhängniß freundlich anläßt, ein Paar Menschen zu beglücken, so beeilen sich Vorurtheil, Eigennutz, Ehrgeiz, Misgunst, Aberglaube, platte Gesinnung oder wie die Sippschaft der Gemeinheit heißen mag, den frohen Bund zu hindern oder zu stören. Man hat jetzt so verschiedene Assecuranzen: es sollte ein eigenes Priesterthum dafür bestellt sein, Liebenden zu helfen, Liebesunglückliche durch Wohlwollen zu entschädigen und den ganz Mittel-

losen an die Hand zu gehen, damit sie menschenwürdige Verbindungen schließen könnten; denn mit dem Namen Proletarier, den man ihnen gibt, deutet man doch entsetzlich genug an, was man jedenfalls von ihnen zu erwarten hat.

Fritz kam heute sehr niedergeschlagen zu den Freundinnen herüber. Er hatte sich schon gewöhnt, ihnen Alles mitzutheilen, was ihn beschäftigte, und so verbarg er ihnen jetzt auch die vom Haus erhaltene betrübte Nachricht nicht, daß sein Lehrer und Erzieher gestorben sei. Ein Geistlicher aus einem aufgehobenen Kloster und von hoher Bildung, war er viele Jahre ein Freund seines Vaters und in besonderm Sinne ihr Familienpriester gewesen. Er hatte nämlich in einem dazu eingerichteten Saale des Hauses für einen geschlossenen Kreis gleichdenkender Freunde Gottesdienst gehalten und gepredigt. Sein Bekenntniß war ein durch Wissenschaft und Forschung weiter gebildeter Katholicismus

gewesen. Er wich in manchen Sätzen von der Kirche ab, gab manchen Dogmen eine geistigere Deutung, als sie in der Kirche haben, ließ für religiöse Erbauung manche durch die Gewohnheit der Jahrhunderte vertrockneten Bräuche abfallen und verstand es, andere durch einen neuansprechenden Sinn zu erfrischen. Er hat uns getauft und gebildet, sagte Fritz. Manche Anfechtung der geistlichen Behörden haben wir mit ihm oder er durch uns glücklich bestanden, und nun er hingeschieden ist, sehen wir uns recht verlassen; denn wenn auch der gewohnte Hausfreund zu verschmerzen wäre, so bleibt uns doch der Prediger jenes Wortes unersetzlich, das er selbst gebildet hat. Wir sind nun ein welkes Glied religiöser Gemeinschaft ohne den Nerv, der uns belebte.

Beruhigen Sie sich, lieber Lersner! rief Veronika heiter aus. Vielleicht ist den Ihrigen zu helfen. Mathilde! Kindlinger — !

Ja, Kindlinger! rief Mathilde. Eben dachte ich an ihn. Und nun ſtrömte Lob und Schilderung des geiſtlichen Freundes aus dem Munde der Freundinnen. Er wird ſich in die Stellung finden, die Ihr edler Lehrer verlaſſen hat, und wird ihr ganz genügen! erklärte Veronika. Es iſt ein durch Kämpfe befeſtigter Platz, den der friedliche Mann behaupten wird.

Nach manchen Hin- und Herreden wurde beſchloſſen, den Vater Lersner und den Pfarrer Kindlinger einander bekannt zu machen. Mathilde wollte an den Freund, Fritz an den Vater ſchreiben.

Der Selige hat ein Tagebuch über ſein Wirken geführt, ſagte Fritz. Darin hat er ſeine Anſichten und ſeine Beſtrebungen niedergelegt. Dies ſoll der Vater Ihrem Freunde mittheilen. Er wird daraus die ganze Einrichtung unſerer ſtillen Gemeinde kennen lernen und zugleich er-

ſehen, wie Alles nach und nach erwachſen und wie wir ſelbſt für das Höhere zugereift ſind.

So unerwartet hatte ſich den Freundinnen unter den nächſten Räthſeln und Sorgen ein heiterer Fernblick auf etwas Gutes und Schönes geöffnet, das zu Stande kommen wollte. Sie ſahen es für eine gute Vorbedeutung an, daß auch eben dieſe nächſten Angelegenheiten noch eine erwünſchte Wendung nehmen könnten.

Dieſe Wendung war näher als es die Freundinnen vermuthen konnten; denn ſeltſam genug hatte die kleine Liſt Angelika's den unruhig ſchwankenden Intereſſen einen raſchen Ausſchlag gegeben.

Der junge Lichtenberg, für ſeine Liebeserklärung ſo artig vorbereitet, hatte ſich doch von der Schalkheit des Fräuleins überraſchen laſſen.

Vom Traum der Mutter, der ausdrücklich auf eine Bewerbung im Bade hinwies, durfte der junge Mann freilich nichts wissen. Die Baronin hatte nach ruhiger Ueberlegung doch nicht für passend gehalten, dem wahrscheinlichen Bewerber mit solcher Eröffnung entgegen zu kommen. Auch erkannte sie, daß man den verhängnißvollen Traum nicht bearbeiten dürfe, wenn man in seiner Erfüllung eine höhere Fügung anerkennen wolle. Bei all' Dem wußte der junge Lichtenberg wirklich von diesem Traum und hätte sich deshalb beinahe verrathen. Ohne Zweifel war er durch Pater Joseph unterrichtet. Nun aber im Gedränge, entweder eine Zusage zu geben, die das geheimnißvolle Gewicht des Traumes aus seiner Wagschale zu nehmen drohte, oder das von ihm verlangte erste Liebeszeichen abzuschlagen, hatte er sich nicht zu helfen gewußt. Das eben ärgerte ihn jetzt, weniger der gegebenen Zusage wegen, um die er nicht sehr

bekümmert ſchien, als ſeiner bewieſenen Ungewandtheit halber. Mit Verdruß erinnerte er ſich, wie Angelika, gerade als er ſich vom Knien erhob, laut lachend das Zimmer verlaſſen hatte, und er war von ſo wenig liebevollem Gemüth, daß er dem heitern Kinde nicht einmal die Freude des niedlichen Triumphs vergeben konnte. In dieſem Groll hatte er eben der Baronin den wahren Vorfall bekennen wollen, als der Baron eintrat. So ſehr ihn dieſe Dazwiſchenkunft erſt verſtimmte, war er hinterher doch froh, daß dieſer Zufall ihn an ſolcher Uebereilung gehindert hatte; denn er ſah ein, daß er, um in Angelika's Augen nicht misächtlich zu erſcheinen, den Vorwurf gebrochener Zuſage und den Makel ſeines verpfändeten Namens nicht wagen dürfe. Er ging mit dem Doctor Scherf zu Rathe, dem er ſeine Ungeſchicklichkeit als dummen Streich bekannte. Dieſer nahm die Sache leichter. Er rieth ihm, die Familie nur immer

fleißiger zu beſuchen, ſich aber ja ſeinem Verſprechen gemäß zu betragen. Will man einmal für einen Edelmann gelten, lieber Joſeph, ſagte er, ſo muß man auch die kleinen Unbequemlichkeiten mit übernehmen und das Ehrenwort gelten laſſen. Jede Claſſe der Geſellſchaft hat einmal ihren Standesgötzen, dem man um der Welt willen opfern muß. Es geht damit wie mit andern wunderthätigen Bildern: je räucheriger ſie ausſehen, deſto mehr wirken ſie auf die Andacht der Gläubigen. Nichts iſt ſo gefährlich anzutaſten, als Vorurtheile des Standes. Wir frommen Väter ſelbſt, die wir uns über alle dergleichen Götzen erheben, ſind darum nicht ungebunden; denn da uns obliegt, überall den guten Schein zu wahren, ſo ſind wir viel übler daran, als wenn wir dann und wann blos die Scheidemünze einer Standesmeinung auszugeben hätten, die heut' mit gar viel Kupferzuſatz ausgeprägt zu

werden pflegt, und sich daher recht eignet, unter den Standesgenossen selbst als Zehrpfennig zu cursiren. Der Schein, lieber Joseph, der Schein ist die leuchtende Atmosphäre des sonnigen Priesterthums. Sonnenflecken sind für uns Priester schlimmer als Sommersprossen für eine schöne Dame. Gleich bangt das fromme Vertrauen, und der hingebende Glaube der großen Menge umwölkt sich fröstelnd, wenn ein Riß in diesem blendenden Dunstkreis auf den schwarzen Kern unseres Standes blicken läßt; wohingegen der an einem einzelnen Priester gehäufte Schein, den die albernen Aufpasser Heuchelei, Scheinheiligkeit nennen, als Sonnenfackel eine wahre Inbrunst der Unterwerfung hervorruft. Wir kennen ja Das, lieber Joseph, und es ist mir eine wahre Erquickung, wenn ich mich einmal darüber aussprechen kann, ein Bedürfniß, mich bei einem Vertrauten dann und wann mit beiden Schultern, auf denen wir

tragen müſſen, zu dehnen und zu ſtrecken. Und zumal bei Dir brauche ich damit nicht hinterm Berge zu halten; biſt ja nun ſelber ein Berg, ein — Lichtenberg!

Er und Joſeph lachten ſo ausgelaſſen, daß Einer den Andern immer wieder ins Lachen brachte.

Joſeph von Lichtenberg ſetzte demnach ſeine Beſuche bei der Familie von Schleifras fleißig fort. Er verſagte ſich die kleine Bosheit nicht, Angelika nun wirklich recht gefliſſentlich unbeachtet zu laſſen, und freute ſich doppelt, wenn er die Mutter darüber befremdet und beunruhigt ſah.

Indeſſen dachte Doctor Scherf auf einen Ausweg für des jungen Mannes Abſichten. Da er nicht zweifelte, daß Angelika's Finte eine Eingebung des Barons ſei und mit deſſen neulicher Stichelrede zuſammenhänge, ſo ſuchte der Pater aus den Umſtänden zu entziffern, wie

viel man wol hinter ſeinen Abſichten vermuthe und was man ihm etwa entgegenzuſetzen habe. Nach aller Ueberlegung überzeugte er ſich, daß er hinter des Barons Anſpielungen wol zu viel Bedeutung befürchtet und daß er ſich eher zu hüten habe, mit übertriebener Vorſicht über ſein Ziel hinaus zu ſchießen. Unter dieſem Taſten und Prüfen gingen mehre Tage vorüber.

Eines Morgens, als die Andern baden gegangen waren, kam er zur Baronin, die er durch Joſeph um dies beſondere Gehör hatte erſuchen laſſen. Die Haſt, mit der er eintrat, vermehrte die Unruhe, mit welcher ihn die Baronin erwartet hatte. Ich muß mich kurz, oder vielmehr gedrängt faſſen, ſagte er, denn es betrifft Wichtiges und ich gehe mit dem Mittagzuge nach Brüſſel. Sie haben ſich über das jüngſte Benehmen des Herrn von Lichtenberg beunruhigt, meine theure Freundin. Ich vermuthe es, ich weiß es. Heute kann ich es Ihnen er-

klären und muß es. Eine thörichte Schlauheit verſucht es, Sie, meine Gnädige, hinter Ihrem Rücken um die Verhängniſſe des Himmels zu täuſchen. Kindiſche Ohnmacht blödſichtiger Klüglinge! Das edle Kind Angelika iſt gewiß nur dazu verleitet worden. Sie hat nämlich dem Herrn von Lichtenberg auf deſſen Erklärung als erſtes Liebeszeichen das Verſprechen auf Ehrenwort abgenommen, daß er ſich hier in Oſtende nicht um ſie bewerben und Ihnen von ſeinen Abſichten nichts offenbaren wolle. Bei dieſem Schwur trafen Sie damals den jungen Mann kniend. Er leiſtete ihn unbedenklich, weil er nichts von Ihrem Traume weiß, meine gnädige Freundin. Er glaubt ſeinem liebenden Herzen zu folgen und ahnet die höhere Fügung nicht, die ihn gerade nach dieſem Bade „mit unruhigem Waſſer“ geführt hat. Sie durchblicken die Abſichten unſerer Gegner, liebe Gnädige! Man will den edeln jungen Mann mit ſeiner offenen

Erklärung auf ein fremdes Gebiet locken, wo man ihn in Zweifel ziehen und die Mutter über die Weiſſagung ihres Traumes irremachen will.

Die Baronin war entrüſtet. Ihrem Gemahl aber konnte ſie eine ſolche Tücke nicht zutrauen. Sie rühmte ſein edles, offenes Weſen und verrieth durch ihren Eifer dem Pater, mit welcher hohen Meinung und leidenſchaftlichen Neigung ſie nach Allem doch an ihrem Manne hing. Ihre Beſchuldigungen fielen auf Veronika. Dies warme Anſchließen der Tochter an die Erzieherin war der Baronin in letzter Zeit doch nicht unbemerkt geblieben. Sie maß es einer Verſchlagenheit der Gouvernante bei, da ſie die geiſtige Uebermacht derſelben nicht richtig ſchätzte. Dieſe verſteckte Perſon, ſagte ſie, begünſtigt auch den jungen Lersner; der bürgerliche Bewerber iſt ganz in ihrem Geſchmack.

Dieſe Liebelei iſt allerdings inſofern ſtörend

für uns, erklärte Pater Joseph, als es dem guten Kinde darum schwerer wird, für Lichtenbergs Bewerbung offen und unbefangen zu sein. Sie hält jene Kinderei für Liebe und begreift nicht, daß ihre Furcht, dies geheime Grauen vor Lichtenberg der wahre Anfang echter Liebe ist. Die Jungfrau wird stets vor dem Mann ihrer Zukunft zuerst erbeben; Angst ist die Ahnung ewiger Angehörigkeit. In dieser Bänglichkeit klammert sie sich an den jungen Mann mit einer Empfindung, die eigentlich dem Lichtenberg gilt, aber irrthümlich auf den Andern übertragen wird. Das sind Seelenbewegungen, meine einsichtsvolle Freundin, die für den Unkundigen unendlich tief liegen.

Pater Joseph zog aus dieser Ansicht die Lehre, daß eine rechte Mutter sich von solchen Irrgefühlen einer Tochter nicht dürfe anfechten lassen. Die Tochter glaube freilich steif und fest in ihrem Recht zu sein, die Mutter aber sei in

höherer Einsicht; ein wenig Strenge, ja scheinbare Härte sei hier Pflicht und Wohlthat, die einen nur verspäteten Dank ernte. Er warnte die Baronin zugleich davor, Veronika das Geringste von Entrüstung merken zu lassen, oder überhaupt etwas von der gegen Lichtenberg angezettelten List zu verrathen. Das ist klug gegen unsere Widersacher, meinte er und ziemt dem hohen Gang des Verhältnisses, an dem wir festhalten und das mit seiner Macht über alle kleinen Tücken hinwegschreitet.

Pater Joseph machte sodann den Umstand geltend, daß er schon vor dem gegebenen Versprechen des jungen Mannes von ihm den Auftrag gehabt habe, bei der Mutter um Angelika's Hand zu werben; er habe dies aber in Erwartung, das junge Paar möge sich erst im Zutrauen und wechselseitiger Achtung näher kommen, beruhen lassen, bis dermal die Umstände zu einer Entscheidung in der nächsten Stunde drängten.

Mein fürstlicher Gönner, der Herzog Ferdinand, trifft heute Abend von Paris in Brüssel ein, setzte er hinzu, und ich muß zu Mittag Ostende verlassen. Aber auch Ihnen, meine Gnädige, steht eine nahe Abreise bevor

Bei diesen Worten brachte er zögernd ein Papier aus der Tasche, mit einem so besorgten Blick auf die Baronin, daß sie erblaßte. Er nannte es einen lateinisch geschriebenen Brief des Professors van Bree, und theilte mit beruhigendem Zuspruch die Nachricht mit, der Zustand Herrn Joachims de Landas sei bedenklicher geworden und er sehne sich nach seiner Mutter.

Man kann sich den Zustand der Baronin nach dieser Eröffnung vorstellen: ihr Unwille über die Anderen wich der eigenen Angst und anstatt, daß diese Angst, wie Pater Joseph erwartete, das Anliegen wegen Angelika's treiben sollte, steigerte umgekehrt dies Anliegen selbst die mütterliche Angst. Alide war ganz unfähig, die

Rathſchläge zu faſſen, die der Pater ihr ertheilte und die zu Gunſten des jungen Lichtenberg recht fein und klug erdacht waren. Sie vermehrten nur noch die Unruhe der Baronin, ſo daß ſie des Paters Hand erfaßte und ihn beſchwor, ſich nicht zu entfernen, ihr jetzt mit ſeinem mächtigen Wort beizuſtehen.

Pater Joſeph ließ ſtillſchweigend die arme Frau an der Hoffnung ſeines Beiſtandes nach und nach zu einiger Faſſung kommen und überlegte inzwiſchen, daß ihr Kopf doch zu angegriffen ſei, die Sache auf ſo verſtecktem Wege durchzuführen. Er ſetzte ihr dann auseinander, daß es am Ende das Einfachſte und Angemeſſenſte wäre, wenn ſie keinerlei Vernünfteleien gegen höhere Rathſchlüſſe Gehör ſchenkte, ſondern einfach auf ihrem mütterlichen Willen beſtände.

Dieſen Weg der Behandlung überſah die ſo ſehr in ſich verſunkene Baronin leichter. Sie faßte Vertrauen und Muth und ließ ſich nun

auch eher überzeugen, daß der geiſtliche Freund ihr nicht zur Seite bleiben könne, ja, daß ſeine Anweſenheit, bei der Abneigung der Ihrigen gegen ihn, gar nicht einmal wünſchenswerth ſei. Auf dieſe Weiſe, ſagte er, wird ſich die Sache in wenig Augenblicken entſcheiden und Sie könnten gleich mit demſelben Mittagzuge abreiſen. Lichtenberg und ich begleiteten Sie, ich wenigſtens bis Mecheln.

Pater Joſeph ſchellte auch ohne Weiteres der Kammerjungfer, und befahl ihr, die Sachen der gnädigen Frau ſchnell zu packen und ſich ſelbſt reiſefertig zu halten, um mit der Frau Baronin nach Antwerpen zu gehen.

Wie Liſette erſchrocken und mit verdroſſenem Munde das Zimmer verlaſſen hatte, erhob ſich Pater Joſeph zum Scheiden. Er faßte die Hand der Baronin, die blaß und mit leidendem Ausdruck vor ihm auf dem Sopha ſaß. Der Augenblick, ſagte er, wird Ihnen jenen heiligen Muth

einflößen, den Sie beſaßen, als Sie mich zum Theilnehmer und Ausleger Ihres mütterlichen Geheimniſſes machten. Damals ſprachen Sie ſo ſchön aus, die Vorſehung möchte wol, zur Sühne mancher jugendlichen Verirrung, das Kind zum Opfer begehren, wie ſie einſt von Abraham den jungen Iſaak gefodert. Erheben Sie ſich noch einmal zu dieſem patriarchaliſchen Muth, der Sie zu einer zweiten Sarah macht und an dem vielleicht auch die Rettung Ihres Sohnes Joachim hängt. Wer erforſcht die Rathſchläge des Himmels, deſſen Finger wir in der wunderſamen Zuſammenführung der ſo lang getrennten Geſchwiſter nicht verkennen dürfen! Die Vorſehung, die ſo viel Gehorſam von Ihnen verlangt, wird Sie im Augenblick aufrecht halten, wo Sie Gehorſam fodern. Ja, ich ſehe es Ihnen an, meine gnädige Freundin, daß Ihr Herz ſchon wieder von jenem edeln Schwur ſchlägt, lieber nicht Gattin, nicht Mutter zu ſein,

als zu unterlaſſen, was von oben begehrt wird. Der Himmel ſegne Sie, hohe, ſtolze Frau, und laſſe mich Sie übermorgen in Antwerpen als Siegerin bewundern!

Er legte der Baronin ſegnend die Hände auf, während ſie ſich vom Sopha auf die Kniee niederließ. Dann wandelte er, den Hut unterm Arm, mit betend gehobenen Händen, feierlichen Schrittes zur Thür hinaus.

Die Baronin blieb noch eine Weile in der frommen Stimmung liegen, in der ſich ihre Vorſätze befeſtigten, bis ſie die Ihrigen lachend und plaudernd über den Hausgang kommen hörte. Nie waren dieſelben ſo ausgelaſſen zurückgekehrt, wie eben; ſelbſt Mathilde in ihrem Trauerſchwarz trat mit der aufgeräumteſten Miene ein, der Baronin guten Morgen zu ſagen. Offenbar hatten ſie einen lächerlichen

Vorfall aus dem Bade zu berichten; allein bei dieſem blaſſen und feierlichen Ausſehen der Baronin verloren ſie ſchnell die gute Stimmung dazu und Niemand wollte den Anfang machen.

Iſt denn 'was geſchehen, liebe Alide? fragte der Baron, indem er ſich theilnehmend zu ihr auf das Sopha ſetzte. Sind vielleicht Briefe —

Auch das, mein guter Guſtav, erwiderte ſie. Ich werde euch hernach Alles vortragen.

Bei dieſer geheimnißvollen Rückhaltung empfahl ſich Mathilde bald. Veronika wollte ihr folgen; allein die Baronin rief ſie zurück. Setzt euch erſt! rief ſie feierlich und alle ſahen einander befremdet an. Pater Joſeph hat mich eben verlaſſen, fuhr ſie dann fort, das weiße Tuch zwiſchen den gefalteten Händen haltend. Er war Namens des Herrn von Lichtenberg da, der ihm längſt den Auftrag ertheilt hat, um die Hand unſerer guten Angelika zu werben. Er hat damit gezögert; die jungen Leute ſollten ſich

erſt perſönlich kennen lernen. Er ſetzt voraus, dies ſei nun geſchehen und muß auch heut' Mittag nach Brüſſel abreiſen. Da hat er mir nun die Sache dringend ans Herz gelegt, weil er den jungen Freund in den letzten Tagen ſehr ſchwermüthig und kummervoll gefunden hat. Ganz ſo zeigte er ſich ja in dieſer Zeit auch hier bei uns. Es iſt überhaupt ein ungemein edler Sinn in dem jungen Manne. Ich bin nun noch einmal ernſtlich und im Gebet mit mir zu Rath gegangen und muß wünſchen, daß wir uns in dieſer Stunde entſcheiden.

Warum aber wollen wir nun auf einmal ſo ſehr damit eilen, liebe Alide? wendete der Baron ein.

Darum, beſter Mann, unterbrach ſie ihn, weil die Sache hier in Oſtende entſchieden werden muß und ich im Begriff ſtehe, nach Antwerpen zu eilen. Mein armer Joachim iſt kränker geworden.

Ich sehe nicht ein, daß diese Entscheidung just hier erfolgen muß, meine liebe Alide.

So? Siehst wirklich nicht ein? erwiderte sie. Ich aber sehe es ein und gewisse Andere scheinen es auch einzusehen. Meine Eingebung weist ausdrücklich auf ein Bad; wir feierten sogar die Verlobung im Bade; was sich vielleicht auch später hier noch erfüllt.

Gut! versetzte er. Später! Ganz recht! Dann können wir ihm auch später noch immer in Ostende, oder mitten im Bad, wenn es nöthig wäre, den Bescheid geben. Warum denn so auf den Stutz?

Es ist kein Stutz, Gustav! Es liegt ja längst Alles einfach und fertig da: ich habe meinen Bestimmungsgrund, den ihr Alle seit vielen Monaten kennt; Deiner vernünftigen Prüfung ist auch genug geschehen; der von oben Verheißene hat sich auch vor uns gehörig aus-

gewieſen; was bliebe denn noch zu überlegen übrig? Ich bitte Dich!

Von meiner vernünftigen Prüfung iſt mir nichts bekannt, Alide, erklärte der Baron. Pater Joſeph hat eine vorgenommen, ſoviel ich durch Dich weiß, ſoll ich denn etwa dem ſchlauen Pater ſo unbedingt glauben, wie Du Deinem Traum? Allein, laſſen wir das einmal; wir wollen uns nicht ſtreiten, liebſte Alide! Erledigen wir lieber die dritte Frage: Was meint denn unſere gute Angelika? Die Dritte ſollte hier eigentlich die Erſte heißen. Und wenn ſie Ja zum Lichtenberg ſagt, ſo will ich gern noch die vernünftige Prüfung ſogleich vornehmen und ſo auch unſerer elterlichen Pflicht genugthun. Wie iſt es denn, liebes Kind?

Beſte Mutter, verlange nicht, daß ich den von Lichtenberg lieben oder heirathen ſoll! bat Angelika, mit aller Anmuth, aber auch mit gefaßter Entſchloſſenheit.

Doch! rief Alide, doch! Ich verlange es wirklich, ich fodere es im Namen des Himmels!

Theuerſte Mutter, Du foderſt mehr, als ſelbſt der Himmel, erklärte Angelika. Der würde es mir geradezu ins Herz gelegt haben, wenn er mir den Lichtenberg beſtimmt hätte, und nicht auf dem Umweg Deines Traums zu mir reden. Mutter, Mutter, wenn Du mit dem frömmſten Glauben, aus lauter Liebe für mich, doch in einer menſchlichen Täuſchung wäreſt und verlangteſt das Herz, das Leben Deines Kindes zum Opfer für eine Einbildung! O Gott, bedenke das!

Das Ermahnen ſteht einem Kinde gegen die Mutter ſehr übel zu Geſicht, erwiderte die Baronin. Es iſt meine Sache, Angelika! Und nun ermahne ich Dich zum Gehorſam des Kindes. Dein ſündhafter Eigenſinn wird nicht über mein himmelhohes Gelübde hinwegſpringen wollen. In Dein Herz gelegt haben, ſagſt Du?

Sieh doch! Willst Du in kindischem Trotz dem Himmel vorschreiben, welchen Weges er Dir seinen Willen kund thun soll? Er wählt die Offenbarung an die Mutter, damit das Kind durch Gehorsam das Lebensglück verdiene, das er ihm zugemessen hat. Und überhaupt spricht Dein Herz noch gar nicht; es wird für Lichtenberg sprechen, sobald Du ihm die Hand reichst. Durch die Hand kömmt erst das Herz.

Doch, doch, liebe Mutter! Mein Herz spricht und der Himmel ist durch den Ruf der Liebe in diesem Herzen Deinem Traum, der Erfüllung Deines Traums, zuvorgekommen. O lieber Vater, sprich Du das Andere!

Sie legte, über die Lehne des Sophas gebeugt, ihre Hand auf die Schulter des Barons.

Höre mich an, beste Alide! fiel Gustav ein. Laß uns die Sache einmal recht vernünftig betrachten. Sieh —

Vernünftig, bester Mann? versetzte sie; nein,

ich darf keiner Klügelei der Vernunft Gehör geben, wo ich eine gläubigste Ueberzeugung habe.

Mein Gott! seufzte er. Wohl denn; so beschwöre ich Dich bei Deiner Liebe zu mir, bei all' dem Vertrauen, mit dem Du mir einst in die Welt gefolgt bist —

O mein Gustav! rief sie, gerade diese Leidenschaft muß ich jetzt verbüßen, mit jedem Opfer, wenn es gefodert wird.

Herr und Himmel! rief der Baron, indem er aufsprang, wo ich auch nur an Dein Herz fasse, reißt es aus! Doch vergib, wir wollen uns ja recht zusammennehmen!

Er setzte sich wieder zu ihr und fuhr fort:

So höre mich denn um meiner Liebe und Geduld willen an! Sieh, Du vertraueſt ohne alle eigene Prüfung Deiner Eingebung, wie Du es nennſt, und wenn es Dein eigenes Wohl und Weh beträfe, wollte ich Dich gern, zu Deiner Beruhigung, gewähren laſſen. Wer

möchte aber einen Traum als einzigen und letzten Grund entscheiden lassen, wenn es ein fremdes, theures Lebensglück gilt? Laß uns daher, in diesem Widerspruch zwischen uns Beiden, Beide zurücktreten und das Herz unserer gebildeten und edeln Tochter allein entscheiden in einer Sache, die auch eigentlich nur die ihrige ist. So scheint mirs recht.

Sie ist noch nicht mündig, bester Mann und ich bin die Mutter! erklärte Alide kurz und abbrechend.

Aber, liebe Alide, Du bist in dieser Sache selbst unter Vormundschaft Deiner Rathgeber. Daher bin ich eigentlich der rechte Vormund Deines Kindes. Als solcher muß ich Dir nun erklären, daß ich Angelika's Wahl des jungen Lersner in jeder Hinsicht billige, eine Neigung —

Ha! fiel die Baronin ein. Nun gesteht ihr selber euer Complot gegen mich ein?

Nun, sollen wir weniger aufrichtig sein, als

Du? rief der Baron. Streiteſt Du denn nicht die ganze Zeit, um Dein Complot gegen die Tochter und unſere Vernunft durchzuſetzen?

Ein Complot nennſt Du das? rief ſie, heftig aufſpringend. Doch nein! Ihr ſollt mich nicht aus meiner frommen Faſſung bringen. Und es iſt keine Sache, um lange darüber zu rechten. Eine letzte Frage an Dich, meine Tochter, und Deine Antwort entſcheidet Deine und unſere Zukunft. Das bedenke jetzt in Deinem Gewiſſen! Sprich, willſt Du Deiner Mutter gehorchen?

Angelika kniete feierlich vor der Mutter nieder, die ſich wieder geſetzt hatte, und ſprach:

Liebſte, theuerſte Mutter, ich bin nicht trotzig, ich bin nicht leichtſinnig; glaube mir! Ich denke in dieſem Augenblick an den Himmel, an meine Confirmation, an Deine und meine Seele, an alle Hoffnungen, die wir für hier und dort feſthalten; aber — ich liebe den Friedrich Lersner!

Und willst Dich also von mir reißen, rief Alide, sich hoch aufrichtend, willst Deiner Mutter Fluch—?

Heiliger Gott! schrie Angelika und stürzte an Veronika's Brust.

Halt' ein, Unglückselige! gebot Gustav, indem er Aliden auf das Sopha niederdrückte. Haben Dir Deine Priester keinen Segen für Dein Kind gelassen, so gib ihnen auch den Fluch zurück! Führen Sie das Kind hinweg, Veronika!

Und als er mit Aliden allein war, sagte er mit gewaltsam unterdrücktem Zorn:

Sieh, ich gebe nicht so viel auf Deinen thörichten Fluch, als mir auf diesem Nagel meines kleinen linken Fingers liegen bleibt! Allein das Kind soll ihn nicht hören, Deinen tollen Fluch; soll nicht, wenn er ausgesprochen ist, Tag und Nacht vor dem Zufall bangen, der sich daran hängen könnte, wie er sich an Deinen

Traum gehängt hat, um unſer Lebensglück zu vernichten.

Zufall? O daß Du ſo verblendet ſein mußt, beſter Mann! ſeufzte ſie.

Danke dem Himmel, Alide, wenn es nur ein Zufall iſt. Unſelige Stunde, wenn Du erkennen müßteſt, daß Du vielleicht um eines Betruges willen Dein Kind verſtoßen haſt, das nun mein Kind iſt!

Dein Kind? fragte ſie mit ſtarrem, verworrenem Blick und blieb eine Weile ſtumm, mit gefalteten Händen, ſitzen; dann erhob ſie ſich und ſagte in faſt kindiſchem Ton:

So will ich nun fort zu meinem armen Joachim!

Sie wankte mit gefalteten Händen nach der Thüre. Plötzlich blieb ſie ſtehen, wendete ſich um, lächelte mit liebevollem Blick und vorgeſtreckten Armen Guſtav an. Leb' wohl, liebſter, theuerſter Mann, ſagte ſie und ſank an ſeine

Bruſt. Nimm das Kind, nimm es für Dich! Dein Kind, ja Deines! Hüt' es an Deiner Bruſt vor der Rache des Himmels? Ich liebe Dich, ich lieb' euch Alle, o wie lieb' ich euch Alle, Alle und vergeb' euch Alles, Alles! Aber ich darf nicht länger mit euch ſein; ich hab' euch verſchworen und darf nicht Mutter — nicht —

Sie erblaßte und ſank, von Guſtav getragen, ohnmächtig auf das Sopha.

Fünftes Buch.

Nach trüben, fröſtlichen Tagen ging aus leichten Morgennebeln ein herrlicher Auguſtſonntag hervor, man möchte ſagen, wie eine glanzvoll duftende Blume ſich aus dicken, dunkeln Blättern und aus lichteren Knospenhüllen entfaltet. Die Sonne lag glänzend auf dem herrlichen Rheinſtrome und den grünen Rheinauen vor Hattenheim; ein ſchimmernder Duft umſpann die Rebenhügel und das Schloß Johannisberg und verſchleierte geheimnißvoll den fruchtbaren Schooß bis an das Rheingebirge hinab. Die Glocken läuteten von beiden Ufern des Stromes und eben zogen die erſten von Mainz kommen-

den Dampfschiffe vorüber, als auf dem Altan des Lersner'schen Landsitzes das Frühstück aufgetragen wurde.

Es war der erste Sonntag, den der Baron Gustav mit seiner Tochter und mit Veronika hier zubrachten. Vor ein paar Tagen waren sie hier eingetroffen. Der Zufall, der ihnen am Meeresufer von Ostende den entsetzlichsten Wirrwarr angerichtet hatte, war ihnen, wie zur Versöhnung, in dem Pfarrer Kindlinger entgegengekommen, der eben seinen Spaziergang nach Oestrich richtete, als sie, hier angelandet, den Fußweg nach Hattenheim einschlugen.

Jetzt saßen sie beim Kaffee mit dem herrlichen Ausblick auf Strom und Landschaft. Angelika und Fritz, das frohe, von beiden Vätern anerkannte Paar, saßen an einem innern Tischchen, wie es schien wenig um reizende Fernsichten bekümmert. Lottchen Lersner bediente die lieben Gäste und hielt zugleich ein paar Schwe-

ſterkinder in Obhut, die immer wieder auf des Großvaters Knie klettern und die Quaſten der langen Pfeife fangen wollten. Guſtav und Veronika lächelten zufrieden zu dieſen Familienſcenen oder blickten gerührt hinaus in dies feierliche Naturleben eines frommen Sommertages. Eine leiſe Wehmuth bebte zuweilen noch in ihren Herzen, eine heimliche Sehnſucht, die durch dieſe verſöhnenden Uebergänge einen befriedigenden Schlußaccord zu den zerreißenden Mistlängen der jüngſten Vergangenheit ſuchte.

Zuerſt verließ Kindlinger die Geſellſchaft, um ſich zu dem Gottesdienſte vorzubereiten, den er heut', am zweiten Sonntage ſeiner Ankunft, in der Hauskapelle halten wollte.

Das iſt ein vortrefflicher Mann, den ich Ihnen zu verdanken habe! rief der alte Herr Lersner hinter dem Abgegangenen aus. Ich ſagte Ihnen ſchon, glaube ich, daß ich gleich auf meines Fritz briefliche Benachrichtigung nach

Köln gefahren bin und den lieben Geiſtlichen in den Dom beſtellt habe, wo ich auch Sie Alle zuerſt kennen lernte. Kindlinger und ich verſtanden einander mit wenig Worten und der Geiſt meines verſtorbenen Freundes vereinte uns durch das von ihm hinterlaſſene Tagebuch noch inniger. Wenn auch Kindlinger für mein Herz noch nicht ſein kann, was mir der Selige durch langjährigen Verkehr in Leid und Freude geworden war, ſo greift er dafür, als unſer Hauspriester, beinahe weiter und tiefer als mein Freund Hilarius. Dieſer war nämlich Ordensgeiſtlicher geweſen und hatte die eigentliche Seelſorge nie ſo vielſeitig geübt wie Kindlinger. Was hat Der nicht für einen Blick, für ein Herz, die verſchiedenſten Menſchen zu erforſchen und zu bewegen! Auch wiſſenſchaftlich ſoll er bedeutender als Hilarius ſein, wie mein Fritz behauptet.

Man begab ſich nach dem Frühſtück in den

Garten hinab, den man in den letzten Tagen wenig hatte besuchen können. Das Landhaus hatte die reizendste Lage. Der ältere Vorderbau stand dem Strome zugekehrt und hatte sich erst seit zwei oder drei Jahren durch die beiden Flügel erweitert, die einen hintern Hof umfaßten und am Ende desselben durch eine Gallerie zusammenhingen, von der man nach Wald und Weinbergen ausblickte. Auf dem rheinabwärts gekehrten Flügel lagen die Gastzimmer; auf dem südlichen eine Reihe Wohn- und Gesellschaftszimmer, die zu einem halbrunden Saal führten, der nun zu einer Hauskapelle eingerichtet war. Dieser Einrichtung wegen hatte man auch eine Thüre auf die Gallerie gebrochen und eine Treppe angelegt, auf der das Gesinde aus dem Hofe und den Gesindestuben zur Kapelle gelangen konnte, ohne über den Corridor des Hauses zu gehen.

Man bediente sich einer Gesindeglocke im

Hofe, um das Zeichen zur häuslichen Andacht zu geben. Eben vernahm man daſſelbe im Garten und begab ſich durch das Haus nach der Kapelle. Die Freunde nahmen die vordern Sitze ein: die hintern Bänke füllten ſich, von der Gallerieſeite her, mit dem Geſinde und ſolchen Landleuten, die im Hauſe ab- und zugingen oder als Bekannte des Hausgeſindes ſich mit einſchlichen. Man ſah an dieſem heimlichen Zudrang, den man vorſichtig abwehren mußte, an dieſem Verlangen nach den ſeelenvollen Reden des frühern und des jetzigen Hausgeiſtlichen, wie verbreitet das Bedürfniß und die Empfänglichkeit für echte und erleuchtete religiöſe Weltbetrachtung auch unter den gemeinen Leuten iſt.

Das Erdgeſchoß des Vorderbaues war zu einem Gewächshaus eingerichtet, hinter welchem ſich ein kühler Speiſeſaal für große Geſellſchaft und heiße Jahreszeit, in Verbindung mit der Küche, befand. Heut' aber, nach dieſen kühlen

und feuchten Tagen, zog man es vor, oben zu speisen, bei freier Luft und Aussicht durch das Altanfenster. Gäste waren heut' nicht geladen; auch führte das gute Glück, wie es der gastfreie alte Herr zu nennen pflegte, keine unerwarteten herbei. Man entschloß sich daher zu einem Spaziergange nach der ehemäligen Abtei Eberbach, in der jetzt eine große Irrenanstalt eingerichtet war. Ein Bote wurde vorausgeschickt, beim Inspector der Anstalt, einem Freunde des alten Herrn Lersner, die Gesellschaft zum Kaffee anzumelden.

Zwischen Weingärten und den zum Theil schon abgeernteten Feldern führte der Weg sanft empor. Man fand es aber schwüler als man erwartet hatte. Auf der Höhe fächelte jedoch die bewegte Luft und der Blick in das jenseitige Waldthal ließ die angenehmste Erfrischung hoffen.

Wenn man bei der Aussicht über das frucht-

bare Rheinthal, über ſo viel Reichthum und Herrlichkeit erſtaunt, ſo überzeugt man ſich beim Einblick in dieſe Wieſenthäler des waldigen Gebirges, daß die Natur ſich doch nicht erſchöpft, ſondern auf dieſer Seite des Höhenzuges eben ſo viel Reize anderer Art verſteckt hat. In einem ſolchen Engſchooße bewaldeter Berge lagen jetzt die Gebäulichkeiten der ehemaligen Abtei vor unſerer, auf der Höhe angelangten Geſellſchaft da. Hier, in frommer, grüner Einſamkeit, lebten einſt die Geiſtlichen, nur durch einen hochbewaldeten Bergzug von der Herrlichkeit des Stromthales geſchieden, aus welchem ſie die reichſten Opfer bezogen und woher zu ihrer ſchönen Kirche die Wallfahrt der Gläubigen, zu ihrer leckeren Tafel die Beſuche froher Weltgenoſſen kamen.

Wunderbare Wechſel der menſchlichen Anſtalten! bemerkte Veronika, als man ſich eben im Schatten der Waldhöhe links hinab wendete.

Eine Abtei in ein Irrenhaus verwandelt! Die einzige Aehnlichkeit, die ich darin finden kann, iſt etwa die, daß die jetzigen Bewohner dieſer großartigen Gebäude irre an der Welt geworden ſind, die ehemaligen aber in den himmliſchen Dingen zuweilen geirrt haben mögen.

Vielleicht waltet doch hier mehr Zuſammenhang, als man beim erſten Anblicke glaubt, fiel Kindlinger lächelnd ein. Die Zeit hat jene beim Weltgenuß in ihrem Lehrberuf irre gewordenen Prieſter ausgetrieben; dieſe beſtreben ſich nun, lehrend und verdammend, ihre alten Beſitzthümer wieder zu erobern; ſie machen aber in ihrem neuen Eifer für den Himmel die gläubigen und angſtvollen Seelen ſo toll und verwirrt, daß man die Klöſter und Abteien, die jene Eiferer gern wieder bezögen, mit Irren und Raſenden füllen muß. Es iſt ja bekannt, daß es jetzt wieder viel religiöſe Narren gibt, freilich auch ſolche, die gerade noch nicht einge-

ſperrt werden, ſondern vielleicht gar bei Königen und Fürſten in ſonderlichem Anſehen ſtehen. Ein ſehr merkwürdiger Irrer ſoll eben jetzt da unten in der Anſtalt ſein, von dem jüngſt der Inſpector ſprach, als er Sie beſuchte, lieber Herr Lerſner.

Ja wohl! erwiderte der alte Herr. Bruder Bonaventura nennt er ſich. Vielleicht bekommen wir den ſeltſamen und gewöhnlich ſehr ſcheuen Mann heut' zu ſehen.

Eben ſah man eine Dame mit zwei Herren aus dem Thor des Hofes kommen und an den davor haltenden Reiſewagen treten. Sie ſtiegen jedoch nicht ein, ſondern ließen den Wagen mit Bedienung vorausfahren und folgten bergan zu Fuß. Als ſie, näher gekommen, hinter dem Wagen hervortraten, war es Niemand anderes als — die Gräfin Bliech, der Abbate und jener blaſſe, junge Mann, den Veronika und der Baron, von dem Auftritte vor dem Pavillon

her, für den Haardieb der Gräfin erkennen mußten.

Der Abbate ward betroffen, als er in der ankommenden Gesellschaft gerade diese Bekannten entdeckte. Er faßte sich jedoch, grüßte sehr artig Alle und Jeden und hielt sich an Kindlinger, den er gleich ein Streckchen Weges mit sich fortführte. Die Gräfin dagegen benahm sich ganz unbefangen, umarmte die Geheimeräthin und schien sich in der That so kindlich zu freuen, als sie es versicherte.

Welche unerwartete Begegnung, meine liebe Gräfin! rief Mathilde.

Verzeihung! erwiderte Anna. Mit der Gräfin ist es vorbei. Ich bin eine ganz frische Baronin. Dies mein lieber Mann, Baron Halm von Hagenitz! Lieber Edmund, Frau von Leib, Schwester des Barons von Prussach!

Während der beiderseitigen Begrüßungen fuhr sie, gegen den Baron und Veronika ge-

wendet, fort: Wir waren in der Liebe immer ein wenig uneinig, Edmund und ich; aber das gibt juſt die beſten Ehen. Wenn wir uns jetzt ſo lieben, wie wir vorher einander gequält haben, ſo ſind wir das glücklichſte Paar zu nennen. Ich, lieber Edmund, will Dir an Langweile nichts erſparen!

Sie reichte ihm mit freundlichem Blicke die Hand, die Edmund mit der Verſicherung küßte, er habe ihr deſto mehr an Liebe aufgeſpart.

Ich ſehe Ihre ſchöne Frau nicht, lieber Baron? ſagte Anna zu Guſtav.

Sie iſt noch in Antwerpen geblieben, erwiderte er ruhig und kurz.

Das hätten wir wiſſen ſollen! rief ſie. Wir kommen eben aus der Nähe. Wir haben uns nämlich in Lüttich trauen laſſen und reiſen jetzt über die Bäder, um zu ſehen, wie leer ſie ſchon geworden ſind.

Indem ſie ein wenig ſeitwärts mit dem

Baron wandelte, flüſterte ſie ihm zu: Warum ſehen Sie mir ſo nach dem Kopfe? Mußten Sie denn auch damals noch im Pavillon ſein? Ich dachte Sie durch die unerwartete Veronika zu vertreiben; denn ich wußte, daß mein Edmund in der Nähe war, um um meine Hand zu bitten. Er wurde aber irre und nahm das Haar. Ha! ha! Nun wundern Sie ſich wol, daß wir uns doch ſo ſchnell geheirathet haben? Aber, wir liebten uns längſt, und wiſſen Sie, was einen Mann unwiderſtehlich macht? Ich wills Ihnen vertrauen! Wenn er, bei ſolchen Vorzügen, wie mein Edmund beſitzt, ſich die Vorrechte herausnimmt, die eine Dame nur dem Schneider und dem Friſeur geſtattet. Beide dringen mit der Scheere in unſere tiefſten Geheimniſſe. Und wiſſen Sie, daß die Scheere das Sinnbild der Ehe iſt? Zwei zuſammengenietete Meſſer, die von entgegengeſetzten Seiten nach einem Ziele arbeiten. Nicht wahr?

Oder — ich weiß ſchon, Sie verſtehen mich nicht; Sie ſind kein Philoſoph! Gott behüte Sie!

Sie grüßte mit der Hand die übrige Geſellſchaft und eilte am Arme ihres Gemahls dem Abbate nach, der ſchon eine Strecke aufwärts vorausgegangen war.

Wir haben ſeit kurzem viel gegen den Zufall in der Welt geſprochen, heut' müſſen wir doch wol an ihn glauben! redete Veronika den Baron an.

Glückliches Völkchen! ſeufzte Guſtav. Wie leicht das träumt und liebt, ſich findet und feſthält! Das wägt nicht lange, das grübelt nicht tief!

Nein, lieber Freund, verſetzte Veronika lächelnd, „wo mein Haar iſt, da iſt mein Herz!" Das war die Philoſophie der Gräfin. Haben Sie geſehen? Sie hatte wirklich ihr Haar wieder künſtlich auf dem Kopfe. Oder es drohte vielleicht dem Geſchäft und der Firma ein Stoß

durch den verwegenen Streich des unglücklichen Liebhabers. Eine Heirath deckt ja manchmal den Miscredit einer alten Firma. Was sie aber gerade in einem Irrenhause gewollt haben mögen?

Der Inspector des Irrenhauses empfing seinen Besuch mit einfacher Herzlichkeit. In seinem Wesen lag ein gewisser wehmüthiger Ernst. Mit Liebe wach unter so viel wunderlichen Träumern zu sein, schien wenig Erheiterndes zu haben. Seine Unterhaltung verrieth einen weiten Gesichtskreis innerhalb des gesellschaftlichen Lebens und einen tiefen Einblick in die verworrensten Seelenzustände seiner Kranken.

Nachdem er den Freunden die Einrichtung der Anstalt sowie die mit alten Steindenkmalen geschmückte Kirche gezeigt hatte, führte er sie nach den Berggärten, in denen die Kranken, nach dem Geschlecht getrennt, den Sonntag Nach-

mittag zubringen durften. Nur die Rasenden blieben in Haft und man hörte sie aus einem entlegeneren Bau schreien und toben.

Es ist immer ein eigenes Gefühl, mit dem man so viel Wahnsinnige bei einander sieht. Sie saßen theils in Gruppen, theils schlichen sie vereinzelt in den Gängen umher. Manche rannten mit seltsamen Geberden, unbekümmert um die Fremden, vorüber; Andere entflohen scheu und versteckten sich hinter den Gebüschen.

Veronika fragte nach dem vor kurzem eingebrachten Bruder Bonaventura.

Sehen Sie ihn dort den Berg herabkommen? erwiderte der Inspector. Bleiben wir stehen, ohne uns nach ihm umzusehen. Wir verscheuchen ihn sonst. Ich habe absichtlich dies Buch mitgebracht und reiche es Ihnen umher; er ist auf Lectüre versessen und ein Buch macht ihn am ehesten zutraulich.

Während das Buch von Hand zu Hand

ging, fuhr der Inſpector fort: Es iſt der merkwürdigſte Mann, den ich je behandelt habe. Sehen Sie nur dieſe wahrhaft patriarchaliſche Geſtalt. Er iſt ein Achtziger, und welche Kraft zeigt ſich noch in Geſichtsfarbe, Haltung und Blick! Es iſt eine ungewöhnliche Naturkraft und geiſtige Begabung in ihm. Er hat vielfache Reiſen gemacht, in beiden Indien gelebt, und ſo in abwechſelnden Klimaten, unter verſchiedenen Nationen ſeine körperliche Energie und den geiſtigen Blick geübt. Doch ſtill, da nähert er ſich ſchon!

Mit gehaltenem Schritt, hoch aufgerichtet, kam der auffallende Mann herbei. Er war in einen ſchwarzen, etwas orientaliſch zugeſchnittenen und umgürteten Talar aus feinem Stoff gekleidet; um den Hals und über die Bruſt herab hing, als prieſterliche Stola, ein ſchmales, damaſtnes Handtuch. In der Linken führte er als Stab ein Eichſtämmchen mit dem grünen

Blätterbuſch. Er ging barhaupt, mit einem dicken Kranz aus Immergrün, das mit friſchen Ranken am Gartengemäuer wuchs. Darunter hing lang und lockig das Haupthaar hervor und ein dichter, ſchneeweißer Bart fiel über den Gürtel herab. Die Formen des Geſichts waren kraftvoll und edel, Stirn und Naſe majeſtätiſch vorragend und zwiſchen den tiefen, dunkelgrauen Augen zog eine Furche nach der Naſe herab.

Friede ſei mit euch! grüßte er mit klangvoller Stimme.

Und mit Deinem Geiſt! erwiderte Kindlinger, von unwillkürlicher Ehrerbietung ergriffen.

Du biſt ein Prieſter, Mann mit dem wohlwollenden Geſicht und den klaren Augen! ſagte der Irre, indem er den Geiſtlichen ſcharf anblickte. Ich erkenne Dich, nicht an Deinem kirchlichen Gegengruß, nicht an Deinem ſchwarzen Frack und Beinkleid im gewichſten Stiefel,

ſondern an der Weihe, an der, die aus Deinen Schläfen leuchtet, nicht die Dir auf Deine römiſche Tonſur geſalbt iſt. Laß ſitzen, laß ſitzen den Hut! bis Haare über dieſe Tonſur gewachſen ſind; denn von heut' an haſt Du Deinen neuen Oberhirten geſehen, den Patriarchen von Deutſchland.

Er legte bei dieſen Worten ſeine feine, weiße Hand auf die Bruſt. Du weißt, fuhr er fort, daß Rom beſtimmt iſt, zwei Weltherrſchaften von ſeinen ſieben Hügeln abrutſchen zu ſehen. Die zweite Erfüllung naht heran: das deutet Dir der neuauflodernde Glanz. Auch dem Vergehenden iſt von der Natur ein Schimmer verliehen und der Tod hat einen Phosphorathem. Auf jenen Hügeln wohnt der alte Traum von einer Univerſalherrſchaft. Das iſt ein Wahnſinn. Einſt herrſchten auf dem jungen Erdball die vier Elemente, wie die viel ſpätern vier Patriarchen in der jungchriſtlichen Welt. Wie aber

die organiſche Weihe über ihn kam, da vermehrten ſich die Diöceſen des Naturlebens. Die Natur will tauſenderlei Blüten, tauſendfache Bewegung des Gethiers. Und ſo will der Herr millionenfältig angebetet ſein. Darum hat er frühe ſchon Denen, die zu Babylon einen Papſt aus Backſteinen machen und mit Erdpech ſalben wollten, die Sprache verwirrt. Die Völker ſollen verſchiedentlich beten. Auch das Chriſtenthum fing mit tauſend Pfingſtzungen an. Jede Nation hat ihren beſondern Geiſt, der ſich die ihm angemeſſenen Satzungen bildet. Ich bin der Patriarch von Deutſchland! Knie nieder, Mann mit der Weihe auf der reinen Stirne!

Es war etwas Unwiderſtehliches in dieſem Gebot; Kindlinger kniete ſich, ungeachtet einer heimlichen Beſorgniß, des Patriarchen Wahnſinn möchte anſteckend ſein. Bonaventura legte ihm die Hand auf und ſprach: Sei Du ein Prieſter der Wiſſenſchaft! Aber nicht des ſpaltenden

Wissens, sondern der Erforschung unserer höchsten Träume, unserer ewigen Ahnungen und der wiederkehrenden Offenbarungen. Lehre und segne! Fluch haben wir nicht. Ein Thema des Lebens haben wir, kein Anathema. Segne, was sich erkennt; segne, was sich liebt; so besteht die Sinnen- und die Geisterwelt. Steh' auf, lehre und segne!

Kindlinger erhob sich und sah mit verlegener Rührung nach den Umstehenden. Während er flüchtig über Wald und Wiese hinblickte, sich zu überzeugen, daß er noch bei guten Sinnen sei, fuhr Bonaventura fort:

Aber Du, Priester der Wissenschaft, nimm Dir eine Priesterin der Liebe zur Seite! Eine, die hinter Deinem zerpflückenden Wissen her die unschuldigen Freuden des Lebens auflieſt, die Deinem Forschen nach den Zeichen des Ewigen die Träume froher Stunden nachträgt und Deine umleuchtete Schläfe mit den Täuschungen des

liebenden Herzens umkränzt. Dort ſteht Eine! die da mit dem edeln Munde, mit den Lippen, auf denen kein gemeines Verlangen brennt.

Er wies mit vorgeſtrecktem Finger auf Mathilden. Komm, meine Tochter! gebot er. Folge dem edeln Freund, gehöre ihm mit reiner Seele an! Ich, euer Patriarch, ſegne euch zuſammen. Lege die Trauer um Todtes ab, meine Tochter, und diene dem Leben! Das Chriſtenthum, dieſe ausgeſtralte Seele der Menſchheit, trat mit Licht und Liebe zwiſchen die Thorheit und Armuth des Lebens. Alles will man heute mit Freiheit ausgleichen, ebnen, vertheilen; nur das Geld und der Glaube ballen ſich dicker und feſter zuſammen und häufen neue Noth und Narrheit. Prieſter der Wiſſenſchaft, Prieſterin der Liebe, geht, vertheilt ſie unter die Bedürftigen! Und der Friede ſei mit euch!

Er neigte ſein Haupt und wandelte dem Hauſe zu.

Die Gesellschaft blieb eine Weile stumm, Eins das Andere anblickend. Jedes glaubte um des Andern willen lächeln zu müssen und konnte für sich selbst die gerührten Mienen nicht in die Lachfalten bringen. Als endlich die wundersame Stimme ganz verklungen, die gebieterische Stirn in der Vorstellung erloschen war, schüttelte man den Kopf, um damit anzudeuten, man irre sich wenigstens darin nicht, daß ein Irrer gesprochen habe.

Nicht wahr? rief endlich der Inspector. Der merkwürdigste Kauz! Ich nötire mir seine auffallendsten Aeußerungen und will sie Ihnen nächstens einmal mittheilen. Es ist oft nicht zu sagen, ob man Unsinn oder Tiefsinn vernommen habe.

Weiß man denn nicht, wer und woher er ist? fragte Veronika.

Man hat ihn mir in ein Geheimniß eingepackt überliefert, scherzte der Inspector. Ich

darf die Emballage nicht von ihm nehmen und kann nur hier und da ein wenig daran lupfen. Seine Aufnahme iſt im diplomatiſchen Wege verhandelt worden. Die Diplomatie iſt ja bekanntlich die Hintertreppe im Staatshaushalt, auf der man Alles ab- und zuträgt, was auf der Prachtſtiege, die mit dem öffentlichen Leben zuſammenhängt und nicht durch den Hof geht, ſich übel ausnehmen würde. Ich bekam, ungefähr vor ſechs Wochen, die Weiſung zu ſeiner Aufnahme und Vorſchriften für ſeine Behandlung. Er ſelbſt kam bei Nacht angefahren, in Begleitung einiger handfeſten Bedienten, die der weltlich gekleidete geiſtliche Herr, der ihn mir überlieferte, wieder mit ſich nahm. Nun traut mir der Kranke ſelbſt nicht, ſondern glaubt mich im Einverſtändniß mit ſeinen „Widerſachern", wie er ſeine Feinde zu nennen pflegt. Er meidet mich dann Tage lang, oder gibt mir keine Audienz.

Audienz? fragte Mathilde lächelnd. Ja, ja, meine Gnädige! antwortete der Inſpector. Ich bin angewieſen, ihn als einen hochſtehenden Mann zu behandeln. Und ein ſolcher mag er auch geweſen ſein. Die fixe Idee, die Sie ja vernommen, in der er ſich für Deutſchlands Patriarchen hält, deutet mir auf eine hohe Stellung, die er eingenommen, ſo wie auf ſeine Schuld, wegen der man ihn lange eingeſperrt gehalten zu haben ſcheint, bis ſein Wahnſinn wahrſcheinlich mehr Aufſehen erregte, als ſeine Ketzerei.

Gewiß war er ein hoher Kirchenfürſt! fiel der alte Herr Lersner ein. Drum hat er auch nur Blick für geiſtliches Ausſehen, da für unſern lieben Freund Kindlinger und für die ſchwarz gekleidete Frau Geheimeräthin. Uns hat er gar nicht beachtet, Herr Baron; ſo anſehnlich wir Beide uns doch ausnehmen.

Der Baron lachte über die heitere Eiferſucht ſeines bürgeradeligen Freundes.

Aber, was können Sie denn da für des ehrwürdigen Mannes Geneſung thun, Herr Inſpector? fragte Veronika.

Auf die ſcheint es den Unbekannten auch nicht anzukommen, antwortete er. Vielleicht, weil der Kranke ſchon ein Achtziger iſt, vielleicht auch, weil man mir ſonſt, um ihn richtig zu behandeln, ſeine Vorgeſchichte mittheilen müßte. So ſoll ich ihm auch außer Brevier und katholiſcher Theologie nichts zu leſen geben. Ich thue es auch nicht; allein er findet Mancherlei auf meinem Studirzimmer, Naturwiſſenſchaftliches, Philoſophiſches und dergleichen. Das verſchlingt er dann; darüber ſpricht er mit mir, das führt ihn immer wieder zu mir. Ich bin nur zu ſehr an meine Inſtruction gebunden. Von Zeit zu Zeit überraſcht mich auch irgend

ein Fremder mit Beſuch. Auch der alte Herr, dem Sie draußen begegnet ſind, kam nur, um nach dem Bruder Bonaventura zu ſehen. Ich erkannte gleich den Viſitator in ihm, ehe er ſich noch ſchriftlich auswies.

Bonaventura! Es iſt ſchon ein ſeltener Name, bemerkte Angelika.

Dieſer ſchöne Name deutet auf einen Ordensgeiſtlichen des dreizehnten Jahrhunderts, mein Fräulein, erklärte Kindlinger. Er wurde auch der ſeraphiſche Doctor genannt und iſt einer der hohen und herrlichſten Geſtalten aus der glorreichſten Zeit der katholiſchen Kirche. Jener Bonaventura war ein großer Gelehrter, der die getrennte Scholaſtik und Myſtik ſeiner Zeit in ihrer beiderſeits halben Wahrheit zu vermitteln ſtrebte und die ſubtilſten Beſtimmungen einer wortklaubenden Lehre mit der Innigkeit des Gefühls zu erquicken ſuchte. Solch' ein Mann fehlt uns heute wieder, wo wir in ähnlichem

Zwieſpalt leben und ſtreiten. Doch zweifle ich, daß Schelling dieſer ſeraphiſche Doctor ſei und das Vertrauen auch nur zweier deutſchen Königreiche gewinnen werde, wie jener Bonaventura die Verehrung des Morgen- und Abendlandes gefunden hatte.

Unſer Bonaventura ſcherzt manchmal mit ſeinem Namen, bemerkte der Inſpector. Neulich ſagte er mir: In meiner Erinnerung verweſen die ſchönſten Träume aus drei Welttheilen; in meinem Namen keimen dafür die herrlichſten Träume der Zukunft — Bona ventura. Das Wort, mein Fräulein, iſt lateiniſch und bedeutet in dieſer Trennung ſo viel als Zukunftsſchätze, kommende Güter, künftige Wahrheiten.

Ach, der Prophet im Irrenhauſe! ſeufzete Veronika. Fritz aber rief vergnügt aus: Komm, Angelika! Reiche mir die Hand auf die Loſung dieſes Wortes! Bonaventura iſt der Geiſt der Zukunft, wie Roccoco das Geſpenſt der Ver-

gangenheit! Wir verſchreiben uns dem Geiſt Bonaventura!

Als unſere Freunde bei anbrechender Dämmerung zu Hauſe anlangten, fanden der Baron und Veronika Briefe aus Antwerpen vor. Beide zogen ſich zurück, um ſie zu leſen; indeß die Andern auf der Altane ſich des prachtvollen Abendhimmels freuten.

Während die Freundin mit dem Brief Liſettens nach ihrem Zimmer ging, wurden die letzten Ereigniſſe in Oſtende und Antwerpen wieder recht lebhaft in ihrer Erinnerung. Die Baronin Alide war aus ihrer Ohnmacht zu ſich gekommen, ohne in ihrer Stimmung umgewandelt zu ſein. Sie hatte mit entſetzlicher Ruhe Abſchied von den Ihrigen genommen und war in Begleitung des Doctor Scherf und des jungen von Lichtenberg mit dem Mittagzuge der

Eiſenbahn nach Antwerpen abgereiſt. Der Baron beendigte ſeine Cur und folgte ihr mit den Seinigen einige Tage ſpäter nach. Noch einmal wollten ſie mit der Stimme der Natur und der Vernunft das verkehrte Herz Alidens zu erſchüttern und ſeinem Wahn abzugewinnen verſuchen. Inzwiſchen war der kranke Joachim ſehr elend geworden; Alide ließ Niemanden vor ſich und ſo wurden auch Angelika und Guſtav auf wiederholtes Andringen von dem Profeſſor van Bree abgewieſen. Ehe ſie nach dem Rhein abreiſten, hatte Veronika mit Liſetten, dem Kammermädchen der Baronin, das nur gegen beſtimmte Verſprechungen ſich bewegen ließ, bei ihr zu bleiben, einen regelmäßigen Briefwechſel verabredet. Liſette ſchrieb um ſo lieber, weil ihr Herz daran hing, bald wieder nach Deutſchland zu kommen. Hinter ihren ſteten Klagen meldete ſie dann gewöhnlich lauter Nebendinge und Veronika konnte ſicher ſein, Das, worauf

es ihr ankam, am Schluß des Briefes nur nothdürftig zu erfahren oder halb errathen zu müssen. Der heutige Brief war ungewöhnlich heiter:

„Wir werden nächstens einen Narren hier im Hause haben," schrieb sie unter Anderm. „Rathen Sie einmal, theures Fräulein, wer bald überschnappen wird! Niemand Anderes, als unserer gnädigen Frau Geschäftsmann, der Mossiö Hesselts. Ja Der! Denken Sie, daß er jeden Mittag und Abend auf seinem Zimmer für zwei Personen decken läßt. Die zweite Person ist ein Brief, der auf das Couvert gelegt wird, auf die Serviette. Sein Friedrich behauptet, es sei ein Heiraths-Contract. Ich lasse mir es aber nicht nehmen, daß es ein abschlägiger Liebesbrief ist, was man auf französisch Refus oder mit deutschen Buchstaben Rehfuß nennt und was „Rehvieh" ausgesprochen wird. Aber der Hesselts ist ein Hasenfuß und

wird nächſtens überſchnappen, wie das alte Schloß an der Waldkapelle bei uns zu Hauſe. Die gnädige Frau iſt übrigens ſchon gefaßter und es ſcheinen ſie ſeit geſtern ſchon ganz andere Gedanken zu ennuiren, als der Tod ihres in Gott ruhenden Sohnes; denn in den erſten Tagen nach dem Begräbniß fand ich ſie einigemal auf dem Boden liegen — o deseßboar. Eſſen that ſie damals auch gar nichts. Da kam aber jeden Abend der Pater Joſeph, ſie zu tröſten und beſtellte ſelbſt in der Küche ein leckeres Nachteſſen. Aber mit dem Schleicher iſt es nun aus. Hören Sie, wie das arrivirt iſt! Vorgeſtern war er wieder da und ſaß bei der gnädigen Frau Baronin auf der Otto Mahne. Nun ließ die gnädige Frau immer die beiden Zwiſchenthüren zwiſchen der Schlafſtube und dem Wohnzimmer offen. Da kam der Pater, fragte mich hinten, wo ich auf die gnädige Frau warte, ſie auszukleiden, eine Kleinigkeit, und

machte im Weggehen die Thüre zu. Ich sitze bei einem Buche der Gräfin Hahn-Hahn, das wir von Belle-Promesse mit bekommen haben, und denke gar nichts und will mir eben ein paar ihrer seltenen deutschen Worte marmoriren: da wird die Thüre wieder aufgerissen, die gnädige Frau surprisirt sich herein und stürzt auf die Schäs lonk. Sie weinte und rang die Hände; aber sie sagte gar nichts und ich hörte sie nur ausrufen: Gott, Gott, soll ich denn an Allem verzweifeln! So rief sie auch die Nacht hindurch öfters, denn sie schlief nicht ein. Am andern Morgen, also gestern früh, befahl sie mir: Wenn der Doctor Scherf kömmt, so bin ich nicht zu Hause. Doch nein, setzte sie hinzu, man darf nicht lügen; sage ihm, ich wolle ihn nicht sprechen. Nun denken Sie, Fräulein Veronika, wie deliciös mir dieser Auftrag war, den unleidlichen Mann so ein wenig schnippisch rehfußiren zu können. Er hat sich auch ge-

ſchämt und iſt wieder nach Brüſſel abgereiſt. Und ſo ſteht es noch und nun gilt nur der Herr von Lichtenberg ganz allein und iſt ſehr in Wohk. Sie nennt ihn lieber Sohn und Scheerfüß ein ums andre Mal. Von mir aber kriegt er nächſtens eine — hinter die Ohren, wenn er mir keine Ruhe läßt. Und nun leben Sie wohl und machen Sie ja, daß ich bald retur=nire, denn es iſt gar zu ambraſſant hier.

N. S. Von wegen des Herrn von Lichten=berg ſagen Sie doch dem gnädigen Herrn ſei=nem Franz nichts. Bitte ſehr."

Der Brief war höchſt beunruhigend für Ve=ronika und vermittelte ihr auf lächerliche Weiſe eine Fernſicht in die verzweiflungsvolle Lage der Baronin. Sollte die arme Frau nun auch noch das Vertrauen auf den Mann verlieren, der ſie um Gemahl und Tochter, um Vernunft und Liebe gebracht hatte? Was ſollte aus ihr werden, wenn hinter ihr die Leiter abbrach, auf

der sie sich in ein so unnatürliches Gebiet verstiegen hatte? Und doch wollte sich aus dieser dunkeln Verwirrung für die nachdenkliche Veronika etwas hervorwinden, was wie eine Hoffnung aussah. Was ihr bleibt? rief die Freundin. Die Rückkehr zu uns bleibt ihr, eine stille, wehmüthige Genesung von ihrem kindischen Traum, von ihrer frommen Verirrung. Veronika dachte wol dabei an die Zukunft ihres Freundes, an dessen Herzen eine ihm entfremdete Liebe mit ihrem Weh und ihrer Wunde ausruhen wollte. Sie grämte sich um seinen Kummer, bis sie, des Leides sich entschlagend, mit ihrem alten Muth ausrief: Wohlan! Es gibt Seelen, denen nun einmal für ihr jetziges Dasein nichts Anderes beschieden scheint, als Kampf um ihre Veredelung; ach! und andere, setzte sie leise hinzu, denen nur die Liebe zu Theil wird, sich daran zu erfreuen!

Auch Hesselts' Brief an den Baron Gustav

meldete etwas von dem Zerfall Alidens mit dem Pater Joseph; nur hatte Hesselts die Veranlassung nicht erfahren können. Da Veronika über diese Veranlassung absichtlich schwieg, um den Freund nicht zu beunruhigen oder zu empören, so ging Gustav um so leichter darüber hinaus, als ihm die Vermögensangelegenheit, um Angelika's willen, jetzt mehr in Gedanken lag. Der junge de Landas war von seinen geistlichen Freunden zu einem Testamente bewogen worden, in welchem er seine Mutter zur Universal-Erbin ernannt hatte. Da diese Herren die Baronin gänzlich unter ihrem Einfluß zu haben glaubten, so hatten sie, um sich in der öffentlichen Meinung aufrecht zu erhalten, im Testamente gar keine Bestimmung zu ihren Gunsten treffen lassen. Ihr Wille lebte ja, wie sie wußten, Alles ausschließend, in Alidens Seele und verfügte, aus diesem unanfechtbaren Versteck hervor, über Geld und Gut. Der in

dieſe Abſichten als Werkzeug derſelben eingeweihte junge Lichtenberg ſollte nun von der Baronin adoptirt und ihm, unter Heſſelts' vorläufiger Leitung, das Geſchäft übergeben werden. Der kluge Geſchäftsmann, der dieſe Abſichten durchblickte, hatte ſich bereitwillig finden laſſen, um vor Allem des Barons Foderung an das Haus und ſein eigenes im Geſchäft angelegtes Vermögen herauszuziehen. Die Baronin widerſprach zwar, auf den Rath ihrer Freunde, und wollte das auch ihr mit zuſtehende Capital im Geſchäft zurück behalten; allein ihre früher mit ausgeſtellte Vollmacht zur anderweiten Anlegung des Geldes war einmal in des Anwalts Händen und konnte ſo kurzweg nicht zurückgenommen werden. Wie Heſſelts weiter meldete, ſo war in Alidens Herzen nach dem ſchmerzlichen Verluſte des Sohnes die Liebe zum Beſitz wieder mächtiger geworden. Sie ſtellte ſich mit mehr

Entſchloſſenheit dem ſchroffen Profeſſor van Bree entgegen. Von den abweſenden Ihrigen und ihrer eigenen Zukunft ſpreche ſie nie, bemerkte Heſſelts; doch möchte ſie innerlich deſto mehr ſich damit beſchäftigen; wenigſtens habe er ſie ſchon oft in trüber, gedankenloſer Verſunkenheit angetroffen.

Der Baron ſchien ſehr vergnügt darüber, daß die Geldangelegenheit von Heſſelts ſo gut beſorgt war. Er hatte dieſe Summe, ſein und ſeiner Gemahlin gemeinſchaftliches Vermögen, für Angelika beſtimmt und hoffte durch dieſe Verwendung den Mitanſpruch der Mutter zu befriedigen. Nun wollen wir Verlobung feiern! rief er vergnügt. Sehen Sie doch nicht ſo trübſinnig aus, liebe Veronika! Eine freie und frohe Zukunft liegt vor uns und wir wollen ſie uns nicht verſauern laſſen!

In ſeinen Blicken ſprachen ſich noch beſtimm-

tere Absichten und Hoffnungen aus, über die er aber, aus Zartgefühl, mit lächelndem Munde schwieg.

Doch die zurückgehaltenen Gedanken des Barons beunruhigten um so mehr sein Herz. Körperlich erquickt, gemüthlich erfrischt, wendete sich der Freund einer heitern Seite des Lebens zu. Vor die dunkle Seite desselben, vor die Erinnerung an Aliden und die jüngste Vergangenheit trat Angelika mit ihrem bräutlichen Glück. So kam es, daß er sich in den nächsten Tagen dem Pfarrer Kindlinger entdeckte, von dessen hohem und edlem Sinn er sich angezogen fühlte.

Eine Gewitterwolke hatte einen leichten Regen über die Gegend hingesprüht und sich mit dem Wetter vereinigt, das schwarz am südöstlichen Himmel aufzog. Gegenüber entlud sich

ganz fern ein zweites Wetter in der Richtung von Weſt nach Norden. Guſtav war mit Kindlinger in den Garten gegangen, um die erfriſchte Luft zu genießen.

Dort gährt es noch verſteckt, ſagte der Geiſtliche, indem er nach dem blitzenden Abendgewölke wies.

Ja wohl, dort nach Antwerpen hin, erwiderte Guſtav mit bezüglichem Ton. Von dort zucken noch Blitze und durchzucken Erinnerungen mein Herz.

Beruhigen Sie ſich, lieber Baron, lächelte der Pfarrer. Es zieht ſchon ab; ſehen Sie nur, die Abendſonne bricht ſchon wieder hervor.

Und wie Beide ſich am Rhein wieder umwendeten, ſtand am abregnenden öſtlichen Himmel ein prachtvoller Regenbogen. Ha! riefen Beide überraſcht und blieben mit ſtaunenden Blicken ſtehen. Laſſen Sie nun dies Friedenszeichen auch gelten! ſetzte Kindlinger hinzu.

O wie gern! rief Gustav. Es steht meiner Heimat zu, ein Triumphbogen!

Unser Herz findet gar gern einen Bezug, eine Vorbedeutung darin, wenn eine Naturerscheinung mit unserer Gemüthslage übereinstimmt, beruhigend im Leid, erhebend bei einer Freude: bemerkte Kindlinger; worauf der Baron mit lächelndem Ernst versetzte: Ja, ja Priester der Wissenschaft, machen Sie mir einmal aus diesem glanzvollen Zeichen eine Weissagung!

Von was, mein Freund? fragte der Geistliche.

Ja, von was! lachte Gustav. Wenn ich Ihnen Das erst sagen muß; dann brauchen Sie nur etwas Witz, um mir zu prophezeihen, aber keinen Vorausblick. Gerade wenn Sie den ungenannten Gegenstand träfen, würde ich Vertrauen zu Ihrer Prophezeihung fassen können. Indeß, ich habe Ihnen ohnehin beichten wollen. So lassen Sie mich Ihnen denn sagen: Ich liebe Veronika und glaube, daß auch ihr

Herz mir nicht abgeneigt ist. Ich schließe das aus der Art, wie sie jedem meiner Bekenntnisse ausweicht, und aus der Wärme, mit der sie mich stets, auch an die versteckteste Pflicht erinnert, die zwischen mein Herz und ihres treten könnte.

Richtig, mein Freund! rief Kindlinger. Andere würden aus diesem Benehmen weniger auf Liebe, als auf Liebenswürdigkeit schließen. Aber Sie haben Recht, edle Seelen lieben so; sie suchen den Gegenstand einer vor der Welt unstatthaften Neigung in eine höhere Region zu entrücken, wo eine geistigere Angehörigkeit stattfinden kann, als jene durch bürgerliche und natürliche Ordnung begründete.

Nun aber, mein Freund, lösen sich diese bürgerlichen Bande, diese Verbindlichkeiten der Pflicht, sagte der Baron. Meine Frau hat sich von uns geschieden, hat ihre Pflichten, wie ihre Liebe, einem Traum geopfert. Nun brauche ich

blos noch die bürgerliche Verbindung zu lösen, durch die Gerichte, durch den Landesherrn, wie es am schonendsten geschehen mag. Noch vor kurzem war Veronika gegen solche Scheidung und ich habe mich nach ihrer Ansicht zur schmerzlichsten Versöhnung mit Alden bequemt, obgleich überzeugt, daß es doch von keinem innern Halt sein werde. Hoffentlich wird sie nun über meine Pflichten, über meine Zukunft anders denken, und Ihre Vermittlung, mein Freund, wird daher keinen Widerspruch mehr zu bekämpfen haben. Reden Sie mit ihr, rathen Sie ihr —

Halt, mein Herr Baron! fiel der Pfarrer mit lächelndem Ernst ein. Das gehört eigentlich vor die Priesterin der Liebe. Doch ist auch Weisheit nöthig, um ein edles und schönes Glück zu schaffen, besonders in so zarten Lagen, wie Ihre beiderseitige ist. Ich werde mich daher mit Frau Mathilden benehmen. Ernstlich, Herr Baron! Wir haben die uns im Irren-

hauſe ertheilte Weihe anerkannt und ich werde mich darüber ein ander Mal erklären. Jetzt iſt nur die Frage, ob Sie mir erlauben, Mathilden mit Ihrem Anliegen vertraut zu machen.

Immerhin! rief Guſtav erfreut. Schaffen Sie gemeinſchaftlich mein Glück. Das iſt ja auch der künftigen Güter eins, wozu Sie Beide Bonaventura's Weihe angenommen haben. Ah, dort kommen die Freundinnen! Abgemacht! Kein Wort weiter! Nur recht bald, mein freundlicher Prieſter der Wiſſenſchaft!

Veronika freute ſich, beide Freunde in ſo traulichem Umgang zu finden. Sie forſchte nicht, was Beide an dieſen verblaſſenden Regenbogen knüpften, zu dem ſie noch einmal den Blick erhoben. Der Freundin war lange nicht ſo wohl geweſen, wie jetzt, in dieſer Umgebung von Natur und Menſchen, Menſchen, ihres Glückes werth und ihres Glückes froh! Und weitere Kreiſe würdiger Freunde umſchloſſen die edle

Familie. Den Strom herab und herauf kam faſt täglich Beſuch und immer waren es erleſene Menſchen. Künſtler, Gelehrte, Beamte, Aerzte, Weinbauer und Fabrikanten regten die verſchiedenſten Intereſſen an. Die Unterhaltung wechſelte ihre Stoffe und ihren Ton. Was man aber auch verhandeln mochte, immer geſchah es mit Sinn und Seele und meiſtens mit dem Blick auf die Zukunft. Alle dieſe Menſchen zählten keine Ahnen, aber ſie berechneten ihre Ahnungen. Welche Richtung Handel und Gewerb nehmen würde; wo die Kunſt ein neues Ideal oder einen neuen Ausdruck finden, welche Aufgaben die Wiſſenſchaft löſen werde; ob dem Chriſtenthum eine neue Entwickelung, dem Vaterland ein neuer Purpur bevorſtehe; welche Revolution, welche neue Offenbarung der Welt Noth thue: Dies und dergleichen beſchäftigte dieſe vorwärts gerichteten Menſchen. Befreundete Maler ſtellten auf dem ſo vielfach beſuchten

Landsitz ihre Bilder auf; Musiker ließen sich im Familienkreise hören; das Neueste der Literatur kam zur Ansicht, das Bedeutende wurde behalten.

Manch' heimliches Stündchen brachte die Freundin im Büchersaale des Hauses zu. Er machte den Uebergang vom Vorderhause zu den Fremdenzimmern. Zwei Fenster gingen auf einen Seiten-Altan, auf dem man, unter blühenden Oleandern und duftender Reseda, mit dem Blicke rheinabwärts, sitzen konnte, um nach der augenblicklichen Stimmung zu schwärmen oder zu lesen. An den Wänden liefen die geschmackvollen Bücherschränke hin. Die Sammlung war bedeutend und umfassend. Auf einzelnen Tischchen lagen die neuesten Journale, auf Eckgestellen die Flugschriften, die, ihrer Benennung getreu, nicht eingethan wurden, sondern wieder zurück oder in der Nachbarschaft umherflogen.

Folgenden Vormittags saß hier wieder Veronika. Ein schön gebundenes Buch lag auf

ihrem Schooße, geschlossen mit eingeklemmtem Zeigefinger der linken Hand; ihr rechter Arm ruhte auf dem gußeisernen Geländer des Altans. Man hätte ihr schwerlich am Ausdrucke des Angesichtes absehen können, ob ihre Gedanken sich mit dem Inhalte des Gelesenen oder mit den Bildern der sonnigen Landschaft beschäftigten. Sie hörte nicht, daß Jemand ins Zimmer getreten war, bis Mathildens Hand sie berührte und erschreckte.

Mathilde hatte auf Bonaventura's Wort und Weihe die Trauer abgelegt und erschien eben in Weiß mit einem schmalen Rosaflortüchlein, das, um den Hals gelegt, tief über die Brust herabhing.

Liebe Veronika, redete sie die Freundin mit einer gewissen Feierlichkeit an, ich komme heut' zum ersten Mal in meinem Amte als Priesterin der Liebe mit rosenfarbiger Stola. Habe Nachsicht, wie ich meine Sache vorbringe. Ich

werde wol mit der Thüre ins Haus fallen, da ich den Ton der Salongesellschaft hier doch nicht brauchen kann. Kurz, beste Veronika, der Baron Gustav, Dein Freund, geht damit um, sich scheiden zu lassen, und ich soll mit Kindlinger seine Zukunft berathen und beglücken. Wie das Alte mit Anstand zu lösen, ein neuer Bund echterer Liebe zu knüpfen sei, liegt als Doppelaufgabe uns Beiden ob. Er fragt, wie Du dermalen die Sache ansehen möchtest und was er von Dir für seine Zukunft hoffen dürfte.

Mathilde hatte die Hand der Freundin ergriffen; ihre letzten Worte klangen aus sehr bewegtem Gemüth.

Es ist mir lieb, daß Du mein tiefstes Herz voraus kennst, Mathilde, erwiderte nach einer stillen Weile Veronika, und daß Du dies Herz aus Tagen kennst, wo es liebte, ohne zu hoffen und sich nicht einmal zu träumen erlaubte; ich kann um so offener von meiner Zukunft mit

Dir reden. Und wie unſere vertraute Freundſchaft Dich in Deinem Amte, ſo erleichtert ſie mich in meinem Bekenntniß. Gewiß! Guſtavs Verhältniß mit Aliden iſt jetzt ein ganz anderes. Die Welt muß es ſo anerkennen, und auf den Freund fällt auch kein Schatten des Unrechts, kein Vorwurf auch nur der Uebereilung mehr. So mag er ſich ſcheiden laſſen von Dem, was ſein Edelmuth nicht mehr aufrecht halten kann. Die andere Frage nach meinem Herzen beantworte Du, Mathilde, Du für mich! Du kennſt dies Herz; prüfe mit Deinem Freunde, was ich für das Glück meines Freundes thun ſoll.

Sie umarmte Mathilden tief bewegt und verſtummend. Doch ehe die Prieſterin der Liebe das Wort fand, fuhr Veronika wieder fort:

Eines nur noch, Mathilde! Die Lage der Baronin muß geordnet ſein, zu ihrer Zufriedenheit geordnet, ehe Guſtav einen Schritt zur

Scheidung thut. Ihr armes Herz muß eine Stätte haben, wo es Ruhe findet und — in seiner Weise froh ist. Sie hat uns Alle von sich gestoßen, hat keinen Gemahl, kein Kind mehr. Der Himmel mußte zur rechten Zeit einen solchen schroffen Priester erschaffen, wie van Bree, der einem Frauen- und Mutterherzen solche Entsagung und Unversöhnlichkeit abpressen konnte, um sie zwei andern Herzen zu überliefern; der eine Seele aufspannen konnte, um einen solchen Alles zermalmenden Wahn zu tragen. Aber wenn diese aufgespannte Kraft einmal bräche, Mathilde, woran soll sich die arme Frau halten? Wird es die reiche Erbschaft sein? Gut! Was es denn auch sei; nur eine Hingebung muß ihr Frauenherz haben. Vielleicht geht darum Gustav noch einmal nach Antwerpen und bringt es mit Hesselts, mit van Bree, oder wer etwas über sie vermag, in

Ordnung. Und dann — nun dann will ich Alles, was Liebe von Liebe verlangen kann.

Sie ſank abermals an Mathildens Bruſt.

Der Baron Guſtav war mit dem von Veronika gemachten Vorbehalte, da ſich doch ſeine ſchönſte Hoffnung daran knüpfte, leicht einzuverſtändigen. Obſchon er es aber von ſelbſt in der Ordnung fand, daß vor bewirkter Scheidung von einer Erklärung gegen Veronika, von einer auch nur entfernten Bewerbung, bei der Denkungsart der Freundin, keine Rede ſein dürfe, ſo verlangte doch ſein frohes Gemüth nach einem ſtillen Zeichen liebevoller Zuſage, nach einem, ſo zu ſagen, erſten Aufgebote der Herzen, und man mußte es ihm zugeſtehen. Er machte daher in Kindlingers und Mathildens Begleitung einen förmlichen Beſuch bei der Freundin auf ihrem Zimmer. Er reichte ihr

blos lächelnd die Hand, ſie legte die ihrige erröthend in die ſeine; ſo ſahen ſie ſich ſtumm, mit wohlwollenden Blicken an, bis ihr Lächeln in Rührung umſchlagen wollte. Dann ſagte Guſtav raſch: Ich denke, noch einmal nach Antwerpen zu gehen, liebe Veronika!

Thun Sie das, beſter Guſtav!

Gewiß, ſobald die förmliche Verlobung unſerer Tochter geſchehen ſein wird.

Dies war Alles, was ſie zuſammen ſprachen. Und nun wollte der Baron an die Einleitung ſeiner Scheidung denken, ohne daß eine Seele ahnen ſollte, welche Hoffnungen für ihn hinter dieſem auflöſenden Geſchäfte ſich bereiteten.

Die Verlobung des jungen Paares wurde nun lebhafter betrieben. Beide Väter brachten Alles in Ordnung, was zur bürgerlichen und häuslichen Einrichtung deſſelben gehörte. Inzwiſchen trafen noch einige Angehörige ein, eine Schwiegertochter des alten Lersner und ſein

jüngerer Bruder, Fritzens Pathe. Im engern Kreise der Verwandten wurden die Ehepacten festgesetzt und hierauf das junge Paar nach der Hauskapelle geschickt, um noch einmal ernstlich ihr Herz zu prüfen. Sobald noch einige zarte Artikel vertraulich besprochen waren, folgte man dem Paare in die Kapelle, weil man schon der Verlobung eine Vorweihe geben wollte.

Mit Verwunderung fand die Gesellschaft nicht blos den erwarteten Pfarrer Kindlinger, sondern neben ihm auch Mathilden in einer Art von priesterlichem Anzug am Altare stehen. Rechts und links neben Beiden fasten Fritz und Angelika. Die Versammelten liessen sich nieder und Kindlinger nahm das Wort. Er hatte Tags vorher, bei einem Besuche des Inspectors der Irrenanstalt, die später eingetroffenen Gäste mit jenem Vorfall im Irrenhause absichtlich bekannt gemacht und erinnerte jetzt mit zwei Worten daran, worauf er fortfuhr:

Wir haben Beide die Weihe und Weissagung jenes seltsamen Geistes Bonaventura nicht für geringer geachtet, weil sie aus dem Munde eines Irren gekommen sind. Im Gegentheil gibt es Zeiten, meine lieben Freunde, in welchen gerade der Wahnsinn die Zukunft früher wahrnimmt, wie nur ein krankes Glied unseres Leibes den Wetterwechsel voraus empfindet. Und wer weiß denn auch, ob nicht vielmehr die Lagen und Bestrebungen unserer Zeit zum Theil verrückt sind, so daß in den Augen der Verständigen, d. h. der damit Einverstandenen, die Vernunft und das Heil der Gesammtheit sich wie Irrsinn, wie Traum und Wahn, ausnehmen. Also haben wir Beide, Frau Mathilde und ich Theodor, uns zur Uebernahme eines Priesterthums verstanden, das unserer vielfach träumenden Zeit wenigstens dienen kann, bis es, mehr und mehr ausgebreitet, der erwachenden Zukunft vielleicht unentbehrlich wird, des Priesterthums

der Wiſſenſchaft und der leiſtenden Liebe. Wir trennen beide Weihen nicht, verehrte Freunde, wir arbeiten nur von zwei Enden her zu einem Ganzen, gleichwie Wurzel und Krone zugleich den Baum mit Saft und Licht ernähren. Und ſo theilen wir uns in die Aufgabe, zu beglücken und zu erheben, zu nähren und zu verklären. Hierin allein verkündigen wir eine ſeligmachende Gemeinſchaft, verkündigen die Wahrheit, wie ſie immer auf eigenthümliche, aber beſchränkte Weiſe an jeder Stelle des Lebens wurzelt, in jeder Luftregion kronet. Unſer Prieſterthum iſt niemals ausſchließend und verdammend; es beſtimmt keinen Grad nördlicher oder ſüdlicher Breite einer ewigen Offenbarung, wo man allein im Glauben wurzeln, zur Seligkeit kronen, allein lieben und forſchen könnte. Jedes betende Haupt hat ſeinen Zenith am Throne Gottes und durch jedes edle Herz zieht ein Meridian der Gnade für ewig.

Meine Schweſter Mathilde tritt ihr Prieſterthum damit an, daß ſie einen bedeutenden Theil ihres Einkommens zur Begründung einiger Ehen braver, aber vermögenloſer Paare und einen andern zur Erziehung verwahrloſter Kinder ausſetzt. Das erſte Paar für ein Majorat der Liebe iſt gefunden und wird zugleich mit euch getraut werden, mein Sohn Fritz, meine Tochter Angelika!

Nach dieſer Erklärung über uns ſelbſt und unſern Beruf hier zu ſtehen, verrichten wir unſern erſten gemeinſamen Prieſterdienſt. Wir haben dieſe edeln Kinder, jedes beſonders, Mathilde die Braut, ich den Bräutigam, in jene dunkle, verhüllte Seite der Ehe blicken laſſen, von welcher aus Unglück über ſo viel Ehen kömmt, wo die Träume der Sinnlichkeit, die Geſpenſter der Leidenſchaft aufſteigen und die heilige Weihe der Herzen hinweghauchen. Die Prüderie der gebildeten Geſellſchaft, die jene

geheimnißvolle Stelle, wo Geist und Sinnlichkeit, Liebe und Lust sich durchkreuzen, thörichter Weise zu verdecken sucht, macht eben das Glück unserer Ehen so ungewiß und will dann den Jammer durch Träume von Emancipation der Frauen heilen. Hier führen wir ein Paar zusammen, dem wir das schönste Glück weissagen. Seid ihr gesonnen, demnächst einen ewigen Bund irdisch zu schließen, so fügt, deß zum Gelöbniß, vor euern Eltern und Angehörigen eure Hände in einander.

Indem Beide, Fritz und Angelika, sich mit lächelnder Rührung die Hände reichten, riefen Kindlinger und Mathilde laut:

Sie sind verlobt! Liebe und Wahrheit weiche nie aus euerm Bunde!

Da ging die Thüre von der Gallerie-Seite langsam und weit auf und die Baronin Alide trat herein.

Welcher Schreck für Diejenigen, die sie kann-

ten! Aber auch auf die Uebrigen wirkte die Erſcheinung beängſtigend; denn im nächſten Augenblicke der Beſinnung ließ der ungeordnete Anzug, das herabhängende Haar, die Bläſſe des Geſichtes, der irre Blick und das ganze Benehmen dieſer dunkeln Geſtalt das Entſetzlichſte ahnen.

Beim Anblick der feierlich Verſammelten blieb Alide ſtehen und ſah ſich mit großen Augen um. Sie erkannte zuerſt Angelika, die der Mutter einige Schritte entgegengeeilt und bei näherem Anblick derſelben, wie vom Schreck gebannt, ſtehen geblieben war. Mit demüthigen Verneigungen kam Alide heran, küßte der Tochter die Hand und überreichte ihr ein Päckchen Schriften, die ſie aus dem Buſen gezogen hatte. Vor dieſen Mienen und Bewegungen trat Angelika zurück und ſah ſich wie nach Hülfe um. Veronika eilte herbei. Wie Alide ſie erblickte, freute ſie ſich mit kindiſchen Geberden, faßte die

Hand derſelben und ließ ſie nicht wieder los. Indem nahm ſie auch Guſtav unter den übrigen Fremden wahr; ſie grüßte ihn wie einen angenehmen Bekannten, ohne ſich ihm zu nähern, ohne ihn zu ſich heran zu winken.

Das Unerklärliche der plötzlichen Erſcheinung lähmte noch alle Gemüther, als Heſſelts und Liſette durch dieſelbe halb offen gebliebene Thüre hereinſtürzten. Nun löſte ſich in ungeſtümen Fragen, in athemloſen Antworten das entſetzliche Räthſel. Alide hatte wirklich den Gebrauch der Vernunft verloren; ſie war in Antwerpen nicht mehr zu halten geweſen; mit dem Verlangen nach Veronika hatte ſie fort und fort das Haus verlaſſen, bis man ſich zur Reiſe entſchließen mußte. Von dieſem Augenblick an war ſie ruhig geblieben. Aus dem Dampfſchiffe waren die Drei eben jetzt zu Fuß heraufgekommen. Alide hatte ſich ermüdet auf die Treppe geſetzt, die zur Gallerie und in die Kapelle

führte. Hesselts und Lisette waren in die nahe Gesindestube getreten, um den Baron Gustav herbeirufen zu lassen. Hier erfuhren sie, was eben im Hause vorging und mußten sich entschließen, die Feierlichkeit abzuwarten. Inzwischen mochte Alide von oben herab die dumpfe Stimme des Pfarrers Kindlinger vernommen haben und dieser oder irgend einer andern Anwandlung gefolgt sein. Aus Unachtsamkeit des Mädchens, das die Kapelle gereinigt hatte, war die Thüre offen geblieben, die sonst, wenn von dieser Seite Niemand eintreten durfte, wie eben heut, verschlossen gehalten wurde. Hesselts und Lisette fanden sie nicht mehr auf der Treppe sitzen, sahen oben die Thüre geöffnet und eilten ihr nach in die Kapelle.

Nach dieser Aufklärung des schreckhaften Auftritts suchte man vor Allem die arme Frau in einem stillen Zimmer zur Ruhe zu bringen. Sie folgte auch der Einladung ihres Begleiters

und ihres Kammermädchens, ohne jedoch Veronika's Hand los zu lassen. Erst als sie im Weggehen den Pfarrer Kindlinger im geistlichen Anzug erblickte, wurde sie unruhig, hob drohend die Hand und schrie: Fort, hinweg, Pater Betrüger! Ihr seid allzumal Sünder!

Das ist eben ihre fixe Idee! flüsterte Hesselts den Umstehenden zu. Wir müssen sie fortbringen, bei diesem Wahn wird sie unruhig. Indem man sie an der Hand fortführte, lispelte sie mit gehobenem Finger und mit der Miene geheimnißvoller Mittheilung: Hütet euch vor Denen da in den schwarzen Pelzen! Die heilige Mutter Gottes hat mir sagen lassen, ich solle mich nur geradezu an ihren Herrn Sohn wenden; die Erzengel wären jetzt alle gestürzt. Schönen Tag, Gustav! Schönen Tag, Angelika! Ihr lieben Badegäste, haben wir heut Wellenschlag? Gebt Acht, gebt Acht! Es ist

unruhiges Waſſer und ein Meerweibchen kömmt heraus und — und —

So unerwartet war das heiterſte Familienfeſt geſtört worden. Der Wahnſinn war in die lieblichſten Träume der Liebe hineingeſtürmt, hatte die duftigſten Geſpinnſte heimlicher Hoffnungen durchbrochen. Gerade die Froheſten ſahen ſich aus ihren anmuthigen Lagen herausgedrückt; aber auch die blos Theilnehmenden fühlten ſich im Mitgenuß der reinſten Zufriedenheit geſtört und darin gelähmt. Nur Veronika hatte eine neue Bethätigung gefunden.

Der kummervolle Eindruck der erſten Erſcheinung machte bald dem Räthſel Platz, wie die arme Alide ſo ſchnell in dieſen verlaſſenen Zuſtand gefallen ſei. Man hatte ſich wieder im Geſellſchaftszimmer vereinigt, um den ehrlichen Heſſelts über die letzten antwerpener Vor-

fälle, die noch nicht brieflich gemeldet waren, zu vernehmen. Auch Lisette ward herbeigerufen, um auszusagen, was sie unter vier Augen mit ihrer Gebieterin zu bemerken gehabt hatte. Wir fassen den Inhalt der getheilten, durch Fragen und Erläuterungen zerstückelten Erzählung kürzlich zusammen.

Bei der eingeleiteten Aufnahme des jungen von Lichtenberg in das Geschäft des de Landas'schen Hauses und bei der beabsichtigten Adoption des jungen Fremdlings als Sohn der Universalerbin eines antwerpener Geschäftes waren die Behörden aufmerksam und jesuitischer Umtriebe argwöhnisch geworden. Sie hatten die strengsten Nachweise über Herkunft, Familie und bisherigen Aufenthalt des von Lichtenberg verlangt. Der leichtsinnige junge Mann, der es sich bei der schlauen Fürsorge des Pater Joseph bequem machte, hatte die übergebenen Papiere nicht sorgfältig genug durchgesehen, und so war ein ein-

geschobenes Briefchen Pater Josephs, aus Brüssel datirt und in der Nachschrift ausdrücklich zu alsbaldiger Vernichtung empfohlen, in den Schriften gefunden worden, die den jungen Mann legitimiren sollten. Aus diesem etwas räthselhaft abgefaßten Briefe ging doch so viel ziemlich klar hervor, daß der wider Erwarten später in Brüssel eingetroffene Herzog Ferdinand sich geweigert hatte, dem jungen Mann den Adel mit dem Zunamen von Lichtenberg zu verleihen. Dieser junge Fürst, in Freiburg erzogen und früher dem Pater Joseph, als seinem Lehrer, besonders zugethan, hatte auf seiner Reise durch Frankreich und Belgien, wie es schien, andere Ansichten von den jesuitischen Interessen gewonnen und ahnete hinter des Paters Begehren ganz richtig einen Betrug, wie ihm bisher ähnliche bekannt geworden waren. Nun empfahl Pater Joseph, die antwerpener Angelegenheiten zögernd zu betreiben, bis er auf einem andern

Weg einen Nachweis über den Namen Lichtenberg herbeiſchaffen werde. Unglücklicher Weiſe kam dieſer Wink zu ſpät: die Ungeduld des jungen Menſchen und Alidens Unruhe hatten das Geſchäft ſchon eingeleitet.

Auf dieſen Brief hin und ehe ſich Pater Joſeph mit Rath und Hülfe wieder eingefunden, war der junge Lichtenberg als des Betruges verdächtig, feſtgenommen worden. Aus ſeinen Geſtändniſſen — denn in ſeiner Haft zeigte ſich der leichtfertige Menſch plötzlich muth- und planlos — hatte ſich bis jetzt ergeben, daß er Joſeph Scherf hieß, angeblich Neffe und Pathe des Doctor Scherf war, der ihn auf Alidens Eröffnung ihres Traumes ſchnell von Freiburg berufen und zu ſeinem Plänen zugeſtutzt hatte. Wieviel perſönliches und wieviel Ordens-Intereſſe ſich in dieſen Plänen verwebte, hatte ſich noch nicht ermitteln laſſen. So war auch das frühere Verhältniß des jungen Scherf noch nicht

ins Klare gestellt. Aus einigen Aeußerungen desselben ließ sich vermuthen, daß er im Jesuiten-Seminar zum geistlichen Stande zu leichtsinnig gefunden, doch aus Rücksicht auf Pater Josephs Verdienste nicht entlassen, sondern zu gewissen weltlichen Zwecken vorbereitet worden war.

Nun hatte man der armen Baronin, die stündlich mit zunehmender Unruhe nach ihrem einzigen Trost und Liebling verlangte, die schlimme Wendung, die es mit demselben genommen, nicht länger verbergen können. Hessels gab zu, daß man dabei ein wenig übereilt zu Werk gegangen sei, wenn auch aus der besten Absicht, um sie nämlich recht schlagend von ihrem Irrthum zu überzeugen und zur Aussöhnung mit den Ihrigen desto entschiedener zu bestimmen.

Mit Angst hatten die Freunde diesen Mittheilungen zugehört. Alle begriffen, nur zu lebhaft, die Wirkung, die eine solche Offenba-

rung auf Alidens ſchon ſehr verworrenes Gemüth machen mußte. So in einem Moment, mit einem, durch den jüngſten Verluſt des Sohnes ſchon gebrochenen Herzen zu erfahren, daß ſie in einem Wahn gelebt, ihr heiligſtes Vertrauen an einen entſetzlichen Betrug hingegeben und um dieſes Wahnes und Betruges willen Tochter und Gemahl von ſich geſtoßen hatte — es war freilich eine Einſicht, ein Licht, die nur zerſtören konnten. Mit einem Schlage hatte ihr Herz die Liebe und den Glauben eingebüßt, Erd' und Himmel brachen unter und über ihr zuſammen und die Arme hing ſchwebend in einem Nichts.

Liſette, blaß und zitternd bei ſo lebhaften Erinnerungen, erzählte, welche erſchütternden Aufſchreie die gnädige Frau nach dieſer Mittheilung gethan habe. Man hieß das Mädchen ſchweigen, weil man das ſo friſche Bild des Unglücks noch nicht ertragen konnte.

Ehe aber ihre vernünftige Besonnenheit gänzlich erloschen war, hatte Alide mit stummer Anstrengung der Seele alle auf die Erbschaft und das Vermögen bezüglichen Papiere zusammengebunden und aus dem Hause stürzend den Namen ihrer Tochter gerufen. Sie hatte seitdem diese Papiere nicht mehr von sich gelassen, bis sie solche in ihres Kindes Hände niedergelegt. Die zweite Leidenschaft der armen Frau, die des Besitzes, hatte mithin doch am längsten ausgehalten und erst jetzt, nachdem diese Sorge aus der zerstörten Seele verschwunden war, schien ein lächelnder Friede darin eingekehrt zu sein. Alide aß wenig und sprach fast gar nichts; nur mußte man sie vor dem Anblick eines jeden Mannes hüten, der sie durch seinen Anzug auf die fixe Idee brachte, man müsse sich an keinen Pater Betrüger, sondern an den lieben Gott halten. Nur dann wurde sie unruhig,

wenn man dieſe tiefe Wunde ihrer Seele berührte.

Wenn ein ſo grauſames Erlebniß des Herzens zugleich ſo viel Stoff zum Nachdenken und zur Weltbetrachtung mit ſich bringt, daß der Schmerz der Seele ſich in dieſe höhere Region des Geiſtes erheben kann, ſo fehlt dem niederbeugenden Unglück doch die befreiende Kraft nicht ganz. Dies empfanden jetzt unſere Freunde. Nach der Beruhigung der Nacht mit ihren ſtillen Betrachtungen kamen ſie am andern Morgen gefaßter zuſammen. Man durchging den Inhalt der von Aliden mitgebrachten Papiere. Und wenn man auch noch nicht geſtimmt war, ſich an den großen Vortheilen zu erfreuen, die dem Gemahl und der Tochter einer ſo unglücklichen Erbin in Ausſicht ſtanden, ſo lag immer doch ſchon etwas Befriedigendes in der Betrach-

tung, daß durch wunderſame Fügung gerade der Wahnſinn, den die unwürdigen Bewerber um ſolche Güter verſchuldet hatten, ſie ſelbſt um die faſt ſchon errungenen Vortheile brachte.

Nun erſchien aber zur Sicherſtellung des Vermögens, zur Aufhebung des Bankgeſchäftes, zum Verkauf liegenden Eigenthums und dergl. eine Reiſe des Barons Guſtav ſehr dringend. Er ging daher in der Mittagsſtunde hinüber in das Gaſthaus des Ortes, wo Heſſelts eine Wohnung genommen hatte.

Guſtav hörte ihn ſchon vor der Thüre ſprechen und fand ihn bei ſeinem frühen Mittagsmahl mit zwei Gedecken ſitzend. Vor dem zweiten Couvert ſtand ein Stuhl, auf welchem ein offener Brief lag. Es ſchien für einen unſichtbaren Gaſt aufgelegt zu ſein, wie die Juden bei feſtlichen Mahlzeiten ein leeres Gedeck für den etwa plötzlich ankommenden Meſſias auf dem Tiſche haben ſollen. Der Baron wußte

schon aus Lisettens Brief an Veronika von dieser Wunderlichkeit des Geschäftsmannes; er that indeß nicht, als ob er sie bemerke.

Nachdem er ihm eröffnet hatte, daß er unverzüglich mit nach Antwerpen reisen wolle, fragte er theilnehmend nach Hesselts Absichten wegen seiner Zukunft und trug ihm das de Landas'sche Geschäft unter sehr vortheilhaften Bedingungen an. Hesselts dankte gerührt, erklärte aber, daß er entschlossen sei, sich mit seinem Vermögen von den Geschäften zurückzuziehen.

Wie soll ich Ihnen denn aber für all' die Liebe und Anhänglichkeit danken, fragte Gustav, die Sie der unglücklichen Alide bewiesen, für die Treue und Uneigennützigkeit, die Sie im Geschäft und gegen mich selbst bethätigt haben, mein lieber, ehrlicher Hesselts?

Hesselts lächelte. Werde Ihre Güte schon in Anspruch nehmen! schmunzelte er.

O dann thun Sie es jetzt, thun Sie es

gleich, beſter Herr Heſſelts! rief der Baron und reichte ihm die Hand.

Sie ſollen mir zu einer lieben Frau verhelfen, die mir meine künftigen Tage — Verzeihung! der ich meine künftigen Tage ſo angenehm mache, als man es mit etwas Geld und recht ehrlichem Herzen vermag, erklärte Heſſelts, indem er mit der Serviette verlegen den Mund wiſchte.

Aber, wie werde ich dazu im Stande ſein, lieber Mann? fragte Guſtav lächelnd und ſetzte ſcherzhaft hinzu: Meine Tochter iſt verſagt, wie Sie wiſſen, ja verlobt.

Eben darum, Herr Baron, erwiderte Heſſelts; dann bedarf ſie keiner Gouvernante mehr.

Was ſagen Sie? fiel Guſtav betroffen ein. Veronika?

Ja, mein theurer Herr Baron! erklärte Heſſelts und wurde ſehr weich und herzlich. Ich habe ſie in unſerm Hauſe in Antwerpen

kennen und verehren gelernt. Ein ſo kernhaftes Herz, eine ſo zuverläſſige Moralität iſt mir noch an keinem Frauenzimmer vorgekommen. Und da, wie Sie wiſſen, eines Kaufmanns Stolz ſein Credit iſt, ſo möchte ich mit dem Hauſe Veronika das wichtigſte Wechſelgeſchäft, den Austauſch der Herzen und Ringe, wol wagen. Laſſen Sie uns daher die antwerpener Geſchäfte recht bald abmachen, und ich will dann in den ſchönen Septembertagen, die zu kommen verſprechen, noch ein paar Wochen nach Oſtende gehen. Ich ſehe, daß Sie ſich im Bad ſo kräftig verjüngt haben, Herr Baron. Mich hat das lange Geſchäft ein wenig ſchief und gebückt gezogen. Aber ſehen Sie, man kann ja auch einen krummen Nagel gerade hämmern: ſollte denn die See nichts an meinem ſonſt geſunden Körper vermögen? Es iſt keine Eitelkeit von mir; ich thue es um Veronika's willen. Es drückt doch immer eine Dame, wenn ihr Mann

so unstattlich neben ihr einhergeht. Nun, Herr Baron, wollen Sie also mein Fürsprecher, wollen Sie Vermittler sein?

Von des Mannes schlichter Empfindungsweise gerührt, versetzte der Baron mit dem wohlwollendsten Accent: Es ist mir sehr leid, guter Herr Hesselts, daß ich statt Vermittler Ihres Glückes zu werden, es zerstören soll. Die edle Veronika ist leider so gut wie versagt.

Versagt? O du lieber Gott! seufzte Hesselts und sank mit gefalteten Händen in den Sessel zurück. Zu spät! Da komme ich nun zu spät! Zu Arbeit und Geld bin ich früh genug gekommen, und zu Liebe und Häuslichkeit komme ich zu spät. Guter Gott, da muß ich nun wieder allein essen! Und hatte mich doch schon so an die liebe Gesellschaft bei meinem einfachen Mahle gewöhnt. Nun ja! da will ich denn auch in Gottes Namen ein Bißchen schief bleiben und nicht nach Ostende gehen.

Uebrigens stehe ich jede Stunde bereit zu unserm Geschäft, Herr Baron.

Er ging an die Thüre und zog die Schelle. Ja, Herr Baron, morgen oder übermorgen; wann Sie wollen! wiederholte er.

Ein Kellner trat herein. Nehmen Sie das eine Couvert hinweg! gebot Hesselts, und bringen mir eine Tasse Kaffee.

Wie der Kellner das Couvert wegtrug, sah ihm Hesselts nach, wischte mit dem Finger im rechten Augenwinkel etwas hinweg und wiederholte: Ja, Herr Baron, wann Sie wollen!

Lieber Herr Hesselts, sagte der Baron, indem er ihn zu sich auf das Sopha zog, ich will Ihnen einen Vorschlag thun. Wir machen das antwerpener Geschäft zusammen ab und Sie reisen dann mit mir auf mein Gut, das nicht übel gelegen ist, wohnen bei mir, so lange es Ihnen gefällt, und wir essen an einem Tische mit Veronika. Sehen Sie, wir setzen uns ein-

ander gegenüber, ich habe meine Tochter rechts, Veronika links, und Sie umgekehrt. So bleiben Sie bei angenehmer Tischgesellschaft.

Hesselts stand auf, faßte des Barons beide Hände und rief freudig: Das wollten Sie, Herr Baron? Wahrhaftig? Aber, wie lange wirds denn dauern, da Ihre Tochter heirathet und Veronika versagt ist?

Bester Mann! erwiderte Gustav, wir nehmens mit, so lange es eben dauert. Kömmt Zeit, kömmt Rath! Wir Beide wetteifern, Veronika zu erfreuen, zu beglücken, so viel in unsern Kräften steht. Ich habe Veronika so lieb wie Sie; wir wollen sehen, wer von uns in ihrer Gunst höher steigt. Am Ende kann sie sich vielleicht gar nicht mehr von uns trennen und bleibt für immer bei uns.

O das ist ein prächtiger Gedanke! rief Hesselts und tanzte vor Vergnügen um den kleinen runden Tisch, was bei seiner schiefen Haltung

höchſt poſſierlich ausſah. Dann blieb er wieder vor dem Baron ſtehen und ſagte: Sie ſind ein kreuzbraver Mann, Herr Baron! Solches Vertrauen ſchenken Sie mir! Es iſt ſogar leichtſinnig von Ihnen; ich ſage es Ihnen offen heraus, da Sie eigentlich verdienten, daß Ihnen eine liebe Perſon entführt würde, damit Sie auch einmal fühlten, wie das thut.

Der gute Heſſelts erſchrak in demſelben Augenblick über ſeinen vorwurfsvollen Scherz und bat um Verzeihung. Guſtav lächelte wohlwollend und lud ihn auf den Abend hinüber zur Familie Lerſner. So empfahl er ſich, nachdem Beide einander die Hände darauf gegeben hatten, daß ſie morgen früh zuſammen nach Antwerpen reiſen wollten.

Die letzten Wochen im Auguſt und die erſten im September brachten nach dem ungünſtigen Sommer ſo heiteres Wetter, daß der ehrliche Heſſelts noch recht gut ins Seebad hätte gehen können. Er blieb aber ſeinem abgeänderten Vorſatze treu und langte mehre Wochen nach der Abreiſe von Hattenheim mit dem Baron Guſtav auf deſſen Beſitzung an.

Hier war inzwiſchen Alles eingerichtet und das Hausweſen in ſeinem neuen Gang. Ein wehmüthiger Friede überkam ihn, als er nach monatelanger Abweſenheit, nach ſo vielfältigen Erlebniſſen und Anſchauungen, die ſtillen alten Zimmer wieder betrat und hinaus nach dem Gebirge, nach dem Thale und der Stadt blickte. Wäre nur der Ausblick in ſeine Zukunft ſo heiter und frei geweſen! Dieſen aber verdunkelte Alidens Wahnſinn, den der Inſpector und die Aerzte für unheilbar erkannt hatten. Noch am Abend vor des Barons Abreiſe nach Antwerpen

war man in Berathſchlagung wegen der Kranken getreten. Es ſchien Allen das Beſte, ſie in der eberbacher Anſtalt unterzubringen. Es ließ ſich hier in einem Nebenhäuschen ein ſehr anſtändiger und bequemer Aufenthalt einrichten; der Inſpector der Anſtalt war der Familie Lerdner überdies befreundet und wenn demnächſt Angelika in Hattenheim wohnte, hatte ſie die Mutter nahe.

Im Stillen knüpfte der Baron Guſtav an dieſen verſtändigen und beruhigenden Plan ſeine Scheidung, die unter den jetzigen unglücklichen Umſtänden nichts Schwieriges und Auffallendes mehr hatte. Allein der Plan zerfiel an Veronika's Anſicht. Die herbeigerufene Freundin erklärte ſich zwar nicht gegen die Abſichten der Uebrigen; allein ſie wollte ſich nicht von der Kranken trennen. Ich habe, wie einige Freunde wiſſen, ſagte ſie, ehe wir nur das Unglück der guten Frau ahnen konnten, meine Zukunft und

Alles, was von mir gewünscht wurde, davon abhängig gemacht, daß vor Allem die verlassene Alide eine Ruhestätte, einen Haltpunkt für ihr künftiges Leben gefunden hätte. Der Himmel hat es nun wunderbar gefügt, daß sie selbst diesen Platz an meinem Herzen gesucht hat. Und hier soll sie ihn behalten. Ihr wißt Alle, sie ist still und lächelt, wenn ich um sie bin; sie wird unruhig und will fort, wenn sie mich eine Weile nicht bemerkt. Sie wird sich auch ohne mich nicht gewöhnen, selbst wenn wir ihr noch dieses neue Leid zumuthen dürften; denn sie hat gerade mich mit dunkler Seele gesucht; sie hat sich an ihre Nächsten nicht wieder angeschlossen, sondern nur an mich, der sie in ihren gesunden Tagen eben nicht sonderlich zugethan war. Liegt darin nicht ein tiefes Seelenbedürfniß für sie? Und dürfte ich selbst darin die höhere Fügung verkennen, Vormünderin, Pflegerin meiner tief träumenden Herrin zu sein?

Nein, dieſer Beruf iſt mir heilig; ſei es, daß ich der Armen in das Irrenhaus folge, oder daß wir ſie mit uns in liebevolle häusliche Pflege nehmen. Beſtimmen Sie darüber!

Es half auch keine weitere Vorſtellung; Veronika blieb bei ihrem Vorſatze, daher ſich der Baron entſchloß, weil er die Freundin nicht mit in ein Irrenhaus verbannen und ſelbſt ihren Umgang entbehren mochte, die Kranke mit nach Hauſe zu nehmen. Fritz ſollte die Frauen begleiten.

So fand man ſich nach des Barons glücklicher Heimkehr aus Belgien zuſammen und verlebte die ſchönen Herbſttage, bis Fritz Lerßner ſchied, um mit dem Prieſterpaare zu dem Chriſtfeſte wieder zu kommen.

Für Aliden war in jeder Weiſe liebevoll geſorgt. Im Hauſe, im Garten und in der Gegend dämmerten alte Erinnerungen in ihrer umnachteten Seele auf. Sie fing an ſich zu be-

ſchäftigen. Es war ein kindiſches Spielen; aber es erleichterte Veronika's Pflege. Die Kranke bewohnte einige Zimmer in einem ſtillen Seitenbau, der mit dem Hauptgebäude durch einen ſchmalen Gang verbunden war; aber auch einen beſondern Ausgang in den Hof hatte. Liſette war ausſchließend zu ihrem Dienſt und zur ſteten Begleitung beigegeben. Man ließ ſie, nach dem ärztlichen Rath, viel in das Freie gehen. Auf einem dieſer Gänge nach der Waldhöhe kam ihr auch die alte Kapelle in Erinnerung, zu der ſie früher ſo gern beten gegangen war. Richtig fand ſie auch den Schlüſſel wieder auf, den ſie bei ihrer Abreiſe nach Antwerpen ſorgfältig verwahrt hatte. Dorthin ging ſie nun an guten Nachmittagen und ſchmückte den Altar. Sie verlangte Leuchter und Kerzen und man ſchaffte ſie an. Sie war wie ein Kind vergnügt darüber. Zu ihren frommen Spielereien gehörte es auch, die Bildſtöcke zu

zieren, die auf den Feldwegen ſtanden, und was ſie an Blumen auftreiben konnte, dem Crucifix auf dem Altar der Kapelle zwiſchen die ausgeſpannten Arme zu ſtecken. Auch für ihr Zimmer kaufte ſie ein kleines Crucifix, wie es Bauersleute in ihren geweißten Stuben bunt und geſchmacklos hängen haben. Anfangs ließen ſich Guſtav und Veronika Alles erzählen, was die arme Alide auf ihren Ausgängen unternahm, um Liſetten darnach anzuweiſen. Wie ſich aber immer nur Daſſelbe wiederholte, achtete man weniger darauf. Bald unterbrach die Witterung auch die Waldgänge auf eine ganze Woche und Alide hatte die Kapelle vergeſſen.

So lebten ſich die vier Menſchen — den frohen, allgefälligen Heſſelts mitgerechnet — in den ſtillen Winter hinein. Angelika war in ihren Liebesträumen und durch Fritzens ſeelenvolle Briefe beglückt; der ehrliche Heſſelts ſtreckte ſich allmälig in der Bergluft auch ohne Seebad;

Veronika waltete, als Stellvertreterin der Hausfrau, mit Geist und Wohlwollen; sie entfaltete in ihrer jetzigen Freiheit die Gaben einer Gebieterin und Beglückerin des Hauses, vielleicht um so unbefangener, weil ihr der Gedanke, es zu werden, jetzt auch nicht einmal als Traum in den Sinn kam. Der Baron aber freute sich daran gerade mit diesem Gedanken, den er jedoch aus Zartgefühl nicht merken ließ. Nur einmal, als eben eine kleine Gesellschaft aus der Stadt viel fröhlicher, als in früherer Zeit, Abschied genommen hatte, erinnerte er scherzend an Alidens Ausspruch vor der Badereise, Veronika werde aus den Niederlanden praktischer zurückkehren.

Ach! erwiderte sie, berufen Sie jene Vergangenheit nicht, lieber Freund! So Manches hat sich leider! betrübt genug erfüllt. Jener kindische Traum, der uns manche Sorge machte, ist in Wahnsinn ausgelaufen. Und wie wun-

derlich! Jener wache Traum des Schäfers Baſtian, wovon ich Ihnen erzählt habe, jener geſunde, aus Naturbetrachtung entſtandene Ausſpruch eines Hirten, wie ſchauerlich klingt er mit Alidens fixer Idee zuſammen! Ach in mancher Nacht beunruhigen mich dieſe lebhaften Bilder von Traum und Wahn, Ahnung und Aberglauben, Liebe und Leidenſchaft, Vergangenheitsgeſpenſtern und Zukunftsgeiſtern, Pfaffenthum und Prieſterthum. All' dieſe erlebten Geſtalten, die ſich noch zu keinem befriedigenden Gemälde ordnen wollen, umgaukeln und verwirren mich. Halten wir uns lieber an die eine, heitere und ſchöne Erfüllung, daß Angelika wirklich im Bade Braut geworden iſt! Am Ende kann ja doch nur eine echte, hohe Liebe die böſen Träume der Zeit bewältigen und die guten erfüllen, den Wahn heilen und der Wahrheit des Lebens helfen!

Guſtav ſchwieg. Welche Träume aber den

schweigsamen Freund innerlich desto lebhafter beschäftigten, verrieth sich einige Tage später durch ein kindisches Spiel.

Es war Allerheiligenmarkt in der Stadt und Hesselts mit Angelika und der Freundin dahin gefahren. Gustav ließ den Verschlag über Veronika's wieder mitgebrachtem Bildniß abnehmen. Hinter verschlossenen Thüren hob er Alidens Bild von der Wand und hängte die von ihm gemalte Veronika an denselben Haken. Gegenüber sitzend besah er, wehmüthig vergnügt, die drei Bildnisse, sein eigenes neben Angelika's und dem der Freundin. Es waren die beiden weiblichen Wesen, zwischen denen sich sein Herz in Vergangenheit und Zukunft theilte. Die Eine wollte bald scheiden, die Andere, wann konnte sie kommen, kommen in *seinem* Sinn? Das Bild ist noch nicht fertig! dachte er und fühlte aus diesem einfachen Gedanken eine große Beruhigung heraus: Bis auch so ein Oelbild

fertig wird! sagte er leise vor sich hin, und bis so ein Liebesglück fertig wird!

Es war still um ihn her, ein grauer Abendhimmel dämmerte durch das Fenster; wehmüthige Empfindungen regten sich: da, wie sein feuchter Blick auf Alidens verkehrt gegen die Wand gestelltes Bildniß fiel, glaubte er im ersten Augenblick einen grauen Grabstein zu erblicken. Er sprang auf; die gaukelnde Vorspiegelung der Phantasie erschreckte ihn, wie ein Gespenst. Hastig nahm er Veronika's Bild herab; der Haken zog sich mit aus der Wand. Eben fuhr der Wagen in den Hof; Gustav hatte keine Zeit einen Hammer zu suchen; er drückte den Nagel mit Anstrengung ein und hängte Alidens Bild wieder auf.

Mit dieſer Ergebung in die graue, umhangene Gegenwart ſeines Lebens, wie der Jahreszeit, dachte der Baron daran, wenigſtens für Andere Liebevolles zu bereiten. Der Geburtstag Veronika's, der auf den 24. December fiel, ſollte recht glänzend gefeiert werden. Geſchenke wurden verſchrieben und heimlich in das Schloß abgeliefert, Geſchenke für die Freundin zu eigenem Gebrauch und zur Vertheilung unter Bekannte und Dienſtboten. Veronika machte gern auch dem Geſinde gelegentlich eine Freude. Mit den Freunden am Rhein wurde brieflich verabredet, Fritz, Mathilde und Kindlinger, die doch erſt kurz vor den Feiertagen eintreffen konnten, ſollten ſich ſo einrichten, daß ſie am Chriſtvorabend aus der Stadt ankämen und als die lebenden und liebſten Geſchenke unter die Lichter des Chriſtbaums träten. Um die Ueberraſchung für die Freundin und die Tochter vollſtändig zu machen, lief kurz vor den Feiertagen ein Brief

Fritzens ein, der eine vorgefallene Verspätung ihrer Abreise beklagte; doch hoffte man noch im alten Jahr einzutreffen.

Der Abend kam. Angelika war im Einverständniß mit dem Vater und mit Veronika, die einander überraschen wollten. Sie stand der Freundin bei, im Saale den Christbaum und die Christbescherung anzuordnen, und half dem Vater im daran stoßenden Zimmer die Geburtstagsgeschenke zurechtlegen. Vergnügt und mit liebevoller Schalkhaftigkeit trank man den Thee, während dessen die rheinischen Freunde sich in das Haus stahlen und in einem andern, an den Saal stoßenden Zimmer sich versteckt hielten.

Es ist ein recht gelinder Winterabend, aber trübe und dunkel, sagte Veronika, indem sie an das Fenster trat. Das Christkind hat keinen kalten, aber einen recht geheimnißvoll verhüllten Weg zum Bescheren. Wenn ich nicht irre, so hat es eben unser Haus verlassen und eilt nach

der Stadt. Kommt, laßt uns sehen, ob es wirklich bei uns war!

Lächelnd zu dieser kindlichen Erinnerung, begab man sich über den Gang nach dem Saale. Welche Helle fiel von dem geschmückten Baum und den umherstehenden Tischen den Ankommenden entgegen! Hinter ihnen her drängte sich das Gesinde des Hauses und eine Schar von Nachbarinnen aus dem Dorfe mit ihren Kindern nach und staunten durch die offene Thüre die Herrlichkeit an.

Veronika's Bescherungen waren weniger reich, als sinnig gewählt und nach dem Geschmack und den leisesten Wünschen der Beschenkten besorgt. Auf einem Ecktischchen stand, seltsam abstechend gegen die lustigen Geschenke, das große, schöne Crucifix Mathildens. Was ist Das? fragte der Baron betroffen.

Wir wollen doch unsere arme Alide nicht vergessen, antwortete leise Veronika. Sie hat

ja keinen Sinn mehr für ein nützliches Geschenk oder für irgend eine höhere Anschauung, außer für dieses Abbild leidender Liebe. Auf ihrem Zimmer hat sie so ein kleines, geschmackloses Crucifix: ich möchte es mit diesem edeln, kunstvollen Werke vertauscht sehen. Es gehört Mathilden, die jetzt ihre Andacht leidvoller Erinnerungen mit dem Priesterthum leistender Liebe vertauscht hat.

Auf ihren Wink hatte inzwischen Lisette die Baronin herbeigeholt. Eine große Stille entstand, als Alide eintrat, mit freudigem Schreck die vielen Lichter betrachtete und mit gefalteten Händen niederkniete. Veronika hob sie auf und führte sie an das Tischchen. Sie griff hastig und mit einem frohen Seufzer nach dem Crucifix, ohne den andern Sachen auf dem Tischchen eine Aufmerksamkeit zu schenken. Der Baron war inzwischen in das Nebenzimmer geeilt, wo seine Geburtstagsgeschenke lagen, und brachte

einen kostbaren Pelzmantel herbei, den er durch Veronika's Hand für Aliden bestimmt hatte und ihr nun selber umlegte. Alide achtete dessen nicht. Und doch gab ihr dieser weite, schimmernde, schwarze Atlas mit der grauen Pelzverbrämung zu dem schönen blassen Gesicht mit herabhängenden schwarzen Locken ein höchst bedeutendes Aussehen. Der Baron war erschüttert und winkte, daß man sie hinwegführe. Sie folgte Lisetten, indem sie mit hochgehobenem Crucifix und seelenvollem Aufblick, wie eine Priesterin des Leidens in schwarzem Pluvial, durch den Saal schwankte. An der Thüre wendete sie sich noch einmal um und grüßte Veronika mit einer ausdrucksvollen Bewegung, als ob sie ihr Lebewohl sagte. Die Freundin sah jetzt ein, daß sie sich mit ihrer wohlgemeinten Absicht doch übereilt und eine nicht vorbedachte Verstimmung in die Kinderfreude des Abends gebracht hatte. Sie blickte verlegen nach dem

Freunde. Doch dieſer erhob ſich eben raſch vom Sopha und riß, als ob er freudebringende Geiſter beſchwören wollte, die Seitenthüre auf, durch welche Fritz, Mathilde und Kindlinger hereinſtürzten und von Angelika mit freudigem Aufſchrei, von Veronika mit frohem Aufathmen empfangen wurden. Bis man ſich von der ſo ſchön gelungenen Ueberraſchung ſammelte, hatte Guſtav die andere Seitenthüre geöffnet und führte Veronika zu den Geburtstagsgeſchenken, die unter den Kerzen ſilberner Armleuchter umhergebreitet lagen. Die Freundin erſchrak ordentlich vor den ſeltenen und reichen Gaben. Sie umarmte Angelika, ſie reichte lächelnd dem Baron die Hand. Die Glückwünſche der Freunde drängten ſich zu; das Geſinde, die Bäuerinnen aus dem Orte kamen mit lachenden Geſichtern herbei; die Kinder reichten ihr Patſchhändchen. Die Freundin ſtand bei all' dem Zudrang der Liebe ſtumm da; die Thränen traten ihr in die

lachenden blauen Augen. Sie zu erleichtern, lagen nun alle die für das Gesinde, für die Kinder und selbst für die Freunde bestimmten und mit bunten Zetteln bezeichneten Geschenke umher. Unter den Empfangenden war auch der Schäfer Bastian mit seinem Peterchen. Er hatte heut seinen grünen Sonntagsrock an. Hast Du noch Deine wunderlichen Träume? fragte ihn Veronika aus lächelnder Verlegenheit.

Nein, antwortete er, ich träume nur Sommers und bei Sonnenschein, gnädige Mademoiselle!

Hiermit war aber das Bescheren noch nicht beschlossen. Die rheinischen Ankömmlinge hatten auch mitgebracht und Fritz führte seine frohe Braut hinüber, wo im Versteckzimmer Entsprechendes ausgelegt war. Wie staunten die Bäuerinnen all' der seltsamen Kostbarkeiten, die es draußen in der Welt gab und die sie nicht hätten nennen und brauchen können. Und doch

fühlte ſich wol Keins von allen Frohen und Beſchenkten ſo reich, wie dieſe Dorfkinder mit ihren einfachen Spielgeräthen in den Händchen, mit den vergoldeten Aepfeln und Nüſſen und braunen Lebkuchen in den Taſchen und Schürzchen. Fort und fort ſtaunten ſie mit den hellen Augen und offenen Lippen in die unzähligen Lichter. Und all' dieſer Zauber und ihre klopfenden Herzchen ſelbſt, löſten ſich rein in dem reinen Glauben an die Erſcheinung des Chriſtkindes. Kein Baron, keine gnädige Frau, keine Braut, ſondern eben ein Kind hatte dies Alles gebracht und gemacht.

Es währte eine geraume Zeit, bis die hohe Flut des Jubels nach und nach ablief, das Völkchen aus dem Dorfe ſich in die Geſindeſtube oder nach Hauſe zurückzog und die Familie ſich zu frohem Geſpräche zuſammenſetzte. Am Ende iſt es eine Wohlthat nach ſolchen Aufregungen des Gemüths, daß die gemeine

Gewohnheit des Tages eintritt und den Tisch zum Essen deckt. Doch wurden die dampfenden Schüsseln wenigstens unter edeln Sprüchen und guten Wünschen genossen. „Was uns die wachsenden Tage bescheren!" Diesen Spruch brachte mit vergnügten Blicken auf Tochter und Freundin der Baron Gustav aus und die angestoßenen Gläser erklangen.

Ach Gott, die gnädige Frau ist fort! rief hereinstürzend Lisette und die laute Freude verstummte.

Blaß und zitternd erzählte das Mädchen, sie habe der gnädigen Frau die gewöhnliche Abendsuppe bringen wollen und sie nicht auf dem Zimmer gefunden; darauf habe man in und außer dem Hause nach ihr gesucht und gerufen, aber keine Spur von ihr entdeckt. Lisette hatte sie mit dem Crucifix zurückgeführt und war dann der Bescherung zugeeilt. Freilich hätte sie sich gleich wieder zu ihrer Herrin ver-

fügen sollen; allein durch die angekommenen Fremden war das Fest so lebhaft und so verlängert worden, daß die Kranke darüber vergessen blieb. Auch hatte sie bisher des Abends sich immer sehr ruhig gehalten, so daß Lisette wol öfter schon so nachlässig gewesen war.

In der Verwirrung, die Alle ergriffen hatte, gewann zuerst der Baron Gustav die Besonnenheit, Anordnungen zum Aufsuchen der armen Alide zu treffen. Es waren noch Leute aus dem Dorfe bei dem Gesinde. Diese und die Dienerschaft wurden vertheilt nach der Landstraße, nach dem Fluß hinab, nach den Dorfwegen ausgesprengt. Fritz, von früher in der Umgebung des Schlosses bekannt, eilte ebenfalls fort.

Der Jubel des Hauses war plötzlich in eine Todtenstille verwandelt. Die angstvolle Tochter lag, auf einem Schemel sitzend, in Veronika's Schooß. Hesselts und Mathilde suchten beide

troſtloſen Freundinnen zu beruhigen. Heſſelts ging ab und zu, bald um unten zu helfen, bald um oben zu tröſten. Kindlinger, fremd in Haus und Gegend, ſchritt mit gefalteten Händen im Zimmer hin und wieder.

Es war ſchon tief in der Nacht. Von Zeit zu Zeit kam Eins der Ausgeſchickten zurück und berichtete dem Baron oder begehrte neue Anweiſung. Zuletzt war eine Stille der Ermüdung und Ergebung eingetreten. Angelika ſchlummerte in Veronika's Armen; da ſtürzte Alidens Bild mit ſeinem Haken von der Wand, daß Alle entſetzt auffuhren. Es iſt kein Zeichen! Beruhigt euch! rief ſchnell der Baron. Der Nagel war neulich ſchon los und ich habe ihn zu befeſtigen vergeſſen. Seid nur ruhig; es iſt nichts als — nun ja, als ein Zufall!

Da ging langſam die Thüre auf; eine weiße Geſtalt trat herein; aber es war auch Niemand Anderes, als der Schäfer Baſtian in ſeinem

leinenen Kittel. Gnädiger Herr, sagte er hastig, verzeihen Sie, daß ich so hereinkomme; aber ich war auf meiner Suche nach der gnädigen Frau in einen gefüllten Graben gefallen und mußte nach Hause, mich umzukleiden. Müde und frierend schlummerte ich hinterm Ofen ein und da sah ich unter dem Einnicken leibhaftig die gnädige Frau oben in der Waldkapelle bei vielen Lichtern. Es ist wunderbar; denn ich habe seit vielen Jahren nicht geträumt. Vielleicht ist es auch nur ein Einfall von mir im Schlummer gewesen; denn ich besann mich unter dem Umkleiden auf Weg und Steg, die sie eingeschlagen haben könnte. Lassen Sie aber doch dort nachsehen! In der Kapelle.

Der Baron, Kindlinger, Veronika waren schon aufgestanden und eilten fort. Auch Angelika wollte mitgehen; allein Mathilde hielt sie zurück. Niemand hatte an die Waldkapelle gedacht. Man rief unten nach Fritz und Hesselts;

aber nur Hesselts war in der Nähe und schloß sich an. Man zündete eine Laterne an und eilte durch das Dorf nach der Waldhöhe.

Die Luft war feucht-kalt und der vom Niederschlag des Nebels schlüpfrige Fahrweg anstrengend. Als man beinahe athemlos von Angst und Hast die Höhe erreicht hatte und durch das Gehölz die Kapelle erblickte, schimmerte wirklich Licht durch die kleinen, trüben Fensterscheiben. Eine frohe Erwartung trieb zu erneuter Anstrengung.

Der Schlüssel steckte von außen; aber man konnte nur mit Mühe öffnen, weil das alte, lahme Schloß übergeschnappt war. Auf dem Altare brannten alle Lichter, welche die Baronin schon im Herbste aufgesteckt hatte. Alide lag in den neuen Pelzmantel gehüllt vor dem Altare, mit dem Kopf auf der einen Stufe desselben.

Gustav und Veronika sprangen hinzu, sie

aufzurichten; sie lebte nicht mehr. Auf dem schönen Antlitz lag eine friedliche, lächelnde Verklärung; jeder Zug des irren Ausdrucks letzter Zeit war verschwunden.

Der Baron Gustav weinte still; Veronika hatte eine Unruhe zu helfen, ohne in ihrer Angst und Niedergeschlagenheit klar darüber zu werden. Kindlinger stand mit gefalteten Händen gerührt da und Hesselts in seiner sonst gelassenen Empfindungsweise ohne Fassung, hielt sich, vor Frost und Leide zitternd, mit beiden Händen am Arme des Geistlichen. Ach! sagte er mit bebender Stimme, die arme gnädige Dame! Dort hat sie das schöne Crucifix auf den Altar gestellt. Da liegt auch das Laternchen, worin sie Licht mitgebracht. Lieber Gott! Hat sie vielleicht die Thüre nicht wieder öffnen können, oder sich von der Anstrengung erhitzt und auf dem feucht-kalten Boden —

Still! fiel Kindlinger ein, forschen wir

nicht, welchen Weges der Himmel ſie zu ſich berufen hat!

Inzwiſchen war Veronika zur andern Seite der Verblichenen niedergekniet. Das Gewicht dieſer Stunde und der Vorwurf, den ſie ſich machte, durch ihre Beſcherung die arme Alide auf den Gedanken an die Waldkapelle gebracht zu haben, ſchienen auf ihr zu laſten. Sie und Guſtav, ſtumm in dem erhabenen Leide, das ſie gemeinſam empfanden, reichten einander nur wie zum Troſt die Hände über der ſchönen Leiche. Eben hörte man durch die tiefe Stille mit dem Nordoſtwinde vom Dorfe herauf zwölf Uhr ſchlagen. Mitternacht! rief Kindlinger feierlich. Chriſttag! Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menſchen eines reinen Willens! Faßt euch, meine edeln Freunde! Die Arme iſt hinübergerufen worden, um die ſchönſte Beſcherung zu empfangen, zu der beim Anblick unſeres Feſtes ihre heimlichſte Sehnſucht

erwacht war. Ein neuer Chriſttag iſt angebrochen; möchte es einer der Wahrheit und des Heils ſein für alle Welt! Möchte nirgends die Liebe fehlen, wo echt Menſchliches in des Lebens Krippe geboren wird, aus der gemeiniglich nur Ochs und Eſel behaglich freſſen! Möchte unſerm Jahrhundert aber auch der Stern frommen Forſchens immer heller aufgehen und die Könige des Abendlandes leiten, die Wahrheit zu finden und anzubeten!

Dieſe Worte unterbrach Fritz, der mit einigen Dienern hereinſtürmte. Sie blieben aber bei ſolchem Anblicke beſtürzt ſtehen. Veronika erhob ſich auf dieſe Bewegung; eben war ihr der Gedanke klar geworden, ob nicht Wiederbelebung zu verſuchen wäre. Der Baron ſchickte daher einen Diener voraus nach dem Arzte und winkte Fritzen herbei. Beide erhoben die Verblichene, um ſie, in den atlasnen

Pelzmantel gehüllt, mit Hülfe der Diener raſch hinabzutragen.

Das ſtille Grab Alidens übergrünte ſich im folgenden Sommer. Veronika, die ernſte Freundin, theilte ſich mit der bräutlichen Angelika in die ſanfte Trauer und, als dieſe vorüber war, in die blühenden Zweiglein der Myrthe.

Der ehrliche Heſſelts ging nach der Vermählung abwechſelnd bei Beiden zu Tiſche und widmete ſich mit ſeinem hübſchen Vermögen der Prieſterin Mathilde als ihr erſter Diakon und Gehülfe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Haus und Welt.

Haus und Welt.

Eine Lebensgeſchichte.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ein paar Worte, die der Verfasser, gegen seine Gewohnheit, dem hier dargebotenen Buche vorausschickt, sollen bloß die Veranlassung zu dieser ihm neuen Art von Production andeuten, die — indem sie doch nur die wirklichen Erlebnisse, Ansichten und Gesinnungen eines unvergeßlichen Mannes erzählt, es dem günstigen Leser zu finden überläßt, was hinsichtlich der Auffassung und Darstellung eines so merkwürdigen Lebens als Roman bezeichnet werden könnte.

Im Nachsommer des Jahres 1850 aus dem Wildbade des Schwarzwaldes zurückgekehrt, suchte der Verfasser mit erfrischtem Muthe die beiseit gelegten Studien zu einem neuen Roman hervor, hinter dem er sich zugleich der Betrachtung unserer trostlosen Gegenwart zu entziehen dachte. Da nahm die unglückselige Politik unserer gewaltübenden Macht-

daher ihren zerstörenden Gang durch Kurhessen. Es geschahen jene Dinge, die -- noch frisch genug im Andenken der erstaunten Welt, es allzubegreiflich machen, daß ein gegen das Recht und Wohl seines Vaterlandes nicht gleichgültiger Mann jene Sammlung und Erhebung der Seele, die zu einer poetischen Production erfordert wird, auf lange Zeit verloren geben mußte. Als daher am 1. November die bairischen Executions-Truppen in Hanau einrückten, legte der Verfasser die Anfänge seiner Arbeit bei Seite, und nahm das Billet der auch ihm zugetheilten Einquartierung in Empfang. Und doch blieb inmitten all' der Entrüstung und Verwünschungen, die um ihn laut wurden, und zu denen auch die edelsten Herzen zu verwildern Gefahr liefen, nur Zuflucht hinter einer Geist und Gemüth ansprechenden Arbeit. Nur mußte es ein Werk sein, wie es nicht sowohl durch schaffende Phantasie, als durch bedeutsame und einheitliche Verknüpfung gegebener Thatsachen zu Stande kommt.

Wie ich nun eines dämmernden Abends, unter bairischem Appell und Getose auf dem Marktplatze, nach einer solchen Aufgabe suchend, in meinem Sessel liege, — siehe da wurde es um die Glasthüre meines Bücherschrankes hell und heller; ein Strahl fiel durch eine Scheibe, hinter welcher die neun Bände von

Georg Forſter's geſammelten Schriften aufgeſtellt ſind, und die Geſtalt des an Welt und Haus verunglückten Mannes ſchwebte mir entgegen, — das von Krankheit und Leiden trübe Auge auf mich gerichtet, die rechte Hand gebieteriſch gegen mich — die linke rückwärts über die Schulter gewendet. Ich verſtand ihn, wie man Geiſter auch ohne Worte verſteht:

»In Deinen »Clubiſten in Mainz« haſt Du mich in den Kreis Deiner Leſer beſchworen. Aber ich wandre dort nur halb erkennbar, und Du mußt mich von dieſer Halbheit erlöſen, wie ich auch längſt aus der Verdammniß meiner Zeitgenoſſen erlöſt bin. Du haſt mir in Deiner kleinen Welt tiefbewegte Freunde erweckt. Des Dankes ſind wir Abgeſchiednen überhoben, aber helfen können wir euch, ſo lange ihr in dieſelben Kämpfe verwickelt ſeid, worin wir unſer Leben verwirkt haben. Ihr ringt noch nach denſelben Zielen, tappt zum Theile noch auf denſelben Irrwegen, die einſt ich ſelbſt geſucht und betreten habe. Nicht nur die heiligen Sieger, auch die ſeligen Büßer werden von Gläubigen angerufen. Darum, wie Du mich zur Fabel gemacht haſt, vollende mich zum Vorbild, und laß —!

In dieſem Augenblicke brachte die Dienerin Licht in's Gemach, und der Geiſt verſchwand, der mir vielleicht noch Vieles zu ſagen hatte.

Ich war aufs Höchste erregt; ich wandelte lebhaft in meinem Zimmer hin und wieder, und mit jeder Wendung wechselten meine Vorsätze. Die Vergangenheit, der Forster einst angehört hatte, zog an mir vorüber, aber so klar und ruhig, daß alles Wankende und Stürmische um mich her sich darin abspiegeln konnte. Und dadurch ward auch ich mit mir selber einig. Ich setzte mir vor, Forster's wechselvolles Leben zu erzählen, heiter und umständlich, aber ohne Nebenabsichten und Nutzanwendung; so daß es durch sich selbst einem sinnigen Leser Unterhaltung gewähre, und ihm überlassen bleibe, was er dahinter noch weiter suchen und bedenken möge. —

Hanau 1. December 1831.

H. K.

Erstes Buch.

Haus und Schule.

Im Jahre 1754 am 26. November wurde zu Naſſenhuben, einem ärmlichen Dorfe in der Nähe von Danzig, dem daſigen reformirten Pfarrer Johann Reinhold Forſter ein Knabe, ſein erſtes Kind, geboren und auf den Namen Johann Georg getauft.

Ein erſter Sprößling, der die Zukunft der Familie erweiterte, mußte dem Vater die Vergangenheit des Stammes lebhafter in Erinnerung bringen. Dieſe Erinnerung hing, wie das nahe Meer, ebbend und fluthend, mit der ſchottiſchen Küſte zuſammen. Die Familie Forſter — ihrem Siegel nach mit den in Schottland angeſeſſenen Foreſters verwandt, hatte einſt zu den Anhängern des Hauſes Stuart gehört. Das Anſehn und die damalige Bedeutung derſelben laſſen ſich ſchon aus ihrem Mißgeſchick errathen, indem ſie nach dem Tode Karls I. geächtet das Land verlaſſen mußte, eine Verfolgung die nur frühern Einfluß zu rächen oder künftigem vorzubeugen berechnet ſein konnte. Dem zu Folge hatte die

Familie Forſter, gleich andern ſchottiſchen Flüchtlingen, in polniſch Preußen eine neue Heimath genommen.

Auf dieſem Boden ging aber dem engliſchen Stamme das politiſche Element ab; die Stürme fehlten in denen er groß geworden war. Das deutſche Staatsleben bot nur ſchwachen Erſatz in der Ausübung des bürgerlichen Rechts, doch am eheſten noch im Berufe der Anwaltſchaft. Die Forſter wurden tüchtige Juriſten; ſie vererbten aber auch etwas von jenem Geiſte ſtarrer Oppoſition, den der Urgroßvater in den bürgerlichen Unruhen bethätiget hatte, auf die Enkel; entwickelten oft genug, indem ſie am Recht hielten, einen rechthaberiſchen Trotz und Eigenwillen; bis endlich in unſerm Reinhold dieſe Familieneigenheit ſich mit der hergebrachten Familienrichtung ſelbſt überwarf. Reinhold verließ nämlich auf der Univerſität Halle die Rechtswiſſenſchaft an die er gewieſen war, und widmete ſich der Heilkunde. Hier ſtieß aber ſein Eigenwille auf den entſchiedenſten Widerſpruch des Vaters, der ihm am Ende nichts übrig ließ, als nach dem zwiſchen dem Jus und der Medizin gelegenen Felde der Theologie auszuweichen.

So kam denn eine Lebenswidmung ohne innern Beruf heraus, als Reinhold in ſeinem 21. Jahre die kleine Patronatspfarre in Naſſenhuben annahm. Er that dies auf Andringen ſeines Vaters, der ihn gern vor ſeinem Ende verſorgt ſehen wollte, und verſcherzte ſich dadurch für immer die Gunſt der reformirten Gemeinde in Danzig, bei der er ſehr beliebt geweſen war. Zugleich nahm er in das geringe Amt eine Blutsverwandte zur

Frau — ein Geschwisterkind, glücklicherweise von sanftem, hingebendem Wesen.

Reinhold war von Natur und durch die Erziehung vom Vater auf das Practische gerichtet. Durch bloßes Sprechen hatte er schon als Kind vom Vater die lateinische Sprache gefaßt, und lernte, — da die Eltern in Tirschau an der polnischen Grenze wohnten, von der Mutter und einer Amme die polnische Mundart. Als Knabe eignete er sich dann das Deutsche an, und erwarb später noch eine Anzahl Sprachen dazu. Ein günstiges Bewußtsein auch von seiner äußern Begabung trieb ihn zur Geselligkeit, wo er durch angenehme Redegabe und artige Manieren bei ansehnlicher Gestalt, lebhaften Augen und hübschen Zügen sich geltend zu machen verstand.

Dies Bestreben und seine wissenschaftlichen Neigungen lassen eben keinen eifrigen Seelsorger, keinen erbaulichen Pfarrer erwarten. Reinhold stellte die Bibel hinter den Büffon, und verkehrte lieber mit seinem Linné unter blühenden Gewächsen, als mit dem Katechismus unter den aufwachsenden Pfarrkindern. Die Theologie focht ihn wenig an; aber er ward, nach den Worten seines Sohnes — »ein nützlicher und brauchbarer Mann für die Wissenschaft, der gründliche Gelehrsamkeit, auserlesene Literatur- und Bücherkenntniß besaß, dabei ein guter Naturkundiger und Antiquar.«

Mit all' diesen Vorzügen brachten ihm seine Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung seiner Meinungen nur Verdruß und Schaden zuwege. Selten verließ ihn eine leidenschaftliche Unruhe; denn nie in seinem Leben konnten, wie es schien, ein angeerbter Stolz mit seiner stets

Familie Forſter, gleich andern ſchottiſchen Flüchtlingen, in polniſch Preußen eine neue Heimath genommen.

Auf dieſem Boden ging aber dem engliſchen Stamme das politiſche Element ab; die Stürme fehlten in denen er groß geworden war. Das deutſche Staatsleben bot nur ſchwachen Erſatz in der Ausübung des bürgerlichen Rechts, doch am ehesten noch im Berufe der Anwaltſchaft. Die Forſter wurden tüchtige Juriſten; ſie vererbten aber auch etwas von jenem Geiſte ſtarrer Oppoſition, den der Urgroßvater in den bürgerlichen Unruhen bethätiget hatte, auf die Enkel; entwickelten oft genug, indem ſie am Recht hielten, einen rechthaberiſchen Trotz und Eigenwillen; bis endlich in unſerm Reinhold dieſe Familieneigenheit ſich mit der hergebrachten Familienrichtung ſelbſt überwarf. Reinhold verließ nämlich auf der Univerſität Halle die Rechtswiſſenſchaft an die er gewieſen war, und widmete ſich der Heilkunde. Hier ſtieß aber ſein Eigenwille auf den entſchiedenſten Widerſpruch des Vaters, der ihm am Ende nichts übrig ließ, als nach dem zwiſchen dem Jus und der Medizin gelegenen Felde der Theologie auszuweichen.

So kam denn eine Lebenswidmung ohne innern Beruf heraus, als Reinhold in ſeinem 21. Jahre die kleine Patronatspfarre in Naſſenhuben annahm. Er that dies auf Andringen ſeines Vaters, der ihn gern vor ſeinem Ende verſorgt ſehen wollte, und verſicherte ſich dadurch für immer die Gunſt der reformirten Gemeinde in Danzig, bei der er ſehr beliebt geweſen war. Zugleich nahm er in das geringe Amt eine Blutsverwandte zur

Frau — ein Geschwisterkind, glücklicherweise von sanftem, hingebendem Wesen.

Reinhold war von Natur und durch die Erziehung vom Vater auf das Practische gerichtet. Durch bloßes Sprechen hatte er schon als Kind vom Vater die lateinische Sprache gefaßt, und lernte, — da die Eltern in Tirschau an der polnischen Grenze wohnten, von der Mutter und einer Amme die polnische Mundart. Als Knabe eignete er sich dann das Deutsche an, und erwarb später noch eine Anzahl Sprachen dazu. Ein günstiges Bewußtsein auch von seiner äußern Begabung trieb ihn zur Geselligkeit, wo er durch angenehme Redegabe und artige Manieren bei ansehnlicher Gestalt, lebhaften Augen und hübschen Zügen sich geltend zu machen verstand.

Dies Bestreben und seine wissenschaftlichen Neigungen lassen eben keinen eifrigen Seelsorger, keinen erbaulichen Pfarrer erwarten. Reinhold stellte die Bibel hinter den Büffon, und verkehrte lieber mit seinem Linné unter blühenden Gewächsen, als mit dem Katechismus unter den aufwachsenden Pfarrkindern. Die Theologie focht ihn wenig an; aber er ward, nach den Worten seines Sohnes — »ein nützlicher und brauchbarer Mann für die Wissenschaft, der gründliche Gelehrsamkeit, auserlesene Literatur- und Bücherkenntniß besaß, dabei ein guter Naturkundiger und Antiquar.«

Mit all' diesen Vorzügen brachten ihm seine Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung seiner Meinungen nur Verdruß und Schaden zuwege. Selten verließ ihn eine leidenschaftliche Unruhe; denn nie in seinem Leben konnten, wie es schien, ein angeerbter Stolz mit seiner stets

bedrangten Lage, seine Talente mit seinen Erwartungen in's Gleichgewicht kommen. Dies um so weniger, als er zu seinem Unglücke die Menschen nicht kannte, und nie kennen lernte, — bald mißtrauisch, bald leichtgläubig, und beides immer da, wo es nicht am Platze war.

Unter dieser Heftigkeit litt auch der junge Georg, und verhältnißmäßig mehr, als seine nachwachsenden Geschwister, gerade weil er des Vaters Liebling war. Das Kind verrieth frühzeitig eine auffallende Begabung. Noch auf allen Vieren in des Vaters Studirstube umherkriechend, arbeitete es sich, von der goldnen Titelschrift der Foliobände angelockt, an solchen empor, und ward so zuerst an Büchern ein zweibeiniges Geschöpf. Dies bewog den vergnügten Vater dem Knaben, wohl allzufrüh, einigen Unterricht im Latein, im Französischen und Rechnen zu geben. Das setzte aber auch mehr Anlaß zur Unzufriedenheit ab, die dann in harter Züchtigung aufbrauste, meistens mehr dem väterlichen Zorn, als dem kindlichen Fehler angemessen.

Bei solchen Eigenschaften und Eigenheiten des Pfarrers Forster ist kaum zu erwarten, daß es mit seinem Hause besonders gut bestellt gewesen sei. Die Pfarreinkünfte waren gering, und sieben Kinder vermehrten nach und nach die Bedürfnisse der Familie. Wie viel blieb da nicht der Hausfrau gut zu machen, neben der unermüdlichen Geduld, ohne die sie mit dem heftigen Wesen des Mannes nicht ausgekommen wäre! Nur die hohe Meinung die sie von ihm hegte, und die Achtung die sie seinen wissenschaftlichen Verdiensten von angesehenen Männern erwiesen sah, so wie seiner Seits die Güte mit der

er in freundlichen Stimmungen die Sorgen des Hauſes theilte, konnten dieſe Unebenheiten einigermaßen ausgleichen.

So verlebte der junge Forſter die erſten zehn Jahre. Ehe er noch die Enge und Bedrängniß des elterlichen Hauſes recht ermeſſen konnte, war das nahe Danzig ganz gemacht, ſeine knabenhafte Neubegierde frühzeitig nach einer fernen Welt zu richten, und ihm Anſchauungen von weitreichender Thätigkeit der Menſchen zu geben. Hinter hohen Wällen und befeſtigten Hügeln genoß die Stadt in anmuthiger Umgebung einer ausgezeichneten und begünſtigten Lage. Sie gehörte damals noch zu Polen, ſah ſich aber von dem anwachſenden preußiſchen Gebiete mehr und mehr beengt und bedroht. Ihr ſchöner Hafen und die Mündung der Weichſel förderten den Welthandel. Auf den Inſeln des Stromes, in großen Vorrathshäuſern, ſpeicherten ſich die Ernten der polniſchen Fluren auf. Und hinter der großen Thätigkeit der Gegenwart verlor ſich eine rühmliche Geſchichte in graue Zeiten. Dreihundert Jahre früher, juſt in demſelben 54er Jahre, in welchem Georg geboren war, hatte Danzig ſeine Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von Polen erklärt. Die Stadt mit ihrem Gebiete hatte ſich ein eignes Geſetzbuch geſchrieben, das ſeltſam oder kühn die »Danziger Willkür« hieß, gleichſam Beſtimmungen nach Gutfinden gewählt. Sie ſchlug ihre eigene Münze nur mit dem Bruſtbilde des Königs von Polen. Ein Mitglied des Stadtrathes, der »Burggraf,« repräſentirte den König, und zu den Reichstagen, zu den Königswahlen, entbot Danzig ſeine eignen Abgeordneten.

Eine so mächtige Seestadt schlingt, wie eine drehende Spule, tausend Fäden des Familienlebens zu Tauen des Weltverkehrs zusammen. Ihre Nähe sollte auch nicht ohne Einfluß auf Forsters Leben bleiben. In einem Alter, da der Knabe an solchen Plätzen nur lebhafte Anschauungen, vielfache Begriffe, vielleicht Erzählungen von fernen Ländern, und wenn er Phantasie hat, Träume von Meerwundern empfängt, kam für Georg aus Danzig ein Anstoß, der seiner ganzen Zukunft eine verhängnißvolle Richtung gab. Der russische Geschäftsführer in Danzig, Herr von Rehbinder, muß mit der schiefen Stellung und wissenschaftlichen Brauchbarkeit des nassenhuber Pfarrers vertraut gewesen sein, als er ihm 1765 den Antrag that, die neuangelegten deutschen Colonien an der Wolga mit Aufträgen der Regierung zu bereisen. Dem Pfarrer Forster lag seine christliche Heerde nicht so sehr am Herzen, daß er nicht die Schäferschüppe unbedenklich mit dem Wanderstabe eines weltlichen Apostels vertauscht hätte. Er nahm den Vorschlag an, und seinen elfjährigen Georg mit nach Petersburg. Hier empfing er seine Anweisungen, mit denen er die neuen Ansiedlungen bis Saratof und an den See Weltow bereis'te. Er untersuchte den Boden, die Lage und Bedürfnisse derselben, nahm eine Karte auf, und faßte in einer Denkschrift seine Beobachtungen und Vorschläge zu Verbesserungen und Hebung der Colonien nebst Andeutungen zu einem für dieselben geeigneten Gesetzbuche zusammen.

Welch' eine Schulklasse für den Knaben! Mit dem frühen Lernen war ein ungewöhnlicher Wissensdrang und

frühreifer Ernſt in ihm erweckt worden. Er hatte die Knabenſpiele überſprungen, und bereiſ'te fremde Länder ehe er noch kirchlich confirmirt war. Es läßt ſich denken, wie er auf dieſer Fahrt Geographie, Naturgeſchichte, Völkerkunde und was man überhaupt unter dem Worte Leben verſteht, in ſo großen, athmenden Schriftzügen in ſich aufnahm. Dies waren andre Gebirgsfolianten, andre Inſchriften, an denen der Knabe ſich früh zur Selbſtſtändigkeit des Geiſtes erhob. Beſonders bildete Georg ſchon ſo früh ſein Auge und ſein Gedächtniß für die Pflanzenwelt, ſein Ohr und ſeinen Sinn für fremde Sprachen aus. So erlangte er denn auch eine ziemliche Fertigkeit im Ruſſiſchen. — Schwerer möchte der Einfluß zu bemeſſen ſein, den dieſe frühe Reiſe auf die Seelenſtimmung des Knaben und auf die erſte Ausweitung ſeines Gemüthes gehabt haben muß. Den männlichen Forſter finden wir immer auf großartige Anſchauung, auf umfaſſende und edle Geſichtspuncte gerichtet, aber auch in engen Verhältniſſen nur allzuleicht beunruhigt, daher gleich ſeinem Vater zu jeder neuen Unternehmung und Berufsänderung aufgelegt, und zwiſchen Haus und Welt nie oder doch nicht auf die Dauer zu heimathlichem Glücke gelangt. Und wie leicht gewöhnt ſich überdies der wirthſchaftliche Sinn des Menſchen durch Reiſen auf öffentliche Koſten an eine für die Mittel kleinbürgerlichen Alltagslebens zu volle und geläufige Hand?

In dieſem Betracht ſollte denn auch der Rückſchlag der ruſſiſchen Weltfahrt auf das deutſche Haus nicht ausbleiben. Mit einbrechendem Herbſte 1765 kehrte Forſter

mit Georg nach Petersburg zurück, und erstattete seinen Bericht. — Welchen Lohn oder welches Loos er sich als Ergebniß seiner Reiseverdienste im voraus versprochen habe, steht dahin. Gewiß wäre seine kenntnißreiche Denkschrift auch nicht ohne gute Folgen für ihn selbst, wie für die Colonien an der Wolga, der Kaiserin zu Händen gelangt: hätte es nur der Verfasser nicht wieder an der ganz gewöhnlichen Menschenkenntniß fehlen lassen. Indem er aber auch gleich das den Colonien bisher zugefügte Unrecht darzulegen suchte, verdarb er es mit dem Urheber desselben, dem habsüchtigen Gouverneur zu Saratof, und hatte nun begreiflicherweise den ganzen russischen Anhang und dessen Einfluß bei Hof wider sich. Vergebens harrte er in Petersburg auf Erfolg und Lohn seiner Bemühungen. Statt dessen erhielt er andere Aufträge, die ebenfalls unbeachtet blieben.

Während dieses überwinternden Aufenthalts in Petersburg besuchte Georg die Petrischule, die unter Büsching's Aufsicht stand. Lehrer an dieser Anstalt war auch der berüchtigte Stark, nachmaliger Oberhofprediger in Darmstadt, den Forster hier noch kennen lernte. Georg trieb hier Latein, Französisch, Russisch, Geographie, Statistik und Zeichnen. Dazwischen strengte ihn sein Vater noch mit andern Dingen an. Diesem lag doch ob, für die dringendsten Bedürfnisse seiner verarmten Familie zu sorgen. Er vermochte dies nur durch literarische Arbeiten, und maß denn dem Knaben Georg für den Mitgenuß der Weltfahrt gleich auch sein Theil am häuslichen Erwerbe zu. Georg lieferte Übersetzungen aus dem Französischen in's Russische, und lernte in dieser

Schule der Sorgen — vielleicht abermal allzufrüh, — nicht sowohl häusliche Nothdurft und Theilnahme, als die leichten Waffen kennen, solche Bedrängniß zu bestreiten.

Zuletzt war Forster doch seines Harrens auf Belohnung ungeduldig, benahm sich mit seiner wiederholten Forderung wohl auch ein wenig barsch, gewiß aber nicht weltklug, und wurde am Ende ohne alle Belohnung ziehen gelassen. Durch die lange Abwesenheit war seine Predigerstelle verscherzt; er konnte sich in Nassenhuben doch nicht so auf's Trockne setzen, und da auch das übrige Deutschland weniger als England Wege practischen Erwerbs darbot: so schiffte sich der unruhige Mann, ohne nur seine Familie zu besuchen, mit seinem Georg nach London ein.

Die Seereise ward von Vater und Sohn benutzt, um die englische Sprache zu lernen. Und da so entschloßne, practische Menschen alles Begegnende zu irgend einem Vortheil zu wenden suchen: so gewannen sie selbst durch die Verzögerung der Überfahrt, indem das Schiff zweimal, unweit Christiansand und bei Mandal in Norwegen einlaufen mußte, nur mehr Sicherheit in der Sprache, dem unentbehrlichsten Mittel zu ihrem Fortkommen. Wir vermuthen, daß Forster, wenn auch ohne viel kaiserliche Silberrubel, doch nicht ohne gute Empfehlungsbriefe nach London kam. Denn er fand in dieser großen Stadt sehr schnell die Theilnahme angesehener

Männer, die ſich um ſein Fortkommen bemühten. Unter mehreren ihm gemachten Anträgen entſchied er ſich für die Annahme eines Lehrſtuhles der Naturgeſchichte an dem zur Ausbildung junger diſſentirender Geiſtlichen beſtimmten Colleg zu Warrington in Lancaſhire. Bei ſeinem Überzuge dahin gegen den Sommer 1766 verſchrieb Forſter ſeine Familie aus Naſſenhuben, ſeinen Georg aber ließ er in London bei einem angeſehenen Kaufmanne Namens Lewin, der nach Rußland handelte. Dieſer hatte durch verſchiedne in Ausſicht geſtellte Vortheile den Vater gewonnen, ſich einen kaufmänniſchen Glücksweg für den Sohn und die Familie zu verſprechen. Die körperliche Schwächlichkeit des 12jährigen Knaben brachte er nicht in Anſchlag. Bald zeigte ſich jedoch, daß Georg den Anſtrengungen des Comtoirs nicht gewachſen war. Und da ohnehin die Abrechnung der Schiffe in die Mitte Sommers fiel: ſo erſchöpften ſich ſeine Kräfte ſo ſehr, daß eine Auszehrung drohte. Da kam zum Glück die Naſſenhuber Familie in London an, und der arme Georg fiel unter das Mutterauge. Er mußte ſie nach Warrington begleiten, auch ſchon als Führer, da ſie die Landesſprache nicht kannten. Hier überzeugte ſich nun auch der Vater von der Gefahr des Sohnes, und gab ihn dem berühmten Doctor Parcival in Behandlung, der ihn denn auch binnen ſechs Monaten wieder zu Kräften brachte.

Von nun an war Georg wieder in des Vaters Schule, der mit ihm Mineralogie und Zoologie, Mathematik und Phyſik trieb. Daneben hörte er ſogenannte philoſophiſche Collegien, und ſetzte ſeine ſchönwiſſenſchaft-

lichen Studien fort. Auch ging er wieder an's Überſetzen, und übertrug Lomonoſſow's ruſſiſche Chronologie in's Engliſche, Lomonoſſow's, dieſes genialen Schöpfers der ruſſiſchen Literatur und Vorgängers, wie Vorbilds in allen Richtungen derſelben.

Inzwiſchen zeigte ſich bald, daß Vater Forſter, obgleich ſo viel älter geworden, doch ſo ziemlich noch der alte war. Unfähig Widerſpruch zu ertragen, und Vorgeſetzten, die er zu überſehen glaubte, ſich zu fügen, hielt er es in dem ruhigen Amte nicht lange aus. Da er in keinem Stücke ſeinen Eigenwillen durchſetzen konnte, ſah er ſich für verfolgt und in ſeiner Denkungsart nicht geduldet, an, gab ſeine Stelle auf, und ergriff den Weg des Privat-Unterrichts. Der literariſche Erwerb wurde damit verbunden, und Georg zu dieſer Betriebſamkeit mit herangezogen. Dieſer überſetzte nach und nach Osbeck's und Toreen's Reiſen nach China, Kalm's Reiſen nach Nordamerika, v. Bougainvilles Reiſe um die Welt u. a. in's Engliſche, die der Vater durchſah, und mit Anmerkungen begleitet herausgab. Georg gab nebenher noch in einer vor der Stadt gelegnen Erziehungs-Anſtalt Unterricht im Franzöſiſchen und Deutſchen an Schüler, die älter und ſtärker als der Lehrer ſelbſt ausſahen. Aus dieſer Zeit rührt ein kleines Erlebniß her, bedeutſam dadurch, daß es den jungen Forſter nicht bloß in ſeiner damaligen Stimmung, ſondern vorbildlich für den Gang ſeines Lebens charakteriſirt. Der Weg zur Erziehungs-Anſtalt führte an einem Bäckerladen vorüber, der mit ſeinen Paſtetchen für den kleinen Lehrer zum Verſucher ward. Unvermerkt hatte Georg weit über ſein

kleines Taſchengeld hinaus genaſcht, ſah ſich in Schulden verſtrickt, und mußte ſich auf dem unvermeidlichen Wege an dem Laden vorüber von der Bäckerfrau rufen und mahnen laſſen. Dies verſetzte ihn in ſolche Pein, daß er eines Tags, wie er aus der Lehrſtunde zurückkehrend mit Seelenangſt an den Bäckerladen dachte, ſich von der leeren Taſche mit einem Gebet um Beiſtand an den lieben Gott wendete. Da nöthigt ihn doch der Wall eines Feldſchluſſes, den er überſchreiten mußte, die flehenden Blicke wieder zu Boden zu wenden, und ſiehe da! — eine Guinee blinkt ihm aus der halb trocknen Stapfe eines Pferdehufes entgegen. Es fällt dem gläubigen Knaben nicht ein, ob es nicht vielleicht gar der Pferdefuß und Köder des böſen Verſuchers ſei. Im Gegentheil, dankbar gegen Gott für den goldnen Segen des Gebetes, eilt er die Bäckerfrau zu befriedigen, und da er noch die Hand voll Überſchuß hat, weiß er in der Aufwallung ſeines ſorgenfreien Herzens nichts beſſeres zu thun, als ſeiner Schweſter Wilhelmine einen goldnen Fingerhut zu kaufen.

Hier haben wir die Signatur ſeiner Zukunft: dieſer Geldverlegenheit, dieſem Glauben an hülfreiche Mächte und der unüberlegten Gemüthlichkeit zum Ausgeben, ſo liebenswürdig an dem Knaben, werden wir auch auf dem Lebenswege des Mannes immer wieder einmal begegnen.

Das knappe aber doch ſtetige Auskommen der Förſterſchen Familie ſcheiterte an einem Anerbieten, das die Wirkung einer Verlockung hatte. Der durch Kenntniß der indiſchen Meere und durch Verdienſte um die Erdkunde ſo ausgezeichnete Dalrymple hatte ſich bereitwillig finden laſſen, als Gouverneur der oſtindiſchen Geſellſchaft

nach Balanbangan, einer kleinen Insel nordöstlich von Borneo, zur Begründung einer Niederlassung zu gehen, und warb Forstern zu seiner Begleitung an. Zu dergleichen war dieser gar schnell entschlossen. Kaum aber war er gegen Ende des Jahres 1770 nach London geeilt, seine Zurüstung zu machen, als das Unternehmen Dalrymples sich zerschlug. Forster, der seinen Erwerb in Warrington abgebrochen, entschloß sich nun, in London zu bleiben, und nahm seine Familie zu sich.

Gar bald aber gerieth auf den hohen Wogen des londner Lebens die Familie mit 7 Kindern, bei unstätem Erwerb und unsichern Einnahmen, in beängstigendes Schaukeln. Da wurde denn wieder zur übersetzenden Feder gegriffen. Sie gab das schwache Ruder ab, um das schmächtige Fahrzeug des Hauses über Wasser zu halten, nachdem das stolze Steuer einer Weltfahrt gesunken war. Auch Georg wurde an dies Ruder zurückgenommen, und der Vater versprach sich nun wieder mehr von den Wissenschaften, als von der Krämerwage für den Sohn und die Familie.

Unter diesem Kampfe mit häuslichen Sorgen und Entbehrungen erreichte Georg sein siebzehntes Jahr. Schon als Knabe zum Ernst höherer Jahre durch Noth und Mitterwerb gezogen, hatte er unvermerkt das Alter überschritten, in welchem für andre Kinder die Confirmation eine festlich geschmückte Stufe des Übergangs zu einem Lebensberufe zu legen pflegt, und der Pfarrerssohn überging sogar das Abendmahl. Der alte Forster, wenn auch kein eifriger Pfarrer, war doch nicht ohne Religiosität, ja er war ein eifriger Protestant. Allein sein

unruhiges Herz, ſein umtreibender Sinn und wechſelnder Aufenthalt verſäumte jenen feierlichen Lebensmoment. Die Häuslichkeit, möchte man ſagen, war zu ſaftlos, und wurzelte zu unſtät, um ſolch' eine Blüthe des Familienlebens zu treiben.

Für den jungen Forſter ſelbſt war indeß der engliſche Boden nichts weniger als unfruchtbar. Bei ihm, der ſeine ganze Geiſtes- und Gemüthsentwicklung nicht auf den Schulbänken empfing, ſondern unmittelbar aus den Darbietungen, Wechſeln und Prüfungen des Lebens nahm, iſt der Aufenthalt in England gerade zu jener Zeit und in ſeinem Alter nicht zu überſehen. Er bildete ſeine höchſte Schulclaſſe, eine wahre Selecta, deren Verſtändniß ohne Zweifel ein auf das öffentliche Leben ſo geſpannter Vater vermittelte. Die practiſche Richtung jenes Volkes im täglichen Leben, die geſteigerte und ſchwungvolle Betheiligung deſſelben an der Welt verſtehen ſich in ihrem Einfluß auf die Entwicklung des Verſtandes und Auffaſſung des Lebens von ſelbſt. Wenn überdies aber der junge Forſter in ſeinen männlichen Jahren ſich durch politiſchen Blick, ſtaatsmänniſches Urtheil und lebendigen Freiheitsſinn, ſo wie durch die Denkungsart auszeichnete, die damals in Deutſchland ſo neu war und leider' noch iſt, wie das von ihm ſelbſt eingeführte Wort »Gemeingeiſt:« ſo deutet dieſe eigenthümliche Bildung auf jene Jahre zurück, die für England ſelbſt eine Periode der innern Entwicklung bezeichnen. —

Wir dürfen uns nur erinnern, daß Forſters londner Aufenthalt unter die Regierung Georg's des Dritten

fiel, jenes beſchränkten, ehrbaren Mannes, der von angeborner Fürſtengewalt und Gottesgnadenmacht die allerdeutſcheſten Begriffe hatte. Hierin beſtärkte ihn ſeine deutſche Mutter, unterſtützt von ſeinem Miniſter, dem ſchottiſchen Lord Bute, dem bekanntlich als großem Botaniker die hohe Frau ſich gern nach dem Linné'ſchen Sexualſyſtem offenbarte. Solche Grundſätze, da ſie durch bereitwillige Miniſter und gewonnene Parlamente in's Leben eingriffen, waren ganz gemacht die demokratiſchen Elemente im Volke aufzuregen, und die kühnſten Angriffe der Preſſe hervorzurufen. Revolutionäre Zuckungen erfolgten, die zwar in England ſelbſt, auch bei längerer Dauer, nichts umſtürzten, jedoch den Abfall der amerikaniſchen Colonien veranlaßten. Denn indem ſich die Machtvollkommenheit des Königs durch das Beſteuerungsrecht in jenen Colonien geltend machen wollte, führte es durch den Widerſtand derſelben den verhängnißvollſten Sieg der Volksherrſchaft herbei. Wir erinnern uns zweier demokratiſchen Geſtalten und eines ariſtokratiſchen Geſpenſtes, die in jenen folgereichen Bewegungen erſchienen und ſie machen halfen. Zuerſt jener Wilkes, Redacteur des »Nordbritten,« mit beißend bosbafter Feder die Miniſter angreifend, mit denen er einſt leichtfertig gelacht und liederlich geſchwärmt hatte. Ein langjähriger Proceß ſpann Verfolgungen, die nur noch gefehlt hatten, um einem ſo verwerflichen, nichtswürdigen Manne in den Augen des Volkes Anſehn und Anhang zu verſchaffen. Volk und Miniſterium riſſen ſich um ihn, — jenes, um ihn mit Siegesjubel gelungener Wahl in's Parlament zu führen, dies, um ihn als Verbrecher in Kingsbench ein-

zustecken. Die Minister ließen unter die stürmende Menge feuern, das verhetzte Volk feierte dagegen tolle Revolutionsfeste.

Die andere Gestalt war Benjamin Franklin, als Agent seines amerikanischen Vaterlandes wiederholt und auf Jahre in London erschienen. Zwischen den Ministern und dem Volke stand der wunderbare Mann da — in Beiderwand, innerlich als Diplomat, äußerlich als Moralist, von oben als Orakel befragt, von unten als Abgott der Freiheit verehrt. Er war ganz der practische, aus Armuth und Jugendausschweifungen wohlhabend und ehrbar hervorgegangene Amerikaner, der zur Schwärmerei der Menge lächeln, und aus der Verlegenheit der Minister Nutzen ziehen konnte; der für Mittel und Wege zu einem erwünschten Zweck und Ziel die schlauen Augen offen hatte, zur rechten Zeit aber auch eines davon zudrücken konnte.

Und endlich meinen wir mit der dämonischen Erscheinung den noch immer unenthüllten »Junius,« der mit seinen vielbesprochnen Briefen seit Januar 1769 den politischen Brand vollends in Flammen setzte, und durch alle Classen der Gesellschaft verbreitete. Dies Product der Presse gilt durch unübertrefflichen Stil, Gewalt der Rede, durch schonungslose Bitterkeit und Schärfe der Wahrheit für unvergleichlich. Der unerrathne Verfasser verrieth die genauste Bekanntschaft mit dem Hof und dem hohen Leben, mit den Verhältnissen der öffentlichen Personen, wie mit der Verfassung und den Gesetzen Englands. Ohne Zweifel Aristokrat von Geburt, mochte er ernstlich für Recht und Freiheit eifern, oder auch nur die

demokratiſche Bewegung des Augenblicks gegen den König und die Miniſter benutzen: jedenfalls legte er die Grundelemente der Volksherrſchaft in der engliſchen Verfaſſung auf neue, ſchlagende Weiſe zu Tage. In ſeinen Briefen wetterleuchtet zwei Jahrzehnte voraus die franzöſiſche Revolution mit jenen Ideen von Gleichheit vor dem Geſetze, Freiheit des Wortes und des Erwerbs, Brüderlichkeit in den Anſprüchen an den Staat und an die Geſellſchaft, Ausgleichung zwiſchen Armuth und Überfluß, zwiſchen Rechten und Laſten, — Gedanken die in ihrer Bettlergeſtalt verachtet oder verlacht, unter Wechſelſtößen von Volksaufſtänden und Reactions-Niederſchlägen doch unaufhaltſam gegen den Thron der Zukunft vordringen.

Wir haben flüchtig auf jenes eigenthümlich durchwirkte Stück engliſchen Lebens hingewieſen, nur um an die Lehren und Lectionen zu erinnern, von denen Forſter ſeine politiſche Bildung und Geſinnung nachmals nach Deutſchland mitbrachte. Dabei iſt es vielleicht nicht ohne Bedeutung für das ganze Leben Forſters, daß er in keiner glücklichen Familie aufwuchs, und es ſelbſt zu keinem ungeſtörten Familienglück brachte. Das Haus iſt die Hülſe für die Liebe zum Beſtehenden. Wo ſie vermorſcht, gewinnt das öffentliche Leben Einfluß und weckt das Bedürfniß zu Umwandlungen oder Umſtürzen deſſelben. Die Witterungswechſel der Zukunft krampfen in gedrückten Herzen, und werden ahnend voraus empfunden. Und ſo begreift man, daß eben das Proletariat ſtets im Vortrab der Revolutionen gefunden wird.

Weltfahrt.

War nun durch den Anblick ſo lebhafter Volksbewegungen um die Frage der öffentlichen Freiheit dem jungen Forſter das innere Verſtändniß ſo früh erweckt: ſo ſollte demſelben auch der Anblick des weiteſten Welt- und Naturlebens ſchon im erſten Jünglingsalter beſchieden ſein. Auch läßt es ſich einigermaßen in der Ordnung finden, daß einem ſo ungewöhnlichen Lehrling des Lebens ebenwohl eine außergewöhnliche Wanderſchaft als beſondere Gunſt verhängt war. Von einer andern Seite erſcheint auch der junge Georg einer edlen Frucht vergleichbar, die der weiten Überfahrt halber, für welche ſie beſtimmt iſt, vor vollendeter Reife gebrochen wird. Sein körperliches Wachsthum hatte ſich verſpätet, ſeine Geſundheit nicht befeſtigt in dem Grade, als ſeine Geiſteskräfte zu früh getrieben, ſein Gemüth durch Mitſorge gedrückt worden. So ſollte er nun zur See mitgenommen werden, und die Hut des Hauſes mit einem mehrjährigen Ocean vertauſchen.

Im Jahre 1772 ward dem Vater Forſter der Antrag gemacht, den Capitain Cook auf einer zweiten Entdeckungsreiſe als Naturforſcher zu begleiten. Cook war eben mit dem Schiff »Endeavour« nach England zurückgekehrt, und erhielt neue Anweiſungen zu weitern Erforſchungen und Unterſuchungen im Südmeer und gegen den Südpol. Zwei tüchtige Schiffe, die »Reſolution« und die »Adventure,« wurden dazu gerüſtet. Forſter,

ſtets von raſcher Reſolution, wo es um Abenteuer galt, nahm den Antrag unter der Bedingung an, ſeinen Georg als Gehülfen mitzunehmen. Seiner übrigen Familie ſicherte er durch Anweiſung eines Theils ſeines eben nicht übermäßigen Gehaltes ein dürftiges Zurückbleiben.

Vater und Sohn rüſteten ſich in Eile zu dem wichtigen Vorhaben, und ſchickten ihr Reiſegeräth innerhalb 9 Tagen an Bord der Reſolution, die damals noch bei Sheerneß lag. Georg vergaß dabei nicht ſeines kleinen Schreibſchrankes von Nierenbaumholz (Acajou), eines Möbels, das ihn auf der Fahrt um die Welt und nachher auf allen Lebensſtationen begleitete. Am 26. Juni verließen ſie London, und kamen in zwei Tagen nach Plymouth, wo in der Nacht vom 2. zum 3. Juli die »Reſolution« vor Anker legte. Cook fand noch manche Vorkehrungen zu treffen; ſo daß erſt am 13. das Schiff in Begleitung der »Adventure,« Capitain Furneaux, abſegelte.

Georg »kehrte noch einen Abſchiedsblick gegen Englands fruchtbare Hügel zurück, und ließ dem natürlichen Gefühl der Verbindungen, woran ihn dieſe Ausſicht erinnerte, freien Lauf; bis endlich die Heiterkeit des ſchönen Morgens und die Neuheit der Fahrt durch die glatte See die Oberhand gewannen, und jene trüben Gedanken zerſtreuten.«

Dieſe Abſchiedsworte Forſters von Europa ſind aus ſeiner eignen Erzählung jener Fahrt um die Welt in den Jahren 1772 bis 1775 genommen. Sie iſt in den beiden erſten Bänden ſeiner geſammelten Schriften ent-

halten. Wir folgen ihm hier nicht auf dieſer dreijährigen Wanderfahrt auf dem Südmeere, das Cook nach allen Richtungen durchkreuzte. Wir verweiſen auf Forſters eigne Erzählung, und füllen dieſe Lücke der Lebensgeſchichte mit einigen Bemerkungen aus. —

Die Entdeckungen die ſie machten, die geographiſchen Vermuthungen die ſie darauf ſtützten, ſind von ſpätern Seefahrern überboten und berichtigt worden. Aber die Erlebniſſe und Abenteuer, die Arbeiten und Forſchungen, die Leiden und Freuden, Gewinnſte und Folgen der Fahrt haben in der einfach-ehrlichen, anſpruchslos-ausführlichen Erzählung des jungen Forſter kaum von ihrem geſchichtlichen Werth und noch weniger von ihrem unterhaltenden Reize verloren. Seine Auffaſſung des fremden und damals noch ſo neuen Natur- und Menſchenlebens iſt ſo unbefangen und ohne europäiſche Voreingenommenheit, daß man ſich ganz heimiſch in ſolcher Ferne und wie aus einer ungetrübt friſchen Granitquelle erquickt fühlt. Die hier und da eingeſtreuten Betrachtungen erinnern zuweilen wohl an die Jugend des Erzählers, nöthigen uns aber noch öfter eine Anerkennung ſeines für dies Alter ſo tief eindringenden Geiſtes ab. Wir erkennen eine ernſte, empfängliche Seele, die durch den Anblick paradieſiſcher Natur und urſprünglicher Menſchheit im Vergleiche mit den Kulturzuſtänden unſerer Entwicklung ſich in Begriffen erweitert, an Sympathien bereichert findet. Sein Urtheil erobert neue Meſſungsfelder, ſein Herz zieht neue Saiten menſchlicher Theilnahme auf.

Und hierin gerade machte Forſter den Hauptgewinn für ſeine eigne Ausbildung. Welche glückliche Fügung

für ihn gerade in einer Zeit überſpannter und oft verkehrter Beſtrebungen, da die Einen in rouſſeau'ſchem Überdruß nach Rückpfaden zum Naturſtand umblickten, die Andern gerade auf den Abwegen der modernen Bildung nicht raſch genug vorwärts kommen konnten. Sein geſunder Sinn ſuchte nach einem Durchſchnitte der Kultur und der Natur im Völkerleben. Die Faulflecken der Civiliſation, früh genug von ihm in Rußland und England durchſchaut, beirrten ſein Auge nicht, um die Anſätze der, wie es ſcheint, unvermeidlichen Entwicklungskrankheiten der Menſchheit nicht auch ſchon am Kindesvölkchen auf den Südſee-Inſeln zu entdecken. — Wir geben einige Proben dieſer Anſätze aus der Reiſebeſchreibung.

Wenn Cook nach einigem Aufenthalt auf Tahiti bei einer Audienz unter freiem Himmel dem König Aheatua ein Stück rothen Boi, ein Bettuch, eine breite Zimmeraxt, ein Meſſer, Nägel und Corallen überreicht, das umherſtehende braun-nackte Völkchen darüber ſein ſtaunendes »Au-wäh« jubelt, aber ſo wenig in allertiefſter Ehrfurcht erſtirbt, daß des Königs Leute mit Stöcken und »Manu«-Ruf Ruhe und Stille ſchaffen müſſen; wenn der König dann als Entgegnung dem Schiffvolke Cook's auf den andern Tag Schweine zu ſchicken verſpricht: wie einfach erſcheint dieſer diplomatiſche Verkehr! Und doch findet Forſter ſchon zu bemerken: »Wir rechneten nicht darauf; denn ſo wenig Klein-Tahiti als ein hochverfeinerter Staat angeſehen werden kann, ſo hatten wir doch ſchon gefunden, daß ſich von der thätigen Gutherzigkeit, welche uns der Mittelſtand durch Gaſtfreiheit

und eine Menge dienstfertiger und edler Handlungen bezeigte, im geringsten nicht auf die Denkungsart des Hofs und der Hofleute schließen lasse.« —

Also schon Mittelstand und Hofleute! —

Die tahitischen Schweinchen bloß mit Früchten gefuttert, waren freilich so selten als lecker, und Forster erzählt weiter:

»Man schlachtet nur selten welche, ja vielleicht nie anders, als bei feierlichen Gelegenheiten; aber dann verschlingen die Vornehmen das Fleisch auch mit eben so viel Gierigkeit, als die Aldermen von London bei einem guten Schildkrötenschmause bezeigen sollen. Der gemeine Mann bekommt äußerst selten davon zu kosten, ungeachtet gerade diese Classe des Volkes die Mühe allein auf sich hat, sie zu warten und zu mästen.«

Also wirkliche Schweinfutterungs-Frohnden? —

So schwer es den Reisenden ward, sich mit ihrer mangelhaften Sprachkenntniß Einsicht in die religiösen Vorstellungen und Gebräuche zu verschaffen: so waren sie doch auf Spuren von Menschenopfern gekommen, unbegreiflich von einem so sanften, gutherzigen Völkchen, wie auf Tahiti' Cook hatte aber herausgebracht, daß nur bei erschienenen Übelthaten und Lastern Menschen zum Opfer verurtheilt wurden. Es war mithin ein religiöses Strafgericht über das Volk verhängt. Und wer war Richter? »Der Mann, heißt es, den ich hierüber befragte, gab sich Mühe die ganze Ceremonie zu beschreiben. Seiner Aussage zufolge kommt es bloß auf den Hohenpriester an, wen er zum Opfer wählen will. Wenn das Volk versammelt ist, geht er allein in

das Haus Gottes, und bleibt da eine Zeitlang. Sobald er wieder heraustritt, verkündet er, daß er den großen Gott gesehen und gesprochen, und daß dieser einen Menschen zum Opfer verlangt habe. Er sagt ihnen dann namentlich, wen das traurige Loos getroffen. Vermuthlich fällt aber die Wahl auf Jemand, der dem Priester gehässig ist.« —

Wenigstens möchte einem Manne nicht unbedingt zu trauen sein, der dem Volke weis macht, die Gottheit gesehen zu haben. Wir wissen ja, daß König und Priester, Kopf und Herz der Völker, als die Hauptorgane der Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens hervortreten, beide nicht selten einander hemmend und widerstrebend, wie bei uns Kaiser und Papst. Wie viel Kopf- und Herzweh hat nicht die Menschheit zu überwinden! Selbst die Leiden der Ernährung, der Volkswirthschaft, rühren gar oft nur von Störungen durch jene Organe her. Armes Deutschland zumal, das von so vielen Kopfleiden heimgesucht wird, und dessen eine Herzkammer widernatürlich versetzt, — ultramontan ist!

Wir schließen mit einer tiefsinnigen und nicht unzeitgemäßen Betrachtung des jungen Forster über Recht und Rache. Bei Gelegenheit der Erzählung, wie die Neuseeländer früher im Streite mit gelandeten Franzosen eine wahrscheinlich vorausgegangne Verletzung durch blutige Grausamkeit gerochen hatten, philosophirt er:

»Wir werden geboren, unsere abgemeßne Zeit auf dem Erdboden zu durchleben; will Jemand vor dem Ablauf dieser Zeit unserm irdischen Dasein ein Ziel setzen, so können wir es als ein Vergehen gegen die Gesetze des

Schopfers anſehn. Dieſer verlieh uns die Leidenſchaften gleichſam zur Schutzwehr, und beſtimmte den Trieb der Rache vorzüglich zur Abwendung aller gewaltſamen Unterdrückung. Der Wilde fühlt dieſes, und eignet ſich ſelbſt das Recht zu, Beleidigungen zu rächen; dahingegen in der bürgerlichen Geſellſchaft gewiſſen einzelnen Perſonen ausſchließenderweiſe die Macht anvertraut und zugleich die Pflicht auferlegt iſt, alles Unrecht zu rügen. Indeß iſt dieſe Art das Recht zu handhaben auch in den geſitteten Ländern Europas nicht immer und nicht auf alle Fälle hinreichend. Wenn z. B. dieſer Gewährsmann der öffentlichen Ruhe, dieſer allgemeine Rächer des Unrechts, ſeinen eignen Arm gegen die geheiligten Rechte des gemeinen Weſens aufhebt, müſſen alsdann nicht alle bürgerlichen Verbindlichkeiten aufhören, muß nicht ein jeder ſeine eignen natürlichen Rechte ſelbſt verfechten, und die Leidenſchaften, als den urſprünglich angebornen Mitteln zur Selbſterhaltung, wieder freien Lauf geſtatten?« —

Dies publiciſtiſche Raiſonnement eines jungen Menſchen wird unſere gewiegten Staatsmänner nicht beunruhigen. Oder hätten ſie es denn nicht durch jüngſte Thatſachen gründlich und glücklich genug widerlegt, wo immer ſie den gegen die geheiligten Rechte des gemeinen Weſens aufgehobenen Arm des Gewährsmannes der öffentlichen Ruhe« mit Bajoneten unterſtützten? — —

Im übrigen war Forſter's Wanderſchaft, — wie dies auch bei andern wandernden Geſellen vorzukommen pflegt, — nicht ganz frei von den Widerwärtigkeiten der Lehrjahre. Georg blieb auch zu Schiffe immer noch der

Sohn eines reizbar jähzornigen Vaters, ja für die Naturforschung dessen Gehülfe. Zu dieser Unterwerfung hatte er noch die Pein für ein kindliches Herz zu erleben, daß dieser zufahrige Vater, selbst unter so strenge Zucht gestellt, wie solche zur See gesetzlich ist, seines anmaßlichen Wesens so wenig Herr werden konnte, um sich dem Capitain Cook zu unterwerfen, daß dieser sich genöthigt fand, sein Amtsansehen gegen den widersetzlichen Untergebnen mit strafender Strenge geltend zu machen. Da mußte denn Georg im bittersten Gedränge seines Herzens, sowohl wegen der Gunst, worin er bei Cook stand, als wegen des Zwangs den gegen diesen sein Vater sich anthun mußte, auf dessen doppelt üble Laune sich täglich gefaßt halten.

Ein körperliches Übel kam dazu. Der umsichtigsten Vorkehrungen Cook's ungeachtet riß unter seinen Leuten die Krankheit des Scorbuts ein. Georg, noch nicht befestigt in seiner Constitution und daher für die Einflüsse des Lebens zur See desto empfanglicher, blieb nicht verschont. Das Übel befiel ihn bei der ersten Ankunft auf Tohiti, und nahm auf der zweiten Fahrt in die südliche Breite von Neuseeland nach Ostereiland bei ihm, wie beim Schiffsvolke, überhand. Er hatte empfindliche Schmerzen, blaue Flecken, faules Zahnfleisch und geschwollene Beine. Ehe er sich nur für eigentlich krank halten wollte, war er in wenig Tagen völlig herunter gebracht. Durch möglichste Enthaltsamkeit vor ungesunden und ungünstigen Speisen war seine Verdauung so geschwächt, daß er die gegen die Krankheit mitgenommene

Bierwürze nicht in hinreichender Menge zu ſich nehmen, und das Übel dadurch mindern konnte.

So brachte er aus dem paradieſiſchen Tahiti ein Erbleiden mit, das in wechſelnden Geſtalten von Hypochondrie, Rheumatismen, gefährlichen Koliken ihn nicht mehr verließ, und zu fortwährender Diät, Mäßigkeit, Sorgfalt und Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung nöthigte.

Am 30. Juli 1775 erreichte das rückkehrende Schiff, auf welchem ſich Forſter befand, zwiſchen der Inſel Wight und den fruchtbaren Ufern von Hampſhire hinlaufend, Spithead, wo es gegen Mittag die Anker fallen ließ. Alle Linien ihres verſchlungnen Laufs zuſammen gerechnet, hatten ſie nach Meilen eine Bahn von mehr als dreimal den Umkreis der Erde durchlaufen. Wie waren ſie von den großen und merkwürdigen Begebenheiten überraſcht, die ſich während ihrer Abweſenheit in Europa zugetragen! »Ein junger Held hatte mit Guſtav Waſa's Geiſte Schweden vom Joche der ariſtokratiſchen Tyrannei befreit. Die finſtre Barbarei, die ſich in Oſten von Europa und Aſien, ſelbſt gegen Peters herkuliſche Kräfte zu erhalten gewußt, war entflohn vor einer Fürſtin, deren Gegenwart, ſo wie das Wunder am nordiſchen Himmel, mit Lichtſtrahlen die Nacht in Tag verwandelt. Endlich nach den Gräueln des bürgerlichen Kriegs und der Anarchie hatten die größten Mächte in Europa ſich vereinigt, den langerwünſchten Frieden in Polen wieder herzuſtellen, und Friedrich der Große ruhte von ſeinen Siegen, und opferte den Muſen im Schatten ſeiner Lorbern, ſelbſt von ſeinen ehemaligen Feinden bewundert

und geliebt. Das waren große, unerwartete Aussichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menschheit versprachen und einen Zeitpunkt zu verkündigen schienen, wo das menschliche Geschlecht in erhabnerem Licht als je zuvor erscheinen wird.«

Schulden und Gäste.

Mit diesem Fernblick eines edeln, schwärmenden Herzens kehrte Georg bei der Mutter und den Geschwistern ein. Vielleicht fand er, besonders anfangs, das Haus nicht zu enge, den Tisch nicht zu einfach: ein mehrjähriger Aufenthalt zu Schiffe war eben nicht gemacht gewesen, um ihn zu verwöhnen. Aber die Sorge wohnte mit im Hause, und bald sollten andre Mißhelligkeiten dazu kommen.

Die wissenschaftliche Ausbeute der Weltfahrt, ja die unterhaltenden Nachrichten von derselben erschienen so vielversprechend, daß Vater Forster sich ungesäumt d'ran begab, sie der Welt mitzutheilen. Hiermit gerieth er aber an den Widerspruch der Admiralität. Diese hielt sich an den von ihm eingegangnen Vertrag, nach welchem keine Reisenotizen veröffentlicht werden durften, bevor nicht die Regierung die sämmtlichen wissenschaftlichen Ergebnisse der auf ihre Kosten geschehenen Reise bekannt

gemacht habe. Dafür ward Forstern von dem Ertrage des mit kostbaren Kupfern nach den Zeichnungen des mitgereisten Malers zu veranstaltenden Werks ein Antheil zugesagt. Forster versuchte nun statt wissenschaftlicher Mittheilungen eine bloße Reisebeschreibung; aber die Admiralität wies eine solche im Vertrag nicht als Ausnahme erwähnte Erzählung ab. Darauf beschränkte sich Forster auf sogenannte philosophische Bemerkungen; doch auch diese wurden verworfen, und das dem Verfasser gegebene Versprechen eines Theils der Kupferplatten zurückgenommen.

Wie viel hierbei von der einen und andern Seite gefehlt oder geirrt worden: ob die Regierung Forstern getäuscht, oder dieser ihr ungebührlich getrotzt habe, läßt sich nicht aufs Genauste ermitteln. Auch können wir es hingestellt sein lassen, soweit es unsern Georg Forster nicht betrifft. Dieser stand mit entschiedner Mißbilligung gegen die Lords der Admiralität auf seines Vaters Seite, und wir vertrauen seinem Rechtsgefühl und seiner Ehrlichkeit. Glücklicherweise war er selbst im Vertrage nicht mit einbegriffen, und nahm also um so weniger Bedenken, aus seinen eignen sorgfaltigen Aufzeichnungen eine englische Reisebeschreibung in zwei Quartbänden abzufassen, und zwei Jahre nach der Rückkehr herauszugeben. Aus dieser ist die nachmalige deutsche Ausgabe hervorgegangen. Georg blieb dieses Unternehmens wegen nicht unangefochten: da man ihn nicht für den Verfasser, sondern für seines Vaters Beilaufer ansah. Er ward dadurch in einen Flugschriftenkampf, besonders gegen den Angriff eines gewissen Wales verwickelt; worin er sich wacker

genug finden ließ, gelegentlich auch einige Seitenhiebe nach Göttingen hinüber gegen Professor Meiners führte, der sich in öffentlichen Blättern gegen das Recht beider Forster zur Herausgabe einer Reisebeschreibung ausgesprochen hatte.

Mit diesem Werke, aus welchem die Tageblätter in Deutschland Auszüge gaben, verbreitete sich Georg's Name und Ruf in seinem Vaterlande. Das Buch war sein Vorläufer, der ihm, dem jungen und für die damaligen Deutschen von Meerwundern umwitterten Weltumsegler in hohen und niedern Kreisen eine dort freundliche, hier feierliche Aufnahme bereitete.

Indeß ließ dieser fernhin leuchtende Ruhm das Forster'sche Haus zu London im Dunkel von Noth und Kümmernissen zurück. Die Familie war erwachsen; doch scheint außer Georg keines der Kinder im Stande gewesen zu sein, mitschaffend und erwerbend an des Vaters Seite zu treten. Näheres aus dieser sorgenvollen Zeit ist nicht aufbewahrt. Wir wissen nur, daß doch reisende Deutsche, selbst aus höhern Kreisen, dem Sterne des Forster'schen Namens folgend, die dunkle Wohnung der ersten deutschen Weltumschiffer in Percystreet aufsuchten. Wir wissen es ganz bestimmt vom Fürsten Franz von Dessau.

Dieser, von durchaus anderm Naturell, als sein Großvater, der humoristische Tyrann und berühmte preußische Feldherr, war nach ein paar Jahren preußischen Kriegsdienstes früh zur Regierung berufen worden, und hatte sie mit Opfern angetreten; indem er ein reiches Erbe und selbst sein Silbergeschirr zur Deckung der

Kriegslaſten und Kriegsſteuern ſeines Landes darbrachte. Mit eingetretenem Frieden holte er die Schule des Reiſens nach. Er beſuchte Italien, Frankreich, Holland und England, knüpfte gern mit Gelehrten und Künſtlern an, und ließ den dadurch neu erworbenen Reichthum von Welt- und Menſchenkenntniß, von Einſicht in Kunſt und Gewerbe abermal ſeinem Lande durch Förderung und Verſchönerung deſſelben zugutekommen. Bei jenem Beſuch Englands ſprach er im Forſter'ſchen Hauſe ein, empfing belehrende Mittheilungen der Weitgereiſ'ten, und ließ ſich kleine Geſchenke von Tahitiſchen Stoffen und Arbeiten der Wilden gefallen. Es wird ſich ſpäter zeigen, daß er doch auch manchen Blick in die bedrängte Lage der Familie gethan haben mochte.

Indeß brachte zu jener Zeit Georg noch die Mittel zu einem Ausfluge nach Paris auf. Es war im October 1777. Sein oder wohl ſeines Vaters Zweck mag geweſen ſein, einen Theil der von den Südſee-Inſeln mitgebrachten Seltenheiten in Paris zu verwerthen, und zu verſuchen, ob etwas mit einer franzöſiſchen Ausgabe ihres Reiſewerkes zu machen ſei.

Unter Forſter's Papieren haben ſich Tagebuchsbemerkungen über dieſe Reiſe vorgefunden, in der heiterſten Stimmung niedergeſchrieben, und wahrſcheinlich als Rückfracht für ein engliſches Journal beſtimmt. Wir wiſſen wenigſtens, daß er auch ſchon früher kleine Arbeiten in Journale und ſogenannte Magazine gegeben hatte. Jenes Tagebuch iſt weiter nicht bekannt geworden, und man weiß nur Einzelnes daraus. So, daß er einmal mit Franklin zu Tiſche geladen war. Der heitere Greis,

»der ehrwürdige Philoſoph der weſtlichen Welt« in hellgrauem Anzug erzählte über Tiſch luſtige Geſchichtchen, bis er zu ſeinem Mittagsſchläfchen ging. Auch den großen Naturforſcher Büffon beſuchte Georg und gewann eine zweiſtündige Unterhaltung mit demſelben; ſo wie er denn auch mit den Akademikern Le Roy, Sage und d'Aubenton angenehm verkehrte.

Mit bedeutenden Hülfsmitteln für das Haus ſcheint indeß der junge Freund nicht zurückgekommen zu ſein. Vielmehr traten des Vaters Gläubiger immer drängender, drohender auf. Denn die Familie lebte ſeither, wenigſtens theilweiſe, vom Borg. Das Wenige was Georg's Reiſebeſchreibung eingebracht hatte, war bald verzehrt. Von Zeit zu Zeit, manchmal, wann eben die Noth am größten war, lief von dieſem oder jenem Fürſten, dem der ältere Forſter Seltenheiten der Südſee geſchenkt hatte, eine kleine Summe ein, freilich unzureichend um neben dem täglichen Bedarf alte Schulden abzutragen.

Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Georg in Deutſchland Hülfe für den Vater zu ſuchen, irgend eine Stelle, wo der verzweifelnde Mann für die Seinigen einen Herd und für ſich ſelbſt Muth und Arbeit fände.

Haus und Welt, die beiden Pole jedweden äußern Daſeins, erfaßten in ihrem anziehenden und abſtoßenden Wechſelwirken doch in eigenthümlicher Weiſe und Weite des jungen Forſter's Leben, um es kaum mehr zur Ruhe in ſich ſelbſt kommen zu laſſen. Heut' braucht er Geld, morgen vermißt er Freiheit, und dieſe beiden Pulſe

des Hauses und der Welt bewegten sein bald bedrängtes, bald schwärmerisches Herz.

Ehe Forster London verließ, erschien ein neuer Gast, der für ihn zu einer schönen und dauernden Lebensverbindung bestimmt war. Ein gut und kräftig aussehender junger Mann, am 18. August 1778 über Holland in London angekommen, trat als ausgezeichneter göttinger Student der Medizin und Naturwissenschaften sehr bald der Teilnahme beider Forster näher. Er hieß Thomas Sömmering, und da er zu Thorn im polnischen Preußen geboren war, wurde er auch als engerer Landsmann begrüßt. Kaum anderthalb Monate jünger als Georg, schlossen beide sich als gute Gesellen an einander, besahen zusammen die Merkwürdigkeiten der Stadt und der Umgegend, machten Ausflüge und trieben Botanik. Sömmering besuchte die anatomischen Vorträge des berühmten John Hunter, dem er so wohl gefiel, daß ihn der artige und reiche Anatom gern zum Frühstück bei sich hatte. Daneben trieb er sich mit dem jungen Meckel aus Berlin umher. Hatte er dann aber seinen Tag in dieser Weise oder mit seinen Studien und in Übungen mit der Electrisirmaschine und mit Einspritzen der Lymphgefäße zugebracht, so versäumte er keinen Abend das Forster'sche Haus in Percysstreet. Er erzählte von Peter Camper in Holland und wie freundlich ihn der berühmte Mann bei seinen prächtigen Sammlungen von Skeletten empfangen habe. Georg hatte die Absicht, bei seiner Reise nach Deutschland diesen als Arzt, Wundarzt und Zergliederer, als Künstler und Staatsmann so hervorragenden Menschen zu besuchen; daher ihn alles von demselben inter-

essirte. Am meisten mußte es in Verwunderung setzen, daß dieser Anatom nicht nur mit der Feder fertig zeichnete und in Oel malte, sondern auch den Bildhauermeißel zu führen wußte. Der Künstler kann allerdings einer genauen Kenntniß des Knochenbaues nicht entrathen; daß aber derselbe Mann, der mit dem Zergliederungsmesser ein wirkliches Knochengerüst entblößen und darstellen kann, auch den Meißel in der Hand, ein gedachtes Skelet mit Marmor zu überfleischen verstehe, mag sich höchst selten vereinigt finden. Aus dieser Verbindung des Anatomen mit dem practischen Kunstkenner ließen sich auch die geistreichen Ansichten Camper's über die von ihm aufgestellte Gesichtslinie und über die Schönheit der Formen in der thierischen und menschlichen Bildung erklären. Wie umfassend war also nicht das Gebiet dieses Geistes, der den Reichthum seiner Kenntnisse und Gedanken auch noch in vier Sprachen, selbst schriftlich, mittheilen konnte!

So begegneten sich denn beide junge Männer, Forster und Sömmering, in allen Richtungen ihres Bestrebens; ihre junge Freundschaft setzte sich, so zu sagen, in allen vier Elementen fest, — durch gleichen Boden der Herkunft, gleichen Fluß der Jahre, durch die Wärme derselben Studien und den Athemzug der Verwunderung für dieselben Heroen der Wissenschaft. Nur ein Geheimniß fehlte noch in diesem Bunde, um ihm eine mysteriöse Weihe zu geben. Forster führte es herbei, indem er den Freund in die Verbrüderung der Freimaurer brachte, der er selbst damals schon angehörte. Dieser Schritt ward für beide verhängnißvoll: sie geriethen auf

dieſem Wege in eine Verirrung, in der ſie mit der Stärke ihrer zunehmenden Freundſchaft ſich wechſelſeitig beſtätigten, und einer den andern weiter führte, als er vielleicht allein gegangen wäre.

Doch ohne Ahnung einer ſolchen Verwicklung ihrer Zukunft trennten ſie ſich für diesmal. Sömmering, dem Rathe ſeiner wiſſenſchaftlichen Freunde folgend, ging anfangs October nach Edinburgh, wo er für britiſche Lebensweiſe eine lebhafte Vorliebe faßte, ſo daß er auch ſeinen Briefwechſel mit dem Freunde in engliſcher Sprache führte, bis dieſer ein paar Wochen ſpäter ſeine Reiſe nach Deutſchland antrat.

Die Bedrängniß des Vaters Forſter beſchleunigte die Abreiſe. Seine Gläubiger, des Hinhaltens müde, ließen ihn in's Schuldgefängniß von Kingsbench einſchließen. Welches Mißgeſchick der Weltumſegler! Der Vater wurde feſtgenommen, und der Sohn mußte — wenigſtens ſeinem Gefühle nach — die Kreuzwege des Bettlers betreten.

»Geſund und friſch, geduldig und getroſt, daß Gott ſie nicht verlaſſen werde,« ſegelte Georg am 23. October 1778 Nachmittags von Harwich ab, und erreichte über Nacht Helvoet auf der holländiſchen Küſteninſel.

Sorgen und Suchen.

Mit Wechseln oder Schatzscheinen und Creditbriefen war der junge Reisende nicht besonders versehen. Statt deren führte er einen Ballen Pflanzen von 68 Pfund Gewicht und in einem, über 200 Pfund schweren Koffer noch andre Naturalien und Seltenheiten mit sich, woraus er, durch Verkauf in Holland, Reisegeld für sich und eine Remesse für die elterliche Wirthschaft zu gewinnen hoffte. Zuerst freilich machten die schweren Sachen nur Schwierigkeit und Kosten des Transportes.

Trauriger und bitterer hatte Forster noch keine Stunden erlebt, als die des Abschieds von Hause und der stürmischen Überfahrt waren. Theilnahmlos und nur mit den schweren Gedanken an die Seinigen beschäftigt, saß er zwischen den Reisegefährten. Wie anders, in Fröhlichkeit und Hoffnung, war er noch im vorjährigen Herbste nach Paris übergefahren! Doch, er suchte sich aus dieser trüben Stimmung los zu reißen. Der humoristische Gedanke, man möchte ihn in seiner Stumpfsinnigkeit für einen Holländer nehmen, erweckte ihn; die Besorgniß, durch Trübsinn untüchtiger für sein Vorhaben zu werden, und den Menschen, deren Beistand er ansprechen mußte, zu mißfallen, rüttelte ihn auf, und das erwachende Gottvertrauen erhob sein Gemüth. Er überließ sich frommen Empfindungen gegen den Allwaltenden, der ihnen Leiden schicke, um sie zu künftigem

Glücke vorzubereiten: indem ja Glück ſchwerer zu tragen, als Widerwärtigkeit auszuhalten ſei.

Von Helvoet durchwadeten die Paſſagiere unter Sturm die grundloſen, unfahrbaren Wege der Inſel bis Briel, wo ſie in einer elenden Herberge ſchmutzig übernachteten. Des andern Morgens wurden ſie nach einer Inſel der Maas übergeſetzt, von wo ſie in einer Trekſchuyt über das hübſche, anſehnliche Delft mit einbrechender Nacht Rotterdam erreichten. Hier kam ihnen ein gutes Abendeſſen und bequemes Bett ſehr zu ſtatten: worauf die Fahrt nach dem Haag ging.

Hier hatte nun unſer Reiſender bald genug die betrübende Erfahrung zu machen, daß ſchlechterdings keine Möglichkeit ſei, von den mitgebrachten Sachen etwas zu verkaufen. — »Ich ſehe nichts als Finſterniß vor mir, klagte er in einem Briefe an ſeine Mutter; aber ich bin in Gottes des Allmächt'gen Hand, und ergebe mich in ſeine Schickung. O weh, mein armes Herz! Ich kann jetzt nicht mehr ſchreiben!« —

Sonſt aber fand er viel Freunde, und ward mit Einladungen beſtürmt, daß er ſechs Monate hätte bleiben können, um ihnen genug zu thun. Nur Camper war leider verreiſ't. Unter andern Umſtänden würde ihn dies ſchmerzlich betrübt haben; jetzt in der Niedergeſchlagenheit ſeines Herzens ließ er ſich, wie zum Troſte für den vergebens gehofften Beſuch, gegen den bisher bewunderten Mann faſt ein wenig einnehmen. Er gerieth nämlich in den Kreis der Gegner Camper's. Dieſe bewegten ſich um Boesmer, einen kränklichen Mann von gründlichen, nur nicht methodiſchen Kenntniſſen der Natur, beim Na-

turalienkabinet mehr aus Liebhaberei beſchäftigt, als eigentlich angeſtellt, da er ein hübſches Vermögen beſaß. Eine Anmerkung Forſter's in dem engliſchen Werke ſeines Vaters über die Südſee-Inſeln in Betreff eines Orangutang der Haager Sammlung hatte Vosmaern compromittirt, und dadurch die Unzufriedenheit des Hofes ſo ſehr erregt, daß der Philoſoph Hemſterhuis, Camper's Freund, von dem jene Anmerkung veranlaßt war, ſeinen ganzen Credit darüber beim Prinzen von Oranien verloren hatte. Der Bibliothekar des Prinzen ließ Forſtern beim erſten Beſuch ſeine Mißbilligung empfinden. Vosmaer ſelbſt empfing ihn aber mit freimüthiger Höflichkeit, ſetzte ihm den Verlauf der Sache auseinander, zeigte ihm Briefe von Camper an Hemſterhuis, die Aufſchluß gaben, und wies den beſtrittenen Affen ſelbſt ausgeſtopft vor; ſo daß Forſter ſeine Übereilung einſah und bekannte, wodurch der Streit ſich in's Freundliche ausglich. Allein nun bekam er, ſelbſt von »excellenten Leuten«, die ſchlimmſten Urtheile über Camper's Charakter zu hören. Ja, hieß es, er ſei groß, wohlgewachſen, ſchön, bärenſtark, ein trefflicher Redner, unvergleichlicher Zeichner, ein ſeltner Anatom und endlich auch ein Mann, der von Hochmuth und unleidlich übermüthigem Stolze ganz aufgefreſſen werde, ſich für den erſten Mann auf dem Erdboden halte, auf ſein Geld und ſeine Rieſenſtärke poche, und dem man nie zu niederträchtig ſchmeicheln könne.

Forſter war nicht geneigt, der übeln Nachrede ohne Weiteres Glauben zu ſchenken; doch drückte ſie noch auf ſeine ohnehin ſchwere Stimmung. Er vernachläſſigte gewiſſe Kreiſe, die ſeine Aufmerkſamkeit erwarten moch-

ten. Hemſterhuis ſah er nicht ſelbſt, ſondern nur ſeine Gegenbeſuchskarte, und ließ ſich die Meinung beibringen, daß dem Philoſophen ſchwer beizukommen ſei. Eben ſo unterließ er, ſich dem ruſſiſchen Geſandten im Haag, Fürſten Dimitri Gallitzin, vorzuſtellen, wozu er von Herrn Magellan in London mit der Zuſicherung des beſten Empfangs aufgefordert war. Der Fürſt beſchäftigte ſich mit Phyſik und Mineralogie, und beſaß ein intereſſantes Mineralienkabinet. Aber auch dies zog Forſtern nicht an. Seines Vaters Mißgeſchick lag ihm zu ſchwer in Gedanken. Er dachte daran, ſich für denſelben an den Prinzen von Oranien zu wenden, bei dem er nach nunmehr aufgeklärter Orangutang-Geſchichte Zutritt finden könnte; aber er fürchtete, vielleicht wochenlang auf die rechte Stunde und Gelegenheit dazu warten zu müſſen. Dennoch verweilte der gefeierte junge Reiſende auch wieder in Amſterdam, vergnügt, ſich einmal unter heitern Deutſchen und Franzoſen zu befinden, und unbekümmert um Arſenale, flämiſche Bauernlandſchaften und um Hondhorſt's Nymphen.

Endlich trieb ihn doch das Verlangen nach Kaſſel zu kommen, wo er ſich noch am ehesten einen Platz für ſeinen Vater verſprach. Und ſo ſetzte er Mitte November ſeine Reiſe über Arnheim rheinaufwärts fort. —

Deutſches Leben.

Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe auf den heilloſeſten Wegen, durch ſehr wenig angebautes Land kam Forſter den 21. November in Düſſeldorf an. »Eine wohlgebaute Stadt, ſchöne, maſſive Häuſer, gerade und helle Straßen, thätige, wohlgekleidete Einwohner, — wie erheitert das nicht dem Reiſenden das Herz!« Düſſeldorf hatte auch in ſeiner Entfernung vom jetzigen Hof in Mannheim immer noch das Anſehn einer ehemaligen fürſtlichen Reſidenz. Sie behauptete ſich als Sitz einer Landesregierung, und beſaß damals noch einen Schatz, der Reiſende anziehen, Durchreiſende feſthalten mochte. Es waren jene koſtbaren Gemälde, die ſpäter nach München gebracht wurden. Der Maler-Akademie ſtand Kammerrath Krahn als Director vor, ein alter, würdiger, für die Kunſt enthuſiaſtiſcher Mann. Er empfing Forſtern freundlich, und da dieſer beim Anblick einiger guten Bilder in den Wohnzimmern raſch die Meiſter erkannte, nahm er ihn für einen Kunſtkenner, und brachte ihn auf die Säle über den kurfürſtlichen Ställen, wo die jungen Leute unter Modellen und Abdrücken von Antiken zeichneten. Als Forſter des Nachmittags die Bildergalerie beſuchte, fand ſich der Sohn des Directors bei ihm ein, ein talentvoller Zeichner, der ſich eben anſchickte, in Rom unter Mengs ſich als Maler auszubilden. Forſter erfreute ſich an manchen Gemälden, die Alles über-

trafen, was er bisher gesehen, und fand sich in seinem Geschmacke mit dem jungen Künstler lebhaft übereinstimmend. Dieser, von der Unterhaltung angeregt, brachte ihn gegen Abend in die Akademie, da der Sonnabend einer der zwei Wochentage war, an welchen, zur Abwechselung mit Modellzeichnen, den jungen Leuten Kupferstiche nach den besten Meistern vorgelegt wurden. Diesen Abend galt es Pouſſin'schen Sachen, aus jener Sammlung von 24,000 Stichen, die der alte Krahn nebst 8000 Handzeichnungen von italienischen Meistern dem Kurfürsten um 26,000 Thlr. verkauft hatte. Beim Weggehen fiel ein gelegentliches Wort des jungen Krahn, der seinen Fremden nicht kannte, auf jenen Forster, der die Fahrt um die Welt gemacht habe. — Der bin ich selbst! versetzte unser Reisender, und wie überrascht ihn der junge Mann anstaunte, läßt sich denken.

Diesem Zufall sollte Forster eine der anziehendsten und nachhaltigsten Bekanntschaften zu verdanken haben. Denn der junge Enthusiast ließ es nicht bei seiner vergnügten Entdeckung bewenden, sondern führte zum Abendtisch in's Wirthshaus zwei interessante junge Freunde herbei, den ausgezeichneten Kupferstecher Hesse und den Dichter Heinse. Diese nahmen nach lebhafter Unterhaltung Forster ohne Weiteres auf morgen für Jacobi in Beschlag, dem sie mit der neuen Bekanntschaft ein rechtes Fest zu machen erklärten.

An diesen Namen knüpften sich bekanntlich die bedeutendsten literarischen und gesellschaftlichen Verbindungen jener Tage. Und wenn es einmal dem jungen Weltumsegler bestimmt war, in's Binnenmeer der deut-

ſchen Literatur verſchlagen zu werden: ſo konnte er an keiner glücklicheren Inſel landen. —

Die damalige Entwickelung unſerer Literatur erinnert an die ſtill treibende Frühlingszeit des Jahres. Ein mildes Licht verbreitet ſich über die aufgrünenden Gefilde: einzelne Lerchen ſteigen ſingend empor, und aus dem brechenden Gewölke fällt da und dorthin auf glückliche Plätze der volle Sonnenſchein. Solche glanzvolle Stellen wechſelten damals in Göttingen, Berlin, Weimar, Hamburg und — Pempelfort. Dies war der Sommerſitz Jacobi's in der Nähe von Düſſeldorf, ein ſchönes, groſses Haus mit Garten, von Goethe — »der angenehmſte und heiterſte Aufenthalt genannt, dem es nie an Beſuchenden fehlte, die ſich in dieſen reichlichen und angenehmen Verhältniſſen ſehr wohl gefielen.«

Jetzt aber zur Winterzeit wohnte der Hofkammerrath in der Stadt, und von ihm erhielt Forſter am andern Morgen in aller Frühe ein vertraulich-hochachtungsvolles Billet, das ihn auf den ganzen Sonntag einlud.

Im Hauſe empfing ihn ein überaus einnehmender Mann von ſchöner, anmuthvoller Geſtalt in Mitte der Dreißige. Es war Friedrich Heinrich Jacobi, der jüngere Sohn eines aus dem Hannöverſchen nach Düſſeldorf übergeſiedelten unterrichteten und betriebſamen Kaufmanns. Forſter fand ihn ſehr unähnlich dem ältern Bruder, Georg Jacobi, der als Amoretten- und Toilettenſänger einen bedeutenden Ruf hatte, und in Halberſtadt mit dem Dichter Gleim traulich lebte. Ihn, als den vermeintlich begabteren, hatte der Vater urſprünglich dem gelehrten

Stande beſtimmt, unſern Jacobi aber aus Unzufriedenheit mit ſeinen, wie ihm ſchien, geringen Talenten nach Frankfurt in kaufmänniſche Lehre gegeben. Von da war Fritz ſehr bald nach Genf gekommen, wo er während dreier glücklichen Jahre neben dem Comtoir ſich um wiſſenſchaftliche Bildung bemühte, und eine Vorliebe für gelehrte Beſchäftigung faßte. Dieſer Neigung entgegen mußte er in ſeinem zwanzigſten Jahre des Vaters Geſchäft übernehmen, und heirathete die ihm in Vaels bei Aachen geworbene Betty von Clermont. In dieſer Stellung und bei anſtrengenden Geſchäften hielt er ſich doch mit der Literatur vertraut; indem er zugleich geſellig und brieflich intereſſante Verbindung pflog und erweiterte. Zu ſeinem täglichen Umgange gehörte der Statthalter in Düſſeldorf, Graf von Goltſtein. Dieſer Mann von finſtrer Laune hatte für Jacobi eine ſolche Zuneigung gefaßt, daß er ihm ungefragt eine Anſtellung bei der Hofkammer, ſogar mit einem übergewöhnlichen Gehalt erwirkte. Aber er hatte es bei dem Kaufmanne, der es eben ungern war, richtig getroffen. Jacobi gab alsbald ſein Geſchäft auf, und übernahm mit ſeiner Vorliebe für ſtaats- und volkswirthſchaftliche Studien die Verwaltung des Zollweſens. Auch in dieſen Studien war er, ſeinem ariſtokratiſchen Weſen gemäß, entſchieden dem phyſiokratiſchen Syſteme vor dem merkantiliſchen zugethan.

In dieſer Stellung lebte er jetzt, unverdroſſen thätig, ſo viel er auch über ſchwächliche Geſundheit zu klagen hatte, und höchſt glücklich durch ſeine Betty. Nie hatte er, ſeinem Geſtändniſſe nach, erblickt, was ihr an Rein-

heit des Herzens, an Größe der Seele, an Liebe und Treue und himmliſchem Wohlthun gleich geweſen wäre. Er hatte fünf Kinder, von denen die beiden älteſten Knaben bei Claudius in Hamburg erzogen wurden. Zwei Schweſtern umgaben ihn als gute, gebildete Geſellſchafterinnen. Beide erſchienen aber auch als die oberſten Prieſterinnen der Bewunderung für den Bruder — ihren Stolz, ihr Orakel. Ihr ſtarker Weihrauch blieb wol nicht ohne alle Schuld, wenn Jacobi bei ſeinem feinen, vornehmen Thun und Laſſen in mancher Stunde eine naive Selbſtbewunderung empfand. In der Unterhaltung herrſchte jener ſüße, überſchwängliche Ton, der damals in der gefühlvollen Geſellſchaft eingeführt war, und ſelbſt die freundſchaftlichen Briefe durchzog. Da »hielten die Herzen ſich ſtets in ſanfter Bewegung und machten die Sinne zu den feinſten Rührungen geſchickt.« Das Entzücken über Natur, Poeſie und Tugend rang nach dem innigſten Ausdruck. Man umarmte ſich, drückte einander die Hände, Eins blickte abwechſelnd dem Andern, voll zärtlicher Rührung, in's Angeſicht, die ſelige Thräne der Empfindung ſtieg in die beiderſeitigen Augen, und man ſegnete den Gegenſtand des Entzückens mit dem heiligen Kuſſe der Freundſchaft.

Eine lächelnde Nebengottheit des angebeteten Jacobi erſchien ſeine Betty, — völlig einnehmend, wie Goethe ſie fand, ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, ſich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnerte.

Forſter, ſo friſch aus England herüber gekommen, brachte dieſer deutſchen Gemüthlichkeit ein junges, durch Kummer etwas aufgeweichtes Herz zu; ſo daß die zärtliche Art, wie der vornehme Jacobi zwiſchen den bewundernden Schweſtern, zwiſchen Lotte und Lene, ſaß, ihn nicht ungerührt ließ. Dabei durfte er ſich ſelbſt als den Gegenſtand der heutigen Sonntagsfeier empfinden, — »von allen auf den Händen getragen, auf alle erſinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den ſchönſten neuen Gedichten von Goethe unterhalten, mit köſtlichem Champagner, Xeres und Capwein getränkt«, wäre Forſter gewiß des ſchönen Tages froh und ganz glücklich geweſen, hätte nicht ſo viel Aufwand und Auszeichnung ſeine natürliche Beſcheidenheit doch ein wenig gedrückt, und vollends am Abend »ein Blick nach Paddington ſeine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückgerufen.« Aber der Gedanke an die Seinigen und die Angſt vor einem Mißlingen ſeiner Abſichten wichen nicht von ihm, und nächtliche Träume, quäleriſche Beſorgniſſe verkümmerten ihm die geſellſchaftlichen Freuden des Feſtes. Sein Herz ſprach ſich Tags darauf in einem Briefe an ſeinen Vater aus. »Wenn ich, ſchrieb er, den guten Jacobi zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern ſitzend, von beiden geliebt und ſo ganz glücklich ſehe, ſo geben mir die Augen über, und ich möchte ſogleich vergehen. Gott! ich ſaß ehedem auch ſo. Zwar nicht zwiſchen glücklichen Schweſtern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Troſt und Hoffnung einſprechen, die in meinem eignen Buſen nicht wohnten. Und jetzt, wo ſind ſie, was wird aus

ihnen, wen haben ſie, ihr Herz auszuſchütten, wie ſie es ihrem Bruder zu thun pflegten'.«

So lebhaft mußte ſelbſt der Anblick des Familienglücks den Sohn eines unglücklichen Hauſes erſchüttern.

Forſter ließ ſich von der liebenswürdigen Familie noch vier Tage in Düſſeldorf halten. Alles, was er von den Verhältniſſen und Verbindungen Jacobis erfuhr, war ihm höchſt anziehend, und eröffnete ihm die gelegenſten Einblicke in das geiſtige Leben Deutſchlands. Das reizende Pempelfort ward während der guten Jahreszeit von Gäſten aus der Nähe und Ferne beſucht. Manche ließen ſich von einem ſo liebenswürdigen und intereſſanten Wirthe auf länger feſthalten. Jacobi, weniger zum Schaffen begabt, als für Bildung beſtrebt und Bildung fördernd, erwies ſich nach allen Seiten des Lebens und der Literatur empfänglich, nach allen anregend. In dieſer Stellung iſt er von Bedeutung und Verdienſt für jene Zeit. Er unterſtützte Talente und zog Perſönlichkeiten an ſich, die zuweilen ſeinem Naturell und ſeiner ſonſt bequemen Art zu ſein durchaus widerſtrebten. Glücklicherweiſe für ſolchen Hang ſah er ſich ſeit ein paar Jahren durch das anſehnliche Vermögen ſeiner Frau zu einer ſo breiten Gaſtlichkeit angethan, wie ſolche nicht leicht wieder von einem Privatmanne ausgeübt wird.

Als vorragendes Kleeblatt der Jacobiſchen Verbindung und des pempelforter Sommerweilers erſcheint mit Fürſtenberg und Hemſterhuis die Fürſtin Gallitzin, — dem Herzen jenes Domherrn als Freundin, der Feder dieſes Philoſophen als begeiſternde Diotima angehörig. Fürſtenberg, damals 30 Jahre alt, ſtand

als Miniſter des kölner Kurfürſten Maximilian Friedrich an der Spitze der Regierung in Münſter. Unter ſeiner trefflichen Verwaltung hatte das Münſterland ſich von der Erſchöpfung und der Schuldenlaſt des ſiebenjährigen Krieges erholt. Der geſunkene Credit war wieder aufgerichtet, Ackerbau, Gewerbe, Leinenhandel wetteiferten zu allgemeinem Wohlſtande. Nirgends war der Volksunterricht beſſer als dort begründet, die katholiſche Geiſtlichkeit auf wiſſenſchaftliche Bildung gewieſen, die innere Ordnung durch echte Polizei, die Volkskraft durch tüchtige Waffenübung gefördert. Und in all' dieſen Richtungen des Staatslebens ging der prälatiſche Staatsmann als Lehrer und Lenker voraus, er ſelbſt durch Studien und Reiſen vorgebildet, und ſeine Erholung im Verkehr mit unterrichteten Männern und in wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung ſuchend.

Ein ſolcher Mann konnte freilich auch, wenn er aus einer ſo vielfachen Wirkſamkeit ſchied, einen Halt in ſich ſelber finden. Wirklich unterlag er dem Einfluß Öſtreichs bei einer nicht ganz ordnungsmäßigen Coadjutorwahl, zu der er ſich als Mitbewerber im Anſchluß an Preußen durch die Wünſche des Landes hatte bewegen laſſen. Er legte darauf ſeine Miniſterſtelle nieder. Jacobi, der ihn in jenen Tagen beſuchte, »fand ihn ſehr heiter und mit noch einem Grade von Munterkeit mehr als gewöhnlich; kurz voll jener herrlichen Ruhe, welche demjenigen eigen iſt, bei dem die alte Philoſophie, daß die Glückſeligkeit eine Eigenſchaft der Perſon und nicht eine Folge äußerlicher Umſtände ſei, daß ſie nicht davon abhange, wie ſich das Schickſal gegen uns, ſondern wie

wir uns gegen das Schickſal verhalten. Syſtem des Herzens iſt.«

In dieſer edeln Perſönlichkeit verband ſich große Weltkenntniß mit Unbefangenheit des Herzens, eine kühne Freiheit in Behandlung hergebrachter Geſellſchaftsformen mit lebhaftem Eifer für das überlieferte Kirchliche in der Religion. Einer jener herrlichen Prieſter, die gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts der katholiſchen Kirche Deutſchlands einen ſo hohen Glanz verliehen, deren Geiſter aber vergebens zur Beſchämung des heutigen ultramontanen, volksbethörenden Episcopats herbei beſchworen würden, weil Pfaffen, wohl wiſſend, was ſie wollen, niemals beſchämt werden. Noch im Jahre 1802 ſtieß der Miniſter von Stein bei Übernahme der weſtphäliſchen Bisthümer für Preußen überall auf die Spuren der weiſen, menſchenfreundlichen Verwaltung von Fürſtenberg, der einen großen Vorrath von Kenntniſſen, von ordentlichem logiſchem Denken und Moralität unter die Menſchen gebracht habe.

Dieſer ſtaatsmänniſchen Thätigkeit des katholiſchen Prälaten trat die philoſophiſche Speculation des holländiſchen Hemſterhuis an die Seite; deſſelben, den Forſter im Haag verfehlt hatte. Von ſeinem Vater, dem berühmten Philologen Hemſterhuis, mit klaſſiſcher Bildung ausgerüſtet, erweiterte ſein lebhafter Geiſt in platoniſirenden Geſprächen jene auf ſinnlichen Antrieben beruhende Forſchung und Weltanſicht (Senſualismus), mit welcher Locke bei der gebildeten Geſellſchaft ſo viel Glück gemacht hatte. Hemſterhuis beſaß viel Eigenthümliches in ſeiner Naturbetrachtung und eine zarte

Empfänglichkeit für das Harmonische im sinnlichen und sittlichen Leben. In seinen philosophischen Schriften bediente er sich, dem Holländischen abgeneigt, der französischen Sprache, und huldigte in mehreren derselben der Fürstin Gallitzin unter dem Namen Diotima. Dabei war er nicht bloß Kunstkenner, sondern auch gewandter Zeichner.

Und wie er mit seinem Stift seine Freunde gern zeichnete, liebte die Fürstin Amalie von Gallitzin sie zu modelliren. Es war die Gemahlin jenes russischen Gesandten, den Forster im Haag vernachlässigt hatte, eine Tochter des Grafen von Schmettau, damals 30 Jahr alt. Sie hatte vor ihrer Heirath einen Theil ihrer Jugend um die Prinzessin Ferdinand, Schwägerin Friedrichs des Großen, zugebracht, und lebte, bei der öfteren Abwesenheit ihres reiselustigen Mannes und bei dem Mangel an Neigung für denselben, in Münster oder in dem nachbarlichen Angelmodde. Ein Kreis geistvoller und ausgezeichneter Männer umgab diese mit schönen Anlagen und selbsterworbener wunderlicher Bildung ausgestattete Frau. Anfangs war sie mit Hemsterhuis etwas freigeisterisch. Aber in dem Maße, als sie mit zunehmenden Jahren durch Kränklichkeit fromm und aus Frömmigkeit bekehrungssüchtiger ward, unterlag ihr eigenthümlicher Geist einem wunderbaren Wechsel anziehender und abstoßender Kräfte. Jacobi selbst, der gläubige Verehrer, zerfiel späterhin mit ihr, und was er damals brieflich über sie äußerte, bezeichnet sowohl die mächtige Begabung, als die eigenthümliche Seelentrübung dieser bedeutenden Frau der verwelfortes Beziehungen. »Ich

fand ſie, ſchrieb er, wie ich ſie immer gefunden habe: geſpannt, zudringlich, buchſtäbelnd, ohne wahre Einfalt und Ruhe und höchſt unzuverläſſig in allem, was ſie erzählt. Ihre Vorurtheile täuſchen ſie auf eine unbegreifliche Weiſe, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge. Das Schmollen hat ſie abgelegt, aber dafür iſt ſie bejender geworden, und hat die Gicht des Mönchthums in allen Gliedern.« Und einige Zeilen ſpäter: »Ich muß noch einmal auf die Fürſtin zurückkommen, um Dir zu ſagen, daß ich trotz allem dem, was mir an ihr nicht lieb iſt, ſie dennoch unausſprechlich liebe, bewundre und verehre. Es iſt eine unermeßliche Fülle in ihr von Schönheit und Größe: ſie hat ein wahrhaft fürſtliches Gemüth, und jede Grazie ſteht ihr zur Seite, wenn ſie nur winkt.«

Wir knüpfen an dies eigenthümliche Kleeblatt gleich noch ein anderes: Sophie Laroche mit ihrem Mann und ihrem Freunde. Durch geiſtige Begabung ausgezeichnet, wie die Gallitzin, kam dieſe ſchöne Frau im Gegenſatz von jener mit den Jahren mehr und mehr zur Harmonie ihres Weſens, — die wunderbarſte Frau, wie Goethe ſie nennt, der keine andre zu vergleichen, mild gegen alles und alles in gleicher Weiſe erwidernd, ſelbſtändig gegen Gutes und Schlimmes. In Wiſſen und Welterfahrung der Fürſtin ebenbürtig, machte ſie ſtatt Proſelyten, wie dieſe, — Romane, denen es nicht an Kenntniß des menſchlichen Herzens, an Phantaſie und edlem, einfachem Stile fehlt.

An den Platz des Staatsmanns von Fürſtenberg tritt in dieſer Gruppe Sophiens Gatte, der Geheimrath

von La Roche, ein heitrer Welt- und Geſchäftsmann in kurtrier'ſchen Dienſten, und im Thal von Ehrenbreitſtein wohnhaft, bis er etwas ſpäter an der Nachwirkung ſeiner freimüthigen und ſehr bittern »Briefe über das Mönchsweſen« ſeine Stelle verließ oder verlor, und nach Speier überſiedelte. Er war, obleich Katholik, ein gründlicher Mönchshaſſer. Beides verträgt ſich auch ganz wohl. Allein es hat mit dem Mönchthum eine Bewandniß, wie mit dem Vobirſtein: die Kirche ſelbſt achtet es nicht hoch, ſie läßt ſogar ihre Gläubigen ſich daran reiben; aber zuletzt prüft ſie doch am Abgeriebenen den Feingehalt der Rechtgläubigkeit.

Und den Philoſophen Hemſterhuis in jenem Dreiblatte vertritt hier der Poet Wieland, einſt jugendlicher Bewerber um Sophiens Herz, und nach ihrer Verheirathung ihr treuer Lebens- und Literaturfreund. Durch Sophie war unſer Jacobi mit Wieland zuerſt in Verbindung gekommen, und er erzählte gern von jenem Beſuche, den der Dichter, ſieben Jahre früher, in dem am Ende des Thals etwas erhöht, mit dem Blick auf den Rhein gelegenen Hauſe des La Roche abgeſtattet hatte. Der 38jährige Poet kam angefahren, und fragte die ihm entgegen tretenden Männer ſehnſüchtig nach der Freundin. Die 40jährige Sophie eilte hinunter, und empfing mit ausgebreiteten Armen den lieben Gaſt, der mit zitternder Bewegung, den Hut rückwärts weggeworfen, auf ihre Hände ſtürzte, und ſein blatternarbig Geſicht, von Thränen gebadet, darein verbarg; worauf Sophie mit himmliſcher Miene ſich über ihn beugte, und mit einer für die Glairon und die Dübois unnachahm-

lichen Stimme „Wieland, Wieland! Sie sind immer noch mein lieber Wieland!“ rief, Wieland aber in ihr weinendes Auge blickte, und sein nasses Gesicht auf ihren Arm sinken ließ.

Hier eine Scene in jener sentimentalen Zubereitung! Alles stand denn auch weinend umher, Jacobi neben dem empfindsamen Leuchsenring, dessen mitgebrachte Chatoulle mit den neusten Briefen oben auf dem Zimmer noch offen stand. Nur Papa La Roche, stets ablehnend, was wie Empfindung aussah, verrat bei diesem rührenden Auftritt unsere heutige Nachempfindung, — indem er lächelte.

Nach dieser Bekanntschaft hatte Jacobi an Wieland's Zeitschrift, dem Deutschen Merkur, Antheil genommen, und dahin gearbeitet, daß dieselbe sich besonders auch für die Tische des Adels und der Damen einrichte. Ungeachtet der wechselseitigen Freundlichkeiten wäre es doch, mehrere Jahre früher, beinahe zu einem förmlichen Bruche zwischen beiden gekommen. In Nicolai's Romane: Leben und Meinungen des Sebaldus Nothanker war nämlich, besonders im Charakter des Herrn von Säugling, der sentimentale, vornehme Ton des ältern Jacobi und vielleicht des Jacobischen Hauses lächerlich gemacht. Wieland, ohne Acht und Arg, hatte das Buch über die Maße gerühmt, und zumal den unglücklichen Säugling hervorgehoben. Unser Jacobi, auf's Äußerste darüber entrüstet, schrieb Wielanden das Bitterste, und dieser ließ es zuletzt nicht unerwidert. Es mußte weit gekommen sein, daß der so artige Redacteur an Jacobi schreiben konnte: Bedenken Sie, daß es einen Grad der

Schwachheit gibt, der die Hochachtung tödtet. Doch ging der Streit für diesmal noch mit Versöhnung aus.

Können wir auch Jacobis Verbindungen hier nicht erschöpfen; so dürfen wir doch Heinse nicht unerwähnt lassen, der unsern Reisenden dort eingeführt hatte, und ihm auch auf einer spätern Lebensstation wieder begegnen wird. Forstern erschien er zuerst als »ein überaus witziger, satyrischer Kopf von weitem Umfang und doch ohne Scheinbarkeit.« Um fünf Jahre älter als Forster, hatte er durch Übersetzungen aus dem unsaubern Petron, durch seine schlüpfrigen »Kirschen«, durch seine Sinngedichte, Laidion und die Erzählungen bereits einen gewissen Namen. Aber selbst dem schalkhaften Wieland war seines Zöglings ausschweifender Muthwille zuviel; wie denn dies sonst kräftige, feinsinnige und vielbegabte Weltkind durch schwelgerische Sinnlichkeit zu keiner Vollendung mit sich selbst und mit seinen Productionen kam. Georg Jacobi hatte ihn von Wieland aus Erfurt mit nach Düsseldorf gebracht. Hier hing er nun fest im Verkehr mit dem Jacobischen Kreis und im bildenden Genusse der herrlichen Gemäldesammlung; wobei er zur Iris des ältern Jacobi und zu Wielands Merkur Beiträge für gutes Honorar lieferte. Er arbeitete eben an seiner prosaischen Übersetzung des Tasso und sprach von seinen spätern Romanen. Allein Jacobi zweifelte, daß er je ein Ganzes von wahrhaft lebendiger Schönheit hervorbringen werde, weil sein Herz echter, reiner Liebe unfähig sei. Es liege nicht in diesem sonst guten und schätzenswerthen Menschen, irgend etwas aus der Fülle zu thun. Und doch konnte der liebenswürdige Jacobi

einen ihm so wenig zusagenden Geist als Gast halten und hegen.

Schließen wir mit Goethe! Gegen diesen, um sechs Jahre jüngern Dichter war Jacobi, ehe er ihn persönlich kannte, sehr voreingenommen gewesen, um der Schalkheit willen, die auch er gegen Georg Jacobi ausgelassen hatte. Doch das Vorurtheil schwand im Augenblick als beide sich in der glücklichen Wechselstimmung eines poetisch-philosophischen Herzensbedürfnisses begegneten. Es war damals geschehen, als das frankfurter Weltkind von den Propheten Basedow und Lavater in die Mitte genommen, nach Cöln kam. Die rasch entstandene Freundschaft athmete so recht in der Substanz des Jacobischen Kreises. Sie sprachen über Spinoza, den Jacobi durch Hemsterhuis kannte. Daß dessen Philosophie auch die Fürstin Gallitzin beschäftigte, verräth ein gedruckter Brief ihres philosophischen Freundes — lettre de Diocles à Diotima sur l'atheisme. Goethe ließ sich von Jacobi belehren, und lebte sich in eine Philosophie hinein, von der sich Jacobi in einer spätern Schrift ganz losschälte.

Von Jacobis Haus und Frauenkreis hingerissen, hatte Goethe bei jenem Besuche lebhaft empfunden, wie alles Gute und Liebevolle was in seinem Gemüthe lag, in der pempelforter Atmosphäre aufbrach und hervor kam. Und Jacobi, voll Bewunderung dieses »außerordentlichen Geschöpfes Gottes«, mochte sich wohl gegen Forstern, als er ihn mit den schönsten Gedichten Goethes bewirthete, über den genialen Poeten in gleicher Weise, wie früher gegen Sophie La Roche aussprechen: »Goethe ist der Mann dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebes-

feuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erſt ſeine echte eigenthümliche Feſtigkeit erhalten; denn Goethes Anſchauung hat meinen beſten Ideen, meinen beſten Empfindungen — den einſamen, verſtoßenen — unüberwindliche Gewißheit gegeben.«

Mit dieſer Gewißheit hatte Jacobi ſeine ſchriftſtelleriſche Weihe empfangen. Früher hatte er bloß einzelne Gedichte ſeines Bruders in's Franzöſiſche überſetzt, in der Weiſe ſich unterordnend, wie er in ihren Knabenſpielen, wenn Georg den Prediger machte, als Küſter hinter ihm hergegangen war. Dann hatte ihm Wieland kleine Aufſätze zum deutſchen Merkur abgeſchmeichelt. Nun aber ging er an größere Sachen. Er gab in der Iris ſeines Bruders die Erſtlinge von Allwills Briefen. Die Briefform war damals für den Roman überhaupt beliebt oder vielmehr bezeichnend. Briefe machten durch ihre innerliche Ausdrucksweiſe den natürlichen Übergang vom Lyriſchen zur erzählenden Darſtellung; ſie kleideten die ſentimentale Stimmung jener Zeit am beſten, ja man führte mehr als heut ein wirkliches Briefleben. Jetzt, bei Forſters Durchreiſe, war Jacobi mit ſeinem »Woldemar« beſchäftigt, und las eines Abends ein Bruchſtück aus dieſem poetiſch-philoſophiſchen Roman vor.

Aus den verſchiedenartigen Unterhaltungen während der vier Raſttage faßte Forſter ſein erſtes Urtheil über Jacobi dahin ab, — er ſei ein überaus einnehmender, ſcharfſehender, einſichtvoller Mann, voll Gefühl für's Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meiſten Gegenſtände, Goethes Buſenfreund, auch

Wielands, Leſſings, Klopſtocks kurz, aller deutſchen Genien Bekannter, Correſpondent und Freund. —

Und nun ſteht unſer Reiſender im Begriffe, die gaſtfreundliche Familie zu verlaſſen.

In der Verwirrung ſo vieler raſch empfangener Eindrücke kam Forſter vielleicht erſt nach und nach zur Beſinnung darüber, welch' ein ſchöner Umblick auf das geiſtige Leben ſeines wieder betretenen Vaterlandes ihm auf dieſer zufälligen Ruheſtation ſeiner Wanderſchaft gegönnt worden, — auf die mannichfaltigen Richtungen des Dichtens und Forſchens, des Zerſtörens und Verbeſſerns, des Wirkens und Schwärmens, wo überall junge muthige und übermüthige Kräfte ſich beſtritten und beſtrebten. Es waren gerade auch die Bewegungen, in denen allein ſich etwas von nationaler Einheit verrieth, und die allein auch in dieſem Lande zu einem Unterkommen für ſeinen Vater und vielleicht auch für ihn ſelbſt führen konnten. Nur um von Demjenigen, was durch den viertägigen Umgang mit Jacobi in Forſter angeregt werden mußte, einen flüchtigen Begriff zu geben, haben wir an einiges von den bekannten Verbindungen dieſes liebenswürdigen Mannes zu erinnern verſucht.

Aber auch der Einblick in die Familie Jacobis konnte in Forſters Herzen nur wohlthuend nachwirken. Jene Rührung, die er am erſten Abend empfunden hatte, aus der Erinnerung an die Seinigen entſprungen, führte doch auch zu einem Vergleich der ſorgenvollen Lage derſelben mit dem durch Wohlſtand, Bildung und Liebe ſo glücklichen Hauſe in Düſſeldorf. Hätte doch der junge Mann nach einer ſo reichen Weltfahrt in ſolch' einen

glücklichen Hafen einlaufen können, um in heitrer Muße jene Reiſe zu verarbeiten; ſtatt daß er nun von einer zur andern deutſchen Stadt pilgerte, eine Zuflucht für den Weltumſegler Forſter und ſeine dürftige Familie zu ſuchen!

Mit welchen Gefühlen und Nachklängen Georg aus Düſſeldorf und von Jacobi geſchieden war, verrathen ſeine erſten Briefe, in denen ſein Dank, ſeine Verehrung und Liebe in wahrhaft ſchwärmeriſchen Worten laut werden.

Aber auch er ließ die angenehmſten Eindrücke zurück. Gleich hinter ſeiner Abreiſe ſchrieb Jacobi an die Freundin Sophie im Thal Ehrenbreitſtein:

»Beinahe hätten Sie einen ſehr intereſſanten Beſuch bekommen von Herrn Georg Forſter, der mit Cook die Reiſe nach dem Südpol und um die Welt gethan hat. Er war fünf Tage hier, und hätte ſich wohl gern auf ſein ganzes Leben hier feſtſetzen laſſen. Es iſt ein gar herrlicher junger Menſch. Ich habe lang niemand geſehen der mir das Herz ſo abgewonnen hätte, wie dieſer Forſter, und einen ähnlichen Eindruck hat er auf alle gemacht, die hier mit ihm umgegangen ſind.« —

Es läßt ſich vermuthen, daß Jacobi mit dem wohlwollenden Herzen im Auge hinter der reiſenden Angelegenheit ſeines Gaſtes, wie zart und zurückhaltend Georg auch zu ſein pflegte, doch etwas von der Noth und Bedrängniß der Forſterſchen Familie wahrgenommen habe. Denn in einem Schreiben an den jungen Freund, worin er die allzuſchnelle Flucht der mit ihm verlebten paar Tage beklagte, forſchte er nach den Ausſichten und An-

ſchlägen deſſelben, und — ob er vielleicht etwas für ihn thun könnte.

Wir beſorgen im voraus, Forſter möchte ſolche freundſchaftliche Hülfe nöthig genug haben.

Jener Brief folgte dem Reiſenden auf dem Wege nach Heſſenkaſſel.

Deutſches Unterkommen.

Kaſſel hatte bereits einen glänzenden Aufſchwung genommen, als Forſter am 30. November zuerſt dahin kam. Landgraf Friedrich II. war ſeit 1763 in ſeine Reſidenz eingekehrt. Er hatte zuletzt zu Braunſchweig in einer Art von Verbannung gelebt, von ſeinem Vater, ſeiner Gemahlin und den Kindern getrennt, ſeitdem ſein Übertritt zur katholiſchen Kirche bekannt, und von ihm eingeſtanden worden. Seinem Regierungsantritte hatte das Land mit der Beſorgniß entgegen geſehen, er werde die Politik ſeines Vaters ändern, und ſich an die zum Schutze der Landesreligion von ihm ausgeſtellte »Religions-Aſſecurations-Akte vom 28. October 1754« wenig gebunden halten. Durch öſtreichiſchen Einfluß war Prinz Friedrich, während eines Beſuches beim Kurfürſten Clemens Auguſt von Cöln, katholiſch geworden; unter öſtreichiſchem Einfluſſe ſuchte man ihn zu überzeugen, daß er durch jene, ihm von ſeinem ſtrengen Vater abgenö-

thigte Akte (Verfassung) in seinen angebornen Fürstenrechten viel zu sehr beschränkt werde, als daß sie für ihn verbindlich sein könne. Allein so leicht der sanfte, gutmüthige Prinz sich erst hatte verleiten lassen, so entschieden hielt er jetzt aus Achtung vor seinem Lande, gegen alle östreichischen Künste, am Bündniß mit Preußen und den kirchlichen Anordnungen seines Vaters fest. Natürlich fand sich im Dienste solcher echt fürstlichen Gesinnung auch kein Minister, der fremden Absichten das Recht und die Wohlfahrt seines Vaterlandes zu opfern getrachtet hätte. In andern Stücken hatte dagegen der Fürst nach seinem Regierungsantritte die annehmlichsten Veränderungen in seiner Residenz vorgenommen, und dabei ungewöhnliche Kenntnisse und Bildung an Tag gelegt. Die Verwüstungen des siebenjährigen Krieges und zweier Belagerungen waren allmählich geheilt, die Festungswerke gänzlich abgetragen; die weiten Räume geschleifter Wälle und ausgefüllter Gräben theilten sich zu Bauplätzen ab, und nahmen nach und nach hübsche Gebäude und neue Straßen auf. Aber nicht bloß eine frischere Luft drang in die dumpfen Gassen der Altstadt: ein geistiger Hauch erfrischte zugleich das abständige Leben einer ziemlich philisterhaften Bevölkerung. Neben einer neugestifteten Maler- und Bildhauer-Akademie, die sich für Kassel fördernd erhalten hat, wurde die Musik lebhaft betrieben, leider! von zwei französischen Marquis zu ausschließend auf italienische und französische Oper gerichtet. Desto erfreulicher war des Landgrafen Unternehmen, Kassel zu einem lebendigen Sitze für die Wissenschaften zu machen. Das überkommene Carls-Colleg

gab den Mittelpunkt ab, an den in wiederholter Verjüngung deſſelben das wiſſenſchaftliche Leben ſich anſchloß. Hier fanden ſich ſeit 1773 bis zu Friedrichs Tode ſo viel literariſch ausgezeichnete und ſtrebſame Köpfe zuſammen, wie keine andre ſtädtiſche Mauerkrone von ſo kleinem Umfang auf einmal umfaßt hat. Die Philoſophie, die Welt- und Naturkunde, die Geſchichte, Civil- und Staatsrecht, die Kameralwiſſenſchaften, Medizin und Entbindungskunſt wurden von Lehrern vertreten, die eine bleibende, mehr oder weniger glänzende Stelle in der Geſchichte unſerer Literatur einnehmen, wie Dohm, Johannes Müller, Runde, Tiedemann, Mauvillon u. a.

Unter dieſen ſuchte Forſter für ſeinen Vater einen Platz. Sein Erſtes war ſich an die Miniſter zu wenden. Er fand eine ſchmeichelhafte Aufnahme bei Baron Waitz von Eſchen und dem General von Schlieſſen. Beide waren Männer von anerkannten Verdienſten. Waitz war mehrmal in Perſon von Friedrich dem Großen zu Rath gezogen worden. Moſer in ſeinem Buche: »Der Herr und der Diener« nennt ihn »eine Juwele, einen Mann der mit einer, dem echten Verdienſt eignen Beſcheidenheit und mit dem Charakter eines echten Menſchenfreundes eine tiefe Einſicht im ganzen Umfang der Finanz- und Kameralwiſſenſchaft, ja in die Cabinetsgeheimniſſe der Natur verbinde.«

Noch imponirender kam Forſtern der General von Schlieſſen vor, den er in der Unterhaltung über verſchiedene Zweige der Literatur tief, klar, gelehrt und ſcharfſinnig fand. Ein ſchöner Mann aus einem alten pommerſchen Geſchlecht, damals ein tiefer Vierziger, offen,

lebhaften Ausdrucks und geiſtreicher Augen. Aus einer Laune des alten Fritz des preußiſchen Dienſtes entlaſſen, war er nach Heſſen gekommen, und als General-Lieutenant in's Miniſterium getreten. Mit mannichfachen Kenntniſſen ausgerüſtet, die er ſich durch eigne Studien erworben, arbeitete er damals an der zwei Jahre ſpäter anonym herausgegebenen »Nachricht von dem pommerſchen Geſchlecht der von Sliewin oder Schlieſſen«. Dieſe muſterhafte Geſchlechtsgeſchichte gibt zugleich in einer Einleitung eine ausgezeichnete Geſchichte des Adels überhaupt, in edler, körniger Sprache, voller Ergebniſſe geiſtreicher Forſchung.

Von beiden Miniſtern ward der junge Weltumſegler mit Gaſtmahlen geehrt, und in den erſten Tagen dem Fürſten im Kunſthauſe, vor den aufgeſtellten Antiquitäten vorgeführt. Dieſe in Italien geſammelten Schätze waren des Fürſten ſchwache Seite. Forſter ließ es ſich etwas koſten, ſie über Gebühr zu loben, und ſelbſt mit etwas mehr Kindes- als Wahrheitsliebe ſeinen Vater für einen beſondern Kenner und Forſcher in dieſem Fach auszugeben. Dennoch gelang es ihm nicht, die erwünſchte Anſtellung für denſelben zu erlangen. Der Fürſt hatte ſich an ſeinen Sammlungen zu ſtark verausgabt, um dem alten Forſter einen ſeinem Ruf und ſeiner ſtarken Familie angemeſſenen Gehalt anbieten zu können. Statt deſſen wünſchte er aber den Sohn, der ihm ſehr gefiel, zu behalten. Er forderte ihn auf, ſeine Weiterreiſe über eine Verſammlung ſeiner Antiquitäten-Geſellſchaft zu verſchieben. In dieſer hielt Forſter eine ſchnell entworfne franzöſiſche Rede mit allgemeinem Beifall. Unterhandlungen

wegen einer Anſtellung am Carolinum knüpften ſich daran. Man bot 450 Thaler Gehalt mit Ausſicht auf baldige Zulage und freie Muße zu eignen Arbeiten. Für ſeinen Vater erhielt er Verſprechungen und zur Anerkennung eines dem Landgrafen überreichten Werkes den Werth einer goldnen Doſe mit 50 Dukaten.

Nur ungern und auf Zurathen von Freunden entſchloß ſich Forſter das Anerbieten anzunehmen, und als Profeſſor der Naturkunde in Kaſſel zu bleiben. Er fühlte ſich mehr gedrückt als befriedigt. War er doch nach Deutſchland gekommen, »nicht um für ſich zu ſorgen, ſondern für den Vater irgend eine Lücke auszuſpähen, wo der unglückliche Mann zur Ruhe kommen, d. i. in Sicherheit vor der ſchweren Laſt der Nahrungsſorgen fortarbeiten, der Welt und ſich ſelber wieder nützlich ſein könnte.« Die Umſtände hatten aber nur ihn begünſtigt, und dies nicht einmal ohne Opfer. Denn — wie ſollte er ſeine Niederlaſſung und Einrichtung anders anfangen, als mit Schulden? Und doch, mußte er ſich nicht dazu entſchließen, wenn auch nur »um nicht vollends in Unthätigkeit zu Grunde zu gehen?«

Außerdem ſagte ihm Kaſſel ſelbſt ſehr zu. Er fand die Stadt ſchöner, als irgend eine gelegen, und das Leben der Profeſſoren höchſt einfach eingerichtet, zurückgezogen, auf die Familie eingeſchränkt und bewundernswerth häuslich. Er rechnete ſeinem Vater die einfache Art des Kleideraufwandes, die billige Miethe der Wohnungen und den geringen Lohn der eingeführten bloß weiblichen Dienſtboten umſtändlich vor, als ob er ihm die Hoffnung noch einen Platz in Kaſſel zu erhalten,

durch Zahlen zuverläſſiger machen wollte. Doch ſetzte er ſich ſelbſt nicht ruhig auf ſolche Erwartung nieder, ſondern nahm mit ſeiner Anſtellung gleich einen längern Urlaub zu ſeiner früher beabſichtigten Reiſe nach Preußen, wo er ſich auch für ſeinen Vater ein Unterkommen verſprach. Mit Anfang des Jahres 1779 verließ er Kaſſel.

Neue Bekanntſchaften.

In Göttingen wurde Forſter von den erſten Profeſſoren mit Ehren empfangen. Für Gelehrte hatte ſein Geſpräch ein Intereſſe, für das wir jetzt keinen Maßſtab mehr haben, wie Thereſe Huber in ihren »Nachrichten von Forſters Leben« bemerkt. »Für Michaelis, Heyne und andere geiſtvolle Forſcher des Alterthums und der Menſchengeſchichte eröffnete er die Wiſſensquelle der Urwelt in der Bekanntſchaft mit den noch von keiner Art Civiliſation gemodelten Südſeevölkern, ſo wie in der Kenntniß einer Natur, auf die noch keine Menſchenkraft wirkte.«

Aber auch Forſter konnte neue Lebenskreiſe und eine neue Art von Menſchen kennen lernen. Der weltläufige junge Mann war dem deutſchen Univerſitätsleben doch zu fremd geblieben, als daß ihm Pedanten und Schulfüchſe nicht hätten auffallen ſollen. So fand er, von drei kleinen Kuderhunden unaufhörlich angeklafft, den

ehrenwerthen Professor Büttner am Arbeitstische in einem Tabacksgewölke halb versteckt. Forster »dachte an Cerberus und den Acheron.« Des gelehrten Sprachforschers Gedanken folgten so langsam auf einander, daß er, hinter hundert verschiedenen Sachen aus Forsters Munde bei seinem ersten Gegenstande stehen geblieben, nach einer halben Stunde wieder mit demselben fortfuhr, als spräche er im Zusammenhange mit seinem ersten Worte.

Professor Meiners war in einiger Verlegenheit. Er hatte sich durch Forsters Streitschriften über dessen Recht zur Herausgabe der Reisebeschreibung endlich überzeugt, daß er dem jungen Autor groß Unrecht gethan. Da er inzwischen aber sein erstes übereiltes Urtheil bereits durch weitere öffentliche Besprechung gut zu machen gesucht hatte: so war das Streithühnchen bald gerupft, und in gutem Humor verzehrt. — —

Für Hofrath Heyne empfand Forster alsbald einen warmen Zug des Herzens. Sollte die Anerkennung dieses »vortrefflichen Mannes« vielleicht von einem leisen Vorgefühle der künftigen Verbindung mit ihm durch die Hand der Tochter begleitet gewesen sein? —

Die Zeit, die unser Reisender in seines Vaters Angelegenheit in Braunschweig verweilen mußte, wurde ihm durch Eschenburgs, Lessings und besonders Jerusalems Bekanntschaft »versüßt«, — wie er sich ausdrückte. Denn sein Anliegen war von der Art, daß es einem Manne von seinem Zartgefühl durch leidige Gänge und bittliches Aufwarten bitter genug werden konnte. Er wollte nämlich nicht bloß den Herzog um Verwendung bei dem König

ren Preußen wegen einer Stelle für seinen Vater anzugehen, sondern wo möglich auch durch die Gunst dieses Fürsten und durch die Beihülfe einflußreicher Männer von der Lage die Mittel zur Befreiung seines Vaters aus dem Schuldgefängniß gewinnen. Diese Geschäfte, die abgewartet werden mußten, ließen ihm Zeit zu den literarischen Bekanntschaften, an denen er sich erhohlte.

Mit Lessing scheint Forster gerade in kein näheres Verhältniß gekommen zu sein, so sehr man sich denken sollte, daß beide, so klare und bestimmte Geister einander gut verstanden haben müßten. Freilich konnte Forster nicht ahnen, daß dieser Träger unserer Literatur und Bildung dem Ausgang seines Lebens so nahe sei. Denn schon im zweiten Jahre nachher starb er. Der geistigen Entwicklung seiner Zeit weit vorausgeeilt, schloß er sein Leben mit 52 Jahren und mit »Nathan dem Weisen« ab, um dessen Vermächtniß der drei Ringe immer wieder neuer Eifer und Streit entbrennt.

Eschenburg, der gelehrte Hamburger Kaufmannssohn, kam schon in nähere Berührung mit Forstern durch seine gründliche Kenntniß der englischen Literatur, aus welcher er mit Sprach- und Sachkenntniß uns durch Übersetzung den Shakespeare vermittelte.

Am meisten aber zog Jerusalem unsern Freund an. Der damaligen religiösen Stimmung Forsters entsprach ein Mann, der während eines längern Aufenthalts in London etwas von dem eleganten Christenthum der englischen Theologen angenommen hatte, und mit viel Weiterfahrung sich auch als Prediger um die Aufklärung seiner Zeit bemühte. Der rhetorisirende Gedan-

lengehalt und die gute Prosa seiner »Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion« und seiner »Predigten« fanden später eine rühmliche Anerkennung. Abt Jerusalem war auch auf unfreiwillige und schmerzliche Weise in unsere poetische Literatur verflochten. Er war bekanntlich der Vater jenes jungen, begabten Mannes, der aus unglücklicher Neigung zur Gattin eines Freundes sich erschossen, und dadurch dem jungen Goethe, der ihn zu Wetzlar flüchtig kennen gelernt, Stoff und Anlaß zu dessen »Werthers Leiden« gegeben hatte. Forster kannte den gewaltigen Einfluß, den dies Buch seit vier Jahren auf die damalige schwüle Zeitstimmung ausübte, an welcher der Dichter selbst gelitten hatte, und die auch unsern Reisenden zuweilen nicht unangefochten ließ.

Auch mit Leisewitz wurde Forster bekannt, jenem Poeten, dem sein einziges Product, das prosaische Trauerspiel »Julius von Tarent«, einen Namen in unserer Literaturgeschichte erhält. Mit echt Forsterscher Hingebung bezeichnete er ihn gleich als »einen vortrefflichen Jungen, der eine edle Seele hat.« —

Erst Ausgangs Januar 1779 kam Forster nach Berlin, wo er auf den König und die Männer des Einflusses bei demselben zählte. Während der fünf Wochen, die er verweilte, erfuhr er hinsichtlich der mitgebrachten Vorstellung von dieser großen Stadt einen betrübenden Umschlag. Das Äußere derselben erschien ihm viel schöner, das Innerliche aber viel schwärzer, als er es sich gedacht hatte. — »Gastfreiheit und geschmackvollen Genuß des Lebens, ausgeartet in Luxuriosität und Prasserei,

freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei.«

Er hatte »Geistliche von außerordentlicher Art erwartet, von Gott mit seinem hellen Licht erleuchtet, einfältig und demüthig wie Kinder«, und mußte »den Stolz und Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten« entdecken. Spalding gefiel ihm noch am besten; Nicolai war ihm ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, wenn auch etwas von sich eingenommen.

Es ist derselbe Nicolai, der durch seinen »Sebaldus Nothanker« dem guten Jacobi so viel Verdruß gemacht hatte. Dieser Roman, wenn auch nicht von poetischer Bedeutung, doch von verständiger Composition, zog noch immer an, eben durch die Anzüglichkeit von Personen und Verhältnissen der Gesellschaft, die er behandelt, die ihn als Zeitgemälde noch immer in einiger Bedeutung erhalten. Mit Forstern hatte dieser thätige Buchhändler manche Berührungspunkte. Auch er hatte seine Bildung und Kenntnisse sich nicht auf den Schulbänken angesessen, sondern durch Selbstbelehrung erworben, und besaß Weltkenntniß und Weltmanier. Dabei mußte man ihm Verdienste um die Literatur zugestehen, weniger als Autor, denn als Factor. Seine Thätigkeit fiel zwischen die Periode der Pedanterei vor Lessing und der Poesie nach Lessing. Dort bekämpfte er das geistlose zähe Alte, hier begriff er den kühnen neuen Geist nicht. Er bespöttelte Goethe und bestritt Kant; indem er, geistig beschränkt, seinen verstandesmäßigen Geschmack und seine populäre Philosophie solchen Geistern als Maßstab gewachsen glaubte. Diesen Dünkel merkte ihm

denn auch Forſter an. Sonſt war Nicolai ein tüchtiger Buchhalter der Literatur, und wirkte für dieſe und für Aufklärung überhaupt durch ſeine »Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften«. Und wie er dieſe ſich, nach dem Zeitbedürfniß, in die »Literaturbriefe« und in die »Allgemeine deutſche Bibliothek« verwandeln ließ, verſtand er es auch zur Förderung derſelben die ſtets nachwachſenden literariſchen Kräfte an ſich zu ziehen. Berühmt iſt er auch durch ſeine Spürnaſe für alle Geheimbündnerei und für Jeſuiten. Ob er Forſtern die Maurerei anmerkte, iſt nicht ermittelt; doch begegnen ſich beide ſpäter noch über andern Geheimniſſen. Was Nicolai damals galt, geht auch aus einem Briefe des jungen Schiller an ſeine Schweſter hervor. Der arme Flüchtling getröſtet ſich im November 1782 eines feſten Einkommens in Berlin auf die vollgültigen Empfehlungen, die er an Nicolai habe, »der dort gleichſam der Souverän der Literatur ſei, alle Leute von Kopf ſorgfältig anziehe, ihn ſchon im Voraus ſchätze, und einen ungeheuern Einfluß habe, beinah im ganzen deutſchen Reich der Gelehrſamkeit.« —

Engel erſchien unſerm Reiſenden als launiſches, ſehr gelehrtes Geſchöpf; Ramler als die Ziererei und Eitelkeit in Perſon. Sulzern, den Aeſthetiker, fand er auf dem Sterbebette. Er, der im Widerſpruche mit Leſſing als Grundlage des Schönen das Gute forderte, verſtand es, durch Heiterkeit und Theilnahme bei anhaltenden Schmerzen und Schlafloſigkeit wenigſtens ſchön zu ſterben.

Dem reiſenden Vielgereiſten machte ſich beſonders

die berliner Neubegierde recht läſtig. Bei unzähligen Mittag- und Abendeinladungen querichten ihm dieſelben Fragen immer wieder die alten Geſchichten aus; als ob er nur geliehen ſei, müſſigen Leuten die Zeit zu vertreiben. In einem Briefe an Jacobi beſchwerte er ſich in den lebhafteſten Ausdrücken, wie ihn dieſe »Seccatori« faſt zu Tode gequält hätten. Eben ſo verdrießlich ward ihm die allgemeine Vergötterung und Anbetung des Königs, dieſe Lobpreiſung auch deſſen, was ſchlecht, falſch, unbillig oder wunderlich am alten Fritz erſcheinen mußte. Ganz unleidlich fand er das berliner ſchöne Geſchlecht, — in Eigenliebe und Gefallſucht ſo verderbt, wie in Paris oder irgendwo, den Ton der guten Geſellſchaft auf fade, abgeſchmackte Witzeleien und Complimente, auf das unaufhörliche Grſinnen der ſogenannten jolis riens geſtimmt, wo gar nichts gedacht, und außer der gröbſten Sinnlichkeit nichts empfunden werde. — Hätte Forſter nicht als ausdrücklich befriedigend einzelner Abende erwähnt, die er bei Nicolai, Engel und Andern heiter und mit guten Einfällen und Hiſtörchen verbrachte, wir würden ihn für hypochondriſch geſtimmt, oder unzufrieden mit ſeinen Bemühungen halten.

Doch dies letztere war er wirklich. Er hatte um ſeines Vaters willen die verſchiedenſten Menſchen von Einfluß angehen und ſich in ſie ſchicken müſſen, nur um keinen übeln Eindruck zu hinterlaſſen, wie es ſelbſt Goethen ergangen war, der bei ſeinem Beſuche durch ſein wenig biegſames Weſen allgemein mißfallen hatte, ſich ſelbſt aber auch an der verdorbenen Brut wenig erfreut haben ſollte. Und nach dem Allen hatte er außer

ſchwanken Andeutungen und unnebelten Hoffnungen wenig Tröſtliches in Potsdam erwirkt.

Damit reiſ'te er ab; beſuchte in Kloſterbergen den Abt Reſewitz, einen alten Freund, zu deſſen Geburtstagsfeier er eben recht kam, und ging dann nach Deſſau, zu dem humanen Fürſten, den er aus London kannte.

Fürſt Franz gehörte unter den kleinen Regenten des 18n. Jahrhunderts weder zu den ſelbſtherrſchenden Despoten, noch zu den wohllüſtigen Vermiethern ihrer »von Gott verliehenen« und oft genug in des Teufels Namen geführten Macht, ſondern war einer der wenigen, die eine ererbte Kleinſtaaterei von der idylliſchen Seite des Volksfamilienlebens auffaßten. Seit der Rückkehr von ſeinen Reiſen hatte er ſich beſonders mit Verſchönerung ſeines Landes und um die Bildung ſeines Völkchens bemüht. — Bildung und Aufklärung der Menſchheit war damals die Loſung, und man betrieb dieſelben mit ſolcher Schwärmerei, daß man gerade den wunderlichſten Wegen zu dieſem Ziel am liebſten Vertrauen ſchenkte. So hatte der Fürſt den Neid von ganz Deutſchland auf ſein kleines Deſſau gezogen, als er den Ausbund aller ſeltſamen Zeitfiguren, der ſich zur Begründung einer großen Bildungsanſtalt öffentlich ausbot, meiſtbietend gewonnen hatte. Es war der bekannte Baſedow, jener ſchmutzig ausſehende, liederlich aufziehende Enthuſiaſt, jener eitle Trunkenbold und ſtreitſüchtige Grobian, der als widerwärtiges Gefäß den Heiltrank der Menſchheit zu enthalten einen Preiszettel an ſich trug. Baſedow's Philanthropin in Deſſau war aber bereits wieder im Verfall; er ſelbſt, nachdem er durch ſeine Unverträglichkeit

die beſten Lehrer, wie Salzmann, Campe vertrieben hatte, war ausgeſchieden. Doch traf Forſter bei ſeinem Beſuche mit einem ruſſiſchen Oberſten zuſammen, der ſeinen Sohn in die Anſtalt gebracht hatte. Was der Fürſt weiter für Schulen, Bauten u. ſ. w. in Deſſau und Zerbſt that, fällt größtentheils ſpäter. Das Luſtſchloß Wörlitz war aber ſchon fertig, das Luiſium, wie es der Fürſt nach ſeiner Gemahlin Luiſe nannte, dieſer durch ſchöne Geſtalt und Geiſtesbildung ausgezeichneten Frau. Hier weilte der Fürſt am liebſten. »Zu edel, um die erzwungenen Bücklinge und Narrenpoſſen der Hof-Etiquette leiden zu können,« hatte er die einfachſte Einrichtung des Hofſtaats angeordnet. —

Der Frühling meldete ſich bereits an einzelnen Tagen mit freundlichen Sonnenblicken an. Der Fürſt nahm daher ſeinen Gaſt mit nach Wörlitz. Forſter blieb drei Tage. Man machte Morgenſpaziergänge zuſammen, und an einem der Abende beim Thee, den die Fürſtin ſchenkte, hielt Forſter einen Vortrag über die Kunſtſachen aus der Südſee, die der Fürſt hier aufbewahrte. — »Jetzt bin ich wieder mit dem Geſchlechte der Durchlauchtigkeiten ſo halb verſöhnt, ſchrieb Forſter an ſeinen Vater, um der guten Fürſten willen, die ich hier faſt noch beſſer finde, als damals in England. Für das bischen Höflichkeit, das wir ihnen in London erwieſen, können ſie ſich nicht oft genug erkenntlich zeigen, und von den paar Lappen tahitiſchen Zeugs, die wir ihnen gaben, habe ich alle Tage hören müſſen.«

Vor dem Scheiden von Wörlitz nahm der Fürſt eines Morgens Forſtern mit in ſeine Bibliothek, wo er

ihm auf die zarteſte Weiſe als Zeichen ſeiner Dankbarkeit und Bereitwilligkeit dem alten Forſter nützlich zu ſein, 100 Louisd'or für denſelben mit den Worten zuſtellte: Sie wiſſen, meine Kräfte ſind nicht groß, aber kann ich ſonſt durch meine Freunde in London noch etwas für Sie bewirken, ſo ſagen Sie es nur, ich verpflichte mich zu allem.

Noch aus Deſſau kündigte Forſter ſeinem Vater die Summe an, die ihm zentnerſchwer anzunehmen geworden ſei. Es iſt dabei die Rede von Ausrüſtung des Überzugs nach Halle, und daß wohl bereits durch die Bemühung der wenigen edeln Seelen, die ſich des Vaters angenommen, alle Schwierigkeiten gehoben ſein würden. Dies zielt offenbar auf Forſter's Löſung aus Kingsbench, und es läßt ſich errathen, daß der Herzog von Braunſchweig und die Maurerei dazu geholfen haben. In Berlin war zugleich eine Profeſſur an der Univerſität Halle für den älteren Forſter in Ausſicht geſtellt worden.

Einrichtung und Verkehr.

Der Frühling begrüßte Forſtern bei ſeiner Wiederankunft in Kaſſel. Er fand die Gegend reizend ſchön; die Obſtgärten prangten mit einer Verſchwendung von Blüthen, und allenthalben war's voll Nachtigallen. Er fühlte ſich außerordentlich wohl, und auf den Morgen-

ſpaziergängen ſein ganzes Weſen von den herrlichſten Empfindungen getragen. Das Carolinum, von nur wenig Studenten beſucht, gab ihm keine volle Beſchäftigung. Indem er aber dieſe Muße zu Studien und literariſchen Arbeiten zu benutzen ſuchte, fehlte es ihm an Hülfsmitteln. Seine Bücher, Pflanzenſammlungen und Inſtrumente waren auf der Überfahrt von England über Hamburg durch Stranden des Schiffes theils verloren, theils verdorben worden. Kaſſel bot keinen Erſatz. Er nannte es eine ordentliche Wüſte, wenn es auf neue Bücher ankomme, indem der Fonds zu Anſchaffungen für die fürſtliche Bibliothek aus jährlich nur 400 Thalern beſtehe, und alle Fächer daher entſetzlich lückenhaft ſeien. Glücklicherweiſe hatte er Göttingen mit Bibliothek und Naturalienſammlung in der Nähe. Nur banden ihn die Lectionen am neu errichteten Cadetten-Corps dergeſtalt, daß er Kaſſel ohne Aushülfe eines Mitlehrers, die dann auf andre Weiſe wieder verbindlich machte, keine Woche verlaſſen konnte.

Da regte ſich denn ſchon früh jener Zwieſpalt, der Forſtern ſein Lebenlang zu klagen gab. Es war der Widerſpruch zweier Bedürfniſſe, die einander auszuſchließen ſchienen, einander aber nur ablöſ'ten. Wir meinen das Bedürfniß — zuweilen wohl auch nur die Unruhe — zu reiſen, und ſodann der Trieb Bücher, Inſtrumente u. d. gl. anzuſchaffen. Beides, da er weder dem Einen noch dem Andern widerſtehen konnte, brachte ihn gar oft in Geldverlegenheit.

Noch hatte es aber mit dieſer Unzufriedenheit nicht viel auf ſich. Der Frühling und die Freundſchaft be-

ſchäftigten ſein Herz. Mit der Andacht an die glücklichen düſſeldorfer Raſttage erhob er das Bild Jacobi's zu den Penaten ſeiner Miethwohnung. »In meiner Einbildungskraft ſtehn Sie vor mir, heißt es in ſeinem erſten Brief an den Freund, — ich ſchaue in das weite, off'ne, durchdringende Auge tief hinein; ein heller Lichtſtrahl ſtießt aus ihrem Blick, den ich begierigſt einſchlürfe. Dann überfällt mich's wieder, daß ich die große, weitſchauende Seele nicht faſſen kann; das Gefühl eigner Schwäche drückt mich nieder, und der Lichtſtrom brennt wie electriſches Feuer, daß ich nicht länger im Stande bin, ihn zu ertragen, und — blinze. Courage, mon coeur! wieder aufgeſchaut! nicht in die funkelnden Augen, ſondern auf die ſchöne, hohe, freundliche Stirn, die wieder ſanftes Zutrauen erweckt, die mir meinen Platz in dem edelſten Herzen anwies, und meines Jacobi Hand mir reichte, wo die Sonne ſo warm, wohlthätig und milde ſcheint« u. ſ. w.

Der Ausdruck dieſer Briefſtelle iſt durchaus bezeichnend für Forſter's Stimmung nach dieſer neuen Bekanntſchaft, und einzig für ſeinen Stil. Man ſieht welch' mächtigen Eindruck die Perſönlichkeit Jacobi's auf den damals ſehr niedergedrückten jungen Mann gemacht hatte. Es iſt aber auch, als ob Forſter eine kleine Anſteckung aus der Jacobi'ſchen Umgebung ausſieberte, oder als ob ein dunkles Nachgefühl der dort herrſchenden Hausandacht der Schweſtern Lotte und Lene den Schreibenden überkommen und angetrieben hätte, nach einem Ausdruck für ſeine Verehrung zu ringen, der zugleich den geſpannten Anſprüchen des Verehrten genug thäte. Denn ſonſt lag

das Überschwängliche nicht in Forster's Feder, so wenig als das Schwulstige, wie es in jener Stelle: »die Stirne, die eine Hand reicht,« zum Vorschein kömmt.

In dieser Stimmung fand Forster kurz nach seiner Rückkehr im Aprilhefte des »deutschen Museums« ein Bruchstück des Romans »Woldemar.« Er war entzückt, er las es sich laut und mit dem eignen Ausdrucke vor, wie er es aus Jacobi's Munde vernommen hatte. Freilich war Forster damals auch für dies grübelnde Seelengemälde in einer empfänglichen Stimmung, so daß er sich lebhaft freuen mochte, Jacobi's religiöse Ansichten so übereinstimmend mit den seinigen zu finden. Und das war's denn auch: der Roman schlug gerade einzelne Saiten in Forster's Herzen an, oder — wie er selbst schrieb — »gewisse abgerissene Worte, gewisse Wendungen und Ausdrücke Woldemar's fielen ihm auf's Herz;« sonst würde seinem gesunden Sinn für das Schöne und Wahre doch mehr aufgefallen sein, wie unerquicklich in diesem Roman geistreich vornehme, selbstbewußte Personen sich in unnatürlichen, erkünstelten Verhältnissen sprungweise bewegen, und über die geheimsten Vorgänge im menschlichen Herzen spitzfindig klügeln. Der Freund bewunderte noch zu lebhaft Jacobi's Persönlichkeit, um es auffallend zu finden, wie sehr dieselbe sich in dem Romane spiegelt und darin abgespiegelt liegt.

Der Roman, der nach jenem Bruchstücke bald erschien, erregte große Theilnahme in den gebildeten Kreisen. Die Stimmung der Zeit kam der Tendenz des Buches entgegen, oder fand sich darin ausgedrückt, indem die Individualität des Menschen in ihrem augenblicklichen

Empfinden und Behagen zum unabhängigen Herrn auch über das Sittliche im Leben gemacht wird. Forſter hatte ſonſt ſtrengere Grundſätze, auch hat das Buch nicht nachhaltig auf ihn eingewirkt, da ſpäter ſelbſt ſeine religiöſen Anſichten ſich der Jacobi'ſchen Philoſophie ganz entzogen. Wir betrachten daher dieſen Roman nicht genauer, zumal er heutige Leſer ſo ſchwer anzieht, und ſo leicht fallen läßt.

Bald kam auch zu Forſter's reiner Verehrung gegen Jacobi ein Zuſatz von Dankbarkeit für — einen Geldvorſchuß, den der poetiſche Philoſoph von Pempelfort dem neuen kaſſeler Profeſſor zu deſſen erſter Einrichtung leiſtete. Dies Gefühl dankbarer Verpflichtung gegen einen angebeteten und wohlhabenden Gönner war ein ſo wenig drückendes Band für Forſtern, daß er, nach ſeinem eignen Bekenntniß, als er ſpäter Gehaltszulage erhielt, gar nicht eilte, es durch Rückzahlung des Betrags wieder zu löſen. Dieſe Empfindung, ſo begreiflich für den Seelenkundigen, hatte vielleicht doch etwas Verführeriſches für einen Mann, der noch mehrmal, auch unter andern Umſtänden, in die ſonſt peinigende Verlegenheit Schulden zu machen kommen ſollte.

In Forſter's Leben ſtoßen wir auf manche vorahnende Äußerung, auf manches vorbedeutſame Begegniß. Vielleicht iſt dies im Leben der meiſten Menſchen nicht weniger der Fall, und man erkennt nur nicht das Vorzeichen, oder hat es vergeſſen, wenn es ſich erfüllt. Wir werden auf dergleichen bei Gelegenheit hinweiſen, wie wir ſchon das Knabenerlebniß mit dem gefundnen Goldſtück als vorbildlich bezeichnet haben. Eben ſo läßt ſich

in einer Bemühung Jacobi's zur Verbeſſerung der Lage ſeines jungen Freundes ein verhängnißvoller Fingerzeig erkennen.

Zu Anfang des Jahres 1779 war nämlich Jacobi nach München berufen worden, um in dem Miniſterium ſeines Gönners von Hompeſch verſchiedne neue finanzielle Einrichtungen bearbeiten zu helfen. Er wurde zum Geheimrath befördert, und ſtimmte dafür, daß der bisher verpachtete Landzoll in den Herzogthümern Jülich und Berg von 1780 an in Adminiſtration genommen würde. Jacobi ſollte dann die Direction übernehmen, und hatte ſchon im Stillen die Abſicht gefaßt, Forſtern zum General-Adminiſtrator vorzuſchlagen, die Caution von 30,000 Thaler für ihn zu ſtellen, und in der Arbeit mit zuzugreifen, bis der Freund ſich würde eingeſchoſſen haben. Dann ſollte es Forſtern ein Leichtes ſein, neben dem einträglichen Amte noch Muße für ſeine wiſſenſchaftlichen Intereſſen zu erübrigen.

Mit dieſer edelmüthigen Geſinnung berührte er unbewußt die heimlichſten Träume Forſter's. Der junge Profeſſor hegte damals keinen innigeren Wunſch, als entweder ein paar akademiſche Jahre frei von allen Geſchäften für ſich zu haben, oder eine Civilbedienung zu finden, wozu — wie er ſcherzend meinte — »ein armer Weltumſchiffer von der Linie der allenfalls noch Verſtand genug mitgebracht habe.«

Indeß drohte dem Unternehmen, worauf Jacobi's gutes Vorhaben berechnet war, eine münchner Cabale. Jacobi hatte ſich gegen Einführung der bairiſchen Mauth in Jülich-Berg geſetzt, und die Nachtheile der Mauth,

ſelbſt für Baiern, dargelegt. Dies war ungnädig aufgenommen worden, und man ließ es ihn nach ſeiner Rückkehr empfinden. Die Gegner ſeiner Entwürfe ſetzten nun auch leichter durch, daß der Landzoll nicht in eigne Verwaltung genommen, ſondern wie früher in Pacht gegeben wurde.

Ob Forſter auf dem Verwaltungspoſten ſeine innerſte Befriedigung gefunden hätte, läßt ſich nicht verſichern. Doch wäre ihm mit dem beſſern Auskommen und einer practiſchen Thätigkeit damals ſehr geholfen geweſen. Denn keine Stellung war ihm weniger angemeſſen, als auf dem Katheder. Hier war der ſonſt ſo beredte, weltgewandte Mann befangen und unbeholfen. Er ſelbſt erkannte es, erklärte das »ſyſtematiſche Dogmatiſiren« für ein ihm völlig verſchloßnes Geheimniß, und konnte einer Profeſſur, ſelbſt auf der erſten Univerſität, nichts Schmeichelhaftes abgewinnen.

Vorbedeutſam finden wir aber Jacobi's Abſicht einmal als Fingerzeig, der Forſtern mit ſeinem innerſten Zwieſpalt an den Staat weiſ't, in welchem Haus und Welt ſich ausgleichen; ſodann als Vorzeichen jenes letzten unglücklichen Schrittes, da Forſter in die öffentliche Verwaltung eingreift im Augenblick, als der revolutionäre Staat unter ihm zuſammenbricht. —

In derſelben Zeit, während Forſter die freundſchaftlichen Abſichten Jacobi's abzuwarten hatte, erwuchſen ihm ſelbſt freundſchaftliche Bemühungen für Sömmering. Dieſer war im April aus England nach Göttingen zurückgekehrt, und bewarb ſich um die eben vacant gewordne Lehrſtelle der Anatomie am kaſſeler Carolinum. Forſter

wendete sich an den Minister von Schlieffen, der am meisten persönlichen Einfluß beim Landgrafen hatte. Diesem war aber schon die Meinung beigebracht worden, daß in Straßburg und in Frankreich überhaupt die besten Anatomen gebildet würden. Es erforderte daher alle Klugheit, den Fürsten von seiner vorgefaßten Meinung abzubringen, und für einen Deutschen zu stimmen, der sogar noch keinen literarischen Namen hatte. Schlieffen gab seinen Rath, hielt sich selbst aber, um den Landgrafen nicht argwöhnisch zu machen, im Rückhalte. Forster instruirte den Freund für das einzureichende Gesuch. Sömmering sollte besonderes Gewicht auf die Ehre legen, die ihn antreibe im Dienst eines Fürsten zu stehen, der eine so seltene Menagerie unterhalte, um derentwillen der Bewerber die günstigen Berufungen nach Jena und Halle auszuschlagen bereit sei. — »Sie können, schrieb ihm Forster, Ihro Durchlaucht das Maul mit Complimenten nicht zu voll schmieren, damit gewinnt man hier öfter.«

Wirklich scheint Sömmering gut geschmiert, und Schlieffen von hinten gut angetrieben zu haben; denn der junge Freund fuhr ganz gut. Er bekam im Laufe des Juni die Stelle, und eilte nach Kassel, wo das anatomische Theater am Geburtstage des Landgrafen eingeweiht werden sollte, und Sömmering daher sein Antritts-Programm zu beeilen hatte.

Diese Wiedervereinigung mit dem Freunde war ein erfreuliches, erquickliches Ereigniß für Forster's Leben in Kassel. Die bleibende Amtsgenossenschaft, ein neues Band zu den früheren Verbänden, versöhnte ihn mit dem Katheder, und ließ ihn die verlorne Zöllnerschaft vergessen, die ihn ja doch von Kassel und dem Freund entfernt hätte. Beide unverheirathet, vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Mittagtische, wodurch sie sich mehr und mehr verbrüderten, und als Duzfreunde, verwandt durch wissenschaftliches Interesse und durch Gesinnung, sich in ein Vertrauen hineinlebten, das bald verhängnißvoll für beide werden sollte.

Ein so inniger Anschluß hielt Forstern freilich von lebhaftem Verkehr mit den andern Professoren ab, unter denen ausgezeichnete Männer waren. Wir nennen Dohm, der aber noch in demselben Jahre nach Berlin zum Departement des Auswärtigen und zum geheimen Archiv mit dem Titel eines Kriegsrathes abging. Er lebte seit drei Jahren in Kassel, wo er auch mit Boje das deutsche Museum herausgab. Seine bekannten »Denkwürdigkeiten« fallen später.

Tiedemann der Philosoph, dachte wohl noch nicht an sein Hauptwerk: »Geist der speculativen Philosophie,« und konnte in 1779 auch noch kein Gegner Kant's sein, mag aber später auf Forster's philosophische Ansichten durch mündlichen Verkehr gewirkt haben.

Ein Mann, der uns durch seinen Verkehr mit Forstern für diesen Freund einige Besorgniß einflößt, war Mauvillon. Er war vom Wege- und Brückenbau als Hauptmann und Lehrer des Kriegsbauwesens zum

Cadetten-Corps übergegangen. Über zehn Jahre älter als Forster, hatte er sich schon mit Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und Sprachen befaßt, und im 7jährigen Kriege als Ingenieur in hannoverschen Diensten gestanden. Jetzt war er mit Professor Schletwein zu Gießen in Verbindung gegen das physiokratische System, dem Jacobi anhing. In näherer Beziehung zu Forster werden wir ihm noch begegnen.

Andre Verbindungen knüpften sich bald nach des Freundes Niederlassung in Kassel mit der Universität Göttingen. So oft er Urlaub erhalten konnte, eilte er hinüber, meist zu Pferde, wozu er fünf Stunden brauchte. Seine Einkehr war sehr oft bei dem damals noch unverheiratheten Lichtenberg, mit dem er dann in launigen Gesprächen zu Rapp's schmackhaften Schüsseln wandelte.

Die Freundlichkeit, mit welcher dieser berühmte Spötter den zwölf Jahre jüngern Forster gleich aufgenommen hatte, erregte dessen warme Hingebung. Forster war ein liebevolles Gemüth, zur Anerkennung ausgezeichneter Menschen — und hierin bis zur Schwärmerei gestimmt. Diese überdauerte nicht immer den guten Verstand und edeln Sinn, womit er seinen Irrthum oder seine falsche Schätzung bald erkannte. Witz und Spott war auch sonst seine Vorliebe nicht: doch kehrte Lichtenberg vielleicht in persönlichem Umgang mehr Herz heraus, als wir ihm hinter dem scharfen Spotte seiner Schriften zutrauen. Durch die Schuld einer Warterin verwachsen, besaß er als Entschädigung, oder wohl auch als zweites Unglück, für alles Schiefe, Verzwickte und Verkrümmte im Leben einen scharfen Blick und Witz. England gab Verüh-

rungspunkte für beide Freunde. Der im Darmstädtischen geborne göttinger Professor der mathematischen Naturwissenschaften war zweimal dort gewesen, wo er an den großartigen und handfesten Verhältnissen des Landes und Volkes den Blick geübt hatte, um mit Humor über die kleinlichen, sentimentalen Erscheinungen des damaligen Deutschlands hinzustreifen. Neben Forster fehlte ihm dessen großartige Gesinnung und eine auf den Kräften des Gemüths oder der Macht des Geistes ruhende Überzeugung, die ihm über seine Zweifelsucht und manche Ängstlichkeit hinausgeholfen hätte. So kam er aber zu keiner festen Anschauung der Welt, und brachte mit seiner schönen Begabung kein umfassendes Werk zu Stande. Seine Gesinnung ging übrigens mit dem Fortschritte der Zeit, während er selbst mehr und mehr vereinsamte, und nach reichlich verausgabtem Spott und Spaß für sich selbst und seine letzten Jahre die Melancholie übrig behielt.

Der Verkehr Forster's mit Lichtenberg ward noch lebhafter durch das »göttinger Magazin der Wissenschaften und Literatur,« das Beide von 1780 an unternahmen. Dadurch änderte sich aber auch Manches in Forster's Meinung von seinem gelehrten Geschäftsgenossen. Wir finden es ausgesprochen bei Gelegenheit eines etwas spätern literarischen Streites, worin Lichtenberg einen groben Angriff Voßens im deutschen Museum mit bitterstem Spott abfertigte. Jacobi war sehr ungehalten darüber, und Forster äußerte darauf über Lichtenberg:

»Er ist aus Muthwillen und Leichtsinn zusammengesetzt, wie Kästner, nur so dreist ist er nicht, und dies

fallt vielleicht auf Rechnung des Körpers. Ich ehre seine Talente, seine mathematische Wissenschaft, seine Schreibart, seinen Witz und seine muntre Laune, seinen oft philosophischen Blick; aber ich finde schlechterdings nichts für mein Herz bei ihm, und unsere Freundschaft kriecht jetzt wieder in die Schranken der gewöhnlichen Bekanntschaft zurück.«

Die Nachklänge aus dem unglücklichen Vaterhause, eine vorherrschende religiöse Empfindsamkeit und jene Schwärmerei, auf die wir nachher kommen, hielten Forster's Gemüth noch etwas schwer und sentimental gestimmt. Als er nachmals diese Krise glücklich bestanden, und sich zu freierm Lebensblicke durchgerungen hatte, gab er sich doch wieder sehr an Lichtenberg hin, und ging nicht selten auf dessen scherzhaften Ton ein, obschon Witz und Humor nie seine entwickelte Seite war.

In jenem Streite nahm er indeß auch nicht für Voß Partei, dem Jacobi geneigter schien, sondern nannte ihn den hochmüthigsten Gelehrten, den er aus Schriften kenne, und dessen Gelehrsamkeit er oft, dessen menschenfreundliches, sanftes Herz er aber nie habe rühmen hören.

Wir müssen hier ein für alle Mal auf Eines aufmerksam machen, was Forster's Art recht bezeichnet, daß er nämlich so leicht, auch bei ganz alltäglichen Anlässen, sich in hohe Seelenstimmungen oder auf umfassende Standpunkte der Betrachtung versetzt, wie es nur den edelsten Geistern gegeben ist. Wir denken solche Äußerungen, die nicht bloß ihn charakterisiren, sondern für den Leser auch etwas Anregendes haben, in diese Lebens-

geschichte wörtlich aufzunehmen, hoffend, daß so edle Worte unserm Versuch einigen Werth verleihen sollen.
Da ruft denn unser Freund bei jenem Federgefecht aus:

»Lassen Sie uns die Wahrheit suchen, um sie fest zu halten und zu küssen, nicht um sie unerkannt und ungenossen, weil wir sie in diesem oder jenem schlechten Gewande nicht vermutheten, unsern Händen entschlüpfen zu lassen. — — — Daß sich doch immer Einer um den Andern und Keiner um sich selbst kümmert! Ein Geschäft, wie die Sorge um Andre, ist das heiligste auf Erden; es setzt Menschen voraus, die dem Ziele der Vollkommenheit so nahe sind, daß sie auch Andern den Weg weisen können. Nach dieser Definition wird mir allerdings alles oder doch das Meiste von dem, was heutiges Tags Philosoph, Professor, Priester, Prediger heißt zum Ekel. — — Wenn wir keinen untrüglichern Wegweiser zur Wahrheit, zur Weisheit und Glückseligkeit als diese hätten, so wäre es besser nicht zu sein. Ich danke Gott, daß ich erkenne, daß die Wahrheit von Menschen ganz frei und unabhängig ist, daß Keiner im Stande ist, sie dem Suchenden vorzuenthalten; daß der, der sie erkannt hat, bei ihrem eignen Lichte wandelt, und nicht irren kann, so er von diesem Führer nicht muthwillig weicht.« —

Bedeutender für Forster und für seine Zukunft verhängnißvoll war das gastliche Haus des Professors Heyne. Seit sechszehn Jahren war es mehr und mehr der Vereinigungspunkt für ausgezeichnete Männer und junge, aufstrebende Talente geworden. Heyne's Persönlichkeit übte eine mächtige Anziehung nicht bloß durch

umfassende Gelehrsamkeit, Geist und Geschmack, sondern auch durch zartes Gemüth, milde, schonende Gesinnung und feines, anständiges Benehmen. Sohn eines armen, aus Schlesien nach Chemnitz geflohenen Leinwebers, hatte er auf den Schulen und in den drückenden Lagen, in die der siebenjährige Krieg ihn versetzte, sich mit Noth und Mißgeschick herumschlagen müssen, und auf dem mühsamen Wege seines Unterkommens »Menschen zu ertragen und zu gewinnen« gelernt. Wodurch er so allgemein anzog und einnahm, war sein vermittelnder Geist und Sinn. Mit dem Bestreben, das römische und griechische Alterthum in die gebildeten Kreise der Gesellschaft einzuführen, und Deutschland mit den ausgezeichnetsten Werken der Engländer und Franzosen bekannt zu machen, mit diesem Humanismus in der Literatur verband Heyne die liebenswürdigste Humanität im Leben, — schonend, versöhnend in Meinungen und Kämpfen, ohne Vorurtheil in philosophischen und kirchlichen Lehren. Als Mann von Einsicht und Charakter, verdient um den Aufschwung der Universität, um die Förderung der literarischen Anstalten und Einrichtung der großen Bibliothek in Göttingen durfte er sich für anerkannt und geschätzt halten, und genoß durch seine Bemühungen zur Wiederbelebung der Alterthumswissenschaften und zur Bildung von Lehrern im Geiste des neuen Lebens eines ausgebreiteten Ruhmes.

Heyne war damals 50 Jahre alt, und seit kurzem zum zweitenmale verheirathet mit einer Schwester des nachmals als Publicist und Staatsmann bekannt gewordenen Ernst Brandes in Hannover. Seine Tochter erster

Ehe, Thereſe, kam in demſelben Jahre 1779 aus einer hannoverſchen Penſion zurück, 15 Jahre alt, und von der Stiefmutter als jüngere Freundin aufgenommen. Thereſe war ein ſtark und blühend heranwachſendes Mädchen, unter ernſter Haltung eine lebendige, leidenſchaftlich erregbare Natur. Im Verkehr mit edeln Jünglingen und würdigen Männern des väterlichen Kreiſes bildete ſie ſich immer mehr zu jener Selbſtändigkeit im Denken und Unbefangenheit im Benehmen, auf die es ſchon die Umſtände ihrer früheſten Kindheit angelegt hatten. Ihre Mutter, kränklich und ſchwermüthig, ließ nämlich das Kind ohne Aufmerkſamkeit, ja ohne Geſpielen im engen Haus und öden Gärtchen gewähren. Von dem, 2 Jahre ältern Bruder lernte ſie leſen, und blieb übrigens ohne Unterricht. Aber ſie athmete in der gelehrten, geiſtvollen Umgebung des Vaters. Aus dem Spieleckchen des Zimmers hervor lauſchte die Kleine dem jungen Dichter Bürger, den beiden Grafen Stollberg und andern talentvollen Studenten, die ab- und zugingen. Später hörte ſie Herdern, während des kurzen Aufenthalts einer erwarteten Anſtellung in Göttingen, der Mutter den Meſſias Klopſtock's vorleſen, den jungen Dänen Balle ihr den Homer überſetzen, und der Vater pflog über Tiſche belehrende Unterhaltung mit dem Töchterchen.

Bald nach ihrer Rückkehr aus der Penſion brachte Thereſe Heyne ein paar Mädchenjahre in Gotha zu, wo ſie auch ihre innigſte Mädchenfreundſchaft ſchloß. So gerade in der intereſſanteſten Zeit ihrer Entwicklung der ruhigen Beobachtung Forſter's entzogen, ſcheint ſie den angenehmen Hausfreund erſt in der letzten Zeit ſeines

kaſſeler Aufenthalts mehr überraſcht, als allmählich eingenommen zu haben. — —

Dieſer Verkehr mit Göttingen zog unſern jungen Profeſſor, wie es ſcheint, mehr an, als das innere Leben in Kaſſel. Seine Briefe wenigſtens, ſonſt voll traulicher Ergüſſe gegen Jacobi und ſeinen Vater, enthalten außer dem Lobe der ſchönen Gegend faſt nur Klagen über die geringe Theilnahme der Kaſſeler an der Literatur. Sonſt findet man wohl die Profeſſoren an den Erholungs- und Vergnügungsplätzen; Forſter gedenkt aber nicht einmal der lockenden Spazierläufe nach Spickershauſen über der nahen hannoverſchen Grenze, wo die in Kaſſel verfolgten Kaffeemühlen noch laut und luſtig knarren durften. Denn der Landgraf gehörte zu jenen deutſchen Fürſten, die den alten Fritz auch in deſſen Kaffeeverboten nachahmten; nur daß dieſer das Kaffeetrinken eigentlich ſteuerbar — der Landgraf aber nur ſtrafbar machte, um nach damaliger Finanzpolitik kein Geld aus dem Lande zu laſſen.

Das damalige Leben am Hofe des Landgrafen wäre überhaupt ein anziehender Gegenſtand der Beobachtung für einen Mann wie Forſter geweſen, hätten nicht Sorgen und Anliegen andrer Art ſein Gemüth eingenommen gehabt. Der Landgraf, luſtig und guter Dinge im Genuſſe des Lebens, aber nicht ohne Grillen und Chimären im Denken und Glauben, war von italieniſchen Prieſtern umgeben, die ihn in dem einen und andern nicht ſtörten. Sein Übertritt zur katholiſchen Kirche hatte eine Trennung von ſeiner Familie herbeigeführt. Daß bei ſolchen Spaltungen das Parteitreiben noch mehr,

als an Höfen überhaupt, Boden und Nahrung fand, ist begreiflich. Forster kannte im Besondern eine »preußische Junta«, die eine Wiedervereinigung des Landgrafen mit seinen nun erwachsenen Söhnen zu hintertreiben strebte, bis diese Verbindung selbst in Uneinigkeit zerfiel.

Zu den rühmlichen Neigungen des Landgrafen gehörte eine, von welcher sich auf seine Nachfolger in der Regierung nichts vererbt hat, — seine Vorliebe für Gelehrte und ausgezeichn.. Talente. Er sah sich von solchen Männern gern umgeben, und zog sie nicht bloß zur Tafel, sondern versammelte sie auch zu gelehrten Unterhaltungen. Da er sich dabei gern als Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften fühlte: so erwartete er auch eine anerkennende Theilnahme, und Forster hatte daher einmal, bei Gelegenheit einer Vorlesung über den Laokoon, zu welcher Sömmering ausgeblieben war, seine ganze Gewandtheit nöthig, den Freund so zu entschuldigen, daß der Fürst sich zufrieden gab. — Für sich selbst scheint Forster dieser fürstlichen Gunst eher ausgewichen zu sein. Dies geht aus einer Äußerung seiner damaligen sittlichen Strenge hervor. »Tugend wohnt an unserm Hofe nicht, schrieb er an Jacobi, — und wie könnte ich nur den Anschein haben, einen Menschen zu ehren und zu lieben, der sie mit Füßen tritt? Ich glaube alles gethan zu haben, wenn ich Ehre gebe, dem Ehre gebührt, aber man fordert mehr, und ich kann nicht schmeicheln.«

Besuche.

Wir gehen hier in jene Kreise des kasseler Lebens nicht tiefer ein, als sich Forster selbst davon berühren ließ. Anziehender war ihm eine neue persönliche Bekanntschaft, die er im ersten Jahre seiner Anstellung machte. Anfangs September 1779 erhielt er Besuch von einigen Fremden. Da sie aus Weimar kamen, fragte er bei einem derselben nach Goethe. Der Befragte war es selbst. Unser Professor wurde in Beschlag genommen, und aß mit ihnen zu Nacht in der Stimmung seiner aufgeregtesten Freimüthigkeit. Goethe war sehr ernsthaft, fragte viel nach den Südländern, über deren Einfalt und kindliches Wesen er sich freute, hielt sich aber, sobald der Oberforstmeister von Wedel in's Wort fiel, zuhörend zurück. Des andern Tags, während die Fremden sich den weißensteiner Park Wilhelmshöhe besahen, erfuhr Forster, daß dieser Oberforstmeister Niemand anderes als der Herzog sei. Er war nun froh, daß ihm in seiner gesternabendlichen Lebhaftigkeit keine Sottise entschlüpft war, meinte aber, es habe Goethen gewiß Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über seine Treuherzigkeit nicht »loszupruschen«. Er brachte die Reisenden noch in die Kunstkammer und zu den Alterthümern des Landgrafen. Auf dem Rückwege zum Gasthofe ließ Forster, an Goethe's Seite, seiner Verehrung für Jacobi freien Lauf, ohne zu wissen, daß

dieſer auf den Dichter, von dem er ſich verletzt glaubte, damals ſehr ungehalten war. Goethe hörte ihm gedankenvoll, aber mit Theilnahme zu, und gab nur, als Forſter ſich über den Woldemar aus überfließendem Herzen ergoß, dann und wann ſein lakoniſches, trocknes Ja darauf. Der erſte Theil iſt nunmehr gedruckt, bemerkte er zuletzt.

Vom zweiten ſind Bruchſtücke im Muſeum mitgetheilt, antwortete Forſter.

Daß er doch nicht hat warten können! rief Goethe. Warum Bruchſtücke? Konnt' er's nicht erſparen, bis der Theil ganz fertig geweſen wäre?

Dieſe flüchtige Mißbilligung ausgenommen, äußerte ſich Goethe nur freundlich über Jacobi. Er nannte ihn beim altvertraulichen Namen Fritz, und trug nach eingenommenem Mittagsmahle, bei ihrer Abfahrt nach Darmſtadt, Forſtern wiederholt auf, ihn zu grüßen.

Der Herzog hatte Forſtern gefallen, als ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel wiſſe, ſehr einfach ſei, und geſcheite Fragen thue. Für einen 22jährigen Fürſten, der ſeit vier Jahren ſein eigner Herr war, fand Forſter viel mehr in ihm, als er erwartet hätte. Goethen, damals in dem ſchönen Alter ſeines 30ſten Jahres, bezeichnete er ſeinem Vater als einen geſcheiten, vernünftigen, ſchnell blickenden Mann, der wenig Worte mache, gutherzig, einfach in ſeinem Weſen. Bah! rief er aus, — »Männer, die ſich aus dem großen Haufen auszeichnen, ſind nicht zu beſchreiben. Der Charakter eines Mannes von hohem Genius iſt ſelten wetterleuchtend und übertrieben: er beſteht in einigen wenigen Schatti-

rungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann.« — Keinen Augenblick fand Forster den Dichter in jener ausgelassenen Laune, die ihm Goethe's Freund Berisch in Dessau geschildert hatte.

Und — sonderbar genug! Kaum war Faust den kasseler Berg hinab, als Mephistopheles hinter ihm herkam, — Kriegsrath Merk, auf seiner Rückreise nach Darmstadt, wohin ja Goethe — freilich, um genau zu erzählen, zwei Monate früher — voraus war. Merk, von Lichtenberg seinem Freund empfohlen, sprach bei Forster ein, der aber, wie er an Jacobi schrieb, keine Zeit fand, ihm den Teufel anzusehen. Doch fühlte er sich durch Mittheilungen Jacobi's in einem folgenden Briefe zu dem Ausrufe veranlaßt: »Warum giebt es Menschen in der Welt, wie Merk? Ich kann sagen, mir schaudert«.

Jacobi war durch Forster's Mittheilungen über Goethes Besuch an ihren Zwist erinnert worden, über den er nicht so heiter, wie der Dichter, hinwegkommen konnte. Man fühlt es Forster's Briefen an, wie sehr er von des verehrten Mannes Empfindlichkeit und Schwäche betroffen war, und obgleich er sich sagte, Zwietracht stiften, sei auch ein Geschäft für die Welt: so zog er es doch vor, den verstimmten Mann zu Muth und Erhebung anzumahnen. Bei dieser Gelegenheit kam er auch auf den literarischen Parteigeist in Deutschland zu reden. Er erblickte in demselben eine Krise zu großen Veränderungen, nicht bloß in der gelehrten, sondern auch in der theologischen und politischen Welt, eine Krise, die

er bei allem Hang ſeiner Seele zur Ruhe herbeiwünſchte, auf die er große Hoffnungen gebaut hatte.

Hinter ſolchen Beſuchen und Erörterungen trat gleich wieder der alte Kummer hervor, der ihn noch immer nicht verlaſſen wollte. Die Lage ſeines »bedrückten und doch nicht verdienſtloſen Vaters« laſtete ſchwer auf ihm; das Verlangen, ihn, »die kranke, tugendhafte Mutter, die ſchuldloſen Geſchwiſter« endlich in Ruhe zu wiſſen, war ſo lebhaft in ſeinem Herzen, daß er nur mit dem Aufgebot aller vernünftigen Grundſätze ſich der Anfechtungen von Schwermuth und Menſchenhaß erwehren konnte. Wie gern hätte er ein paar ſeiner Schweſtern zu ſich genommen; allein ſein jetziges Einkommen ertrug es noch nicht; ob ihm gleich die Wonne, mit ihnen zu ſein, und ihres Umgangs zu genießen, größerer Leiden werth ſchien, als er bisher noch zu erfahren gehabt.

Wie wir wiſſen, hatte Forſter in Kaſſel und in Deſſau Geld für ſeinen Vater empfangen. Aber es hatte nicht weit gereicht. Seitdem war der bekümmerte Sohn »im Gefühl eignen Unvermögens, und weil Noth kein Gebot kennt«, mit großer Selbſtverläugnung wiederholt beim Könige von Preußen eingekommen, und hatte die königlichen Schweſtern, Prinzeſſin Amalia und Herzogin von Braunſchweig, ja den Herzog ſelbſt und den Prinzen Karl von Heſſen um Vermittlung und Fürſprache angegangen. Durch Abt Jeruſalem erhielt er gute Zuſagen des Herzogs, und durch Herrn von Catt, den Vorleſer des Königs, einige Ausſicht auf die Anſtellung in Halle. Endlich war es ſo weit gekommen, daß ſein Vater, hauptſächlich durch den Herzog Ferdinand

— »einen der besten Menschen und nebenher auch Fürsten«, wie ihn Forster bezeichnet, — mittelst einer ansehnlichen Rimesse aus dem Labyrinth gezogen wurde: die londoner Gläubiger wurden befriedigt und die Professur der Naturgeschichte in Halle angeboten. Da setzte der Tollkopf den alten Eigensinn oder Hochmuth auf, und wollte, pochend auf seine gerechten Forderungen an die englische Krone, nichts davon hören, daß er edlen und großmüthigen Seelen in Deutschland etwas kosten solle. — Doch scheint er sich bald eines Bessern besonnen zu haben; denn nicht lange darauf hatte er Kingsbench verlassen, und traf Anstalten zu seinem Überzuge nach Halle.

Forster beschloß sein erstes kasseler Jahr mit einer kleinen Druckschrift, die im Spätherbst erschien: »Leben Dr. Wilhelm Dodds.« — Er hatte sie schon vor zwei Jahren, gleich nach der Hinrichtung dieses englischen Geistlichen, auf Verlangen des Verlegers binnen 14 Tagen geschrieben, und war sehr ungehalten über die Verzögerung der Herausgabe, ohne daß ihm eine nochmalige Überarbeitung der »Shartek«, wie er sie nannte, war vergönnt gewesen.

Es ist die interessante Lebensgeschichte eines unglücklichen Geistlichen, dem zu einer hübschen Gestalt und einnehmendem Äußern eine leidenschaftliche Neigung für das andre Geschlecht gegeben war, — eine Erzählung, die sehr anziehend entwickelt, wie des jungen Mannes früher Hang zu Zerstreuung und Wohlleben an seinem lebhaften und begabten Kopfe leider! einen allzubereitwilligen Vermittler findet, bis er selbst in die Schlinge des Hen-

kers fällt. Jacobi nannte dieſe Geſchichte lehrreicher, inſonderheit für unſere Zeit, als irgend ein Dichter ſie hatte erſinnen können, und geſtand, daß er in Betracht der Jugend des Verfaſſers bei mancher Stelle vor Verwunderung geſtutzt habe.

Allerdings ſticht in der für das Volk beſtimmten Darſtellung das Moment der moraliſchen Belehrung etwas ſtark und zuweilen jugendlich hervor. Doch bleibt es bei der klaren, angemeſſenen und anmuthigen Sprache dieſes Lebensgemäldes immer erſtaunlich, daß auch ſchon des jungen Forſter's Feder, die doch öfter auch in's Franzöſiſche und Engliſche tauchte, in ſeinen deutſchen Schriften ſo rein und richtig fließt und niemals eine fremdſprachliche Wendung in ihrer Spule zurückbehält.

Ökonomie und Philoſophie.

Der Frühling des Jahres 1780 ließ ſich für Forſtern mit guten Ausſichten auf Verbeſſerung ſeiner Lage und auf muntere literariſche Thätigkeit an. Der Landgraf bewilligte ihm, mit Übertragung der Aufſicht über das Naturalien-Cabinet, 100 Rthlr. Zulage. Dies Cabinet, eines der magerſten, das ſich denken ließ, war von Forſter's Vorgänger in größter Unordnung hinterlaſſen worden; es diente aber dem Landgrafen zur Unterhaltung. Er beſuchte es täglich, und Forſter ward

bald genug inne, daß es zu diesem Amt gehörte, dem Fürsten einen Theil seiner Langweile zu vertreiben.

Literarisch erschien von ihm zunächst freilich nur früher Geschriebenes. Das zweite Stück des göttinger Magazins brachte Cook's Leben, zwar von Lichtenberg verfaßt, aber dem Inhalte nach fast gänzlich von Forster, der auch das Bildniß Cook's für sprechend ähnlich erklärte.

Damit es denn aber dem April nicht an Frostgestöber fehle, lief, vom 15ten dieses Monats datirt, ein französischer Brief Camper's aus dem Haag ein. Camper war letzten Herbst in Kassel gewesen, ohne Forstern besucht zu haben, und dieser, der sich gegen ihn nicht ganz klar fühlen mochte, hatte ihm darüber geschrieben. Nun kam die Antwort, und zwar so derb, als es sich nur immer in gutem Französisch geben läßt. Forster's Haltung auf der Durchreise im Haag, seine Besuche bei Vosmaer, ein diesem mitgetheilter Brief und die Unaufmerksamkeit gegen Männer, denen er Achtung schuldig sei, wurden ihm zum Vorwurfe gemacht, und sollten als bedenkliche Züge seines Charakters angesehen werden. Camper erklärte ihm geradezu, er schätze seine Kenntnisse, aber Freundschaft messe man einem Manne nicht nach dessen Geist und Wissen, sondern nach moralischer Gesinnung ab. Sobald Forster sich in Betreff seiner behaupteten Ehrlichkeit ausweisen werde, wolle er ihm alle Genugthuung geben, und was dergleichen mehr war.

Forster fühlte sich in den Augen eines so vorzüglichen Mannes zu sehr gedrückt, als daß er sich zu rechtfertigen hätte unterlassen mögen. Und daß er es

konnte, geht aus einem, freilich erſt im Spätſommer eingelaufenen weitern Schreiben Camper's hervor, worin er ſich vollſtändig befriedigt erklärt, Forſtern um Austauſch ihrer Freundſchaft und um die Gefälligkeit bittet, ihm von Zeit zu Zeit zu ſchreiben.

Inzwiſchen wollte die neue Zulage und Verbeſſerung ſeines Einkommens nicht lange vorhalten. Nach kaum neun Monaten finden wir Forſtern in einer Art von Verzweiflung über ſein Budget. Einzelne kleine Schuldpoſten im Belang von 100 Rthlrn. waren ihm, wie kleines Ungeziefer, am läſtigſten; ſo daß er darauf dachte, eine Summe von 1000 Rthlrn. aufzunehmen, um jene loszuwerden, und nur einen einzigen Gläubiger zu haben. Allein er konnte nur 600 Rthlr. erhalten, was nicht zureichen wollte, Schulden und laufenden Bedarf befriedigend auszugleichen. Er enthielt ſich nicht, gegen Jacobi zu klagen, nur um ſeiner Bedrängniß etwas Luft zu machen. Statt des erwarteten Rathes erfolgte das Anerbieten eines jährlichen Vorſchuſſes von 25 Piſtolen zu häuslicher Erleichterung. Anfangs lehnte Forſter dieſe Herausforderung der Freundſchaft auf Piſtolen gerührt ab, weil er, wenn auch ſich damit erleichtern, doch ſeiner Plage kein rechtes Ende machen könne.

Man ſieht, wie ſchwer es dem Freunde ward, zu wirthſchaften, ſeine einzelnen Ausgaben zu meſſen, und mittelſt einer Verbeſſerung ſeiner Einnahme kleine Schuldpoſten nach und nach abzutragen. Dieſe waren ſo unvermerkt aufgewachſen, bis ſie ihn quälten; nun erfaßte ihn die Ungeduld, ſie auf einmal loszuwerden. Gerade

so hatte er sich einst in die warringtoner Pastetchen hinein gegessen. Und gerade so nahm er auch wieder, laut seines Briefes an Jacobi, — »da, wo menschliche Hülfe nicht zureichen wollte, zum alten Gottvertrauen seine Zuflucht, und machte die alte Erfahrung, daß, je mehr der Sturm sause, desto ruhiger alles in seiner Seele werde, ein Vorbote heitern und sanften Wetters.« — Vielleicht wirkte indeß dies Vertrauen wenigstens auf seine Erleuchtung; denn nach einem halben Jahre nahm er doch die Beihülfe des beharrlichen Freundes mit Dank und mit der ihm mehr und mehr geläufigen Selbstberuhigung an, daß er sich ja immer mehr einschränke, und daß er dies und jenes entbehren könne.

Oder wäre dem Freunde jene in den Pferdehuftritt gefallene Guinee noch einmal in andrer Gestalt beschert worden? Denn bald darauf, um die Mitte des Jahres 1781, folgte auf jene »Vorboten guten Wetters« eine heitre, weite Aussicht, nämlich — nach Mitau, wohin Forster einen Ruf an das akademische Gymnasium als Professor der Philosophie erhielt. Das Anerbieten schien sehr vortheilhaft: für wöchentlich vier Stunden Vortrag wurden 400 Species, nebst einem gewissen Deputate an Weizen und Korn, einem fetten Ochsen und Matrikelgeldern geboten. Zur Reise waren 100 Ducaten ausgesetzt, und mit einem Worte, allerlei Annehmlichkeiten seiner Lage in Aussicht gestellt. —

Für uns läßt dieser Ruf eine ironische Betrachtung zu. Da nämlich Forster an die Stelle des als Oberhofprediger nach Darmstadt berufenen, später so übel berufenen Consistorialraths Stark treten sollte; so war

es wohl keine Professur für Wissenschaften, die im weitern Sinne zur philosophischen Facultät gerechnet werden; sondern es galt um Vorlesungen über eigentliche Philosophie. Niemand stand aber Dem, was Schulphilosophie heißt, entfernter, als unser Forster. Betrachten wir dies Verhältniß mit ein paar Worten.

Forster's Schule hatte, wie wir gesehen, keine philosophische Klasse gehabt. Die sogenannten philosophischen Collegien, die er als lehrender Knabe in Warrington nebenher mitnahm, sind wohl nicht in Anschlag zu bringen. Philosophie kümmerte ihn auch nicht, wenn er als Professor in Kassel die Universität Göttingen zuweilen besuchte. Hier ward überdies auch eigentliche Philosophie gar wenig getrieben. Prosa und Praxis galten, und Heyne selbst suchte sein schönstes Verdienst darin, das Alterthum auf geschmackvolle Weise dem modernen Leben anzueignen. Solche Studien und Bestrebungen lockten damals nach dem berühmten Göttingen, bis Poesie und Philosophie eine Nationalsache wurden, und Jena als leuchtender Herd der neuen Bildung die Jugend anzog, und das alte Göttingen in Schatten stellte.

Doch ohne Schule und Schulphilosophie war Forster von Natur zum practischen Philosophen angelegt, und dazu getrieben, die vereinzelten Erscheinungen der Welt, die er mit scharfen Sinnen erfaßte, zu bedenken, nach ihren Gesetzen zu forschen, ihre Beziehungen zu einander zu ermitteln, die Bestimmung des Menschen und das Glück der Gesellschaft zu ergründen, und mit den uns verliehenen Kräften die Welt als ein Ganzes zu fassen, sie aber auch gegen das Übersinnliche zu begren-

zen. Das Speculative war nicht für ihn da; das heißt, er wollte nichts davon wissen, fast möchte man sagen — er hielt es sich vom Leibe. Um diese Zeit erschien Kant's Kritik der reinen Vernunft; Forster aber, obgleich er noch in Kassel eine große Umwandlung im Denken bestand, war doch schon zu tief in sein Interesse am Wirklichen, in seine naturwissenschaftlichen Studien eingefahren, um der gewaltigen Umgestaltung und Steigerung des philosophischen Gedankens, die jenes ewige Werk anregte, so leicht zugänglich zu sein. Die kant'sche Forschung mußte erst durch ihre Wirkung auf die Welt und Wissenschaft ein Gegenstand der Erfahrung für ihn werden, ehe sie ihn anzog. — Wo er jetzt noch von philosophischen Schriften entzückt ist, sind es immer solche, die man seit Kant nur mit Lächeln noch philosophische nennt, — gemeinverständliche, edle, auf das Leben der Natur und der Menschheit gerichtete, Herz und Sinn erhebende Erörterungen. In dieser Richtung finden sich denn auch in Forster's Schriften zahlreiche Stellen, die zum Edelsten und Herrlichsten gehören, was wir in unserer Literatur an Gedanken des Herzens besitzen. Hier aber müssen wir einige seiner zu verschiedenen Zeiten gemachten Äußerungen über Philosophie zusammenstellen, um zu prüfen, ob wir ihn auf dieselben für den philosophischen Lehrstuhl zu Mitau zum Doctor promoviren können.

»Ich habe nie eine Logik gelesen und gehört, nie eine Metaphysik und Naturrecht. Alles, was ich davon weiß, ist wahrhaftig nicht viel mehr, als bloße Empfindung«, — schrieb er einmal an Jacobi, und ein andermal

»Ich mag von den Herrlichkeiten der Philosophie mehr nicht wissen, als was zu meinem Frieden dient«. — — »Philosophen und kein Ende! Mich dünkt die Herrn schwächen ihr Empfindungsvermögen, indem sie ihre Vorstellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen sie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten, und dreschen ewig Stroh. Der Weise sucht Weisheit, — nicht leeres Wort, sondern lebendige Gotteskraft, nahrhafte Lebensspeise, und wenn er sie findet, wo die Welt sie nicht des Aufhebens würdigt, so ist des Frohlockens in seiner Seele kein Ende.«

Und an Sömmering schrieb er noch einige Jahre später:

»Wenn mich etwas aus der Fassung bringen und zum Ärger treiben könnte, so ist's gerade dies, daß die Metaphysiker ihre Subtilitäten und Wortkämpfe, wenn sie sich auch herauszuwinden und ihnen das Ansehen eines Zusammenhangs anzudichten wissen, doch allemal so verzweifelt abstract machen, und so dunkel, über gewöhnliche Faßlichkeit hinaus, daß unter einer Million Menschen kaum Einer ist, der sie wahrhaft faßt und versteht, — und daß sie nun doch behaupten wollen, vom Glauben an ihre Lehren hingen Glück der Staaten und Seligkeit der Menschen ab.« —

Hiernach konnte doch Forster, wie uns scheint, nur mit dem größten Opfer seiner alten wissenschaftlichen Überzeugung und mit neuen Studien die wünschenswerthe Verbesserung der 400 Species, und den Genuß des fetten Ochsen in Mitau versuchen. Er scheint dies auch selbst bald erkannt zu haben. Wenigstens kam ihm gleich der

Gedanke, den auswärtigen Ruf als Mittel zur Verbesserung seiner kasseler Lage zu benutzen. Wäre nur Eine nicht so verlockend gewesen: die kleine Weltfahrt, die mit 100 Dukaten Reisegeld in die Junggesellenwohnung winkte! Auf solchen Kreuzwegen zwischen Haus und Welt wurde Forster leicht, wenn auch nicht zum Philosophen, doch ein wenig zum Sophisten. »Wenn ich wenigstens hinreiste, — wäre es nicht Nahrung für meinen thätigen Geist?« — schrieb er vertraulich an Jacobi. Doch ehe er mit sich selbst ganz einig wurde, zerschlug sich die Sache, und ihm war am Ende, wie er selbst gestand, eine kleine Zulage in Kassel lieber, als in jener Ferne ein glänzendes Gebot. Er bezog jetzt 800 Thaler Gehalt. Überdieß verstand sich nun auch der Landgraf zu dem von Forster früher gewünschten unverzinslichen Vorschuß zur Deckung der Schulden, so daß der vergnügte Professor nun vollkommen Ursache zur Zufriedenheit mit seiner Lage zu haben glaubte.

Diesen hohlen Ruf nach Mitau, der wenigstens eine klingende Verbesserung der Umstände Forster's veranlaßte, können wir als Vorzeichen einer spätern folgereichen Berufung nach jener Richtung hingestellt sein lassen. Aber den Namen Stark wollen wir einen Augenblick festhalten. Es war jener in allen geheimen Gesellschaften damaliger Zeit thätige Mann, der bald genug des heimlichen Katholizismus verdächtig, nach seinem Tod als lutherischer Ober-Hofprediger zu Darmstadt in seinem verkappten römischen Jesuitismus wirklich erkannt wurde. Es liegt etwas Ironisches darin, daß Forster an dessen Platz eingeladen wurde, — er selbst damals

in einem verwandten Irrthume, in einer später oft und ſchmerzlich bereuten Täuſchung und Schwärmerei begriffen. — Forſter kannte ihn, wie wir geſehen, aus der Petriſchule in Petersburg perſönlich, und hielt ihn, nach einer brieflichen Äußerung aus dem Jahre 1786, alles Deſſen, was demſelben ſchon damals ſchuld gegeben ward, gar wohl fähig. Wir müſſen dieſe wichtige Periode der Entwickelung unſers Freundes etwas näher betrachten. Es war freilich ein verborgener Prozeß, der größtentheils errathen werden muß.

Verirrung.

Schon durch die von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Geldverlegenheiten ſcheint Forſter, in der Weiſe, wie ein leidendes Glied des Körpers die Einflüſſe der Atmoſphäre leichter aufnimmt, für gewiſſe Geheimbeſtrebungen jener Zeit empfänglicher geweſen zu ſein. Bekanntlich kamen kurz nach Aufhebung der Jeſuiten andre geheime Orden und Bündniſſe in Aufnahme, und beſchäftigten die Köpfe der Zeitgenoſſen. Das deutſche Gemüth ſcheint immer einen oder den andern kämmerigen Schlupfwinkel nöthig zu haben, wohin es ſich gegen äußern Druck rette. Gegen ſeine landesväterlichen Tyrannen ſuchte man damals geheime Geſellſchaften und Naturgeheimniſſe auf, wie man ſich ſpäter unter der

Fremdherrſchaft der Franzoſen in die ſpeculative Philoſophie und in die romantiſchen Dämmerungen der Poeſie flüchtete.

Zu jenen Verbindungen gehörte der Bund der Rosenkreuzer, der anderthalb Jahrhunderte früher durch mancherlei Schriften aus ſeinem alten Dunkel hervorgetreten, aber bald wieder in Vergeſſenheit gefallen war. Unter dem Aushängeſchild einer Verbeſſerung der Kirche und Begründung der öffentlichen Wohlfahrt verdeckten die geheimen Bekenner mit ihren Schurzfellen und wunderlichen Symbolen oft nur das Kohlenfeuer der Alchymie, in deren Keſſeln und Retorten die unedeln Metalle ſich in reines Gold verwandeln ſollten. Eine ſich immer wieder erneuernde Verlockung! Denn ſchon in den älteſten Zeiten, ſo früh der Menſch dazu kam Metalle zu gießen und zu miſchen, beſtrebte man ſich ein Mittel zu entdecken, um gemeines Metall durch ſtufenweiſe Veredlung in Gold zu verwandeln. Lehrte doch jene Urzeit auch ſchon eine allmähliche Läuterung unſeres überſinnlichen Weſens durch Seelenwanderung. Man forſchte nach der Subſtanz des Alllebens: es galt um irgend ein Mittel, das durch den in ihm enthaltenen Urſtoff aller Materie, — die Hyle — jeden Körper in ſeine Beſtandtheile aufzulöſen vermöchte.

Dieſem »Stein der Weiſen« ſollte zugleich die Kraft beiwohnen, allen Krankheitsſtoff aus dem Menſchen zu entfernen. Natürlich wollte man, um des Goldes froh zu werden, das man ſo reichlich zu gewinnen hoffte, auch geſund, wo möglich unverwüſtlich ſein, und jedenfalls lang leben auf Erden.

Indeß war es dies nicht allein: eine ganze Sippſchaft von Schwärmereien, Gaukeleien und Gaunereien zigeunerte in Deutſchland. Wir begnügen uns, mit einigen bekannten Namen an die verſchiednen Beſtrebungen zu erinnern.

Um die Zeit als Forſter nach Deutſchland herüber kam, war Vater Gaßner noch ganz bei der Hand mit Wunderkuren, und trieb in Baiern Teufel aus, die doch immer wieder dahin zurückgekehrt ſind, ja neueſter Zeit ſogar proteſtantiſche — »Pforten« gefunden haben. Mit ihm ſtand Lavater in Verbindung, und gab ſich ſelbſt mit proteſtantiſch-wunderbarem Gebet ab. Zu gleicher Zeit wurden auch denkende Männer von Mesmers magnetiſcher Materie angezogen. — Um das umfaſſende Treiben der Illuminaten, dieſer jeſuitiſchen Gegenfüßler der Jeſuiten, zu übergehen, gedenken wir noch des Grafen St. Germain, der ein Lebens-Elixir beſaß, durch welches er ſelbſt ſchon 300 Jahre alt war. Und wenn er nebenher auch noch Diamanten machen konnte: ſo blieb dagegen dem Kaffeewirth Schröpfer, ungeachtet ſeiner überirdiſchen Verbindungen, nichts übrig, als hienieden Bankerott zu machen, und ſich mittelſt einer Kugel zu ſeinen Geiſtern zu retten.

Doch auch ſolche Enthüllungen des unglaublichſten Betrugs brachten die Schwärmerei nicht zur Beſinnung; obgleich ſie doch in den höhern und gebildeten Kreiſen graſſirte, und ſelbſt Prinzen und regierende Herrn beherrſchte. All dieſe Geheimnißkrämerei und ſelbſt die Langweile beförderte das Clubweſen, und bildete ſo jene

Wachszellen aus, worin demnächſt die Revolution ihre Eier bruten konnte.

Daß ein ſo allgemein herrſchendes, ſchleichendes Fieber ſeine Anſteckung auch nach Kaſſel verbreitet habe, laßt ſich bei der krankhaften Miſchung der dortigen Atmoſphäre, beſonders der Hofluft, leicht denken. Um dieſe Vermuthung zu bekräftigen, treten auch am landgräflichen Hofe ſo räthſelhafte Charaktere und wunderliche Perſönlichkeiten auf, wie ſolche überhaupt jene Jahrzehnte myſteriöſer Beſtrebungen bezeichneten. Man pflegt die Buchſtaben — Charaktere zu nennen: umgekehrt kann man auch an menſchlichen Charaktern die Überſchrift und Signatur der Zeiten leſen.

Ein ſolcher lebendige Schriftzug war jene bettelhafte franzöſiſche Marquiſe, deren Erſcheinung zu Kaſſel im Sommer 1782 Forſtern intereſſirte. Witwe eines ſpaniſchen Granden galt ſie für unermeßlich reich, bis ſie auf eine Penſion des Landgrafen Jagd machte, und zur Auguſtmeſſe eine goldne Doſe von 150 Louisd'or an Werth annahm. Dieſe 70jährige alte Hexe war gekommen, dem Landgrafen einige Geiſter zu zeigen, erklärte ihn aber für nicht fromm genug, vom Teufel in körperlicher Geſtalt verſucht zu werden. Sie war von einem alten Franzoſen begleitet, einem halben Narren und Taſchenſpieler, der den Leuten erzählte, daß die heilige Dreifaltigkeit bei der Taufe jener Alten herabgeſtiegen ſei. Beide gingen eigentlich darauf aus, den Leuten den katholiſchen Glauben beizubringen, und Beſeßnen den Teufel auszutreiben. Zu ſeiner Empfehlung erzählte der alte Herr mit feierlicher Ausſchmückung, wie er in Paris

eine Frau vom böſen Geiſte wirklich befreit habe. Er legte ihr nämlich ſeine Hand auf die Bruſt, worauf ſich der Teufel alsbald abwärts flüchtete. Er aber folgte ihm mit der Hand, und trieb ihn aus einer Verſchanzung in die andere hinab, bis dem beängſtigten böſen Geiſte kein anderer Ausweg blieb, als wo ihn der Beſchwörer in einem gewiſſen ſchnell ergriffnen Topfe einfangen konnte.

Wahrlich! wie bei herrſchender Cholera auch die Geſundeſten ſich von der miasmatiſchen Luft mehr oder weniger angegriffen fühlen: ſo muß damals in der allgemeinen Stimmung der Menſchen eine eigenthümliche Befangenheit gelegen haben, die es begreiflich macht, daß ſich die Verſtändigen dergleichen auch nur erzählen ließen.

Wie Forſter zu jener geheimen Verbrüderung gekommen, erſehen wir aus einem, nach ſeinem Austritte geſchriebenen Brief an Heyne vom 28. September 1786. »Ich bin ſelbſt durch die Freimaurerei mit den Roſenkreuzern genau bekannt geworden, geſteht er, und weiß am beſten, was ſie übles wirken. In Kaſſel hat mir die Erfahrung, die ich über dieſen Punkt einſammeln mußte, manchen Tag und manche Stunde geraubt.« — Wieweit er aber verwickelt geweſen, läßt ſich aus einzelne Andeutungen im Briefwechſel und aus den von Sömmering hinterlaſſenen Papieren nicht genau ermitteln. So viel iſt aber gewiß, daß beide Freunde, Forſter und Sömmering, eingeweiht waren. Unzufrieden mit der Maurerei und mit Dem, was ſie von den Brüdern erlebten, ſuchten ſie nach reicheren und reineren

Geheimniſſen, — beide durch fromme Erziehung gläubig, und ſelbſt durch ihre exacte Wiſſenſchaft auf Wunder und Wandlungen in der Natur hingewieſen. Auch bekennt Forſter, wie verlockend für ihn die Eitelkeit geweſen ſei, »den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplanes zu überſehen, und als Vertrauter der Geiſterwelt und ſelbſt ein kleiner Halbgott, den verborgenſten Naturkräften zu gebieten.«

In ſolchem ſchwärmeriſchen Drange nach unbegrenztem Wiſſen bekräftigt man ſich leicht durch trauliche Freundſchaft. Doch ſcheint es in Kaſſel auch nicht an Männern der höhern Geſellſchaft gefehlt zu haben, die verlockend oder verführend wirkten. Selbſt der Curator des Karls-Collegiums, der Miniſter von Fleckenbühl genannt Bürgel, ſcheint dem Bund angehört zu haben, und eine Andeutung Sömmering's in ſeinem Tagebuche von 1780, — daß er ſich mit Major von Ganiz über den Roſenkreuzerbund viel unterhalten habe, läßt noch mehr ſolche Verbindungen vermuthen. So führen auch Äußerungen Forſter's auf Mauvillon, den wir ſchon unter ſeinen kaſſeler Bekannten kennen gelernt haben. Dieſer lebhafte Kopf ſteckte in allen geheimen Verbindungen, und aus ſeiner nachmaligen Freundſchaft mit dem bekannten Grafen Mirabeau läßt ſich auf verwandte revolutionäre und moraliſch ungebundene Denkart ſchließen. Er haßte wie dieſer die Fürſten, an deren Höfen der ehrgeizige Mann eben keinen Platz fand, und legte als Republikaner ſeinen ariſtokratiſchen Ton und Geſchmack nicht ab. Er war jedenfalls ein Mann, der Forſtern, wenn er ihn etwa zu dem Geheimbunde mit verlockt hatte, auch durch

ſeine moraliſche Geſinnung am eheſten wieder zur Beſinnung bringen mußte.

Als Naturforſcher mögen beide Freunde, Forſter und Sömmering, beſonders bei den alchymiſtiſchen Tiegeln der Roſenkreuzer und den Verſuchen zur Gewinnung der Goldtinctur bemüht geweſen ſein. Wir haben Grund zu vermuthen, daß ſie ſolchen Verſuchen, oder den betrügeriſchen Adepten derſelben, nicht unbedeutende Opfer gebracht haben. Zeitverluſte geſteht Forſter brieflich ein, und hiermit hangt es zuſammen, daß er und Sömmering gerade in jenen Jahren ſo wenig für die Literatur zu Stand gebracht haben. Von dieſen doppelten Verluſten rühren ohne Zweifel auch die öfteren Geldverlegenheiten und Schulden Forſter's her, die ihn dann freilich immer wieder zu den verſprechenden Schmelztiegeln trieben. Und wenn wir hierin nur das alte Vertrauen zu rettenden Mächten erblicken, ſo können wir es um ſo mehr entſchuldigen, als wir finden, wie ſelbſt der ſcharfe und kalte Denker Lichtenberg ſich mit demſelben Aberglauben mehr befaßte, als daß er etwa bloß die Krallen des Spottes, mit denen er ſonſt ſo gern auf die Verkehrtheiten der Menſchen ſchlug, von den heißen Retorten der Goldmacher zurückgehalten hätte. Im September 1782 ſetzte er Forſtern durch die ernſtliche Mittheilung in Staunen, daß ein Dr. Price in England vor einer Anzahl ſachverſtändiger Richter Queckſilber in wirkliches Gold verwandelt, und Proben davon dem Könige vorgelegt habe. Er gab das Nähere der Miſchungsmenge an, worauf Forſter an ſeinen Vater mit dem bedeutſa-

men Ausrufe ſchrieb: »Ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll!«

Lichtenberg verhehlte auch in Betracht ſolcher Dinge ſeine Philoſophie nicht. »Ich bin ſehr abergläubig, ſchrieb er einmal an Forſter; allein ich ſchäme mich deſſen gar nicht, ſo wenig, als ich mich ſchäme zu glauben, daß die Erde ſtille ſteht. Es iſt der Körper meiner Philoſophie, und ich danke nur Gott, daß er mir eine Seele gegeben hat, die dieſes corrigiren kann.«

Aber nicht bloß die Goldtinctur, auch Ermittlungen aus der Region der Unſterblichkeit durch Verkehr mit den Abgeſtorbenen gehörte zu den Beſtrebungen des Roſenkreuzerbundes, und unſere Freunde glaubten auch an dieſe Möglichkeit. Solche Myſterien verbinden ſich gewöhnlich mit religiöſen Weihen. Sich mit überirdiſchen Mächten und mit Gott ſelbſt in Verbindung zu ſetzen, dienen feurige Gebete, und dieſe zu erregen und zu ſteigern, gehört mit zu den Weihen. Welch' großes Vertrauen Forſter ſchon früh zu der Macht des Gebetes hegte, iſt uns aus ſeiner Knabenzeit bekannt, und die ihm damals beſcherte Guinee hatte ſeinen Glauben auf lange, ja bis jetzt, gegen allen Anhauch von Zweifeln vergoldet.

In dieſer Kapelle des Geheimbundes, oder vielleicht auch in der alchymiſtiſchen Küche war noch ein berühmter Mann unter den Vertrauten und — Bethörten: der berühmte Geſchichtſchreiber Johannes Müller. Er war vom Miniſter v. Schlieffen an Dohm's Stelle nach Kaſſel berufen worden, und im Mai 1781 dahin gekommen. Obgleich nur 2 Jahre alter als Forſter und

wie dieſer ein Pfarrerſohn, nämlich aus Schaffhauſen, fand er bei unſerm Freunde doch, wenigſtens anfangs, durchaus keine Sympathie. Forſter, ſonſt ſo leicht hingeriſſen von ausgezeichneten Männern, ließ ſogar Müller's erſten Beſuch unerwidert, und hielt in einem Brief an Jacobi das bitterſte Urtheil nicht zurück. »Er iſt mir nichts, und kann mir nichts werden, ſchrieb er, wie ein Jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er ſchimpfte in meiner Gegenwart auf ſein Vaterland, verſpottete deſſen Freiheit, und machte das Gloge des Deſpotismus — um dem Miniſter von Schlieſſen zu gefallen. Er blasphemirte beim franzöſiſchen Geſandten, und Mauvillon (') erzählt von ihm, daß man ihm die ſokratiſche Liebe ſchuld gibt. Witz und Voltaire'ſche Antitheſe und Scheinphiloſophie kann man ihm nicht abſprechen.«

Wie ſich dennoch ein freundſchaftliches, ja ein herzliches Verhältniß einfand, ob beim alchymiſtiſchen Tiegel und auf dem Betſtuhle des Geheimbundes, oder dieſe durch jenes, iſt nicht zu ermitteln. Jedenfalls war bis zum Jahre 1783 in Forſter's Geſinnung eine große Umwandlung zu Müller's Gunſten geſchehen. Er that ihm denn auch gewiſſermaßen Abbitte bei Jacobi, indem er dieſem im Februar ſchrieb: »Ich freue mich Ihnen ſagen zu können, daß ich dieſen guten Menſchen jetzt recht lieb habe, weil Sie ihn auch ſchätzen, obgleich es unmöglich iſt, daß Sie ihn von der Seite kennen ſollten, die ihn mir genähert hat. Ehedem ſchrieb ich Ihnen ganz anders, und hatte damals Recht; allein es hat ſich vieles geändert, und Müller wird ſich zeitlebens an Kaſſel mit Rüh-

rung und anbetendem Danke gegen Gott erinnern. Er verdankt dem Aufenthalt hier seine ganze moralische Glückseligkeit. Doch hiervon bleibt alles unter uns!«

So hätte Müller jedenfalls aus jenen Geheimnissen noch den sichersten Gewinn an der moralischen Goldtinktur davon getragen. Denn daß er mit der Rosenkreuzerei, ob eingeweiht oder nur Schüler, in Verbindung gewesen, geht aus einem Briefe Forster's an ihn hervor.

Müller hatte schon im Sommer 1783 Kassel wieder verlassen, und sich mit dankbaren Erinnerungen nach Genf zurückgezogen, um sich seinem väterlichen Gönner, dem 80jährigen General-Procurator Ironchin, zu widmen. Gewiß hatte Forster auch Müller's frühere Äußerungen über sein Vaterland zu hart aufgenommen, als Ergüsse der Gesinnung, während es vielleicht Urtheile der Einsicht waren. Denn Müller hing an der Schweiz, und seine große Schweizergeschichte beschäftigte ihn damals. Als zarter, zappeliger, kurzsichtig-unbehülflicher Knabe von den Spielen der derben Schweizerjungen ausgeschlossen, hatte er von seinem mütterlichen Großvater alte Schweizergeschichten vernommen, und hierdurch die erste Anregung und Nahrung für sein historisches Talent gefunden. In der Freundschaft mit Bonstetten, durch die Gunst des Staatsrathes Ironchin, war er dann, mehrere Jahre am Genfer See lebend, als Historiker gewachsen. Nun dahin zurückgekehrt, schrieb er an Forster über seinen Gemüthszustand, und dieser antwortete darauf mit der Mahnung, ja bei seinem Entschluß zu bleiben und — keine geheimen Gesellschaften und Wissenschaften zu suchen. Forster wollte es dahin gestellt sein

laſſen, ob es überhaupt geheime Wiſſenſchaften gäbe; ſo viel bliebe aber ausgemacht, daß das Meiſte, was von dieſer Art in der Welt umhergetragen werde, falſche Vorſpiegelung, Lug und Trug oder mindeſtens fromme Selbſtverblendung ſei.

Dieſe Äußerung, die uns Forſter's ſchon damalige Rückkehr zur beſſern Einſicht vermuthen läßt, bringt uns auf die Frage, wie lange wohl die Verirrung beider Freunde gedauert, wie früh ſo treffliche Köpfe ſich wieder zurecht gefunden. Wären ſie nur in ihren brieflichen Mittheilungen nicht ſo ängſtlich, vorſichtig oder verlegen! Ende 1781 mögen ſie noch tief und gläubig im Bunde befangen geweſen ſein. Forſter war nämlich damals zum Beſuche der Seinigen nach ihrem neuen Wohnort Halle gereiſ't, wo er alles von Art und Ausſehen wie in Paddington, der letzten engliſchen Wohnung fand, nur daß ſeine jüngſte Schweſter inzwiſchen herangewachſen war. Von hier ſchrieb er ſeinem Sömmering voll Ungeduld über die Geſellſchaften, in denen er von Morgens bis Mitternacht mit einfältigen Zoten und Späßen gelangweilt werde. — »Mit einem Wort, heißt es, ich bin ganz außer meinem Centro verrückt, und Du kannſt Dir vorſtellen, wie mich nach Dir und unſern lieben Brüdern verlangt.« Einige Wortabkürzungen und Chiffern verrathen die Roſenkreuzer-Angelegenheiten. Forſter bittet Gott, er möge das Werk von Sömmering's Händen ſegnen. Sömmering ſoll für ihn beten, da ihm bis auf die Augenblicke, die er Gott ſonſt geweiht habe, nichts von Zeit zu eigen bleibe. Er klagt, wie enge und gedrückt es ihm unter den Seinigen um's Herz

ſei, weil er keine Seele auch nur von fern einen Blick dürfe hineinthun laſſen. Er bemerkt, daß er in Leipzig, weil ihn ſein Vater dahin begleiten wolle, mehr als je Behutſamkeit nöthig habe, wenn er einige Nachforſchungen anſtellen wolle. »Man kann nie zu verſchloſſen ſein, ſchrieb er. Gott ſei Dank, bis jetzt ahnet man auch nicht einmal etwas von mir. Der Geiſt Jeſu leite uns in Demuth, Geduld und Liebe. Amen!« —

Manches Ereigniß mußte doch endlich die Freunde ſtutzig machen. Schröpfer endigte durch Selbſtmord, und im October 1783, alſo nach jenem Brief an Müller, ſollte Forſter auch erfahren, was er von des Dr. Price in Gold verwandeltem Queckſilber zu denken habe. Dr. Price, ſchrieb er ſeinem Vater, der Goldmacher hat ſich aus dem Staube gemacht, indem er ein Nöſel concentrirtes Lorbeerwaſſer getrunken hat, an einem zweiten Experimente verzweifelnd. —

Ein etwas ſpäteres Bekenntniß Forſter's verräth uns auch, wodurch er hauptſächlich zur Beſinnung gekommen iſt. »Ich war ein Schwärmer, heißt es, aber wie ſehr ich's geweſen bin, welchen hohen Grad ich erſtiegen hatte, das konnten, weil ich's für Pflicht hielt es zu verbergen, ſo wenig Menſchen wiſſen. Ich habe alles geglaubt. Die Überzeugung, daß Diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch guten Menſchen wären, öffnete mir die Augen; ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Gebäude auf einer Nadelſpitze ruhend zu ſehen, und wie ich die unterſuchte, fand ich ſie auch verroſtet und unſicher.«

Doch ſo mit einem Mal abgeſchüttelt wird ein ſo

ſchwerer Irrthum nicht, ohne daß man noch lange Zeit fühle, wo er gehaftet. Daß die Freunde noch Jahre lang ein Intereſſe für jenen fortdauernden Bund behielten, läßt ſich begreifen; in's Unverſtändliche aber fällt die Furcht und Vorſicht, die ſie hinſichtlich deſſelben nicht loswerden konnten. Der ganze Aufenthalt in Kaſſel war ihnen verleidet. Doch kam Forſter früher darüber hinaus als Sömmering, den eine wunderliche Ängſtlichkeit faſt nicht mehr verließ. — Ob ſie durch beſondere Schwüre gebunden waren, — oder ob mächtige Mitglieder des Bundes ihrem Austritte zürnten, und ſie mit der Rache der Brüder bedrohten? —

Innere Entwicklung.

Geheimniſſe der bezeichneten Art bergen in ihrer dunkeln, moorigen Tiefe keine Quellen innerlicher Befriedigung. Sucht man in denſelben doch auch keine Offenbarungen, die uns vom Drange des wandelbaren Daſeins befreiten, ſondern gerade ſolche, die dieſem Drange dienſtbar machen: die Geheimniſſe der Natur ſollen Gold ſchaffen, die Geiſter die man erbetet, ſollen als Geſpenſter erſcheinen. Daher unterlag denn auch unſer Forſter während der Jahre des Roſenkreuzerbundes dem wunderbarſten Wechſel der Stimmungen, — einem Fieberpulſe, wie ſolcher freilich die Kriſe einer ſo tiefen Seelenent-

wicklung zu begleiten pflegt. Es wird uns intereſſiren dieſe wechſelnden Stimmungen zu betrachten.

Vor Allem nimmt uns Wunder, wie bereitwillig Forſter auf jede Veränderung ſeiner Weltſtellung eingeht, ſobald ſich eine ſolche darbietet, oder auch nur in ferne Ausſicht ſtellt. Bald findet er die Verbeſſerung ſeines Einkommens, bald die Erweiterung ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit höchſt erwünſcht. So äußerte ihm einmal der uns bekannte Vosmaer in einem holländiſchen Briefe, wie ſehr es ihm bei ſeiner Kränklichkeit am Herzen liege, die Oberleitung des haager Cabinets in Hände, wie Forſter's, kommen zu ſehen. Forſter fand zwar, daß der von Vosmaer für die Stelle bezeichnete Gehalt (Het tractement alhier) von 600 holländiſchen Gulden ihn eher zurückwerfe, als fördere; dennoch ſchrieb er gleich ſehr angelegentlich an Camper: L'idée de diriger un jour un Cabinet qui doit être l'un des plus complets, et des plus beaux en Europe, a quelque chose de fort attrayant pour moi. Dagegen ließ er, in dem ſchönſten Liebesalter des Lebens, keine Neigung des Herzens und keinen Wunſch nach einem glücklichen Hausſtande bemerken. Im Gegentheil, als gegen Ende ſeines dritten kaſſeler Jahres ein Gerücht von ſeiner Verheirathung auskam, erklärte er es in einem Briefe an Jacobi für ganz gründlos. Wer in Göttingen einen Profeſſor beſuche, der eine mannbare Tochter habe, meinte er, müſſe auch gleich ein Auge auf dieſelbe haben wollen. Und fügte hinzu: »Ich habe das Weib noch nicht geſehen, das ich heirathen möchte. Wenn Sie aber jemals hören, daß ich verheirathet bin

ſo freuen Sie ſich, daß ich glücklich bin, und lachen Sie, wenn Sie wollen, über die Art wie ich es bin. So wie ich jetzt denke, heirathe ich nie.« —

Vielleicht dürfen wir hier, auch ohne Vorausblick auf ſein ſpäteres eheliches Verhältniß, die allgemeine Bemerkung erheben, daß die Liebe in Forſter's Herzen niemals eine leidenſchaftliche Macht beſeſſen zu haben ſcheine. Nicht, als ob es ihm an Wärme des Herzens und an Begeiſterung gefehlt hätte; vielmehr waren ſeine Empfindungen lebhaft und er ſelbſt gerade damals ein Schwärmer. Allein ſeine Gefühle erſcheinen ſchon frühe mehr von Vernunft, als von Leidenſchaft beſtimmt, und gleich ſeiner Anſchauungsweiſe ſo rein und edel, daß eine ſtarke Beimiſchung ſinnlicher Antriebe als vorausgegangen, und mit Kampf ausgeſchieden, kaum anzunehmen ſteht. Zwar nennt er ſich einmal in einem ſpätern Brief an Sömmering »ſinnlich,« meint es aber von ſeiner Empfänglichkeit für Lebensgenuß, und erklärt es ein andermal für Sünde, dem Triebe nachzugeben, der bei ihm nie ſo heftig ſei, daß Vernunft nichts über ihn vermöchte. Wollen wir daraus aber auch nicht ſogleich auf ein urſprünglich ſehr gemäßigtes Temperament ſchließen: ſo lag doch damals ſchon ſo viel von Schickſalen und Erlebniſſen hinter dem jungen Profeſſor, daß es als Läuterungsmittel auch eines ſehr leidenſchaftlichen Naturells hinreichend geweſen wäre. Unter ſtrenger väterlicher Zucht hatte Georg früh genug Selbſtbeherrſchung neben der Beſchäftigung mit ernſten Wiſſenſchaften gelernt. Bald begegneten auch dem Knaben-Jüngling auf der Reiſe um die Welt die großartigſten Erſcheinungen

der Natur, und nahmen mit Räthseln und Aufgaben seinen Sinn und seine Seele ein. Zugleich erschütterte die Krankheit des Scorbuts seine Gesundheit für das ganze Leben, — ein Übel, das alle üppigen Lebensreize des Blutes zu schwächen geartet ist. Und als ob es das Schicksal Forster's darauf abgesehen hätte, alle Zauber der Geschlechtsliebe für ihn auch noch geistig zu zerstören, erlebte er auf derselben Fahrt ein zweites — Unglück darf es wohl für sein damaliges Alter heißen. Wenn nämlich unter Kulturvölkern gerade die verhüllte und verschämte Neigung mit ihren Reizen und Räthseln die Phantasie eines Jünglings auf's lebhafteste beflügelt, und das Verlangen entflammt: so mußte der junge Forster auf Neuseeland, auf Tahiti und den Societäts-Inseln so oft den Anblick erleben, daß der thierische Drang der Matrosen und die auf europäische Spielereien versessene Hingebung der Töchter jener Naturvölker einander oft nur im Schatten eines verwachsenen Manglebaums begegneten, und der entblößte und entblödete Trieb das Naturgeheimniß der Liebe ohne Scheu und Scham entweihte. Wie viel durch wiederholte Eindrücke solcher Herabwürdigung das Herz des jungen Mannes verloren habe, läßt sich gar nicht berechnen. Welchen Ersatz er etwa durch die Freundschaft gewann, wird sich im Verlauf seines Lebens ergeben. —

Zunächst fand Forster in seiner sehr getheilten Thatigkeit sich zu seinem Verdrusse mehrfältig gestört. Von innen durch wechselnde Kränklichkeit, die ihn den ganzen Sommer 1782 mit den Folgen eines epidemischen Flußfiebers heimsuchte, und ihm — wahrscheinlich alte

ſcorbutiſche Schärfen erſt auf die Finger, dann auf die Zehen verſetzte. Er hatte ſechs Wochen das Zimmer zu hüten, und konnte ſich kaum vom Bette zum Schreibepult ſchleppen, auf welchem ſeines Vaters »Bemerkungen über die Südländer« zum Überſetzen und Umarbeiten aus dem Engliſchen für die Michaelismeſſe dringend lagen. Und von Außen ward er mit dem Frühling folgenden Jahres in der Überſetzung des »ziemlich unterhaltenden« Werkes von Pagès: Voyage autour du monde, und den ganzen Sommer hindurch von einem Strome Fremder geſtört, die damals Kaſſel fleißig beſuchten, und denen er theils von amtswegen, theils auf Empfehlungen die Herrlichkeiten der Reſidenz zeigen mußte. Dazu gehörten die Alterthümer, für welche der Landgraf beſonders eingenommen war, ſo daß er nicht nur ſelbſt viel Zeit mit denſelben zubrachte, und daher Forſtern oft in Anſpruch nahm; ſondern kam, wie nicht ſelten, fürſtlicher Beſuch: ſo verſammelte er gern ſeine Alterthumsgeſellſchaft zu einem feierlichen Akt. So hatte Forſter im März 1782 bei Anweſenheit des Herzogs von Braunſchweig und ſeiner Familie nebſt der Herzogin von Würtemberg, deren Sohn, der nachmalige dicke König, eine Tochter des Herzogs geheirathet hatte, ſich ſchnell auf eine Rede gefaßt machen müſſen. »Es war, ſchrieb er an ſeinen Vater, ein Gewäſch ohne allen Bezug auf Alterthümer, wie man es aber bei ſolcher Gelegenheit vorzubringen die Erlaubniß hat.« — Bei dergleichen Vorfällen ging es denn nicht ohne huldreiche Fragen nach Forſter's Reiſe um die Welt und ohne gnädige Zuſage, die Beſchreibung derſelben zu leſen ab.

Weiter machte ſich um dieſe Zeit ein höherer Aufſchwung religiöſen Gefühls bei Forſter bemerklich. Zwar verläugnete ſeine Denkart zu keiner Zeit den Pfarrerſohn, deſſen Vater, wenn auch kein freudiger Theolog, doch immer ein kirchlicher Mann geblieben war. Jetzt aber erſchien die religiöſe Stimmung vorherrſchend, beſonders in den Briefen an ſeine Schweſtern aus dem Sommer 1782, die ausſchließend religiöſen Inhalts waren, — voll Selbſtprüfung in den Neigungen und Schwächen ſeines Herzens und voller Mahnung zur Selbſtbeherrſchung, zur Liebe Gottes und zum Streben nach der Glückſeligkeit, die er nur in der Annäherung zur Gottheit finden kann. — Außerdem, daß dieſe Briefe in Forſter's roſenkreuzer'ſche Andachten fallen, ſtand er auch mit ſeinen Schweſtern, durch Entfernung und Erinnerung, noch auf der frühern Frömmigkeit häuslicher Noth und jugendlicher Leiden. Wir haben in dieſer Hinſicht ein zwei Jahre ſpäteres Bekenntniß an ſeine Verlobte, das ſeine damals überwundne fromme Stimmung erklärt. »Sie wiſſen, ſchrieb er, daß ich von Jugend auf vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die noch dazu unglücklich war, getragen habe, daß ich in dem Alter, wo man ſich dem lachenden, einladenden Rufe der Natur ſonſt überläßt, wo man ganz Gefühl zu ſein, und kein Geſchäft, als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu dieſem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geiſteskräfte erſchlaffendes Leben geführt, ſo zum einzigen was mir übrig blieb, zur religiöſen Schwärmerei hinüberge-

trieben und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar für ſchädlich anzuſehen.«

In dieſer Zeit der Eingenommenheit ſeines Gemüths ſcheint Forſter den politiſchen Vorgängen weniger, als er ſonſt pflegte, gefolgt zu ſein. Ein vaterländiſches, wenigſtens reſidenzliches Ereigniß trat ihm aber ſo nahe, daß er deſſelben gegen ſeinen Vater gedachte. Im Februar 1783 kehrten nämlich die drei Prinzen, die der Landgraf ſeit 29 Jahren nicht geſehen hatte, weil ſie nach der Religions-Aſſecurations-Akte von ihm getrennt waren erzogen worden, nach Kaſſel zurück. — »Es ward ſoviel vor Freude geweint, daß auf der Parade alle Soldaten unter den Waffen in Thränen waren, als der Landgraf ſeinen älteſten Sohn zum General-Lieutenant aller heſſiſchen Truppen erklärte. Er ſelbſt weinte lang und ſo thaten alle Prinzen. Prinz Karl und Friedrich gingen bei ihren Bekannten unter den Officieren herum und ſagten: Gott Lob und Dank, nun ſind wir wieder beiſammen!«

Forſter ſpricht ſich über dieſen Auftritt weiter nicht aus, und ſcheint an dieſer Rührung ſelbſt keinen Theil genommen zu haben. Vielleicht ſchlug er die natürliche Tugend der Liebe zu ſeinen Kindern da weniger hoch an, wo ſie von eigentlichen Fürſtentugenden überſtrahlt werden ſollte. Jedenfalls kannte er die heſſiſche Geſchichte genug, um zu wiſſen, daß die Abkömmlinge Philipp's des Großmüthigen nach ſo mancher verloren gegangnen fürſtlichen Tugend ihres edeln Ahnherrn es wenigſtens an Gegenſtänden zur Ausübung der ihnen

übrig gebliebenen Tugend der Vaterliebe und Vatersorge nicht haben fehlen laſſen.

Auch andere intereſſante Bekanntſchaften, neue und alte, nahmen den Freund auf erheiternde Weiſe in Anſpruch. So hatte er im Nachſommer des vorhergegangenen Jahres mehrere Tage in freundlichem Umgange mit der Fürſtin Gallitzin zugebracht, die wir aus Jacobi's Kreiſe kennen, und die von dem damals ſehr beſuchten Bade Hofgeismar herüber nach Kaſſel gekommen war. Und nun erſchien in jenem unruhigen Sommer 1793 auch Goethe wieder in Kaſſel, beſuchte den Hof und noch fleißiger Sömmering's Anatomie. Forſter fand ihn ernſthafter, zurückhaltender, verſchloßner, kälter, auch bläſſer und magerer, doch freundſchaftlich und mit einem etwas, das zu ſagen ſchien, er wolle nicht verändert ſcheinen. Sein Dichten und Trachten war Wiſſenſchaft und Kenntniß. Naturgeſchichte ſchien er fleißig zu ſtudiren, denn er wußte vieles davon zu reden. — Briefe von ihm und dem Herzog knüpften ſich an dieſen wiederholten Beſuch.

Solche Erquickungen fielen indeß nur ſehr einzeln. Und wenn Forſter nach Tagen, die er mit Leuten verſchleudern mußte, — »ihm ſo fremd wie Perſer und Glamiter, oder wie Gog und Magog« — ein wenig zur Ruhe kam; ſo rief er wohl aus, wie er ſchon vor dem Sommerdrange dieſes Jahres gegen Jacobi gethan: »Wie wohl wäre mir in meinem Schneckenhäuschen, wenn nicht jeden Augenblick Jemand käme und mich hervorriefe. Bald werde ich es wie andre Schnecken

machen müſſen, die ſich nur deſto feſter verſchließen, je mehr man ſie heraus haben will.«

Er wußte ſchon damals, daß man ihn mit ſeiner Zurückhaltung nicht verſtand, und der Menſchenſcheu beſchuldigte. In der That nahmen aber Anwandlungen von Trübſinn und Verſtimmung in den letztern kaſſeler Jahren zu. Da fehlt es denn nicht leicht an etwas, woran man ſeinen Mißmuth heftet, und ſo beklagte er gewöhnlich den Mangel an Hülfsmitteln, wie Bücher, Naturalien und Inſtrumente, ſo daß er verzweifelte, je wieder etwas Eignes ſchreiben zu können. Und es ſchien ihm doch »ſo traurig, die Zeit, da er pflügen und ſäen ſollte, ungenutzt vorbeigehen zu laſſen, obgleich bereit, alle ſonſt gehegten Begriffe von häuslicher Glückſeligkeit aufzuopfern, wenn er dadurch das Mittel erlangen könnte, in ſeinem Berufe nützlich zu werden.«

Späterhin erkannte er freilich, daß die Roſenkreuzerei ihn und Sömmering um Zeit und Geld gebracht habe. In jener muthloſen Verſtimmung aber ſchien ihm ſeine Fähigkeit zu Geſchäften aller Art ſo ſichtbarlich abzunehmen, daß er ſich manchmal ſelbſt fragte, ob er noch der Alte ſei. — »Ruhe des Geiſtes, klagte er, freudige, heitre Empfindung des Daſeins ſind ſo von mir verſcheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum traure, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu ſehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Ausſichten gewahr. Es iſt ſchrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich ſonſt bei meinen Leiden ſtärkte und tröſtete, welches mich zum Stoiker und mehr — zum chriſtlichen Helden

umzuſchaffen pflegte, jetzt ſo erkaltet, ſo leiſe und ſchwach iſt, daß alle meine Anſtrengung es nicht anfachen kann. Muthloſigkeit, Trübſinn und Zweifel haben ſich meiner Seele bemeiſtert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen.« —

Wir fühlen uns verſucht, gerade hier eine Äußerung Forſter's einzuſprengen, die den ungemeinen ſtaatsmänniſchen Blick des Mannes während ſeiner Gemüthsbefangenheit verräth; wenn man nicht etwa annehmen will, daß auch hier wieder ein gerade gedrücktes, leidendes Herz vom Vorgefühl der Zukunft bewegt, oder daß wohl gar ein rechter Mißmuth zum Propheten des Unglücks werden könne. Merkwürdig bleibt jedenfalls dieſe Äußerung Forſter's in einem Brief an ſeinen Vater aus 1782, mithin ſieben Jahre vor der franzöſiſchen Revolution. — Die Rede war von dem alten König Fritz, der in ſeinen letzten Tagen zu neroniſiren anfange. Forſter meinte, die Wolken, die ſich von allen Seiten ſammelten, trieben einen Mann aufs äußerſte, der den Sturm als unvermeidlich, und deſſen Ausgang für ungewiſſer als je anſehe, und ſetzte hinzu:

»Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution. Wirklich, die Maſſe iſt ſo verderbt, daß nur Blutlaſſen wirkſam ſein kann. Vom Throne bis zum Bauer ſind alle Stände von Dem, was ſie ſein ſollten, herabgeſunken, und keiner mehr, als unſere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wohl ſagen, daß ſie wolfsartiger in ihren Schafskleidern ſind, als Phariſäer und Schriftgelehrte je waren, unwiſſender im Geiſt der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott

und dem Heiland, als die armen Neger, welche, nichts beſſer erkennend, ihren Fetiſch anbeten. — — Es iſt den Ungläubigen unſerer Tage nicht zu verargen, wenn ſie die Scheinheiligkeit und dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten derſelben nicht ſchätzen.«

Zu all' dieſen wechſelnden Stimmungen kam gegen Ende 1783 eine moraliſche Beunruhigung, über welche Forſter gegen Jacobi und Müller — freilich nur eine allgemeine Beichte ablegt. — »Ich bin dieſen Sommer hindurch nicht ſo glücklich geweſen wie Sie, einige Schritte weiter zu kommen,« ſchrieb er unterm 20. December an Müller in der Schweiz; »ich bin vielmehr einige Schritte zurückgekommen, und dieſe Demüthigung iſt mir heilſam geweſen. Ich armer ſchwacher Menſch fühlte das zweifache Geſetz in mir, deſſen Paulus erwähnt, und ſage mit ihm: Wer will mich vom Leibe des Todes erretten? Durch vieles Fallen und Wiederaufſtehen lernen die Kinder gehen. Das iſt mein Troſt.«

Daſſelbe Bekenntniß, allerdings auch unter demſelben Datum, machte er gegen Jacobi faſt mit denſelben Worten; nur daß er ſtatt auf das zweifache Geſetz des Paulus ſich auf die zweifache Seele des Cyrus bezieht, von denen die unartige in ihm noch laut mitſprechen könne. Er geſteht, daß er darüber eine zeitlang ganz zerrüttet geweſen ſei.

Worin er aber gefehlt, ſagt Forſter nicht, und giebt nur durch den brieflichen Zuſatz, — das Nähere davon ließe ſich nicht ſchreiben, dem Räthſel noch einen verſchämten Reiz. Ohne Zweifel war aber auf den Roſenkreuzerbund gezielt, und wir werden mithin wieder auf

den Sommer 1783 zurückgeführt, in welchem also die Freunde zur Einsicht über ihre Verirrung gekommen wären. Um darüber, daß diese Verirrung gemeint sei, keinen Zweifel zu haben, darf man nur die Angst und Beschämung in's Auge fassen, womit die Freunde noch nach Jahren auf ihre Thorheit zurückblickten. Noch im Jahre 1821, als Forster's Witwe seine Briefe zu sammeln begann, verweigerte ihr Sömmering nicht bloß jene, die er in Händen hatte, sondern beschwor Theresen auch mit Drohen und Bitten, der Ordensverbindung in ihren Nachrichten über Forster's Leben nicht zu gedenken. Die Rache einer unsichtbaren Macht würde sie und ihre Kinder treffen. So sehr bethörte nach beinahe 40 Jahren noch immer die Furcht einen so ausgezeichneten Mann! Denn daß Therese Huber in ihren Mittheilungen unter dem »vertrauten Freunde« Sömmering gemeint habe, ist kein Zweifel. Nur er lebte damals noch von den im Rosenkreuzerbunde mit Forster vertrautesten Freunden, und wirklich findet sich auch kein an Sömmering gerichteter Brief in der Sammlung des Forster'schen Briefwechsels. Erst nach dem Ableben des ängstlichen Anatomen und Akademikers hat Rudolph Wagner in seinem »Leben Sömmering's« eine Auswahl jener interessanten und merkwürdigen Briefe herausgegeben.

Lebenswechsel.

Betrachten wir Forster's Lage in Kassel beim Ablaufe des Jahres 1783, so drängt sich uns lebhaft der Gedanke auf, daß der junge, strebsame, stets in's Weite getriebene Mann die Elemente seiner kasseler Existenz erschöpft, Kassel, so zu sagen, ausgelebt hatte. Er selbst mochte eine Empfindung der Art haben, als er einem Freunde schrieb, er sehe wohl ein, daß er der Welt weit nützlicher sein würde, wenn er noch eine große Reise thun, unbefangen sehen, und das Gesehene ehrlich aufzeichnen könnte. — Solcher Zerfall mit den irdischen Verhältnissen erscheint bei gläubigen Gemüthern nicht selten von religiöser Erhebung begleitet, wie ja mancher Fäulniß auch ein Phosphorschimmer beigegeben ist.

Wie viel begabte Naturen fallen nicht in ähnliche Erschöpfung! Ihre Berufsarbeiten, ihre amtliche Thätigkeit sind ein Mechanismus geworden, ein Rad, dessen abgeriebne Kämme nur noch lahm in's Lebensgetriebe eingreifen; die Hülfsmittel ihrer Stellung sind aufgebraucht, die lebendigen Quellen der Mittheilung versiecht oder getrübt, die Erholungen befreundeten Umgangs, die Zerstreuungen der gesellschaftlichen Ordnung abgewelkt; kurz die Lagen der Menschen und der Dinge zeigen sich in ihren Fundamenten gesunken oder durch höhere Einflüsse verzogen.

Wirklich hatte Forster, in seine Geheimnisse versun-

ken, und gegen alte Beziehungen ſich verſchließend, gar manchen Bekannten vernachläſſigt und ſich wohlwollende Männer fremd werden laſſen, ein Verluſt an Freundſchaft zu den Verluſten an Zeit und Geld, dreifache Opfer, ſeinen Geheimniſſen dargebracht. Dies alles vermehrte begreiflicherweiſe ſeinen Verdruß an Kaſſel, der vielleicht durch die beſchämende Erinnerung, als er ſeine Bethörung einſah, ſich nur noch verſchärfte. Daß hauptſächlich dieſer Verdruß am abgebrochnen Verhältniß zu den Bundesbrüdern ihm Kaſſel widerwärtig machte, äußerte er ſelbſt noch vier Jahre ſpäter in einem Brief an Sömmering mit den Worten: »Wäre nicht der Ekel und Abſcheu gegen den Orden geweſen, ſo wäre ich doch nicht von Kaſſel weggegangen, und folglich auch Du nicht.« –

An dieſem Weggehen ſtehn wir nun. Was hätte damals Forſtern Glücklicheres begegnen können, als ein Ruf in die Ferne, als eine Beſtimmung, die für ſeine Zukunft viel verſprach, und ihn in diejenige Thätigkeit zu verſetzen das Anſehn hatte, die er ſich nach Maßgabe ſeiner Kenntniſſe und Studien wünſchen mußte! – Im December 1783, alſo fünf Jahre nach ſeiner erſten Ankunft in Kaſſel, ward er an die neue Univerſität Wilna, an die Stelle des abgegangnen Franzoſen Gilibert, als Profeſſor der Naturgeſchichte berufen. Man hatte in Polen die Güter der aufgehobenen Jeſuiten zur National-Erziehung beſtimmt. Eine Commiſſion aus mehreren Großen des Landes, – den Fürſten Primas, Biſchof Poniatowsky, Bruder des Königs, an der Spitze – war vom Reichstage zur Verwaltung dieſer Güter und zur Errichtung von Schulen und Univerſitäten ernannt:

worden. Von dieſer Commiſſion erfolgte Forſter's Berufung. Allerdings war ſein Name ausgebreitet genug; doch kam ihm gerade für Polen die beſondere Bekanntſchaft eines warſchauer Freundes zu gut. Der vom Könige zum Baron ernannte Bergrath von Scheffler, der 13 Jahre früher, damals ſelbſt von Schickſalen gebeugt, Forſtern zu London in trauriger Lage kennen gelernt hatte, war ihm ein herzlicher Freund geblieben, und hatte ihn bei dem Biſchof Poniatowsky auf's nachdrücklichſte empfohlen.

Eine Hauptabſicht ſeines neuen Berufs ging dahin, die Verwendung der inländiſchen Naturprodukte bekannter und allgemeiner zu machen. So verband ſich gleich mit dem neuen Wohnorte eine neue Aufgabe für Forſtern, — die Erzeugniſſe des Landes, ihren wirthſchaftlichen und mediciniſchen Nutzen, ihre Anwendung für Künſte und Handwerke, Färberei, Manufacturen und Handel, ihre Verbeſſerung, leichteſte Culturart, Erhaltung u. d. gl., zu ſtudiren. Und wenn dieſe Aufgabe auch ſeiner practiſchen Richtung gar wohl gelegen war, ſo brachten dafür die Vorleſungen, da ſie in lateiniſcher Sprache gehalten wurden, doch eine neue Schwierigkeit mit ſich, deren er, vorwärts ſchreitend, durch Übung bald Herr zu werden hoffte.

Die Zuſagen des Fürſt-Biſchofs Poniatowsky ließen Forſtern erwarten, dort in volle Activität zu kommen, und für die Naturgeſchichte alle Unterſtützung zu erhalten, die ihm in Kaſſel abging. Sein Vertrauen auf dieſe Verſprechungen wurden durch den Miniſter von Schlieffen beſtärkt, der den Biſchof perſönlich kannte.

Zwar erwog der Freund auch, was Polen durch Klima, Sitten, Charakter und vielfältige Unbequemlichkeiten Abschreckendes mit ſich brachte: dafür aber fielen ganz annehmliche baare Vortheile in die andre Wagſchale. Mit der Stelle waren unter Geheimraths-Charakter 400 Dukaten Gehalt nebſt freier Wohnung verbunden. Es wurden aus beſonderer Rückſicht für ihn 200 polniſche Gulden für Correſpondenz zugelegt, und ein jährlicher kleiner Fonds zur Vermehrung des Naturalien-Kabinets und der Bücherſammlung, zur Unterhaltung des botaniſchen Gartens und zu Streifereien auf Pflanzen und Mineralien verfügbar geſtellt. — So ſah Forſter eine Laufbahn eröffnet, die ihn, wenn auch nicht in glänzende Verhältniſſe, doch dahin brachte, daß ſein Haushalt ordentlicher, und die Sorge für ſein Auskommen, wie für die Befriedigung ſeiner Gläubiger, weniger ängſtlich blieb. In Kaſſel würde er — wie er ſich gegen Jacobi äußerte — den einzigen Fall einer reichen Heirath ausgenommen, ſich nur mit äußerſter Mühe wieder in's Reine, frei von Schulden und in eine Lage geſetzt haben, ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe practiſch zu erweitern. Wie anziehend erſchien alſo diesmal eine neue Welt, die auch ein verbeſſertes Haus, vielleicht ein neues verſprach! Dennoch unterließ er nicht, ſeine Freunde zu Rathe zu ziehen. Heyne und Lichtenberg riethen zu; Sömmering enthielt ſich, aus Furcht vor ſeiner leicht parteilichen Liebe, des Zuſpruchs wie des Abrathes. Bei ſeiner Roſenkreuzerangſt mochte es ihm auch leid ſein, ſich von dem Freunde verlaſſen zu denken, während er doch deſſen Glück anerkennen mußte.

Die Unterhandlungen mit Forſter gingen Namens des Königs von Polen durch deſſen Bruder, den genannten Biſchof von Block, der ſich dabei des Vergrathes von Scheffler und eines Dr. Czempinski bediente. Der Abſchluß zog ſich über den Januar des folgenden Jahres hinaus. Aus einem franzöſiſchen Schreiben des Biſchofs an den genannten Doctor geht hervor, wie viel Werth man auf Forſtern legte. Es iſt von Einſicht und Humanität dictirt, und hebt Forſter's durch Reiſen und Schriften begründeten Namen und anerkannte Eigenſchaften des Herzens hervor. Und indem der Biſchof beklagt, daß der dermalige Stand der Kaſſe nicht erlaube, bei Forſter's Abgang aus Kaſſel den ihm geleiſteten Vorſchuß des Landgrafen zu übernehmen, benachrichtigt er Czempinski, daß der deshalbige Betrag durch eine Subſcription gedeckt ſei, wozu der König als Protector der Erziehungs-Commiſſion, ſo wie mehrere Mitglieder derſelben verhältnißmäßig, er ſelbſt auch 100 Dukaten beigeſteuert hätten. Dieſe Summen und 200 Dukaten Reiſegeld ſollen Forſtern zur Verfügung geſtellt werden. Weiter enthält das Schreiben Fingerzeige über Forſter's Reiſerichtung durch die fruchtbarſten Gegenden des Landes und über den Weg, auf welchem ein gewiſſer Jantiewicz das Reiſegepäck nach Wilna zu beſorgen habe. —

Ein von Forſter's Vater erhobenes Bedenken iſt eben ſo bezeichnend für dieſen, als die Beſeitigung deſſelben für den Sohn. Indem dieſer nämlich den Vater verſichert, daß er in Polen nie werde katholiſch werden, ſetzt er hinzu. »Obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner noch Calviniſten, noch Katholiken oder Grie-

chen noch irgend einer andern christlichen Sekte übereinstimmen, so werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römisch-katholische Religion ist mir vor allen andern zuwider, wegen ihres despotischen Geistes und ihrer Unduldsamkeit. Deshalb machte ich es mir zum Grundsatze, sie nie aufzumuntern, in welcher Gestalt es auch sein möchte.« —

Der Erste, den Forster von seiner Annahme und von der Entscheidung seines Schicksals in Kenntniß setzte, war Heyne — »sein väterlicher Freund.« Doch verräth noch keine Silbe ein Herzensanliegen für dessen Tochter Therese. Nur, daß er sich einstweilen als guten Haushalter zu erkennen giebt; indem er um Verschwiegenheit bittet, damit ihm nicht, wie es Abziehenden leicht begegne, die Haus- und Handwerksrechnungen erhöht würden.

Bald sollte ihn aber ein betrübendes Ereigniß an seine einsame Lebensstellung auf's Lebhafteste erinnern. Jacobi's Frau, die liebenswürdige Betty, starb zu Anfang März 1784, und eine seiner Schwestern gab dem kasseler Freunde diese Trauernachricht. Forster schrieb sein Beileid, und kam dabei auf folgende Betrachtung: »Ach' armer Einsiedler, der du seit mehr als fünf Jahren keinen häuslichen Gesellschafter kanntest, der du die Süßigkeiten des häuslichen Umgangs so lange entbehren, und bei so manchen harten Vorfällen, wo Andere gerade den seligsten Genuß von ihren Hausgenossen, — Trost, Aufmunterung, Zerstreuung, Beruhigung erhalten, dich allein behelfen, dich von Allem, was die Freundschaft

und geſellige Liebe Beglückendes hat, entwöhnen mußteſt — du biſt nicht fähig, den Schmerz zu fühlen, den ein ſolcher Verluſt in den Seelen der Verlaſſenen hervorbringt!«

Und wie mit dieſer theilnehmenden Empfindung das Herz einmal ſo weit aufgegangen war, drängte ſich hinter der Nachricht von ſeiner häuslichen Veränderung gleich noch ein anderes Bekenntniß nach. »Ich fühle, ſchrieb er, daß wir Mannsperſonen ſelten zum Wirthſchaften Anlage haben, zumal iſt dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall: ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die ausgefüllt werden müſſen: wundern Sie ſich alſo nicht, wenn die Veränderung des Wohnorts bald auch eine Veränderung meiner bisherigen einſamen Lebensart nach ſich ziehen ſollte.«

Er erwähnte zwar ausdrücklich, daß er noch keinen »Gegenſtand« habe; allein im October hatte er 14 Tage bei Lichtenberg in Göttingen zugebracht, — die fröhlichſten, die er jemals dort verlebt zu haben dem Gaſtfreunde verſicherte. Damals war Thereſe Heyne im väterlichen Hauſe und ob nicht etwa ihr Bild im Hintergrunde ſeines Herzens jene lebhafte Empfindung ſeiner traurigen Einſiedlerſchaft erregte, die er bei Betty's Tode nur laut werden ließ, hatte er vielleicht ſelber noch nicht bedacht.

Der Beſinnung auf ſein vereinſamtes Leben trat ein erhebendes Bewußtſein zur Seite. In ſeinem Denken glaubte er kürzlich eine Revolution beſtanden zu haben, die zu ſeiner künftigen Zufriedenheit beizutragen verſprach. Er nannte es »eine gute Portion Schwär-

merei, die er fahren gelassen habe — froh, daß es noch vor seinem 30sten Jahre geschehen sei. Er fühlte sich dadurch in seinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Pflichten außerordentlich gestärkt; da es ja die Wirkung aller falschen Schwärmerei sei, Menschen von Menschen zu entfernen.

Rückblick und Aussicht.

Forster, da er seine neue Bestimmung nicht vor Ende März 1784 wollte stadtkundig werden lassen, hatte darum auch das Prorectorat am Karls-Collegium für das neue Schuljahr nicht abgelehnt. In der Rede, womit er es angetreten, sprach er über den bedenklichen Beruf eines öffentlichen Lehrers in Betreff der Ausbildung der Schüler, deren Lebensrichtung, nur allzuoft im Widerspruche mit ihren natürlichen Anlagen, von der Convenienz der Gesellschaft bestimmt zu werden pflege. Da es aber eine weise Anordnung der Karlsanstalt sei, daß die Lehrer selbst nach den Fähigkeiten der Schüler deren Studien zu bestimmen hätten: so forderte der Redner die Eltern auf, zu diesem Ende ihre Absichten mit den Pflichten der Lehrer in glückliche Übereinstimmung zu bringen.

Während nun Forster sich zur Abreise rüstet und

ſeine Papiere packt, fallen uns noch einige ſeiner kleineren Arbeiten in die Augen.

Die jeweiligen Verſammlungen der Alterthumsgeſellſchaft brachten es mit ſich, daß ein und das andere Mitglied einen Vortrag in franzöſiſcher Sprache hielt. Wir kennen deren mehrere auch von Joh. Müller, unter denen die histoire de l'etablissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du x siècle vielleicht als Vorläuferin ſeiner ebenfalls in Kaſſel geſchriebenen »Reiſen der Päpſte« betrachtet werden kann. — So hatte Forſter ſchon Ende November 1782 ein memoire sur les pygmées vorgeleſen. Auf das Lob des Landgrafen und ſeines Sohnes gab er nichts, weil ſie kein Urtheil über den Gegenſtand hätten. Aber er bearbeitete ſpäter, unzufrieden mit jenem eilig und ohne literariſche Vorbereitung hingeworfenen Aufſatze, das Räthſel der Pygmäen gründlicher, indem er, durch Tyſon's anatomy of a pigmy veranlaßt, Dasjenige, was bisher über dieſen Gegenſtand beigebracht worden, verglich, die hervorſtechendſten Ergebniſſe zuſammenſtellte, und hier und da ſeine eignen Gedanken einknüpfte. Er hatte dieſe räthſelhaften Weſen, deren ſchon Homer gedenkt, zuerſt in der Natur geſucht, und fand ſie endlich in der mythologiſchen Symbolik der alten Ägypter auf. Im 4ten Bande ſeiner geſammelten Schriften ſteht die kleine gelehrte Abhandlung zu leſen.

Anziehender iſt die Abhandlung über den Brotbaum, die vor ſeiner Abreiſe im Druck erſchien. In gedankenreicher, anſprechender Darſtellung leitet der Welt-

umschiffer den Blick des Lesers nach jenen begünstigten Klimaten, wo dieser völkernährende Baum, eines der kostbarsten Geschenke der Natur, auf den üppigen Inseln Asiens wild, aber unter so vielen herrlichen Naturerzeugnissen vernachlässigt, wächst, und durch seine frühe Verbreitung über die glücklichen Eilande der Südsee veredelt, der Ernährer eines zerstreuten, einfachen und harmlosen Naturvolkes wird. Mit der Anschaulichkeit und dem Reize des Selbsterlebten führt uns Forster unter die schattigen Äste dieses prächtigen Baumes, uns zu belehren, wie derselbe im Wechsel der Jahreszeiten sich reich befruchtet, wie der Mensch ohne Mühe und Sorgen sein Brot von den Zweigen, sein leichtes Halbgewand aus dem Stamme nimmt, und wie »die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt ist.« —

Und jetzt sehen wir Forstern gegen Ende April aus Kassel scheiden. Wie damals, als er aus Berlin über Dessau zurückkehrend, sich hier niederließ, brach eben wieder der Frühling aus. Freund Sömmering begleitete ihn bis Münden. Der Abend war ungewöhnlich mild, und als Forster nach genommenem Abschied auf dem Wege nach Göttingen weiter zog, leuchtete der Mond so freundlich, »als wüßte er nichts von der schmerzlichen Wehmuth des Scheidens.« Dieser Wehmuth hing der Freund nach. Es machte ihn nicht irre, daß Keiner von Allen, die zu seiner Fahrt nach Polen die Köpfe schüttelten, das Leid begreifen würde, das er in der Erinnerung an vergangenes Glück und bei der Erfahrung

empfand, wie ſehr er doch noch am Zurückgelaſſenen hange, und was in Freud' und Leid ein Menſch dem andern ſei.

Sein erſter Brief an Sömmering iſt noch bewegt von aufgeregten Reiſeempfindungen und Gedanken. Wir können uns nicht enthalten, eine Stelle aus dieſem ſchönen Briefe einzuſchalten, die uns einen lebhaften Begriff von der Innigkeit und vom Gehalte — vom Schrot und Korn — einer ſo ſeltenen edeln Freundſchaft giebt. Forſter ſpricht von dem Schmerze, der die Übergewalt ſeiner Betrachtungen unterbrochen habe:

»Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig ſtand es vor mir da, wo wir zuſammen geweſen, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie Einer den Andern gefördert, gebeſſert gehalten hatte, — ein ſchöner, ſchöner Traum! Wie forſchten wir nach Wahrheit ſo abſichtslos und unbefangen! Im Genuſſe der ſchönen Gegend, wie heiter philoſophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages! Selbſt jener Pfad, wo uns der Anblick eines tief angelegten, ſyſtematiſchen Betrugs überraſchte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menſchliche Herz und in die Schickſale der geſammten Gattung gewährte er uns nicht! Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen lernten, daß unſer ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand, und einer des andern Schutzengel ward; daß ſtrenger Wahrheitsſinn zur Schonung ſich geſellte, und wir einander fortbildeten da, wo die gemeine Erziehung aufhört, zu dieſem hohen Bewußtſein der Reinigkeit in Gedanken, Wort

und That, diesem Frieden, der höher ist, als alle Vernunft.- –

In dieser Stimmung faßte er auch seine Zukunft mit einem großen Blick in's Auge. Ihm bangte vor Polen; aber — »wenn auch alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menschenbildung, von Aussaat und Hervorgrünen wissenschaftlicher Kultur unter einem fremden Himmel zerronnen sind, dann finde ich mich selbst dort noch wieder. Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft, uns auffordert, mit andere zu wirken, das ist der erhabene Zweck unseres Daseins, wobei wir nur das Zwischen haben. Ich ringe 8 bis 10 Jahre mit neuen Verhältnissen, sammle neue Vorstellungen, neue Begriffe, lasse durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eignen Selbst, die mir jetzt noch unbekannt sein mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formlosere Hyle in mir trage. So geht ein vollkommneres Wesen hervor mit erhöhtem Bewußtsein, mit anderen Quellen des Genusses, mit einem umfassenderen Sinne, zu erlesneren Freuden und Leiden gebildet'-

Möge den edlen Mann auch im sandigen Litthauen diese verklarte Erhebung der Seele nie verlassen'

Zweites Buch.

Auf Freiersfüßen.

Forster hatte Kassel mit der Überzeugung verlassen, daß in seinem Denken kürzlich eine Revolution vorgegangen sei. In der That schien es so. Denn hatte er früher an Jacobi geschrieben — wie er jetzt denke, werde er sich nie verheirathen, so war es nun nach dem herzlichen Lebewohl von Sömmering sein Nächstes, sich in Göttingen um Therese Heyne zu bewerben.

Seit ihrer Rückkehr aus der hannoverschen Pension in's väterliche Haus hatte Therese einige Zeit in Gotha bei einer befreundeten Familie verlebt, und im letztverflossenen Sommer, 1783, einen weitern Ausflug in die Schweiz gethan, wohin sie den Oheim Blumenbach auf seiner wissenschaftlichen Fahrt begleitete. So stand sie nun da, anmuthig und interessant entwickelt, ohne gerade schön zu sein. Forster, der sie in letzter Zeit mehr beobachtet zu haben scheint, und den Weg ihrer Entwicklung kannte, hielt es für ein Glück, daß sie bei emporstrebendem Geiste ganz durch sich selbst gebildet, daher frei

im edelsten Wortverstande und ganz Natur in ihren Gefühlen und Handlungen war. Er fand sie jedem Eindrucke des Schönen und Guten offen, bereichert durch ausgebreitete Lectüre, die sie mit Vernunft und guter Beurtheilung zu gesunder Geistesnahrung verarbeitet hatte. Ihre Schätzung der Welt und der Menschen erschien ihm richtig, mit *seinem* Gefühl übereinstimmend, und mit Muth und Entschlossenheit für das Leben verbunden. In Gesellschaft belebte sie sich zu witziger Unterhaltung, so daß sie ihn mehr und mehr angezogen hatte; bis er mit der allmählichen Umwandlung seiner Ansichten und Grundsätze auch mehr Übereinstimmung zwischen sich und ihr entdeckte, und sie nun vollends lieb gewann, als ein Mädchen von Geist und Herz — wie er es nie in der Welt zu finden gehofft hatte.«

Hofrath Heyne scheint zwar dem jungen Forster, so sehr dieser sich zu fördern und zu verbessern suchte, doch nie zu einer Stelle an der Universität oder Bibliothek in Göttingen gerathen, und seinen Einfluß angeboten zu haben; aber er hegte die höchste Achtung vor einem so edeln Manne von Geist, Bildung und Charakter. Dennoch stiegen dem *Vater* manche Bedenken in Betreff der materiellen Verhältnisse und selbst der nächsten Lebensstellung des Bewerbers auf. Was diese letztern betraf, so glaubte man damals in den politischen Kreisen an dauernde Ruhe in Polen, da die Nachbarmächte durch die erste Theilung befriedigt, und das Reich unter russischem Einfluß durch die dem noch bestehenden Polen auferlegte Constitution geordnet schien. Heyne selbst hatte, bei all seiner Vorsicht, doch ebenfalls diese

Meinung, und fand es für Forſtern heilſamer, nach Wilna zu gehen, als daß er in Kaſſel geblieben wäre. Denn welche Opfer hier der junge Mann ſeiner Verirrung unter die Roſenkreuzer gebracht hatte, war ihm nicht unbekannt geblieben. Der Irrthum war nun wohl abgethan; allein ſo geiſtesfrei und herzensmuthig er den jungen Freund auch jetzt vor ſich ſah, wußte er ihn doch noch keineswegs auf dem Wege zu bürgerlichem Wohlſtande, ja noch nicht einmal ſchuldenfrei. Daher wünſchte er als fürſorgender Vater, daß wenn Thereſe nicht etwa aus eignem Herzensantriebe Forſter's Bewerbung ablehne, die Entſcheidung der Angelegenheit wenigſtens noch ſchwebend gehalten würde, und Forſter ohne abgeſchloſſene Verabredung ſeinem neuen Berufe folgen, auch über ſeine Abſichten auf Thereſe noch Stillſchweigen beobachten ſollte.

Thereſe nahm ihrer Seits die Bewerbung an. Wir haben hierüber ihr eignes Bekenntniß in den »Nachrichten von Forſter's Leben.« Dort ſagt ſie wörtlich:

»Das junge Mädchen hatte Forſter'n bei ſeinen Beſuchen in Göttingen während ſeines Aufenthalts in Kaſſel einigemal geſehen, die innigſte, bis zu ſeinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm, Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn im öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz ſpornten ſie an, mit dem berühmten Mann ein ernſtes Schickſal zu theilen, und ſo gab ſie Forſtern vor andern Ausſichten den Vorzug.«

Alſo *Liebe*, Mädchenleidenſchaft entſchied eben nicht für Forſtern, aber bei den »andern Ausſichten« auch nicht *gegen* ihn. Jenen Mangel ſcheint Thereſe ſelbſt

leiſe andeuten zu wollen. Wir halten die ausgezeichnete Frau in ihren Mittheilungen aus dem Jahre 1829 durchaus nicht für unwahr; allein in dem unglücklichen Ausgang ihrer Ehe mit Forſter liegt ein Umſtand, der ein nachrechnendes Herz unvermerkt täuſchen kann. Je geringer das Kapital von Liebe war, das man in eine häusliche Verbindung eingebracht hat, deſto leichter tröſtet man ſich nach dem Bankerott. Jedenfalls lag zwiſchen den mit Überlegung abgefaßten Bekenntniſſen Thereſens, als ſie zum zweitenmal Witwe war, und zwiſchen jenem Frühling ihrer erſten bräutlichen Empfindungen eine ſo ſchwere Luftſchicht unglücklicher Jahrzehnte, daß die Erinnerungen des vielgeprüften, ſchmerzlich heimgeſuchten, vielleicht auch bereuenden Herzens manches an der Klarheit und Schärfe der Umriſſe verlieren können, ohne daß man die Feder der Untreue beſchuldigen dürfte. Wir haben jene Mittheilungen aus Forſter's Leben ſelbſt in äußern Thatſachen, nicht durchaus genau mit andern Nachrichten und ſelbſt mit den Briefen übereinſtimmend gefunden: wie viel leichter kann man ſich in der Erinnerung an Empfindungen und Seelenſtimmungen irren? —

Treffender iſt vielleicht Thereſens Zeichnung von Forſter's äußerm Erſcheinen. Und da man gerade auf Freiersfüßen ſeine ganze Perſon geltend zu machen ſucht: ſo erſcheint hier der geeignete Platz für Forſter's Portrait.

Seine Perſönlichkeit vermehrte das Intereſſe, das er als Weltumſegler einflößte: nicht weil er hübſch war — ſeine urſprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeſchrumpft und mit Narben bedeckt:

der heftige Scorbut, den er auf seiner Seereise erlitten, und von dem die Masse seiner Säfte auf immer angesteckt war, hatte das Weiße seiner Augen gefärbt, und seine Zähne gänzlich verdorben; aber sobald er durch das Gespräch belebt ward, erhielten seine Züge den mannichfachsten Ausdruck, und kaum sah ich je ein Gesicht, das durch Geist und Empfindung einer größern Verschönerung und eben auch des Gegentheils fähig gewesen wäre. Ein Ausdruck von Bescheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anstand der besten Gesellschaft, so daß er in dem geistvollsten Cirkel gefiel, und im vornehmsten an seinem Platze war. Unaufgeregt sprach er nicht, aber sobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er sich, nicht im Teutschen allein, sondern auch im Englischen und Französischen mit so viel Leichtigkeit und in so klarem Zusammenhang aus, daß seine Unbehülflichkeit, auf dem Lehrstuhle zu sprechen, gar nicht zu erklären ist. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer so fein und gesittet, wie in der Gesellschaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachlässigte er seine Kleidung, sein Zimmer, noch die Aufmerksamkeit eines Mannes von seinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei diesem höchst gebildeten Betragen bezeigte er die gütevollste Theilnahme an fremden Schicksalen, wurde leicht heimisch im engern Kreise, und machte keine Art von gesellschaftlichen Ansprüchen. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unschöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Weg entgegen kamen, was ihm bei seinem sehr weichen Herzen stets den Genuß einer sehr gesteigerten Freundschaft gewährte.«

Wie ſchön verbinden ſich hier die Vorzüge der großen Welt mit den Gaben für die Häuslichkeit! Und wir hoffen, ſie werden ſich durch den Bund der Ehe zu jenem befriedigenden Glücke durchdringen, das dem Freunde bis jetzt noch nicht beſchieden war.

Thereſe ſchwankte alſo mit ihrer Hingebung an Forſter's werbende Hand nicht; ſie fügte ſich aber in des Vaters Anſichten, ſo daß der auf Hoffnung Vertröſtete ohne eigentliche Verlobung abreiſ'te. Und zwar ohne auch nur den nahen 7ten Mai, Thereſens Geburtstag abzuwarten, an welchem ſie ihr 20ſtes Jahr zurücklegte, während er in Mitte ſeines 30ſten ſtand. Er ging nach dem Harz, nach Zellerfeld. Als er abends 10 Uhr an Heyne's Wohnung vorüberfuhr, ſah er des arbeitſamen Profeſſors Licht. Der Gedanke erſchütterte ihn, mit fünf Schritten von dem lieben Manne doch ſo fern, ſo getrennt zu ſein. »Und dann die liebe Thereſe! Kaum war der Schmerz auszuhalten.«

Von der Ungewißheit gequält, wendete er ſich von Zellerfeld aus an die Hofräthin Heyne, die junge Stiefmutter Thereſens, die auf ſeiner Seite war. Noch vor Thereſens Geburtstage hatte er von der artigen Frau und von Heyne ſelbſt beruhigende, befriedigende Zeilen. Einen herrlichen Brief nannte er das Schreiben der geiſtreichen Frau. Alles wollte er nun anwenden, um nächſtes Jahr heirathen zu können, und der liebe Gott ſollte ſein Gedeihen geben, daß es gut gehe, — ſchrieb er an Sömmering.

Wie wir nun das Paar als innerlich einander angehörig betrachten dürfen, finden wir in Forſter's unter-

wegs geschriebenen Briefen ein Bekenntniß, das wir als Abschluß ihres beiderseitigen Einverständnisses ansehen mögen. —

»Sie sind mir das edeldenkendste, beste Mädchen, das ich je sah, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nicht nach einigen allgemeinen Grundsätzen an sklavische Tugend glaubt, sondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beste zu wählen wünscht und strebt. Wir erkennen beide, daß dies unter den Menschen heut zu Tage eben nicht allgemein ist; wir fühlen uns dadurch einander näher, verstehen uns und haben durch Selbstprüfung und Selbstverläugnung gelernt, mit der menschlichen Natur nachsichtvoll zu sein, nicht zu viel von ihr zu fordern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückseligkeit das Ziel bleibt. Wir wissen, daß das höchste, reinste Glück, dessen Menschen auf Erden fähig sein können, in Mittheilung besteht, in Liebe die sich selbst in Andern empfindet, und Andrer Wohl und Freude zum Ihrigen macht. — Ich dächte in dem allen läge für uns eine solche Gewißheit der Glückseligkeit, soweit sie von uns und nicht von äußern Umständen abhängt, daß wir ruhig der frohen, fröhlichen Stunde entgegen sehen müssen, die uns ganz und unzertrennlich verbindet.«

Ob in diesem — Programm einer Verlobung die Bürgschaft der Unzertrennlichkeit ihres Ehebundes lag, wird der Verlauf dieser Geschichte ausweisen. Wie leicht könnte nicht gerade Das, wodurch beide einander verstehen, die Grundlage ihrer Mißverständnisse wer-

den, — zu den Irrungen und Nachsichten der Liebe führen.

Der Frühling hat seine wehmüthigen Stimmungen, Frühlingsliebe gleich der Nachtigall ihre gezognen Töne: sonst möchten wir glauben ein leidvolles Vorgefühl seiner verhängnißvollen Trennung und seiner verlassenen Sterbestunde habe Forster's Seele bewegt, als er seine Therese in einem der ersten Bräutigamsbriefe schrieb: »Ich habe nur noch zwei Epochen vor mir, die der Ehe und die der Auflösung; und ich danke es Ihnen, daß Sie mich über die erste durch ihre Zärtlichkeit so ganz beruhigen. Wenn ich an Sie, als an meine künftige liebe Gattin denke, so macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr strenger Begriff von Pflicht, dem Sie so willig folgen, für jedes Ereigniß unbesorgt. — — Wenn ich mir nicht umsonst schmeichle, daß man mich mit sanfter Güte zu einem guten Menschen machen könne; so sehe ich die frohe Aussicht vor mir, an Ihrer Seite an Dem, was die Menschen Tugend nennen, zu wachsen, und von Ihrer Hand gepflegt, einst ruhig und gutes Muths zu entschlafen.« —

Wir greifen der eigentlichen Reise Forster's von Göttingen nach Wilna mit einigen Blicken in die Briefe vor, die er von Station zu Station seiner Sommerfahrt an seine Therese richtete. Wir möchten gern aus der Tonart dieses Briefwechsels die Lebensmelodie des künftigen Paares, die Harmonie ihrer verbundnen Zukunft voraus errathen. Auch interessiren uns beide genug, um an ihrem Brautstandsleben Theil zu nehmen. Aber sie sind weit getrennt, und sobald sie zusammen kommen, wer-

den ſie ſich trauen laſſen. Als Verlobte verkehren ſie mithin nur in ihrem Briefwechſel. Leider fehlen uns Thereſens Antworten. Als ſie, über 30 Jahre nach Forſter's Tode, ſeine Briefe herausgab, konnte ſie wahrſcheinlich ſich nicht entſchließen, unter den Mißklängen der öffentlichen Meinung über ihn die große Diſſonanz laut werden zu laſſen, die zwiſchen ihrem Brautſtand und ihrem Ehebund entſtanden war. Oder ſie ſchwankte im Zweifel, ob ſie die alten Briefe, die Forſter gewiß aufbewahrt hatte, verbeſſert herausgeben dürfte, oder unverbeſſert herausgeben möchte. Ihre frühere Schreibart bedurfte nämlich der Verbeſſerung. Die Fülle ihrer lebhaften Gedanken und Empfindungen war nie durch eine Grammatik gefloſſen, und erſt zehn Jahre nach ihrer Verlobung, als das Verhängniß ihr eine ſchriftſtelleriſche Feder in die Hand drückte, ſetzte ſie ſich mit der deutſchen Rechtſchreibung auf guten Fuß. Indeß ergibt ſich aus Forſter's Bräutigamsbriefen, daß ſie ſich ſtets in Ton und Art der ſeinigen hielt. Forſter's Briefe athmen immer einen warmen Ernſt um die höchſten Anliegen des Lebens. Sie grünen, ſo zu ſagen, im Klima jener glücklichen Inſeln der Südſee, wo die Erinnerungen ſeiner erſten Jugend lebten, da die Sonne für den Brotbaum, den Piſang und die Cocosnuß warm genug — aber nicht heiß genug für reißende Thiere und giftiges Gewürm ſcheinet. Allerdings, die Lenzblüthen des Brautſtandes fehlen, die Roſen der Luſt, die Nachtſchatten des Verlangens duften nicht zwiſchen dieſen fruchtbaren Zeilen; der Brautkuß war nicht einmal glühend genug geweſen, das weitläufige »Sie« in ein trauliches »Du«

zu verſchmelzen mit dem erſten Silberblick innigſter Angehörigkeit. Dieſe Briefe beſtätigen unſere frühere Vermuthung, daß Forſter's Herz mehr für Freundſchaft, als für Liebe geſtimmt geweſen ſei. Es ſind Briefe des verlobten oder auch nur vertröſteten Freundes, dem keine Erinnerungen bräutlicher Zärtlichkeit, wohl aber beruhigende Erwartungen häuslichen Glücks vor die Seele treten. Schreibt er doch ſelbſt einmal an Thereſe: »Ich glaube nicht, daß Sie ſich je über den zu feurigen Liebhaber beklagen werden; aber den treuen, den gutmeinenden, den dankbaren, den zärtlichen, der nie glaubt erwidern zu können, was Ihre Liebe ihm ſchenkt, den — hoffe ich — werden Sie nicht an mir vermiſſen.«

Alſo blättern wir ein wenig in dieſen Briefen!

Forſter beeifert ſich an mehr als einer Stelle mit freimüthigen Bekenntniſſen über ſich ſelbſt. So hat ihm »in der Periode ſeiner größten Heiligkeit« ein Narr auf den Kopf zugeſagt, daß er ein ſinnlicher Menſch ſei. Einem Bruder Schwärmer hat er ſelbſt eingeſtehen müſſen, er ſei voll Eigenliebe, und eitel war er immer geweſen. »Erbärmlich eitel, eigenſüchtig und ſinnlich dazu, das iſt Ihr Marc-Aurel!« ruft er aus. Dieſen Namen hatte ihm Frau Heyne gegeben, und er bemerkt darüber: »O die liebe Mutter! Sie hat gewiß nicht geglaubt, daß eine Thräne aus meinem Auge ſich auf dies Wort verlieren würde!«

Neben ſich betrachtet er gern ſeine Verlobte. Wir nennen ſie einmal ſo. Neben bloß ein wenig Ungleichheit des Temperaments, auf die er ſich gefaßt macht, erkennt er in ihr einen redlichen Geiſt des Forſchens nach

Wahrheit, und wünscht nur, daß derselbe nie dadurch laß werde, daß so viel Schranken dem menschlichen Forschen gesetzt sind, die ihm überall entgegen stehen.

Philosophirt dann Therese wieder einmal und hält das System unserer heutigen Wissenschaft für zu entfernt von der Einfalt und Wahrheit der Natur: so stimmt ihr Forster bei, weis't ihr aber auch nach, worin Wahrheit bestehe, und wie der Irrthum sich derselben zugselle; wobei er sie zugleich aufmerksam macht, daß in den meisten Fällen unser Glück von solchen Speculationen gar nicht abhange. »Unser Wähnen über Wahrheit mag unsern Geist beschäftigen; allein unsere unauflösliche Verbindung mit den Dingen, die uns umgeben, bestimmt unsere Handlungen und Gefühle. Sie sehen, daß ich nicht im mindesten bei Ihrem Forschungsgeiste besorgt bin. Ich lasse Ihren Kopf unter den Sternen wandern, wenn es ihm einfällt, sich von mir zu versteigen, und halte mich an Ihr liebes Herz desto fester.«

Der hoffnungsfrohe Bräutigam dachte eben nicht an das Unglück, daß ein irrefahrender Kopf das Herz gar leicht mitnimmt.

Ein andermal läßt Forster sich nicht darauf ein, ihr, wie sie es verlangt, zu gebieten, daß sie frömmer und gleichmüthiger sein solle: er billigt einen so traurigen Zwang nicht in etwas, was schon von selbst kommen werde. Dagegen findet er es auch nicht, wie sie meint, wider den Lauf der Dinge, daß das junge Mädchen ihn bittet, mehr Schurken in der Welt zu glauben, als er sich's denkt, mehr fest, mehr mißtrauisch zu sein.

Er fühlt diesen Vorwurf gegründet, und mag gern erinnert sein.

Wandelt ihn dann manchmal eine kleine Furcht an, daß er Thereſen aus ihrem Vaterlande nach Polen zu führen wage, wo ſie noch weniger, als in Göttingen, Umgang, der ihrer werth ſei, finden, und ihren Blick nicht einmal an der ſchönen Natur, an der ſchönen Kunſt weiden könne, wie dort: ſo hält er doch bald wieder an dem blinden Vertrauen feſt, das er in ihren Geiſt ſetzt, ſich in jedes Land, jedes Klima, jedes Volk, jede Lebensart zu ſchicken.

Zwiſchen ſolchen Betrachtungen ſtrahlen da und dort des Freundes Erwartungen von ſeinem Ehebündniß hervor, — Hoffnungen, die im Leben, wie er es ſelbſt einmal ausſpricht einen unerbittlichen Rabatt leiden, deren ſchönſte und innigſte aber gleich auch wieder, nach ſeiner hochgetragenen Weiſe, über den Bund für's Leben hinausſchweifen. Denn mag er auch das eine Mal ſich darauf beſchränken, zu träumen: »Wenn ich Bücher habe, ſo kann ich arbeiten, und wenn ich meine Freundin habe, kann meine Arbeit mich froh und glücklich machen:« das andere Mal geht er doch gleich wieder in's Unermeßliche. — »Ich weiß es, ſchreibt er ſpäter von Wilna aus, ich fühle es ſo innig, ſo überzeugend gewiß, daß mein wahres Glück erſt von dem Augenblicke anfängt, wo ich wieder bei Ihnen ſein werde. Alles war Vorbereitung bis dahin, meine erſte Jugend, meine frühe Reiſe nach Rußland, mein Aufenthalt und meine Arbeiten in England, meine Reiſe mit Cook, meine ſchwärmeriſche Epoche, mein fünfjähriger Umgang mit meinem

unerſetzlichen Sömmering, meine diesjährige Reiſe, mein Briefwechſel mit Ihnen: nun wird das Leben kommen und ſein Ziel.' Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß leben, wie man leben ſoll. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuſe bauen helfen, welches ſie als ihre einzige Beute aus dieſer Welt einſt in jene übertragen wird, — ein Gewebe von den reinſten und beſten Ideen, den auserleſenſten Gefühlen, Gedanken und Thaten, in denen ſie dort ſich ihrer wieder ſelbſt bewußt, ihr Weſen forttreiben wird.« — —

So finden wir Forſtern in ſeinen Briefen. Aber dieſe müſſen doch in ihrer ernſten Richtung, um eben darin zu bleiben, einen Anhalt an Thereſens Antworten gehabt haben. Auch geht dies aus einzelnen von Forſtern herausgehobenen Äußerungen hervor, an die er nicht ſelten ſeine bedeutendſten Erörterungen anknüpft. So brachte ihn, in dem herrlichen Briefe aus Freiberg vom 7ten Juli, ein Gedanke Thereſens zur Betrachtung über das Weſen der Freiheit und über unſere Aufgabe, ſtets das Nächſte, wenn auch Kleinſte zu thun. Sie hatte es einen Jammer genannt, daß die Menſchen nicht werth wären, daß man ſich Mühe um ſie gebe; ſie fühlten es nicht, wenn man ihr Beſtes wolle, weil ſie nicht einmal fühlten, wenn man ihnen wirklich weh thue. Darauf ruft Forſter aus:

»Ferne ſei es von dem Menſchenfreunde, ſeine Brüder um dieſer traurigen Unempfindlichkeit willen, zu der ſie durch Unterdrückung und Aberglauben hinabgeſunken ſind, ihrem Schickſale zu überlaſſen' — — Nichts iſt

edler, nichts eine ſo ſichere Anzeige von der Gewalt der Tugend über das Herz und auch von der Kraft, die der Schöpfer in manche Seele gelegt hat, zum Wohle der Menſchheit thätig zu ſein, als der Enthuſiasmus für Freiheit und Volksglückſeligkeit, die der Jüngling zumal am lebhafteſten fühlt; und gleichwohl iſt nichts gewöhnlicher, als das Erlauen und Erkalten in einem nur wenig vorgerückten Alter, ſobald man die Hinderniſſe empfunden hat, welche die vielumfaſſenden Ausſichten eines ſolchen Patrioten in einen ſehr engen Wirkungskreis zurückweiſen. Ich kenne hier nur einen Mittelweg. Die Natur knüpft ein unauflösliches Band zwiſchen unſern Pflichten und unſerm Intereſſe, glücklich zu ſein. Es darf die Frage nicht ſein: können wir Gutes ſtiften, können wir Mißbräuche abſtellen, können wir Früchte unſerer Bemühungen zur Wohlfahrt des Staates oder der Geſellſchaft, in der wir zu wirken beſtimmt ſind, erleben? Nein, dies alles hangt nicht von uns, hangt nicht von Menſchen ab; es iſt im Rathe der Götter beſchloſſen, und im heiligen, undurchdringlichen Dunkel des Schickſals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unſerm Gefühl und Verſtand das Beſte ſchien, das Beſte des Staats unter den Umſtänden, worin er, worin wir uns befanden, das Beſte des einzelnen Menſchen, mit dem wir beſonders zu thun hatten; denn das Beſte unſeres eigenen Selbſt, welches uns am nachſten angeht, iſt Reſultat dieſer beiden, und folgt unmittelbar daraus?«

Schwerlich haben viele Verlobte einen gehaltreiche-

ren und — möchte man ſagen — weihevolleren Briefwechſel geführt, als Forſter mit Thereſen. Kein Wunder, daß ſie mit ſo hoch geſchwungener Feder zuweilen, ohne es ſelbſt zu ahnen, das Verhängniß ihrer verbundenen Zukunft berühren. Wir haben die Empfindung Forſters ſchon angeführt, mit welcher er auf ſeine Sterbeſtunde unter Thereſens pflegender Hand einen Blick that, den wir ahnungsvoll nannten. Und nun finden wir von Thereſens Seite bei herannahender Vermählung einen Gegenſtand berührt, der gerade für die Entwickelung der Ehe und dadurch für jene Sterbeſtunde verhängnißvoll werden ſollte.

Wenn wir ſo oft auf vorbedeutſame Züge in Forſter's Leben hinweiſen, ſo geben wir zu bedenken, daß ein Menſchengeſchick, indem es aus eignen Herzenstrieben erwächſt, ſeine Entwickelung ſchon aus den früheſten Keimaugen der lebenden, treibenden Geſinnung errathen läßt. Dies zu thun erfordert nur einen aufmerkſamen Rückblick vom Gipfel eines abgeſchloſſenen Lebens auf deſſen frühere Ausſchläge. Als einen ſolchen erkennen wir nun folgende Äußerung.

Thereſe hatte ſich in einem Briefe gegen die Strenge, womit die Fehltritte der Frauen in der Geſellſchaft gerügt würden, bitter geäußert. Forſter gab ihr Recht, und wies nach, daß eigentlich die Frauen mehr als die Männer intolerante Sittenrichter ſeien. Innigkeit und Richtigkeit des Gefühls lehre das Weib ſeine Pflicht, weniger das Nachdenken, als innerer Trieb, innerer Sinn. »Jene Vorurtheile, ſagte er, über welche Sie zürnen, verdienen auch meinen ganzen Abſcheu. Ich

haſſe Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet, ſich zu entwickeln, Blüthen und Früchte zu tragen.« —

Ohne Zweifel iſt an dieſem Gedanken der Ausdruck unbedingter, als die Meinung, und keineswegs im Sinn der neuern Damen-Romantik. Was würde ſonſt der edle Mann dazu ſagen, wenn das liebende Herz ſeiner Ihrerſeits ohne Weiteres eine Seitenknospe der Neigung triebe, deren Entwickelung ihre Freiheit forderte? Oder würde er ſich ſtreng und heiter ſeinen eignen Worten ergeben?

Reiſe-Stationen.

Mit der Sympathie, die wir aus dem Briefwechſel der Geheimverlobten für ſie gefaßt haben, folgen wir nunmehr der Reiſe des ernſten Bräutigams.

Wir verließen ihn zu Zellerfeld. Hier finden wir ihn im Hauſe des Vice-Berghauptmanns von Trebra, »des vortrefflichen, herzensguten, ohne Complimente höflichen Mannes einer recht liebenswürdigen, ſanften und ungezwungenen Frau.« Er beſuchte das Mineralien-Cabinet und trieb Mineralogie, fuhr Viſiten und lernte die intereſſanten Leute des Harzgebirges kennen, in deſſen Höhlen er nach vorſündfluthigen Reſten forſchte.

In dem Wechſelwetter, das er hier in der Nähe

des Blocksberges um Walpurgistag fand, stöberte es auch wieder von Rosenkreuzerei um ihn her. Trebra erzählte ihm von sehr angesehenen Männern, die bei dem Kaffeewirth und Geisterbanner Schröpfer gewesen seien, und Vieles besser als — Ganitz in Kassel wüßten. Er war mit Forstern einverstanden, daß dieser Schröpfer ein Betrüger gewesen sei; aber das Unerklärbare reizte sie, — wie es dieser Mensch nur angefangen habe, in fremden Zimmern, die er zum erstenmal betreten, ohne alle Vorbereitung und am hellen Tage vor den gescheitesten Köpfen seine Gaunereien auszuführen. Auch die Möglichkeit, durch höhere Verbindungen hinter das Geheimniß einer Fortdauer nach dem Tode zu kommen, beschäftigte beide Männer, und Forster ging dabei von der Meinung aus, man müsse, um Wahrheit zu finden, Alles an sich kommen lassen, und prüfend das Beste behalten. Das gab denn interessante Nachrichten an Freund Sömmering in Kassel, den seine Rosenkreuzerangst geneigt machte, auf Anträge aus Mainz einzugehen. Forster stimmte ihm bei, und meinte, er müsse vorerst auch aus Kassel fort, damit er Athem holen könne.

Leider blieb, wenn auch diese thörichten Geheimnisse verdunsteten, doch das Bedürfniß dessen, was man darin gesucht hatte, als drückender Niederschlag zurück, und Forster rief in demselben Schreiben aus: »Das verdammte Geld! Oder vielmehr das Unglück, daß ich nicht damit haushalten kann. Doch ich will's lernen, mag es kosten, was es will!«

Mit diesem guten Vorsatze reis'te er Mitte Mai

ab, und nahm als Gebirgsschatz — manches Stufchen aus dem Harze mit.« —

Seinen Eltern in Halle ging es noch nicht zum erwünschtesten. Der alte Forster hatte wieder Unvorsichtigkeiten begangen. Dem Studium der Rechte war er einst hier abwendig geworden: rechthaberisch blieb er aber auch noch als Professor. Auch fühlte er sich in Halle nicht am besten Platze: indem die Parteien und Zänkereien, die es zerrütteten, einen so heftigen Mann leicht in ihre Strudel zogen. Dabei konnte er außer seinem Gehalte nichts verdienen, und seine Leidenschaftlichkeit machte ihn zu langwierigen gelehrten Arbeiten unfähig. Überdies stumpfte manche Sorge seinen Geist ab, und stimmte sein lebhaftes Temperament zu menschenfeindlicher Bitterkeit, so daß er selbst an der öftern Kränklichkeit seiner duldenden Frau ein Hinderniß im Arbeiten zu finden glaubte. Ein Sprichwort sagt, daß man nicht ungestraft unter Palmen wohne: aber der alte Forster, und in milderem Grade selbst der Sohn, lassen uns auch vermuthen, daß man eben so wenig ungestraft eine Reise um die Welt macht, wenn man nach derselben in beschränkter Häuslichkeit sein Glück finden soll. — Zufriedener war schon Forster's Schwester Wilhelmine, obgleich in ziemlich eingeschränkter Lage, durch die Beschäftigung mit der Erziehung ihres kleinen Knaben. Eine in England verheirathete Schwester lebte, um die Ihrigen in Deutschland wenig bekümmert, für ihren Mann. Die mittlere Schwester wurde aus Surinam erwartet, da der dortige Gouverneur Texier, dessen Kinder sie erzog, vor Kurzem gestorben war.

Um unſern Reiſenden in ſeinen bisherigen und in den künftig wechſelnden Stimmungen recht zu verſtehen, müſſen wir uns darüber klar machen, daß er eine zur Thätigkeit und Theilnahme geborene und gebildete Natur war. Das Bedürfniß, Groberungen für ſeinen Geiſt zu machen, trieb ihn dem bewegten Leben zu. Mit ſeiner Beute zog er ſich dann, um ſie zu verarbeiten, in die Einſamkeit zurück, und fand hier ein vorübergehendes Genüge. Darum wollte er das eine Mal nicht aus ſeinem Schneckenhäuschen gerufen ſein, und hielt das andere Mal dafür, daß ihm, um der Welt zu nützen, eine große Reiſe noth thue. So ſagt er einmal in ſeiner Monographie über Cook den Entdecker: »Die vollkommenſte Art unſeres Daſeins beſteht, nach den ewigen Geſetzen der Natur, wechſelsweiſe im Sammeln und Zerſtreuen unſerer Kräfte.« Und darum liebte er den Ausſpruch des Helvetius: C'est dans les deserts que se ramassent les diamans, et dans les villes qu'on les taille, les polit et les monte; c'est pourquoi je suppose qu'on ne puisse s'illustrer dans les lettres sans partager son temps entre le monde et la retraite.

Beide Richtungen thätiger Menſchen ſtehen vielleicht nie oder höchſt ſelten im Gleichgewicht. Auf Forſtern übte jetzt noch die Welt einen vorherrſchenden Einfluß, der vielleicht nach des Freundes Verbindung mit ſeiner Thereſe auf das Haus übergeht. Dies Weltbedürfniß, um es ſo zu nennen, war durch den eigenthümlichen Lebensgang des jungen Menſchen vielleicht ein wenig in's Krankhafte ausgebildet worden. Man weiß, wie im

phyſiſchen Leben durch Überſättigung in der Kindheit die Organe der Verdauung und das Nahrungsbedürfniß ſich erweitern und überreizen. Ähnlicherweiſe ſcheint im geiſtigen Leben ein zu frühes Übermaß von großen und wechſelnden Eindrücken der Welt den Sinn und die Seele des Menſchen zu erweitern und aufzuregen. Muß daher nicht das Herz eines Mannes, der ſchon als angehender Jüngling die Welt umſegelt, und ſeinen Geiſt an den größten Erſcheinungen des Weltmeers und fremder Continente entwickelt hat, gerade in ſeinem kraftvollſten Alter von ganz andern Bedürfniſſen getrieben werden, als der Zögling des Stilllebens, dem die Unendlichkeit des Daſeins ſich nur in kleinen, murmelnden Lebenswellen abgeſpiegelt hat? Aber das Schickſal gleicht gern ſeine Gaben aus, und wenn es die Kinderbeſcherung der Zufriedenheit am liebſten unter den ledernen Großvaterſtuhl der Familie, hinter die Stachelbeerhecke des Hausgärtchens verſteckt: ſo legt es nicht ſelten ſeine beneidetſten Lebensſchätze, die Gewinnſte der Welt, in einer nie befriedigten Unruhe zur Schau. Jenes partager des Helvetius iſt denn freilich die ſchwere Aufgabe, und glücklich nur der Mann, der Haus und Welt auszugleichen die Kraft oder die Kunſt beſitzt!

Forſter hatte nur vor vielen Unzubefriedigten den hohen Seelenblick voraus, mit welchem er für ſein Beſtreben auch im Kleinen und Engen ſtets die edelſten und umfaſſendſten Zielpunkte ſuchte. So legte er auch ſeiner Verſetzung nach Wilna, wie wir aus dem ſchönen Abſchiedsbriefe an Sömmering geſehen, einen Sinn bei, der ſein perſönliches Bedürfniß einer Veränderung zu-

gleich mit der höchsten Bedeutung, die für jeden sinnigen Menschen ein Wechsel seiner Weltstellung hat, auf's trefflichste bezeichnet.

Wie er mit solcher Gemüthserhebung von Kassel über Göttingen seine Übersiedelungsreise angetreten hatte, setzte er sie mit Heiterkeit und selbst bei besserem körperlichen Befinden auf Umwegen fort.

In Leipzig traf er mit Nicolai zusammen, der ihm sein Jesuiten riechendes Steckenpferd vortummelte. Nicolai überzeugte den Freund, daß die Jesuiten in allen Geheimbünden ohne Ausnahme steckten, und die Haupttriebfeder abgäben. Das bekannte Zeichen S. J. habe zwar immer Superiores incogniti (unbekannte Obere), aber auch Societas Jesu (Gesellschaft Jesu) bedeutet. Es liege eben ein echt jesuitischer Doppelsinn darin. — Nun scheint aber die Rache gerade dieser Verkappten der Gegenstand der Angst beider kasseler Freunde gewesen zu sein. Forster setzte daher seinen Sömmering von Nicolai's Mittheilungen in Kenntniß, ermahnte ihn aber zugleich auf einen kummervollen Brief, ruhig zu sein. Manches ist dabei nur sehr räthselhaft angedeutet. Sie scheinen ein Erbrechen ihrer Briefe in Kassel — mithin dort auch ihre Verfolger gefürchtet zu haben. Nur Forster's Zuruf an den verzweiflungsvollen Freund ist klar: »Sei nur verschlossen! Sei fröhlich und guten Muths! Ach, daß Dich die Einsamkeit so finster machen, Dir Alles so schwarz zeigen muß!« — —

In Dresden erlebte der Reisende eine rührende

Scene. Vor dem Wilsdrufer Thore besuchte er Heyne's alte Mutter, die Großmutter seiner Thereſe. Sie war blind und erſchöpft zu Bette. Er mußte ihr vom Sohn und ſeiner Familie erzählen. Seine Hand gefaßt, fragte ſie immer wieder nach der Zahl der Kinder, klagend wie vergeſſen und in ihren Gedanken ſelbſt an Gott wie verſtört ſie ſei. — Forſter, geſegnet als Bote Derer, die der guten Greiſin nie aus dem Sinne kämen, ſchied, zu Thränen gerührt, mit der Betrachtung, wie lebhaft der Wunſch und die Hoffnung der Unſterblichkeit erregt werde beim Anblicke des hohen Alters, wenn der ehemals feurige, thätige und wirkſame Geiſt, mit ſeinem zerrütteten, entkrafteten Körper unzufrieden, noch das Bedürfniß eines Inſtrumentes für ſein herrliches, wunderbares Gedankenſpiel empfände. —

Von Dresden ging Forſter nach Freiberg, um einige Wochen auf Erweiterung ſeiner Kenntniſſe des Bergbaus zu verwenden. Es that ihm leid, daß er dieſem ſo wichtigen Gegenſtande nicht Monate widmen konnte. Hier ſtand der nachmalige Bergrath Ritter Werner, damals noch vernachläſſigt, ſchlecht beſoldet und ſtatt geehrt vielmehr zurückgeſetzt von Oberen, die er überſah, und die ihn nicht zu behandeln wußten. Nur ein paar Jahre älter als Forſter, Sohn eines Eiſenhammer-Aufſehers in der Oberlauſitz, war er auf ſeine Schrift über die äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien von Leipzig, wo er eben ſeine Studien vollendet hatte, nach Freiberg berufen worden, um Mineralogie und Foſſilienkunde zu lehren. Ein wiſſenſchaftliches Genie, ließ er damals Niemand ahnen, welcher Ruhm und

wiſſenſchaftlicher Welteinfluß ihm bevorſtand. Er hatte ſein Syſtem der Mineralogie noch nicht geſchrieben, das ſiegreich über die Widerſprüche gegen ſeine Neuheit, eine über ganz Europa bis nach Amerika ſich verbreitende Schule der Metall-, Stein- und Erdkunde begründete. Forſter erkannte gleich in ihm den von Natur zum Entdecker in ihren Gebieten vorbeſtimmten Mann von ſchärfſtem Blicke für ſinnliche Wahrnehmung, von lebendiger Einbildungskraft und ausgebreiteter Beleſenheit im Felde der Länder- und Völkerkunde. Er bezeichnet ihn in ſeinen Briefen als Mineralogen ohne Gleichen und als ſyſtematiſchen Kopf, der Linné überrage. Über die Bearbeitung der Naturkunde hatte Werner ſeine eigenthümlichen Ideen, denen Forſter Beifall gab; hielt ſich aber innerhalb ſorgfältiger Beobachtung, ohne ſich mit Schriftſtellerei zu übereilen.

Das Praktiſche des Bergbaues war Charpentier's Fach, eines Mannes, den Forſter höflich in Worten fand, während ſich Werner gefällig und dienſtfertig durch That erwies. Von beiden Männern giebt Steffens, der ſie in einer ſpätern Zeit kennen lernte, in den Mittheilungen aus ſeinem Leben ausführlichere Charakterſchilderungen, beſonders von Werner, der inzwiſchen ſein geniales Weſen mehr und mehr mit wunderlichen Verzierungen ausgeführt hatte.

Eine intereſſante Begegnung hatte Forſter in Freiberg mit dem Fürſten Poniatowsky, einem Neffen des Königs und des Fürſt-Biſchofs, einem ſchönen jungen Mann in den Dreißigen, voll Einſicht und Kenntniſſe, ſehr beſtimmt, ernſt und gütig. Er ließ ſich gegen For-

ſtern mit gutem Blick über die Bedürfniſſe Polens aus; wobei er ihn einerſeits über manches Bedenken hinſichtlich Wilnas beruhigte, ihm jedoch auf der andern Seite durch herabſetzende Urtheile, z. B. über Forſter's Freund Scheffler, Beſorgniſſe wegen dortigen Parteitreibens erregte. Hinſichtlich der Aufklärung Polens beklagte der Fürſt, daß den Gutsherrn das ſchöne Maſtholz mehr werth ſei, als eine größere Anzahl Unterthanen. Jene Herrn gütig gegen die Bauern zu machen, ſei ſehr ſchwer, ſo lang dieſelben ſo viel Bedürfniſſe hätten, und die Juden brauchten, um die Bauern zu ſchurigeln.

Nachdem Forſter eines leidenden Fußes und geſtörter Verdauung wegen auch Zwiſchenausflüge nach Teplitz gemacht hatte, verließ er nach Mitte Juli »das ſchöne Sachſen und die lieben Menſchen, die er darin gefunden hatte.« Überall war dem intereſſanten Weltumſegler die lebhafteſte Theilnahme entgegengekommen. Alles hing an dem Munde, aus dem Palmen und Piſang hervorwuchſen, an dem gelblichen Auge, das die braun-nackten Bewohner des Paradieſes Tahiti geſehen hatte. Forſter nahm all' dieſe Zuthätigkeiten unbefangen auf. Er fand darin nur die Anerkennung ſeines wohlwollenden Gemüthes, und folgerte daraus nur, daß die Menſchen im Grund gute Geſchöpfe und mit Wenigem zu befriedigen ſeien; daß Güte des Herzens immer den bleibendſten Eindruck auf ſie mache, und uneigennützig ſcheinende Liebe ſie immer am tiefſten rühre.

Ein ſeltner Mann in jener Zeit als Weltumſegler, wäre Forſter es heut noch einmal durch ſolche Beſcheidenheit inmitten ſo vieler, von Eitelkeit zerquälter Genies,

die mit einem Bändchen Gedichte, einer politiſchen Flugſchrift oder einem halbdutzend Novellen die Bewunderung der Welt herausfordern, oder mit der Erſtgeburt eines Trauerſpiels von Stadt zu Stadt reiſen, tief gekränkt, wenn der Dichter nicht nach Hofe geladen würde, ſein Werk vorzuleſen. — —

Vom 23. Juli an trieb ſich Forſter, die Merkwürdigkeiten von Prag kennen zu lernen, in dieſer »großen und größtentheils ſchönen Stadt« umher. Er verweilte vier Tage, überraſcht, Männer von Verdienſt zu finden, die er da in Böhmen nicht geſucht hätte. Ein Brief an Heyne berichtete über die Ausbeute ſeiner Beſuche bei Gelehrten, die von keiner Bedeutung mehr für uns ſind, und bei Anſtalten, die ſeitdem ſich ſehr verändert haben. Wir heben nur einige intereſſante Notizen aus. — In dem naturgeſchichtlichen Manuſcripte des Thomas Cantopratenſis aus der Mitte des 13. Jahrhunderts fiel dem blätternden Forſter eine Stelle auf, die nicht ſehr zweifelhaft von einer Bewegung der Erde um die Sonne — 300 Jahre vor Copernikus, ſpricht. — In einer andern Handſchrift der Bibliothek, einem Evangelienbuche der Huſſiten, zeigte ſich auf einem der koſtbaren Miniaturgemälde in artiger Allegorie — Wikleff mit Stahl und Stein Feuer ſchlagend, Huß mit einem entzündeten Hölzchen und Luther mit einer lodernden Fackel abgebildet.

An Licht und Aufklärung fehlte es damals in Prag nicht. Forſter traf unter den katholiſchen Geiſtlichen helldenkende, freimüthige Männer, und das Publicum hatte auf Redouten Mönche als Masken von der perſonificirten Aufklärung im Saal herumpeitſchen ſehen, und

dazu gelacht. — Welche Fortschritte seit Forster's Besuch! Was immer aber damals in Prag zur Förderung der Wissenschaften geschah, — es ging nicht von der Regierung aus, sondern war das Werk patriotischer Bestrebungen einzelner Privaten.

Neben den Merkwürdigkeiten von Prag wurde unser Reisender von den ersten Familien in Anspruch genommen – vom Fürsten v. Fürstenberg, der Gräfin Wallis, dem jungen Grafen Sternberg, — wahrscheinlich dem inzwischen durch seine Verdienste um die Naturwissenschaften berühmt gewordenen Kaspar Maria, damals 23 Jahre alt. Und war der Tag mit Besehen und Besprechen, mit Fragen und Antworten hingebracht: so trieb ihn sein Bräutigamsherz zu langen Briefen an seine Therese. Ja er las daneben auch noch ernsthafte Sachen, wie daraus hervorgeht, daß er ihr Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit empfahl. Herder gehörte zu Thereiens Lieblingsschriftstellern, und Forster wollte ihn um dieses Buches willen lieber gewonnen haben, ungeachtet der darin enthaltenen physischen Unrichtigkeiten, die er übrigens an einem Manne, der kein Naturkundiger von Profession sei, gern entschuldigen wollte. Späterhin äußerte er doch einmal, daß Herder eigentlich sein Mann nicht sei.

In naturwissenschaftlichen Dingen hatte Forster gewiß ein zuständiges Urtheil: wenn er aber in demselben Briefe Garve den zuverlässig größten jetzt lebenden Philosophen nennt: so lächeln wir heut zu dieser unwissentlich begangnen Sünde gegen den Geist der Kant'schen Kritik der reinen Vernunft, die damals doch seit drei

Jahren erſchienen war. Garve zählte doch nur zu den Philoſophen des erfahrungsgemäßen Volksverſtandes. Er ſchrieb vielleicht ſchöner und deutlicher, als mancher Andere, nur immer noch nicht wie Leſſing, und an die höchſten Fragen ſpeculativer Philoſophie reichte er von Weitem nicht

Den 27. Juli reiſ'te Forſter von Prag nach Wien ab.

Aufenthalt in Wien.

Wäre Forſter noch zweifelhaft geweſen, ob er wirklich eine Revolution im Denken beſtanden, und beſonders ob er eine gehörige Portion Schwärmerei abgelegt habe: ſo hätte er, um hierüber die Probe zu machen, nichts beſſeres thun können, als über Wien zu reiſen. In dieſem Klima konnte eine ſo ſelbſtquäleriſch ſich alles verſagende Schwärmerei ſich nicht halten. Sehen wir zu, welche Eindrücke er hier aufnahm!

Die Stadt ſprach ihn an, — ſchön gelegen, nicht gar groß und eng, die Vorſtädte weitläufig und mit Gärten geräumig. Die Wohnungen waren geſchmackvoll und auf Bequemlichkeit eingerichtet. Alles verrieth Wohlſtand und Reichthum, wie man ſie anderwärts nicht fand: daher denn auch viele Dinge Bedürfniß waren, die an andern Orten zum weitgetriebenen Luxus gehörten. Die Lebensmittel im Überfluß, wohlfeil und von beſter Be-

ſchaffenheit. Nicolai und Riesbeck, der als reiſender Franzoſe ſchrieb, hatten die Wiener als Freſſer geſchildert. Forſter fand dies nicht. Man aß abends ſehr wenig und trank mäßig. Mit Lachen über ſolche Reiſeberichte meinten die Wiener, ſie unterſchieden ſich von den Berlinern in dieſem Punkte nur dadurch, daß ſie gern etwas Gutes äßen, weil ſie es eben hätten, jene aber, wenn ſie es nur hätten.

In der Geſellſchaft herrſchte ein ſehr angenehmer Ton. Ohne Zurückhaltung und viel Umſtände ſtellte man ſich mit dem Fremden auf freundſchaftlichen Fuß gegenſeitigen Vertrauens. Daß auch dies eigentlich auf feinen Lebensgenuß berechnet war, ſchien nicht tadelnswerth. Auch die berüchtigte wiener Unſittlichkeit fand Forſter nicht ſchlimmer als in andern Reſidenzen, da die Höfe doch mehr oder weniger und der Adel überall verderbt ſeien; wogegen der Kleinſtädter gar häufig auch den feinen Ton für ein Anzeichen von Sittenloſigkeit nahme. Warum ſollte nicht ein hübſches Mädchen ſich zuweilen die Hand und gelegentlich auch einmal auf den Mund küſſen laſſen, oder einem geachteten Manne ſagen dürfen, es ſei ihm gut?

Unter den artigen und witzigen Frauenzimmern fehlte es nicht an Schönheiten und an liebenswürdigen Geſchöpfen. Im Franzöſiſchen und Italieniſchen waren die Damen zu Hauſe, manche auch im Engliſchen nicht fremd. Clavierſpielen war allgemein, und das Zeichnen ziemlich betrieben.

Auch die höhere Geſellſchaft öffnete ſich dem intereſſanten Reiſenden mit einer ſo herbeilaſſenden Freund-

lichkeit, daß er ſich ſtets auf gleichem Fuße mit den Vornehmſten empfand. Beſonders ſagte ihm die Gräfin Thun und ihr Kreis zu, — »das beſte Weib von der Welt mit ihren drei Grazien von Töchtern, deren jede ein Engel von eigner Gattung erſchien, unbefangen, heiter wie die Morgenſonne, voll natürlichen Verſtandes und Witzes.« Bei der Gräfin fand man die feinſte Unterredung und eine mit der größten Delicateſſe gepaarte Freimüthigkeit; ſie beſaß eine ausgebreitete, aber auch ganz durchdachte Beleſenheit, verbunden mit einer reinen herzlichen, von allem Aberglauben entfernten Religioſität, der Religioſität eines ſanften ſchuldloſen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens. Der Kaiſer, Fürſt Kaunitz und die in Wien verweilenden Engländer beſuchten ihre Cirkel. Faſt alle Abende zwiſchen 9 und 10 Uhr kam man bei der Gräfin zuſammen; ein muntres witziges Geſpräch wechſelte mit Clavierſpiel, deutſchem und italieniſchem Geſang, und wenn die Luſt dazu trieb mit einem Tänzchen. Forſter ſelbſt, eben kein gewandter Tänzer, wurde einmal als Zuſchauer, da es eben an der achten Perſon zu einem Cotillon fehlte, trotz aller Abwehr am Arme gepackt, und von einer Tänzerin zur andern geſchoben. — »Nicht wahr, das heißt in Saus und Braus gelebt?« ſchrieb er ſeiner Braut. — Auch zu Landpartien wurde er von der Gräfin gezogen, wie nach Dornbach, dem ſchönen Landſitze des Feldmarſchalls Laſey, wo auf dem Raſen gefrühſtückt, dann umherſpaziert, und um fünf Uhr im Augarten bei der Stadt zu Mittag geſpeiſ't wurde.

Es nimmt uns Wunder, daß Forſter in keinem

ſeiner wiener Briefe des Grafen Franz Joſeph v. Thun gedenkt, der ſeit ein paar Jahren mit Lavater in myſtiſcher Verbindung, als Schwärmer damals ſchon Aufſehen erregte. Dies war freilich neun Jahre ſpäter noch mehr der Fall, da der Graf über Karlsbad nach Leipzig zog und durch Handauflegen an Gichtiſchen und Gelähmten Wunder verrichtete. Der Zulauf von Patienten war außerordentlich, bis man inne ward, daß die mit verbundnen Augen eingeführten Kranken unter des Grafen Zuſpruche von einem Andern behandelt wurden.

Jene Wirbel des Cotillon waren nicht die einzigen in die Forſter gezogen wurde. Andre führten ihn von Haus zu Haus: denn des Einladens bei den Vornehmen war kein Ende. Um allen alles zu ſein, wie der Reiſende ſich einmal vorgeſetzt hatte, mußte er ſich ſtets auf den Beinen halten, oder im Wagen von einer zur andern Thüre rollen.

Es ſcheint, daß damals der ſogenannte »Rahm« der guten Geſellſchaft, la Crême, ſich noch nicht ſo ausſchließend obenauf geſetzt hatte. Allerdings iſt auch erſt durch das Gewitter der franzöſiſchen Revolution die ſonſt mehr geeinigte Geſellſchaft vollends geronnen, und die Fettheile der Ariſtokratie ſind excluſiver geworden. Seitdem ſcheint es aber auch mehr als früher über die Vornehmen verhängt zu ſein, daß ſie — die Molken trinken müſſen.

Beim Fürſten Kaunitz, dem genialen und mächtigen Miniſter, war Forſter wiederholt zur Tafel gezogen. — Bekanntlich führte dieſe Gunſt, wie hoch man ſie auch anſchlug, einiges Bedenkliche mit ſich. Der Fürſt, ſo

bizarr in seinem Geschmack, als großartig in Staatsgeschäften, benahm sich in seinen Sonderbarkeiten so absolut, daß selbst Maria Theresia mit ihrem Eichensinn — wie sie das Wort unrichtig, aber treffend schrieb — im Verkehr mit ihrem Minister sich in seine Wunderlichkeiten gefügt hatte. Nicht bloß, daß Kaunitz über Tische, beim Mittagmahle abends 7 Uhr, die Zähne putzte, und nach dem Fallen und Steigen der Temperatur eine Anzahl seidner Mäntel an- und auszog, wechselte er auch leicht seine von Bewunderern verwöhnte Laune, und konnte unhöflich werden, wie er denn einmal einer Dame, die einen ihm unangenehmen Wohlgeruch führte, das Wort zuherrschte: Entfernen Sie sich, Madame, Sie stinken! — Forstern blieben solche Auffälligkeiten nicht unbemerkt: er erkannte aber hinter denselben einen vortrefflichen Charakter, ja Züge der Sanftmuth. An dieser Tafel kamen ihm zugleich die ausgezeichnetsten Männer von Wien entgegen, — der sanfte Graf Cobenzl, der Feldmarschall Graf Haddick, »ein schlichter Soldat zwischen zwei artigen Töchtern,« der Feldmarschall-Lieutenant Graf Nostiz, der Baron van Swieten u. A.

Über diese Männer von Stande wurden indeß die Männer von Fach und Feder nicht versäumt. Wir nennen zuerst ein paar Dichter, die seitdem freilich an poetischem Gewicht sehr eingetrocknet sind.

Blumauer war aus einem Jesuiten der bekannte leichtfertige, durch Dick und Dünn spaßhafte Poet geworden. Forster fand auch einen sehr philosophischen Kopf an ihm, ja er nannte ihn einen bessern Philosophen als Dichter, dem man aber weder Poesie noch Philosophie

an seinem nüchternen, trocknen Aussehen anmerke. Er stellte bekanntlich eine lange, hagre Figur von gelber Gesichtsfarbe dar; so daß ihn die scherzhaften Wiener einem Eibischbaume verglichen.

Alxinger, von gleichem Alter mit Blumauer, hatte damals seine phantasielosen, in hohen und hohlen Versstiefeln einherschreitenden Ritter »Doolin von Mainz« und »Bliomberis« noch nicht geschrieben; daher ihn auch unser Reisender neben den uns ganz unbekannten Raschky und Petzel bloß als guten belletristischen Kopf bezeichnet.

Persönlich näher stand Forstern der Freiherr Otto von Gemmingen. Sie waren Freunde, zwei des Kleeblattes, zu dem sich der Dritte finden wird. Gemmingen, vorher kurpfälzischer Kämmerer, privatisirte seit kurzem in Wien. Forster erklärte ihn, wie Blumauern, für einen philosophischen Kopf. Wir wissen schon, was Forster Philosophie nennt. Wenigstens in der Literatur hat sich Gemmingen von dieser Seite nicht hervorgethan. Desto höher war er damals durch sein Schauspiel — »der deutsche Hausvater« als Poet angesehen. — Seit etlichen Jahren war die Fluth der Familienstücke und Rührspiele auf dem deutschen Theater im Steigen, — ein laues Bad für die Musen, worin Apollo sie nicht überraschte. Ursprünglich dem père de famille Diderot's nachgebildet, hielt sich »der deutsche Hausvater« in seinen vier Wänden ziemlich spießbürgerlich, ohne Anspruch auf originelle Auffassung, oder kühne, frische Darstellung, und befand sich ganz wohl bei »Nicht mehr als sechs

Schüſſeln,« die der berliner Großmann auftrug, — ein Luſtſpiel das damals viel Geſchmack und Zuſpruch fand.

Der Dritte im Kleeblatte war Herr von Born. Forſter nannte ihn, den zwölf Jahre ältern Mann, ſeinen beſten Freund von dem edelſten, aufopferungsfähigſten Herzen. Im Siebenbürg'ſchen geboren, hatte er unter den Jeſuiten ſtudirt, und ſich ſpäter den Naturwiſſenſchaften gewidmet. Damals war er Hofrath in Münz- und Bergwerksſachen, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, großer Faſſungsgabe und ausgebreiteten Sprachkenntniſſen. Sein bedeutendſter Ruhm kam ihn freilich auch am theuerſten zu ſtehen, indem er ſich bei ſeinen Verſuchen in der Amalgamirung durch Queckſilberdämpfe langjährige Leiden zugezogen hatte; ſo daß er damals noch an Lähmungen litt. Dies hinderte aber ſeinen Witz nicht, in einer köſtlichen Satyre die verſchiednen Mönchsorden nach dem Linné'ſchen Syſtem zu claſſificiren und zu beſchreiben. Vielleicht fällt aber etwas dergleichen unter Kaiſer Joſeph weniger auf, als in Wien eine ſo ſentimentale, platoniſche Freundſchaft befremdet, wie Vater Born ſie mit der ältern Tochter einer Hofräthin von Raab unterhielt, — einer 29 Jahre alten Eleonore, die ſich aber nur Laura nennen ließ, ihrem Born zu Lieb Mineralien ſammelte, dabei hübſch ſang und artig beleſen war. Forſter beſuchte dieſe Familie ſo fleißig, daß er ausgeſcholten wurde, wenn er ſich einmal einen Tag nicht hatte ſehen laſſen. Glücklicherweiſe war er als Bräutigam gefeit gegen die ſchönen, etwas wilden Augen der jüngern Tochter von dem gefährlichen Alter ſeiner Thereſe.

Ein merkwürdiger Mann von noch heute geltendem Namen und dessen Haus Forster zu besuchen pflegte war der Reichsfreiherr von Sonnenfels. Forster rühmte dessen gutes Herz, mit welchem es sich aber gar wohl vertrug, daß der brave Mann beständig von sich selbst sprach. Diese Schwäche trifft man leicht bei Menschen an, die sich auf so mühsamen Wegen, wie Sonnenfels, empor gearbeitet haben; wiewohl dieselbe auch unter ganz andern Voraussetzungen dem Fürsten Kaunitz eigen war.

Sonnenfels, ein angehender Fünfziger, stammte aus Berlin von einem jüdischen Vater, der nach Österreich übergesiedelt, und daselbst mit seiner Familie katholisch geworden war. Bei den Piaristen erzogen und ein guter Schüler, sah er doch in seinem 16. Jahre keinen andern Lebensweg vor sich, als hinter der Trommel zu marschiren. Er brachte es zum Unterofficier, und lernte von französischen und italienischen Überläufern ihre Sprachen zum Hebräisch, das er vom Vater hatte. Las daneben was er nur alles erhaschen konnte, wenn es auch nicht immer zur Bildung des Geschmacks diente. Nach beendigter Dienstzeit studirte er die Rechte und practicirte bei einer Gerichtsstelle. Als Dolmetscher für das Hebräisch bei der niederösterreichischen Regierung angestellt, übte er sich im Deutschen, und versuchte sich mit einzelnen Aufsätzen über dramatische Literatur, Rechtspflege, Verwaltung u. d. gl. für das große Publikum. Endlich gelang es ihm, mit der Feder eines militärischen Rechnungsführers sich zum Lehrstuhle der Staatswissenschaften an der wiener Universität empor zu arbeiten.

Auf diesem wissenschaftlichen Felde erwarb Sonnenfels durch eine Anzahl Schriften einen gewissen Namen. Aufgeklärte Denkungsart, Freimuth, edle Gesinnung bei seinem Witze mußte man ihm zugestehen. Die Zeitumstände waren seinem unermüdlichen Kampfe mit alten Vorurtheilen günstiger, als die Menschen. Doch hatte die Kaiserin Maria Thereſia ſich durch all' seine fanatischen Feinde nicht irre machen lassen, den verdienten Mann zu befördern, und sogar in den Reichsfreiherrnstand zu erheben.

So fand ihn Forster. Und die Frau von Sonnenfels erschien ihm so schätzenswerth, der Umgang mit ihr so bildend, daß er den jungen Heyne, Thereſens Bruder, der damals als junger Mediciner nach Wien kam, vor allem in ihr Haus führte.

Diesem jungen Manne kam es denn auch zu gut, daß Forster im Kreise der wiener Ärzte sehr geschätzt war. Unter diesen haben in der Geschichte der Heilkunde Männer wie Stoll, Quarin u. A. noch heut einen guten Namen. Quarin, der an Forster — wie dieser ſich brieflich ausdrückte — einen Narren gefressen hatte, genoß eines bedeutenden auswärtigen Rufs; obgleich der glücklichste Moment seines Lebens ihm noch bevorstand. Dieser fiel ihm neben dem Sterbebette des Kaisers Joseph zu. Als nämlich der Monarch den Arzt fragte, wie lang er noch zu leben habe, besaß Quarin den Muth, die kürzeste Frist auszusprechen. Der Kaiser blieb an Grossinnigkeit nicht zurück, belohnte ihn reichlich, und erhob ihn für seinen Freimuth in den Freiherrnstand. Zuviel für Quarin, der von nun an in die

Schwachheit fiel, einem Jeden das Alter und die Lebensdauer ansehen zu wollen.

Hinsichtlich des wissenschaftlichen Lebens fing es in Wien, wie Forster es beobachtete, zu tagen an. Es war Gährung in den Köpfen, und man ging im Denken seinen eignen Weg. Allerdings gehörte vieles von dem, was hier als gefundne Wahrheit gehoben wurde, in Norddeutschland längst zur angelebten Bildung. Daß aber gerade einheimische Schriftsteller dabei thätig waren, hielt Forster für ein Glück, indem auf diesem Wege die Kenntnisse dem Publikum angemeßner, und einmal in einem andern, als protestantischen Zuschnitt erschienen.

Dies waren die Kreise der Gesellschaft in denen sich Forster bewegte, oder die ihn vielmehr erfaßt hatten, und in Umschwung setzten. Und wie ihm mit aufgethanem Sinn und Herzen dies neue Leben begegnete, — hätte es ohne Eindruck und Einwirkung auf ihn bleiben können? Auch blieb es dies in der That nicht. Forster verweilte an sechs Wochen, — den ganzen August und bis gegen die Mitte Septembers in Wien, — lang genug ihn zu durchdringen, und eine bereits eingeleitete Umwandlung seines Innern zu vollenden. Die neue Lebenslust, die von allen Seiten auf ihn eindrang, schien den Raum in Besitz nehmen zu wollen, den eine gramliche Schwärmerei vor kurzem verlassen hatte. Schon vor Ende August gestand er brieflich seinem Freunde Sömmering, Wien sei ein Paradies für ein Herz wie das seinige, das der Freude mit Menschen zu leben, sie zu lieben, und von ihnen geliebt zu werden, so gern sich öffne. Empfinden sei ihm ja stets die erste

und Wissen nur die zweite Wohllust gewesen. — »Ich bin sinnlicher als Du, sagte er, und bin es mehr als jemals, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt, und einsehen gelernt habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das nähre Gegenwärtige zu verscherzen. — — — Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: alles zu genießen, was erlaubt ist, — d. i. was mir selbst und andern nicht schadet, sondern vielmehr zuträglich ist.« —

War der grämliche Rosenkreuzer nicht innerhalb vier Wochen der fröhlichste Wiener geworden? Hatte der ängstliche Goldmacher nicht unvermuthet den Stein der Weisen gefunden? — Bezeichnen wir diese Umwandlung seiner Gemüthsstimmung als einen Umschlag nach außen: so erschien dieser doch so gründlich, daß Forster auch nach seiner Abreise von Wien, im Winter und in polnischer Umgebung, sich in jenen Empfindungen des Herzens durch eine Art philosophischer Einsicht noch bestärkte. Jacobi's Schwester war nämlich der Besorgniß gewesen, er möchte aus der verlaßnen Schwärmerei in's andre Extrem fallen, und Forster fand dies, wie er seinem Freunde Jacobi gestand, so natürlich, daß er es selbst vorausgesehen habe, als ihm die Schuppen von den Augen gefallen seien. Die Neigung hatte gleichsam mechanisch in's andre Extrem geführt, wie ein Pendel, durch irgend eine Kraft in dem einen Extrem des Cirkelschnittes, den er beschreiben konnte festgehalten, sobald er in Bewegung gesetzt wird, sogleich zum andern äußersten Punkt hinüber eilt.

Wie sich Forster aber in seiner Gemüthsverfassung

ſo genau beobachtete, glaubte er, außer ſeiner Stimmung auch ſeine Denkungsart verändert zu finden. Es betraf ſeine nächſte Stellung und ſeine künftige Wirkſamkeit. Schon in Dresden hatte man ihn zu behalten gewünſcht. Der Miniſter von Wurmb hatte eine günſtige Meinung von ihm gefaßt, und der Miniſter von Gutſchmidt ihm für den Fall, wenn's in Polen nicht ginge, wie es ſollte, ſeine Freundſchaft angeboten. Ebenſo hatte man ihm in Prag von allen Seiten den Wunſch ausgeſprochen, er möchte bleiben, oder doch in kaiſerliche Dienſte treten. Und nun in Wien vernahm er aus jedem Mund ähnliche Gunſt und Anerbietung, — nicht bloß von dem befreundeten Hofrathe von Born oder der ihm ſo herzlich zugethanen Gräfin Thun; ſondern von allen wiſſenſchaftlichen Männern, von jenen Staatsbeamten und Generalen, die er an der Tafel des Fürſten Kaunitz traf, ja von dieſem damals noch mächtigen Miniſter ſelbſt. Schon Hofrath von Spielmann, des Fürſten Kaunitz rechte Hand, ein ernſter Geſchäftsmann, der keine Complimente machte, hatte ihn beim erſten Beſuche geradezu gefragt, womit man ihm in den Erblanden dienen könne. Das höchſte Gewicht aber bekamen dieſe Bewerbungen durch die huldvollen Äußerungen des Kaiſers ſelbſt.

Es läßt ſich erwarten, daß Kaiſer Joſeph einen Mann, der von den erſten Häuſern der Reſidenz ausgezeichnet wurde, nicht ohne Empfang ließ. Dieſer Empfang war ſehr huldreich. Der Kaiſer ſprach länger ganz allein mit Forſtern in ſeinem Zimmer. Er ſchien von einer Univerſität in Wilna noch nichts zu wiſſen und meinte, man ſolle den Polen doch erſt das A. B. C.

lehren, ehe man ihnen Naturgeſchichte leſe. Wie Joſeph überhaupt auf die Polen nicht gut zu ſprechen war, außerte er auch: Ich kenne die Polen; ſie werden viel Worte machen, aber von Halten iſt nicht die Rede. — Dann kam der Kaiſer auf Forſter's große Reiſe zu reden, fragte nach den Erlittenheiten, Krankheiten und Vorkehrungen zur Geſundheit der Schiffmannſchaft, erkundigte ſich nach der Perſönlichkeit Cook's u. d. gl. Und indem er darauf anſpielte, was Forſter in Polen finden werde, ſagte er: Wenn Sie arbeiten wollen, werden Sie's dort nicht lang aushalten, die Polen ſind eigenſinnig und dumm. Das Beſte iſt, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hinein gekommen iſt. Ich denke, ich ſehe Sie bald wieder einmal hier; denn ich glaube nicht, daß Sie der Mann ſind, der ſich bloß um der größern Beſoldung zu genießen verändern würde; ich glaube nicht, daß Sie der Mann ſind!

Nein, Eure Majeſtät! antwortete Forſter. Ich habe nur den Wunſch glücklich zu ſein, um recht arbeiten zu können.

Nun, Sie werden in Polen nicht bleiben! —

Mit dieſer in eine Prophezeihung gekleideten Einladung entließ ihn der Kaiſer. —

Wie hätte Forſter ſolcher Schätzung und Gunſt nicht froh werden ſollen! Vielmehr kamen dieſe ſchmeichelhaften Ausſichten zu den Lockungen des wiener Sommerlebens, um den reiſenden Freund ſo lang feſtzuhalten. Doch konnte er am Ende nicht umhin, ſich dies Verweilen aus perſönlichem Behagen, dies ‚Zögern vor ſeinem eigentlichen Beſtimmungsorte zum Vorwurf zu machen. Er

schalt sich einen Müssiggänger, suchte sich aber vor sich selber und gegen seine Verlobte damit zu rechtfertigen, daß er eigentlich ihrethalben Zeit und Eifer aufgewendet habe, um ihr nämlich einen angenehmeren Aufenthalt, eine für ihren Geist, ihr Herz und ihre Gesundheit angemeßnere Wohnstätte, als das ferne, wüste Wilna sei, für eine spätere Zeit vorzubereiten. Für ihre beiderseitige Ruhe, für ihr gemeinsames Glück wollte er die ihm in Wien begegnende Gunst festhalten, und die Hoffnung einer Rückkehr aus Polen an bleibende Freunde festknüpfen.

Gerade auch in solchem Bemühen glaubte der ehemals allzubedenkliche Forster eine Veränderung seiner Denkungsart zu erkennen. — »So denkt Forster, schrieb er anfangs September an seine Therese, der Forster, der sonst zu stolz oder zu demüthig oder zu sehr ein Feind aller Künste war, um sich zu einem Etablissement zu drängen; der eine so große Süßigkeit darin fand, alles der Hand der Vorsehung, die ihn immer sicher und gut führte, zu überlassen, und alle Veränderungen, alle Glücks- und Unglücksfälle dankbar von ihr zu erwarten, unverhofft, unvorbereitet. Jetzt, wie verändert! Jetzt, da seine Sorge nicht mehr das geringfügige Selbst betrifft.«

Indem wir nun den zartfühlenden Mann seine Abreise rüsten lassen, müssen wir nur noch bemerken, daß er die kaiserliche Residenz doch nicht bloß von ihrer verlockenden Seite kennen lernte, und daß er die genußsüchtige Stadt nicht ohne erbauliche Erinnerungen ver-

ließ. Schon in der ersten Woche seines Aufenthalts schrieb er seiner Therese:

»Seit mehreren Stunden wimmelt's gerade unter meinem Fenster vor der Kirche der Kapuziner, die heute seit Aufgang der Sonne Ablaß für die vergangnen und künftigen Sünden verkauft haben. Das arme, blinde Volk kniet mitten auf der Straße, nur das Gesicht nach der Gegend gerichtet, wo seine Verblender ihm seine Götzen ausstellen. Der Mensch ist ein weichherziges Thier: Versöhnung und Frieden sucht er so gern, und ist so froh, wenn er sie erlangt zu haben glaubt. Das wußten die Menschen wohl, die seinem Geiste Fesseln schmiedeten, welche noch jetzt so fest und unauflöslich sind.«

Der Brief datirt vom 1. August, und Forster hatte wohl im katholischen Kalender übersehen, daß auf diesen Tag wirklich — Petri Kettenfeier begangen wird.

Doch reichte dies Treiben nicht über den Kreis hinaus, innerhalb dessen der Geruch der Kutte für heilig galt, und selig machte. In einem Briefe an Sömmering aus Wien heißt es unter andern:

Das beste ist, man hat endlich aufgehört in guten Gesellschaften von den Zänkereien der Pfäfflein zu sprechen, und nun hören sie auch auf zu zanken, und fressen und saufen friedlich neben einander auf Unkosten der übrigen Welt, die aus langer Angewohnheit den Stand der Mönche für unentbehrlich hält. Wie die Menschen allenthalben Menschen sind, und wie allenthalben oder durchgängig entweder treuherzige Dummheit oder gedankenlose Gewohnheit, oder absichtliche Heuchelei oder überdachte Weltklugheit das ist, was mit dem Namen

Religion bezeichnet zu werden pflegt, das iſt mir ſo ſonnenhell geworden wie nie zuvor.« —

Mancherlei Empfindungen bewegten Forſter's Herz, als er Wien Lebewohl ſagte. Ein paar Mädchen, obgleich ſie den Freund verlobt wußten, weinten bei ſeinem Abſchied, und konnten nicht aufhören. Deſto lebhafter rief er ſich aber in die Betrachtung, daß doch Thereſe ihn ſehr glücklich machen werde, ſo übereilt eigentlich ſeine Wahl geweſen ſei. In dem allen erkannte er die Hand der Vorſehung, und hoffte, daß es gut ſein werde. Dem Herzensfreunde Sömmering bekannte er aber dennoch, daß er, wenn er als freier Mann nach Wien gekommen wäre, dem Kaiſer anders geantwortet hätte, und auch mit weniger Gehalt geblieben ſein würde. Nun freute er ſich wenigſtens, daß dieſer Freund bereits auch Kaſſel verlaſſen hatte, und all den Widerwärtigkeiten entgangen war, die ihnen die Verbindung mit den Roſenkreuzern bereitet hatte. »Wohl uns!« ſchrieb er ihm nach Mainz, »denn wir können nun mit Ruhe auf das Meer zurück ſehen, das wir durchſchifften, und uns freuen, daß, weil uns einmal dieſe Art von Erfahrung zur Züchtigung und Belehrung nöthig war, wir glücklich alles überſtanden, und doch viel Menſchen- und etwas Sachkenntniß erworben haben.«

Polniſche Wirthſchaft.

Nicht ohne guten Grund haben wir uns mit dem reiſenden Forſter ſo lang in Wien verweilt. Jener Aufenthalt, jener Monat Auguſt des Jahres 1784 darf für den Glanz- und Höhepunkt im Leben dieſes edeln Mannes gelten. Geſunder als gewöhnlich, liebenden, hoffenden Herzens, aufgeſucht von Gelehrten, von edeln und adligen Frauen liebgekoſet, ausgezeichnet von Staats- und Kriegsmännern, und von einem Kaiſer Joſeph huldreich empfangen, von allen gelockt und gewünſcht, ſah er ſich nicht bloß äußerlich gehoben, und durch die heiterſten Ausſichten auf Familien- und Weltverkehr erweitert, ſondern mußte ſich auch innerlich bereichert empfinden durch die aus einer trüben Gemüthsverwandlung erwachte Empfänglichkeit für die Genüſſe des Lebens, die er mit den Wahrheiten des Geiſtes zu verbinden verſtand. Auf dieſer ſonnigen Höhe, wo Haus und Welt in einander aufzugehen ſchienen — wie hätte er den Gedanken gefaßt, oder für ſeine Zukunft die Ahnung empfunden, daß eines Mannes Leben gar oft nicht bloß von Kränklichkeit und wirthſchaftlichen Sorgen heimgeſucht, ſondern auch von Zweifeln und Zwieſpalt in Freundſchaft und Liebe zerriſſen werde, und daß durch gewaltige Erſchütterung der Staaten Ruhm in Schmach, und Verdienſte in Vergeſſenheit fallen könnten? Gerade auf der heiter-

sten Höhe des Lebens hat man, wie auf den Mittagsgipfeln der Berge, die wenigste Fernsicht: die Schatten fallen unter die Gegenstände und der Horizont ist von einem seidenen Duft umgaukelt. Nein, so glücklich unter dem Äquator seines Lebens, schien Forster allem Bangen wie allem Verlangen überhoben zu sein.

Doch dem Wechsel einer so befriedigenden Reisestation war er nicht überhoben, als er Mitte September von Wien abreis'te. Vielleicht war er nur reizbarer für weniger freundliche Eindrücke von andern Gegenden und Menschen geworden. Selbst Jahreszeit und Witterung begünstigten ihn weniger, als er das durch Klima und Anbau unfreundliche Polen betrat. Wie gefaßt er sich auch auf den Abstich gemacht hatte, erschrak er doch heftig beim Eintritt in dies Land. Zum ersten Anblicke des sandigen, von schwarzen Wäldern überall bedeckten Landes, was schon über seine Vorstellung hinausging, kamen nur zu bald noch die Erscheinungen der Halbwildheit und Halbkultur des Volkes, der Verfall und Schmutz in sinnlichem und sittlichem Verstande. Forster war so erschüttert, daß er in einsamer Stunde den Thränen nicht wehren konnte, die er erst seinem Mißgeschick weinte, und als er seines Kleinmuthes sich besann, dem so gesunknen Volk weihte. Er mußte sich fortan rechtschaffen zusammennehmen gegen so vielerlei, was seiner gewohnten Anschauungs- und Empfindungsweise widerstrebend auf ihn eindrang. Andre Sitten, andre Lebensart, andre Sprache und Kleidung, Verschiedenheit der Regierungsformen störten ihn wohl, aber indem sie sich auf ihr einheimisches Recht stemmten, söhnten sie all-

mählich seine Einsicht mit sich aus, bis auf eines und das andre, was in seinen Augen als fehlerhaft und anstößig an ihnen haften blieb.

Den 20. September erreichte er Krakau. Der Anblick der verfallnen Stadt erschreckte ihn. Auch war sie, der Ferien wegen von den Professoren verlassen, an die er sich zu halten dachte. Er mußte 9 Meilen weit nach Professor Jankiewicz schicken, an den er gewiesen war, und der seine Sachen nach Warschau zu besorgen gehabt hatte. Jankiewicz befand sich auf der Besitzung einer Markise Myszkowska, deren Naturalien-Kabinet zu ordnen, und ließ Forstern dahin abholen. Der Reisende ward mit offnen Armen empfangen. Man machte Ausflüge nach Salzquellen und auf Petrefacten, ließ Luftballe steigen, und lebte acht Tage in »Saus und Braus«, ohne daß doch Forster einen rechten Antheil zu nehmen gestimmt wurde.

Geleitet von des Professors Bedienten erreichte er in drei Tagen Warschau. Hier nahm ihn der alte Freund Scheffler auf's Zärtlichste in seinem Hause auf. Er fand einen Haufen hierher adressirter Briefe vor, und blieb drei Wochen. Während dessen ward seine Ankunft dem Fürsten Primas gemeldet, der ihn sogleich nach Grodno einlud, wo er sich mit dem König und den Magnaten am Reichstage befand. Unterwegs dahin machte Forster einen Abstecher nach dem Schlosse der Witwe des Kronfeldherrn Branicki, einer Schwester des Königs. Ihr verstorbener Gemahl war zugleich Kastellan von Krakau gewesen, daher sie von den Polen kurzweg Madame de Cracovie genannt wurde. Eine Dame in den Vierzigen,

sehr verständig, belesen, einsichtvoll, religiös ohne Andächtelei und völlig frei von Standesansprüchen auf steife Ehrerbietung. Sie hatte den Cardinal Archetti um sich, und beide kamen dem Gast auf's heiterste entgegen. Beide standen im Begriff ebenfalls nach Grodno zu gehen, und so eilte ihnen Forster nach zwei Tagen Aufenthalt dahin voraus.

Hier in Grodno, einem dunkeln, dorfähnlichen Städtchen, gerieth unser Professor in den vollen Glanz des polnischen Adels. Es war schwer unterzukommen. Der Kanzler von Litthauen, Graf Chreptowicz, räumte ihm in seiner eignen Wohnung eine Stube ein. Es war ein alter, ehrlicher, etwas phlegmatischer Mann, für manches Gute gestimmt, das er nur, wenn seine Spielverluste ihm nachzudenken gaben, allzuleicht versäumte.

Vor allem hatte Forster sich dem Fürsten Primas, durch den seine Berufung ergangen war, vorzustellen. Dieser sonst ziemlich zurückhaltende Prälat erwies doch dem berühmten Reisenden seine freundlichste Theilnahme; indem er aus freien Stücken auf dessen Angelegenheiten einging, ihm Rath und Anweisung hinsichtlich seiner Einrichtung gab, und ihm die wichtigeren Personen schilderte, mit denen Forster zu thun haben würde. Er schloß mit den besten Zusagen, dem Ankömmling über die Schwierigkeiten hinaus zu helfen, an denen es in einem Lande nicht fehlen könne, wo noch alles im Werden sei, und Jeder seinen eigenwilligen Kopf habe.

Nach all' diesen eigenwilligen Köpfen sich umzusehen, war nun hier gute Gelegenheit. Unter dem zahlreichen Adel, der auf den verschiednen Rangstufen von

Baronen, Grafen, Marquis und Fürsten doch gleichberechtigt war, stellten sich durchgehends Männer von großer Gestalt, wohlgewachsen, in der Regel von edler, offner, nicht selten aber auch von roher, wilder Gesichtsbildung dar. Die lange Tracht erschien aber unserm Forster eben so wenig ansprechend, als die ganz geschornen Köpfe. Und wollte er an diesen auch das Bemühen um Reinlichkeit nicht verkennen: so gab ihm dies nur eine um so schreckhaftere Vorstellung von einem Wildstande, um dessentwillen der Wald selbst im Abtrieb gehalten werden mußte. Auch das Frauenzimmer kam dem Freunde weniger schön vor, als er es sonst rühmen gehört. Weißer Teint, schlanker Wuchs und einzelne schöne Züge vereinigten sich doch selten zu einem einnehmenden Ganzen. Den meist unschönen Mund suchte Forster aus der harten Sprache zu erklaren: ohne daß er jedoch mit solcher deutschen Gründung bei den Einheimischen Glück machte. Am widerwartigsten war unserm freiheitstolzen Manne die einheimische Sitte, sich vor Jedem bis zur Erde zu verneigen, und Jedem von höherem, oft sogar von gleichem Range begrüßend nach den Knieen oder Füßen zu langen.

Forster traf hier auch wieder den ihm von Freiberg her bekannten Neffen des Primas und des Königs, den jungen Fürsten Poniatowsky als Großschatzmeister von Lithauen, und fand sich mehr und mehr in dem guten Urtheil bestärkt, das er schon damals von ihm gefaßt hatte. Und wenn auch die Meinungen über das Herz des Fürsten getheilt waren: für den am zweckmäßigsten ausgebildeten Kopf, und der es mit der Liebe zu den

Wissenschaften und mit der Aufklärung seines Vaterlandes ernstlich meine, mußte man ihn gelten lassen.

Im Kreise dieser durch ihren Rang erles'nen Polen begegnete Forster unvermuthet einem ausgezeichneten Franzosen, der — gewiß eine seltne Zusammenkunft! ein noch berühmterer Weltumsegler war, — Bougainville. Dieser geniale Mann, damals in seinem 55sten Jahre, hatte ein merkwürdig reiches Leben hinter sich. Mit seltner Begabung für Sprachen und Wissenschaften war er nach dem Studium der Rechte doch bald aus der Parlaments-Advocatur geschieden, und mit dem fertigen Ruf eines Gelehrten in den Militärdienst getreten. Er hatte als Adjutant gedient, und war als Gesandtschafts-Sekretair in London Mitglied der königlichen Gesellschaft geworden. Nachdem er in Canada und in Deutschland Unternehmungen und Feldzüge gemacht, war er zur Marine übergegangen, und hatte mit Erlaubniß des Königs als Schiffscapitain auf eigne Kosten eine Niederlassung auf den maluinischen Inseln angelegt. Wie aber diese Inseln wieder an die Spanier abgetreten wurden, machte er eine Reise um die Welt, und bereicherte die Erdkunde durch schöne Entdeckungen. Im amerikanischen Kriege befehligte er mit Auszeichnung mehrere Linienschiffe, und ward bald hernach zum Marechal de Camp in der Landarmee ernannt. Jetzt war dieser merkwürdige Mann hier mit seinem ehemaligen Gefährten auf der Reise um die Welt — einem Prinzen von Nassau, der, nachdem er eine Polin geheirathet, beim Reichstage das polnische Indigenat betrieb und erlangte.

Inzwischen war auch jene verwittwete Schwester des

Königs angekommen, Madame de Cracovie. Forſter wurde wiederholt bei ihr zur Tafel gezogen, und bei erſter Gelegenheit dem Könige vorgeſtellt.

In dieſem erkennen wir jenen Stanislaus Poniatowsky, den als abgelegten Liebhaber die Kaiſerin Katharina, nach dem Tode Auguſt's III., unter unglückſeliger Anarchie der polniſchen Großen, auf den polniſchen Thron gehoben hatte. Ein Mann von perſönlicher Liebenswürdigkeit ohne politiſche Bedeutung weder als Staatsmann noch als Soldat, aber durch Kenntniß, Geſchmack und Urtheil in Poeſie, Muſik und Kunſt vielſeitig gebildet, und mehrerer Sprachen in ihrem nationalen Accente mächtig. Selbſt gut unterrichtet, umgab er ſich gern mit einſichtsvollen Männern, und förderte die Literatur, während unter ihm ſeit einem Jahrzehent das von den Parteien des fremden, feindſeligen Einfluſſes fiebernde Reich ſo grauſam zerriſſen worden war, daß es noch heute zuckt.

Forſter folgte nach ſeiner Vorſtellung dem Könige in die Sitzung des Senates, und beſuchte auch den Saal der Landboten. Es war der erſte Reichstag unter dieſer Regierung, der einmal ohne Parteiverbindungen abgehalten, die Geſchäfte in ordentlichem Gang erledigte. Auch hatte man dem Könige die früher bezogenen 700,000 poln. Gulden zur allmählichen Befriedigung ſeiner Gläubiger auf weitre zehn Jahre bewilligt, worüber er höchſt vergnügt war. Indeß, ohne heftiges Reden und Toben ging's doch nicht ab, und es koſtete an manchem Tage mehr als einen hölzernen Stab, wenn der Reichsmarſchall Stille gebietend auf den Boden ſchlagen mußte.

Im Senate ließen es die Magnaten wenigstens nicht bis zum Brechen des Stabes kommen. Dennoch bemerkte der König, während der Verhandlungen im Saale umherwandelnd, indem er zu Forstern im Kreise einiger Herrn herantrat, mit Lächeln: Vous avez bien vû des orages, mais Vous n'en aurez pas vû de cette espèce.

In einer andern Äußerung, über der Abendtafel bei seiner Schwester, Madame de Cracovie, sprach sich des Königs Humanität oder Feinheit artig aus. Forster hatte von Otahiti und seiner Reise viel erzählen müssen, als der König bemerkte:

Man wird Ihnen dieselben Fragen viel hundertmal gethan haben, Sie müssen daher des Antwortens müde sein, und ich mache mir ein Gewissen daraus Sie zu fragen.

Und beim Abschiede Forster's entließ er ihn mit den freundlichen Worten: Ich bin der einzige Mann in Polen, der ihre Anwesenheit am wenigsten genossen hat; ich will mich aber schadlos halten, und sie einmal in Wilna besuchen.

Bei all' dieser Auszeichnung hatte Forster die herzlichste Langweile in Grodno, — schlecht logirt und oft genug in Verlegenheit um einen Wagen, ohne welchen durch den Ozean von Koth in allen Straßen nicht fortzukommen war. Allein, man ließ ihn immer nicht ziehen. Zum Glück erhielt sich seine Gesundheit. Erst, als am 13. November der Reichstag geschlossen war, durfte er abreisen, und so erreichte er am 18. das Ziel seiner Bestimmung in Wilna.

Es konnte keine Weltfahrt im gewöhnlichen Sinne heißen, von welcher Georg Forster hier zu einer neuen Häuslichkeit gelangte. Dennoch hatte er in einer Welt wechselnder Eindrücke mehr erfahren, als ein bekannter lateinischer Spruch selbst dem über Meer Reisenden zugesteht: er hatte nicht bloß den Himmel, sondern auch das Herz verändert. Nach einer trüben und ängstlichen Periode frommer und bethörter Schwärmerei hatte er die Herrschaft der Freude, die Urrechte der Sinne, das Glück des Genusses anerkannt. Wir haben es einen Rückschlag nach Außen genannt, als er die vorempfundne Umwandlung in seinem Denken nun wirklich erprobt hatte. Überdies stand die neue Häuslichkeit — freilich nur noch des Junggesellen, in einer neuen Welt.

Wilna stellte sich mit seinen vielen und schönen Kirchthürmen dem Ankömmlinge von Außen eben so angenehm, als im Innern durch leere, wüste, zerfallne und in den letzten Kämpfen abwechselnd von Russen und Conföderirten geplünderte oder in Schutt gelegte Häuser traurig dar. Die Umgegend, obgleich ebenfalls sandig und nur fichtenwaldig, mochte sich doch nach der langen Ebene von Krakau her durch hügelige Abwechslung für die hübscheste in Polen und Litthauen ausgeben. Eine Stunde vor der Stadt war durch den Bischof, Fürsten Masalski, mit Hülfe eines deutschen Hofgärtners selbst eine artige Anlage zu Stande gekommen. Werky und Jagred, zwei Landhäuser dieses Prälaten, boten in guter Jahrszeit hübsche Promenaden.

Dem neuen Professor war in dem sogenannten medicinischen Colleg, dem ehemaligen Pensionshause der

Jesuiten, eine Wohnung angewiesen. In einem Flügel dieser, zu verschiednen Zeiten und nach jedesmaligem Bedürfniß verschiedentlich zusammengewachsenen Bauten zerstreuten sich durch mehrere Stockwerke seine theils nestartig kleinen und niedrigen, theils auch noch in der Herstellung begriffnen Gemächer. Sie befriedigten Forster's Ansprüche nicht, und waren bloß nicht schlechter, als die von seinen Amtsgenossen bewohnten Räumlichkeiten.

Sein Junggesellenhaushalt fand glücklicherweise, um sich anzulehnen, eine bequeme Familienwirthschaft. Im andern Flügel desselben Hauses wohnte Langmeier aus Wien, einer der Professoren der Arzneiwissenschaft, — ein ehrlicher kleiner Ungar, schmächtig und schwächlich, doch bei öfterer Kränklichkeit sehr thätig, in seinem Fache durch Gründlichkeit, ärztliche Wissenschaft und Erfahrung ein trefflicher Mann. Durch manche Eigenschaften erinnerte er Forstern an Freund Sömmering: er war gerade und rechtschaffen, haßte Unrecht und Falschheit, wie der ältere Freund, und besaß auch, wenn gleich in milderem Grade, dessen heftiges Temperament. Dabei einfach und ohne Charlatanerie bekannte er sich zu den Grundsätzen, die Forster und Sömmering die ihrigen nannten. So schloß unser Ankömmling sich rasch einem Manne an, der ihm den Freund nicht ersetzte, aber vertrat. Denn in Vielem blieb er auch hinter Sömmering zurück, wie er denn mit seinem guten Kopfe in die förmlichste Lehrmühle eingekeilt, seinen Gang weiter, nur nie auf Neues losging. Noch Eines fügte sich so freundlich, wie mit Sömmering, daß nämlich Forster seinen

Mittagtisch auch beim neuen Freunde fand. Frau Langmeier, eine gesunde, treuherzige Wienerin, nicht sehr unterrichtet und witzig, aber nicht ohne hausbacknen Verstand, bereitete einen einfachen, ökonomischen Tisch, wie er Forstern ganz recht war. In Wilna brachte es ohnehin das Herkommen mit sich, daß unverheirathete Professoren zu Denen, die einen Haushalt führten, auch ungebeten zu Tische gingen und fürlieb nahmen. Selbst für einen eingeladnen Gast pflegte man keine Schüssel zuzusetzen, und ein geringer Tisch war nie für den Wirth ein Gegenstand der Verlegenheit.

Forster hatte sich eingerichtet, den Nachmittag von drei Uhr an in seiner Wohnung zu sein, den Abend von sieben Uhr an aber, falls er nicht in Gesellschaft ging, wieder mit Langmeier zuzubringen. Zum Abendgericht, an das er früher gar nicht gewöhnt war, gab's eine Suppe von polnischer Grütze. Etwas dünn und kraftlos kam dem Freunde die wilnaer Küche überhaupt vor; doch befand er sich gesund dabei, und die Kleider wollten ihm sogar enger werden. Nur wenig Lebensbedürfnisse waren eigentlich gut und billig. Brot war immer schlecht; das Fleisch konnte zuweilen leidlich sein; gute Butter und Milch blieb ein Vorrecht für Diejenigen, die eine eigne Kuh hielten. Eine Equipage war theuer zu halten, Möbel schwer zu bekommen und alles, was zur Kleidung gehörte, stand im höchsten Preis.

Es läßt sich denken, daß es einem allerwärts so gesuchten Manne wie Forster, der hier zumal als Professor den Rang des polnischen Adels hatte, ein leichtes war, die wilnaer Gesellschaft in allen Schattirungen

kennen zu lernen. Die Stadt belebte ſich eben noch mehr durch das oberſte Tribunal, das in den Wintermonaten in Wilna gehalten wurde, und einen Zufluß von Menſchen herbeizog. Dann wetteiferte der Marſchall des Tribunals mit dem Biſchof in Gaſtereien. Dieſer Fürſt Maſſalsky war ein artiger, feiner, gefälliger Prälat, nur von etwas zu ſüßlicher Wohlredenheit. Er machte das glänzendſte Haus in Wilna. Seine Gärtnerei lieferte Ananas zu den Reinetten aus Italien. Auch war er, ehe das Spiel ihn zu Grunde gerichtet, außerordentlich reich. Und noch jetzt ſprach man von 60,000 Dukaten jährlicher Einkünfte.

Hinter dem Reſpekt vor der geiſtlichen Würde kommen wir zu ein paar intereſſanten Damen. Forſter meinte, wenn ſeine zukünftige Frau erſt einmal den Namen der Gräfin Przezdziecka ausſprechen könnte, wurde ſie die halbe Schwierigkeit der polniſchen Sprache überwunden haben. Dieſe Frau und ihre Mutter, Fürſtin Radziwil, gehörten zu den wenigen, mit denen im angenehmen Umgang ſich eine Unterhaltung machen ließ. Etwa 26 Jahre alt und Witwe, begünſtigte ſie die Bewerbung eines Bruders ihres Schwagers. Forſter wollte in ihrer großen Lebhaftigkeit, ſo wie im Ausdrucke des Mundes von ſeinem Witz, von Bemerkungsgeiſt und ſpitzer Satyre die auffallendſte Ähnlichkeit mit ſeiner Thereſe entdeckt haben. Eben ſo erinnerte ihr gediegner Geſchmack für die Wiſſenſchaften an die Verlobte. Forſter brachte manchen Abend bei ihr zu, las ihr geſchriebene Aufſätze vor, und verſchmähte ihre maskirten Geſellſchaften nicht.

Eine andre schwer aussprechliche Gräfin von ähnlichem, nur etwas kürzerem Namen — Przesiecka, nahm sich auch von etwas kürzerem Wuchs aus. Schön bei ihrer Corpulenz, lustig und muthwillig, erschien sie auch ohne die Beleſenheit und den Verstand jener ganz Unaussprechlichen doch durch natürlichen Witz und gutes Herz sehr einnehmend. Leider war sie mit einem der häßlichſten Fehler der polnischen Gesellschaft stark behaftet mit der Spielwuth. Aus einem der ersten Häuſer, und zwar ironisch-bedeutsam — aus der Familie des Schatzmeisters, war sie durch das Spiel so verarmt, daß sie an dem Stadtpfarrer von Wilna fast ihre einzige Stütze hatte. Durch diesen mildthätigen Geistlichen machte Forſter auch ihre Bekanntschaft. Abbé Strzecky, zugleich Professor und königlicher Astronom, war ihm nämlich schon aus London befreundet, und suchte seinen spielsüchtigen Günstling mit soliden Leuten in Umgang und dadurch zu besserm Geschmack zu bringen.

Die Spielsucht war unter Männern und Frauen so eingerissen, daß sogar an den maskirten Abenden bei der unaussprechlichen Gräfin, die selbst nicht spielte, wenigstens ein halb Dutzend Bänkchen als Abgründe des Verderbens geöffnet standen.

Eine andre Schattenseite des polnischen Lebens lag in den häufigen Ehescheidungen. Manche Mädchen heiratheten auf Gerathewohl, nur um unabhängig zu werden; da ſie denn nach leichtfertiger Scheidung auf eignem Fuß ohne Zwang, wenn nicht auch ohne ängstlichen Anstand, leben konnten. Vornehme, wie unsere lustige Spielgräfin, die ebenfalls geschieden war, nahmen wohl

auch in einem Frauenkloſter ein paar Stübchen außerhalb der Clauſur zur Wohnung.

Mit dieſer leichtfertigen Geſinnung ſtimmte der leichte Ton des Umgangs überein. In einem Schreiben an Sömmering klagt Forſter: »Ich muß mit den Weibern ſchön thun und Zeit vertändeln, wenn ich irgend mit ihnen umgehen will, auch wol mitunter ihnen geradezu auf den Leib gehen. Denn obgleich das Äußerſte ein Fall iſt, der nicht oft vorkommen ſoll, ſo wollen ſie doch ziemlich handgreiflich careſſirt ſein, oder ſind's von ihrer Nation gewohnt. Man küßt ein Frauenzimmer wol ohne Scandal auf die Bruſt.«

Außer dieſen wechſelnden Flecken der Geſellſchaft war die allgemeine Färbung derſelben eigenthümlich polniſch und ſchillerte nach einer Seite recht anſprechend, nach der andern ſehr widerlich. Zu beiden wollen wir die Farben von Forſter's Palette ſelbſt nehmen, wenn auch einige Worte zur Bezeichnung der Schattenſeite für unſern heutigen Geſchmack etwas nachgedunkelt haben. Er ſchreibt ſeiner Thereſe:

»Der Mangel an guter Geſellſchaft rückt die Stände näher an einander; der Umgang mit den vornehmen Perſonen, den einzigen, die Bildung und Erziehung haben, iſt auf den ungezwungenſten Fuß; von Adelſtolz und Ahnenſtolz iſt nichts zu ſehen, und wo er ja ſich merken läßt, verlacht man ihn kraftigſt, und dies gilt nicht etwa für Männer allein, ſondern auch das Frauenzimmer genießt eben die Vortheile. In Religionsſachen herrſcht neben tiefem Aberglauben doch eine faſt vollkommene Toleranz.«

Dagegen heißt es in einem Briefe an Sömmering: »Die Polen ſind Schweine von Haus aus, ſo Herren als Diener; alles geht ſchlecht gekleidet, zumal das weibliche Geſchlecht; putzen ſie ſich, ſo ſitzt es wie der Sau das güldene Halsband. Ausnahmen giebt's, das verſteht ſich; ich ſpreche von der allgemeinen Regel. Polniſche Fräulein kämmen ihr Haar zum Fenſter hinaus, — — — und Cavaliers mit dem Stanislaus-Orden ſchnäuzen ſich zwiſchen den Fingern die Naſe; expertus loquor. Vornehme Schnurrbärte, mit ihren Säbeln an der Seite, haben ſtatt Strümpfe Stroh in den Stiefeln, — wenigſtens ſagte es mir Madame Przesiecka.«

Solche Geſellſchaft — mußte ſie es nicht dem neuen Profeſſor erleichtern, in ſeine ſonſt nicht ſehr anziehenden Wohnzimmer gern zurückzukehren, und ſeinem Berufe zu leben? Dieſer führte ihn unter die bunte Schaar ſeiner Mitlehrer. Die Namen, perſönlichen Eigenheiten und wiſſenſchaftlichen Richtungen derſelben können uns heut nicht ſo intereſſiren, wie Forſter ſie ſeinem Sömmering umſtändlich ſchilderte. Wir ſtellen nur die Namen Vocalojewsky, Profeſſor des canoniſchen Rechts mit einer italieniſchen Frau; Regnier, Profeſſor der Chirurgie und geweſener biſchöflicher Kammerdiener; Biſio, gewinnſüchtiger Arzt, und Langemeier; Prof. praxeos und geſchickteſter Arzt, zuſammen, um das Gemiſch des Lehrerperſonals aus Polen, Franzoſen, Italienern und Deutſchen zu bezeichnen. Die größere Zahl waren Exjeſuiten, und bewohnten das ſchöne Gebäude des ehemaligen Jeſuiten-Collegs. — »höfliche, beſcheidne, zum

Theil gelehrte, dienstfertige und gutmüthige Männer, denen Wissenschaft und Aufklärung so sehr am Herzen lagen, daß sie solche, nachdem man ihnen die Administration der Ordensgüter genommen und zu jenem Zweck verwendet hat, auch ferner noch aus eignem Enthusiasmus, wenn jene nicht zureichten, oder die jetzigen Administratoren zu karg waren, mit ihrem Privatvermögen kräftigst beförderten.«

So fand Forster diese Männer anfangs, und eben so mit seinen Kräften und seiner Gesundheit sich hingebend für das Wohl der Akademie erschien ihm der Rector der Universität, Abbé Proczebut, ein gelehrter, sanfter, kränklicher Mann.

Die Einrichtung der Universität ließ manches zu wünschen übrig. Sie besaß ein eignes Einkommen von 300,000 polnischen Gulden oder 16,000 Dukaten. Der Primas aber mit seiner Vorliebe für die Universität Krakau zog etwa den vierten Theil davon zur Förderung dieser Schule, und die Exjesuiten waren zu schüchtern, sich diesem Verfahren zu widersetzen, so sehr sie sonst den Primas haßten, dem auch sie verhaßt waren. Doch schmeichelte sich die Universität, auf einem der nächsten Reichstage die Verwaltung ihrer Güter wieder in eigne Hand zu bekommen. Außerdem standen der Erziehungs-Commission noch ansehnliche Fonds zu Gebot; doch begegneten leider! diese Gelder auf dem Wege zu ihrer Bestimmung — den Schulden, den Bedürfnissen, den ehrgeizigen Absichten jener Männer, durch deren Hände sie liefen; so daß gar manche Summen, wie sonst lose Knaben thun, — neben der Schule hinginen.

An neue Einrichtungen war unter diesen Umständen nicht zu denken. Und diese Vernachlässigung traf vor allem in Forster's Lehrbereiche das Naturaliencabinet, den botanischen Garten und die specielle Büchersammlung. Für alles dies blieben kaum 300 Thaler zu verwenden. Forster setzte seine Hoffnung auf den jungen Fürsten Poniatowsky, von dem er briefliche Zusagen für Verbesserung der medizinischen Facultät und der dahin schlagenden naturwissenschaftlichen Studien erhielt. Wie die Sachen jetzt standen, konnte der Professor der Chemie, aus Mangel eines noch nicht fertigen Laboratoriums, noch gar nicht lesen. Die Physik verfügte schon eher über eine Anzahl guter Instrumente. Noch besser war aber zufällig die Sternwarte ausgerüstet, nämlich durch die Mittel des Vermächtnisses von 12,000 Dukaten einer Dame, die es durch die Sternwarte in ihrer Weise auf den Himmel mochte abgesehen haben.

Seelenstimmung.

So lange Forster in der Beschränkung auf sein Amt und seine Wissenschaft den ihm von allen Seiten gegebenen Zusagen noch einigermaßen vertrauen konnte, richtete er sich mit seinem eifrigen Bestreben immer wieder aus den Anwandlungen von Mißmuth auf, der ihn nur allzubald in seiner wilnaer Verlassenheit überschlichen hatte.

Wer auch ſollte, von dem Herzensfreund und der Verlobten fern, ſich den polniſchen Winter und die polniſche Wirthſchaft nicht verdrießen laſſen? Zu ſeiner Beruhigung glaubte er ſich zu überzeugen, daß er in Wilna für ſein Fach beſſer arbeiten könne, als er in Deutſchland dazu im Stande geweſen wäre: er ſchmeichelte ſich mit dem Nutzen, den er in einem Lande ſtiften werde, wo eben jetzt inmitten franzöſiſch-oberflächlicher Erziehung wenigſtens einzelne redliche Männer zu wittern anfingen, daß man ſich auf Abwegen befinde. Sobald freilich ſolche weitausſehende Abſichten ihn an einen dauernden Aufenthalt in Wilna erinnerten, regte ſich gleich wieder die natürliche Unruhe und eine keimende Unzufriedenheit, ſo daß er ſchnell einen andern Geſichtspunkt für ſeine freiwillige Verbannung in Polen ſuchte. — »Ich ſehe die Jahre, die ich hier zu bleiben verſprochen habe, ſchrieb er ſeiner Thereſe, als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinſtige beſſere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienfortſetzung anſchicke.« — So dachte er alſo, ehe noch der erſte Nutzen geſtiftet war, an den größern, den er ſtiften möchte. Auch in dieſer Abſicht der Welt zu nützen, worauf er in ſeinem Leben immer wieder zurückkömmt, verrath ſich das ihm einmal eigne Streben in's Große und Weite. Ein Naturalien-Cabinet war ihm nie reich genug, ein botaniſcher Garten nie ausgedehnt genug, er dachte nur daran ſie zu erweitern, ſtatt zu verſuchen, wie er einſtweilen mit dem eignen Reichthum das Kleine fruchtbar und ergiebig machen konnte. Auch ſcheint er, vielleicht unüberlegt, beim Leb-

ren vielmehr immer nur das eigne Lernen im Auge gehabt zu haben.

Bald nach seiner Ankunft in Wilna hatte der neue Professor seine Antrittsrede auszuarbeiten. Das Latein, worin sie zu halten war, brachte für ihn Schwierigkeiten mit sich. Er konnte im Kopfe die Worte nicht zusammen bringen; eine »Ewigkeit von Zeit« wurde fruchtlos aufgewendet, und es verdroß ihn, daß er sich gerade in dieser Sprache so gehindert fühlen mußte; da er doch deutsch, französisch und englisch schreiben könnte, »daß man nicht gerade auszuspucken und zu sagen brauche: daß Gott erbarm'!«

Nebenher machte ihm das Polnische zu schaffen, dessen er bei keinem Handwerker, bei keinem Dienstboten entrathen konnte. Er schalt es eine barbarische Sprache, worin alle die Consonanten zu viel seien, welche die Otaheiten zu wenig hatten. Jenen Naturkindern war schon der Name Georg zu hart: sie sprachen ihn Iheori. Wie mag in jenem Winter die Erinnerung an Tahiti sein Herz bewegt haben! Es mag ihm gewesen sein, wie in Heine's schönem Gedichte der frostigen Tanne, die in ihrer Winternacht von einer Palme des sonnigen Südens träumt.

Unwohlsein blieb nicht aus nach dem guten Befinden, das ihn auf der Reise begleitet hatte. Da er, am Spätabende von Langemeier herübergekommen, noch eine oder zwei Stunden länger, als er sollte, mit Lesen und Schreiben wach blieb, und andern Morgens von 5 Uhr an sich wieder mit Licht an die Arbeit zu setzen pflegte: so entzündete sich sein schwächeres Auge. Der alte kasseler

Mißmuth über nachlassende Arbeitskraft kehrte zurück. Er jammerte, daß er mit seinem Kopfe vom Wetter, vom Magen und von so viel Dingen außer ihm abhange; da es ihm dann sei, als ob er eine Wand vor dem Verstand habe, und nichts aufschließen, nichts herauslangen könne.

Unter dem Augenübel litt auch begreiflicherweise seine Correspondenz. Thereſe, durch lange Briefe in kurzen Fristen verwöhnt, nahm die Pausen nicht ohne Empfindlichkeit als Vernachlässigung auf. Ihre Beschwerde läßt sich aus Forster's brieflicher Frage errathen: »Warum, meine Freundin, können Sie noch zweifeln, daß in Ihnen allein mein Glück aufgehoben ist?« — Dieser Brief, wider des Arztes Verbot mit dem einen, nicht wie das andre durch einen Deckel beschützten Auge geschrieben, ist voll Zärtlichkeit, voll Rührung und wehmüthiger Erinnerung an seine Vergangenheit. Er rechnete der Verlobten alles vor, worin für sie beide eine Gewißheit ihres Glückes liege, so weit es von ihnen selbst und nicht von äußern Umständen abhange. »Ich weiß, schrieb er, daß Ihre Liebe zu Ihrem armen Freunde ihm alles schenkt, was ihm das Schicksal sonst abgebrochen hat; in diesem Bewußtsein allein beruhige ich mich, und gewiß kann auch nichts Geringeres mich hier hinhalten, mich aussöhnen mit der Welt, dem Schicksal und mir selbst.« — Und indem er ihr zu verstehen gibt, daß sie in allem reizbarer als er sei, ruft er aus: »Wir sind ein Paar alberne Leute, meine Freundin: wir haben jedes fast die nämliche Demuth und die nämliche daraus fließende Be-

sorgniß; wenn wir ganz beisammen sein werden, wird uns dies alles Thorheit dünken.«

Diese von Forster selbst erwähnte Reizbarkeit und das leidenschaftliche, vielleicht etwas überspannte Wesen Thereſens scheint dem verständigen und theilnehmenden Sömmering nicht neu, aber ziemlich bedenklich gewesen zu sein. Leider fehlen uns seine Briefe an Forster, mithin auch derjenige, der diesen zu der Versicherung veranlaßte: »Sei ganz ruhig in Betracht meiner Wahl mit Thereſen! Ich bin gewiß, daß ich gut und für die Zukunft glücklich gewählt habe.«

Es ist kein Widerspruch, daß Forster in demselben Briefe gestand, er würde, wenn frei gewesen, sich in Wien haben festhalten lassen; denn, wie er versichernd hinzufügte, sollte es ihn nicht gereuen, seiner häuslichen Glückseligkeit und einer lebenslangen Zufriedenheit das glänzende Wien geopfert zu haben, zu dem er nun erst in Wilna die Lehrjahre bestehen müsse. Mit der häuslichen Zufriedenheit zielt er wohl nur auf sein ersprießlicheres Einkommen, auf die Vorschüsse und Vortheile seiner jetzigen Stelle; doch hatte sich auch merkwürdigerweise Therese für Wilna mit Abneigung gegen Wien entschieden. Die herzliche Aufnahme, die ihr Georg in dortigen Familien gefunden, die Abschiedsthränen jener liebenswürdigen Wienerinnen scheinen ihr doch empfindlich gewesen zu sein; wenigstens vertraute Forster in seinem vorerwähnten Briefe dem Freunde, daß seine Therese in ihren zartlichen Zeilen eine Eifersucht über die Gräfin Thun nicht habe unterdrücken können. Er lächelte dabei

des Mißverſtandniſſes in Betreff einer edeln Dame, die drei erwachſene Töchter und einen erwachſenen Sohn habe.

Was ſollen wir aber dazu ſagen, wenn Forſter in demſelben merkwürdigen Gruſſe gegen den Herzensfreund ungeachtet jener edeln Zuverſicht auf das Glück ſeiner Wahl ausruft:

»Sieh', lieber Bruder, denke daran, ich ſag' es Dir voraus, Thereſe wird ſich eher von Wilna wieder wegwünſchen, als ich; oder ſie müßte mich mehr lieben, als ich es hoffen, fordern und begreifen kann. Sie iſt enthuſiaſtiſch in der Liebe, und deſto furchtſamer bin ich wegen der **Dauer**.«

Ein Bangen überkömmt uns bei der Liebe und Hoffnung eines Bräutigams, der die Seele ſeiner Verlobten ſo abwägt, daß er, die Bedenken des Freundes verwerfend, den ſchwerſten Zweifel doch ſelber in die Wagſchale drückt. Wahrhaft beängſtigend aber wird für uns dieſe Betrachtung durch ein weiteres Bekenntniß Forſter's über ſeine eigene Empfindung. Sömmering's Briefe waren nämlich überlang ausgeblieben, und der verlangende Forſter auf den Gedanken gefallen, der Freund könnte plötzlich erkrankt und geſtorben ſein. Ein Condolenzbrief, den er von andrer Seite empfangen hatte, brachte ihn auf dieſe traurige Vorſtellung. Wir laſſen nun Forſtern ſelbſt die Empfindungen einer Freundſchaft ausdrücken, die ſo hoch und edel getragen, manchen nur als poetiſche Offenbarung erſcheinen dürfte. Er ſchrieb:

»Ich habe Dich ſchon als einen vom Himmel mir entriſſenen Freund beweint. Ich habe deshalb noch keine

vergnügte Stunde hier in Wilna gehabt. Ich machte mich gefaßt, Dir zu folgen in jene Welt; ich war ſinnlos und gefühllos gegen alle Freundſchaft, die man mir hier bewies. Ich haßte mein Daſein. Gottlob! daß Du lebſt, geſund biſt und auf dem Wege, durch Liebe glücklich zu werden, und das erſetzt zu bekommen, was Du an Deinem armen Freund verlorſt. Der Gedanke, daß Dir die Trennung von mir ſo ſchwer ward, daß Du vielleicht aus Unmuth könnteſt geſtorben ſein, daß ich alſo mit ſchuld daran ſei, beugte mich bis zur Verzweiflung. O mein einziger, mein herzgeliebteſter, mein oft zurück gewünſchter und geſeufzeter Freund, ich habe es bitterlich bereut, daß ich mich von Dir trennte, und ich bereue es noch, da ich weiß, daß Du lebſt und wohl biſt. Allein ſei nur zufrieden; ich bin Mannes genug, um mich zu faſſen, um Alles, was iſt, ſo wie es iſt, gut zu finden, folglich auch unſere Trennung. Vielleicht würde ich in's andre Extrem zu leicht gefallen ſein, wenn ich nicht ſo lebhaft, ſo feurig, ſo unwiderlegbar durch unſere Trennung fühlte, daß es noch jenſeit dieſes Lumpenlebens eine beſſere Exiſtenz geben muß. O Freund, o Bruder Sömmering, wenn es nicht möglich ſein ſollte, daß wir hier noch neben einander wohnen; ſo muß, ſo wird es gewiß noch ein Leben nach dem Tode geben, wo wir gemeinſchaftlich unſer Weſen treiben müſſen. Selbſt die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet. Ach, mein Einziger, Beſter, ich jammerte nie ſo nach etwas, wie ich nach Dir gejammert habe.«

Wenn man die Gluth dieſer Empfindungen mit

der gedankenvollen Vernünftigkeit der Briefe an Thereſen vergleicht, das innige Du für Sömmering dem anſtändigen Sie an Thereſen gegenüber hält: ſo möchte man glauben, daß Liebe und Freundſchaft in Forſter's Herzen ihre nachbarlichen Kammern vertauſcht hätten. Jedenfalls beſtätigt es uns in der ſchon gefaßten Meinung, daß Forſter mehr für die Freundſchaft, als für die Liebe geſtimmt geweſen ſei. Es ſteht vielleicht aber auch dadurch, daß Liebe zunächſt zum Glück des Hauſes, Freundſchaft mehr zur Wirkſamkeit in der Welt hinſtrebt, in nothwendigem Zuſammenhange mit der Polarität oder Wechſelwirkung der bewegenden Kräfte in Forſter's Weſen überhaupt. Doch können wir nicht ohne Beſorgniß einem Bund entgegenſehen, den von der einen Seite eine in ihrer Dauer zweifelhafte — von der andern eine in ihrer Macht untergeordnete Liebe knüpfen wollen.

In dieſer wunderbaren Lage, worin Forſter mit dem beißen Herzen empfand, was er verloren, und mit dem beſonnenen, was er zu hoffen hatte, blieb es doch der Gedanke an Thereſen und ſeine künftige Einrichtung, was ihn den langen Winter hindurch erhob. Denn manche Unruhe und Ungeduld beſtürmte in jenen trübſeligen Monaten ſein Herz.

Wir erinnern uns, daß er nach abgelegter kaſſeler Schwärmerei ſich dem fröhlichen wiener Leben hingab. Wir nahmen es für einen Rückſchlag nach außen. Jetzt, in ſeinem wilnaer Unbehagen, kam mehr und mehr der Gedanke in ihm auf, er ſei doch für ſo manches innige Gefühl, für »die Art des Genuſſes, den die volle Jugendblüthe giebt«, ſchon zu alt, und altere mit jedem

Tage. Daher angetrieben, jeder unſchuldigen Freude entgegen zu eilen, und die einzig beglückende, vollgenügende ſo bald wie möglich zu erreichen, ward er ungeduldig und mißmüthig über alles, was ſeinen Lieblingswünſchen widerſtrebte, oder den Zeitpunkt ſeines innigen Glückes hinauszurücken Miene machte. So ſchlug die Weltluſt, in die ſeine heimliche Schwärmerei umgeſchlagen war, wieder in Grübelei zurück. Da fing er, wie nur von fern der Frühling ſich wittern ließ, die Monate und Wochen zu zählen an, bis er nach Göttingen zu ſeiner Verbindung eilen könnte. In die träge Zeit mußte er ſich mit Gelaſſenheit ergeben; deſto lebhafter ließ er den Verdruß aus, den ihm ſeine häusliche Einrichtung verurſachte. Dienſtboten und Handwerker waren zum Verwünſchen. Kaum dürfen wir uns ſo derb ausdrücken, wie Forſter es in ſeinen Briefen that, ſo oft er von der Ungeſchicktheit der polniſchen Köchinnen, von ihrer Unſauberkeit ſpricht, und daß Weibsbilder wie Mannsperſonen ſich wöchentlich wenigſtens einmal »himmelhagelvoll in Branntwein beſöffen«; wobei ſie, mit ihrem eigens Gekochten ſelbſt unzufrieden, auf Faſttage wenigſtens drei Schritte weit nach dem ranzigen Öle röchen, womit ſie alles »fräßen«. Die Handwerker aber konnten und wollten nicht arbeiten; ihre Leiſtungen blieben unter aller Kritik, während ihre Preiſe alle Gebühr überſchritten. Der Freund ſah keinen Rath, als demnächſt deutſche Dienſtboten mitzubringen, und berliner Möbel kommen zu laſſen.

Schon hier, im Junggeſellenleben Forſter's, betreten wir ihn auf der Eigenheit, daß — wenn er die Unbe-

annehmlichkeiten einer Weltfahrt nicht haben konnte, er in
Wohnung und Hauseinrichtung deſto mehr Behagen ver-
langte, und dafür mehr that, als nothwendig war.

In ſolchen wechſelnden Stimmungen verlebte Forſter
den ſchwermuthvollſten Winter ſeines Lebens. Er konnte
ſich nicht in ſeine Lage finden, und ſo entfernt von den
Freunde und der Verlobten keinen beruhigenden Mittel-
punkt in ſeinem Lebenskreiſe gewinnen. Er vereinſamte
inmitten einer ihm zuthätigen, aber nicht anziehenden
Geſellſchaft. Denn für innigen Umgang hatte er, ſelbſt
an den Profeſſoren, außer Langemeier keinen Menſchen
Me non capit haec schola! war ſein Spruch. Wa
halten ihm einige gutherzige Menſchen, die ſeinem Kopf
keine Nahrung boten, wie Forſter ſie haben mußte
Auch von der lieben polniſchen Natur konnte er vo
Mitte Mai keine Unterſtützung erwarten. Wie lebha
dachte er dann an das erſt ſo gern verlaſſene Kaſſe
»O mein Sömmering, ſchrieb er, — der Weg nach d
Waldau, die Allee im Augarten, wo wir ſo manchm
Eins philoſophirten, und das wurden, was wir ſin
uns herauswandten aus dem Schlamm von Schwärmer
worin uns der Teufel geführt hatte. — die finde
nicht wieder!«

Kamen nun noch Rheumatismen und Augenentzü
dung dazu ſo ſetzte es eine wahre Verzweiflung
und der Wunſch zu ſterben, wandelte ihn nicht bloß
Verzweiflung an, ſondern er hielt ihn mit überlegend
Stolze feſt. Durch den Tod, bildete er ſich ein,
Verlegenheit zu entgehen, der Reue, daß er ſelbſt
Wilna gewählt habe, wo er ſich ſeine Thereſe n

glücklich denken konnte. Thereſe, »die ihm ſo zärtliche Briefe ſchrieb,« konnte ſie in dieſem traurigen, abſcheulichen Neſte, in dieſer baufälligen Hütte, unter dieſen Thieren in Menſchengeſtalt auch nur einen freudigen Augenblick leben? Und er ſelber — konnte er auf etwas anderes, als auf Thereſens blinde Liebe rechnen, die ihr über alles, was ſie ſehen, riechen, hören und ſchmecken würde, einen täuſchenden Zauber werfen müßte? — »Das, Bruder, das zerrüttet meine Seele!' ſchrieb er an Sömmering. Ich bin ſo dumm, ſo leer, ſo gedankenlos, ſo abgeſchmackt, wie ausgedroſchenes Stroh, wie taube Spreu, wie dürre Späne, und nirgends um mich glimmt irgend ein Fünkchen des heiligen Feuers vom Himmel, des Verſtandes und Witzes, das mich anzünden könnte.«

Wirklich muß der arme Freund, als er dies ſchrieb, im tiefſten Mißmuthe geweſen ſein; ſonſt hätte er wohl ſelbſt über dieſe gefährliche Zuſammenſtellung von Bildern gelächelt, die ihn zu einem Gegenſtande der Brandverſicherung machen mußte.

Eins war indeſſen, was in ſeinem Mißmuthe, wenn er aus Verzweiflung hätte aufbrechen und davon rennen mögen, ihn ſo zu ſagen warnend am Ohr zupfte: er ſtak eben bis an die Ohren in Schulden, und konnte an ein Wegkommen nicht denken. Die Erziehungs-Commiſſion hatte ihm zur Ausgleichung ſeiner Verbindlichkeiten in Kaſſel 30 Dukaten nebſt 200 Dukaten Reiſegeld geſchickt, und nachher geſchenkt, die ihm aber, falls er jetzt, oder vor Ablauf der acht Jahre ſeines Vertrags, die Univerſität verlaſſen wollte, zu erſetzen

erlagen. Überdies war er von noch weiter erborgten Reisegeldern noch 1000 Dukaten schuldig, und hatte zu seiner nothdürftigen Einrichtung ein halbjähriges Gehalt voraus genommen. Ohne 1500 Dukaten konnte er mithin nicht vom Fleck kommen; ungerechnet was ihm auch dann noch der Rücktransport und irgend eine anderweite Einrichtung kosten würden. Dies war ein Gewicht, ein goldner Anker, der auch den schwankendsten Menschen unter allen Stürmen des Unmuthes festhalten konnte. Wo wäre jetzt in dem gefrorenen polnischen Boden die Hufeisenstange zu finden gewesen, mit zwei Centen Guineen ausgefüllt? —

Wer durch so schwere Ketten sich zur Erhebung genöthigt sieht, legt gern auf die geringste Hoffnung ein doppeltes Gegengewicht. So ging es Forstern gegen das Frühjahr. Einer seiner Brüder hatte gewünscht, danziger Consul in Liverpool zu werden. Forster wendete sich um Rath an seinen Gönner, Baron Scheffler. Dieser ging sofort den König an, und erwirkte ein Fürschreiben desselben an den Magistrat in Danzig. Bei dieser Gelegenheit hatte der König die Zusage gegeben, was in seiner Macht stehe, anzuwenden, daß Forster seine Stellung in Wilna nicht bereuen solle.

Mit diesem neu erweckten Vertrauen gewann der Freund schnell so viel Fassung, um seiner Unzufriedenheit eine Berechnung der Vortheile entgegen zu halten, die doch mit seiner Versetzung nach Polen in Anschlag kamen. — Die Erfahrung, die ich durch diese Entfernung gemacht habe, sagte er sich, ist theuer bezahlt, aber doch auch viel werth. ich mußte erst schwar-

gegen weiß halten, um zu wiſſen, was weiß ſei. Daß ich den vollen Werth von vielen Dingen und namentlich von der Freundſchaft einſehe, danke ich doch meiner Herreiſe. Auch viel Ausbildung und Aufklärung hat mein Geiſt erhalten, die ich, in Kaſſel geblieben, nicht erlangt hätte. O ein Stoß, der uns ſo auf einmal aus dem Centrum, worin wir lange ruhten, oder uns regelmäßig um unſere Axe bewegten, herausprellt, giebt ſo viel neue Erſchütterungen, daß man unzählig Neues in ſich und Andern gewahr wird.«

Alſo war es doch wieder die Empfindung einer Weltbewegung, die dem Freunde Faſſung und Muth gab. Und gleich regte ſich auch in der edeln Seele die Schwinge des Scherzes und der Flug des Gedankens. »Sieh', ſchrieb er an den mainzer Freund, ich hätte Dir in Deutſchland keine lateiniſche Rede zu Stande gebracht, gut oder ſchlecht. Hier mußte es durchaus ſein; ich mußte nolens, volens, die Naſe in den Cicero ſtecken, und eins, wenn's gleich nicht gehauen und geſtochen iſt, herausfiſchen. — — — Hier kann ich doch in aller Ruhe durch Fehler klug werden; denn ich kann unbemerkt fehlen und Fehler gut machen. Durchaus ſehe ich Wilna als einen Raupenſtand für mich an. Ich bin auf 8 Jahre geſunken, darnach kommen die Flügel, und das vollkommne Inſekt wandelt ſeiner Beſtimmung nach.«

Aussichten.

Indeß, wie diese letzte Verwandlung in ziemlicher Ferne lag, war der unbefriedigte Forster einem Zwischenwechsel innerhalb des Raupenstandes, als ein solcher sich darbot, eben nicht abgeneigt.

Langemeier, der tüchtigste Arzt in Wilna, mochte des Freundes bedrängte Verhältnisse kennen, und brachte ihn auf den Gedanken, das ihm in den medizinischen Kenntnissen noch Fehlende nachzuholen, sodann in Deutschland zu promoviren, und allmählich in Wilna zur ärztlichen Praxis überzugehen. Ein Vorschlag, der sich für die wilnaer Verhältnisse sehr empfahl. Forster hatte schon wahrgenommen, wie ängstlich die reichen und vornehmen Polen am Leben hingen, das sie doch nur auf die nichtswürdigste Weise zu verbrauchen wußten. Sie schätzten daher von allen Wissenschaften eigentlich nur die Arzneikunde; aber sie bezahlten dafür auch reichlich. Professor Viso, der schlaue Italiener, hatte, so lange er der einzige Arzt war, durch vorausbedungene übermäßige Honorare ein bedeutendes Vermögen erworben, war aber, seitdem der ehrliche Langemeier das Vorausbedingen und Vorausbezahlen abgeschafft, aus aller Praxis gekommen. Außer Langemeier trieben aber nur noch zwei Juden, die in Königsberg promovirt, aber wenig profitirt hatten, die Praxis. Dies waren einleuchtende

Umstände. Und Langemeier wußte dem Freund die Sache leicht zu machen durch die Vorstellung, daß man einem Manne wie Forstern die Würde eines Doctors der Medizin, wenigstens ehrenhalber, ohne Umstände ertheilen würde. Ohnehin hätten auch seine Vorgesetzten den berufenen Professor der Naturwissenschaften gar gern als Doctor der Medizin ankommen gesehen.

Forster ging auf den wohlmeinenden Vorschlag um so lieber ein, als er auf diesem Wege einen Grad seines literarischen Erwerbes zu gewinnen hoffte. Dieser war in der Entfernung von Deutschland und bei dem Mangel an literarischen Hülfsmitteln sehr unsicher für ihn geworden. So verband sich allmählich mit der im Sommer bevorstehenden Fahrt zur Hochzeit der Gedanke einer Doctor-Promotion.

Inzwischen hatte Freund Sömmering, seit dem October Professor der Anatomie und Physiologie in Mainz, seinen ersten dortigen Winter eben auch nicht behaglich überstanden. Die kasseler Furcht vor den Rosenkreuzern hatte ihn am Rheine nicht verlassen. Wenigstens laufen durch Forster's Briefe Andeutungen der Art, von Sömmering veranlaßt. So schrieb er ihm, daß er von allem, was die Rosenkreuzer in Preußen angehe, Kenntniß habe, daß der König selber Rosenkreuzer sei, und Wöllnern wie Bischofswerdern beide als Rosenkreuzer befördert habe. Auch dort seien vielen Mitgliedern die Augen darüber offen, daß die armen Sünder des Ordens nichts wüßten, und schwerlich mit den Jesuiten in Verbindung ständen. Übrigens trieb dieser Geheimbund auch in Polen sein Wesen. Es gab

hier deutsche Rosenkreuzer, und der König Poniatowsky ließ beständig auf den Stein der Weisen fortarbeiten, an der Überlieferung festhaltend, daß sein Vater denselben wirklich schon besessen habe.

Aber auch die Trennung von Forstern mag für Sömmering kummervoll gewesen sein. Ob in dem Grade wie bei Forstern, läßt sich nicht ermitteln, da uns die Briefe fehlen, aus denen der Wärmegrad der Freundschaft Sömmering's zu messen wäre. Nur ein kleines Denkmal seiner Gesinnung haben wir an der Widmung einer kleinen Schrift, die in Kassel abgefaßt, und zuerst in Mainz gedruckt, der Zeit dieses Übergangs angehört.

Sömmering hatte aus der kleinen Negercolonie des Landgrafen Friederich, in der Nähe von Schloß Weißenstein, mehrere Leichname beiderlei Geschlechts zergliedert, mit dem Bau des Europäers verglichen, und die Verschiedenheit in einer Abhandlung entwickelt. Dieselbe erschien gewidmet — »Seinem vertrauten Freunde, dem Welt- und Menschenkenner Georg Forster« mit der Anrede: »Du, mein Forster, hast auf die Beurtheilung dieser Zeilen das erste Recht. Uns band Vaterland, Alter, gemeinschaftlicher Eifer zur Naturkenntniß und — — außer mehreren zufälligen Umständen eine täglich innigere Freundschaft. Uns trennte Enthusiasmus, der Welt, selbst mit Aufopferung der angenehmsten äußern Lage, zu nützen. Die vollkommenste Harmonie der Denkungsart, die unsere Entfernung noch mehr bewährte, wird uns wieder vereinigen.« —

Dürften wir an der Innigkeit dieser Empfindung

zweifeln, die in ihrem letzten Worte sogar prophetisch war! Leider sollte die Harmonie der Denkungsart, die beide Freunde demnächst wieder vereinigte, eben an dieser Wiedervereinigung scheitern.

Endlich erwachte denn auch die träge Frühlingsnatur um Wilna. Die Tannenwälder auf den nahen Sandhügeln trieben ihre lichtgrünen Zweigsprossen; die magre Pflanzenwelt öffnete ihre matten Blüthenaugen; aber ihre Armuth verlockte den Botaniker nicht, seine Herbarien zu bereichern. Kein Vogel belebte das Gebüsch; denn die Unzahl der wilnaer Müssiggänger, die auf die Jagd liefen, verscheuchten alles bis auf die letzte zwitschernde Kehle. Andre Strichvögel trafen dafür ein, und verunzierten den holden Mai: der polnische Adel kam 20 bis 30 Meilen weit nach Wilna zur Mai-Cur, um unter Anleitung der dasigen Ärzte zu purgiren, zu vomiren, zur Ader zu lassen, oder die Molken zu trinken. Für die Ärzte war's eine Frühlingsernte, da sie für die Behandlung 10 bis 30 Dukaten von der Person erhielten. Leider practicirte Forster noch nicht, und ankern Antheil an dieser Frühlingsbewegung zu nehmen, fand er sich wenig gestimmt. Sein Herz war unruhig von Verlangen nach Deutschland und aus Ungewißheit über seine Verbindung mit Thereschen. Hofrath Heyne hielt noch immer mit seiner Zustimmung zurück. Entschiedner trat die Hofräthin auf. Eingenommen für den liebenswürdigen Weltumsegler, und mit dem Entschlusse der Stieftochter vertraut, legte sie ohne weiteres Hand an Thereschens Ausstattung. Diese gab Forstern gute Winke: daß der Vater nichts dagegen einzuwenden, jüngst viel-

mehr 10 Louisd'or zum Ankauf von noch mehr Leinwand dargeboten habe.

So nahm denn Forster Mitte Mai allen Muth zusammen, dem Vater Heyne die Gründe, weßhalb er jetzt die Tochter zu holen käme, auseinander zu legen. Und um jedem Einwande vorzubeugen, setzte er gleich die Zeit seiner Ankunft in Göttingen fest. Gegen Ende Juni dachte er von Wilna abzureisen. Er lud schon Sömmering zur Hochzeit ein, und versprach ihm, dem Anatomiker, einen skelettirten Biber- und Bärenkopf zum Hochzeitschmause mitzubringen.

Da überfiel ihn gerade um die zur Abreise bestimmte Zeit eine heftige Krankheit, die ihn 14 Tage lang zwischen Leben und Tod in der Schwebe hielt. Die Ärzte behandelten ihn auf ein Faulfieber. — —

Forster war nicht mehr abergläubig, wie früher, um etwa diese, in so bedenklicher Zeit eingefallne Abhaltung für eine höhere Warnung vor dem verhängnißvollsten Schritte seines Lebens zu nehmen. Auch ließ der Anfall sich aus den Eindrücken des Klima, aus den Nachwirkungen so vieler Unruhe und Gemüthsbewegungen auf einen, vom Skorbut der Südsee durchgohrnen Körper nur allzuwohl begreifen.

Nach den 14 Tagen des Fiebers gönnte sich Forster nur noch 14 Tage der Erholung; worauf er, um 4 Wochen verspäten, die 200 Meilen seiner Fahrt nach Göttingen mit dem besten Vertrauen auf Theresen und ihre Leinwand antrat.

Drittes Buch.

Flitterwoche.

In der Frühe eines schönen Sonntags im August 1785 traf Forster in Göttingen ein, und wurde in Heynes Hause als Sohn empfangen. Freund Sömmering verweilte schon, auf der Reise zur Hochzeit, im nachbarlichen Kassel. Forster benachrichtigte ihn durch ein Billet vom 22. August von seiner Ankunft, und lud ihn nach Göttingen ein. Ihn selbst abzuholen konnte er sich so früh nicht losreißen; wiewohl er später doch nach Hofgeismar ging, um Jacobi zu sehen, dessen Ankunft sich aber so verzögerte, daß er sie nicht abwarten durfte.

Während der 16 Tage, die Forster in Göttingen zubrachte, lernten die Verlobten einander durch traulichen Umgang doch eigentlich erst genauer kennen. Wenigstens hatte Therese, abweichend von Forster, der sie wie alles Neue mit Vertrauen schwärmerisch umfaßte, hinter dem Briefwechsel her noch allerlei Mißtrauen und Besorgnisse behalten. Viel Bitterkeit gegen die Menschen und wenig Erwartung von ihnen war ihr einmal eigen. Sie traute,

nach ihrem eignen Geständniſſe, Niemanden das Beſte — und ſich ſelbſt nicht zu, daß ſie immer gut bleiben könne. Für Forſtern hatte ſie ſich entſchloſſen, weil er ihr unter den andern Bewerbern als der Beſte erſchien. Wie ſie ſich ſtets nur einen Mann gewünſcht hatte, den ſie glücklich machen könnte; ſo hielt ſie den Freund gerade für Denjenigen, der es eben durch ſie am meiſten wurde.

Um die künftige Hausfrau in ihrem Thun und Laſſen zu verſtehen und zu würdigen, dürfen wir die Stimmungen und Bedenken der Braut nicht unbeachtet laſſen. Solche Gemüther, die nicht von einer leidenſchaftlichen Empfindung zu einem Manne hingezogen werden, faſſen auch nicht leicht ohne Abſicht und beſondere Veranlaſſung den Entſchluß, überhaupt zu heirathen, und wirklich ſcheint bei Thereſen nicht das Herz, ſondern verſtändige Ueberlegung den Ausſchlag gegeben zu haben. Sie verhehlte nämlich Forſtern nicht, daß ſie gern ihr väterliches Haus verlaſſen möchte, theils um den nachwachſenden Geſchwiſtern Platz zu machen, und durch ihr Verbleiben keinen Grund zur Unzufriedenheit zu geben, theils auch um des Vaters Sorgen zu erleichtern. Außerdem waren ihr bei freier Sinnesweiſe und etwas ungebundner Art mancherlei Menſchen, die im Hauſe ab und zu gingen, verdrießlich und widerwärtig: wie ſie denn überhaupt einen Widerwillen gegen das kleinſtädtiſche Göttingen nicht verbergen mochte.

So, mit befriedigtem Verſtand und wagendem Herzen, flüchtete ſich Thereſe an Forſter's Bruſt. Und der Glückliche hielt in der Weiheſtunde des Bundes neben

dem heißer geliebten Freund ein Weſen feſt, »an dem ſeine Liebe ſich noch ſteigern, und eine durch Freundſchaft nicht zu befriedigende Seite« erobern konnte. Die Trauung fand anfangs September ſtatt, und das verbundne Paar trat demnächſt die Heimreiſe nach Polen an, — Thereſe, wie ſie von ſich ſelber ſagt, mit leichten Sinnes gefaßtem, aber feſtem Entſchluſſe, jedes Schickſal mit Georg zu theilen.

Forſter machte, um Goethe zu beſuchen, am 14. September Station in Weimar. Nach der Mittagtafel bei Hofe brachte er mit Thereſe und in Geſellſchaft von Herder, Wieland und Thereſens gothaer Freundin Amalie Seidler den Abend bei Goethe zu. Eben ſo verweilte er in Berlin, um ſeine junge Frau bei alten Freunden einzuführen. Thereſens gutes geſellſchaftliches Benehmen überraſchte ihn zu ſeiner Befriedigung. Er ſollte immer neue Seiten an ihr entdecken. Er beſuchte Dohm, Nicolai u. a. Die Roſenkreuzerei intereſſirte ihn doch immer noch. Zwar ein ehemaliger Bruder, Theden, hielt über dieſe Angelegenheit tiefes Schweigen; von andern aber vernahm Forſter, daß die Brüderſchaft — »ſeelenzage«, und eine andre Verpuppung an dem geheimen Jeſuitismus ſuche.

Beim Eintritt in Polen, — es war am 9. October — nahm das reiſende Paar ein kleines Unglück, ſah es jedoch für kein böſes Vorzeichen an. Eine Meile vor Poſen nämlich warf der Wagen in einer Regenpfütze um, und ſie mußten ihre Sachen am Ofen zu trocknen verweilen. Forſter ſchrieb von hieraus an Jacobi; indem er mit dem Gefühle ſeines neuen Glückes und einer

ſchwärmeriſchen Schilderung ſeiner Thereſe ſein Scheiden aus Deutſchland an die erſte, erinnerungsvolle Station ſeines frühern Eintrittes anknüpfte, und ſich entſchuldigte, daß er den verehrten Freund aus Mangel an Zeit nicht habe heimſuchen können.

Jacobi hatte eben ſeine »Briefe über die Lehre des Spinoza« herausgegeben. Forſter zeigte den Empfang des ihm zugefertigten Exemplars mit der Betrachtung an, daß er ſein Wähnen über Alles, was Metaphyſik und Theologie betreffe, wohl nie mehr für etwas anderes als bloßes Wähnen halten werde; da es ihm ganz unmöglich ſcheine, hierüber je Gewißheit zu erlangen, ſo lang wir ſeien, was wir eben ſeien: Weſen die nur Eindrücke leiden, nur Bewußtſein haben von den anziehenden und abſtoßenden Kräften der Natur und die weder in das Weſentliche ihres eignen, noch irgend eines andern Geſchöpfes eindringen können.

Bei Gelegenheit des überſchickten Buches hatte Jacobi hinſichtlich der verwandelten Denkungsart Forſter's die Äußerung gethan, daß der Freund wohl nicht ohne Gefahr der Rückkehr von einem Extrem in's andre übergegangen ſei. Darauf erwiderte Forſter mit einer Geſinnung, die man heute wieder den verfolgungsſüchtigen Zeloten des Tages nicht entſchieden genug entgegen halten kann. »Ich weiß nicht, ſagte er, ob es einen Grad von Einſicht geben kann, der mich wirklich zurückführen könnte. Das aber weiß ich gewiß, daß ich Wahrheit nie zurückſtoßen werde um des Gewandes willen, das ſie tragen mag, daß ich eigentlich nur ſie ſuche, oder den Schatten von ihr, der uns Sterblichen

zu ſehen und zu faſſen vergönnt iſt, und daß ich, ich mag in dieſer Rückſicht denken und wähnen was ich will, in jeder andern bleiben werde, was ich bin, — der Freund meiner Freunde, der nur in ihnen lebt, der Freud' und Leid mit ihnen brüderlich theilt, und der es ſehr gut fühlt, daß, wenn gleich aller Genuß aufhört, wo völlige Vereinigung ſtatt findet, dennoch keine wahre Freude dem Menſchen gegeben ſei, als die, von homogenen Seelen angezogen zu werden, und ſie anzuziehen.«

So ſtoßen wir, wunderlicherweiſe an der polniſchen Grenze, in Forſter's Meinung von Jacobi auf einen Wendepunkt, der ſich bald mehr hervorheben wird. Doch, wir folgen den Reiſenden, die ihre Sachen getrocknet haben.

Erſt als ſie Warſchau erreichten, brachte Forſter ſeine häusliche Einrichtung in Wilna zur Sprache. Thereſe hatte ſich die geringſte Vorſtellung davon gemacht, und bereit, wie ſie ſolche auch finden werde, ſie gut zu heißen, hatte ſie aus Schonung für den lieben Mann nicht darnach fragen mögen. Sonderbare Zurückhaltung, wunderliches Zartgefühl zweier Neuvermählten über einen Gegenſtand, der ſonſt ſchon den Verlobten die reizendſte Unterhaltung gewährt! Nun freute ſich die junge Frau um ſo mehr zu erfahren, daß eine erträgliche Wohnung und die Anfänge einer Hauswirthſchaft ihrer warteten. Und bei ihrer Ankunft in Wilna, wo ſie nach den warſchauer Beſuchen und Vorſtellungen erſt in der zweiten Novemberwoche eintrafen, freute ſich auch Forſter, daß die Wohnung nach ſeinem Verlangen wirk-

lich ausgebessert, mit einer neuen Treppe, neuen Fußböden und doppelten Fenstern versehen war. Thereſe bezeigte ſich ſehr zufrieden damit. Und da Forſter überdies durch Verwilligungen der Erziehungs-Commiſſion ſich aus ſeiner Verlegenheit wegen der Reiſekoſten geriſſen, und durch einen Zuſchuß von 1000 polniſchen Gulden zum Fonds für Bibliothek, Kabinet und botaniſchen Garten unterſtützt ſah, ſo fühlte er ſich über alle Wünſche hinaus gehoben.

Dieſe Zufriedenheit mit der nächſten Umgebung kam dem neuen Liebesleben des glücklichen Paares zu Statten. Jetzt ging Forſtern im winterlichen Hauſe eine innere Welt auf. Im Gefühl wie Eins für das Andere ſorge, Eins das Andere erleichtere, der Haushalt von einer rechtſchaffenen Frau, die Geſchäfte von einem beſonnenen Manne richtig geführt werden, und die Außenwelt an Bedeutung verliere, was das Haus gewinne, erklärte er die Ehe für den glücklichſten Zuſtand auf Erden. — »Ich ſterbe nach gerade der Welt ab, ſchrieb er anfangs December an Sömmering, und lebe nur noch meinem Weibe. Sie iſt mir alles, und erſetzt mir alles. Wir leben mit einander wie die Kinder, und freuen uns wie Kinder. Wir genießen unſere Liebe, und wiſſen daß alles Andre nichts werth iſt, und — hoffen, daß wir den Augenblick nicht erleben werden, wo wir zu lang gelebt, wo wir fühlen müßten, daß wir unſern Genuß überlebt hätten. Ich bin Dir jetzt ſo ruhig, ſo zufrieden, ſo vergnügt ohne Gott und ohne Gebet, als ich es ehedem mit aller Kraft und Ängſtlichkeit des Glaubens nicht ſein konnte. Wenn es ein Weſen giebt, das als Schöpfer

alle Wesen in sich faßt; so bin ich überzeugt, daß das Glück seiner Geschöpfe ihm angenehmer, als ihr unaufhörliches Betteln ist.« —

Daß Forster in solcher Stimmung das Kirchliche nicht überschätzte, und zu seiner Andacht das biblische Kämmerlein vorzog, läßt sich erwarten. Seine Frau fand wohl eine lutherische Kirche innerhalb der Stadt, er selbst vor dem Thore eine protestantische, für deren Arme er auch beitrug; aber — »wir besuchen sie nicht,« gestand er dem Freunde. »Wir leben in Ansehung dieses Punktes frei und vergnügt. Mag die Welt glauben was sie will, wenn ich nur wissen darf, was ich will, und nichts glauben darf. Seeng is believing!«

Enthält dieser englische Spruch nicht das umgekehrte Princip Jacobi's, der immer mehr zur Überzeugung kam: Glauben ist Schauen?

Und da blieb Forster vollends den Theologen noch weniger etwas schuldig. »In meinen Augen, schrieb er weiter, ist die protestantische Theologie so pfäffisch und vollkommen so unverträglich, wie die katholische. Im Gegentheil, ich sehe lieber, wenn die Leute nichts halb sind. Sobald ich die ersten paar Sätze einräumen muß, welche doch Katholiken und Protestanten ebenmäßig fordern: so ist mir gar nicht begreiflich zu machen, wo ich stillstehen soll; denn aus einer Absurdität fließen alle übrigen Absurditäten. Der Fehler liegt darin, daß man die ersten zugiebt. Die allerheillosesten und unerträglichsten Theologen sind die neuen Reformatoren, die ein sogenanntes vernünftiges Christenthum predigen. Denn sie überreden sich wirklich, ihre Lehre, wie sie solche ge-

reinigt hätten, sei nunmehr der Vernunft vollkommen gemäß, und halten daher auch ihre Sätze mit eiserner Hartnäckigkeit und Intoleranz.«

Wir sehen wohl, daß Forster, soviel Schwärmerei er auch abgelegt zu haben glaubte, doch das Glück seines Herzens noch überschwänglich genug empfinden konnte. Wie Viele werden ihn darum nicht des ungläubigen, unchristlichen Übermuths beschuldigen! Wir stimmen nicht mit diesen Eiferern, besorgen aber, sein edles Herz möchte sich leicht nach einer andern Seite in ein für seine Zukunft bedenkliches Zutrauen verirren. Wir wollen uns darüber erklären.

Die Auflösung, die der nächsten Zeit bevorstand, machte sich schon jetzt auf verschiedne Weise fühlbar. Während die gemeineren Seelen mehr in die Gährungsstoffe des politischen und sittlichen Verfalls geriethen, wurden die edleren Geister so zu sagen von der *Substanz* der Welt angezogen in dem Grade, als die *besondern* Bildungen derselben abständig und abstoßend wurden. So dachten damals die ausgezeichnetsten Geister in Deutschland weltbürgerlich in der Politik: indem Männer, wie selbst Schiller, schwärmend für die Idee der Menschheit, die Individualitäten der Völker, in denen jene Idee doch allein zur Gestalt kommt, für eine durch Humanität zu hebende Beschränktheit ansahen. Auch Forster war Kosmopolit: wozu ein Weltumsegler, der die Gipfel- und die Wurzelvölker der Civilisation kennen gelernt hat, noch leichter als andre kommen kann. Noch umfassender aber, als die Idee der Menschheit, ist die Idee der *Liebe*. Sie ist die schöpferische und erhal-

tende Kraft des Weltalls. Aber dieser Athem der Gottheit webt und waltet auf unendlich mannichfache, oft kaum erkennbare Weise in lauter engen, abgeschloßnen Kreisen des Natur- und Menschenlebens, und begünstigt es nicht, daß diese Kreise in einander überfließen, sich mischen und stören. So findet bekanntlich schon bei Thieren und Gewächsen nur innerhalb bestimmter Gattungen eine Geschlechtsverbindung und Fortpflanzung statt; in der Gestalt von Haß und Zerstörung hütet die erhaltende Liebe ihre Familien. Auf demselben Gesetze beruht die Treue im Liebesvereine sittlicher Wesen, indem innerhalb des weitern Gebietes, worin die Natur noch Verbindungen gestattet, ja zu Verbindungen lockt, die sittliche Liebe ihren engeren Bund abschließt.

Wie nun Forster mit dem überschwänglichen Gefühle seines glücklichen Herzens dort über alles Positive und Kirchliche religiöser Anschauungen hinausging: so erscheint er hier für die allwaltende Macht der Liebe empfänglicher, als für die eben so umfassende Gesetzmäßigkeit derselben in ihren abschließenden Erscheinungen. Streift er dort, weil ihn der kirchliche Abschluß lebendiger Religiosität beengt, wenigstens scheinbar an Unglauben: so geräth er hier, freilich auch nur scheinbar, in nahe Berührung mit einer Unsittlichkeit seiner Zeit. Es gehörte zum feinen und guten Ton der damaligen Gesellschaft, in der Ehe, dieser sittlich abgeschloßnen Liebessphäre, wechselnde Neigungen, zarte Herzensverirrungen einander im Namen der freien Liebe nachzusehen und zu gestatten. Um nun auch hier unsere Voraussetzung durch Forster selbst bestätigen zu lassen: so geht aus seinen Briefen hervor, daß Freund

Sömmering ſchon damals an Thereſen's Benehmen im Umgange mit Männern manches zu tadeln gefunden hatte. Dies konnte ſich nur auf ſeine Beobachtung bis zu ihrer Trauung beziehen, mithin auf jene Zeit, in welcher auch Thereſe merkwürdigerweiſe über das kleinſtädtiſche Weſen in Göttingen ärgerlich und zum Heirathen entſchloßner wurde. Aber Forſter vertheidigte ſie gegen den Freund, und erklärte, daß ihm jede ſympathetiſche Regung ihres Herzens Freude mache; er glaube ſich nie glücklicher zu fühlen, als im Gedanken, daß ſeine Liebe Thereſen eher aufmuntern, als abhalten ſolle, alles was lieb und gut zu lieben; er glaube es als ein Glück zu empfinden, ſo oft ſie irgend Jemand, den er für gut und edel halte, recht herzlich liebe.

Wie leicht ein Mann zu dieſem Glücke kommen, oder daß es ihm ſelbſt begegnen könne, ahnete der edle Freund noch nicht; ſo wenig wir ihn hierin, wie in ſeinen unkirchlichen Äußerungen mißverſtehen.

Mit dieſer Empfindung für ſeine Thereſe ſtimmte ſein eben ſo vorbedeutſames, als bedenkliches Lob überein, daß ſie an keinen Vorurtheilen der Erziehung und des Geſchlechts klebe, und über Vernünftigſein ihr Gefühl nicht eingebüßt habe. —

Der freie Flug der Gedanken, den Forſter in den Honigmonden der Liebe aus den beglückten Herzen nahm, berührte gelegentlich auch die höchſten Fragen der philoſophiſchen Speculation. — »Mich hat es immer ſonderbar gedünkt, ſchrieb er an Lichtenberg, wie man ſich ſo ſehr um Eigenſchaften des Geiſtes und der Materie

ſtreiten könne, da beide doch im Grund Ein Ding ſind, und wir von einem ſo viel, wie vom andern wiſſen. Die Vorſtellungen, die wir von Dingen außer uns haben, geben uns zuſammengenommen den Begriff eines Objects, welches wir Körper nennen. Nun ſind wir aber der Erkenntniß des Weſens des Dings, welches dieſe Vorſtellung in uns hervorbringt, nicht um einen Schritt näher, wir mögen dies Weſen Geiſt oder Materie nennen.« —

Um dieſe Zeit kam die Philoſophie des Spinoza, beſonders auch durch Jacobi, zu lebhafter Verhandlung. Dieſe Erſcheinung iſt bedeutſam, hier aber der Ort nicht, um zu fragen, wie dieſe Lehre, die den perſönlichen Gott in die Subſtanz der Welt auflöſ't, im Zuſammenhange mit der ganzen Weltbewegung geſtanden habe; indem man damals nicht bloß mit Kant nach dem Dinge an ſich fragte, ſondern auch in Kirche und Staat auf eine Auflöſung veralteter Formen und auf Erneuerung derſelben aus der ihnen zu Grund liegenden Weſenheit ausging. Wie gern hätte man ſeitdem alles Poſitive im politiſchen und ſocialen Leben in die Subſtanz der Freiheit aufgelöſ't! Jacobi's Buch über Spinoza hatte einen Kampf erregt, in welchem ſogar ein beklagenswerther Todter auf dem Kampfplatze blieb, — der arme Mendelsſohn bekanntlich, dem der Eifer, womit er ſeinen verſtorbenen Freund Leſſing gegen Jacobi's Anſchuldigung des Spinozismus vertheidigte, eine tödtliche Erkältung zuzog.«

Wie dieſe Kämpfe, lag unſerm Forſter das Studium Spinoza's fern. Aber Jacobi's Buch über die

Lehre dieſes Philoſophen und die weiter veranlaßte Streitſchrift gegen Mendelsſohn regten ihn auf. Er mißbilligte des verehrten Mannes Feſthalten an der Fahne des Glaubens, indem er nicht begriff, daß Jacobi einen theologiſchen Glauben feſthalten wollte, weil ein phyſiſcher Glaube nothwendig ſei. »Etwas anderes iſt es doch, meinte er, an Dasjenige glauben, was allen Erſcheinungen zu allen Zeiten, für alle Menſchenorgane ſich gleich darſtellt, als dagegen Das, was ſich keines Menſchen Organen je darſtellen kann, und folglich nie einem Menſchen Beweis oder Empfindung ſeines Daſeins giebt.« — Und an Sömmering ſchrieb er: »Jacobi hat ein frommes Buch herausgegeben über Spinoza. — Ich fürchte, des guten Mannes Schwärmerei nimmt eine falſche Richtung. Schade um ſeinen Kopf!«

Dennoch wollte er dem Freunde noch gern deſſen »Kopfunter« und »metaphyſiſchen Purzelbaum« gelten laſſen, wenn derſelbe nur nicht eine verhaßte Gewiſſens- und Moralitätsſache daraus gemacht hätte. — Und darüber wallet denn wieder das echt Forſter'ſche Herz auf: »Wann wird es doch dahin kommen, ruft er aus, daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabendſten Handlungen, deren wir fähig ſein können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott, vom Leben nach dem Tode und vom Geiſterreich machen. Wann wird man einſehen wollen, daß Patriotismus, Aufopferung ſeiner ſelbſt, kurz alles was wir groß und bewundernswürdig zu nennen pflegen; nichts anderes, als edelſtes, reinſtes Selbſtgefühl iſt.«

Solche Betrachtungen mußten ihn denn freilich zur Überzeugung führen, die er gegen den Freund aussprach:

»Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich, daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkkraft hat es freilich genug beigetragen, mithin zur Vervollkommnung des Menschen, insofern jede Übung des Geistes dahin abzweckt. Aber gut ist es doch, daß wir endlich diesen Wust in's Reine haben, wissen, man komme nimmermehr auf diesem Wege weiter; daß wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank werfen, und uns an das für uns reelle Sinnliche halten.«

Hier dürfen wir wohl die Flitterwoche schließen: denn Forster thut einen halsbrechenden Sprung über die nachfolgende üppigste Entwicklung unserer philosophischen Speculation, durch den ganzen blauen Himmel der deutschen Metaphysik, mitten in unsere Gegenwart hinein. Denjenigen aber, die etwa heut dieselben Gedanken wiederholen, dasselbe Gottlob' ausrufen möchten, das Forster schon vor einem halben Jahrhundert auf die Post gab, müssen wir bemerken, daß er doch in dem bald nachher geschriebenen Aufsatze über die Menschen-Racen eine weniger unbedingte Anschauung faßte. Er glaubte nämlich einzusehen, daß man endlich dem Abstractions-Vermögen Abbruch thun könne, indem man zu fest an der Anschauung klebe, und so mißlich es auch immer sei, sich von ihr zu entfernen, so scheine doch der Aufklärung und dem Fortschritte in der Erkenntniß nicht gerathen zu sein, wenn irgend eine Anlage in der menschlichen Natur vernachlässigt werden sollte.

Haushaltung.

Die Vorlesungen machten dem glücklichen Professor anfangs und wie er fürchtete, auf längere Zeit viel Mühe. Nicht bloß sein ungefälliges Gedächtniß und das ungewohnte Latein nöthigten ihn seine Vorträge vom Papier abzulesen; auch die alte, unbegreifliche Schüchternheit im Lehrvortrage war ihm nach Polen gefolgt, und ließ ihn, selbst seiner mißachteten Zuhörerschaft gegenüber, kein unbefangnes Selbstvertrauen fassen. Er sagte sich alles vor, was gegen solche Schwachheit geltend zu machen war, und vertröstete sich auf Zeit und Übung, die ihm über eine so wunderliche Verlegenheit hinaushelfen sollten. Die Ungeduld mit sich selbst machte ihn aber noch weniger nachsichtig mit seinen Zuhörern. »Aus Bären Menschen zu machen, schrieb er an Lichtenberg, dazu gehört weder die Feder noch die Zunge. Die Natur geht stufenweise zu Werke, und Peter der Große, glaub' ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er seine Bären durch Knute und Ukasen vorerst zu Hunden umbildete.«

Regte sich zuweilen auch ein besserer Sinn in der wilnaer Gesellschaft, so fehlte es dabei doch an Ausdauer. So ließ Forster, obgleich mit Arbeiten überhäuft, sich von einer Anzahl Damen zu einem Colleg über Botanik bewegen. Der Winter bot ihm freilich keine Pflanzen dar; er suchte aber seinen Vortrag über das Naturleben

der Gewächse, über das Geschlechtsverhältniß, das Liebesleben und die Befruchtung im Pflanzenreiche so leicht und faßlich wie möglich zu machen, um seinen Kreis angenehm zu unterhalten. Da der Vortrag französisch gehalten wurde, so mußte er ihn ebenfalls vorher niederschreiben; hatte aber auch die Befriedigung, daß man nach vier Vorlesungen das Heft gedruckt zu haben wünschte. Da fiel mit einmal Carneval ein; die Lustpartien blühten noch vor den Pflanzen auf, und seine Zuhörerinnen verflogen, — doch keineswegs um zu botanisiren, »nach allen vier Ecken von Litthauen.« Es hatte den Polinnen eben nur um ein neues Mittel, die alte Langweile los zu werden, gegolten.

Da war denn Forster der lieben deutschen Hausfrau immer wieder froh, — Theresens die er stets daheim fand, die auf ihn wartete, und mit ihm die liebe Einsamkeit des Hauses theilte, sie ihm versüßte. »Wir leben hier in gänzlicher Eingezogenheit, schrieb er noch anfangs April 1786 an Lichtenberg, — vollkommen vergnügt, weil wir uns beschäftigen können und überzeugt sind, daß die Quelle des Glücks und der Zufriedenheit in uns liegt, daß keine Gesellschaft besser, als schlechte ist.«

Was nun die Theilnahme des jungen Paares an der Gesellschaft betrifft: so ward Therese, nach ihren eignen Bekenntnissen, im großen Verkehr mit dem polnischen Adel nie recht heimisch. In den verschiednen deutschen Verhältnissen ihres frühern Mädchenlebens hatten ihr stets Geist und Herz für die rechten Elemente des gesellschaftlichen Verkehrs gegolten. Jugend und die

Freude zu gefallen hatten jene ernste Ansicht belebt. Jetzt im Gefühl ihres Glückes und ihrer Bestimmung, so wie in der Befriedigung ihres Selbstgefühls, fand die Frau für Dasjenige, was sie als Mädchen entbehrt haben würde, keinen Ersatz im Luxus, in der Leichtfertigkeit und Leere des wilnaer Salons.

Forster selbst wünschte sich oft nur Lichtenberg's Blick und Feder, um den Mischmasch von sarmatischer, fast neuseeländischer Rohheit und französischer Überfeinerung, dies geschmacklose, unwissende und doch in Luxus, Spielsucht und Moden versunkne Völkchen in's Komische zu malen; vorausgesetzt, daß man über Menschen lachen könnte, die ohne eigentliche Schuld durch Regierungsform, Auffütterung statt Erziehung, durch Beispiel, Pfaffen, russischen Einfluß, so wie durch ein Heer französischer Vagabunden und italienischer Taugenichtse schon von Jugend auf verhunzt worden seien. Im Ernst oder Scherz behauptete der Freund, er und Therese müßten unablässig über einander wachen, damit sie nicht von Entartung überschlichen, und unvermerkt »polackisirt« würden. Und allerdings kam die Hausfrau in ihrer Wirthschaft, wie der Mann in der Stadt, oft genug mit dem eigentlichen polnischen Volke in so nahe Berührung, daß man wohl etwas Polnisches abbekommen konnte.

Nun hatte freilich unsere junge Hausfrau diesen Kreis des weiblichen Berufes als Schülerin betreten, die bei sich selbst die Lehre bestand, und an sich selbst das Schulgeld bezahlte. Denn sie brachte fast nur guten Willen zur Selbstbelehrung mit. Sie hatte, selbstgeständig, nie Geld in Händen gehabt, und nie gelernt, Geld ein-

zutheilen. Sie kannte wohl die Bestandtheile, nicht aber die Führung einer Haushaltung. Noch waren die Bedürfnisse des Hauses gering, und Therese, bei vielfachen geistigen Interessen an bescheidne Wünsche gewöhnt, verkannte nicht den Beruf zu erhalten, zu sparen und zu beschaffen. Da hätte es sich mit Anlernen und Ausüben im Wirthschaftlichen leicht gemacht, wäre Forster nicht gewöhnt gewesen, ihr an Geld immer nur für die Bedürfnisse des Tages zu geben. So scheint ein bedrängtes Haus, das die Seinigen nur von Hand zu Mund erhält, seine unglückliche Beschränktheit als alte Angewöhnung auch auf bessern Wohlstand fortzupflanzen. Dadurch bildete sich aber eine bedenkliche Hauswirtschaft, die über ihr Auskommen stets im Dunkeln tappte. Dies zumal hier, wo der Mann, groß in's Geld zu greifen gewöhnt, immer mehr zu Händen behielt, als eine für die ganze Periode der laufenden Einnahme gemachte Vorlage für die Haushaltung ihm für Nebenausgaben würde übrig gelassen haben, die Frau aber eine Eintheilung dieser Pauschsumme in die wechselnden Bedürfnisse der Periode nicht erlernen, und des Mannes jeweilige Geldverlegenheit nicht wahrnehmen konnte. Da durfte nur noch ein falsches Zartgefühl in Geldsachen zwischen Mann und Frau sich einschleichen, um eine Verwirrung anzurichten, die selbst das innere Glück der Ehe bedrohen konnte.

Leider läßt sich diesem so gemeinen, der Alltäglichkeit dienstbaren Gelde ein so großer Einfluß nicht absprechen, noch weniger entziehen. Mögen wir uns den erhabensten Begriff von der Ehe machen, — ja wohl,

ſie gleicht dem edeln Baume, der duftige Blüthen, würzige Früchte, beides zugleich trägt: aber, überſehen wir dabei nicht, daß derſelbe im Klima unſerer unparadieſiſchen Welt eines Kübels mit guter Erde für ſein Wurzelwerk bedarf! In einem Bunde, der ſich aus geiſtigen und ökonomiſchen Beſtandtheilen miſcht, kann eben hieraus auch Trübes, ja ſich Zerſetzendes entſtehen. Hinſichtlich Forſter's wenigſtens haben wir leider! die Erfahrung zu machen, daß ſeine perſönliche Zufriedenheit und ſein gepaartes Glück — wie zwiſchen Haus und Welt, ſo zwiſchen Geld und Freiheit unaufhörlich geſchaukelt werden. Jetzt kannte er die Mißbildungen unglücklicher Hauswirthſchaft nur aus den Erinnerungen ſeiner früheſten Jugend, aber hinreichend um einzuſehen, und ſelbſt in Briefen anzuerkennen, wie nothwendig zum Anbau des häuslichen Glückes eine »ſtrenge Ökonomie und Frugalität« ſei. Daher freute er ſich, daß ſeine Thereſe nicht bloß hierin mit ihm übereinſtimme, ſondern auch »daß ſie im Fache der Haushaltungskunſt Kenntniſſe beſitze, die ſeine Erwartung weit überträfen.« — Nach Thereſens Selbſtbekenntniſſen mochte wohl die Erwartung des Weltumſeglers an der Haushaltung der guten Frau ſeines Vaters gemeſſen ſein.

Nun fand aber unſere junge, beſtrebſame Hausfrau an ihren polniſchen Dienſtboten gar wenig Unterſtützung. Sie machte bald die Erfahrung, daß eine tüchtige deutſche Magd mehr als drei polniſche Kerle zugleich arbeite, daß ſie eine dreimal größere Laſt trage, dreimal geſchwinder gehe, und vielleicht nebenher noch ſolche drei matte Fliegen von Burſchen zu Boden ſchlage. Daher nahm in

Polen auch jedes Geschäft einen eignen Bedienten in Anspruch, und ein Professor, der Pferde hielt, hatte fünf Dienstleute nöthig. — In einem Brief an Lichtenberg bemerkt Forster: »Mein Ofenheizer und Holzhacker ist ein Adliger, der des Jahrs hindurch seine Kost und 8 Thaler Lohn nebst einem Schafpelze und ein Paar Stiefel bekömmt, und dem man bei jedem dritten Worte Prügel droht, oder Branntwein zum Lohn verspricht. — Unser haushälterisches Paar hielt es unter diesen Umständen für sehr gerathen, Mägde und Bedienten aus Göttingen zu verschreiben. Ist aber einmal die verschreibende Feder eingetaucht, so findet sich leicht noch Anderes. Man entdeckte bald, daß auch kein litthauischer Kaufmanns- und Handwerks-Artikel gut genug sei, und Forster ließ dergleichen ebenfalls von auswärts kommen, woher er ja ohnehin auch die kostspieligen Bücher, Charten und Instrumente beziehen mußte. Dafür suchte er anfangs die Equipage zu sparen, die eigentlich der Anstand in Wilna erforderte, und der Schmutz der Straßen unentbehrlich machte. Auch seufzete er recht nach Wagen und Pferden, und sann auf Mittel, jenen Aufwand — vielleicht durch andre Einschränkungen zu bestreiten. Hätte er nur von seinem Gehalte zu 8000 polnischen Gulden nicht jährliche 1125 Gulden zu allmählicher Abtragung empfangener Vorschüsse zu entbehren gehabt!

Familie.

Durch all' dergleichen Sorgen, Plackereien und Verdrießlichkeiten finden jedoch Natur und Liebe ihre Wege. Schon Ende December hatte Forster seinem theuern Sömmering zu melden, daß sein Weibchen seit fünf Wochen durch dies und jenes gewöhnliche Unwohlsein die erfreulichste Hoffnung gäbe. Und wie viel that er sich selbst zu gut darauf, daß seine Thereſe durch solche interessante Umstände sich durchaus nicht von der Küche und andern Häuslichkeiten abhalten lasse, und außer den geplagtesten Augenblicken munter und heiter sei! — »Kurz, fügte er hinzu, ich bin Dir recht vergnügt, obgleich ich nicht aus dem Hause komme, theils vor gehäufter Arbeit, theils aus Abneigung vor dem hiesigen elenden Umgang, theils — aus Mangel an Kutsche und Pferden!«

In solcher Zurückgezogenheit war ein Buch, wie das von Zimmermann »über die Einsamkeit«, recht am Platze. Denn die Abende, wenn Forster des Schreibtisches und Thereſe des Herdes ledig waren, wurden mit guter Lectüre hingebracht. So an Herz und Geist beschäftigt, hofften sie über den wilnaer Winter ohne Langweile hinaus zu kommen. Sie lächelten zur Verwunderung des »vornehmen Gesindels«, das nicht begreifen konnte, warum sie in keiner Assemblee erschienen, um Pharo zu spielen, kein Schauspiel besuchten, das sich auf der mimischen

Höhe des holländiſchen hielt, und die Conzerte verſäumten, für welche ihnen ihre Ohren zu lieb waren.

Zur Lectüre wählten ſie meiſt ernſtere Werke, wie Herder's Ideen, Archenholz über Italien, Ferguſon u. d. gl. — geſchichtliche, philoſophiſche Schriften, heißt das, volksverſtändliche Philoſophie, wie jenes bekannte Werk von Zimmermann, das von ſeinem erſten Erſcheinen durch Zuleſen und Nachdenken des Verfaſſers während zweier Jahrzehnte zu vier Theilen angewachſen, jetzt Forſter's Abende beſchäftigte. Er fand das Werk, abgerechnet die Frömmigkeit, die Vorurtheile und Hypochondrie, die da und dort hervorſtachen, »doch eines der reichhaltigſten, durchdachteſten, unterhaltendſten und lehrreichſten durch die Abwechslung und reiche Mannichfaltigkeit von Bemerkungen, Anekdoten, Geſchichtsfacten, eine unendliche Beleſenheit, vielfach und herrlich verdaut.«

Die Hypochondrie, die Forſter dem Buch anmerkte, war ein früher Zug jenes berühmten Arztes, der damals ſchon anfing, ein berühmter Patient zu werden. Unſerm wilnaer Paare war dieſer königlich-großbritanniſche Leibarzt von Hannover her nicht unbekannt; doch dachte Forſter nicht, daß er ſehr bald deſſen weitreichenden Einfluß werde anzuſprechen haben. Zimmermann, damals ein tiefer Funfziger, Sohn eines Rathsherrn in Brugg und einer franzöſiſchen Mutter, verband in ſeinen Schriften die ſchweizeriſche Härte mit franzöſiſch geiſtreicher Klarheit. Als Arzt, durch ſcharfen Blick ausgezeichnet, hatte er einen ausgebreiteten Ruf, und genoß des beſondern Vertrauens der ruſſiſchen Kaiſerin, die Briefe mit ihm wechſelte, und ihn gern nach Petersburg gezo-

gen hätte. Lichtenberg nannte ihn scherzhaft, wahrscheinlich mit Bezug auf den hypochondrischen Hochmuth und die krankhafte Vornehmigkeit, durch welche Zimmermann übel berüchtigt war, — Don Pompoſo Zimmermann.

Dieſer vornehme Arzt erinnert uns eben an Forſter's früheres Vorhaben Doctor zu werden. Aufgegeben hatte er den Plan noch nicht, und dachte noch ſehr daran, ſich als Arzt ein reichliches Einkommen zu verſchaffen. Auch erinnerte ihn Thereſe gelegentlich, und munterte ihn auf. Doch geſtand ſie in ſpäterer Zeit ſelbſt, daß ſie es aus Gedankenloſigkeit und Unachtſamkeit auf das häusliche Geldbedürfniß an dem bei Forſter nöthigen Nachdruck habe fehlen laſſen. Nicht, daß der Freund den Fehler der Unentſchloſſenheit und Unrührigkeit überhaupt gehabt hätte; ſondern er fand ſich, wie mancher Andre, mit Dingen, die ihm gerade ſo viel Schwierigkeiten machten, als ſie ihn lockten, gern mit träumeriſchem Hinhalten oder ausweichenden Vorkehrungen ab. So arbeitete er wirklich an einer Diſputation zur Erlangung der Doctor-Würde; da er aber in Wilna ſchon für dieſe Würde galt: ſo wollte er dieſe Arbeit nicht als Streitſchrift, ſondern als botaniſche Abhandlung drucken laſſen. Daneben ſtudirte er, ſo viel es ſeine übrigen Geſchäfte erlaubten, mediziniſche Schriften. Aber er klagte gegen Sömmering, wie träge bereits ſeine Hirnthätigkeit für fremde Wiſſenſchaft ſei; ſo daß er für jeden Paragraphen doppelte Anſtrengung machen müſſe. Über ſeine Unentſchloſſenheit, die wohl auch zum Theil aus Gewiſſenhaftigkeit herrühren mochte, täuſchte er ſich ſelbſt durch Theilnahme an einzelnen ärztlichen Berathſchlagungen,

indem er ſich überredete, die Praxis nur auf die erſte gute Gelegenheit zu verſchieben, wo er ſeinen Doctor-Titel geltend machen, und in die Facultät treten werde.

Und ſo erſchien denn, herbeigeliebt, herbeigeleſen, endlich auch der wilnaer Frühling. Wie froh eilte unſer verlangendes Paar der weniger, als die polniſche Geſellſchaft, üppigen polniſchen Natur entgegen! Sie durchſtreiften täglich Wald und Gebüſch. Forſter fühlte ſich geſünder, als vor etlichen Jahren. Und Thereſe erblickte an Keimen und Knospen eine tauſendfache Entwicklung, der ſie in ihrem geſegneten Zuſtande vorleuchtete. Im Ganzen war auch ſie während dieſer Monate von beſſerem Befinden, als früher, und blieb bis in die letzten Wochen ſtets ihrer häuslichen Verrichtungen mächtig.

Wie denn aber eine Hoffnung die andere weckt, ſo knüpften auch die ehemaligen Jeſuiten die ihrige an Forſter's, und verſuchten bei ihres Collegen vergnügten Erwartungen — »auf einen jungen Katholiken zu pränumeriren.« Sie erboten ſich das Kind zu taufen, wollten vornehme Pathen ſchaffen u. d. gl. Aber — »das laſſ' ich wohl bleiben,« ſchrieb Forſter an Sömmering, »daß ich ſolchen Leuten einen Vorwand erlaubte, mir in die Erziehung zu pfuſchen. Weil einmal getauft ſein muß, ſoll reformirt getauft werden, und alsdann bin ich ſicher, daß ich ſchalten und walten kann, wie ich will, und ehe das Kind groß genug iſt, Unterricht zu bekommen, bin ich nicht mehr hier. Bei Jeſuiten wäre das nicht der Fall: die würden von Jeſus und Maria bei einem lallenden Kinde ſprechen. So haben wir nicht gewettet.«

Diese Äußerung verräth uns, daß doch auch Forster hinter seiner schönsten häuslichen Hoffnung ebenfalls einen stillen Vorbehalt hegte, und wie die Jesuiten auf einen fraglichen Katholiken, auf sein Wegkommen von Wilna pränumerirte. Ja dieser Vorbehalt sprach sich ein andermal gegen Sömmering sogar etwas jesuitisch in Folgendem aus:

»Ich lebe in einem Lande, wo ich von Tage zu Tag mehr einsehen lerne, daß der Nutzen, den ich als Professor stiften kann, unendlich klein ist. Folglich muß ich, dünkt mich, meine Lage benutzen, mir meine Existenz so leicht und angenehm wie möglich zu machen, und mich in Stand zu setzen, wenigstens in meinem Fache der Welt und den Wissenschaften im Ganzen Vortheil zu bringen. Das heißt auch genutzt. Ich kann eine ganze Nation nicht umschaffen, deren größte und unheilbarste Schäden in ihrer abscheulichen Staatsverfassung liegen; sie hat mich aber hergesprengt (!?): so soll sie wenigstens das Verdienst um mich haben, mir Vorschub zu thun. Es wird ihr hernach doch auch zu Nutzen kommen, und am Ende — wäre ich nicht Professor der Naturgeschichte in Wilna, so wär's ein anderer, der sein Brot eben so und vielleicht noch mehr mit Sünden verzehrte. Ich habe wenigstens den Trieb, meine Amtspflicht so gut und vollkommen als möglich zu erfüllen.«

Wie aber, wenn dieser Andre kein Sünder, sondern ein Mann gewesen wäre, bemüht, wenigstens im Kleinen und Angemessenen zu nützen, und mehr bedacht, sich, wenn auch mit Selbstverläugnung, verdient um die Nation zu machen, als der Nation Verdienst um ihn selber

zuzumuthen? Und wie soll denn wohl den Polen, die auf ihre Kosten durch Forster weiter geforderte Wissenschaft »am Ende zu Nutzen kommen,« wenn sie für des Professors jetziges Wissen noch zu unfähig sind? — Nein, nein! Forster suchte sich diesmal mit Sophismen über den versteckten Widerspruch zu täuschen, daß er in seinem wechselnden Lehrberufe hinter der lebhaft empfundenen Absicht, der Welt zu nutzen, sich unbehaglich fühlte, sobald er nicht weiter sich selbst »Vorschub« thun konnte.

Nun finden wir ihn denn auch mit eingetretnem Frühling viel mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Gerade im Gefühl, daß in Wilna seines Bleibens nicht sei, suchte er seinen Ruf in Deutschland von Zeit zu Zeit aufzufrischen, und durch wissenschaftliche Leistungen auch in der gelehrten Welt seinen geltenden Namen im Andenken zu erhalten. Zu diesem Ende entwarf er eine Einleitung zur Beschreibung der auf der Reise um die Welt gesammelten Pflanzen, und schrieb eine Lobschrift auf Cook für die göttinger Commentarien. Eine Übersetzung von Cook's Reise beschäftigte ihn anhaltend den Sommer hindurch. Er stand früh um 6 Uhr auf, um das Werk zur nächsten Ostermesse für den Verleger Spener in Berlin fertig zu bekommen. Großen Ruhm baute er auf eine Übersetzung nicht; hielt aber das Buch für zu wichtig, um nicht eine sorgfältige Übersetzung daran zu wenden. Die Anmerkungen des englischen Herausgebers strich er, wo sie langweilig wurden, und wo sich der Canonikus zu laut hervorthat, »gab er ihm ein Wörtchen mit auf den Weg.« Forster fand es zum

Erstaunen, wie arg es die Engländer im theologischen Fach trieben. Er schrieb an Lichtenberg: »Dinge, die unsere Theologen sich schämen weiter zu erzählen, Dinge, die bei uns ausgerommelt und ausgepfiffen sind, sieht man in England noch als Heiligthümer an, und die Reviews vor allen Dingen, die einen so unerhörten Despotismus über die Urtheilskraft der Engländer ausüben, verrathen eine Unwissenheit und einen Grad von Bigotterie, der mich immer anekelt.« — Nachmittags pflegte er an einzelnen Aufsätzen zu arbeiten, seinen Briefwechsel zu besorgen, und sodann der freien Luft zu genießen.

Zweierlei Antriebe bestimmten in der Regel Forster's schriftstellerische Feder: sie schaffte für das bedürftige Haus oder für seinen Ruf in der Welt. War jenes oft drangender, so war dieser dagegen anziehender: ja, Forster suchte gern den unvermeidlichen Gelderwerb, z. B. durch Übersetzung, an ein bedeutendes Werk zu knüpfen, das nebenher doch auch einiges Verdienst um die Wissenschaft abwürfe. Man könnte scherzend behaupten, es habe ihm besonders darum gegolten, die beiden gar oft entzweiten Verdienste, — den Verdienst und das Verdienst, zu vereinbaren.

Frau Therese macht in ihren Mittheilungen über Forster die Bemerkung, er habe dem Ernste der damaligen Gelehrten gemäß Bedenken getragen, mit leichten, unterhaltenden Sachen aufzutreten. Als sie dies schrieb, im Jahre 1829, mochte ihr unsere Unterhaltungs-Literatur vorschweben. Damals waren freilich flüchtige Reisebilder, Reisenovellen, Genrebilder, Residenz-Panoramen,

Besuche bei berühmten Männern und emancipirten Frauen, biographische Bruchstücke u. d. gl. mehr, als über 40 Jahr früher in den Tagesblättern beliebt: sonst hätte Forster allerdings dann und wann einen Besuch bei Magnaten zu interessanten und pikanten Bildern aus Polens Adels- und Volksleben vortheilhaft für die Journale ausbeuten können.

In Gedanken beschäftigte sich der Freund während des Sommers mit einer Aufforderung Campe's aus Salzdahlen, zu der unter Protection des Herzogs von Braunschweig beabsichtigten Schul-Encyklopädie ein Handbuch der Naturgeschichte zu schreiben. Der Antrag schien ihm sehr ehrenwerth; aber es lag in seiner Art, daß er, um das Tüchtigste und etwas Eigenthümliches zu leisten, so lange nachdachte und anderwärts nachforschte, bis ihm die Arbeit etwas verdrießlich, oder ganz abfällig wurde. Er ging nun einmal mit allem gern in's Weite, und kam mit manchem zu gar keinem Anfange, weil er am Grundsatze hielt: je n'aime point à faire les choses de moitié. Dagegen schrieb er den Herbst auf Spener's Ersuchen für dessen historischen Kalender einen Beitrag über Neuholland.

Wir schließen mit einer gehaltvollen Fehdeschrift Forster's »über die Menschenracen«. Sie ist gegen Kant gerichtet, den königsberger Weltweisen, der dem Weltumsegler auf dem Naturgebiete mit zwei Abhandlungen über denselben Gegenstand begegnete. Kant hatte über die Südsee-Insulaner manches Unrichtige beigebracht. Dies veranlaßte unsern Freund, von seinem Standpunkte zu untersuchen, ob die Menschen, wenn auch von Einer

Gattung, wohl ebenfalls Eines Stammes seien, was Forster in Abrede stellte. Er eröffnet seinen Widerspruch gegen Kant mit der sehr artigen Anerkennung der beiden Abhandlungen »des vortrefflichen Herrn Professors« im teutschen Merkur. — Arbeiten, die nicht nur seine Wißbegierde von der Seite, von welcher ihn practische Bemühungen im Fache der Naturkunde entfernt gehalten, befriedigt, sondern auch eine Reihe von Gedanken in ihm erweckt hätten, die ihn eine Zeitlang lebhaft und angenehm beschäftigten.

Mit mehr Selbstgefühl äußerte sich Forster in Briefen, wo er Kant mit einem Ausdruck Herder's »den Archisophisten und Archischolastiker unserer Zeit« nennt. Da der Freund hatte die schalkhafte Gefälligkeit, seinen Aufsatz vor der Absendung an den teutschen Merkur Herdern, dem leidenschaftlichen Gegner Kant's, mitzutheilen, wofür er denn »einen lieben vortrefflichen Brief voll großer Freude« erhielt. Auch in seiner Correspondenz mit Gamper in Holland gedachte Forster mit einiger Befriedigung der kleinen Arbeit. Er habe sie gegen einen Metaphysiker gerichtet, der im Wahne, mit seiner Metaphysik Alles ausrichten zu können, auch Regeln, von denen die Natur nichts wisse, zur Bestimmung der verschiedenen Varietäten der Menschengattung habe feststellen wollen. —

Die in all diesen Richtungen geistige Arbeit unseres Freundes war seit dem schönen Monat August öfter unterbrochen worden durch die Aufmerksamkeit auf ein kleines Teufelchen mit einem Vollmondsgesicht und der Lebhaftigkeit der Mutter.

Warum Forster sein erstgebornes Töchterchen ein Teufelchen nennt, geht aus dem Briefe an Lichtenberg nicht hervor. Jedenfalls war es damals schon getauft und — hieß Röschen. Daß man den Vätern zu einem Mädchen nur mit condolirender Miene zu gratuliren pflege, sah der Freund für ein Erbstück aus der barbarischen Zeit an, da die Männer ihrem Geschlecht einen so großen Vorzug vor dem andern beilegten, daß es schon eine Ehre war, als Junge auf die Welt zu kommen. Forster aber dachte mit dem Tempelherrn in Lessing's Nathan: Der Schlag ist auch nicht zu verachten.

Therese stillte ihr Kind selbst, worüber die Polinnen »die Hände überm Kopf zusammenschlugen und Wunder schrieen«. — Keine Mutter, die eine Amme bezahlen konnte, unterließ es, ihrem Kinde Krankheiten einflößen zu lassen, die wir mit Forster's Bezeichnung nicht nennen wollen.

Außer dem glücklichen Vater, der jetzt den Schriftsteller Forster zuweilen am Schreibepult störte, that dies auch der Natur- und Seelenforscher. Für diesen war das erste Kinderlachen eine Aufgabe. Forster selbst lächelte der hochweisen Herrn, welche diese volksliche Erscheinung dahin erklärten, daß das vom Thiere sich unterscheidende menschliche Wesen schon eine unbewußte Vergleichung der Dinge umher anstelle. Er meinte vielmehr, das Lächeln gehöre eben zur Natur des Menschen, um Wohlbehagen auszudrücken, wie es der Hund mit Wedeln, die Katze mit Schnurren thue.

Daß er auch klug genug, wie Väter, besonders bei den ersten Kindern, zu thun pflegen, sich nicht hieß mit

der Wartung, sondern auch schon mit der künftigen Erziehung seines drei Monate alten Röschens beschäftigte, geht aus einem Briefe an Sömmering vom November hervor, worin er schrieb:

»Jetzt bilde und erziehe ich es erst, so gut ich kann, zum guten, tauglichen und folglich glücklichen Menschen. Das Übrige, wenn's nöthig ist, läßt sich leicht hinzusetzen. Wenn aber 14 Jahre die Umstände es erfordern, daß mein Kind confirmirt sein muß, so werde ich es confirmiren lassen. Ist es dumm, so mag es sich tout de bon confirmiren lassen; ist es gescheit, so kann ich ihm alsdann von der Saloppe nach der Mode, wie Du es ausdrückst, etwas sagen.«

Hatte es ja doch auch an den »Umständen« gelegen, daß Forster selbst bis jetzt gar nicht zur Confirmation gekommen war, und nach seiner jetzigen Äußerung müssen wir es wohl aufgeben, daß er sie noch nachhole. Wir werden es auch ohne Weiteres thun, wenn wir in einem andern Briefe – an Lichtenberg ein kühnes Wort lesen, bei Gelegenheit, wo er sein Entzücken darüber ausspricht, daß dieser Freund, in einer Unterredung mit Herschel, den großen Astronomen über die Schichten der Fixsterne und über die Lichtnebel sprechen gehört habe. – »O das Fest!« schrieb er. Wie öffnet sich einem da der Verstand, und wie klein kommen einem die Menschen vor, die auf ihrem atome de bone (Dreckhäufchen) sich einbilden, der allmächtige Gott sei ein Jude geworden.«

Im Übrigen blieb Therese auch nach ihren Wochen gesund, nur etwas mager bei geschwächter Verdauung.

Von ihren Opfern ſchien es zu kommen, daß »das Kind von Geſundheit ſtrotzte«. Aber auch auf ihre Seelenſtimmung blieb ihr Mutterſtand nicht ohne Einfluß; wie denn Forſter ſeinem Sömmering beichtete, — ſie ſei »nicht mehr ſo übereilt, ſo brauſend, wie ſonſt, ohne von ihrer Lebhaftigkeit etwas eingebüßt zu haben«. —

Wilnaer Unmuth.

Dies Hin- und Herwandeln Forſter's zwiſchen der neuen Wiege und dem alten Schreibſchränkchen von Acajou, dieſer Pendelſchwung des Herzens maß vielleicht den reinſten Höhepunkt ſeines häuslichen Glücks. Welche Gedanken und Erinnerungen erwarteten ihn an jenem Arbeitsgeräth, welche Empfindungen und Hoffnungen kamen ihm an dieſem ſchaukelnden Lager entgegen! Haus und Welt ſchwankten, ſein Glück wägend, neben einander; und dies warme Kindeshaupt verſprach eine innere Unermeßlichkeit, lebendiger, als ihm der Globus die glücklichen Inſeln der Südſee in blaſſen Umriſſen zeigte. Verſtummt für immer ſchienen auch jene Klagen, die er noch den Sommer über, inmitten ſeines häuslichen Liebens und Hoffens, doch in ſeinen Briefen laut genug hatte werden laſſen. Sie betrafen ſeine Weltverbindungen, die er nie ſchwunghaft genug haben konnte. Er wurde über das Ausbleiben von Nachrichten bitter bis

zum Witz. ‚O man laßt uns hier von allen Seiten fühlen, daß wir einander genug sein sollen‘ schrieb er im Juni an Lichtenberg. Den einzigen Sömmering ausgenommen, haben unsere Correspondenten in Göttingen, Halle, Wien, Berlin, Dresden und wo nicht sonst entweder Lethe getrunken, oder an ihrer correspondirenden Kraft eine Lähmung erlitten, und sowohl meine Frau als auch ich hören kaum alle Vierteljahr einmal, daß unsere Verwandten leben. Ich meines Theils habe mich schon darein ergeben; wenn ich es nur dahin bringen könnte, daß die Geistesverwandten dann und wann ein Zeichen des Lebens von sich geben möchten; denn der Geist leidet hier eigentlich am meisten Noth.‘

Er hat nur um die Brosamen von gelehrten Neuigkeiten, die von Lichtenberg's reichem Tische fielen. Der lebendige Umgang mit wissenschaftlichen Männern schien ihm doch das schmerzlichste Entbehrniß. Dennoch blieb er darin sehr wählig, und verlangte viel. Wenn er z. B. dem Italiener Sartoris, als dem einzigen umgänglichen Mann in Wilna, außer naturwissenschaftlichen Kenntnissen noch französische Politur und Bekanntschaft mit England zugestand: so war er ihm doch immer noch — »ein Piemontese und kein herzlicher Deutscher«. Mit den Exjesuiten, den anfangs so gerühmten, war es nun wirklich aus. Selbst Diejenigen, meinte er, die mit ihnen in ihr Horn bliesen, fänden da nichts zu holen. Treffend sind die Pinselstriche, mit denen Forster diese Männer zeichnete: »Es ist keine Sylbe wissenschaftlichen Gesprächs mit diesen Menschen möglich, sie sind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeit und

Freundschaftsbetheurung immerfort auf ihrer Hut, immer mißtrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam, äußerst bemüht, unter dem Anscheine von Geschäftigkeit keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, wohl aber durch ewige Klage, ihnen seien die Hände gebunden, schnappend nach mehr Gewalt und Einfluß, und um sich greifend unter welchem Vorwand es immer sei.«

Wie glücklich, wenn dann einmal ein Durchreisender einsprach, und man sich unterreden konnte, wie man es in Deutschland täglich habe, »nämlich so, daß man der interessanten Gegenstände mehr hat, als man abzuthun Zeit findet, und deshalb vom Hundertsten in's Tausendste redet.« — Mit Polen war das nie der Fall: die Geschliffeneren wollten glänzen und ihre Einfälle hören lassen, die Anderen interessirte nichts.

Diese Noth war indeß durch den schreienden Ankömmling nicht gehoben worden, sondern nur unterbrochen, und nach wenig Monaten der neuen Vaterschaft kehrten die alten Klagen über den lockern Verband mit der Ferne zurück. Jetzt schloß Forster auch »sein gutes Weib mit ein in den Jammer, von Briefen verlassen zu sein.« Es gab nun einmal, nach Forster's eignem Bekenntniß, keinen Genuß für ihn ohne die weit umfassende Theilnahme an Menschen der eignen Art. Daher fand, so voll von Glück und Liebe für Frau und Kind sein Herz auch schlug, doch eine wahre Wehmuth Zugang, sobald er an seine wilnaer Lage dachte. »Ach, Gott weiß es, schrieb er im November an Lichtenberg, ich bin ganz der Alte, opfere noch immer so gern auf jedem

Altare des Genius, den ich auf meinem Wege antreffe, erkenne noch immer so gern und so theilnehmend fremdes Verdienst, freue mich sein ohne Mißgunst, und achte doch mein Wissen so gering, fühle so sehr meine Nichtigkeit gegen den Reichthum des Verstandes, der Andern zu Theil ward! Allein, ich wäre doch auch unfähig, Ihr Freund und von Ihnen geachtet zu sein, unfähig, ein Urtheil und einen Vergleich anzustellen, wenn ich nicht gewahr würde, daß ich hier isolirt stehe, und kein Mensch ist, der sich an mich schließt, keiner, der mich versteht, keiner, der mit den Worten dieselben Begriffe verbindet, keiner, der einen Trieb fühlte, sein sogenanntes Fach um einen Fußbreit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen, keinen, den es kümmerte, ob er je außerhalb der Mauern von Wilna genannt werden wird.« —

In solcher Stimmung fielen des Freundes Blicke trüb genug auf seine Stellung als Professor, auf seine Umgebung als Mensch. Mehr und mehr setzte sich bei ihm die Überzeugung fest, daß man in Polen die Wissenschaft wohl nie auf zweckmäßige Art unterstützen und betreiben werde. Die Universität galt ihm für nichts weiter, als eine Jesuitenschule, die sich gänzlich auf dem alten Fuße jenes aufgehobenen Ordens hielt, und wohl gar unbesucht bleiben würde, wenn man den armen Adel nicht dadurch interessirte, daß man die Studenten oder vielmehr Schüler kleidete, fütterte und unentgeltlich auferzöge. Und wenn er diese Schüler betrachtete, für die er Professor war, rief er ärgerlich aus: Nein, ›Scheermesser sind nicht gemacht, um Klötze zu schnitzen‹. Die

Universität und die Stadt hatten nicht einmal einen Buchhändler, und die zwei Druckereien, die hier bestanden, mußten einmal tüchtig zusammengreifen, um eines Professors Handbuch von 300 Seiten binnen 6 Monaten zu Stande zu bringen.

Vollends wie niederschlagend war für seine menschenfreundliche Theilnahme der Anblick des eigentlichen Volkes, dieser »Millionen Lastvieh in Menschengestalt, von allen Vorrechten der Menschheit ausgeschlossen, und durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grade der Thierheit und Fühllosigkeit, der unbeschreiblichsten Faulheit und stockdummen Unwissenheit herabgesunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderm europäischen Pöbel hinaufsteigen würde, wenn man auch desfalls die weisesten Maßregeln ergriffe.« Die niedere Klasse des Adels, dessen äußerste Armuth ihn abhängig machte, und zu den verächtlichsten Handarbeiten verdammte, erschien eben so dumm und faul, wie das Volk, und in Ansehung der kriechenden Niederträchtigkeit noch verworfener. Der höhere und reichere Adel bis hinauf zum Thron konnte bloß für eine Schattirung der vorhergehenden Klassen, nur mit mehr Gewalt ausgestattet, gelten. »Jeder Magnat ein Despot, läßt Alles um sich her fühlen, daß er es sei; denn nichts ist über ihm, und selbst die gröbsten Verbrechen büßt er höchstens mit einer Geldstrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat, und die ganze Zeit mit seinen Freunden in Schmausen und Lustbarkeiten aller Art zubringt.«

Wenn solchen trostlosen Betrachtungen noch etwas abging, was sie verschärfen konnte: so stellte sich die trübselige Jahrszeit mit allerlei Leiden für Forster ein. Der zweite Winter seiner Ehe schien nachholen zu wollen, was der erste, vielleicht aus besonderer Rücksicht für den jungen Ehemann, an heimsuchenden Leiden gegen sonst zurück behalten hatte. Nie war Forster gesunder gewesen, frei selbst von Rheumatismen und Augenentzündung, als in der ersten Zeit seines häuslichen Glücks. Jetzt aber wechselte sein Befinden, und es blieb nicht bei den gewöhnlichen Erkältungsleiden, sondern heftige Koliken stellten sich manchmal auf eine Wochendauer ein. Drei Monate lang hielt ein Husten an, der die Lunge bedrohte. Da hatte der Patient Gelegenheit, bei öfterer Abwesenheit Langemeier's den practicirenden Arzt an sich selbst zu versuchen. So war er in's neue Jahr 1787 übergegangen, und richtete, — wie er denn immer auf etwas gespannt sein mußte — seine Hoffnung auf den Frühling. Dieser ließ aber, auf gut Wilnaisch, nicht nur lange genug auf sich warten, sondern erlöste auch den Harrenden nicht von der Hypochondrie. Noch in die bessere Jahrszeit hinein hatte der Verlassene über unordentlichen Schlaf und immer heiße Stirne zu klagen.

Pflegt der Frühling selbst in der Brust des gesunden und glücklichen Menschen eine, wenn auch oft zielose Unruhe und Sehnsucht anzuregen: so kann man sich erst die Ungeduld, das ungestüme Fortverlangen des leidenden und innerlichst unbefriedigten Forster denken. Da ging es ihm aber wie dem Gefangenen, der, sich auf-

raffend, die vergeſſenen Fußſchellen empfindet. Wie konnte der Freund Polen verlaſſen, ohne wenigſtens Das zu erſtatten, was man für ihn aufgewendet hatte, und durch jährliche Abzüge an ſeinem Gehalte nach und nach wieder erlangen wollte? Erſt nach 8 Jahren war er frei von dieſer Schuld, wie von der eingegangenen Verbindlichkeit, im Lehramte zu bleiben. Nach Ablauf derſelben konnte er ſich mit der Hälfte ſeines Gehaltes zurückziehen. Forſter überredete ſich aber, wenn er nur die ihm geleiſteten Vorſchüſſe erſtattete, das Land ohne Verletzung ſeiner Ehre und Rechtſchaffenheit verlaſſen zu dürfen. Er ſah es nämlich als einen Vertragsbruch Seitens der Schulbehörde an, daß man ihm keine der verſprochenen Bedingungen gehalten, es am Naturalien-Kabinet, am botaniſchen Garten und ſonſt hatte fehlen laſſen, — Mängel, denen man auch, allem Anſehen nach, gar nicht abhelfen wollte. Wie wahr hatte ihm nicht auch ſchon Kaiſer Joſeph die Polen als Leute bezeichnet, die viel Worte machen, aber nicht an's Halten denken. Ja, es war offenbar ein Vertragsbruch! —

Indeß, auch angenommen, daß die Schul-Commiſſion dieſer Anſicht beiſtimmte: woher wollte er auf einmal die Summe nehmen, deren Erſatz durch Gehalts-Abzüge doch immer noch auf ſieben Jahre vertheilt blieb?

Eine andre zarte Verbindlichkeit, die Forſter dafür hatte, daß ihm der, zur Tilgung ſeiner kaſſeler Schulden geleiſtete Vorſchuß bei ſeiner Ankunft in Wilna geſchenkt worden war, wußte er freilich auf keine andre Weiſe auszugleichen, als daß er, wie er ſich in einem Briefe an ſeinen Schwiegervater erklärte, ſeine wilnaer Erlitten-

heiten in Gegenrechnung brächte. Er mochte im Augenblicke nicht überlegt haben, wie schwer es sein würde, deutsche Unzufriedenheit gegen baare polnische Gulden abzuwägen.

Doch an alles dieses war nicht eher zu denken, als bis sich ihm ein anderweites Unterkommen darbieten würde. Dies mußte jedenfalls eine Stelle sein, deren Einkommen die alte Schuld, die neue Einrichtung, den kostspieligen Umzug und das laufende Bedürfniß des Hauses zu bestreiten vermöchte. Nach welcher Seite hinaus sollte sich wohl eine so breite Aussicht eröffnen?

Forster täuschte sich nicht darüber, wie fest er in diesem unglücklichen Wilna eingethan war. Dennoch blickte er unaufhörlich bald dahin, bald dorthin nach Deutschland aus. Er flatterte mit hoffenden Gedanken in seinem Käfige: denn schon im Flattern liegt ein Gefühl der Freiheit, und die Ermüdung davon hat etwas Beruhigendes.

Schon im Laufe des Winters hatte Vater Heyne seinen Schwiegersohn auf Professor Leske's Ableben in Marburg aufmerksam gemacht. Forster redete sich ein, Marburg, wenn auch an sich ein unbeträchtlicher Ort, hätte doch gerade für ihn durch die Nähe von Göttingen mit dessen Hülfsmitteln für Naturwissenschaft manches Anziehende. Er faßte allerlei Plane, wie die Stelle zu erweitern, der Gehalt von 1200 Thalern zu verbessern, seine Übersiedlung zu erleichtern wäre. Er hoffte, seine Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie in Berlin sollte seiner Bewerbung und seinen Bedingungen mehr Nachdruck geben.

Der ganze Zuſtand in Heſſen hatte ſich freilich durch Regierungswechſel geändert. Der alte Landgraf Friedrich, den Forſter im vorigen Sommer von Göttingen aus noch ganz rüſtig angetroffen hatte, war im Herbſt am Schlage geſtorben, — »luſtig und guter Dinge, bis zum Augenblicke, da er ſanft und plötzlich entſchlief, ohne bei langwieriger Krankheit der Welt noch das Schauſpiel mancher Schwachheit zu geben, und ſich ſelbſt mit Grillen und Chimären zu ängſtigen.« Daß ſein nun regierender Sohn, Wilhelm IX. der nachmalige erſte Kurfürſt, das Carls-Colleg mit Marburg vereinigt hatte, ſchien Forſtern nicht unzweckmäßig. Sonſt wußte er dem neuen Regenten noch nichts Beſonderes nachzurühmen, außer etwa, »daß derſelbe trotz einer Mätreſſe, die er ſich halte, doch ein bigotter Proteſtant ſei.« Gegen den Mai hin, wo die Angelegenheit wegen Marburgs ſich zerſchlug, hatten ſich die heſſiſchen Verhältniſſe immer weniger einladend angelaſſen; ſo daß Forſter ſich über dieſe verſchwundne Ausſicht eben nicht ſehr kränkte. In einem franzöſiſch geſchriebenen Brief an Camper äußerte er, daß er ſich unter dem eiſernen Zepter, der jetzt über Heſſen herrſche, auf der elenden Univerſität Marburg, doch nicht wohl würde befunden haben. L'anarchie regne dans ce malheureux pays dans toute son horreur, ſchrieb er damals — am 7. Mai 1787!

Doch Forſter ſetzte, wie ein ungeduldiger Spieler, auf mehr als eine Nummer, um eine andre Stellung zu gewinnen. Noch ehe ſein Hoffnungseinſatz auf Marburg verfallen war, ſann er auf das reizendere Mainz.

Wie oft hatte er auch nicht dorthin an seinen theuern Sömmering zu schreiben? Und den Gedanken des Herzens folgten unvermerkt die berechnenden Absichten. Mit scherzendem Ernste warf er gelegentlich die Äußerung hin, sobald man ihn haben wollte, würde er kommen, — vorausgesetzt, daß man ihm 1200 Thaler Gehalt, 400 Dukaten Reisekosten und 1000 Dukaten Vorschuß, sich in Wilna loszumachen, bewillige. Er fühlte wohl, daß dies ein schweres Wort war, und suchte es durch das Gewicht seines Selbstgefühls aufzuwägen, indem er hinzusetzte: »Was ist's am Ende, wenn ich den Kurfürsten 6000 Gulden koste? haben ihn doch Andre mehr gekostet, die weniger Namen haben!« — In Mainz hoffte er fleißiger zu sein, und mehr zu verdienen, als ehedem in Kassel, wo er nichts habe vor sich bringen können, weil »die Teufelswirthschaft mit den Rosenkreuzern« gewesen wäre.

Es schien Forstern nicht irre zu machen, daß zu gleicher Zeit Sömmering von Mainz wegzukommen suchte. Denn einmal lag der Antrieb dazu in den beengenden Verhältnissen des mainzer Freundes; sodann galt es demselben um die besser bezahlte Stelle des von Wilna wegziehenden Professors der Anatomie, Bisio, und außerdem mochte es ihm neben Gehaltsverbesserung besonders auch um eine Wiedervereinigung mit Forstern zu thun sein. Forster war aber bei aller Liebe zu Sömmering nicht selbstsüchtig genug, den Freund um jeden Preis nach Wilna zu wünschen. Er that zwar die nöthigen Schritte für denselben, warnte ihn aber, aus bloßem Unbehagen in Mainz sich ja nicht zu übereilen. Er kannte

zu genau alle die Unannehmlichkeiten von Wilna, die man ſich nur durch eine ſtarke Einnahme einigermaßen erleichtere; wogegen man einer ſolchen begünſtigten Lage, neben der Mißgunſt feindſeliger Amtsgenoſſen, doch nicht recht froh werden könne. Vielmehr rieth Forſter dem Freunde, ſich lieber um die Stelle des in Göttingen abgegangenen Profeſſors Richter zu bewerben, — allen Nachtheilen Göttingens zum Trotze; denn — »zwei Stunden mit Lichtenberg ſind ja allein ſchon Erquickung auf ein halbes Jahr, wie wir oft in Kaſſel erfahren haben,« ſchrieb er.

Inzwiſchen blieb Sömmering in Mainz, und hier ging durch die Wahl Karls von Dalberg zum Coadjutor für Männer von Geiſt und Talent manch' ſchöne Erwartung auf. Bekanntlich ſetzte auch Schiller ſeine Hoffnung auf die künftige Regierung dieſes geiſtreichen und wiſſenſchaftlichen Prälaten, ſeines beſondern Gönners in Erfurt. Auch Forſter freute ſich in einem Maibriefe an Sömmering jener Wahl; indem er ſich dabei doch mehr als früher in ſeinen Wünſchen beſcheidete. Er rechnete nämlich nun erſt nach 6 Jahren, mithin nach Erfüllung ſeiner wilnaer Verbindlichkeiten, auf eine Wiedervereinigung mit dem Freunde, da er alsdann auch ſchuldenfrei, bloß »für ein angemeßnes Reiſegeld und honettes Gehalt« kommen wolle, um mit dem Herzensfreunde in einem milden Klima vereint zu leben.

Weniger erfreut war Sömmering über Dalbergs Wahl. Er konnte ſein geheimes Grauen vor Roſenkreuzern und Jeſuiten nicht los werden, und hielt den neuen Coadjutor für einen Jeſuiten. Forſter verwarf dieſe Be-

sorgniß. Mit so aufgeklärten Männern, so feinen Weltleuten sei immer gut leben, meinte er. Jedenfalls sei Dalberg kein plumper Jesuit, der bei Dummheit und Aberglauben sein Glück suche. Den Jesuitismus erblickte Forster nur durch eine ganz feine Schattirung von jeder andern Anhänglichkeit an Weltregiment unterschieden. In dem Princip, der Mensch sei ein Thier, das eines Herrn bedürfe, liege der wahre Jesuitismus. Aber — schrieb er, »die weltlichen Regenten gehen von demselben Prinzip aus. Es ist also nur zwischen beiden die Frage, wer der Herr sein solle, der Geistliche oder der Weltliche. Eine gewisse Kultur der Wissenschaften, ein feines, tiefes Studium haben die Jesuiten immer getrieben. Nur die wahre Aufklärung ist ihnen zuwider; — aber die weltlichen Fürsten können sie auch nicht leiden; denn sie stößt ihr Prinzip über den Haufen. Der wahrhaft und der ganz aufgeklärte Mensch bedarf keines Herrn.«

Noch eine Aussicht bot sich dem Freunde mehr an, als daß er sie gesucht hätte. Im Laufe des Frühjahrs kamen ihm Winke und Einladungen von Freunden in Wien, ja selbst anonyme Aufforderungen zu, sich um die Stelle des sterbenden und endlich wirklich gestorbenen Professors der Naturgeschichte, Herrn Well, zu bewerben. Allein bei aller Sehnsucht nach Deutschland und allen lockenden wiener Erinnerungen blieb der Freund doch klar genug über seine Lage und Bedürfnisse, um die berechnende Einsicht auch ein Wörtchen mit reden zu lassen. Die mit dieser Stelle verbundne Besoldung von 1200 Gulden, die noch dem gewöhnlichen Abzuge von 5 Pro-

cent unterlag, war für das große Leben in Wien etwas mehr als nichts. Den Kaiser selbst hielt Forster nicht für den Mann, der den großen Knoten löse, von dem unser Professor in Wilna festgehalten wurde. Im Stillen erfreut über das eifrige Andenken seiner dortigen Freunde, über die erwachende Gunst der ihm früher feindseligen Parteien, that er doch keinen Schritt um die Stelle in Wien. Vertrauen war alles, was er jetzt wünschte, und zu verdienen suchte.

Daß hierbei Theresens frühere Abneigung gegen Wien Forstern mitbestimmt habe, ist nicht anzunehmen. Nie berief sich Forster bei dem unruhigsten Verlangen nach Deutschland auf gleiche Wünsche oder Ungeduld seiner Frau. Wirklich scheint sie, ohne ihn mit Unzufriedenheit zu drängen, so gestimmt gewesen zu sein, wie sie es von sich bekennt, daß nämlich »jeder Tag ihr genügt, und ihre Sehnsucht nach Eltern und einem cultivirten Lande, nach einem milden Himmel nur poetischen Schwung, keinen Trübsinn hervorgebracht habe.«

Russische Lösung.

Die zarte Selbstverläugnung Theresens und von Seite Forster's die Einsicht und Ergebung, die er zuletzt über seine Unruhe und Ungeduld gewonnen hatte, gaben vielleicht dem häuslichen Leben jene Stimmung, durch

die man eine beſſere Lage, wenn nicht erringt, doch verdient. In der That ſollte der Freund noch im Laufe des Frühlings erfahren, daß das alte Glück, welches ihm vor drei Jahren im rechten Augenblicke von Kaſſel hinweggeholfen hatte, ihm auch jetzt noch treu blieb, und mit der unverhofftesten Erlöſung erſchien.

Mit dem Monate März hatte Forſter ſeine Arbeit über »Cook den Entdecker« als Einleitung zu der überſetzten dritten Reiſe dieſes berühmten Weltumſchiffers beendigt.

Mit der verzehrenden Anſtrengung, womit er, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, dieſen Aufſatz ausgearbeitet, hatte er nie etwas gemacht. Thereſe fürchtete für ſein Leben. Die Arbeit fiel in die Leidensmonate des böſen Winters, wo ſeine einzige Erholung war, jeden Abend ſeiner Frau vorzuleſen, was er den Tag über geſchrieben hatte. Doch von all' dieſen körperlichen Leiden und Verſtimmungen des Gemüthes trägt die gehaltvolle Monographie keine Spur an ſich. Nicht bloß, daß den bis dahin nur unvollkommen erkannten außerordentlichen Leiſtungen und dauernden Verdienſten dieſes ſeltnen Seemannes gerechte und rühmliche Anerkennung widerfährt, erhebt ſich auch Forſter in ſeiner eigenſten Weiſe zu den edelſten Anſichten über Menſchen- und Völkerleben. So ſpricht er über menſchliches Glück:

»Zwiſchen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung, liegt der Augenblick des Beſtrebens, um den es vielleicht der Natur am meiſten zu thun iſt. Ihr Inſtinkt, der mit unwiderſtehlicher Kraft nach phyſiſchem Wohlbehagen, nach geſundem, ſchmerzloſem Daſein, oder

auch nach der lebhaftern Empfindung angenehmer ſinnlicher Eindrücke ſtrebt, iſt eben ſowohl, als dieſer Genuß ſelbſt, nicht Zweck, ſondern Mittel. Die Abſicht der Natur ging auf Entwicklung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was ſie von Genuß uns zur Lockſpeiſe vorhielt, ſollte wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte ſeinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, deſto eifriger ihren Zweck zu befördern. — — Glücklich ſein ſcheint demzufolge einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wohlluſt und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechſeln, wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwicklung aller phyſiſchen und ſittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erſchöpfung und einer gänzlichen Befreiung von aller Mühe erſticken beide die Thätigkeit, und machen nicht glücklich.« Da nun »wo das richtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt, und in volle Wirkſamkeit ſetzt, da ſcheint der weiſen Staatskunſt weiter nichts übrig zu bleiben, als über die Entwicklung verſchiedner Kräfte zu wachen, daß ſie einander nicht zerſtören können.«

So unmittelbar vor der franzöſiſchen Revolution, als Forſter ſeine Arbeit abfaßte, hatten edle Geiſter das lebhafteſte Vorgefühl von einem herannahenden glücklichen Zuſtande der Menſchheit. Es war, als ob das Verhängniß unſeres Geſchlechts den ſchauenden Geiſtern

auf einen Augenblick den Siegespreis jener Kämpfe zeigte, die bald blutig und dauernd entbrennen ſollten, hinter denen aber das gehoffte Glück ſich immer wieder zurückzieht. So ſpricht denn auch Forſter, gelegentlich der Entdeckungen Cooks, von einem nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo im Denken, Thun und Laſſen von Millionen Menſchen eine merkwürdige Revolution vorgehen werde, — wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern mit unwiderſtehlicher Macht der Überredung ſie auffordern werden, ihrer langgewohnten Sklaverei, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem deſultoriſchen Gang ihrer in Bildern ſpielenden Vernunft, kurz, den angeerbten klimatiſchen Irrthümern und Mängeln ihres Verſtandes und Herzens zu entſagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den europäiſchen oder aus Europa entſprungnen Selbſtdenker glücklich macht.« — — — »Vor der Morgenröthe der Wiſſenſchaften verſchwindet die menſchliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewiſſensfreiheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnen den Weg zur Preßfreiheit und zur freien Unterſuchung aller Verhältniſſe, die dem Menſchen unter dem Namen Wahrheit wichtig ſind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben neuen Werth; die Künſte erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wiſſenſchaften mit einander, alle politiſchen Kräfte neigen ſich in's Gleichgewicht; kurz, es iſt, oder es wird ſchon Blüthezeit.«

Welch' rührender Ausblick auf einen Frühling, für

welchen an unſern deutſchen Staatsmännern — der Bock zum Gärtner beſtellt erſcheint' —

Forſter widmete dieſe Arbeit dem Kaiſer Joſeph mit deſſen »ſehr herablaſſender Genehmigung.« Bloße Huldigung war es nicht, ſondern einige Berechnung ſeiner Zukunft bewog ihn zu dieſem Schritte, »den er nicht gethan hätte, wenn er nicht ſeine Pflichten der Unabhängigkeit von Fürſtengnade vorgezogen hätte.« Mit dieſem Bekenntniß bat er ſeinen Schwiegervater, ihm deßhalb nicht zu zürnen, und die wenngleich ſchon gedruckte Dedication zu kritiſiren; da ſeine Frau zu nachſichtvoll ſei, und er doch außer ihr niemanden habe, der ihn tadle und belehre.

Es lag eine heitre Laune des Glücks in der Art, wie es ſeine neue Gunſt Forſtern zuwendete. Gleichſam zur Anerkennung des Verdienſtes, das der Freund ſich um den erſten Schiffscapitain ſeiner Zeit, um Cook, erworben hatte, erſchien unverhofft ein andrer Seemann, um Forſtern aus der ſandigen Wüſte Polens zu einer neuen Weltfahrt an Bord zu nehmen. Einſt war dem Knaben auf kindliches Gebet durch ein Goldſtück aus kindiſcher Noth geholfen worden: jetzt ward dem Manne, der Beten verlernt hatte, für edle Arbeit Huld und Hülfe verliehen'

Eines Morgens in den erſten Tagen des Juni ſaß Thereſe am Fenſter, als ein ruſſiſcher Officier auf ihre Wohnung zukam. Im erſten Augenblicke dachte ſie an ihren Bruder, jenen jungen Mediziner, den Forſter in Wien eingeführt hatte, und der jetzt als Arzt bei den ruſſiſchen Truppen diente, die auf dem Wege der Kai

ierin nach Cherſon aufgeſtellt waren. Doch an der Marine-Uniform erkannte ſie ſogleich ihren Irrthum. Beim Mittagtiſche fragte Forſter, wozu ſie wohl rathen würde, wenn er unter der Bedingung, eine mehrjährige Seereiſe zu machen, die Mittel gewänne, Polen zu verlaſſen, und nach ſeiner Rückkehr von jener Fahrt ſorgenfrei zu leben.

Ich würde rathen es anzunehmen, erklärte Thereſe, raſch entſchloſſen. Und nun erfuhr ſie das Nähere. Jener Officier war der Flotten-Kapitain Mulowsky, von der Kaiſerin abgeſchickt, um Forſtern zu einer von ihr angeordneten Entdeckungsreiſe nach der Südſee anzuwerben. Ein verbindlicher Brief des ruſſiſchen Geſandten von Stackelberg aus Kioff vom 30. April datirt, hatte den Kapitän bei Forſtern eingeführt. Die Zeilen erinnerten den Freund an die in Grodno gemachte Bekanntſchaft, und empfahlen ihm Mulowsky's mündliche Angelegenheit. Dieſer, ein Mann in den beſten Jahren und in England für das Seeweſen erzogen, hatte wie Cook ſeine Lehrjahre in einem Kohlenſchiffe beſtanden, und ſeitdem auch ein Schiff von 74 Kanonen im mittelländiſchen Meere commandirt.

So ſollte denn Forſter mit einem Lebensabſchnitte wechſeln, der wieder von Weltverhältniſſen beherrſcht würde. Je inniger inzwiſchen aber das häusliche Glück geworden war, das ihn jetzt umfangen hielt, deſto mehr Kraft mußte, ſo zu ſagen, die Welt anwenden, um ihn wieder an ſich zu ziehen. Dieſer Kraftaufwand drückt ſich in den Bedingniſſen und Vortheilen aus, die Forſtern angeboten, und in der Unterhandlung zugeſtanden wurden.

Das unglückliche Polen machte zwischen diesen beiden Lebenspolen Forster's, zwischen Haus und Welt, keineswegs den Indifferenzpunkt, sondern vielmehr den unwillkürlichen Vermittler zu Gunsten der russischen Bewerbung. Denn nur die unbefriedigende und doch so gefesselte Lage der Familie in Wilna konnte Forstern zu seinem so bedenklichen Entschluß bestimmen. Die Bedingungen waren folgende:

1. Rußland bewirkt die Entlassung Forster's aus dem polnischen Dienst, und übernimmt die Berichtigung der Vorschußschuld des Professors an die Erziehungs-Commission.

Die Fußschellen des fortverlangenden Mannes wurden also gelöst.

2. Während der Seereise empfängt Forster, neben freiem Unterhalt für sich und einen Bedienten, 3000 Rubel Jahresgehalt, wovon 1000 an seine Frau bezahlt werden.
3. An Reisekosten und Überfahrt des Gepäcks bis nach England, von wo die Expedition ausläuft, werden 1000 Rubel bewilligt.
4. Nach beendigter Expedition bleibt Forstern ein Jahrgehalt von 1500 Rubeln, verzehrbar, wo es ihm beliebe, auf die Dauer seines Lebens.
5. Im Falle seines Todes erhält seine Frau als Witwengehalt die Hälfte dessen, was Forster eben zu beziehen gehabt, mithin während der Reise die Hälfte von 3000 Rubeln, und nach beendigter Expedition von 1500 Rubeln, der gleiche Betrag

bleibt ſeiner Tochter, wenn ſie verwaiſ't, bis zu einer etwaigen Heirath.

Überdies wurde Forſtern die ganze Einrichtung des wiſſenſchaftlichen Theils der Expedition überlaſſen; ſo daß er Zeichner, Jäger, Chemiker anzuwerben, ihre Gehalte vorzuſchlagen, ihre Werkzeuge anzuſchaffen hatte.

Dieſe Bedingniſſe nebſt dem, was das Unternehmen noch an wiſſenſchaftlichen und literariſchen Vortheilen verſprach, erſchienen günſtig genug für Forſter's Zukunft und zureichend, ihn bei ſeiner alten Vorliebe für ſolche weltweite Unternehmungen doch auch über ſeine häuslichen Pflichten zu beruhigen. Eins kam noch hinzu, was dem Geſchäft auch einen gemüthlichen Reiz verlieh, und Forſtern einigen Erſatz für die doch immer ſchmerzliche Trennung von ſeiner Familie verſprach: er dachte an Sömmering, den Herzensfreund, der als naturforſchender Schiffsarzt die ſo belehrende Weltfahrt mitmachen könnte. Er eilte ihn dazu aufzufordern.

Eingedenk der Behandlung, die ſein Vater früher in Petersburg erfahren hatte, machte Forſter ſich vor allem über die Verhältniſſe klar, unter denen er jetzt ſelbſt ruſſiſche Zuſagen empfing. Hier ergaben ſich gute Vorausſetzungen. Kapitain Mulowsky war ein natürlicher Sohn des Grafen Iwan Czernichew, Vice-Präſidenten des Admiralitäts-Collegs; dieſer ſtand beim Großfürſten im höchſten Anſehen, und der Großfürſt ſelbſt unterzeichnete als Großadmiral alle auf dieſe Expedition bezüglichen Verträge. Mit dieſem Vertrauen ſchloß Forſter ab.

Und Thereſe? Wir haben ihr eignes Bekenntniß

über ihre damalige Gesinnung. Sie »fühlte das Wagniß, zu welchem ihr Mann sich entschloß, das Schicksal, das ihr drohen konnte, die Vorwürfe, welche Forster's Freunde ihr über ihre völlige Zustimmung zu dieser gefährlichen Reise machen möchten, wenn er nie von ihr zurückkehrte. Allein Jugendmuth, Ehrgeiz, Unbedachtsamkeit über die möglichen Nachtheile, und die traurige Aussicht, Forstern in Polen geistig und körperlich zu Grunde gehen zu sehen, ersetzten bei ihr die Vernunft, und gaben ihr die nöthige Klarheit der Ansicht, welche uns willig macht, das unvermeidliche Böse mit dem Guten zugleich über sich ergehen zu lassen, sobald die Erreichung eines Endzwecks es erfordert.« — So gab sie auch in Betracht ihres Aufenthalts während der vierjährigen Abwesenheit ihres Mannes der Ansicht desselben nach, und entschied sich für Göttingen; obschon ihr der gesellschaftliche Kreis ihrer Jugendfreundin Reichard, gebornen Seidler, in Gotha lieber gewesen wäre.

Von ihrem Vater erhielt sie die herzlichste Zustimmung. Er bewunderte den Muth ihres Entschlusses, und richtete ihren Blick auf die wunderbare Fügung in Forster's und ihrem Leben mit Hindeutung auf die Zukunft nach Forster's froher Rückkehr, da sie wieder vereint, aber unabhängig, vielleicht in der Nähe des väterlichen Hauses, eines glückseligen Lebens genießen würden.

Auch Forster wurde wegen seines männlichen und würdigen Entschlusses gelobt. Zugleich gab Heyne Rathschläge über zu machende Nebenbedingungen, so wie wegen Bestimmung des militärischen Ranges, wonach in

Rußland alles geſtellt ſei, und des wechſelnden Werthes des Silberrubels bei Zahlungen in Deutſchland u. d. gl. —

Von nun lebte Forſter in aufgeregter, aber ſeelenvergnügter Stimmung, beſonders nachdem auch Sömmering ſich zur Theilnahme an der ruſſiſchen Expedition bereit erklärt hatte. Forſter berieth ihn darüber, was er als Vorſchuß zur Reiſe und zur Bezahlung ſeiner Schulden, ſo wie an Gehalt während der Fahrt und nach Beendigung derſelben fordern ſollte. Er munterte ihn auf, ſich um 300 Dukaten alter Schulden keine Sorgen zu machen, und ſich nur vor neuen zu hüten. Er ſollte nichts für Kleider verwenden, die, außer einem guten Vorrath von Hemden und Strümpfen, zu Schiff unnöthig ſeien, und in London ohnehin keinen fremdartigen Schnitt haben dürften.

Es iſt rührend, wie Forſter, die große Reiſe in's Auge gefaßt, ſich auf einmal wirthſchaftsverſtändig, einſchränkungsluſtig über alles verbreitet. Er geht in's Einzelnſte ein, — wie ſie in London ſich billig einrichten, wohlfeil logiren, einfach ſpeiſen wollen. Eine vergnügte Haſt, eine geſchäftige Umſicht, ein wohlwollendes Wichtigthun ſpricht ſich in jeder Zeile, beſonders in den Briefen an Sömmering aus. Er plaudert ungeordnet über die Perſönlichkeit des Kapitains Mulowsky, über Namen und Größe der zur Expedition beſtimmten Schiffe, über den Plan der Reiſe u. d. gl. Er phantaſirt von allem, was ſie auf der Fahrt thun und laſſen wollen, und berührt zugleich auch wieder die Art und Weiſe, wie und wo er und Thereſe ihr Geld beziehen können. Er giebt

dem Freund Rathſchläge ſeine Präparatenſammlung zu veräußern, ſich des Mitnehmbaren zu verſichern. »Wegen unſeres Ranges, bemerkte er, habe ich noch nichts Beſtimmtes. Ich denke am Ende bleiben wir überall Forſter und Sömmering, und wenn dieſe Namen uns kein Lüſtre geben, ſo thut's kein Titel, kein Rang.«

Am Ende wurde ihm vor ſeiner eignen Freude bang; wenigſtens ſchrieb er an Sömmering: »Noch wage ich es nicht recht, mich dem ſüßen Taumel der Idee zu überlaſſen, daß wir beide auf eine Art, die unſere heißeſten Wünſche übertrifft, wieder vereinigt, gemeinſchaftlich eine ſo thätige Laufbahn betreten, einander in die Hand arbeiten, für Ruhm und Glück zugleich ſorgen, England, Liſſabon, Madeira, Braſilien, Vorgebirg der guten Hoffnung, Neuholland, Neuſeeland, die Freundſchafts-, Societäts-, Sandwich-Inſeln, die Küſten von Amerika, Japan und China beſuchen, und überall unſerm Eifer für die Wiſſenſchaft uns ungehindert überlaſſen werden.«

Welch' edler Sinn beſeelte den Mann, der nur mit Begeiſterung der großen, ideellen Eroberungen, und mit keiner Silbe der Leiden und Gefahren einer ſolchen Reiſe gedenkt, die er doch aus Erfahrung kannte und mit vielfacher Kränklichkeit noch immer zu verbüßen hatte! —

Rückkehr nach Deutschland.

Mitte Juli waren Forster's Bedingnisse und Forderungen in Petersburg angenommen, und wegen Lösung seines Dienstverhältnisses die geeigneten Aufträge aus dem Admiralitäts-Colleg an den russischen Gesandten in Warschau erlassen worden. Nun gerade, wo Forster sich aus seinen wilnaer Verbindungen loszuwickeln anfing, erhielt er ein begütigendes Schreiben seines alten Freundes Scheffler aus Warschau. Dieser Mann, der eigentlich Forstern nach Wilna gebracht hatte, war denn auch auf's Thätigste bemüht gewesen, ihn durch Beseitigung seiner Beschwerden zufrieden zu stellen. Noch ohne Ahnung dessen, was mit Forstern vorging, benachrichtigte er ihn von den Hindernissen, die der Ankauf des zu einem botanischen Garten behandelten Grundstücks gefunden hatte. Er suchte es dem Freunde auszureden, daß man ihm als Fremden abgeneigt sei, da man vielmehr seinem Eifer und seinen Verdiensten um die Akademie alle Gerechtigkeit widerfahren lasse. Und nachdem er ihm umständlich nachgewiesen, wodurch der Fürst Poniatowsky verhindert worden sei, ihm auf seinen letzten Brief zu antworten, beschwor er Forstern, sich aller mißtrauischen Gedanken ein für allemal zu entschlagen, da sie nur seiner Gesundheit schaden könnten.

Natürlich konnte dies Schreiben unter den veränderten Umständen bloß zu den Akten genommen werden.

Auch kam die freundſchaftliche Warnung wegen ſeiner Geſundheit zu ſpät für einen Anfall vom Gallenfieber, über das Forſter indeß diesmal ſchneller hinaus, und zu den Geſchäften gelangte, die jetzt vor ihm und ſeinem Abgange lagen. Er hatte mehrere Wochen alle Hände voll zu thun, um die Cataloge über die angeſchafften Mineralien und andre geſammelte Gegenſtände aufzuſtellen, zu beziffern, in's Reine zu ſchreiben, die angeſchafften Bücher zu protokolliren, die Samenvorräthe zu verzeichnen, und alle Rechnungen zur Vorlage an den Rector anzufertigen. — Seine literariſchen Arbeiten waren abgeſchloſſen, der letzte Theil von Cook's Reiſe in der Handſchrift an Spener nach Berlin abgegangen. Sein Mobiliar wurde mit Schaden verkauft, ſeine Sachen nach Königsberg abgeſchickt. Hier trennte ſich Thereſens Gepäck, um über Lübeck zu gehen, von Forſter's, das nach Kopenhagen beſtimmt war, wo es von dem ruſſiſchen Schiffe, auf deſſen Durchfahrt durch den Sund, an Bord genommen werden ſollte.

Den 15. Auguſt war er mit der von den Jeſuiten-Profeſſoren immer aufgeſchobenen Überlieferung der von ihm beſorgten Sammlungen fertig geworden, und fuhr am 16. mit Frau, Kind und Geſinde nach Werky. Hier, auf dem Luſtſchloſſe des Fürſtbiſchofs, eine Meile von Wilna, brachte er in Erwartung ſeines förmlichen Dienſtabſchiedes von Seiten der Erziehungs-Commiſſion, einige Tage in Geſellſchaft des Fürſten und ſeiner Nichte, der Fürſtin de Ligne zu.

Inzwiſchen kam ſeine Entlaſſung. In Anbetracht, daß Rußland Forſter's Schuld und Verbindlichkeit mit

2.500 holländischen Dukaten einlöste, hatte die Schul-Commission bei den Anträgen des russischen Gesandten keine Schwierigkeiten gemacht, und ließ sich auch bei der Abrechnung mit Forstern, nach einigen Knausereien, billig finden. Und so verließ der Freund den 20. oder 21. August mit gerührter Freude Wilna, die sehnsüchtigen Gedanken nach Deutschland, nach Göttingen gerichtet. Hier hoffte er noch zur Jubelfeier der Universität recht zu kommen. Sein Herz feierte schon das traulichste Jubelfest.

Die reisende Familie verweilte fünf Tage in Warschau, wo der Ex-Professor sich beim Könige, dem Primas und den Mitgliedern der Erziehungs-Commission zu verabschieden hatte. Er wurde mehreremal zur königlichen Tafel gezogen, und mußte auch seine Frau dem König in dessen Cabinet vorstellen. — Die artige Behandlung, die er in der Angelegenheit seiner Dienstentlassung von Seiten der Studien-Commission erfahren hatte, wurde ihm aus einer naiven Äußerung des Vice-Kanzlers, Bischofs Garnysz, erklärlich. Der Prälat meinte nämlich, man müsse sich im Auslande mit den Gelehrten gut zu stehen suchen, — ihrer scharfen Federn wegen.

In den letzten Tagen des August 1787 überschritt Forster mit den Seinigen die Grenze Polens. Die Stoppelfelder Schlesiens nahmen sich eben nicht günstig aus; doch unsern Reisenden schien das Land auch so noch ein Paradies. Sie durchflogen es — nach Theresens Bekenntniß — »wie Menschen, die zum Rechnen keine Zeit haben; denn Forster machte diesen Weg von 400 Stunden mit 6 Postpferden.«

War's nicht immer noch derselbe frohe Gesell, der einst vom Überrest einer gefundnen Guinee einen goldnen Fingerhut gekauft hatte? — »Überall unterwegs empfingen ihn seine Bekannten, als sei er aus einem ungerechten Exil zurückgekehrt. Seine nächste Zukunft zog die lebhafteste Theilnahme auf sich.« —

In Dresden, wo sie kurz verweilten, machte Forster die Bekanntschaft des spanischen Mineralogen Elhuyar, eines liebenswürdigen jungen Mannes, bei der Bergwerks-Direction in Mexico angestellt, und auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen. Er hatte zugleich Auftrag, ein paar Gelehrte zu einer Expedition nach den Philippinen zu gewinnen, und dem Minister vorzuschlagen. Beide Männer gefielen sich wechselseitig; die gleiche wissenschaftliche Richtung und eine gewisse Verwandtschaft der Gesinnung zog sie lebhaft zu einander hin. Und wenn der geistreiche Spanier Forstern bereits durch den Ruf kannte, so fand dieser das besondere Interesse, daß Elhuyar mit einer Tochter des Hofraths von Born in Wien, mit der liebenswürdigen Jeanette, verlobt war. Doch mußten sie eben so schnell wieder scheiden, ohne Hoffnung, sich sobald wieder zu begegnen. —

An Halle ging Forster vorüber, ohne das Elternhaus zu besuchen. Er hatte auf Heyne's Warnung die Unterhandlungen mit Rußland bis zu deren Abschlusse seinem Vater, aus Besorgniß vor dessen störender Betriebsamkeit, verschwiegen, und derselbe neidete ihm nun wirklich und nicht ohne Groll die russische Expedition,

die er selbst gern gemacht hätte. Leidenschaftlich, wie der Alte noch immer war, hatte er sogar seinen Sohn Wilhelm abgehalten, die ihm von Georg angebotne Stelle eines Hülfsarztes der Expedition anzunehmen. Zum Hauptwundarzte hatte ihn aber Forster als unzureichend nicht vorschlagen können. In des Bruders ablehnender Antwort erkannte er des Vaters Dictat.

Halle im Rücken, trafen in einem Taumel von Hoffnungen und Freude unsere Reisenden am 16. September, den Tag vor dem Universitäts-Jubiläum, in Göttingen ein. Forster mochte die Feier als eignen festlichen Empfang, als jubelvolle Begrüßung empfinden. Sie galt aber dem erst halbhundertjährigen Stiftungstage der Universität, und wurde mit gelungner Pracht ausgeführt. Sie war eben auch glänzend besucht, — drei englische Prinzen und zwei französische Montmorency's zählten zu den Studenten. Unter den Professoren war nur der einzige Hollmann noch von der ersten Ernennung übrig. Ihm kam es zu, an der Spitze der Professoren bei der Feier aufzutreten. Aber die Beschäftigung mit den Festgedanken, bei der Überspannung, womit der Jubel vorbereitet wurde, war so angreifend und erschöpfend für den guten Alten, daß er ihr erlag, und einige Tage vor dem Freudenfeste starb. — Forster wurde zum Ehrenmitgliede der königlichen Societät ernannt, und machte derselben seine Sammlung magellanischer und atlantischer Pflanzen zum Geschenk.

Verluſt und Gewinn.

Unmittelbar hinter der Jubelfeier umwölkte ſich die ſchöne Ausſicht Forſter's auf die ruſſiſche Weltfahrt. Die Zeitungen brachten immer beſtimmtere Nachrichten über den Ausbruch des Kriegs zwiſchen Rußland und der Pforte, wodurch das Unternehmen nach dem ſüdlichen Ocean bedroht erſchien. Unverhoffte und eben ſo peinvolle Verlegenheit für Forſtern, nicht bloß in Betracht ſeines perſönlichen Geſchicks, ſondern auch in Betreff ſeiner Aufträge! Es lag ihm nämlich ob, die nöthigen Gehülfen zu den wiſſenſchaftlichen Zwecken der Expedition anzuwerben. So lang dieſe unabbeſtellt blieb, durfte er nichts verſäumen; dennoch ließ ſich auch nicht ohne Gefahr für ſeine Ehre und Redlichkeit auf Verhältniſſe abſchließen, die ſich über Nacht auflöſen konnten. Wie ſchwierig und verfänglich waren alſo die doch ſo dringenden Schritte und Correſpondenzen! Dies ſelbſt im Falle, daß — wie Forſter anfangs dachte — die Expedition wegen gehäufter Arbeiten beim Admiralitäts-Colleg und in den kaiſerlichen Werften ſich auch bloß *verzögern* ſollte. Da hätte ein Abergläubiger es für ein übles Vorzeichen des Fehlſchlagens anſehen können, als auf Forſter's Widmung von Cook's Reiſe ein prächtiger Brillantring Kaiſer Joſeph's mit einem verbindlichen Dankſagungsſchreiben des Fürſten Kaunitz irrthümlich nach Wilna geſchickt wurde, wo man den Autor noch wohn-

haft glaubte. Ein Brief des Hofraths von Born gab Kunde von dieſem kleineren Mißgeſchick.

Andre Eindrücke und zerſtreuende Gedanken zu bekommen, machte der ſtets reiſeluſtige Freund einen kleinen Ausflug nach ſeinem alten Kaſſel. Hier hatte unter dem neuen Landgrafen alles auch ſchon ein andres Ausſehen genommen. Es war ſtiller als früher, und eine unmuthige Stimmung gab ſich zu erkennen. Die berühmten Gelehrten hielten keine Vorträge mehr; dafür machten die Mätreſſen von ſich reden. Die Antiquitäten hielten ſich verſchloſſen, aber flüſternde Novitäten liefen in der Stadt um. Eben war der Landgraf hinter eine Intrigue ſeiner — Freundin, Frau von Lindenthal, mit ſeinem Adjutanten von Lützow gekommen, und hatte die Mitſchuldigen auf Feſtungen geſchickt. Schlieffen gab ſich noch als der gewogne Alte; im Ganzen aber galten die Miniſter nicht mehr viel, am wenigſten Bürgel, der Bruder Roſenkreuzer von ehemals. Dieſe Brüderſchaft ſelbſt war indeß noch nicht erloſchen; es glühten noch lebendige Kohlen unter den Retorten, und Mitglieder des Bundes laborirten fortwährend auf Gold und gute Geiſter. Unter denſelben kannte Forſter einen Apotheker Fiedler, der wahrſcheinlich das Metalliſche beſorgte, und einen Uhrmacher Senger, der wohl die Ewigkeit aufzog.

Der Landgraf und die Landgräfin, die Forſtern noch von früher kannten, nahmen ihn, als er ſich vorſtellen ließ, ſehr gnädig auf. Er wurde nach Weißenſtein zur Tafel geladen, wo er vor den Miniſtern den Ehrenplatz neben dem Fürſten erhielt. Dieſer war ſogar ſo huld-

voll, daß er wiederholt bedauerte, einen so berühmten Mann nicht mehr in seinen Diensten zu haben; was Forster mit aller Höflichkeit erwiederte.

Nach Göttingen zurückgekehrt, empfing er ein heitres, höchst freundschaftliches Schreiben seines spanischen Freundes d'Elhuyar aus Wien. Er war seit wenigen Tagen verheirathet und im Begriffe, mit seiner jungen Frau nach Spanien abzureisen. Aus Forster's vorausgegangnem Glückwunsche zu dieser Heirath hatte er den drohenden Umschlag der russischen Expedition ersehen, und beeiferte sich den Freund für Spanien zu gewinnen. Etwas Bestimmtes konnte er ihm freilich im Augenblicke nicht anbieten. Für das Unternehmen nach den Philippinen hatte er bloß zwei Männer vorzuschlagen, und mußte das Weitere dem Minister überlassen. Überdies ging diese Expedition auch nicht von der Regierung, sondern von der philippinischen Compagnie aus. Doch hatte auch der spanische Hof selbst mehrere Unternehmungen im Auge, zu denen ihm ein Mann wie Forster höchst erwünscht sein mußte. Und wer hätte selbst einen Platz in der eben zu errichtenden Akademie zu Madrid rühmlicher einnehmen können, als dieser deutsche Mann der Welt? Elhuyar wünschte nur im Allgemeinen zu wissen, ob Forster sich für Spanien entschließen möchte, um in diesem Falle mit allem Eifer der Freundschaft beim Minister für ihn zu wirken. Bei seiner Ankunft in Madrid hoffte er des Freundes Briefe und Erklärung vorzufinden.

War es nicht, als ob Nord und Süd sich beeiferten, Forstern seiner ungewissen, vielleicht unglücklichen

Zukunft in Deutschland zu entreißen? Da schwebte nun zwischen Petersburg und Madrid sein Loos: wer wird es ziehen? Sein Verhängniß wollte, daß es in der Mitte zwischen beiden, — in einer deutschen Professorwohnung mit dem Ausblick in den stillen Obstgarten eines Adelsitzes niederfiele, auf einem Boden, der bald von der heftigsten Erschütterung des Jahrhunderts mit erbeben, und wo ihm Liebe, Freundschaft, Glück und Ruhm entschwinden, Haus und Welt ihn verlassen — sollten.

Ehe sich Forster auf d'Elhuyar's freundschaftliche Beeiferung erklären konnte, erhielt er durch den ihm befreundeten Sekretär des russischen Gesandten in Warschau die vertrauliche Nachricht, daß auf Befehl der Kaiserin die Südsee-Expedition verschoben sei. — Und nun seine Ansprüche? Auch sie schienen in's Ungewisse verlegt, wo sie zwischen den Akten der russischen Kanzlei, oder auf dem Feldzuge gegen die Türken nur allzu wahrscheinlich in Staub und Vergessenheit gerathen würden. Wie sollte er sie geltend machen? Er kannte Rußland und das petersburger Verfahren. Man rieth ihm, sich durch Vermittlung Zimmermann's in Hannover unmittelbar an die Kaiserin selbst zu wenden.

Wir erinnern uns, daß dieser berühmte Arzt, der so anziehend über die Einsamkeit geschrieben, in lebhaftem Weltverkehr und bei der Kaiserin Katharina in hoher Gunst, ja selbst in der Gnade des Briefwechsels stand. Ob sich Zimmermann mehr hierauf, oder mehr auf seine vierbändige »Einsamkeit« zu gut that, wissen wir nicht,

eben so wenig, ob Forster dessen literarische Eitelkeit zu Hülfe zu nehmen dachte, um die politische für sich zu gewinnen. Doch ehe er sich auf den Weg nach Hannover machte, antwortete er dem spanischen Freunde d'Urquijo. —

Therese in ihren Mittheilungen aus Forster's Leben scheint ein wenig zu schwärmen, wenn sie erzählt, der südliche Himmel der Philippinen habe ihn angelockt, und seine Frau mit Freuden eingewilligt, Europa mit ihm zu verlassen. Freilich schrieb sie aus der Erinnerung von 40 Jahren, und ihre geistreiche Feder gefiel sich im Jahre 1829 in dem Gedanken: ihre Tochter unter farbigen Menschen zu erziehen; statt der neuesten Producte der leipziger Messe die befremdliche Natur der tropischen Pflanzen zu studiren, sei ihr alles gleich gewesen, »sobald Forstern ein erwünschtes Loos fiel, und sie ihn Ehre gewinnen sah.« — Sie täuschte sich: denn Forster war gar nicht entschlossen die philippinische Reise zu machen. In seiner französisch geschriebenen Erklärung vom 23. December sagte er ausdrücklich: Je renonce au projet des Philipines, und schlägt auch gleich einen andern Gelehrten vor, wie ihn die Compagnie verlange, — »einen ausgezeichnet thätigen, mit den für seine Bestimmung berechnetsten Kenntnissen ausgerüsteten, tüchtigen Naturforscher, besonders geeignet, die Naturgeschichte auf die Bedürfnisse des Handels und des Staates anzuwenden.« Und als diesen empfohlenen Mann nannte er — seinen Vater, der mit 58 Jahren noch kräftiger, als er selbst sei, und für dessen Eifer er einstehen wolle. Er legte auch auf einem besondern Blatte den Plan und die Be-

dingungen -seines Vaters- dem Schreiben bei Dies Blatt ist in der Briefsammlung nicht mit aufgenommen. allein Therese theilt in ihren Nachrichten über Forster diese Bedingungen als die seinigen mit, und glaubte sogar -in dem Umfang der in ihnen ausgesprochenen Forderungen eine Zunahme der Täuschung zu sehen, in die sich Forster je mehr und mehr in seinem Bestreben, sich eine bessere Zukunft zu bilden, verloren habe.- Diese Auslegung erscheint etwas gesucht; doch hat sie darin nicht Unrecht, daß die gestellten Forderungen gar nicht schlecht sind. Nur tragen sie einen so hochmüthigen Eigennutz an der Stirne, daß wir sie ohne weiteres auch nur dem alten Herrn Forster zutrauen können. So im Nebenartikel 13. wo sich vorbehalten wird, neben den wissenschaftlichen Aufträgen uneingeschränkten Handel treiben zu dürfen; was unserm Freunde Georg, dem unausgelernten Zöglinge des Kaufmannes Lewin, gar nicht ähnlich sieht.

Nein, unser Georg erklärte in jenem Briefe nur seine Bereitwilligkeit, spanische Dienste überhaupt zu nehmen, in dieser oder jener Laufbahn, und zwar spanische lieber als andre, da er im Dienste seiner katholischen Majestät besonders und auf ehrenvolle Weise nützlich werden könnte. Seine Neigung sei zwar mehr für die Geschäfte, als für die Wissenschaften, doch wolle er damit eine ausgezeichnete und mit den erforderlichen Hülfsmitteln versehene literarische Stellung nicht abgewiesen haben. Um ihn empfehlen zu können, macht er dem Freunde Ellwyar über seine Persönlichkeit und Befähigung ein Selbstbekenntniß, das zu bezeichnend ist, als

daß wir es in seinen Hauptzügen nicht hierher übersetzen sollten. Es lautet wortgetreu:

„Im Gefühle meiner Pflichten als Gatte und Vater darf ich hier vor dem Tribunal der Freundschaft zwar die Gelegenheit mich zu empfehlen nicht versäumen, aber auch durch Übertreibung des Unhaltbaren den Freund nicht bloßstellen. Ich bin 33 Jahr alt, von gutem Befinden, und von einem, wenn auch nicht sehr empfehlenden, doch durchaus nicht abstoßenden Äußern. Ich habe alle Zweige der Naturwissenschaft, einschließlich der Physik und Chemie, betrieben. Ich zeichne Pflanzen und Tiere recht leidlich, bin nicht fremd in der Philosophie, und in den schönen Wissenschaften und Künsten, habe mich jedoch mit Geographie, Geschichte, Politik und den öffentlichen Angelegenheiten von jeher am meisten beschäftigt. Ich schreibe Latein und verstehe auch so ein wenig Griechisch; Französisch aber, Englisch und Deutsch schreibe und spreche ich mit Leichtigkeit, sehr Holländisch und Italienisch ohne Schwierigkeit, und mit etwas Übung würde ich mich aus den Anfangsgründen, die ich im Spanischen, Portugiesischen und Schwedischen besitze, leicht vervollkommnen. Auch von Polnisch und Russisch verstehe ich etwas. Meinen Charakter anbelangend, bin ich mit aller Liebe zur Unterhaltung eher schweigsam und beherrsche mich. Mein Naturel ist sanft, meine Lebhaftigkeit durch Ernst gemäßigt. Ich wende Treue und Eifer auf meinen jedesmaligen Beruf, frei zugleich von den gewöhnlichen Vorurteilen der Gelehrten, die wenig Geschicklichkeit, ihre Theorien und Hypothesen selten den wirklichen Geschäften des Lebens anzupassen verstehen. Soll

ich noch hinzufügen, daß ich nüchtern lebe, nicht spiele und in meiner Häuslichkeit viel zu glücklich bin, um unstatthaften Verbindungen nachzuhangen. Reichthümer zu sammeln ist mein Bestreben nicht (siehe obigen Art. 13), aber um der Ehre und Würde meines Herrn willen wünsche ich anständig gestellt zu sein. Soviel zu meinem Gunsten. Sonst sind meine Talente beschränkt, mein Geist hat nichts glänzend Erhabenes und von Fehlern und Mängeln bin ich so wenig, wie Andere frei, wohl aber von Lastern.

Dies Schreiben auf die Post gegeben, eilte Forster nach Hannover, wo er im elterlichen Hause der Frau Heyne, gebornen Brandes, einkehrte. Wie schon bemerkt, faßte sein Anliegen den Ritter von Zimmermann geradezu an seiner schwachen Seite. Die Eitelkeit dieses ausgezeichneten Mannes, die für kolossal und vielseitig galt, gab sich doch der Gesellschaft am liebsten durch den Juchtengeruch seines Briefwechsels mit der Kaiserin Katharina zu erkennen, die wohl bei ihrem vielseitigen Liebesneigungen einen Arzt von gutem Blick ebenfalls besonders zu schätzen wußte. Aber eine eifrige Andacht hält zugleich sehr auf die Ceremonien, womit sie begangen wird. Daher fand Zimmermann bei allem geschmeichelten Wohlwollen für Forster doch das Bedenken, daß er immer nur antwortende Briefe an die Kaiserin zu geben pflege, nun aber die Majestät zuerst anreden müsse. Glücklicherweise siegte über Nacht die Eitelkeit oder auch

die Herzensgüte über die Hofsitte, und Zimmermann nannte sein Bedenken selbst Hypochondrie, wie ihn denn sein berühmter Blick für versteckte Krankheiten, auch auf ihn selbst gerichtet, nicht immer im Stiche ließ. Forster mußte sein Anliegen in ein französisches Memoria fassen, das sodann Zimmermann mit Begleitung der empfehlendsten Zeilen zum Neujahrstage an die Monarchin abgehen ließ.

Während seines Besuches ward Forster von dem jungern Brandes auf Mainz aufmerksam gemacht. Dort war der seit Februar 1786 vom Kurfürsten berufne, ehemalige kasseler Freund Forster's, Johannes Müller, aus der Bibliothek in's Cabinet des Kurfürsten gezogen, und dadurch die Bibliothekarstelle an der Universität erledigt worden. Ernst Brandes rieth aber, nach seiner bekannten Welt- und Menschenkenntniß, dem lieben Vetter, um bessre Bedingungen zu erhalten, sich nicht geradezu anzubieten, oder antragen zu lassen, sondern etwa durch einen Besuch in der angenehmen Jahreszeit bei Sömmering die Gedanken der dortigen Männer von Einfluß auf sich zu lenken. Mainz hatte, wie wir wissen, dem Freunde schon früher im Auge gelegen. Dort waren aufgeklärte Männer am Ruder der Regierung oder doch von Einfluß auf dieselbe. Gerade in Göttingen stand, noch von seiner Studirzeit her, der Domherr Graf Friedrich Stadion in erwartungsvollem Andenken. Der Coadjutor Dalberg hatte die Anwartschaft auf den Kurfürstenstuhl. Freund Sömmering und Müller lebten da, und wie lockend war nicht die Gegend und die Nach-

barschaft um Mainz' Jedenfalls mit Wilna nicht zu vergleichen.

Diese Betrachtungen müssen doch Forstern sehr beschäftigt und mainzer Wünsche erregt haben: denn seinen Briefen nach war das hannoversche Geschäft den 27. December glücklich eingeleitet, und er selbst hatte »der Gastereien wegen noch einige Tage Kopp zu halten:« dennoch ist schon vom 9. Januar ein nächster Brief aus Mainz datirt, damals, wo man von Hannover über Göttingen nach Mainz noch nicht einmal mit Eilwagen, geschweige mit Dampf reiste.

In Mainz scheint der Freund sich aber wirklich nur umgesehen und bemerklich gemacht zu haben. Er erwähnte brieflich nur der Klätschereien der Gelehrten und des übeln Zustandes der dortigen Bibliothek. Von den angeblichen 50,000 Bänden derselben schätzte er nicht 15,000 verschiedne Werke. Von diesen waren nicht über 4—5000 seit 1700 gedruckt, und über die Hälfte theologischen Inhalts: so daß der Nutzen der Bibliothek für Lehrer und Lernende beinahe null würde.

Das Feld, welches Forster zu übernehmen wünschte, bot mithin keinen reizenden Anblick. Wie leicht konnte die mainzer Bibliothek werden, was in Wilna der botanische Garten gewesen war, — Ursache und Gegenstand der Unzufriedenheit und der Klagen! Soweit aber dachte der geheime Bewerber sowenig voraus, daß er vielmehr einen Antrag, den er aus Wien zu einer Professur in Pesth erhielt, mit guter Überlegung und Berechnung ablehnte.

Nach seiner Wiederankunft in Göttingen trafen auch

amtliche Schreiben, sowohl des Flotten-Kapitains Mulowsky, als eines Herrn von Siniavin aus dem Admiralitäts-Colleg ein, und meldeten die Zurücknahme der Expedition. Die Unterhandlungen mit Gelehrten und Künstlern sollten abgebrochen, und wegen Forster's persönlichen Verhältnissen die weitern Befehle der Kaiserin eingeholt werden. Dieser Vorbehalt erledigte sich aber bald darauf durch eine Antwort auf Zimmermann's Vorstellung bei der Kaiserin. Im Auftrage derselben gab Graf Anhalt, Vorsteher der kaiserlichen Erziehungs-Anstalten, die Nachricht, daß Forster auf die mit ihm abgeschloßnen Bedingungen sich in Petersburg einfinden möge, wo er vielleicht veranlaßt würde, dem Corps der adligen Landkadetten seine Kenntnisse auszuspenden. Die Reisekosten sollten ihm in Petersburg mit 200 Dukaten vergütet werden.

Forster erhielt diese Aufforderung in einem an Zimmermann eingeschloßnen Briefe, den dieser durch einen Reitboten überschickte. Er berieth sich mit Theresen. Einen raschen Entschluß zu fassen, erleichterte das naßkalte Februarwetter, das die alten rheumatischen Übel Forster's erregt hatte, und Theresens schwache Brust bedrohte. Beiden graute vor dem petersburger Winter noch lebhafter, als vor den unbestimmten Verhältnissen, die in Aussicht standen. — Nach Petersburg möchte ich nicht' meinte Therese. Und ich auch nicht' erklärte ihr Mann. So ward der Brief Zimmermann's mit einem Brief an den Grafen Anhalt schnell abgefertigt. Forster machte darin aufmerksam auf den Unterschied zwischen den Bedingnissen, um derentwillen er Wilna aufgegeben

hatte, und der Ungewißheit und Unzulänglichkeit der ihm dafür angebotnen petersburger Stellung. Auf diesen Grund erhob er Ansprüche, die den für den Fall der Expedition gemachten Zugeständnissen angemessen wären.

Für Forstern entsprang die unbehaglichste Unruhe aus seiner schaukelnden Lage. Pesth und Petersburg abgelehnt, Mainz und Madrid unentschieden, regten mit fort abgestoßnen, hier angezognen Betrachtungen den Freund selbst in der ungünstigen Jahreszeit zum Reisen auf. Kaum von Göttingen nach Hannover, von da nach Mainz geeilt, wird er Mitte Februars von Briefen der Freunde in Berlin aufgesucht. Er war dorthin gereist, um für seinen immer noch nicht befriedigten Vater etwas zu versuchen, indem er doch auf einen erwünschten Ausgang des Projects wegen der Philippinen nicht rechnen mochte. Da hatte er nun vor allem der für eine so reizbare Gesundheit gefährlichen Jahreswitterung sein Opfer zu bringen. Was anfangs bloßer Katarrh schien, verschlimmerte sich zu einem Gallenfieber. Heißer Puls, Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit anälten ihn über eine Woche. Selbst noch ohne Antwort aus Petersburg auf seine letzte Erklärung, hatte er Freund Sömmering zu beruhigen, der für seine Bereitwilligkeit zur Südsee-Expedition als Angeworbener 100 Dukaten Abfindung verlangt hatte. Forster glaubte, daß man sie ihm bewilligen werde; an das Unternehmen selbst möchte aber wohl, bei den rasenden Kosten des Türkenkriegs, unter 4—5 Jahren nicht wieder gedacht werden; alsdann aber würde er sich bedanken eine solche Fahrt noch zu unternehmen. Ungeachtet seines mit Rußland abgebroch-

en Verhältnisses empfing er vom russischen Gesandten
n Berlin, Grafen Romanzow, die entschiedensten Be-
eise von Wohlwollen. Er wurde öfter, als er es
eines Befindens wegen annehmen konnte, zu Tische ge-
aden. In seines Vaters Angelegenheit hatte er aber
ein Glück. Unter dem jetzigen Könige, und bei Böll-
er's und v. Bischofwerder's Einfluß stand es so, daß
r die allmächtigen Leute gar nicht sprechen und sondi-
en konnte, ohne sich als ehrlichen Mann zu verläugnen.
Die genannten beiden Männer des königlichen Ver-
rauens gehörten der Ordensverbindung an, aus der
Horster und Sömmering mit Entschlossenheit geschieden,
aber nicht ohne Angst weggekommen waren. Die Ro-
enkreuzerei wurde aber in Berlin in den höchsten Krei-
en noch fortwährend betrieben, und man zweifelte nicht
n Verbindung der Brüder mit den Vätern Jesuiten.
Horster erfuhr sogar den Ordensnamen des Königs, wie
ir aus den behutsamen Andeutungen sehen, die er
einem Sömmering gab. Diese Verhältnisse lagen ihm
ei seinen Absichten im Wege. Er wußte freilich, daß
man ihn als ehemaligen Ordensbruder kannte, doch
atte er sich jenes Treiben nicht so ernstlich gedacht, da
s ihm selbst so verächtlich geworden war. — »Hätte
ch Leute an ihnen gefunden, schrieb er an Sömmering,
ie wie Cicero's Auguren über ihre eigene Geheimniß-
rämerei lächelten: so wäre es möglich gewesen, mich
mit ihnen einzulassen; aber heucheln und etwas hoch
und ehrwürdig nennen, was ich nie wieder dafür
halten kann, das ist mir unmöglich, und diese Leute

ſind ſo intolerant, ſo ganz im Geiſte dieſes Ordens, wie je.«

Wöllner, der mit Biſchofswerder viel um den König war, ließ ſich auch faſt von Niemanden ſehen und that in Geſellſchaften den Mund nicht auf, als ob — wie Körner ſcherzte — gleich auch ein Geheimniß herausfliegen könnte. Berlin überhaupt mißfiel ihm, wie früher. Er verglich es, und eben nicht zu deſſen Vortheil, mit Hannover, und fand dort Betteley, hier engliſchen Wohlſtand, ſo wie die dortige Aufklärung aller engliſchen Großſinnigkeit ermangelnd.

Den 2. März traf Körner wieder in Göttingen ein. Immer noch leidend, ſetzte er ſeine Hoffnung auf den nahenden Frühling, dem er, unaufgelegt zum Arbeiten, zum Briefſchreiben und zu geſelligem Umgang, deſto ſehnſüchtiger entgegenſah. Die endlich einlaufende Antwort der Admiralität in Petersburg entſchied ſeine Angelegenheit dahin, daß ihm die Kaiſerin die zur Löſung ſeiner wilnaer Verbindlichkeiten bezahlte Summe ſchenkte, jene Behörde den ihm verſprochenen Jahrgehalt für die letzten Monate nachzahlte, ſo wie über das zu ſeiner Rückreiſe empfangene Geld quittirte, und ihn aller Verbindlichkeit gegen Rußland ledig erklärte. »Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich!« ſchrieb ihm Graf Anhalt kurz mit dem Wunſche, daß es ihm wohl gehen möge.

Gewinn und Verluſt aus dem ruſſiſchen Geſchäfte ließen ſich nun zum Abſchluß bringen. Die lockende Weltfahrt nach der Südſee war verloren, dafür aber die oft erſehnte Heimkehr aus Polen bequem und auf

fremde Kosten geschehen: der gefahrvolle Ruhm, auf den er unter russischer Flagge durch die Wechselfälle des Oceans gerechnet hatte, mußte gestrichen werden; aber eine hübsche Baarsumme fiel in seine Börse, mit welcher er, dem Rufe seines Namens vertrauend, eine weniger glänzende, doch auch weniger gefährliche Stellung im Vaterlande abwarten konnte; die Vortheile der Zukunft waren verschwunden, aber die Schuldenlast der Vergangenheit auch gänzlich getilgt. Der Abschluß ergab sich in deutlichen Ziffern: Forster faßte ihn in dem practischen Satze, — es sei Pflicht und Weisheit, stets Das zu thun, was unter den jedesmaligen Umständen das Beste sei. In der unangenehmen und unsichern Lage in Polen, wo seine Gesundheit bedroht, und in irgend einem äußersten Falle seine Familie verlassen gewesen sei, habe er das russische Anerbieten nicht abweisen dürfen. Nun es ihn zu einem guten Ziele gefördert, habe der Türkenkrieg ihn glücklicherweise von Rußland wieder befreit. —

Hatte nun, wie wir schon bemerkt, der männliche Forster seine wilnaer Unzufriedenheit mit edler Erhebung beschlossen, wie einst der Knabe in Warrington mit Gebet: so dürfen wir auch in der gescheiterten russischen See-Expedition die wunderbare Hufstapfe wieder erkennen, worin ihm, wie früher die rettende Guinee, jetzt die hülfreichen Silberrubel beschert wurden.

Neuer Posten.

So war durch eine glückliche Wendung aus den weitesten Anstalten zu einer Weltfahrt für Forstern nur eine desto freiere Häuslichkeit hervorgegangen. In der That schien ein geheimnißvolles Walten den Mann, dem früh genug die Gunst einer Fahrt um die Welt beschieden gewesen, nun auf dem sanftesten Wege zu häuslichem Glück und gemessener Thätigkeit für sein Vaterland hinzuleiten. Leider sollte von dem, was so schien, das Gegentheil erfolgen! Schon erblicken wir den Freund auf dem Wege dahin, wo das häusliche Glück zu verlieren, das Vaterland zu verlassen ihm bevorstand.

Mit Anfange des bedenklichen Monats April 1788 reis'te Forster nach Mainz, wo ihm Hoffnung auf jene Stelle gemacht war, zu welcher er vor drei Monaten Bekanntschaften angeknüpft hatte. Seine Familie blieb inzwischen in Gotha zu Besuche bei Theresens Jugendfreundin zurück. Er schrieb schon von Frankfurt aus an sie, und besuchte dann das Theater, wo die mainzer Gesellschaft, die hier abwechselnd spielte, Richard Löwenherz von Sedaine aufführte. Forster hatte von der Schauspielkunst den edelsten Begriff, und legte der »Empfänglichkeit, der Sonderungsgabe, der bildenden Energie des großen Schauspielers, die nicht langsam und allmählich an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenblicke des Empfangens schon

vollendete Geburten in ihm selbst offenbart,« den höchsten Kunstwerth bei. »So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in eines Menschen Seele, so hinreißend das Talent, ihn auszuspenden, daß seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit Alles übertrifft, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldistel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken.«

Mit Kopfweh von dem wenig befriedigenden Spiel fuhr er andern Morgens auf guten Wegen durch die reizenden Frühlingsfluren über Hochheim hinab, diesmal mehr, als letzten Winter, von den flachen Ufern des Rheins betroffen. Der schönen, ja prächtigen Aussichten erfreut, vermißte er schattende Alleen in der äußerst angebauten Gegend, wo die liebe Natur sich hinter reichen Saatfeldern, großen, weitläuftigen Weinbergen und kostbaren Obstgärten zu verstecken schien.

Forster hatte im Gasthofe bis 4 Uhr Nachmittags auf Johannes Müller zu warten, der als Kabinetsrath des Kurfürsten nicht früher abkommen konnte. Seit dieser alte Freund und Ordensbruder von Kassel sich in die Schweiz zurückgezogen, hatte er fleißig an seiner Schweizergeschichte gearbeitet. Die kleine gehaltreiche Schrift: »Reisen der Päpste«, schon in Kassel herausgegeben, hatte ihm viel Gunst im katholischen Deutschland erworben, und würde ihm eine Anstellung in Rom zuwege gebracht haben, hätte der ausgezeichnete Mann nicht gerade im Punkte des Religionswechsels eine ehrenwerthe Ausnahme von seiner sonstigen Wankelmüthigkeit und Charakterschwäche gemacht.

Zu Forſtern brachte er gleich gute Bekannte, darunter den ſächſiſchen Legations-Secretär Ludwig Ferdinand Huber mit. Dieſen lud er auch mit Forſtern zum Abendeſſen.

Am andern Nachmittage ſtellte Müller den neuen Amtsbewerber dem Kurfürſten vor. Dieſer, ein noch munter ausſehender Siebziger, fiel Forſtern durch etwas Ehrliches um den Mund, durch einen ſanften Blick und geſcheite Naſe angenehm auf. Der Freund, der einige Gunſt erwartete, ſcheint günſtig geſehen zu haben. Im Zimmer hin und her wandelnd, unterhielt ſich der alte Herr ernſt, aber nicht ſteif über Verſchiedenes; er ſprach gut, mit Sammlung, ohne Befangenheit. Seine Freimüthigkeit ſtreifte ſogar ein wenig an Freigeiſterei; wie er denn überhaupt gegen Proteſtanten gern ſeine Freiſinnigkeit als Unterfutter ſeines Talars herauskehrte. In der Politik, wenigſtens über die Lage und Verhältniſſe der Höfe, verrieth er gute Einſichten. Zuletzt kam er denn auch auf die Bibliothekarſtelle zu reden. Er ſuchte Forſtern auf einen geringeren, als den in Wilna bezogenen Gehalt vorzubereiten, und legte daher, indem er ein Fenſter ſeiner reizenden Zimmeraus ſicht über den Rhein öffnete, ein großes Gewicht auf die herrliche Landſchaft, im Vergleich mit der Umgebung in Wilna; wozu er denn noch die Sicherheit der Auszahlung, ſo wie das wohlfeilere Leben am Rhein in Anrechnung brachte.

Aus dem Schloſſe führte Müller den Freund zum preußiſchen Geſandten, Oberjägermeiſter von Stein, Bruder des bekannten Miniſters, jenes deutſchen Stein, an

welchem Napoleon ſpäter ſo harten Anſtoß nahm, und zur Generalin von Goudenhoven, die beide, bequem für vertraute Freundſchaft, in demſelben Hauſe wohnten. Dieſe ſchöne und einflußreiche Frau erſchien auch wieder, als Forſter den Abend bei Geheimrath Hoffmann, dem Leibarzte des Kurfürſten, zubrachte. Er bewohnte einige Zimmer im Schloß, und die Generalin hatte ſich von der Tafel des Fürſten weggeſtohlen, um an der lebhaften Unterhaltung Theil zu nehmen. Bei Hoffmann kam Forſter auch gleich an die Quelle ſo mancher ihm aufgefallenen Äußerungen des Kurfürſten: es waren nachgeſprochene Gedanken ſeines genialen Leibarztes, eine Art hoffmänniſcher Tropfen, die der alte Herr einnahm.

Der Coadjutor Dalberg ward natürlich nicht verſäumt. An ſeiner Tafel, in großer Geſellſchaft, lernte Forſter auch gleich an der lauten Unterhaltung und dem ſchallenden Gelächter der Gäſte die rheinländiſche Prälaten-Luſtigkeit kennen. Dalberg unterhielt ſich lebhaft und mit Antheil über wiſſenſchaftliche Dinge. Forſter fand ihn von gutem Ausſehen, das nur durch einen widrigen Muskelzug um den Mund und durch faltige Augenwinkel beeinträchtigt wurde. Etwas Weichliches in Gang und Haltung verrieth abgeſpannte Kraft und Schlaffheit des Charakters. Seine unverkennbare Herzensgüte ſchien doch durch etwas Mißtrauen im Blicke zu verrathen, daß ſie oft mißbraucht worden war. An der Tafel machte der Freund auch die Bekanntſchaft der erſten Männer des Kapitels, des Domicellars Grafen Fritz Stadion und einiger fremden Geſandten.

Auch Heinſe, Jacobi's ehemaliger Hausfreund, ließ

ſich bald finden. Er war in der Zwiſchenzeit drei Jahre in Italien geweſen, hatte dieſes erſehnten Paradieſes genoſſen, aber auch den Orlando, freilich nur in Proſa, überſetzt. Einen ſchwungvolleren Ruf hatte er durch ſeinen Roman »Ardinghello« erworben, den er in Mainz, als Vorleſer des Kurfürſten, geſchrieben hatte. Jetzt war er deſſen Privat-Bibliothekar. Bei guter Laune ſagte er »prächtige Dinge«. Mehr noch fiel es Forſtern auf, daß dieſer Poet hinter ſeiner berüchtigt lüſternen Feder — Weiberfeind und zuweilen Menſchenhaſſer war; wie er denn auch durch einen Naturfehler den Kopf ſchief trug, gleich den Scheinheiligen, zu denen er keineswegs gehörte.

Forſter hatte, nach der gewöhnlichen Langſamkeit und Bedächtigkeit an geiſtlichen Höfen, die Entſcheidung ſeiner Angelegenheit nicht ſo bald erwartet, als ſie wirklich erfolgte. Den 14. April war er ſchon, an Müller's Stelle, zum Bibliothekar mit 1500 Gulden Gehalt und Ausſicht auf freie Wohnung ernannt. Er erhielt Urlaub bis Michaelis, um ſich in Göttingen mit den Bibliothekgeſchäften vertraut zu machen. Neben dieſen demnächſt auch an der Univerſität Collegia über Naturgeſchichte zu leſen, hatte er ſich bereit erklärt, ohne ſich gerade verbindlich zu machen. Der erſte Privat-Schüler, der ihm in Ausſicht ſtand, war der für den Weltumſegler begeiſterte Knabe der Generalin von Coudenhove.

Nun überlegte er ſein künftiges Leben in Mainz. Es fielen heitre, warme Tage ein, und die Kirſchbäume ſetzten ſich in Blüthe. Er bedachte die ſchönen Ausflüge mit Thereſen nach dem Dorfe zwiſchen dem Fichten- und

Buchenwäldchen Ausgangs der Rhein-Allee, nach den grünen Auen im Strom und hinüber nach den romantischen Partieen des Rheingebirges. Die Einfachheit seiner Therese, eine strenge Ordnung im Hause und Ökonomie in den Stadtvergnügungen sollten die Kosten solcher Ausflüge bestreiten. An der Stadt selbst ein Gärtchen zu miethen, hier Thereschen und Röschen mit Lauben und Buschwerk zu umpflanzen, beschäftigte seine träumenden Gedanken. Eine hübsche Wohnung, frische Luft und Licht schienen in der weitläufigen Stadt noch mehr, als anderswo; ein Bedürfniß. Auch Huber wohnte so angenehm. Ein einfacher Verkehr mit wenigen Männern, auf Thee und Conversation beschränkt, sollte Alles sein, was sie von der Gesellschaft erwarteten. Ein weiblicher Umgang für Thereschen war ohnehin in Mainz schwer zu finden. Der stiftsfähige Adel lebte bloß unter sich und der zweite Adelsrang mit seinen Grillen schloß sich ebenfalls gegen Bürgerliche ab.

So zwischen reizender Natur und unzugänglicher Gesellschaft, wie freute sich doch der hoffnungsvolle Mann, ein festes Plätzchen, und zwar in Deutschland, unter Leuten von Ehre und Grundsätzen und in so schönem Klima zu haben, herausgerissen aus dem öden Litthauen, nicht genöthigt, nach Petersburg zu gehen, oder unter Hoffen und Harren die erübrigte Geldsumme zu verzehren, ein Plätzchen, um in Ruhe, Muße und Unabhängigkeit zu arbeiten. Neue Bekanntschaften, neue Einrichtung, leidende Gesundheit, was alles ihn fürerst vom Schreibtisch abhalten würde, mochten freilich für das erste Jahr eine Zubuße fordern. Nirgends in Deutsch-

land glaubte er so gut, wie in Mainz, für sich selbst und für die Vermehrung seiner Kenntnisse leben zu können. — Einst hatte er sich freilich ganz desselben von Wilna überredet. — »Bin ich nach Jahren geschickter, brauchbarer geworden, als jetzt, und bietet sich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar: so hindert mich nichts, sie anzunehmen«, schrieb er nach Gotha.

Erkennen wir nicht an diesem »Vielleicht« immer wieder den alten Freund? Also immer noch nicht das Plätzchen, wo er zu bleiben und zu sterben wünschte? Auch die Jahre, die er in Wilna auszuharren versprochen, hatte er als eine neue Vorbereitungszeit für eine dereinstige bessere Lage angesehen. Und siehe, mitten im Bosket der neuen Häuslichkeit, das er um sein Röschen pflanzt, nistet schon, noch ehe es angewurzelt, der Wandervogel der Sehnsucht, der über nichts, als den Gedanken brütet, wie bald er wieder ausfliege. — Wohin wird der Freund das nächste Mal ziehen? Hat er keine Ahnung vom blutigen Paris, vom beschneiten Jura? — —

Nach Göttingen zurückgekehrt, erblickte er Mainz in reizender Frühlingsferne. Er freute sich neben Theresen auf den Umgang mit Sömmering, mit Müller, der sich ihm in Mainz so offen, herzig und freundschaftlich erwiesen, und Theresen als Tochter Heyne's verehrte, freute sich auf den geistreichen Heinse, den hannoverischen Gesandten von Hinüber u. a.

Zugleich interessirte ihn das Schriftenthum von einer neuen Seite. Um mit Ehren als erster Bibliothekar zu

beſtehen, warf er ſich auf Bibliographie und Literaturgeſchichte. Sonſt hatte er die Schätze der göttinger Bibliothek benutzt; jetzt intereſſirte ihn ihre Einrichtung. Nebenher nahm er ſich die Zeit für kleine Arbeiten. Er ſchrieb zum göttinger Taſchenkalender für 1789, den Lichtenberg ſeit 1778 beſorgte, den Aufſatz »über Leckereien.« Lichtenberg hatte ihn durch das ſchwediſche Buch des Bergius: om Lackerbeter, zu der kleinen Arbeit veranlaßt, über die er ſelbſt ſich gegen Sömmering wegwerfend äußerte, daß er »etwas ſchwadronirt, zum Scherz etwas Paradoxes geſagt habe, was ihm doch für den Kalender zu ernſthaft philoſophiſch ſcheine.« Wirklich, ſo launig und witzig der Aufſatz (Band 5 der geſ. Schriften) ſich einleitet, führt er bald auf tiefe und umfaſſende Betrachtungen, wie z. B. die Eigenſchaften der Speiſen durch Umwandlung der Säfte Veränderungen im Hirn- und Nervenleben hervorrufen können; wie die Leckereien, durch Kultur des Volkslebens entſtanden, auch wieder die allgemeine Aufklärung befördern, wie faſt alle unſere Kenntniſſe dem Sinne des Geſchmacks zu verdanken ſind, und wie in der Zunge, dem Schmeck- und Sprechorgane, die menſchliche Vervollkommnungs-Fähigkeit durch ſinnliche und geiſtige Kultur beſchloſſen liegt.

Um Forſtern für Mainz vollends zu befeſtigen, fielen mit Sommers Anfang auch alle ſpaniſchen Erwartungen weg. Elhuyar benachrichtigte im Augenblicke ſeiner Einſchiffung nach Mexico den Freund von der auf wiederholte Erinnerung eben erfolgten Erklärung des Miniſters, daß er dermal an kein Unternehmen denken könne, wozu ein Mann wie Forſter zu verwenden ſei.

Der mit ſo manchen Planen beſchäftigte Marqui de Sonora, von welchem Elhuyar ſeine Aufträge hatte, war nämlich geſtorben, und ſein Nachfolger de Valdes noch zu wenig in ſeiner neuen Stellung orientirt, um ſich auf neue Unternehmungen einzulaſſen.

Wie der Herbſt herannahte, betrieb Forſter ſeine Überzugskoſten, die ihm durch Müller's Beeiferung mit 900 Gulden zugeſtanden wurden. Für ſeine häusliche Einrichtung nahm er Freund Sömmering in Anſpruch, der in fortwährender Angſt lebte, Forſter möchte in ſeiner Correſpondenz dem Papier zu viel von der Roſenkreuzerei anvertrauen.

Gleichſam als Vorläufer Forſter's ſtellte ſich nach der Mitte Septembers der damals in Göttingen ſtudirende Wilhelm von Humboldt bei Sömmering ein, mit Forſter's Empfehlung als — »ein aufgeklärter junger Mann, dem jeder Zweig des Wiſſens Vergnügen mache, und die Bekanntſchaft eines jeden verdienſtvollen Mannes wichtig ſei.«

Während nun der Freund ſeine Überſiedlung von der Leine an den Rhein veranſtaltet, machen wir uns mit dem Zuſtand und Leben in Mainz bekannt, ſo weit es dazu dient, nicht bloß die amtliche und bürgerliche Stellung des kurfürſtlichen Bibliothekars, ſondern auch das verhängnißvolle Ereigniß zu begreifen, das dieſer Stadt bevorſtand, und in welches Forſter durch ſeine, nachmals ſo ſchwer beſchuldigte Theilnahme mit verſchlungen wurde. Schon ſeit Jahren ahnte Forſter eine Revolution. Ein ſo geſtimmtes Herz ſcheint, wie ein tran-

tes Glied, von einem Vorgefühle wechselnder Weltwitterung durchschmerzt zu werden. Wie tief und edel er aber die Vorzeichen der Zeit auffaßte, verräth eine Stelle seiner »Fragmente« (Band 5 d. sämmtl. Schriften), die wir als Losung der Revolution hier aufnehmen:

»An des Jahrhunderts Neige stehen wir; dieses allgemeine Sehnen nach Änderung der gegenwärtigen Form, nach Abhülfe der so häufigen Mängel; dieses Suchen hierhin und dorthin; dieses Auflehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Erziehungs-Institute zur Bildung vernünftiger Maschinen; diese Convulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion; diese allgemeine Gährung — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.«

Haus und Welt.

Haus und Welt.

Eine Lebensgeſchichte.

Von

Heinrich Koenig.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1852.

Viertes Buch.

»Das goldne Mainz.«

Es war ein sehr fest gelagerter, scharf geschichteter Zustand der Gesellschaft, als im Jahre 1763 Emmerich Joseph von Breitenbach zu Bürresheim, ein Sechsundfünfziger, Kurfürst und Erzbischof zu Mainz wurde. Die Bauern lagen unter dem Drucke von Abgaben und Aberglauben; ihr Gemeindevermögen versickerte großentheils durch die Finger der verwaltenden Beamten. Die Bürger, untergeordnet und beschränkt, lahmten an dem herrlichen Strome von den Stockungen des Handels und Verkehrs. Theilweise Armuth und allgemeine Unwissenheit lasteten so schwer, daß man den Hochmuth und die Vorrechte des Adels gar nicht einmal als Druck empfand, und daß da, wo man so wenig an Geldeswerth besaß, eine bürgerliche Meinung, ein gesellschaftlicher Anspruch gar keine Geltung hatten. Nur die höhern Beamten bürgerlicher Herkunft kamen in einige Berührung mit dem stiftsfähigen Adel: insofern dieser, auf die höhern Staatsämter zunächst berechtigt, die mit denselben ver-

bundne Lasten gern auf bürgerliche Schultern legte, um sich für die socialen Vorzüge und exclusiven Genüsse, die er allein zu tragen hatte, einigermaßen zu erleichtern.

In Betracht dieses Zustandes möchte man es für eine höhere Fügung ansehen, daß der vorletzte mainzer Kurfürst ein Mann von bürgerlichem Sinn und Geschmack war, der durch seine menschliche Persönlichkeit wie durch seine fürstlichen Bestrebungen in den bürgerlichen Kreisen ein höheres Bewußtsein erweckte, und sie für die neuen Ideen und Ansprüche der Zeit vorbildete.

Wenn Emmerich Joseph's Vater, der Freiherr Damian v. Breitenbach, ausdrücklich glaubte, neugeborne Kinder nähmen durch sympathetische Verbindung etwas vom Taufpathen an: so war dies für seine abergläubige Zeit weniger zu verwundern, als daß er gerade aus diesem Grunde zur Taufe seines sechsten Sohnes, gegen alles Standesherkommen, sich in der That einen bürgerlichen Pathen, den ehrlichen Emmerich Oehlinger in Koblenz, ausſuchte. Und die gewagte Sympathie bethätigte sich nicht bloß in dem derben Geschmacke des Fürsten für bürgerliche Kost von Hülsenfrüchten und Möhren, von Schöpsenfleisch und Schinken, von Sauerkraut und Nudeln; sondern auch in dem vereinfachten Hofhalte, der zwischen den Anforderungen der Doppelwürde eines Kurfürsten-Erzbischofs und den hausväterlichen Rücksichten auf einen verschuldeten Staat sich schicklich zu halten suchte: sie bethätigte sich in dem ganzen ehrlichen, volksfreundlichen Gemüthe des geistlichen Regenten. Emmerich Joseph ritt oft mit der Morgendämmerung aus, seine Freude an allem zu finden, was sich mit der Früh-

ſonne regte. Er knüpfte gern mit den Landleuten an, und wohnte ihren Vergnügungen bei, — ihren Geſängen, ihren luſtig jauchzenden Tänzen. Näher oder entfernter begte er ſeine Lieblingsplätze auf luſtigen Höhen oder an ſchattigen Quellen. Flaſchen aus dem Hofkeller, Freunde aus der Stadt wurden mit dahin genommen; ein guter Spaß brauchte nicht blöde zu thun, ein derber Witz ward nicht abgewieſen. Der Fürſt hatte gern einen guten Vers zu einer guten Flaſche, liebte das Reimen beim — Leimen, wie er das Trinken nannte. Sollte aber die Luſt ganz voll anſchwellend überlaufen: ſo mußten ſich Blas-Inſtrumente aus einiger Ferne hören laſſen. Der herrliche Höhepunkt an der Rheinhalde über der Stadt, die jetzt ſogenannte ſchöne Ausſicht, war damals ein kurfürſtlicher Landſitz mit Schlößchen, Alleen und Gärten — die Favorite. Sonntags wurde ſie auch den Bürgern geöffnet. Da zog der Handwerker mit Familie hinaus; die Magd trug den Henkelkorb mit Flaſchen und kalter Küche, der Lehrjunge ſchleppte das kleinſte Kind. Und wenn nun alles im Schatten der Bäume gelagert recht luſtig war, da trat wohl, wie eine Erſcheinung, ein heitrer Mann im Violett-Talar mit dem Demantkreuze auf der Bruſt aus dem Buſchwerk hervor, verkoſtete des Meiſters Wein, und gab vom Seinigen aus dem Hofkeller zu verſuchen.

War das nicht Revolution im Gewand einer Idylle? Aber, wenn es dem erweckten bürgerlichen Selbſtgefühle, dieſen neuen Anſichten ohne Anſprüche, noch an innerer Kraft ſich aufzurichten fehlte: ſo ließ es Emmerich Joſeph auch nicht bei ſolchen Erweiſen eines menſchenfreundlichen

Herzens bewenden: er ſchaffte auch einen neuen Boden des Wohlſtandes, und rief die Thätigkeiten auf, die ein höheres Volksbewußtſein erwecken, indem ſie es erfordern. Und hier am Eingang in die Lebenskreiſe ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit tritt uns in einem prachtvollen Augenblicke eine bedeutſam verknüpfte Erſcheinung entgegen. Neun Monate nach Emmerich Joſeph's Wahl, noch unter dem Wiederhall eines unermeßlichen Volksjubels, ſehen wir den neuen Kurfürſten nach Frankfurt fahren, um am 3. April 1764 den römiſchen König Joſeph zu krönen.

Joſeph und Emmerich, der König und der Erzkanzler des Reiches — welch' ein Doppelſtern der Volksaufklärung und Volkswohlfahrt ſo kurz vor dem Falle des Reiches, aber auch — beide trüb untergehend!

Gut vorgebildet kam Emmerich Joſeph auf den mainzer Stuhl. Schon von Rheims aus, wo er ſeine trierer und mainzer Studien vollendet hatte, war er in mehreren Städten Frankreichs auf Handel und Induſtrie aufmerkſam geweſen. Später in's Kapitel getreten, und um ſeiner ſtatiſtiſchen, kameraliſtiſchen und adminiſtrativen Kenntniſſe willen vom Kurfürſten von Oſtein zum Regierungs-Präſidenten beſtellt, hatte er an der Hinterlaſſenſchaft der Kriegszeit — an Landesſchulden, Verwirrung in der Verwaltung und Volksverarmung ein Feld für ehrlich-eifrige Thätigkeit gefunden. Endlich erweiterten ſich ihm als Kurfürſten die Kreiſe materieller Verbeſſerung durch Minderung des Militärſtandes, durch umfaſſende Bauunternehmungen, Anlegung von Kunſt-

ſtraßen, Flußdämmen, Erweiterung von Salinen, Hütterwerken und Manufacturen.

Doch dies galt ihm alles nur als die Grundlage geiſtiger und ſittlicher Kultur, worin das mainzer Land ungemein zurück geblieben war. Leider! ſtanden ihm zu einer Umgeſtaltung der Volksſchule die Jeſuiten im Wege, in deren Händen die höhern und niedern Schulen waren, und hinter deren Rücken der Klerus ſich ſehr gern allen Beiträgen zur Schulverbeſſerung entzog, das Mönchthum noch lieber ſein Element, den Aberglauben, zu erhalten ſuchte. Da konnte es dem edeln Fürſten nur erwünſcht kommen, daß im Jahre 1773, nach dem erſten Jahrzehent ſeiner Regierung, die Jeſuiten aufgehoben wurden. Es ward, wenn auch kein außerordentlicher Fonds, wenigſtens doch freies Feld gewonnen. Allein, wie überall ließ der vertriebene Orden ſeinen Fluch und ſeinen Anhang zurück. So ſetzten ſich auch kryptogamiſche Jeſuiten in Mainz feſt, — auf Hemmen und Zerſtören erbittert. Doch ging nun die gründliche Umgeſtaltung der Volksſchule in Stadt und Land vor ſich. Neue Lehrer und neue Lehrgegenſtände wurden aufgenommen, — deutſche Sprache mit Leſeſtücken aus unſerer damaligen Frühlings-Literatur, Erdkunde, Welt- und Naturgeſchichte, Mathematik, Zeichnen, Lehre vom Landbau u. d. gl. In den höheren Schulen war die Leibnitz-Wolf'ſche Philoſophie eingeführt. Am Miniſter von Groſchlag und Kanzler von Bentzel hatte der Fürſt vortreffliche Diener ſeiner guten Abſichten; beſonders widmete ſich Bentzel, der Vater unſeres geiſtvollen Schriftſtellers Grafen Bentzel-Sternau, mit raſtloſer Thätigkeit dem geſammten öffent-

lichen Unterrichtswesen, und Steigentesch, ein tüchtiger Schulmann, leitete nach neu verfaßten Schulbüchern die Volksschule. Bald konnten die mainzer Lehranstalten für das katholische Deutschland und selbst für manche protestantische Länder als Vorbild dienen.

Zugleich ließ aber der Fürst sich auch die Förderung des sittlichen Volkslebens überhaupt angelegen sein. Die zahlreichen Feiertage wurden vermindert, die Wallfahrten nach wunderthätigen Orten verboten, die Erbschleichereien der Geistlichkeit, das Umherlungern der Mönche bei pfaffenseligen Familien untersagt, die Krämerei mit Reliquien und Bildern, mit geweihten Geißeln zur Teufelsabwehr, mit Ablaß und Amuletten abgeschafft. Rücksichtslos streng gegen die verbreitete Unsittlichkeit der Geistlichen, gab Emmerich Joseph selbst keine Blößen, ohne darum im Verkehr mit Frauen ein Sauertopf zu sein. Vielmehr hatte er seine launigen Gedanken, wenn er, wie einst, zwischen der wohlbeleibten Frau von Wambold und der hagern Frau von Greifenklau gesessen, einem lächelnden Herrn zuflüsterte: Kann man sich besser unterbringen, als zwischen Fleisch und Geist?

Zu den Bildungsanstalten im Volksleben rechnete der Fürst besonders das Theater, und suchte es zu heben. Er hielt das Repertorium im Auge, ließ für sich selbst eine Loge einrichten, und gab seine Kammermusik in's Orchester. Er ermunterte die Stiftsherrn und Weltgeistlichen, diese Predigten aus dem menschlichen Leben nicht zu versäumen. Und wirklich erwiesen sich Männer wie Benzel, Graf Wartensleben, die Dalberge und von Hohenecke zuthätig in Mitbesorgung der Theaterstücke,

Opernmuſiken, der Scenerie und des Koſtüms; indem ſie zugleich die Mitglieder der Bühne, unter denen auch Schröder auftrat, an ſich zogen, und durch Artigkeiten anfeuerten. Sogar das Extemporiren hatte mit Ausſchluß des religiöſen Gebiets freien Spielraum, und Emmerich Joſeph ſelbſt nahm die ihn treffenden Abfälle lächelnd hin.

Wenig von dem, was damals in deutſchen Landen für Volksaufklärung und Bildung geſchah, läßt ſich mit dem umfaſſenden Sinn und Beſtreben dieſes humanen Prieſterfürſten vergleichen. Auch ſchien für ſeine vielverſprechenden Abſichten nichts zu wünſchen übrig, als eine erkleckliche Dauer ſeiner Thätigkeit. Niemand erkannte das beſſer, als die Jeſuitenpartei, die dem Fürſten im Stillen entgegen arbeitete, bald aber berechnen mochte, daß ſie gegen den Frühlingsſegen der Aufklärung mit ihren Maulwurfsarbeiten zu kurz kommen werde. Emmerich Joſeph, wenn ſchon ein Sechziger, war doch ein rüſtiger Mann, als er auf Himmelfahrtstag 1774 plötzlich erkrankte. Er hatte eine Suppe mit Leberklöschen nur zur Hälfte genoſſen, als er dem aufwartenden Heiducken befahl: Nimm die Suppe weg, ſie ſchmeckt ſchlecht! aufſtand, und in ſein Kabinet ging. Mangel an Schlaf und Eßluſt, Herzklopfen und Beklemmungen traten ein. Die Ärzte wurden beſorgt, die Stadt beängſtigt. Man ſchöpfte Argwohn. Der Fürſt kränkelte bis zum 11. Juni, an welchem Tag er, um ſich auf Zureden dem beunruhigten Volke zu zeigen, den Wagen vorfahren ließ, aber auf den Domherrn von Frankenſtein geſtützt, doch nur die Treppe erreichte: wo er zuſammenbrechend mit einem frommen Ausruf für ſeine Feinde verſchied.

Wie Zeitgenossen erzählen, wäre den Ärzten, welche die herkömmliche Einbalsamirung zu besorgen hatten, zur Pflicht gemacht worden, im Leichname nichts zu finden, was das Volk beunruhigen könnte. Dennoch war das Gerücht von einer Vergiftung verbreitet, und wurde geglaubt. Denn es war schon früher ausgekommen; indem schon vor dem Ableben des Fürsten, und ehe sich einzelne Freunde der Hofärzte auf deren vertrauliche Mittheilung berufen konnten, Nachforschungen unter den Küchenpersonen stattgefunden, und auf ein hinter jener Suppenschüssel verschwundenes Subjekt geführt hatten. Ein getaufter Jude, Ignaz Herz, war nämlich früher in der Küche der Jesuiten als Handlanger gebraucht worden, und nach Aufhebung des Ordens bei den Exjesuiten, besonders einem Pater Joseph Goldhagen, dienstbar geblieben. Seit kurzem in der Hofküche, niemand wußte durch wen, eingeführt und als Handlanger gebraucht, hatte er an jenem Himmelfahrtstage die Suppe dem Kammerlakaien zur Hand besorgt, und war nicht mehr zu sehen, nicht mehr aufzufinden gewesen.

Was die Goldhagen'sche Jüngerschaft vorbereitet hatte, brach schnell zur Todtenfeier Emmerich Joseph's aus. Die Maulwurfsarbeit warf ihre Siegeshügel auf, und kam an's Licht. Noch am Sterbetage verbreitete sich die Nachricht, daß der Domkapitular, Baron von Erthal, die Stimmenmehrheit für den Kurstuhl erhalten habe, und ein Pöbeltumult der schmählichsten Art erhob sich, die Stadt durchrasend. Die Jesuiten boten ihren Anhang, die Mönche — wie sich ein Zeitgenosse aus-

drückt — »ihre Bettelsuppenkundschaft« zum scheußlichsten Unfug auf. Die Minister und Geheimräthe wurden in der ersten Stunde der Zwischenherrschaft des Domkapitels unter Goldhagen's Einfluß abgesetzt, und vom Pöbel verfolgt. Groschlag und Bentzel retteten sich aus Mainz. Der Schuldirector Steigentesch, auf seiner Flucht von wohldenkenden Bürgern der Mönchsmeute entzogen, ward im Bild eines Strohmannes auf öffentlichem Platz gehenkt und verbrannt. Schullehrer-Candidaten, die sich erblicken ließen, wurden mißhandelt. Man nahm Rache für den »Jesusspott«, wie die Jesuiten dem Volke das Additionskreuz der Mathematik bezeichnet hatten, und die Tollheit raste bis in die Nacht; da sie denn in unzähligem Vivat vor der Wohnung des neuerwählten Kurfursten erstickte. — So endigte der trauervolle Sonnabend des Ablebens, und in der Frühe des Sonntags, die neue Auferstehung zu feiern, trat Pater Joseph Goldhagen als neuer Schuldirector seine reactionäre Thätigkeit an.

Die Volksbildung war also das Hauptargerniß gewesen. Sie hatte freilich offne und versteckte Feinde genug, damals wie heut. Wie wahr sagt Forster in dem Aufsatze über gelehrten Zunftzwang (Sämmtl. Schften. 3r Bd. S. 302):

»Auf die Erhaltung der Unwissenheit scheint von jeher eine größere Anzahl Menschen bedacht gewesen zu sein, als auf die Erweiterung der Grenzen menschlicher Erfahrung: wenigstens giebt die Geschichte von den ältesten bis auf unsere Zeiten das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit

der Macht die eifrigste Betriebsamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinsamen Masse von Kenntnissen hatte erwarten sollen, gerade dort der gänzlich fehlende Willen mehrentheils diese Erwartungen kläglich getäuscht habe.

Auch war die Volksschule das Opfer, welches Erthal seiner Erwählung auf den mainzer Stuhl vorausgelobt hatte, — der Sohn Isak, dem er das gehorsame Messer an die Kehle legte; wofür Vater Goldhagen als Widder oder Bock losgelassen wurde.

Kapitular von Erthal war bis jetzt kurmainzer Gesandter in Wien gewesen. Seine Gegner hatten ihn dahin zu entfernen gewußt, wo er mit seinem zweideutigen Wesen eben so wenig Kaiser Joseph's Vertrauen und Gunst gewann. Deste besser stand er bei der Jesuitenpartei in Wien und in Mainz, und erhielt früh genug einen vertraulichen Wink über Emmerich Joseph's Erkrankung, um mit Urlaub, wegen vorgeblicher Kränklichkeit, nach Mainz zu eilen. Weltklug, verschlagen, ehrgeizig und eben auf der Schule zu Rheims mit staatswissenschaftlichen Studien auf das hohe Ziel gerichtet, das jetzt zu verdienen oder zu erschleichen war, stellte er sich mit der geringen Hoffnung, die er im Domkapitel für seine Wahl hatte, aber mit deste mehr Heuchelei an die Spitze der Unzufriednen und vor die Springfedern des geheimthätigen Jesuitismus. Er spielte den Kränklichen, den Frommen, den Eiferer gegen die kirchlichen und socialen Verirrungen und monarchischen Übergriffe Emmerich Joseph's, so wie gegen das Verderbniß der Religion durch die neuen Lehren der Schulen, er sprach sich

nachdrücklich für die Notwendigkeit aus, die kurfürstliche Gewalt durch erweiterte Rechte des Kapitels zu beschränken. Hinter seinem Rücken thaten dann die Jesuiten das Ihrige, diesen vortrefflichen, — wie sie behaupteten, von Österreich, von Frankreich, ja von Preußen gewünschten Kopf doch ja unter den mainzer Kurhut zu bringen. Es gelang. Erthal hatte den Weg gefunden, der ihn hinter seinen Gegnern her auf den mainzer Stuhl führte.

Noch eine Zeitlang fuhr er sich darein, gebückt zu gehen, auch nachdem er das Gesuchte gefunden hatte. Da war Erthal der sparsame Fürst, der den Marstall, Keller und Küche, seine Hauskapelle und das Theater einschränkte, war der eifrige Erzbischof, der Priester weihte, das Volk firmelte, Ausspeisungen auf Grundentlastung verrichtete, bei Prozessionen das Hochwürdige trug, und keine Abendkirche versäumte. Und die Heuchelei, bei Hof ansteckend wie der Schnupfen, ergriff den Adel und die mainzer Gesellschaft so, daß alles aus Gebetbüchern betete. Wie sonst in's Theater, eilte die vornehme Welt jetzt nach den Kirchen, die Hände mit festbaren Rosenkranzen umwanden. In der Frühe des Tages wurde aus allen adeligen Häusern beim Hofmarschall Erkundigung wegen der Kirche eingezogen, die Se. kurfürstliche Gnaden heute besuchen würde, und man wetteiferte dann mit den sammtnen Kniekissen um die Nähe des »frommen Herrchens«, dem die kluge »Langnase« über die betenden Lippen hing. Nie war auf dem selbstbeglückenden Fürstenthron Humanität von Heuchelei so rasch überholt worden.

Aber Sinnlichkeit und Ehrgeiz bei frivolem Geist halten solches nicht lange aus. Erbal fing allmählich an sich aufzurichten. Anfangs mögen ihm die Jesuiten, wie zur Erinnerung, leise aufs Rückkreuz geklopft haben, allein biegsam genug sich einzuschmiegen, war er auch glatt genug zu entschlüpfen. Es kostete gar keine besondere Verpuppung, so war die fromme Raupe in den lustigsten Schmetterling verwandelt. Die fürstliche Spartanken schlug in die üppigste Hofhaltung, die Frömmelei in schwelgerisches Genußleben, der kirchliche Eifer in etwas Aergicifterei um. Statt der Abendandachten trug eine spätere Stunde ein feines Souper für eine vertraute Genossenschaft auf, zu der manchmal auch Künstler, poetische und witzige Köpfe gezogen wurden. Die Betkissen blieben als Fußschemel vor den londner und pariser Polterbetten liegen. Statt der Wallfahrten durch die Gassen nahm der Adel wieder die sogenannten Pirutschaden auf; da man dann in 10 bis 30 »Pirutschenvoer dem gaffenden Volke durch die Stadt und die Allern fuhr. Waschungen und Handauflegungen hatten sich — wer weiß mit welchen Ceremonien — in die innersten Gemächer der Martinsburg zurückgezogen, hinter das Flüstern des Rheins und — des Publikums. Die theologischen Unterhaltungen mit Goldhagen waren durch Besprechungen mit Heinse über dessen Roman »Ardinghelle« verdrängt, und statt des frühern Diakons aus dem Meßbuche las die schöne Frau von Goudenhove dem französisch plaudernden Freunde Voltaire's Pucelle und die lettres persannes vor, — für selbst gebaut und gekleidet, daß es ihrem Zuhörer leicht ward, statt des

Erhaulichen ſich an's Beſchauliche zu halten, und ſtatt des ſonſt vom Diakon dargebotenen Evangeliums — die Leierin ſelbſt zu küſſen.

Der Geſchmack im Prachtaufwande hatte ſogar ſein Miniſterium, in ſo fern der Miniſter Graf v. Sickingen, in Staatsgeſchäften durchaus unbrauchbar, im Luxus von Livreen, von Wagen und Pferden, von Schmuck und Geräthen, in Schlittenfahrten und Gaſtereien tonangebend und Vorbild war. Eine Bekanntſchaft des Kurfürſten von Wien her, bewies er ſich doch ſo unnütz für Geſchäfte, daß der elegante Wagenlenker endlich abfahren mußte.

Im übrigen lagen die Staatsangelegenheiten zum Theil in thätigen und nicht untüchtigen Händen, die jedoch, nach dem Herkommen an geiſtlichen Höfen, für die eigne Sippſchaft mitzuſorgen pflegten. So Staatsrath v. Strauß, im Departement des Weltlichen, ein unermüdliches Laſttier, das ſich aber unter gewiſſen Zumuthungen doch einmal ſchüttelte, und in Ungnade fiel; ſo in der Abtheilung des Geiſtlichen Hermes, ein Bauernſohn von Kopf und Charakter, der Achtung einflößte, und es durch Erthal's Gunſt zum Weihbiſchof und zu guten Pfründen brachte, — nicht gerade für Rom, aber für Prieſtervorrechte ein Eiferer.

Andre Geſchäfte wurden auch wieder unter Frauenseinfluß mit Leichtſinn und Unbeſonnenheit geführt. Oder es bemächtigten ſich auch Männer von Kopf, an denen es nicht fehlte, gerade der kleinlichſten Angelegenheiten, und betrieben ſie mit der vom Kurfürſten gern zur

Schau getragenen hohen Politik. Jene verzupften das Wichtige, diese bauschten das Unbedeutende auf.

Diese hohe Politik hing mit dem Fürstenbunde zusammen, für welchen der Kurfürst, in seiner persönlichen Abneigung gegen Kaiser Joseph, sich im Jahre 1787 von Preußen hatte gewinnen lassen. Zu dieser gegen Östreichs Übermacht gerichteten Politik hatte sich auch der kurz vorher in demselben Jahre erwählte Coadjutor Talberg bekannt. Der Fürstenbund — die damalige preußische Union — war das Losungswort selbst für die bei Hofe mitregierenden Frauen. Wer ihnen mißfiel, wurde als östreichisch gesinnt, als schwarzgelb bezeichnet.

Die Hauptperson dieses Einflusses, auf welchem das welkende Herz des alten Fürsten schaukelte, war Frau Generalin von Coudenhove. Eine geborne von Hatzfeld, war sie mit dieser zahlreichen gräflichen, unserm Grihal verwandten Familie nach Mainz gekommen, und hatte den kurfürstlichen Hof durch neue Stellen für die Vetterschaft erweitern helfen. Die reizende Frau und Kabinetsfreundin des Kurfürsten vertrat an diesem geistlich-ehelosen Hofe, der doch des Frauenbesuches nicht entbehren mochte, die Stelle einer Oberhofmeisterin. Voll liebenswürdiger Schwächen und nicht ohne Standesvorurtheile, die weltlichen Händchen in die geistlichen Finanzen eingeweiht, besaß sie für einen priesterlichen Hof kleiner und zahlreicher Intriken Schlauheit und Umsichtigkeit in der rechten Mischung, um eigne Netze zu stellen und darüber in fremde zu fallen. Die Diplomaten ihrer Schule, in die auch Fürst Metternich damals als junger

Mensch blickte, nahmen gern etwas von ihrem Pisam der Galanterie an.

Ihre Base, Frau von Ferette (Pfürdt), saß in der andern Herzkammer des Fürsten, und spielte die zweite Violine als Kammerfreundin und Hofdame, um einem Doppelherrn, — einem Reichs- und Kirchenfürsten, auch in der Freundschaft die Wechsellaune von Braun und Blond zu lassen. Und mit dieser Laune, mit diesem Blutwechsel in den Herzkammern, wechselte auch manches Ehrenfest in den prachtvoll eingerichteten Schlössern und in den verschwiegnen Lustgärten zu Mainz und Aschaffenburg, zwischen denen der genußsüchtige Hofhalt ebenwohl wechselte. Hier wie dort fehlte es nicht an duftigen Lauben und kühlen Grotten, wenn nach der Tafel die Höflinge den Fräulein schalkhafte Gedichtchen von Voltaire und Gresset vorlasen, oder die Prälaten auf die Waden der schönen Frauen wetteten, um sie mit dem Band ihres Kapitelkreuzes messen zu dürfen.

Desto steifer ging es an den großen Hoffesten zu. Militär in stracker, gepuderter Dressur machte Spalier. Der bürgerliche Hauptmann blieb in Reihe und Glied, wenn der adlige Lieutenant austrat und sich unter die Gäste mischte. Es fehlte nicht an hohen Offizieren neben den Domherrn. Die kurfürstliche Armee, wenn auch nur 3000 Mann stark, hatte doch zwölf Generale. Selbst die kurhessische Armee hat es später in ihrer Formation so weit nicht gebracht. — Die ältern Herrn verzierten ihre Anmaßungen mit albernen Späßen, der jüngere Adel von einiger Bildungsbestrebung schmückte seine Ansprüche mit etwas frivolen Gedanken. Auf

eigenthümliche Weise mischte sich französische Conversation mit der teutschen Steifheit. Schon auf den Kinderballen, die auf dem cölibatären Estrich des Schlosses zuweilen auch stattfanden, zwitscherte die adlige Brut französisch, zählte mit steifgehaltnen Körpchen die Schritte ab, und ließ sich vom Papa im Violett-Talar aus der Bonbonniere füttern. Merkwürdig war das Augenspiel an diesem Hofe. Der Kurfürst suchte mit majestätisch gespannten Blicken zu imponiren; sein Bruder, der Oberhofmeister von Erthal, sonst rechtlich und harmlos, ahnenstolz und wohlthätig, zwischen Papageien und Kupferstichen ein Hagestolz, pflegte bürgerliche Begrüßungen nur mit auf- und niedergezogenen Augenbrauen zu erwiedern, und alle anderen bedeutenden Personen blinzelten und kreuzten mit den Augen, wie Leute, die gern spähten, aber nicht durchspäht sein mochten.

Einen andern Einfluß neben den Weibern, und der mehr die Schlauheit des alten Herrn als dessen Herz in Bewegung setzte, übten die Mitglieder des Domkapitels. Durch persönliche Begabung und Eigenheiten verschieden, — wie denn einzelne ehrgeizig und reich nach hohen Würden strebten, andre mit ihren Finanzen entzweit, zu Cabalen und Intriken geneigt waren, noch andre als Dummköpfe um ihrer Stimmen willen zum politischen Spiel der übrigen gesucht wurden, — theilten sie sich auch in verschiedene Parteien. Der jesuitischen, durch welche Erthal empor gekommen war, entgegen, hatte sich nach dem Namen und im Geiste seines Vorgängers eine emmerizianische Partei als Opposition gebildet. Vielleicht eine Verwandlung der mit dem Jahre

1786 auseinander gegangenen Gesellschaft der Illuminaten. An ihrer Spitze, gelehnt an den östreichischen und russischen Gesandten, stand der Domherr von Walderdorf. Sie hielten es mit Kaiser Joseph's Reformen und verbanden sich mit den zum Illuminatismus neigenden Professoren und höhern Staatsbeamten. Zu diesen Professoren zählten die nachmaligen Clubisten Blau, Werkelind, Hofmann, Metternich u. a. Die Universität war einigermaßen ihr Arsenal; besonders seit der großartigen Umgestaltung und Besetzung derselben, nach welcher sie im Sommer 1784 unter prunkhafter, von andern Hochschulen beschickter Feierlichkeit eingeweiht worden. Wirklich hatte Erthal an den gelehrten Anstalten die jesuitische Sünde, die er an der Volksschule begangen, wieder gut zu machen gesucht. So befriedigte er, indem er der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit entsprach, noch mehr seinen fürstlichen Ehrgeiz. Bei dieser Gelegenheit war Wenzel aus seiner ländlichen Zurückgezogenheit zum Kanzler der Universität mit dem Prädicat Excellenz berufen worden. Die Lehrfächer wurden auf das Verzweigteste und theilweise mit Männern von literarischem Namen besetzt. Das Glänzendste sollte erreicht werden. Und so weit ging Erthal's Umwandlung, daß er, der anfangs die Schule den Pfaffen geopfert, jetzt, um Fonds zu gewinnen, drei reiche Klöster der Hochschule zum Opfer brachte, 17 Kanonikate zum Universitätsvermögen schlug, und die 12 besten Pfarreien für Doctoren der Theologie bestimmte.

Die Universität hatte ihren Schweif an einer großen Leihgesellschaft für Zeitungen und Journale. Anfangs

im Lottohause auf dem sogenannten Höfgen eingerichtet, galt sie schon früher für ein wenig durch Klatscherei anrüchig; ein Urtheil, welches aus dem Kabinet des Kurfürsten herrühren mochte, wo man freilich den Nachhall der Opposition so ungern vernehmen mochte, wie etwas später das Echo, das die pariser Revolution in denselben Räumen fand. Es war eben jene Zeit und Stimmung, die Weitzel als mainzer Student erlebte. »Bei großem Wohlstande herrschte ziemlich allgemeines Mißvergnügen, und bei einer wirklich seltnen und ungewohnten Freiheit hörte man Klagen und Murren über Druck und Willkür. Selbst Leute, die bei jedem Wechsel nur verlieren konnten, schienen sich nach einer Veränderung zu sehnen, die das langweilige Einerlei ihres Wohlseins unterbreche, und statt des wirklichen Glückes in der hellen Gegenwart, ihren phantastischen Wünschen und Hoffnungen ein eingebildetes in der dunkeln Ferne zeigte.«

Auch einige journalistische Thätigkeit regte sich im Lebenskreise der Universität. Eine Gesellschaft von Gelehrten gab eine theologische Monatsschrift heraus und ein »politischer Merkur« vermittelte die neuesten Staatsbegebenheiten, über die man denn die »Gespräche im Reiche der Todten« las.

Als Mäkler der literarischen Unterhaltung führte ein aufgeklärter Jude Ingelheim eine gute Leihbibliothek, und verkrämte in den bürgerlichen Wohnungen die zerlesnen »Haimonskinder«, den »gehörnten Siegfried«, die »unglückliche Genovefa« und den »curiösen Antiquarius über alle vier Welttheile.« Selbst eine poetische Feder in

Frauenband fand ſich in Mainz eine Demoiſelle Weilard lieferte Theaterſtücke.

Wirklich hatte das fromme Herrchen ſeit ſeiner Bekehrung oder Verkehrung in ein luſtiges Herrchen auch das Theater wieder in Gnaden aufgenommen, und ſogar einen Muſentempel errichtet, dürftig ausſehend, aber innerlich von den Geſtalten des klaſſiſchen Drama belebt. Ein Dalberg war Intendant, mit beſſerer Vorbedeutung des Namens, als der Theaterdichter, genannt Schmieder. Großmann als Bühnendirector hatte aus den beſten Gliedern verſchiedner Geſellſchaften ein tüchtiges Enſemble gebildet, deſſen Darſtellungen eine Zeitlang mit Frankfurt wechſelten.

Und hier im Parterre begegnen wir denn auch noch einmal dem mainzer Bürgerſtande. Dieſe Klaſſe der Bevölkerung war nun beſſer dran, als vor Emmerich Joſeph's Regierung. Weitzel bezeugt, wie leicht es dem Bürger fiel, ſich und die Seinigen ohne beſondre Anſtrengung zu ernähren. »Der Hof, der Adel, die zahlreiche Geiſtlichkeit, die es ſich alle bequem und angenehm zu machen wußten, die verſchiednen Collegien der Verwaltung, die Univerſität, das Militär ſetzten ein ſchönes Geld in Umlauf, und gaben jedem, der beſchäftigt ſein wollte, ein gemächliches Auskommen. Überdies war die Stadt von vielen Laſten frei, die auf dem Lande lagen. Im geſelligen Umgang herrſchte wenig Zwang. Ein fröhliches Wohlleben war allgemein verbreitet, und die angeborne Offenheit, das ſorgloſe Weſen des Rheinländers, wie die herrliche Natur, die ihn umgiebt, unterhielten eine rege Bewegung in Luſt und Freude.«

Die Signatur der geiſtlichen Hirtenſchaft, die geiſtige Unmündigkeit und Unfreiheit im Denken und Handeln, ſaß freilich noch kenntlich auf dieſer Wolle der Wohlhabenheit; aber in dem Maße als dieſe wuchs, verblaßten jene Zeichen. Dicker und deutlicher haftete dieſe Theerſchrift an der Landbevölkerung, die freilich auch tiefer geſchoren war.

Herrſchte dennoch ein Mißbehagen auch unter jenen Wohllebenden: ſo lag es vielleicht mit darin, daß der Wohlſtand zu leicht gefunden ward. Der Genuß ſtand nicht im Gleichgewicht mit der Thätigkeit, ihn zu verdienen. Mainz war ein überſättigtes Haus noch immer ohne eigentlichen Weltverkehr. — Doch ging freilich auch in weiteren deutſchen Kreiſen eine ſchwüle, ahnungsvolle, umher ſuchende Unruhe der großen Erſchütterung voraus, die ſo nahe und drohend bevorſtand.

Häuslichkeit und Weltweisheit.

In dieſen eigenthümlich beſtellten Boden, in dies wunderſam gemiſchte Klima wurde Forſter verpflanzt. Was wird hier aus ihm werden, wie wird er gedeihen? Er, der auf ſeiner frühen Weltfahrt nicht bloß eine Krankheit empfangen, die ihn auf ſein ganzes Leben reizbar für jeden Wechſel der Atmoſphäre gemacht hat, ſondern deſſen Geiſt und Herz auch empfänglicher für alle

Einflüſſe des Weltlebens auf das öffentliche Wohl der Völker geworden ſind.

Forſter wurde, wie manche Fruchtbäume, im Herbſte verſetzt. Am 27. September 1788 abends 11 Uhr traf er zu Frankfurt im Weidenhof ein. Mit den Seinigen hier auszuruhen kündigte er ſich auf ein paar Tage ſpäter bei Sömmering zum Mittageſſen an. Legationsſecretair Huber, der ihn aufſuchte, ſcheint eigens von Mainz herüber gekommen zu ſein, die Familie zu begrüßen. Er war, wie er kurz vorher einem Freunde geſchrieben, auf den Umgang mit Forſter's, beſonders auch auf Thereſen ſehr geſpannt, die viel Geiſt haben ſollte. Und da in der Regel die Abſicht, »mit gewiſſen Menſchen einen Umgang zu ſtiften«, ihn etwas unſicher machte, und in weniger vortheilhafter Geſtalt ſehen ließ: ſo bezeigte er ſich gegen denſelben Freund doppelt vergnügt, bei dieſem Beſuche nichts gefunden zu haben, »was ſeine Hoffnung ſtörte.«

Forſter brachte zur Miterziehung neben ſeinem Röschen eine kleine Schwägerin aus ſeines Schwiegervaters zweiter Ehe, — Jeanettchen Heyne mit. Unter ſeiner häuslichen Einrichtung zu Anfang Octobers belebte ihn auf's Neue die freudige Zuverſicht, daß der literariſche und häusliche, der öffentliche und Privatmenſch in ihm ſich in Mainz beſſer, als im wilden unholden Litthauen, im ſteifen, ungeſelligen Göttingen, befinden werde. Hier an demſelben Prachtbande des Rheinſtroms, das an Jacobi's düſſeldorfer Wohnung vorüber wäſſerte, überkam ihn die lebhafteſte Erinnerung an ſeine erſte Einkehr in jenem glücklichen Hauſe, und die alte warme Verehrung

erneuerte ſich in ſeinem gerührten Herzen. Mit dem Freund an einem Fluſſe zu wohnen, ſchien ihm eine Art von electriſcher Communikation, weil das Waſſer ein guter Conductor ſei. Und ſo ließ ihn der verbindende Strom auch ein baldiges Wiederſehen hoffen, in welcher Erwartung er einſtweil den erſchlafften Briefwechſel wieder anzog. — »Wie auch das Schickſal mich umhergeworfen, ſchrieb er in den erſten Octobertagen, fühle ich doch, daß ich in der Wurzel noch immer derſelbe bin, den Sie in Düſſeldorf und Kaſſel kannten, und ſo lange auch unſere Correſpondenz geruht hat, war doch meine Liebe und Verehrung unverändert.«

Ein Glück für Forſter, daß gemüthliche Erinnerung ſich ſo früh als Hausgenoſſin mit einfand! Sie beſeelte ſein mainzer Leben, das bald genug ſtill und einſam zu werden ausſah. Mit dem Adel, der hier aus verſchiedenen Provinzen des Reichs zuſammenfloß, war, wie wir ſchon gehört, kein Umgang zu pflegen. Zwar in Dalberg's Umgebung wurde mit weimarer Sympathien und mit der Einſicht in die vorausgeſchrittne norddeutſche Bildung proteſtantiſche Vorliebe theilweiſe gehegt, theilweiſe wenigſtens ausgehängt, und man ſchätzte Literatur und Literaten: allein des Coadjutors Anhang war klein und aus Standes- und Hofrückſichten beengt. Dabei lag es nicht in Forſter's Art, ſeine Perſon geſellſchaftlich vorzudrängen, oder ſich auch nur, etwa durch naturwiſſenſchaftliche Vorträge, dem jungen, fur Bildung beſtrebten Adel zu nahern, und ſo mit der Hofwelt in Verbindung zu kommen.

In den bürgerlichen, rein mainzer Kreiſen fand die

Berufung protestantischer Professoren so wenig Beifall, daß manche böswillige Äußerungen bis zu Forster's Ohr kamen. Und da es dem Mittelstand an aller Bildung fehlte: so milderte sich auch der katholische Eifer nicht an der persönlichen Geltung wissenschaftlich oder literarisch anerkannter Männer. Bloß die fremden Gesandten aus Dresden, Berlin, Hannover und dem Haag pflegten ausgezeichnete Talente in ihre weltgebildeten Kreise zu ziehen, um sie auch durch Kunst und Wissenschaft zu bereichern und zu verschönern.

So beschränkte sich des Weltumseglers Haus sehr bald auf wenige Freunde, die sich abends zu heitrer und geistreicher Unterhaltung an Theresen's Theetisch einfanden. Forster hatte eine Vorliebe für den Thee: so daß ihm auch das bei den Herrnhutern statt der Liebesmahle der ersten Christen eingeführte gemeinschaftliche Theetrinken ehrwürdig erschien. — Eigentlich war doch auch etwas Exclusives um diese Abende; indem sie wenigstens das Ansehen gewannen, als beabsichtige man nur, sich durch den Ton der Unterhaltung, durch die Gegenstände des Gespräches und die einfache Bewirthung von den mainzer Kreisen schärfer abzuschneiden, oder doch sich als abgeschnitten zu empfinden. Theresen's Geschmack und Ökonomie thaten das Ihrige dazu: indem sie sich von der mainzer Tafel und den mainzer Landpartien gleich anfangs zurückzogen.

Doch erfrischten durchreisende Fremde, auch fremder Nationen, nicht selten den abgeschloßnen Kreis, und erquickten durch ihre Anerkennung Forster's Selbstvertrauen, das nicht immer der äußern Stütze entbehren

mochte. Der Ruf seiner Weltfahrt, der sonst so angezogen hatte, fing in Deutschland an zu verduften; jene Blüthe aus der Südsee fiel in's Abwelken, während die Reife seines Geistes und seiner Gesinnung sich erst verschloß, um bald in seinem gelungensten Werke und in seiner kühnsten That zur Erscheinung durchzubrechen.

Sein Amt hatte Forster alsbald angetreten; es gab ihm aber wenig zu thun. Die Bibliothek lag eigentlich im Staube; indem es an geeignetem Raume, sie brauchbar aufzustellen, fehlte. Die Universität entbehrte gar sehr dieser Bücher, aber auch des nöthigen Geldes zur Einrichtung irgend eines der vorhandnen Gebäude, und selbst über ein solches wurde man nicht einig. Der Coadjutor war gleich für die Jesuitenkirche, aber die Jesuitischen arbeiteten entgegen. Forster ließ es an Erinnerungen, an Vorstellungen und Klagen nicht fehlen; der Kurfürst gab ihm Recht; aber die Sache lag im Kampfe der Parteien, die sich hier für die Einrichtung der Bibliothek, dort für die Herstellung eines Hospitals stritten. Die Mißwollenden, an denen es für diesen Gegenstand auch nicht fehlte, unterhielten insgeheim diese Widersprüche, wodurch sie am einfachsten ihre eigne Absicht erreichten, nämlich den an geistlichen Höfen so beliebten alten Zustand, den Status quo, zu erhalten.

Forster benutzte die Zeit zu literarischen Arbeiten. Schon anfangs November war er früh von 5 bis 7 Uhr eifrig an der Übersetzung der für die Kenntniß des Menschen so interessanten Geschichte des Schiffbruchs einiger Engländer auf den Pelews-Inseln. So kreuzte er nun wenigstens mit der übersetzenden Feder in der Nähe

jener Philippinen, nach denen er zu steuern früher abgelehnt hatte. Weiter beschäftigte ihn eine vollständige Geographie der Südsee-Inseln, die alles Alte und Neue, was zwischen China und Peru je entdeckt worden, zusammenfassen sollte. Auch dachte er im Laufe des Winters die in Magazinen und Merkuren zerstreuten kleinen Aufsätze verbessert in einem Bändchen zusammen zu stellen. Dies und die Übersetzung der Pelews-Inseln sollten zu Ostern fertig sein.

Zu einer verzweifelten Arbeit, die auf den Tag geliefert werden mußte, hatte ihn gleich anfangs Archenholz durch das Verlangen veranlaßt, zu dem neuen Unternehmen brittischer Annalen vom Jahre 1788 einen Abschnitt über englische Literatur und Kunst auf 5 Bogen zu liefern. Ohne Materialien, wie Forster seinem Jacobi bekannte, ließ er sich darauf ein, und sah sich so auf einmal — »den zünftigen Schriftstellern angehörig, die da Waare fur Geld liefern.« Mit diesem Kopfschütteln über sich selbst schrieb er die Abhandlung.

In diesem doch immerhin geistreichen Aufsatze (ges. Schften. 5 Bde.) bewegt sich der Autor allerdings hauptsächlich in allgemeinen Betrachtungen über den Zusammenhang der wissenschaftlichen Fortschritte eines Volkes mit seinen politischen und sittlichen Verhältnissen, über die Triebkraft einer lebenden Sprache in neuen Wörtern, über die Ephemeren von Ausdrücken wechselnden Luxus bei gesitteten und üppigen Nationen, über die Wandlungen und Fortschritte des Stils und der Gestalt wissenschaftlicher Kenntnisse, über die Beförderungsmittel der Literatur durch Reichthum, Anstalten und Stiftungen. Doch geht

er auch auf einzelne poetische und wissenschaftliche Leistungen ein, und verräth jedenfalls, wie aufmerksam er bisher dem Gange des geistigen Lebens in England, auch ohne Absicht auf seine Arbeit, gefolgt war. Dennoch blieb ihm die Art und Weise, wie er dieselbe übernommen und gestellt hatte, sehr drückend. So unwandelbar zeigte sich der Magnet seines auf das Edle und Geistesfreie gerichteten Gefühls, daß die frühen Abweichungen der Knabenfeder und die spätern Inclinationen des literarischen Erwerbs ihn doch nicht zum eigentlichen Lohnarbeiter verkehren konnten. Wie aber Forster's Seele, wenn sie aus tiefem Mißmuthe sich erhob, leicht das dunkle Gebiet seines Lebensverhängnisses anstreifte: so gilt uns dies auch jetzt, wenn er nach jenem Bekenntnisse gegen Jacobi seine Stimmung ausspricht. »Ich habe meine Stunden, schrieb er, wo ich mir es wünsche, gar nicht schreiben zu dürfen; es ist mir des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt, und unter dem Wust geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, sondern um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, muß man das Gepräge der Zeit darauf stempeln, welches nicht immer das schönste ist.«

Werden wir ihn demnach so leicht verdammen dürfen, wenn eine Weltbewegung ihn zum Handeln mit sich fortreißt, dahin, wo Recht und Unglück, Noth und Irrthum sich der prüfenden Vernunft, der abwägenden Klugheit entziehen? — Wie rührend, wenn er sich anklagt, nicht den zehnten Theil von dem zu wissen, was man wissen müßte, um schreiben zu dürfen! Indem er aber bedenkt, daß von denen die da schreiben, hunderte

es noch weniger dürften: beruhigt er ſich durch eine umfaſſende Anſicht in ſeiner Weiſe. »Das Jahrhundert, wie das Menſchengeſchlecht überhaupt, rückt nicht vorwärts in einem regelmäßigen Schritte, ſondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geſchlagen, geworfen, geſtoßen, geſtreift, berührt, und alle dieſe verſchiednen kleinen und großen Impulſionen treiben ihn fort. — — Mein Scherflein muß doch beigetragen werden. Nun kommen noch die Pflichten des engern häuslichen Kreiſes hinzu, und ſo ſteht der complete Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, und ich muß hinzufügen, deutſcher Nation, denn dieſe Species iſt ſehr auszeichnend, vor uns da!« —

Wenn Forſter bei allem Reichthume ſeines umfaſſenden und lebendigen Wiſſens doch die Lücken deſſelben beklagte: ſo lag darin keine falſche, aber auch keine faule Beſcheidenheit; denn er ſtrebte mitten im Drange ſeiner Pflichten und Arbeiten ſich durch neue Studien zu ergänzen. Und da ſtieß er denn vor allem auf einen ſpecifiſch deutſchen Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, deſſen Feder nicht durch enge häusliche Sorgen beſtimmt wurde, ſondern der zu einer wahren Weltbewegung in der Wiſſenſchaft damals eben den Anſtoß gegeben hatte.

Kant, ſeit acht Jahren mit ſeiner »Kritik der reinen Vernunft« hervorgetreten, ſteuerte gleich einem Weltumſegler mit philoſophiſchem Kiel im unermeßlichen Gebiete der Gedanken, um die Grenzen des feſten Landes gegen das Überſinnliche zu entdecken und zu chartiren. Viel umfaſſender, als die Revolution zu Ende deſſelben

Jahrzehents die Volksrechte gegen das absolute Königthum der Geburt von Gottes Gnaden bestimmte und bestätigte, hatte er die demokratischen Ansprüche der Erfahrung gegen die sogenannten angebornen Ideen nachgewiesen. Die großen, neuen Gedanken, die ungewohnte Richtung eines eigenthümlichen Geistes, nachdem sie in schwerfälliger, schulgemäßer Trockenheit erst Befremden und dann Widerspruch erregt hatten, fingen allmählich an, in alle Wissensgebiete einzudringen, und alle Wissenschaften, die exacten, wie die theologischen, umzugestalten. Denn sogar die Naturwissenschaften, diesseits der Grenze der Philosophie, gewannen durch Kant die Anerkennung eines Vorrechts der Erfahrung gegen den seitherigen Einfluß mancher alten metaphysischen Vorurtheile.

Auch Forster, früher der Speculation abgeneigt, sah jetzt ein, daß er der neuen philosophischen Strömung sich nicht entziehen könne. Es war die von Kant angeregte, und er ließ sich darin auch nicht durch Urtheile, wie z. B. Heyne's, irre machen. Dieser fand nur die Kunstsprache, den philosophischen Jargon Kant's neu, sonst aber »nichts in dieser Philosophie aufgestellt, was nicht der Bonsens einem Jeden, der ohne Brille sah, längst gelehrt hätte.« — Wie richtig trifft hier Goethe's Bemerkung, »daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.« Forster gab sich den Winter viel mit Jacobi's Schriften ab,

beſonders mit deſſen David Hume über den Glauben,« und bekannte dem Freunde »ſeine Unwiſſenheit und ſeinen Unverſtand« in philoſophiſchen Dingen, und wie er auch in ſeinem frühern Streite gegen Kant in Betreff der Menſchen-Racen, zum Theil eben aus Mangel an philoſophiſchen Vorkenntniſſen, manche Blöße gegeben habe. »Mein nächſtes Studium, ſchrieb er, wenn ich Muße gewinnen kann, ſoll ſein die kantiſche Philoſophie, mit der ich gar gern auf's Reine wäre. Noch kenne ich ſie nur, ſo zu reden, durch den dritten Mann, nämlich nach Sulzer's und Reinhold's Darlegung, und ſehe einſtweilen nur ſoviel ein, daß der Mann eigentlich noch keinen Widerſacher gefunden hat, der ihm gewachſen wäre. Sie gehen alle um den Brei und fürchten ſich vor dem Verbrennen.«

Er charakteriſirt dann kurz und treffend die damaligen Gegner Kant's und ihre Schwächen, — den gar lieben Mann Eberhard, Feder, der Kant's Schuhriemen nicht auflöſ't, Meiners, der nur polternd ſeinen ungeheuern Colectaneenſack von Gruditäten in's Publikum ausleert, ja Herdern, deſſen Göttin Phantaſie ein hübſches Kind iſt, das man küſſen, und dem man wider beßre Überzeugung den Willen thun muß. Jacobi's Angriffe gegen Kant waren Forſtern ſehr einleuchtend, wie denn ſo glänzende und geiſtreiche Anſichten, anſprechend in der Schreibart und das Gefühl angehend, ſich bei Nicht-Philoſophen ſehr angenehm machten. In mehreren Briefen aus dem Januar 1789 entwickelt unſer angehender Kantianer flüchtige, aber tüchtige Gedanken über Raum und Zeit, über die Idee Gottes und die

verschiednen Volksansichten von Gott, über Freiheit und Nothwendigkeit u. d. gl. An diesen Fragen damaligen Forschens suchte sein speculatives Talent die ersten Sporen zu verdienen, ohne doch mit seinen ganz braven Sätzen über Jacobi's Dilettantismus hinaus zu sprengen; wie er es denn diesem Freunde als große Leistung anrechnet, daß dessen Philosophie der Empfindung zurückgegeben, was die Denkkraft usurpirt habe.

Wenn nun auch zu dieser neuen Gedankenrichtung Jacobi's Schriften die äußere Anregung gaben: so erscheint diese speculative Theilnahme doch nichts desto weniger als ein Bedürfniß von des Freundes innern Geistesreife. Er scheint dies auch selbst erkannt zu haben, als er an Jacobi schrieb: »Sie müssen nur bedenken, daß ich über dreißig Jahre alt war, ehe ich ein Compendium der Logik in die Hände bekam, und nun mußte ich zu gleicher Zeit meine Vorlesungen lateinisch ausarbeiten, polnisch lernen, eine andre Wirthschaft, einen Haushalt in Litthauen anfangen, ein Weib nehmen u. s. w.; da kommt man wohl in der practischen Philosophie weiter, aber nicht so leicht in der Speculation.«

Nun getraut er sich auch nicht mehr, wie früher, die Metaphysik als unnütz, zeitverderblich und unfruchtbar zu verwerfen; dennoch hält sie der practische Mann als bloße Abrichtung der Geisteskräfte für ziemlich entbehrlich im Leben, und wirft ihr als das Schlimmste vor, sie gewöhne den Geist so sehr an einen gewissen entfernten, alles umfassenden Gesichtspunkt, daß man sich hernach zu den gewöhnlichen Verhältnissen des Daseins unter unserm Monde ordentlich herablassen müsse.

Mit dieſem treuen Herzen für das wirkliche Menſchenleben bewahrte ſich Forſter denn auch ſeine Freiheit gegen die Speculation, die bereits anfing die vornehmen Geiſter mehr und mehr an ſich zu locken. Wie gegen jeden Deſpotismus ſprach er ſich auf's Nachdrücklichſte auch gegen jede Tyrannei allgültiger Principien aus. »Eine allein ſeligmachende Philoſophie iſt mir ſo zuwider, wie ein allein ſeligmachender Glaube!« — Dies iſt ſein köſtliches Wort.

Freiheit.

Mit dem Aufgange des Rheins zu Anfang Februar 1789, mit den abziehenden Gewäſſern, die bis zur Mauer des Favorite-Gartens angeſchwollen waren, ſchöpfte Forſter Frühlingsausſichten. Er ging muthig an den Real-Catalog der Bibliothek, dem er täglich vier Stunden widmete, in der Hoffnung, die Maſſe des Unbrauchbaren herauszuſcheiden. Er rechnete auf das dereinſtige Erbarmen des Coadjutors; denn der Kurfürſt ſelbſt ſchien bereits an ſeinen großen Unternehmungen Verdruß zu finden. Auch die Univerſität entſprach ſeinen Erwartungen nicht. Er hörte nicht einmal mehr gern von ihr ſprechen. Wenzel war geſtorben, und ſeitdem fand ſich keine Seele, die ihn bei ſeinem beſten Willen unterſtützt hätte. Dieſer großgeſinnte Curator, bei der

Einrichtung der Hochschule und mit der Anzahl der bestellten Professoren weit über seine Mittel hinausgegangen, hatte sich zuletzt im Widerspruche mit der Administration der Fonds gesehen, die nur sein Werk in's Stocken zu bringen bestrebt war. Sein letztes Mittel, die fehlenden Fonds durch weitre Aufhebung von Klöstern zu beschaffen, war nicht mehr durchzusetzen gewesen. Und nachdem das Geld anfangs an Nebendinge verschleudert, manches auch veruntreut worden war, hielt es die unzufriedne Administration für angemessen, die Universität zu tyrannisiren, und die Bibliothek für die begangnen Fehler büßen zu lassen. So erreichte, nach Forster's Ansicht, die Partei der Übelwollenden ihren Zweck, Thätigkeit, Arbeitsamkeit und Aufklärung zu hemmen, und die berufnen fremden Professoren auf alle Weise zu behindern und in falsches Licht zu setzen.

Mit der aufgehenden Witterung empfand Forster auch bald die Nachwirkung seines verfeßnen Wintersleißes durch Schnupfen und Schlaflosigkeit. Kälte war sein Tod, wie er sagte, und Näße lähmte seine körperlichen und geistigen Kräfte. Indem er sich nun seiner Verstimmung überließ, verglich er sich, jetzt so lahmen, unbeholfnen Geistes, mit jenen Menschen — »bei denen die Ideen ein eignes Leben haben, immer unaufgerufen, von selbst im Kopf herumspuken, sich kreuzen, anstoßen, wider einander rennen, sich gatten und junge Ideen hecken, kurz, einen regen lebendigen Verkehr bilden, und in einem beständigen Streben sind auszufließen oder auszuströmen.« Solche Beweglichkeit vermißte er an seinen Ideen; er mußte sie aufstöbern, aus ihren Schlupf-

winkeln heraustreiben, und wenn er ſie aneinander reihen wollte, äußerten ſie keine Zuneigung zu einander, waren und blieben unfruchtbar. Er ſchrieb es der Zähigkeit ſeines Gehirns zu, und empfand einen niederdrückenden Mißmuth darüber. Er konnte eine Sache, die er behandelte, nie im ganzen Zuſammenhange, im Detail überſehen, und alle Operationen ſeines Gehirns gingen nicht über die zweite oder dritte Schlußverbindung hinaus. Dabei wollte er wahrgenommen haben, daß es mit der Kopfthätigkeit gerade bei einigem Unwohlſein noch am beſten ginge, daß ein kränklicher Nervenreiz ſeinem Geiſte behülflich wäre, wenn auch auf die Gefahr hin, daß ſeine Geſundheit ſich dadurch verſchlimmre. Dieſer Kampf zwiſchen Geiſt und Körper war ihm nicht recht. Der Geiſt ſollte herrſchen, erſchien aber für ihn nur als der Gegner des Genuſſes; ſo daß er ein mechaniſches, inſtinctmäßiges Hinleben, von Denken nur auf's Flüchtigſte durchwürzt, für ſich am meiſten zuſagend fand. Der Genuß aber, dem ja in ſeiner unüberlegenden Hingebung Raum und Zeit verſchwanden, erſchien ihm ſchon dadurch als der höhere Zuſtand des Menſchen, als ein Zuſtand urſprünglicher Vereinigung, die eben nur durch das alles trennende Bewußtſein und durch das Gefühl der Perſönlichkeit geſtört und aufgehoben werde. Daher galt ihm die Perſönlichkeit, als auf Einſchränkung beruhend, für das Ungöttliche am Menſchen, deſſen Unvollkommenheit eben darin läge, daß er nur mit und durch Perſönlichkeit genießen könne. Mit dieſer Anſicht berief er ſich auf jene frommen Schwärmer aller Jahrhunderte, welche die Seligkeit in den Zuſtand

der in die Gottheit aufgelöſ'ten Selbſtigkeit ſetzten, wie denn auch Chriſtus von der Gottheit keinen reineren Begriff, als den der alles in ſich auflöſenden Liebe gegeben habe.

Bei ſolcher Gelegenheit verſtieg ſich der von kränklichem Nervenreiz angeregte Denker bis zur himmelblauen oder nebelgrauen Frage von Geiſt und Materie. Er konnte vom Intellectuellen ausgehend die Materie, — von dieſer als etwas Realem aus, das Unkörperliche nicht begreifen, dennoch aber auch zwei getrennte Welten, des Geiſtes und des Stoffes, und ihr Zuſammenwirken nicht verſtehen. Hier lag ihm der alte Streit, den Niemand entſcheiden könne, und nur die Wahrnehmung fiel ihm wieder auf, wie man bei kränklichem Befinden mehr, als bei gedeihlichem Körper, zum Denken aufgelegt ſei. Eine humoriſtiſche Laune wandelte ihn darüber an. »Ihr habt es gut, ihr dürren Herrn! ruft er aus. Ihr wart ja von jeher auch die ſcharfſinnigſten Denker; Euer Geiſt fliegt mit Euerm Minimum von Materie davon, als ob es nichts wäre. Aber wartet nur, ich werde auch noch die Zeit erleben, wo ich das überflüſſige Phlegma verdunſten, und ganz abſetzen werde; dann wollen wir ſehen!«

Doch der warme, feierliche Ernſt des Herzens ſchlägt bei Forſtern ſtets vor. Von dem verdrießlichen Widerſpruche zwiſchen Wohlſein und Denken erhebt er ſich über die Räthſel von Geiſt und Materie, Bewußtſein und Genuß, Liebe und Leben, in der menſchlichen Perſönlichkeit verbunden und beſchränkt, zur Frage der Unſterblichkeit. Und indem er überlegt, daß Raum und

Zeit, nach kantiſcher Darſtellung, nur als unſere bedingte Exiſtenz, nicht aber an ſich ſelbſt vorhanden ſind, daß mithin die Aufeinanderfolge der Dinge in der Erſcheinungswelt wirklich bloßer Schein, und nur auf die Dauer unſerer perſönlichen, d. h. eingeſchränkten Exiſtenz gültig iſt, läuft ihm die Frage der Unſterblichkeit auf ein bloßes Wortſpiel hinaus. »Nehmt doch nur die Einſchränkung hinweg, und ihr ſeid wieder in dem urſprünglichen freien, unbeſchränkten, vollkommnen Daſein einer Allgemeinſchaft; Alles löſ't ſich aus ſeiner ſcheinbaren Abſonderlichkeit in einem unendlichen Daſein auf. — — — Darum aber auch kein Grübeln und kein Streiten über jenes uns unerfaßliche Ewige und ſogenannte Überſinnliche. Freiheit! ruft er dann aus, grenzenloſe Freiheit in allem, was über das durch erfahrungsgemäße Anſchauung des Gegebenen hinausgeht. Jeder wähle ſich ſeinen Weg, ohne daß es auf ſeine politiſchen Verhältniſſe Einfluß habe; jeder glaube ſo wenig oder ſo viel er kann; jeder ſage frei und ohne Furcht, was er glaubt; keiner freue ſich bloß der Duldung, ſondern jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was ſein ganzes Weſen mit ſich bringt; nur Der ſei ausgeſchloſſen von unſerm Bunde, der auf allein ſeligmachendem Wege zu gehen und das compelle intrare (den Pferdeintrieb) zu mißbrauchen ſich unterſteht: denn er iſt der Feind Aller, und deswegen ſei jedermanns Hand wider ihn!«

Da haben wir wieder unſern alten, ſeelengeſunden Forſter, der nie herrlicher iſt, als wenn er die tropiſchen Früchte ſeiner freien und weiten Gedanken in die

abſtändigen, dumpfigen Verhältniſſe unſeres bürgerlichen Lebens bringt und zur Erfriſchung darbietet. Nichts iſt dieſem edeln Herzen ſo zuwider, als jedweder Deſpotismus im Glauben wie im Wiſſen und Wollen, jede »certaine Science, ſie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin.« —

Von ſeinen Verſtimmungen ſuchte Forſter immer noch gern ſich durch einen kürzern oder weitern Ausflug in die Welt wieder herzuſtellen. Und wirklich liegt ja für Jedermann in den umfaſſenderen Lebensgebieten irgend eine Abhülfe für irgend eine der mannichfachen häuslichen Verkümmerungen. Jetzt benutzte er die Oſterferien im April zu einem Beſuche Jacobi's im Pempelfort. Thereſe und Sömmering begleiteten ihn. Sie brachten dort bei leidlichem Frühlingswetter neun vergnügte Tage zu. Forſter wäre gern länger geblieben, zumal er ſich in den letzten Tagen heimlich unwohl fühlte: allein der Kurfürſt hatte ihm in einer Geſchäfts-Audienz die Ferienzeit auf 14 Tage beſchränkt, nur, wie der unwillige Freund meinte, um den Herrn de mauvaise grace zu ſpielen; wie denn auch die vorbeſtimmte Sitzung in Bibliotheksangelegenheit hernach wirklich nicht gehalten wurde. —

Die Liebenswürdigkeit Jacobi's nahm Forſtern immer wieder ein, ſo oft ihn auch irgend eine Schrift oder eine abſprechende Anſicht deſſelben verdroſſen hatte. Ja, bei einer brieflichen Mißdeutung, die Forſtern auf's tiefſte kränkte, kam er nach jenem Beſuche dem ariſtokratiſchen Philoſophen mit verſöhnungbietender Hand entgegen; weil Verſchiedenheit der Meinungen die Freundſchaft nicht ſtören dürfte, die ja ſonſt nicht eher möglich wäre, bis

die Natur alle Individualität aufgehoben hätte. Auch Spinoza war diesmal kein Dorn gewesen; vielmehr hatten die um die Hälfte vermehrten Briefe Jacobi's über diesen ungläubigen Denker unseres Freundes Beifall in dem Grade, daß er sie für das Beste, was Jacobi geschrieben, und ihn selbst für den hellsten und tiefsten Denker erklärte, der mit Wärme und Richtigkeit des Gefühls echte Billigkeit verbinde, die von keinem mehr, als Consequenz in seinem Denken fordre. Aber auch als Mensch erschien ihm Jacobi unvergleichlich. Für heitern, wohlthuenden Verkehr der Menschen blieb Forster in jeder Lebenslage gestimmt. Er beklagte daher des vereinsamenden Lichtenberg's moralische Verkümmerung, und Müller's Enthaltsamkeit von Umgang und Zerstreuung. Dieser, mit des Kurfürsten Kabinetsgeschäften überladene und dabei auf seine geschichtlichen Studien versessne Mann war denn eben auch in seiner auffallenden und moralisch schwer beschuldigten Zurückgezogenheit bedenklich erkrankt. Der Kurfürst fand sich dadurch um so rathloser, als ein Gerücht von dem lebensgefährlichen Zustande Kaiser Joseph's sich verbreitete, und den Erzkanzler des Reichs mit dringenden Wahlgeschäften bedrohte. Glücklicherweise war diese Besorgniß eben so voreilig, als das Gerede von Müller's Kränklichkeit übertrieben. Der Kabinetsrath erholte sich im Laufe des Sommers zum Verdruß der Mainzer, die ihm als Fremden und Protestanten das entschiedne Vertrauen des Kurfürsten mißgönnten, und seine Talente nie lauter gepriesen hatten, als so lange sie seines nahen Todes sich versahen. Dagegen hatte dieses Frühjahr doch aus Forster's Weltverbindungen einen

berühmten Mann weggenommen, — Camper, der zum Leidwesen aller europäischen Naturforscher am 7. April, 67 Jahre alt, im Haag gestorben war, wohin er vor zwei Jahren als wirklicher Staatsrath von Franeker sich übergesiedelt hatte.

Inzwischen sollte das Unwohlsein, mit welchem Forster aus Pempelfort zurückgekehrt war, sich in der Gestalt von Schlaflosigkeit oder unruhigem Schlafe bis in den Sommer hinein erhalten. Daher nahm er im Juli mit seiner Familie auf vier Wochen einen ländlichen Aufenthalt in Eltwill, wo er sich denn auch, aller Ungunst des Sommers ungeachtet, durch Luft und Rheinbäder zu einem erfrischten, wieder schreibfertigen Menschen herstellte. Das Wetter dieses Sommers war kalt, wie im November rauh, und den im letzten Winter ersparten Regen nachbringend. Die Ernten fielen schlecht aus, und an Weinlese war nicht zu denken. Theuerung stand bevor, und nahm in Frankreich bereits überhand.

Dennoch trieb nicht das Wetter den Freund früher, als er gewünscht hätte, sondern das Bibliothekgeschäft rief ihn zur Stadt. Die Sammlung auf der Carthause sollte gesöndert, und mit der städtischen vereinigt werden. Zu einer Zusammenstellung der Dubletten war ihm ein Bodenraum angewiesen, auch die Herstellung einiger Repositorien auf dem alten Bibliothekſaale bewilligt worden. Diese blieben aber von der Universität aus Geldmangel unausgeführt, und Forster legte, um sich wenigstens vor Verantwortung zu wahren, seine Vorstellungen und Plane zu den Acten.

Auch damals schon pflegte die gute Jahrszeit einen

Strom von Reiſenden an den Rhein zu führen, und es fehlte daher auch in dieſem Sommer dem Forſter'ſchen Hauſe nicht an manchem Zuſpruch. Graf Molkte kam mit Baggeſen, dieſem ſanften und doch leidenſchaftlichen Poeten, wie ihn Forſter bezeichnete, auf ihrer Reiſe nach Italien über Mainz. Ihnen folgten für uns unintereſſante Leute aus London und Mitau, und ſpäter trafen Wilhelm von Humboldt und Campe, beide von Paris ein, voll von der dort ausgebrochenen Revolution. »Schön iſt es zu ſehen«, war Forſter's erſter Gedanke bei dieſem weltgeſchichtlichen Vorgang, »was die Philoſophie in den Köpfen gereift, und dann im Staate zu Stande gebracht hat, ohne daß man ein Beiſpiel hätte, daß je eine ſo gänzliche Veränderung ſo wenig Blut und Verwüſtung gekoſtet hätte. Alſo iſt es doch der ſicherſte Weg, die Menſchen über ihren wahren Vortheil und über ihre Rechte aufzuklären: dann giebt ſich das Übrige wie von ſelbſt.« —

Campe hielt ſich nur einen halben Tag in Mainz auf, und Forſter ſcheint mit ihm in einen lebhaften Streit über die damaligen Unterrichts- und Erziehungsgrundſätze gerathen zu ſein, mit denen er wenig einverſtanden war. Sie ſchieden aber ohne einander verſtändigt zu haben, und ohne daß Forſter ſich über die Gunſt, die das Publikum dieſen Männern ſchenke, zufrieden gab.

»Der gute Herr v. Humboldt« verweilte aber faſt den ganzen September, und half, nachdem er ſich »von der pariſiſchen, nicht paradieſiſchen Freiheit auserzählt hatte, dem mainzer Freundekreiſe das Leben würzen, das

ohne ſolchen Zuſatz wirklich inſipid erſcheine. Während dieſes Aufenthaltes nahm er an einer literariſchen Fehde und Arbeit Forſter's lebhaften Antheil.

Das Auguſtheft der »berliner Monatſchrift« hatte nämlich den abgedruckten Brief eines Beamten in Eltwill gebracht, worin der Witwe eines Proteſtanten der Rath ertheilt wurde, ihre Kinder katholiſch zu erziehen. Bieſter, der Redacteur, erſter Bibliothekar in Berlin, und als Überſetzer von Anacharſis Reiſen bekannt, ein für Aufklärung eifernder Mann, zog gegen den Proſelytenmacher in einer ſo unberufnen Weiſe los, daß es Forſtern um ſo mehr empörte, als jener Beamte namhaft gemacht war. Ein ſolches Verfahren verſchlug gegen des Freundes Begriff von der Freiheit im Denken und Glauben, die er überall dergeſtalt geachtet wiſſen wollte, daß irrige oder gemeinſchädliche Lehren nur als ſolche widerlegt, niemals aber die Perſon eines Andersdenkenden als verächtlich oder ſträflich angetaſtet würde. Was ihn aber noch beſonders bewog, ſich des Angegriffnen anzunehmen, war der Umſtand, daß er ſelbſt mehrere Wochen in Eltwill gewohnt hatte, und in den Verdacht zu kommen fürchtete, auch er ſei ein Spion der berliner Jeſuiten-Riecher. Er ſchrieb daher nicht ohne Aufregung den Aufſatz über Proſelytenmacherei, (Sämmtl. Schriften 3. Bd.), las ihn aber ſtückweiſe den Freunden Sömmering und Humboldt vor; indem er auf der Stelle verbeſſerte, was denſelben nicht beſtimmt oder verclauſulirt genug erſchien. So ging denn die kleine Abhandlung an die Monatsſchrift ab, und erſchien ſpäter abgedruckt.

Jacobi wollte dem ganzen Aufſatz eine gewiſſe Un-

behaglichkeit anfühlen; es wäre der Kunſt zuviel und zu wenig; Gedanken und Rede flöſſen nicht in einander, und ſtrömten nicht zuſammen fort, wie man es an Forſter's Arbeiten ſonſt gewohnt wäre. Er enthalte aber viel treffliche Stellen, und es ſei gut, daß er in's Publikum komme. — Jene Ausſtellungen betreffen bloß die Form der kleinen Arbeit: der Inhalt iſt leider! wieder ſehr zeitgemäß, und empfiehlt ſich daher der Gegenwart um ſo mehr zur Betrachtung, als dieſelbe gegen damals ſo beklagenswerthe Rückſchritte, beſonders auch im Kirchlichen macht. Forſter weiſt nämlich nach, daß man in verſchiednen katholiſchen Staaten Deutſchlands eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom und mit der Einführung der Denk- und Gewiſſensfreiheit beſchäftigt ſei. —

Den 22. September begleiteten die Freunde den reiſenden Humboldt bis Oppenheim, wo er aus ihrer Umarmung ſchied. — »Die gute, reine Seele! ſchrieb Forſter an Jacobi. Ich habe mich ſeines jugendlich warmen Gefühls bei ſo männlichem Geiſte, ſo reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreut.«

Welche Bewandtniß es mit der von Forſter in Schutz genommenen Sache hatte, erfuhr er umſtändlich erſt im nächſten Frühjahre, als der Amtmann Bender in Eltwill ihm für ſeine Vertheidigung herzlich dankte und die eigenthümlichen Verhältniſſe, unter welchen der fragliche Brief geſchrieben worden, darlegte, da ſich denn ein unmündiger junger Adliger ergab, der ſich durch Einſendung eines vor Jahren geſchriebenen Briefes der Dank-

barkeit für die ihm und seiner Familie von Bender erzeigten Dienste entledigt hatte.

Bezeichnend für Forster ist es, daß er sich nicht bloß eines verletzten nachbarlichen Mannes, sondern selbst des wildfremden Menschenstammes der Mongolen öffentlich annahm; nämlich gegen Meiners, diesen »apodiktischen Rechtbaber«, der zweierlei Menschen unterschieden hatte, — die sittlich vollkommnen Celten, und die von Natur häßlichen, mit bösen Neigungen ausgestatteten Mongolen.

Ein andrer Aufsatz, »Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit,« erschien im 3. Stücke des neuen deutschen Museums. Forster nannte es einen launigen Einfall, wie er darin nachgewiesen, daß ganze Völker dieselben Stufen der Bildung hinanzusteigen hätten, die den einzelnen Menschen vorgezeichnet seien. »Die Natur scheint anfänglich auch bei den Völkern nur für Erhaltung zu sorgen (muskularische Cultur); späterhin, wenn sie reichlichere Quellen der Subsistenz ausfindig gemacht haben, kommt die Zeit ihrer Vermehrung (spermatische Cultur); sodann entstehen große Bewegungen, gewaltsames Streben nach Herrschaft und Genuß (heroische Stufe); endlich entwickelt sich der Verstand, verfeinert sich die Empfindung, und die Vernunft besteigt ihren Thron (sensitive Culturstufe).

Innre Sammlung.

So durfte Forster am Ende seines ersten mainzer Jahres sich gar wohl seines Fleißes rühmen. Es war manches zu Stande gekommen als Frucht jener ruhigen Seelenstimmung, die von keinem Weltverlangen gestört wurde, und von keinem innern Mißbehagen kränkelte. Wie schön erkannte er dies selbst, als er anfangs des Jahres 1790 an Heyne schrieb:

»Die Freude, die Meinigen vergnügt um mich zu sehen, der innere Umgang mit mir selbst, wobei ich merke, wieviel der immerwährende Zuwachs von Kenntnissen den Genuß des Daseins erhöht, indem man in sich selbst einen immer reineren Abdruck der äußern Welt gewahr wird, alle Verhältnisse sich immer mehr bestimmen und zu einem helleren Ganzen verbinden, — das und das Vergnügen, in einem unendlich kleinen Kreise doch auch etwas für das Ganze thun, einen gewissen Einfluß behaupten zu können, muß, dünkt mich, jeden thätigen Menschen überzeugen, daß keine Art von Existenz dieses Maaß von Glück gewährt, dessen er in seiner Thätigkeit theilhaftig wird. — — Es giebt gewiß, wenn gleich nicht für uns, einen höhern Gesichtspunkt, wo das Trivialste und gar nichts Scheinende als Bindungsmittel des Ganzen so wichtig ist, wie das anscheinend Große.«

Diese innige Zufriedenheit mit sich und seiner Lage hatte sich auch schon in der Zueignungsschrift ausgesprochen, womit er im vergangnen Sommer — »die Erstlinge seiner mainzer Nebenstunden« dem Kurfürsten öffentlich darbrachte. — »Es ist das Werk Ew. Kurfürstlichen Gnaden,« hieß es darin, — »daß ich in Deutschland zufrieden lebe, daß auf eine mühselige Jugend ein Zeitpunkt des stillen Genusses folgt, ehe noch des Lebens Werth dahin ist; daß mir eine wärmere Sonne scheint, und die Natur schöner um mich lacht; endlich daß ich das Kostbarste, womit je ein Fürst einen Schriftsteller beglückte, die Zeit nach dem Maaß meiner Kräfte dem Nutzen meiner Mitbürger widmen kann,« u. s. w.

Da schienen jene Anwandlungen im Stillen überwunden, die er noch im November gegen Jacobi hatte laut werden lassen: »Mein Kopf ist leer, ich weiß der Welt nichts Eignes mehr zu sagen. Wer doch auch nach Italien oder nach England oder nach Spanien oder noch weiter hin, wo nur irgend Neues zu sehen ist, reisen könnte' Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch die zwei kleinen Öffnungen der Pupille fällt, und die Schwingungen des Gehirns erregt. Die armseligen vierundzwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes ist die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in diesen Tagen 35 Jahre alt, die beste, weil die beste Hälfte des Lebens ist dahin, und mir wie unnütz verflossen' Ich wende mich weg von dieser Ansicht.«

In der That scheint er dies auch entschloßner, als sonst, gethan zu haben; wie denn die reifende Männlich-

keit ohnehin leicht von flüchtiger Schwermuth angewandelt zu werden pflegt. Auch redete ihm Jacobi diesen Anflug seiner alten Reiselust aus; indem er ihm mit feinem Wink andeutete, woher einem, ohne zu reisen, noch gar manches durch die zwei kleinen Öffnungen der Pupille zugehen könne. — »Es grämt mich mehr, als ich es Ihnen sagen kann, schrieb er, daß Sie das Leben mit Übersetzen und Compiliren versauern müssen. An Ihrer Lust zu reisen nehme ich weniger Antheil. Lesen Sie den Homer, den Sophokles, den Herodot, den Plato, und Sie gewinnen wahrlich mehr dabei, als bei einer Wanderung durch Spanien oder Welschland.«

Freilich brachte er dadurch Forstern nur auf einen andern Gegenstand seiner Unbefriedigtheit. Der Freund beklagte eben seine mangelhafte Kenntniß der Alten, um erst ein rechter Schriftsteller zu werden. Dann würde ihm alles sanft und reichlich hervorströmen, was er jetzt aus sich herausreißen müßte; es würde mehr ein Ganzes bilden, mehr individuel bei aller Allgemeinheit sein können. Und indem er sich von nichts mehr anekeln ließ, als von seiner jetzigen literarischen Existenz und Abhängigkeit von Buchhändlern, vom guten Wetter, von einer guten Verdauung und einer heitern Phantasie: kam ihm auch sein geringes schriftstellerisches Glück in den Sinn. Er verstand darunter einen einträglichen Absatz seiner Schriften; denn die Anerkennung, der Beifall denkender Männer und gebildeter Kreise ging ihm durchaus nicht ab. Lichtenberg z. B. wurde nie wärmer, als in der Anerkennung seines herrlichen Freundes. Er, der Einsamverkümmernde, der aus Geiz mit Briefen geizte, hatte

um diese Zeit wieder einmal — mit Gelegenheit eines Referenten, geschrieben, und bewunderte an Förster's Aufsätzen den geraden, immer gleich starken Strich, der ihm wie der Gang eines schönen Mädchens entzückte, ihm, dem so etwas schlechterdings versagt sei. Aber Förster konnte leider gerade die baaren Abfälle der schriftstellerischen Acker nicht außer Absicht lassen, und diese Gewinnste wurden von »Schmierern« bezogen, von Gaudy mit seinem »väterlichen Rath«, von Meißner mit seinen »Skizzen«, von Salzmann mit seinem »Carl von Carlsberg«. Die Fortsetzung dieses breiten Romans warfe mit 5 Louisd'or per Bogen gesucht, und Becker's »Noth- und Hülfebüchlein« hatte dem Verfasser 12.000 Thaler eingetragen. —

An einem reifenden Obste bemerkt man, wie gerade die Sonnen- und Wetterseite seines Hanges sich am lieblichsten bräunt und röthet. Von dieser Seite, so zu sagen, erkannte Vater Herne Förster's innere Gleise mit Zufriedenheit an. Allerdings traf es eben jene Seite des thätigen Lebens, von welcher Förster dem Schwiegervater manche Sorge gemacht haben mochte. Wenn wir den gelehrten Alten selbst in literarischen Dingen, wie z. B. über Kant's Bedeutung, von sehr befangenem Urtheil finden, wie viel leichter mögen wir begreifen, daß er Förstern in dessen grellartigem Thun und Lassen da nicht immer richtig erfaßte, wo sich seine sonst warme Liebe für den ehrlichen Schwiegersohn durch einige väterliche Sorge trübte. Um so mehr mag es ihm von Herzen gegangen sein, als er Förstern schreiben konnte:

»Daß Sie in Ihren thätigen Ihre Zufriedenen

suchen, trennt mich. Allmählich, sehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man sich so gern verstrickt, als müßten wir alle in das Große, in das Ganze wirken, sonst hätten wir Ursache mißvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu sein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen sichtbareren Beweis von Schwäche, als eben dieselbe. — — Ein kranker Mißmuth, daß ich auf keinem höhern Posten stehe, führt zu nichts, als nur dahin, daß ich auch den eingeschränkten Kreis schlecht ausfülle; und ein höherer Geist, — wie muß der nicht meiner kleinern unanständigen Eitelkeit spotten' –

Hätte nur der belehrende Papa nicht selber noch in seinem 60sten Jahre so lebhaft an die Erweiterung seiner Lage durch Übersiedlung nach Kopenhagen gedacht, wohin ein Ruf an ihn ergangen war! Doch brachte ihn endlich eben dies 60ste Jahr nebst einigen kanischen Bedenklichkeiten zum Entschluße, lieber doch in Göttingen zu bleiben, nachdem er sich und die Lieben in Mainz mit dieser unruhigen Angelegenheit viel beschäftigt hatte.

Nun gerade in der Zeit, worin Forster sich innerhalb seiner ruhigen Wände zu befriedigen anfing, wurde die Welt um ihn her unruhig, und drohte den Mann herauszufodern, der eine Weile aufgehört hatte, nach ihr zu streben. Alles war auf das revolutionäre Paris gespannt. Forster selbst sah zuerst noch mit gelaßnem Wohlgefallen dieser wachsenden Bewegung zu, in deren Spannungen, von ihm ungeahnt, das Verhängniß seines Lebens mitwirkte.

Viel zahlreicher, als diejenigen, die Forster's Ge-

dick beklagten, waren stets Jene, die ihn schwer beschuldigten. Wir müssen daher seiner Theilnahme an der Revolution Schritt vor Schritt folgen. Die Fährte derselben zieht durch seine Briefe, rein ausgedrückt; denn hat Forster irgend etwas ohne Voraussetzung oder Vorausberechnung geschrieben, so sind es jene Grüsse, in denen sich jede wechselnde Seelenstimmung so frisch, wie unvergänglich wittern läßt. Die französische Revolution fand ihn auf einem Höhepunkte der Betrachtung, der kein Ausgangspunkt demokratischer Betheiligung zu werden pflegt. Was möchte ihn wohl zu revolutionären Unternehmungen treiben?

Zu jener Zeit hatte er keine politische Correspondenz. Scheu vor allem Ordenswesen, hielt er sich auch von allen politischen Verbindungen zurück, wenn etwas der Art irgendwo bestand. Seine Lebensgewohnheiten und Neigungen wichen dem Leben und Treiben der untersten Volksklassen eher aus, als daß sie es aufgesucht hätten; während seine Arbeiten und Ansichten die Gunst der Herrschenden, die Wege weit aussehender Unternehmungen suchten. So weit entfernt stand anfänglich der Freund von allem Revolutionären. Er versprach sich nicht einmal so Außerordentliches von Dem, was damals alle Gtein in Deutschland begeisterte. An Vollkommenheit, zu der es in menschlichen Dingen gebracht werden könnte, glaubte er nicht mehr; nur Grade und Stufen des mehr oder weniger Unvollkommnen gab er zu, und daß, wenn nur das Bessere errungen werde, alles geleistet sei, was man von der Menschheit verlangen könne. Darum verwarf er jedoch den Enthusiasmus nicht, der um Paris

stammte. Ohne ihn, was würde nun gar aus der Menschheit in unserm Welttheile? fragte er. In Frankreich wollte er es ausgähren lassen, und sah Mirabeau nur als den Sauerteig an, im Grund eine ekelhafte, jedoch eine sehr unentbehrliche Substanz. — Wie nun aber Reibungen Wärme erzeugen, so konnte sich auch Forster's Theilnahme an den Kämpfen in Frankreich nicht immer so kühl erhalten. Gegen Ende des Jahres war es ihm ein interessanter Anblick, nicht daß Frankreich kämpfe, sondern wie es kämpfe, und wie dieser Strauß der Demokratie mit dem Despotismus keinem frühern ähnlich sei, und das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft trage.

Die Einwirkungen jener Kämpfe auf Deutschland entgingen seiner Beobachtung nicht. Es regte sich in Kassel, ohne -diesmal- zum Ausbruche zu kommen. In Trier wollte das unruhige Volk seinen Beschwerden abgeholfen wissen. Auch für Mainz fing er an zu fürchten, zumal der Hunger ein gewaltiger Agent der Revolution zu werden drohte. Der Laib Brot war von 8 auf 13 Kreuzer gestiegen, und die Fruchtsperre in der Pfalz ließ noch ein Steigen der Theuerung besorgen.

Preußen hielt Forster ohnehin stets im Auge. In einem Briefe an Heyne meinte er einmal, das preußische Kabinet müsse für alles Feine kein Gefühl haben, weil es für die Verfolgungen in öffentlichen Blättern unempfindlich bleibe, während dieselbe doch in's Publikum wirke, und daß Leute, die nichts anderes, als die Jagd auf Jesuiten oder die Verfolgung eines Stark im Kopfe hät-

ten, selbst leer waren, und nichts besseres mehr liefern konnten.

Überhaupt, wie ja Forsters Leben mit all jenen Fragen und Kämpfen, Leiden und Entrüstungen, von denen es selbst bewegt war, noch warm in unsere Gegenwart hineinpulsirt: so begegnen wir auch Äußerungen des edeln Mannes über die preußische Politik so bezüglicher Art, als ob sie gestern gesprochen worden; wie denn freilich der Fürstenbund und der Rückzug aus Lüttich, unter allen abweichenden Umständen, doch lebhaft genug an die Union und an Kurhessen erinnern.

Der Winter war nun vorüber. Kälte und unruhiger Schlaf hatten den Freund gar hypochondrisch gestimmt: er empfand das Bedürfniß einer lebhaftern Bewegung; die alte Reiselust erwachte wieder, und brachte ihn auf den Gedanken London zu besuchen. Er versprach sich manches, was in seinen Kram tauge für Geographie, hoffte die Kabinette von Holland und London für die Naturgeschichte zu benutzen, für sich und Sömmering Materialien zur Erforschung der Verwandtschaft der Thiere mit den Menschen einzusammeln und über moderne Kunst dies und das aufzuzeichnen. Und wollte dann hinter diesen schönen wissenschaftlichen Absichten doch die Geldfrage nicht ganz verstummen: so ließen sich die alten Forderungen seines Vaters an die Admiralität hören, die jetzt vielleicht geltend, d. h. zu Geld gemacht werden konnten. Auch war allerdings nur noch in London die geeignete Unterstützung zu jenem umfassenden Werke über die Südsee zu erwarten, für welches Forster sich bis jetzt vergebens um einen Verleger in Deutschland bemühte.

zunächſt, und bis einer oder der andre dieſer Anſchläge etwas einbringen würde, lag noch der Reſt der von Rußland bezognen Gelder zur Verwendung da — als Vorſchuß zu den Reiſekoſten.

Der Kurfürſt bewilligte einen dreimonatlichen Urlaub zu dieſer Reiſe, und ſobald der erwartete junge Alexander von Humboldt ſich als Reiſegefährte eingefunden, traten beide die Rheinfahrt an.

Hinter ihnen war das Gaſtrum Doloris, das Leichengerüſt zu den Seelmeſſen für den am 20. Februar verſtorbenen Kaiſer Joſeph bereits abgebrochen, und die zahlreichen ſilbernen Leuchter mit demſelben entfernt; aber das ſechswöchige Trauergeläute mit allen Glocken tönte ihnen von den Thürmen der Stadt nach, als ſie zwiſchen den aufgrünenden Inſeln des prächtigen Stromes dahin fuhren.

Ein Hausfreund.

Wie man die einzelnen Gegenſtände am genaueſten in der Nähe erkennen, ihren Zuſammenhang aber beſſer aus einer gewiſſen Höhe beurtheilen kann: ſo erſcheint uns auch erſt auf dem Gipfel der Gegenwart jene Rheinfahrt und Reiſe, von der uns nur wenig Umſtändliches mitgetheilt worden, in ihrer von beiden Gefährten damals ſelbſt nicht geahnten Bedeutung.

Alexander von Humboldt, seit 1789 in Göttingen studirend, hatte im Heyne'schen Hause Forstern kennen gelernt, als dieser, von Wilna dahin zurückgekehrt, eine neue Bestimmung abwartete. Der Weltumsegler zog ihn an; die Erzählungen aus der Südsee nährten in der Brust des Jünglings die frühen transatlantischen Träume und den Drang, jene fabelhaften Welttheile zu sehen, die eben so lebhaft, als sie seine Phantasie beschäftigten, den ihm eingepflanzten Forschungstrieb reizten. Wie von einer höhern Mission getrieben, erschien nun der 21jährige junge Mann in Mainz, um die Reise nach England mitzumachen. Es war, als ob er unter des Weltumseglers erweckender Anleitung eine Vorschule zu den großen Weltfahrten machen wollte, die an Umfang und Vielseitigkeit der Erforschungen, Beobachtungen und Mittheilungen Forster's jugendliche Seereise weit übertreffen.

Von solcher Bestimmung des jungen Mannes hätte Forster sich damals nichts träumen lassen; zumal Humboldt von schwächlichem Aussehen, fortwährend mit seiner Gesundheit zu kämpfen hatte. In einem Brief an Jacobi bemerkt der Freund, indem er bedauert, daß Wilhelm v. Humboldt, der ältere Bruder, aller öffentlichen Thätigkeit entsagen wolle: »deste mehr wird Alexander wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu.«

Wie verhängnißvoll muß uns heute jene Zusammenkunft Humboldt's mit Forstern erscheinen, — ein zartes Reis, zu einer erstaunlichen Ausbreitung auf einen abständigen Stamm gepfropft! Es war der Moment, in welchem unserm Forster seine alte Weltbestimmung

abgenommen, und mit erweiterten Aufträgen an Humboldt überliefert wurde.

Leider ging Forster's Verhängniß jener Lage noch weiter, und bereitete ihm auch für seine häusliche Zukunft noch schmerzlichere Entsagungen zu. Welt und Haus entzogen sich ihm, um dem verlaßnen Manne — wir werden sehen welchen wankenden Boden übrig zu lassen.

Was in einem bloßen Roman aus poetischen Motiven entwickelt werden darf, läßt sich in einer Lebensgeschichte nur als unbestrittne Thatsache darlegen, deren Werden und Wachsen verhüllt geblieben, und kaum mit seelenforschender Vermuthung zu berühren ist. Therese sagt in ihren Mittheilungen über Forster:

»Warum eine Ehe, in der gegenseitige Achtung und innige Theilnahme unerschütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, ist das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat. Der scharfsinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenossen haben Thatsachen in der Hand, um ihre Ansicht zu bilden.«

Zu diesen Thatsachen gehört denn freilich auch eine fremde Liebe, die in dem verunglückenden Ehebunde Boden und Pflege fand, — die Liebe eines Freundes, dem Therese gleich nach Forster's Tod ihre Hand reichte.

Dieser Hausfreund war Ludwig Ferdinand Huber, seit Ostern 1788 Legations-Sekretär der sächsischen Gesandtschaft in Mainz. Sein Vater Michael Huber war — man weiß nicht wie und wann — aus dem Niederbairischen nach Paris gekommen, wo er als Lehrer und

Literat den Franzosen einige Bekanntschaft mit unserer frühern Literatur durch Übersetzungen vermittelte. Nachdem er später seine Haushälterin, eine wackere und nicht ungebildete Französin, geheirathet, brachte er sie und seinen zweijährigen Knaben mit nach Leipzig, als er 1766 an die hasige Universität als Lector der französischen Sprache berufen wurde. Der junge Huber, ein hübsches Kind, aber mit der englischen Krankheit behaftet, wurde etwas verzärtelt, aber sorgfaltig erzogen, einer jener Knaben, die lebenskränklich und leselustig frühreif werden. Schon in seinem 13ten Jahre lieferte er Übersetzungen zum Drucke, blieb aber in körperlicher Ausbildung so sehr zurück, daß er herangewachsen nicht ohne Angst auf ein Fußbänkchen treten, und nie ohne Entsetzen die Sprossen einer Leiter besteigen konnte. Einen steilen Abhang herabzulaufen, versagte ihm der Athem seiner kurzen, eingedrückten Brust. Als junger Diplomat vielseitig unterrichtet, blieb er doch ungewandt im Leben, zum Tanzen ungeschickt, und ein Pferd zu besteigen unfähig. Dabei verwöhnte er sich in Diät und Kleidung. Dieser Schwächlichkeit entsprach eine weiche, gütige Gemüthsart mit einer kleinen Neigung zu milder Satyre. Auch stand es vielleicht im Zusammenhange mit seiner engen körperlichen Ruhrigkeit, daß er auch geistig ohne Anregung nicht leicht aus sich herausging, Menschen und Dinge in sehr wenig Beziehungen beobachtete, und augenblickliche Erscheinungen selten in ihrem ursachlichen Zusammenhang erfaßte. Mechanische Fertigkeiten gingen ihm ab; seinen umfassenden Kenntnissen gebrach die eigentliche wissenschaftliche Grundlage, und im Handeln

folgte er mehr dem moraliſchen Gefühl, als moraliſchen Grundſätzen. Ja, er glaubte an ein gewiſſes nothwendiges Beſtimmtwerden im Leben: ſo daß man eigentlich Geſchehenes nie bereuen, ſondern Unrecht nur verbüßen könne.

In dieſer Haltloſigkeit, in dieſem ſich Hingeben und Gehenlaſſen, in dieſer poetiſch geſtimmten Unthätigkeit, worin Reden ihm als Genuß, Empfinden als Handeln erſchien, entging er doch ſittlichen Kriſen keineswegs. Wenig beliebt durch ſein ſchlaffes, unumgängliches Weſen und durch die poetiſirende Laune, in Verſen und Tiraden zu antworten, gerieth er durch einen etwas abenteuerlichen Hang in ein Haus, worin liederliche Männer der höhern Klaſſe und Schauſpieler ihr Weſen trieben. Hier fühlte er ſich zwar nicht froh; aber es that ihm anfangs wohl, ſich in ſeinen Eigenheiten und Schwächen einmal geduldet zu ſehen, und er hielt darum ſchmerzlich aus, bis er durch Spielverluſte zur Beſinnung kam. Nun raffte er ſich auf, und ward erwerbſam durch Schriftſtellerei. Eine gefährliche Krankheit kam dazu, aus welcher er, bisher verwöhnt nur mit Andern zu denken und zu fühlen, mit der wieder erlangten Geſundheit auch zu etwas mehr Selbſtändigkeit genas.

Aber auch nach dieſer Umwandlung behielt Huber noch genug von jenen Eigenheiten, die gerade für Forſter nichts Einnehmendes hatten. Solch' unthätiges, ſchwankendes Sehnen nach einer Lebensbeſtimmung, wobei ein ſo junger Mann zu Grunde gehen müſſe, war ihm zuwider. Auch Thereſe fand an ſeinen Gewohnheiten, geſellſchaftlichen Nachläſſigkeiten u. d. gl. manches zu tadeln,

und ſchonte ihn nicht mit ihrem Spotte. Doch Huber blieb unbefangen und unverdroſſen, unabläſſig bemüht, die intereſſante Familie für ſich einzunehmen. Er brauchte nun einmal, ſelbſtgeſtändig, etwas zum Schluſſe ſeines Tages, »damit demſelben beim Niederlegen nicht, wie bei unvollendeten Accorden, die letzten Töne fehlten.« Forſter, für den er ſchwärmte, erſchien ihm ein gar guter Menſch, voll Feuer, reinen Gefühls und echter Naivetät. Da derſelbe aber mit Menſchen verkehrte, denen Huber zuwider war: ſo legte es dieſer, wie er brieflich geſteht, auf einen langſamen Eroberungskrieg an. Und wirklich gewann er immer mehr Boden im Forſter'ſchen Hauſe. Schon gegen Mitte December bekannte er einem Freunde: »Mit mir und Forſter's fängt es an, ſich ſehr gut zu machen. Wir ſind nahe daran einen Zirkel untereinander zu bilden, wie ich ihn ſehr brauche.« — Er rühmte Forſtern, der mit ſeinem umfaſſenden Feuer nichts ausſchließe, und ſich für alles entzünden laſſe, während Heinſe immer nur an einer Stelle brenne, und außer dieſer eiskalt bleibe.

Bald zog denn auch der junge Mann von dieſem Umgange die beſten Gewinnſte für ſeine Ausbildung. Forſter trieb ihn zu mehr gehaltner Thätigkeit an, und lenkte ihn zu einer mehr practiſchen Anwendung ſeines Wiſſens. Huber hatte einen lebhaften Hang zum Dramatiſchen, und Forſter ſcheint ſich anfangs dafür intereſſirt zu haben. Er begleitete den jungen Mann Ende Septembers 1789 nach Wiesbaden, wo ſich eben Iffland aufhielt, dem Huber ſein Drama »das heimliche Gericht« zur Aufführung in Mannheim übergab. Ja ſpäter reiſ'te

unſer Freund mit Hubern zur Aufführung des Stücks dahin. Wahrſcheinlich in Folge der gemachten Erfahrung über Huber's Talent und Leiſten rieth ihm Forſter von der dramatiſchen Dichtung ab zur Bearbeitung von Reiſebeſchreibungen; ja er zog ihn zur gemeinſchaftlichen Überſetzung der Briefe Düpaty's sur l'Italie heran; wobei er freilich mit ſeiner klaſſiſchen Feder dem deutſchen Stil Huber's zu Hülfe kommen, deſſen poetiſch-tragiſche Ausdrucksweiſe auf gute Proſa herabſtimmen, und dieſe an Würde und Klarheit gewöhnen mußte.

Auch Thereſe gewann allmählich für die mancherlei Unbeholfenheiten Huber's einen günſtigeren Geſichtspunkt, vor welchem ihr anfänglicher Spott einer gewiſſen ſchwärmeriſchen Bewunderung wich. Des Freundes Kindlichkeit, die um den Zuſammenhang der Dinge unbeſorgt, ſtets mit heitrer Zuverſicht das Nächſte erfaßte, galt ihr für eine beſondre Gunſt des Himmels, ein ſo begabter Menſch für einen »Liebling der Götter.«

Doch in dieſer Stellung zu Mann und Frau blieb Huber's Verhältniß als Hausfreund nicht abgeſchloſſen. Allerdings, eine glückliche Ehe zu ſtören, wäre er, wie wir ihn kennen, der Mann ſchwerlich geweſen. Weder von Geiſt noch von Naturel erſchien er ſo gewaltig, ſo anziehend und unwiderſtehlich, um eine auflöſende Wahlverwandtſchaft auf eine Frau, wie Thereſe in feſter Verbindung mit einem Gatten, wie Forſter, auszuüben. Allein Forſter's Ehe war, wer weiß wie lange ſchon, keine glückliche mehr, und die urſprüngliche Unübereinſtimmung ihres beiderſeitigen Weſens trat immer ſtärker hervor. Bei der hohen Achtung und innigen Theil-

nahme, die beide für einander hegten und festhielten, wären sie die herzlichsten Freunde gewesen: der innigere Bund knüpfte für beide kein Glück. Wie dies nach und nach so gekommen, läßt sich nicht nachweisen. Hätte Forster, getrennt von seinem Sömmering, wie einst von Wilna aus, Briefe mit ihm gewechselt, so wären wohl schriftliche Bekenntnisse über die unglückliche Entwicklung dieser Ehe erhalten worden. Sömmering war der einzige Mensch, dem Forster *diese* Kammer seines Herzens öffnete. In Mainz that er es wohl mündlich, und wir wissen nur, daß Sömmering, dessen frühere Bedenklichkeiten Forster zu beruhigen gesucht hatte, doch in Mainz von einer gewissen Abneigung gegen Theresen nicht zurück kam.

Was aber auch nicht nachzuweisen ist, bleibt doch immer, und vielleicht nur desto geheimnißvoller anziehend für die Betrachtung eines bedeutenden Menschenlebens. Auch sind nach so viel Jahren die herzenswarmen Geheimnisse dieses Lebens wohl so weit erkaltet, daß der Seelenforscher sie berühren darf. Und selbst Therese hat uns schon einige Spuren zu jenem Heiligthum des Unglücks angedeutet. «Neben den schwer zu gewährenden Bedingungen, Forster's Lage seinen Bedürfnissen entsprechend zu bilden, standen manche Verstandesansichten über die herzlichen Verhältnisse des Lebens ihm im Wege, die er nicht sich selbst abstrahirt, sondern als seine Eigenheiten begünstigend sich angeeignet hatte.» Nach dieser Bemerkung deutet sie auf die Ansichten von Jacobi's Woldemar über Liebe und Freundschaft, die auf den Freund gewirkt, und seine innere Zufriedenheit wenig

befördert haben möchten. Sie zählt ihn zu den guten Köpfen von damals, die aus dem spitzfindigen Wortkrame jenes geistvollen Buches sich eine gegen reine Sittlichkeit und dazu erfoderlicher Selbstherrschaft anstrebende Art, zwischen erhabenen Gedanken, edeln Gefühlen und krankhaft thätiger Sinnlichkeit auszukommen, angeeignet hätten.

Wir stehen hier vor einer so wunderbaren Verwicklung, daß wir zur Enträthselung derselben nur die flüchtigsten Andeutungen zu geben wagen. Aus Huber's Lebensbeschreibung, die von Theresen selbst anerkannt wird, geht hervor, daß Forster die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und Huber statt gefunden, gekannt und gebilligt habe. Diese Billigung stimmt mit seinen allerfreiesten Ansichten von der Freiheit und Unabhängigkeit der Liebe überein. Dennoch scheint der Freund, wie uns Theresens Hinblick auf Woldemar'sche Sophisterei vermuthen läßt, nicht gestimmt gewesen zu sein, die Ansprüche seines zärtlichen Herzens mit der Anerkennung einer freien und ihm abgewendeten Liebe, aus Mangel an »Selbstherrschaft« und Selbstbeschränkung, in Übereinstimmung zu bringen.

Indeß war ohne Zweifel schon vor Huber's Bekanntschaft das innigste Verhältniß zwischen beiden Gatten gestört. Man weiß ja, daß das Glück einer Ehe nicht durch den geistigen und sittlichen Werth oder Unwerth der Verbundnen, sondern durch Dasjenige bedingt wird, was sie in der persönlichsten Unmittelbarkeit einander sind, wie sie einander anziehen, ergänzen, fördern. Es ist etwas Magisches um das wahre eheliche Glück. Wo-

durch dieſe perſönlichſte Wechſelbeziehung zwiſchen Forſter und Thereſe im Lauf der Jahre ſich getrübt habe, bleibt unnachweisbar; nur wie ſich durch dieſe Trübung die Beſtandtheile ihres ehelichen Lebens feſtgeſetzt, weiſ't Thereſe ſelbſt nach. — »Innige Achtung, ſagt ſie, ſchonende Nachſicht erhielt die Würde ihrer Verbindung; gleiche Denkart über das Sichtbare und Unſichtbare, was den Menſchen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wiſſen, allem Schönen, allem Guten vereinte ſie, gab Forſtern ſtets neuen Antrieb zu ſeinen Arbeiten, gab ſeinen Mußeſtunden ſtets neuen Stoff zu geiſtiger Unterhaltung. Aus ſolchen Elementen mußte eine Vereinigung beſtehen, die keine Veränderung der Form aufzulöſen vermocht hat.«

Dieſer letztere Ausdruck ſcheint nicht ganz richtig gewählt zu ſein. Die *Form* ihres Verhältniſſes, ihr Ehebündniß, iſt ja nicht verändert worden; wohl aber hat der *Gehalt* deſſelben eine weſentliche Umwandlung erlitten; man möchte ſagen, der Zuckerſtoff der Liebe habe ſich in Weingeiſt der Freundſchaft aufgelöſ't. Wer könnte ſagen, was alles zu dieſer Wandlung mitgewirkt hat!

Jene *innerſte* Störung gab der Freundſchaft Huber's Raum, aber eigentlich zugänglich war Thereſens zärtliche Erwiederung mehr von Seite der *äußern* Lage und Verlegenheit des Hauſes. Hier lag eine große Störung, eine immer wiederkehrende Verſtimmung. In Geldſachen, worin gerade die ehrlichſte Verſtändigung hätte ſtattfinden ſollen, hielten beide Gatten ſich durch wunderliches, falſches Zartgefühl auseinander. Geldſachen ſind aber im Familienverbande nie von ſo reinem Silber.

daß ſich nicht leicht Grünſpan anſetzte, woran auch die edleren Beziehungen des Lebens ſich vergiften. In Haus und Staat bringt das Geld Revolutionen hervor, und in Forſter's Leben begegnen ſich beide.

Wie Thereſe ſelbſt bemerkt, hatte die fortſchreitende Zeit ſie mit den Erforderniſſen einer Haushaltung hinlänglich bekannt gemacht, um ſie zu belehren, daß einſeitiges Sparen, Vereinfachen, Eintheilen nicht hinreiche, um Forſter's ökonomiſche Sorgen zu erleichtern. Aber die Befugniß, ſeine Projecte zu durchkreuzen, fiel ihr nicht ein, da ſie deren Ausführbarkeit nicht überſah, und die Betrachtung, daß er in deren Ausführung ſeine Zufriedenheit ſetze, jede andre überwog.

Dem Vorwurf entgegen, den ſie mit dem Ausdruck »einſeitiges Sparen« Forſtern macht, ſpricht ſie ein andermal von ſeiner »Ängſtlichkeit mehr zu erwerben.« Auch nimmt ſie die Beſchönigung ihres Schweigens zu ſeinen in's Geld greifenden Projecten durch das Bekenntniß zurück, wie Unrecht es von ihr geweſen, daß ſie nicht, als ihr jene Ängſtlichkeit ſichtbar wurde, jedes unſtatthafte Zartgefühl bei Seite geſetzt, und eine gründliche Beſchränkung der Bedürfniſſe erzwungen habe.

Hier erſchien nun Huber's Weſen ſchon durch ſeinen Gegenſatz zu Forſter's Natur ein gar leicht eingehendes Element. Beſeelt von der lebhafteſten Hochachtung für beide Verbundnen, konnte er, nach ſeinen eignen ſo ſchmerzlichen Erfahrungen im Verlieren und Verdienen von Geld, ſich vermittelnd, verſtändigend, ausgleichend erweiſen. Wir kennen ſeine Unverdroſſenheit in der Bewerbung um die Gunſt geſchätzter Menſchen, um jenes Etwas

das er beim täglichen Schlafengehen als befriedigenden Accord brauchte, und wie er in einem Briefe ſelbſt bekennt, verlangte er im Verkehr mit ſolchen Freunden — ein gewiſſes Intereſſe an den événements ſeines Lebens, das er redlich wieder zurückgab. Wie hätten ſich ihm da die Verlegenheiten des Hauſes, die Verſtimmungen der Ehe Forſter's lange verborgen halten, und wie hätte er ſelbſt theilnahmlos bleiben mögen?

Denken wir uns nun von Seite des beeiferten Hausfreundes bei dieſen événements des Mannes eine zarte Theilnahme am Erwerbe durch gemeinſchaftliches Überſetzen, wie wir es von Dupaty's lettres sur l'Italie kennen: ſo mußte ein ſo verſtändiger Beiſtand in ſorgenverwirrter Lage den jungen Liebling der Götter in den Augen Thereſens gewiſſermaßen als Erſatzmann des Gatten an deſſen ſchwacher Seite erſcheinen laſſen. Und vielleicht iſt dies gerade diejenige Seite, von der es einer erleichterten Hausfrau eben auch am leichteſten wird, dankbar zu ſein. In Goethes »Wilhelm Meiſter« ſteckt die ſchalkhafte Baronin den liebenswürdigen jungen Mann in des Grafen Kleider, um die Gräfin zu einer Zärtlichkeit gegen den bekannt ausſehenden Fremden zu verleiten. In Forſter's Hauſe war Huber nur allzubald mit mehr als des Mannes Kleidung, er war mit deſſen Pflichten-Negligé angethan.

So näherte ſich der ſorgenvollen Frau ein Freund von gleichem Alter mit ihr, wie ein Bruder theilnehmend, aufmerkſam, Vertrauen erweckend, vertraulich. Er half ihr Forſtern ſchonen, das gab eine großmüthige Heimlichkeit; er entſchuldigte den weitſtrebenden Freund, das

machte ihn noch liebenswerther; er ersetzte ihn durch Rath und Beistand, das machte ihn unentbehrlich. Huber war mehr als Forster für das Kleine, Allernächste: aber aus solchem besteht ja das alltägliche Leben, und es betraf eben Dasjenige, woran das Haus kränkelte. So erweckte der blasse Legations-Sekretär ganz unabsichtlich die Betrachtung in Thereſens Herzen, daß der Boden einer glücklichen Ehe ſich nicht immer aus ungewöhnlichen und ſeltnen Beſtandtheilen miſche, und daß weltumfaſſende Eigenſchaften eines Mannes nicht auch nothwendigerweiſe das Haus beſeligen, oder gemacht ſind, durch Liebe befriedigt zu werden. Und wie leicht tauchte da der alte Mädchenwunſch wieder auf, gerade *den* zu lieben, den ſie am glücklichſten machen könnte! Hatte Thereſe aber ſchon früher zu Forſter's Freude »über Vernünftigſein ihr Gefühl nicht eingebüßt:« durfte ſie dann, ſelbſt nach Forſter's allgemein ertheilter Erlaubniß, dieſen Huber, der ja ſo gut und edel war, nicht herzlich lieben?

In ſolchen Empfindungen gab ſich aber Thereſe von jeher ſehr unbefangen; wie wir ja wiſſen, daß Sömmering, der ernſte und ängſtliche Freund, mit ihrem Benehmen gegen Männer ſchon früher nicht ſehr zufrieden geweſen war. Und ſollte ſie, auch nach ſo manchen trübſeligen Jahren, doch nicht noch immer ein wenig *enthuſiaſtiſch in der Liebe* geweſen ſein, wie Forſter ſie früher erkannt hatte? wenn er ſelbſt vielleicht auch jetzt weniger, als damals, beſorgt wegen der *Dauer* dieſer Liebe zu ihm war; nachdem er, von wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, häuslichen Sorgen, kleinlichen Arbeiten,

gehemmtem Amte und verworrnen Pflichten herabgezogen und zerstückelt, auch aufgehört hatte, in der Liebe zu schwärmen.

Daß aber auch Huber schon früh eine tiefere Hingebung für Thereſen gefaßt habe, läßt ein Umſtand aus ſeinem Leben vermuthen. Er hatte nämlich, als er noch in Dresden, eine Zeitlang mit Schiller als Stubengenoſſe, wohnte, ein anerkanntes Verhältniß mit Körner's Schwägerin geknüpft, und wir wiſſen aus Körner's Briefwechſel mit Schiller, wie entrüſtet beide Freunde über Huber's Benehmen waren, ſeit er in Mainz ſtand und die Geliebte oder Verlobte ſtillſchweigend aufgab.

Wir begnügen uns damit, die unglücklichen Verhältniſſe anzudeuten, durch welche Huber und Thereſe einander auf's Innigſte vertraut wurden. Daß dies Verhältniß um die Zeit der Forſter'ſchen Reiſe ſchon länger beſtanden, iſt nach der mitgetheilten Notiz aus Huber's Leben kein Zweifel; doch mag es immerhin durch des Freundes längere Abweſenheit, durch die Verlaſſenheit der mit jener Reiſe im Stillen unzufriednen Thereſe und durch Huber's Beeiferung ausgeſprochner und gewiſſermaßen beſtätigter geworden ſein.

Und ſo verknüpfte ſich mit dieſer Reiſe, die Forſter mit den ſchönſten Erwartungen angetreten hatte, das geheimnißvolle Verhängniß, das ihm durch Huber die Zukunft des Hauſes, wie durch Humboldt die Miſſion für die Welt entzog. Wie der Auguſt 1784 den glänzenden Gipfel ſeines Lebens bezeichnet hatte, ſo fällt in das Frühjahr 1790 der nächtliche Tiefpunkt deſſelben.

Reiſe und Reſultate.

Wir eilen unſern Reiſenden nach, die den herrlichen Rheinſtrom hinabgleiten, — Forſter höchſt vergnügt durch die beneidenswerthe Laune, womit Humboldt, durchdrungen vom Genuſſe der lieblichen Natur, auf der ganzen Fahrt die einförmigen Stunden verkürzt.

Dieſer junge Mann »von der beweglichſten Phantaſie und vom zarteſten Sinne« veranlaßte Forſtern merkwürdigerweiſe zu einer Betrachtung, wodurch er, wie mit prophetiſchem Blicke, die ſpätern Verdienſte dieſes ausgezeichneten Naturforſchers voraus andeutet. — »Noch kann ich mir den großen Zweifel nicht löſen, ſchrieb er in ſein Tagebuch, ob es befriedigender ſei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu ſchöpfen, oder ſie von zahlloſen Anſchauungen bereits überall her geſammelt, erleſen, geordnet, zuſammengeſetzt, zu ſchönem Ganzen vereinigt aus einer reichen Menſchenſeele, unſerm Weſen ſchon mehr angeeignet, in uns übergehen zu laſſen. — — Da geſellen ſich, von einer menſchlichen Organiſation aufgefaßt, die mannichfaltigſten Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es ſagen? — aus der Zukunft zum Gegenwärtigen, und verweben ſich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama.«

So ſehen wir, wie auf dieſer Reiſe die Sinne und die Seele des jungen Humboldt für die Zukunft ſeiner

Weltfahrten aufblühen, Forster aber nun reife Samenkorner der Betrachtung in seinem Geiste sammelt. Da überkommt ihn denn zwischen der tiefsinnigen Anschauung der Kunstschätze in Düsseldorf und dem Anhauche der Frühlingsnatur jene Seelenstimmung innerer Vollendung in der er ausruft: »Friede sei mit allem was da ist, Friede mit jedem Geiste, sein Wirken und Gebilde sei dem meinen so fremd, wie es wolle. — — Alles ist unzertrennlich von Allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne und Berg und Flur, Fels und Wald, Pflanzen und Thiere, der Mensch und seine Kunst, alles ist Theil eines großen, nicht zu umfassenden Ganzen.«

Von Düsseldorf aus besuchten sie Jacobi in Pempelfort, und ließen sich von dem liebenswürdigen Wirthe länger, als Forster es sich vorgesetzt hatte, festhalten. Froh und heiter gestimmt schwelgte der Freund in den Eindrücken dieses glücklichen Hauses bis zum Abschiede, den er mit einem früher nie so hohen Grade von wehmüthiger Liebe nahm. — »Solche Menschen finden wir auf der ganzen Reise nicht wieder!« sagte er zu Humboldt, als sie aus dem Hofe des Landsitzes fuhren. »Wenn ich einen großen, einen guten Menschen in meinem Herzen und in meinem Sinne trage, ist mir's, als trüge ich die Welt in mir, in einem schönen, umfassenden Bilde.«

So scheidend fuhren sie bei Mondschein die ganze Nacht hindurch nach Jülich, und hielten erst wieder in Aachen an, wo sie wieder manches zu beschauen und zu betrachten, das heißt zu bedenken fanden.

Was Forſter abends in ſein Tagebuch eintrug, waren keine jener flüchtigen Notizen, jener Witze, Einfälle und Gedankenſprünge, wie ſie in unſern ſpätern »Reiſebildern« ſelten als Bienen, meiſt als Schnaken erſcheinen. Forſter's Aufzeichnungen haben einen Gehalt, eine Tiefe, daß ſie, obgleich aus den individuellen und vorübergegangnen Zuſtänden damaliger Zeit geſchöpft, doch eine dauernde, immer wiederkehrende Bedeutung enthalten. Oder iſt es nicht wie für heut geſchrieben, was er bei Betrachtung der aus einer fehlerhaften Conſtitution herbeigeführten damaligen Unordnungen in Aachen bemerkt? Mäßigung iſt die Tugend, welche unſerm Zeitalter vor allen andern am meiſten zu fehlen ſcheint. Überall ſind die Leidenſchaften aufgeregt, und wo ſie immer Geſetze geben, da iſt jederzeit Gefahr, daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhalten, ſie mögen gerichtet ſein gegen welchen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft ſie wollen. Das Volk iſt ſelten zurückhaltender oder billiger, als der Despot; denn moraliſche Vollkommenheit konnte ihm ja der Despotismus nicht geben, und mit welchem Rechte will man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißelt, bis es in Wuth geräth, und ſeinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten droht?« —

Von Aachen aus machten ſie einen Abſtecher nach Vaels zu Herrn von Clermont, Jacobi's Schwager. Dieſer ausgezeichnete Fabrikherr, der auch einen großen Theil des Jacobi'ſchen Vermögens in Händen hatte, beſchäftigte an hundertſechzig Weber mit Fertigung von Tü-

dern, die leichten, lockern, einem Grosdetours ähnlichen Gewebes von bewundernswürdiger Präciſion mit weißen Leiſten großen Theils nach der Levante gingen. Die Reiſenden erfreuten ſich an dem Aufſchwunge, den dieſer Ort genommen hatte, ſeit hier, nach der Vertreibung der Proteſtanten aus Aachen, Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Juden und Menoniten einträchtig neben einander bei freier Religionsübung auch der Freiheit genoſſen, mit ihrem Vermögen und ihren Kräften nach Willkür hauszuhalten. Die fruchtbarſten Gedanken über das Phänomen des fortwährenden Austauſches verſchiedner Producte der Natur und der Kunſt, womit die Ausbildung des Geiſtes ſo innig verbunden iſt, drängten ſich hier dem Freunde auf; indem er lebhaft den gerechten Stolz empfand, den der Wahlſpruch über der Thüre des Wohnhauſes ausdrückte: Spero invidiam, — ich hoffe beneidet zu werden. Doch beſchäftigte ſich ſeine, vielleicht ahnend beunruhigte Seele mit etwas, ſeinem eignen Geſchicke näher Liegendem. Er wählte, wenigſtens in Gedanken, unter den liebenswürdigen Töchtern des Herrn v. Clermont — für Huber. Die feinweibliche, geiſtreiche, talentvolle und dabei ſo unbefangne Fritze war nicht mehr frei, ſonſt hätte er Hubern unbedenklich zur Bewerbung angetrieben. Von der muthwilligen Chriſtel fürchtete er eine Übermacht des erſten Eindrucks, der ſeinen jungen Freund unfähig machen würde, mit ihrem Charakter eine zergliedernde Analyſe vorzunehmen. Chriſtel, ein liebes Mädchen, müßte aber einen Mann haben der ſie führe, nicht der von ihr geführt würde, und es fragte ſich, ob Huber ſo viel Überlegenheit habe.

Aus dem friedlichen, gewerbthätigen Vaels kamen unsre Reisenden nach Lüttich und so recht in eine politische Aufregung hinein. Der General von Schliessen, der ehemalige Minister und Forster's Gönner in Kassel, vor kurzem aber in preußische Dienste zurückgekehrt, hielt mit 6000 Mann seit vier Monaten die Stadt und die Citadelle besetzt. Auf die revolutionären Bewegungen in Frankreich und Brabant hatte sich nämlich das lütticher Volk im vorigen Jahr erhoben, und die Abschaffung des Edicts von 1684 gefordert. Mittelst dieses Edictes hatte der damalige übermüthige Fürstbischof die uralte Verfassung des Landes so wesentlich verletzt, daß das Volk sich politisch vernichtet und durch die schwerste Steuerlast unterdrückt sah. Zu der aufgewachsnen ungeheuern Staatsschuld war nun noch die zunehmende Eigenmacht des jetzt regierenden Bischofs gekommen, und hatte die gewaltsame Krise beschleunigt. Sobald sie aber eintrat, gab er nach, willigte in die Herstellung der ehemaligen Rechte des Volkes und erschien persönlich auf dem Rathhause. Der Jubel war groß, bis der gepriesne Fürst aus seinem Lustschlosse nach einer Abtei bei Trier entfloh. Das Reichskammergericht in Wetzlar hatte hierauf von Amtswegen gegen die Lütticher als Empörer Execution erkannt und der wieder ermuthigte Bischof um die unbedingte Vollstreckung dieses Urtheils angestanden. In Folge dessen waren — damals nicht Baiern, sondern Preußen eingerückt.

Die Reisenden fanden die Einwohner bis zum Überströmen voll von ihren politischen Verhältnissen, und wie alle freien Völker mit den öffentlichen Angelegen-

beiten beinahe mehr, als mit ihren Privatbedürfnissen beschäftigt.« In den Wirths- und Kaffeehäusern politisirte selbst der gemeine Mann von den Rechten der Menschheit und allen den neuen Gegenständen des Nachdenkens, die seit ein paar Jahren endlich auch auf dem festen Lande in Umlauf gekommen waren.

Darüber blieb allerdings unsern Reisenden kein Zweifel, daß über die wichtigen Fragen, worüber sie urtheilen hörten, kein Köhler oder Schwertfeger entscheiden könne; doch meinte Forster zu solcher Einrede gegen den s. g. »beschränkten Unterthanenverstand« mit Recht: »Wahrhaftig! wenn niemand sich unterstehen dürfte über Dinge zu sprechen, oder vielmehr seine Verstandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe entwickeln kann; so gehörte die große Masse der fürstlichen Automaten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juristischen Tröpfe, der Theologen die ihre Dogmatik nur auswendig wissen, zu den ersten, denen man Stillschweigen gebieten müßte, indeß nur wahre Weise sprechen, und — was mehr ist — regieren dürften.« —

Über Brüssel, wo die politische Lage von Brabant den Reisenden viel zu bedenken gab, und über Antwerpen, wo Forster über die niederländische Kunst und Meister Rubens manches für uns noch immer Lehrreiche aufzuzeichnen fand, gelangten sie nach dem Haag. Hier ward die wehmüthigste Erinnerung an Petrus Camper lebhaft in Forster's Herzen, — an diesen außerordentlichen Mann, »der durch die Universalität seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, durch naturwissenschaftliche Lei-

ſtungen bei richtigem Sinn für das Schöne der Kunſt zu den merkwürdigſten Männern gehört, welche die Niederlande hervorgebracht haben.«

Ein zweiter ſeltner Sohn Hollands lag ſterbend, der elegante und gelehrte Hemſterhuis, — »der Plato, nicht etwa nur der hieſigen akademiſchen Schattengänge, ſondern unſeres Jahrhunderts«, wie ihn Forſter etwas ſtark über Gebühr bezeichnet, ein Geiſt, der in ſchwächlichem Körper ſich empfindlich für Harmonien aller Art ausgebildet hatte, der uns ſchon bekannte Freund der Diotima — Gallitzin.

Nach England übergeſetzt verlor unſer Forſter an die Unermeßlichkeit von London viel Zeit, an die Gleichgültigkeit und mißtrauiſche Zurückhaltung der Engländer viel Mühe, ohne viel Gewinnſt. Nach zwölfjährigem Aufenthalt in Deutſchland war er dieſes fatalen Zugs im engliſchen National-Charakter entwöhnt. Indeß raffte er wiſſenſchaftlich zuſammen, was er vermochte, darunter einige gute Correſpondenzen, womit er zuletzt ſich doch zufrieden gab. Heyne's Aufträge wegen Herausgabe eines engliſchen Virgils hatte er beſorgt, und bei dieſer Gelegenheit mit Vergnügen erfahren, wie geehrt und geliebt ſein Schwiegervater in England war, und wie hoch Göttingen als Univerſität in Anſehen ſtand. Um aber für ſich ſelbſt, namentlich in Beziehung auf die unbelohnt gebliebene Reiſe um die Welt, noch etwas zu erlangen, fand er die Zugänge zum König zu ſehr verſperrt. Auch mußte er den gehofften Verlag und etwaige Unterſtützung ſeines herauszugebenden Pflanzenwerks und

der geographiſchen Geſchichte der Südſeeinſeln aufgeben. Der Einzige, der durch ſein Anſehen als Naturforſcher und durch ſeine Stellung als Pair und als Präſident der königlichen Geſellſchaft etwas für dies literariſche Unternehmen thun konnte, wäre Sir Joſeph Banks geweſen, der die erſte Reiſe Cook's mitgemacht und den Brotbaum nach den amerikaniſchen Inſeln verpflanzt hatte. Allein kalt gegen Gelehrte überhaupt, hegte er im Herzen einen Widerwillen gegen jeden, der auch etwas von der Südſee wußte.

Die erſten drei Wochen in London war Forſter unwohl und durch die zufällig erhaltne Nachricht der ihm von Thereſen verſchwiegnen Impfung ſeiner Kleinen ſehr beunruhigt. Auch Humboldt hatte ſich auf der Reiſe zuletzt nicht zum beſten befunden. Er hatte damals über fortwährende Kränklichkeit durch immer wiederkehrende Verderbniß der Säfte zu klagen. Forſter aber meinte, der zu thätige Geiſt ſtöre des jungen Mannes Geſundheit, und die »logiſche« Erziehung der Herrn Berliner habe ſeinen Kopf ſehr mitgenommen.

Nach einem flüchtigen Ausfluge nach Birmingham und Oxford verließen die Reiſenden am 19. Juni England.

Im Ganzen war es eine verfehlte Reiſe. Von allen Abſichten auf baare Gewinnſte war keine eingeſchlagen, und was der Freund als vortheilhaft für ſeine geiſtige Förderung anſehen mochte, — die ihm nach Verabredung mit einem londner Buchhändler fortan zuſtrömenden engliſchen Bücher, Flugſchriften, Charten u. d. gl. vermehrten nur ſeine Ausgaben, und erſchwerten Frau Thereſens

»einſeitiges« Sparen. England gab jetzt, ſtatt der gehofften Subſidien, vielmehr nur eine neue Rubrik ſeines Ausgabe-Budgets.

Nur das eine ſtille Project, einen reichen jungen Engländer zu finden, der ihm zur Erziehung anvertraut, zu hübſchen Reiſen übergeben würde, und der ungemein gut bezahlen ſollte, ſchlug nicht ganz fehl. Ein junger Mann von bedeutender Verwandtſchaft, Thomas Brand, ernſten Geiſtes, edler Sitten, kenntnißreich und wiſſensdurſtig kam, um die deutſche Sprache zu erlernen und Kant's Schriften zu ſtudiren, zu Forſtern in Haus und Koſt. Aber auch dies zu keinem ſonderlichen Vortheil für Forſter; indem der Freund, deſſen rechnender Verſtand gar leicht an ſeinem handelnden Herzen ſcheiterte, ſeine Forderungen auf deutſches Maß und Münze ſtellte. —

Von den Bewegungen in Frankreich angelockt, nahmen Forſter und Humboldt den Rückweg über Paris. Dort verſprach eben noch alles den beſten Erfolg der neuen Einrichtungen. Der allgemeine Enthuſiasmus auf dem Marsfelde unter den Zubereitungen zum großen National-Feſte, ſo rein und einfach alle Volksklaſſen durchſtrömend, und mit Hintanſetzung des Privatvortheils auf das allgemeine Beſte gerichtet, war für den Freund herzerhebend.

Reich an Stoffen, und angeregt zu neuen Arbeiten, traf der Freund mit ſeinem Gefährten am 11. Juli geſund und glücklich in Mainz wieder ein.

Nachwehen und Vorſpiele.

Von der londoner und pariſer Weltbewegung blieb anfangs eine gewiſſe reizbare Aufgeregtheit in Forſter's Gemüth zurück. Wir erkennen ſie noch in brieflichen Grörterungen zwiſchen ihm und Vater Heyne. Er hatte nämlich in den göttinger Anzeigen verſchiedene Werke aus Fächern, in denen er auch zu rezenſiren pflegte, ſehr abweichend von ſeiner Art beſprochen gefunden, und beſorgt, in den Verdacht der Autorſchaft zu kommen, war er darüber ziemlich empfindlich geworden. Auf Heyne's ruhige Erklärung aber bereute er ſeine Hitze, und gelobte Beſſerung. Bald aber fühlte er ſich und tiefer von Heyne ſelbſt verletzt. Als er nämlich ſeine Reiſenachrichten angekündigt hatte, jenes klaſſiſche Buch der »Anſichten vom Niederrhein«, das wir bereits als reifſte Frucht ſeines Geiſtes bezeichneten, ſchrieb ihm der ängſtliche Papa: — »Mir wird bange dabei! Wie werden Sie die Reiſenachrichten für das große Publikum intereſſant genug machen können! Wie werden Sie allen Beleidigungen Eines und des Andern ausweichen! wie werden Sie der Empfindung, der Phantaſie und dem Hang über Religion zu ſprechen immer ſteuern können! Sie gehen auf Kohlen, und ich wünſche, daß Sie nichts ſchreiben, was Ihre Ruhe untergräbt.«

Forſter fühlte ſich »niedergeworfen« von dieſen Bedenklichkeiten. — »Meine Lage als Schriftſteller, ant-

wortete er unter andern, ist doch in der That traurig, wenn ich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich mich mit meinen eignen Arbeiten zeigen kann, so ängstlich besorgen muß, auf dem Wege, der Andre zur Ehre, zum Ruhm und zu anderweiten Vortheilen führt, zu scheitern, und sogar das Wenige, was ich schon genieße, mir zu verbittern. — — — Sie, mein gütiger, väterlicher Freund, haben bei Ihren Erinnerungen gewiß meinen wahren Vortheil im Auge. Dieser, so viel ich es beurtheilen kann, besteht in eigner Ausbildung, in zweckmäßigen Arbeiten für meine Zeitgenossen, und im Fortrücken zu einer für mich und die Meinigen vortheilhaften, bequemen Lage. Daß dies durch ewiges Übersetzen nicht erreicht werden könne, wissen Sie am besten. — — Meine Reisenachrichten, dachte ich, wären gerade von der Art, daß sie mich so, wie ich nun einmal bin, bekannter machen. — Ob das größere Publikum meinen Beobachtungen einen Geschmack abgewinnen könne, mußte ich, wenn ich hoffen wollte den bessern Köpfen zu gefallen, dahin gestellt sein lassen. — — Sicherlich werde ich suchen in den Schranken zu bleiben, die Billigkeit und Wahrheitsliebe mir vorschreiben. Wer sich dennoch beleidigt fände, — sollt' ich um dessentwillen lieber nicht schreiben? — — Phantasie und Empfindung hoffe ich vertheidigen zu können, so lange sie nicht falsch und erkünstelt, sondern wahr und natürlich sind. Nie war ein Zeitpunkt an Phantasie und Empfindung der guten Art ärmer, als der unsrige, und nie stand man wohl mehr in Gefahr, die kalte Vernunft auf Kosten des Gefühls zu einem allangebeteten Götzen zu erheben. Es kann also um so

weniger ſchaden, wenn jemand einmal wieder die Rückſeite der Medaille zeigt. Über Religion zu ſprechen iſt nicht meine Abſicht, obgleich dieſer Gegenſtand auch einer von denen iſt, worüber man eben jetzt ſich am meiſten verſtändigen ſollte.« u. ſ. w.

Jetzt war die Reihe des Vergütigens am guten Papa, und er that es nicht mit profeſſorlichen, ſondern mit herzlichen Worten. —

Die geiſtliche Polizei in Mainz hatte damals noch nicht die heutige Ausbildung ihrer Spürorgane und Maßregeln erreicht; ſonſt wäre Forſter ohne Weiteres in den Verdacht gekommen, die Influenza der Revolution aus Paris eingeſchleppt zu haben. Denn für weniger als Revolution ſah man den Studenten-Tumult nicht an, der bald nach Forſter's Rückkehr vorfiel; obgleich derſelbe ſechs Wochen früher ſein burſchenmäßiges Vorſpiel in Göttingen gehabt hatte. Forſter ließ es für ein bloßes Poſſenſpiel gelten. Es war eine ziemlich ernſthafte Schlägerei zwiſchen Studenten und Handwerksburſchen, wobei Profeſſor Niklaus Vogt eine Kopfwunde davon trug, als die angreifenden Handwerker in das Gymnaſial-Gebäude eindrangen. Und doch gewann dabei die Zeitſtimmung einigen Einfluß. Denn als die Handwerker obgeſiegt, traten die Meiſter auf, und drangen auf Abſtellung alter Mißbräuche. Mainz war eben von ſeiner Beſatzung entblößt. Denn nachdem die Preußen aus Lüttich, wo ein edles Völkchen um ſeine alte Verfaſſung kämpfte, ſich aus — »ſtrategiſchen« Gründen zurückgezogen hatten, waren die Pfaffenſoldaten von Mainz, Köln, Trier zur Exekution aufgeboten worden. Die mainzer

Staatsmänner geriethen in solcher Hülflosigkeit in die hergebrachte Angst und gaben hergebrachterweise die besten Zusagen, bis über Nacht Truppen aus Darmstadt einrückten, worauf die Versprechungen zurückgenommen, und — »zur Herstellung der landesherrlichen Autorität« die strengste Untersuchung eingeleitet wurde. — »Diese Art zu regieren geht denn so lange sie gehen kann!« meinte Forster. Allein, — geht sie nicht heute noch immer wieder? Und ging sie je großartiger, als in jüngsten Tagen, wo die Herstellung landesherrlicher Autorität in einer Weise geschah, daß nach bewiesener Furcht auch noch der Tadel verdient wurde? Fürstliche Ritter mit Furcht und Tadel!

Es läßt sich schon aus dieser hingeworfenen Bemerkung Forster's abnehmen, daß er die Maßnahmen der deutschen Regierungen gegen die Freiheitsbewegungen nicht großartig genug finden mochte, um die Bedeutung und den Einfluß der französischen Revolution damit zu verdecken und zu vertreiben. Sah doch selbst Johannes Müller, so nahe er in des Kurfürsten Kabinet diesen Vorkehrungen stand, über sie hinaus, und erklärte in einem französischen Billet an Forster die Revolution nicht für der Franzosen, sondern für Gottes Werk. »Man sagt, es wird nicht dauern, setzte er hinzu, — ich sage, es wird dauern und wird sich verbreiten. Auch in 1517 glaubte man nicht, daß Luther sich halten würde. Ich sehe in allem dem eine Vorbestimmung, Wege der Vorsehung.«

So nahe in der innersten Überzeugung standen sich damals zwei Männer, Predigersöhne, Professoren, Poli-

tiker und alte Freunde, die nachmals im Handeln so verschiedene Wege gingen, wie Müller, der sich durch die Kabinette der Könige drückte, und Forster, der sich in den Kampf des Volkes [illegible].

Jetzt bewegte sich unser Freund noch im Gebiete der bloßen Betrachtung. Und hier führte den einschmeichelnden Eindrücken, die er aus Paris mitgebracht, ein englischer Staatsmann berühmte »Bemerkungen über die französische Revolution« entgegen. Burke's Schrift kam unserm Forster eben jetzt in die Hände, und er besprach sie in seiner Geschichte der englischen Literatur von 1790 für die Annalen von Archenholz. —

Die Beredsamkeit des englischen Staatsmannes, sein Scharfsinn, sein Witz, sein tiefer erfahrner Blick wurden damals allgemein bewundert. Dies schüchterte aber Forstern nicht ein, die Reflections nach dem ersten Eindrucke des Gelesenen für elendes Gewäsch zu erklären, das er nicht zu übersetzen wage. Bei ruhiger Betrachtung blieb er dabei, daß die Schrift keinen Leser befriedige, vielmehr das Gefühl von Freund und Feind empöre; indem man aus dem Wahren der Beobachtung das Schiefe der Stellung, die Parteilichkeit des Gesichtspunktes, die Richtigkeit unerwiesner Machtsprüche, den blendenden Staub der Autoritäten und die Unhaltbarkeit eines Raisonnements herausfinde, das von falschen Grundsätzen ausgeht, welche, absichtlich im Dunkel gehalten, das Urtheil des Lesers zur Beistimmung in die Schlußfolge des Verfassers verführen können.

Und von dieser Prüfung erhebt sich der Freund zu seinen eignen großen Gesichtspunkten. — »Die Natur

der willkürlichen Gewalt, ſagt er, läßt ſich nicht verkennen, ſie werde von einem Tyrannen und ſeinen Satelliten, oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; ſie trotze auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder ſie trage die Larve der alles richtenden Vernunft.« — — — »Im großen Gange menſchlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das ſtolze, denkende Thier in ſeinem Freiheitstraume zugeſtehen will. Die Revolution iſt wirklich anzuſehen, als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit ſeiner Gleichheit, ſeinen Rechten der Menſchheit, ſeinen metaphyſiſchen Theorien iſt jetzt an die Reihe gekommen; ſonſt war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man ſich für beſſer als andre ausgab, um ungeſtraft ſchlechter ſein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalverſammlung hat den in Lüſten erſchlafften hohen Klerus und den mark- und hirnloſen Adel vernichtet, ſondern die gänzliche Unfähigkeit dieſer beiden Geſammtheiten hat ſie geſtürzt. Wenn es Sterblichen vergönnt iſt, ſich Wege des Schickſals, der Vorſehung, der Gottheit zu denken, ſo ſind es gewiß nicht die armſeligen Combinationen, die eine menſchliche Klugheit dafür ausgibt; ſondern die Geſchichte des Vergangnen kann ſie lehren, wo ſie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzuſichern Frevler überraſchten.«

Könnte Forſter richtiger und beſonnener in der Mitte ſtehen zwiſchen Denen, die Revolutionen machen, und Jenen, die — »mit der Revolution brechen?« Wirklich, die revolutionären Bewegungen überflutheten von weitem noch nicht ſein Schreibſchränkchen von Acajou.

In den Winter hinein saß er den Tag über, wie in der Galeere, an die Feder geschmiedet, theils um Bibliothek-Geschäfte zu treiben, theils zu übersetzen, theils an seinen Reisebriefen zu arbeiten, woran er nur nach Laune schreiben konnte, was ihnen freilich auch, wie die Sonne den Trauben, die durchsichtige Reife gab. Die französischen Blätter las er über Tische, bis er Ausgescholtnes darüber von Frau Theresen bekam. Noch im September hatte er zu der von ihm besorgten Übersetzung von Benjowsky's Memoiren als Vorrede einen Aufsatz über historische Glaubwürdigkeit geschrieben (Bd. 5. d. sämmtl. Schften.). Ja, er verlor sich in die indische Poesie des Kalidasas, indem er das Schauspiel »Sakontala« nach der englischen Übersetzung des Sir William Jones bearbeitete. Unter dem abendlichen Spiel mit den Blumen Indiens dachte er an Vater Heyne, dem er sie zu einem Kranze für die ehrwürdige Schläfe bestimmte. Sie sollten einen mit der Phantasie der Griechen, Römer und andrer berühmten Völker vertrauten Geist zu Vergleichungen anregen, um wahrzunehmen, wiefern die schöpferische Energie des Menschen sich in ihren Äußerungen überall gleich bleibt, und wie sie durch Localverhältnisse sich verändern läßt.

Diese Arbeit fiel schon in die Zimmer der neuen, dem Bibliothekar gleich anfangs zugesagten freien Wohnung, die er in einem der von der Universität erbauten Häuser bezog. Die ruhige Gasse geht nach dem nahen, für den Universitäts-Fonds eingezogenen Altmünsterkloster, einer Seits durch diese Häuserreihe, andrer Seits durch die lange Mauer gebildet, die den Garten des damals Schönborn'-

schen Palastes einschließt. Forster und Therese ließen sich noch im November das Tapeziren und Möbliren so angelegen sein, daß Vater Heyne über ausbleibende Briefe zu klagen fand, und meinte, die lieben Kinder gingen, wie im Evangelium, dahin, unter den Sorgen und Reichthümern des Lebens erstickend und keine Frucht bringend.

Ja wohl unter Sorgen! Denn bald genug hatten sie den Einstand in die neue Wohnung mit beiderseitigem Unwohlsein zu zahlen, und statt eines Tischrückens der Freunde wurde ihnen das Krankenbett gerüstet. — Da konnte wenigstens die deutsche Politik, trostlos wie heute, nichts dazu beitragen, einen Mann von Forster's Gesinnung in seiner körperlichen und gemüthlichen Verstimmung zu erquicken. Der Winter von 1790 auf 1791 mag ihn mit ähnlichen Empfindungen berührt haben, wie uns der von 1850 auf 1851. Minister von Herzberg, der Mann des Fürstenbundes, der damaligen Union, unterstützte die kämpfenden Patrioten in den Niederlanden, um Östreich niederzuhalten. Aber Kaiser Leopold gewann in Berlin, ja in der Umgebung des Königs einflußreiche Leute gegen den Minister und gegen die ganze Geltung Preußens. — »Preußen ist die dupe dieser Sache, wie überhaupt der ganzen Negociation mit Östreich,« schrieb Forster in Betreff Lüttichs. »Es muß eine traurige Zerrüttung im preußischen Kabinette stattfinden, daß alle Maßregeln Herzberg's zu Wasser werden. Hätte Preußen im Frühling losgeschlagen!«

Und ein andermal:

Der kaiserliche Hof verfährt in der lütticher Sache

mit einer unerwarteten Geringschätzung des Königs von Preußen; allein das berliner Kabinet ist, durch seine innerlichen Zerrüttungen und durch entgegengesetzten Einfluß — — auch überall verächtlich geworden.« — — »Im Preußischen hofft alles sehnlich auf den Krieg als das einzige Rettungsmittel gegen die Kabale, die den König beherrscht und sein Kabinet überall so verächtlich macht, ungeachtet seines großen politischen Gewichts.« — — »Durch das schwache Zaudern hat Preußen alles verloren. So wird es auch noch in Szistowe gehen, denn die Kaiserlichen sind einmal im Vortheil.«

Wir können nicht umhin, noch aus der damaligen Politik anzuführen, daß die Execution in Lüttich, an der auch Pfalzbaiern Antheil genommen, dem unglücklichen Ländchen an 3 Millionen Gulden kostete. Forster meinte: »Die deutschen Fürsten wissen die Händel, in welche sie sich unter dem Vorwande der Aufrechthaltung der Constitution, mischen, als eine Finanz-Operation zu nutzen.« Er setzt dann hinzu:

»Das ist denn die Verfassung, worauf man in Deutschland so stolz ist! Die Corruption ist wirklich so weit gekommen, daß man sich wundern muß, wie alles noch zusammenhält. Desto eher stürzt alles mit einemmal über den Haufen!«

Gefahren der Revolution.

Auf dieser, Mainz so hart umwogenden Politik schaukelte um diese Zeit der Kabinetsrath Müller. Er hatte seit Leopolds Kaiserkrönung wiederholt seine Entlassung gefodert, unzufrieden nicht bloß mit dem Gang der Politik, sondern auch verletzt von der persönlichen Behandlung des Kurfürsten, über den Forster damals das, auch auf jüngere Kurfürsten passende Wort eines angesehenen Mannes hörte: Il a le besoin d'être ingrat. Man sprach von zurückgenommener Rangerhöhung und Adelsertheilung für Müller und von einer Berufung desselben nach Wien. Als man endlich in der That besorgte, diesen, als Widersacher des Fürstenbundes in Wien sehr willkommenen Mann zu verlieren, setzten es seine Gönner durch Vermittlung der Frau von Coudenhove durch, daß der Kurfürst ihn um seiner Brauchbarkeit willen, und vielleicht noch mehr wegen seiner geheimen Mainzer Erfahrungen auf's Neue gewann und festhielt.

Um diese Zeit ward es in Mainz wieder lebhaft, ja mit jedem Tag unruhiger. Der eintretende Frühling führte die mainzer Executions-Truppen mit Siegesstolze aus dem lütticher Lande zurück, — die Gemeinen grob und vorlaut, die Officiere brutal und mit dem durch vermeintliches Heldenthum verdoppelten Anspruche ihres

Artois sich überlebend. Außerdem trieben die Stürme der französischen Revolution immer mehr Springwellen der Auswanderung gegen das Rheinufer. Die hohe Politik des alten Kurfürsten schwoll immer höher. Sein Hochmuth und Ehrgeiz strebte nach einer bedeutenden Rolle in den deutschen Angelegenheiten. Zu dem Ende hatte er an dem Freiherrn von Albini einen gewandten Staatsmann zu sich berufen. Dieser hatte als geheimer Reichs-Referendar zu Wien im Vertrauen Kaiser Joseph's gestanden, und ging nach Leopold's Thronfolge als Staatskanzler nach Mainz. Hier ward nun die Verbindung der deutschen Großmächte gegen das revolutionäre Frankreich eifrig betrieben. Zugleich gefiel sich der alte Herr in der Rolle eines Beschützers der vornehmen Emigranten, — kühn oder unbedacht genug, die gefährliche Unzufriedenheit des französischen Republikanismus auf Mainz zu ziehen, ja sogleich unbedacht, auf demselben Wege die innere Unzufriedenheit seiner Residenz und seines Landes zu erregen, und durch Eifer am französischen Royalismus bedenkliche Sympathien für die französische Revolution anzufachen. Denn die zahlreichen adligen Flüchtlinge prachtig zu bewirthen, wozu den Kurfürsten seine prachtliebende Eitelkeit trieb, ließ er es sich, oder vielmehr die öffentlichen Kassen etwas kosten. Dem Prinzen Conti wurde das bischöfliche Schloß in Worms eingeräumt. Seine Favoritin, die junge blonde, possenhafte Fürstin Monaco, umgaukelte den alten verliebten Kirchenfürsten. Andre vornehme Matressen wurden hier festirt, und als der Graf von Artois durch Mainz kam, verschlang jeder einzelne Tag vieles liederliches Vollblutes

2400 Gulden. »Die höchste Schuhuperrücke in Mainz« wackelte vom Schmunzeln des alten Herrn, wenn das nichtsnütze Völkchen ihm mit dem schmeichelhaften Namen père et protecteur huldigte, und sie bedeckte das welke Ohr, wenn dieselben Undankbaren ihn im Rücken l'Abbé de Mayence und gentilhomme parvenu aushöhnten. In der Stadt aber empörte die Sittenlosigkeit, die Frechheit und Anmaßung dieser Maden des Königthums die ehrbare Einwohnerschaft, die mit gerechtem Unwillen neben den Günstlingen und Favorittinnen des alten fürstlichen Priesters an diesen Emigrirten noch einen dritten Schlund erblickte, der den öffentlichen Wohlstand verschlingen half. Die Theuerung nicht gerechnet, die mit jedem Tage stieg. Der gar bald merklichen Finanznoth abzuhelfen, machte der Kurfürst einen besondern Finanzminister, ohne zu bedenken, daß hier weniger ein Arzt als eine Apotheke fehlte. Überhaupt wurde damals gewirthschaftet, daß fünf gerade sein mußte. »Es gehen hier Sachen vor, schrieb Forster im Januar 1791 an Heyne, wovon man in keinem deutschen Lande, das nach Gesetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es giebt kein willkürlicheres, despotischeres Verfahren in der Welt.« Und an Jacobi etwas später: »Unsere Politik ist, alle Leute zu betrügen, mit allen zu negociiren und keinem Wort zu halten.«

In Betreff der hohen Politik, an der sich der Kurfürst mit Stolz betheiligte, meinte Forster nach der unglücklichen Flucht des Königs von Frankreich:

»Jetzt fehlt der gestärkten National-Versammlung nur noch ein auswärtiger Krieg, und die europäischen

Fürsten scheinen unbesonnen genug, um ihn doch noch anfangen zu wollen. Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution aushalten; der Krieg beschleunigt ihre Erscheinung um mehr als 30 Jahre: allein der deutsche Adel ist ganz blind vor Wuth.«

Wie heut, wo er mit der Revolution bricht! —

Auf dem höhern Standpunkte, von welchem Forster die Revolution betrachtete, ließ er sich auch nicht irre machen, als ihr Prozeß sich trübte, und die deutsche Begeisterung an den blutigen Parteikämpfen erkaltete. Man habe die Menschen, meinte er, lehren, erziehen, zu reifen Wesen bilden sollen, statt dessen aber habe man sie schändlich gemißbraucht, sie dumm und blind zu machen gesucht, und zu Befriedigung seiner Leidenschaften sich die Herrschaft über freie Intelligenzen angemaßt. Ob es da ein Wunder sei, wenn die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nicht ganz rein und ungemischt blieben. — Ja, er fand immer noch zu bewundern, daß so viel Mäßigung, so viel echte politische Tugend bei einem Volke möglich sei, das Jahrhunderte lang von den elendesten Despoten und einem intellectuel und moralisch tief gesunknen Adel unterdrückt worden.

Dennoch sah der Freund auch mit so günstigen Blicken für Deutschland kein Heil in einer Rückwirkung der Revolution auf unsere Staaten. Bei uns sei es noch auszuhalten mit den Mangeln, Mißbräuchen und Unterdrückungen, und es mache ihm keine Freude, wenn sich hier und dort in Deutschland etwas rege, was der zahmen Gelehrtheit der Nation eben nicht das Wort rede. »Die Reihe ist jetzt nicht an Deutschland«, ruft

er in seinen pariser Umrissen, durch eine Revolution erschüttert zu werden; es hat die Unkosten der lutherischen Reformation getragen, so wie Holland und England, jedes zu seiner Zeit, den Schritt, den sie zur sittlichen und bürgerlichen Freiheit vorwärts thaten, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müssen. Jetzt gilt es uns, und ich wünschte so herzlich, man möchte sich am französischen Feuer wärmen und nicht verbrennen. Aber ach! durch Schaden klug werden, und am Unglück Anderer sich spiegeln ist nicht Jedermanns Sache'.«

Bei solcher Gesinnung war wohl von den in gewissen mainzer Kreisen, besonders unter den exaltirten Mitgliedern der Lesegesellschaft, zunehmenden revolutionären Sympathien für Forstern nichts zu besorgen. Zum Überfluß fanden sich um diese Zeit gar manche Anliegen und Sorgen zusammen, ihn zu beschäftigen und von jenen Kreisen abzuziehen. — Der Monat August brachte angenehme Besuche mit sich, die Forster machte oder empfing. Am Veit erkrankt, wurde er vom Arzt zu einer kleinen Erholungsreise angetrieben, und fand auch in Carlsruhe bei Goethe's Schwager, dem Geheimrathe Schlosser, einen erquickenden Umgang und innige Theilnahme. Eben so belebend erschien bei ihm in Mainz Graf Friedrich Leopold Stolberg mit einer ganzen »Clerisei«, worunter nebst einem Sohne Jacobi's die Gräfin Sophie von Reetern dem Freund einen Himmel auf Stirne, um Mund und Auge entgegen brachte. — Im Spätherbste kam auch Vater Heyne auf etliche Tage in's Haus.

Weniger erfreulich blieb noch immer seine dienstliche Stellung. Alle Versuche zu einem Bibliotheksgebäude

zu gelangen, liefen fruchtlos ab. Von den Millionen der zum Fonds aufgehobenen Klöster waren viele Hunderttausende neben der Universität weggeschmolzen; so daß man daran dachte, durch anderweite Verwendung von Professoren die Schulanstalten zu erleichtern, mithin sich noch entschiedner gegen neue Ausgaben sträubte.

Da tröstete denn über die zahlreichen Bücher, die kein ordentliches Unterkommen fanden, ein eignes, das im Publikum umherlaufend sein Glück machte. Es war das erste Bändchen der »Ansichten vom Niederrhein«. Das Schönste, was wohl damals, zugleich sehr treffend, über dies klassische Werk Forster's gesagt worden, kam von Lichtenberg. Wir erinnern uns gern wieder einmal dieses alten und treuen Freundes, dessen sonst so schalkhafte Feder vielleicht wärmer und poetischer floß, seit er verheirathet war, und seiner lieben Frau und des kleinen Jungen so herzlich gedachte. Schon früher hatte er den Hauch der Philosophie bewundert, der Forster's Kenntnisse durchwehe, daß sie mit einer Art von Verklärung hervorgingen, die vielleicht Niemand weniger, als er selbst bemerke. Und nun schrieb er:

»Ich sage Ihnen, daß ich Ihre Ansichten für eins der ersten Werke in unserer Sprache halte. — Ich habe einmal in einem Feenmärchen eine sehr angenehme Vorstellung gelesen; der Held nämlich reiset, und unter der Erde reis't ihm beständig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, so pocht er nur leise an die Erde, so steht der Schatz still und öffnet sich ihm. Sie sind mir, bester Freund, auf Ihrer Tour hundertmal so vorgekommen, wie jener Glückliche in der Feen-

weit. Auch da, wo Ihr Stab den Boden nicht anschlug, sah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich übersehen. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man sogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht bloß sprechen, sondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftsteller in solchem Grade angetroffen. O die innigste Theilnahme an allem, was den Verfasser angeht, verbreitet über das Werk ein unbeschreiblich angenehmes Licht!«

Hätten solche goldnen Worte sich nur auch für die Bedürfnisse des Lebens vermünzen lassen! Denn Forster befand sich gegen den Winter hin in der drückendsten Lage seines Lebens, wie er gegen Jacobi klagte. »Das ganze Jahr hindurch habe ich unablässig mit eisernem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft, mein Körper ist keiner Anstrengung mehr fähig, mein Geist ist erlahmt, und ich habe die betrübteste Aussicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es ist, als ob mir alles zu Wasser werden müßte, nichts gedeiht mir; je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, desto ärger zerrinnt mir's unter den Händen, und ich stehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande, ohne die Fortsetzung der bisherigen Anstrengung mit meinem Haushalt auszukommen.«

Lassen wir uns von Ihereien einige Nachricht über die Ursachen dieser Noth geben, so war solche der täglichen Hausordnung Forster's, wenn man sie mit seinem

festgestellten Einkommen verglich, keineswegs zuzuschreiben. Sein Tisch war sehr frugal, seine Frau beschäftigte sich wenig mit Putz, beide besuchten selten das Schauspiel, spielten niemals, und ihre Gastfreiheit konnte bei der Einfachheit ihrer Bewirthung in jener wohlfeilen Zeit gar nicht unter die Unkosten gerechnet werden. In Wohnung und Hauseinrichtung that freilich der Freund etwas mehr, als gerade nothwendig war. Sich überall beengt und verkümmert fühlend, suchte er darin einen täuschenden Ersatz. — Aber er unterwarf sein Bedürfniß gelehrter Hülfsmittel keiner Berechnung, und seine krankliche Unruhe, sein zur Gewohnheit gewordnes Bedürfniß eines steten Wechsels von äußern Eindrücken veranlaßten Ausgaben und Reisen, die ihn in steter Nothwendigkeit, auf Geldmittel zu sinnen, erhielten.

In solcher Bedrängniß tastete seine Verzweiflung immer wieder nach dem großen Werke über die Pflanzen aus der Südsee. Dies Herbarium duftete immer noch von der Hoffnung, mit der es der Weltumsegler angelegt hatte. Die Materialien dazu waren bloß noch zu ordnen, die Kupfer nur noch auszumalen. Aber es fand sich kein Verleger, der das Werk honorirt hätte, kein Fürst, der wenigstens die Eitelkeit, in einer Dedication als Unterstützer des Werkes zu prangen und im Reiche der Wissenschaft unsterblich zu werden, mit ein paar hundert Louisd'or bezahlen mochte.«

Statt der Verleger und der Fürsten hätte Forster die Verlegenheit der Zeit anklagen sollen. Wer hätte sich vor den einbrechenden Stürmen einer Revolution um die Pflanzen der Südsee bekümmern mögen! Allein

eine gegenwärtige Noth so heimlich quälender und erschöpfender Art beengt leicht den Blick und verstimmt das Urtheil. So meinte Forster jetzt auch gegen Jacobi, an den Orten, wo er sonst gewohnt, habe er Ressourcen, bekannte Freunde zu Rath und That gehabt, — gerade Dasjenige, was er allerwärts mit ewigen Klagen entbehrte. Und so fühlte er sich nun in Mainz »durch die Nothwendigkeit sich abzusondern, und durch die Leere der Menschen, die für ihn keinen Berührungspunkt hätten,« unglücklicher als irgendwo früher.

Wir möchten Forstern ungerecht nennen, wenn wir bedenken, daß es damals in Mainz an ausgezeichneten und theilnehmenden Männern, Gelehrten und Weltleuten, durchaus nicht fehlte. Allein wir wissen schon, wie wenig anschließend und wie wählig für Umgang und Hingebung Forster sein konnte. Wie scharf urtheilte er z. B. um diese Zeit über Heinse, der ihn bei seiner ersten Bekanntschaft in Düsseldorf so angezogen hatte! »Heinse thut sich trefflich bene! So gern ich ihn lieb hätte, so unmöglich macht er mir's doch an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, ist nicht von Holz, sondern von Leder, und das zieh' ihm der Teufel ab; — — — denn ich glaube das Leder hat sich mit seiner eignen Substanz identificirt. In der That sein Egoismus ist bewundernswerth, weil er sich wohl und glücklich dabei fühlt.«

Freilich galt es dem Freunde jetzt um einen »Berührungspunkt,« den er allerdings bei dem Kabinetsrathe Müller vergebens gesucht hatte. Dieser fand sich durch Forster veranlaßt zu beklagen, daß er jetzt ohne Mittel

ſei, ihm beizuſpringen; ſein Sparpfennig liege in den kaiſerlichen Fonds: was er bereit habe, decke nur die laufenden Bedürfniſſe, da er als ein Mann, der Bücher und ſo mancherlei anzuſchaffen habe, von ſeiner ſonſt artigen Beſoldung zu 2500 Gulden kaum etwas erübrige. Leider brauchten jetzt auch alle Fürſten ihr Geld; die Ausgaben ſeien überall ganz außerordentlich, die gewöhnlichen Hülfsmittel aber theils unanwendbar, theils unergiebig. — Eben ſo vergebens ſcheint Forſter einen Vorſchuß aus den öffentlichen Kaſſen betrieben zu haben. Müller wünſchte die genaue Summe zu wiſſen, die er verlange, wahrſcheinlich nur um ihn bei dieſer Gelegenheit aufmerkſam zu machen, daß durch die Kaiſerkrönung und den täglichen Aufwand die Staatskaſſen in dem ſchlechteſten Zuſtande ſeien.

Gerade in dieſer Bedrängniß unſeres Freundes tritt uns das wunderliche Zartgefühl, das beide Ehegatten in Geldſachen und häuslicher Noth für einander hatten, recht ausgeſprochen entgegen. Forſter bittet nämlich in ſeinen nach Pempelfort adreſſirten Klagen, Jacobi möchte, wenn er in ſeiner Antwort dieſen Sorgenpunkt berühre, es doch auf einem beſondern Blatte thun. Er leide gern allein, was er zu leiden habe, und möchte in dem lieben Briefe, nach welchem alle haſchten, Niemanden der ihm nahe ſei, etwas darin finden laſſen, was Unruhe und Kummer verurſachen könnte. — Er meinte doch wohl Thereſen mit dieſem Jemand, der ihm nahe ſei, und glaubte ſo, wie es ſcheint, durch einſeitiges Leiden ſtill zu verbüßen, was ihm Thereſe durch ihr »einſeitiges Sparen« ebenfalls im Stillen zu Schulden legte.

Leider ſollte nicht ausbleiben, was beiden gemeinſam zu tragen ſchwer genug beſchieden ward.

Nach ſeinem Röschen waren dem Freunde noch zwei Mädchen, das jüngſte im letzten Frühjahre, geboren worden. Beide wurden im November zum Schutze gegen herrſchende Pocken geimpft, und das jüngſte, ſchwächliche Louischen ſtarb. Das lebenskräftigere Clärchen überſtand dagegen »dieſe Zuchtruthe des Menſchengeſchlechts,« und kam bald wieder zu Kräften. Die Mutter hatte ſich brav gehalten, blieb aber matter und angegriffner, als ſie es geſtehen mochte. Forſter ſelbſt war geiſtig tief gebeugt. Heyne's herzliche Theilnahme führte ihn durch die Bemerkung, daß wir im Denken leider! über eine gewiſſe Linie hinausgegangen ſeien, auf religiöſe Gedanken. Die Betrachtung beſchäftigte den Freund, wie die Religion, beſtimmt, bloß Sache des Herzens und der Gefühle zu ſein, ſelbſt gegen die Abſicht Chriſti in das Syſtem der bürgerlichen Regierungen verwebt und ein Mechanismus geworden ſei, wodurch ränkevolle Menſchen und Geſellſchaften ihre herrſchſüchtigen Abſichten erreichen wollten. Dagegen empfand er auch lebhaft, in welchen Widerſpruch eine zu ſinnlich gedachte Fortdauer des Menſchen nach dem Tode mit der Unentbehrlichkeit der Organe gerathe, die ja doch im Tode zerſtört würden. Allein, ruft er aus, wenn meine Vernunft mir wehrt, Vorſtellungsarten der ſinnlichen Welt in die überſinnliche zu übertragen, ſo geſtattet ſie mir doch immer noch eine Ideenfolge, bei welcher ich ruhig erwarten kann, was die Zukunft erſt enthüllen wird. Das Weſen, das durch mich und von mir ward, hat eine nähere Verwandtſchaft

mit meinem Weſen, als jedes andere. Zwiſchen dem Gleichgearteten herrſcht eine Verbindung, die ich mir nicht wegläugnen kann. So wenig alſo ich im Stande bin, mir die Art meiner Exiſtenz nach dem Tode zu denken, ſo wenig ich begreife, was aus der Seele meines Kindes wird, das vor mir ſtirbt; ſo unumſtößlich bleibt mir der Satz, daß es wegen ſeiner Gleichartigkeit mit „mir nicht aufhört, in einem engern Verhältniß mit mir zu ſtehen; ſo klar die Wahrſcheinlichkeit, daß verwandte Weſen ſich da leichter wieder aneinander ſchließen, wo ſie einander wieder antreffen.

Und ſo ſehen wir denn gegen das trübſelige Ende des Jahres den Freund von betrübten Gedanken nach dem Jenſeits hingezogen, unter Umſtänden, in welchen ein zerfallender häuslicher Wohlſtand den wachſenden Stürmen einer Staatsumwälzung oft nur allzuleicht zugänglich wird, und perſönlicher Mißmuth die öffentliche Unzufriedenheit leichter aufnimmt.

Forſter neutral.

Aus eigentlich revolutionären Bewegungen in Mainz hätte ſich zu Anfang des Jahres 1792 das große Verhängniß noch nicht vermuthen laſſen, das ſchon mit dem Herbſt über die Stadt kommen ſollte. Streitende Verhandlungen in der Leſegeſellſchaft, laute Kannegießerei in

den Weinhäusern waren mit Parteinahme noch weit entfernt von andern Unternehmungen. Die kurfürstliche Regierung hatte die freimüthigen Äußerungen politischer Meinung lang ruhig hingehen lassen, ja es nachgesehen, daß Professor Hofmann in seinen Vorlesungen über philosophische Geschichte eine baldige deutsche Revolution, und zwar von der Gerechtigkeit des Himmels erwartete. Nun glaubte sie doch mehr Aufmerksamkeit auf die Neuigkeiten richten zu müssen, die von der Lesegesellschaft ausgingen, wo man nicht bloß die französischen Zeitungen, sondern auch die leidenschaftlichsten Flugschriften und geheime briefliche Nachrichten aus Frankreich zu lärmender Verhandlung ausbeutete. Der Director der Lesegesellschaft, der bekannte Hartleben, Professor des römischen Rechts, der neben dem Staatsrechtslehrer Frank durch seinen Pandekten-Vortrag selbst norddeutsche Studenten nach Mainz lockte, ließ sich herbei, dem Ministerium die dort eingebrachten und aufgelegten Blätter und Schriftstücke mitzutheilen. Dies aber entdeckt erregte einen solchen Sturm, daß selbst ein so jovialer Mann wie Hartleben, der einst dem Jesuiten-Colleg entsprungen war und als Cavallerie-Officier im siebenjährigen Kriege gedient hatte, nicht widerstehen konnte, sondern das Directorium niederlegte; worauf die Gesellschaft zerfiel und eine neue sich beim Buchhändler Sartorius einrichtete.

Unter den Bürgern lief die hauptsächliche Mißstimmung gegen die Emigrirten und gegen die Begünstigung aus, die denselben vom Hofe zu Theil wurde. Das ganze Rheingau wimmelte von ihnen; alle Wirthshäuser füllten sich an, wodurch den lustigen Mainzern die ge-

wohnten Ausflüge verkümmert wurden. Bald gaben auch die Vorkehrungen, die der Kurfürst seit dem letzten Spätherbste gegen einen Überfall von Mainz angeordnet hatte, einen Gegenstand der Besorgniß und des Tadels ab.

Bei dem langjährigen Frieden und den freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Östreich hatte man die Festungswerke unachtsam verfallen lassen. Man hatte nicht bloß den Aufwand der Unterhaltung zu sparen gesucht, sondern Gräben und Wälle für die Hofkammer und stückweise für den Gouverneur auch noch ökonomisch nutzbar gemacht. Aber auch jetzt noch, wo die kriegerische Stimmung in Paris immer drohender wurde, griff man die Vertheidigungswerke nur spärlich an, und der umfassende, selbst von französischen Ingenieuren gebilligte Herstellungsplan des mainzer Ingenieur-Majors Eickemeyer wurde nur unzureichend, durch einige Ausbesserung und Herstellung von Zugbrücken, Thoren und Gattern, durch Verpallisadirungen und Überschwemmungseinrichtungen, ausgeführt.

Forster sah diesen Vorkehrungen mit Ruhe zu. Er theilte die Besorgniß vor einem Kriege nicht. Sein politischer Blick traute den europäischen Kabinetten mehr Staatsklugheit zu, als sie noch in demselben Jahr bewiesen. Sie würden, meinte er, Frankreich lieber in seiner innern Zerrüttung erhalten, und es eher zur Fabel von Europa werden lassen, als es zum Beispiel für dasselbe machen helfen. Viel mehr, als die mainzer Anstalten regten ihn kleinliche Ängstlichkeiten aus Göttingen auf. — Nach dem letzten, über Gebühr beschäf-

tigten Sommer und den Grillenheiten des Vorwinters brachte er die harten Monate in Abſpannung und Unthätigkeit hin. Doch hatte er in den göttinger Anzeigen eine Schrift Briſſot's recenſirt, dieſes überſpannten Republikaners, der aus einem franzöſiſchen Polizeiſpion für England ein amerikaniſcher Demokrat geworden war, und in Quäkertracht, ungepuderten Haares, unter den Girondiſten unermüdlich gegen die auswärtigen Mächte handirte. Die Recenſion, gewaltig charakteriſirend, machte Aufſehen. Anfragen an Heyne wegen des Verfaſſers ſetzten den ängſtlichen Papa in Beſorgniß für Forſtern, wenn die Recenſion nach Mainz käme. Er warnte den Schwiegerſohn, die Schrift Briſſot's ja nicht zu überſetzen, ihn und die Seinigen in Göttingen und ſich ſelbſt nicht um einer Grille willen aufzuopfern, oder auch nur in Gefahr zu bringen. — »Glauben Sie nur, ſchrieb er, den großen Haufen erleuchten wir über das Politiſche ſowohl, als über das Theologiſche nie; nur Autorität, Faction und Fanatismus ſetzt ihn in Bewegung. — Ich kenne ihren ſchönen Enthuſiasmus, der in Ihrem Hauſe je zuweilen mehr angefacht wird, als gut iſt, und weiß an meinem eignen Beiſpiel, wie leicht man ſich hinreißen läßt.«

»In meinem Hauſe, erwiederte Forſter, wird ſo viel und mehr ariſtokratiſirt, als für die andre Seite geſprochen, und was mich perſönlich betrifft, ſo gehöre ich in keinem Falle zu den enragés, weder der einen noch der andern Seite. Gerade dieſe Billigkeit aber iſt allen Narren oder Schurken, die Partei ergriffen haben, verhaßt.«

Er hatte nicht daran gedacht, Briſſot zu überſetzen. Für ſich unbeſorgt, gab er der mainzer Regierung das gute Zeugniß: »Wer ſo die Wahrheit ſagt, iſt hier nicht gleich in die Acht erklärt.« Und mit edlem Unwillen ſetzte er hinzu: »Auf die Gnade von Hannover werde ich doch nicht Rückſicht nehmen ſollen. Als die Logen in ganz Deutſchland vom Herzog von Braunſchweig aufgefordert wurden, einen Beitrag zu geben, um meines Vaters Schulden in England zu bezahlen, waren Hannover und Göttingen die einzigen Orte, die keinen Pfennig hergaben.« — — Wie ſollte es mir einfallen einen Umſturz predigen zu wollen, den ich ſelbſt nicht wünſche, ſondern vielmehr für ein ſo großes Unglück in Deutſchland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden.« — —

Bald drängten deutſche Angelegenheiten ſich vor das drohende Frankreich, und ſchoben die vom Kurfürſten heimlich begünſtigte Contre-Revolution der Emigrirten etwas bei Seite. Kaiſer Leopold ſtarb am 1. März. Das Kabinet des Reichs-Erzkanzlers, von welchem die Vorkehrungen zur neuen Kaiſerwahl ausgingen, kam in athemloſe Geſchäftshaſt. Welche Erwartungen ſpannten ſich nicht auf den neuen Kaiſer! Man verſprach ſich von dem jungen Franz ein Ablenken von der Politik Leopold's in das verlaßne Fahrgleis joſephiniſcher Reformen, — eine Selbſttäuſchung, die man wohl mehr aus dem gefühlten Bedürfniſſe der Zeit, als aus der Perſönlichkeit des jungen Erzherzogs ſchöpfte. —

Zwei perſönliche Erlebniſſe, die in denſelben Monat März fielen, zogen unſern Freund — als ob ſie ſeine

gerühmte Neutralität bestätigen wollten, nun auch von einer lebhaften Theilnahme an der öffentlichen Angelegenheit des alten deutschen Reiches ab. In der Woche des Sonntags Latare ward ihm ein Knabe geboren. Wir wissen von Röschens Geburt her, daß Forster die Thorheit, Kinder des einen Geschlechts denen des andern vorzuziehen, nicht kannte. Aber es freute ihn doch, daß nun ein Junge da war, — »weil es eine Aussicht eröffnete, zu einer Art der Mittheilung von Ideen, welche bei Mädchen gar nicht möglich ist.« Und daß Therese sich gesund fühlte, wie sie es lange nicht war, erheiterte ihm den Blick in die Zukunft.

Das zweite war ein Begegniß der Freundschaft. Sömmering, seit dem December mit Margareth Elisabeth Grunelius in Frankfurt verlobt, heirathete, und erfüllte so endlich Lichtenberg's Catonisches Ceterum censeo uxorem esse ducendam.

Aber auf den heitern März folgte der April, und seine Wechsel blieben für Forster's Stimmung nicht aus. — »Es ist zum Erstaunen, klagte er gegen Lichtenberg, was man nicht alles über sich muß ergehen lassen, was man nicht alles erfahren muß, bloß um es erfahren zu haben. Ich glaube, ich bin seit Jahr und Tag um zwanzig Jahre älter geworden, und das nicht im bessern Sinne des Wortes; ich fühle mich erstorbener, als ich es sollte, wie eine Pflanze, die vom Froste gerührt ist, und sich nicht wieder erholen kann. Ich fühle meinen Kopf so leer, wie einen ausgehöhlten Kürbis, und von meinen Schenkelknochen kann ich leider nicht rühmen, daß sie noch Mark hätten. Es ist mir seit geraumer

Zeit ganz unmöglich, etwas Ordentliches zu schreiben. Wie der zweite Band der Ansichten fertig geworden ist, begreife ich selbst nicht.

Hinter diesen Klagen versteckte sich, neben körperlichem Mißbehagen, freilich wieder die alte Geldnoth. Daß seine »Ansichten« so wenig öffentlich besprochen wurden, wollte er weit ruhiger ansehen, wenn er eben nicht trotz aller Anstrengung »ein armer Teufel« bliebe, und folglich auch diese Mittelchen, vorwärts zu kommen, nicht ganz verschmähen dürfte. Er gestand sich selbst ein, daß er, so viel er auch erarbeite, doch noch mehr ausgebe, — bald zu kleinen Erholungsreisen, bald für Bücher, Landcharten u. d. gl.; so daß er seine Reputation eines raschen Arbeiters sehr theuer erkaufe. Und am Ende, als ob er voraussehe, worauf ihn die Freunde, denen er seine Noth vorjammerte, tröstend verweisen würden, läßt er sich seltsamerweise gerade vom Bewußtsein seiner Ohnmacht auf sein eignes Ich zurückführen, überzeugt, alles in der Natur sei darauf berechnet, daß der Mensch nach Verlauf der Jugend mehr an sich selbst, als an allem andern haben solle; wozu denn die leidigen Wahrnehmungen gut seien, die einen oft unsanft genug vom Rückfall in jugendliche Schwärmereien heileten.

Richtig wiesen denn auch die theilnehmendsten Freunde auf dies eigne Ich des unglücklichen Mannes, auf seine Kräfte und Leistungen. Schon früher hatte Dohm, der mit seiner Familie fünf schöne Winterwochen bei Jacobi in Pempelfort verlebt hatte, ermunternde Zeilen nach Mainz gelangen lassen. »Sie haben alles in sich, was

Sie aufrichten und ermuntern kann, ſchrieb er. Sie haben auch das, was das Wichtigſte iſt von allem, den Willen und feſten Entſchluß, ſich durch die äußern Dinge nicht unterdrücken zu laſſen. Sie genießen dabei auch einer Unabhängigkeit und eines Gebrauchs Ihrer Zeit, daß Sie Ihre Lage ſchwerlich irgendwo in Deutſchland verbeſſern könnten.« — Der wohlgeſinnte Mann fügte noch andre Andeutungen hinzu, — wie ſich Forſter etwa mit ſeinem botaniſchen Werke unmittelbar an den König von England, dieſen hohen Freund der Botanik, wenden, oder den Kaiſer von Öſtreich, der beträchtliche Summen zur Erweiterung der Naturkunde beſtimmt habe, mit ſeinem Vorhaben angehen, oder bei der berliner Akademie eine Unterſtützung jenes Werkes nachſuchen möchte. In letzter Hinſicht brachte er den Freund auf den Gedanken, an den Miniſter Grafen Herzberg zu ſchreiben, und erbot ſich, bei dieſem die Angelegenheit mündlich zu unterſtützen. Hinter all' dieſen Winken fiel freilich ein trüber Seitenblick Dohm's auf die Ungewißheit des allgemeinen Zuſtandes in nächſter Zeit, die in alle Angelegenheiten und Entwürfe etwas Abſchreckendes bringe.

Ähnliche Ermunterungen kamen von Heyne, der ſich beſonders gegen die ſelbſtquäleriſchen Zweifel des Schwiegerſohnes darüber, daß er mit allen Bemühungen nichts Gutes ſtifte, ereiferte. Er ſchalt es Hypochondrie, um es nicht Sünde wider den guten Geiſt zu nennen. Herzlich war das väterliche Wort: »Stößt Ihnen eine jählings dringende Noth auf, ſo wiſſen Sie, daß ich Sie nicht verlaſſen werde.«

So war auch Jacobi's Urtheil über des Freundes

Einleitung zu den neueſten Reiſeſammlungen recht erquickend. Er dankte »für die mannichfache Belehrung, welche ſie für ihn enthalte, für den ſchönen Umgang, den ſie ihm unter dem Leſen mit einem kenntnißreichen edeln philoſophiſchen Manne gewährt, und vielleicht am meiſten für die Luſt an ſeinem Freunde, die ſie ihn empfinden ließ.«

Zwiſchen dieſem und desgleichen Zuſpruch rückte, vielleicht noch wirkſamer, der Monat Mai herbei. Forſters Befinden beſſerte ſich, ſeine Kräfte kehrten wieder. Er ward ſeiner Hypochondrie inne, und glaubte in ſeinem zu langſamen Blut einen Grund ſeiner Schwermuth und der Trägheit im Wollen und Entſchließen zu erkennen. Mit dieſer Einſicht in ſein Übel meinte er ſchon weniger krank zu ſein. Er erkannte mit jenen Freunden die Arbeit als einzige Nothhelferin an; nur hatte er am Überſetzen einen ordentlichen Widerwillen genommen, und fühlte zum eignen Schaffen, z. B. am dritten Theile ſeiner »Anſichten«, noch keinen innern Antrieb.

Bei dem allen folgte er den revolutionären Bewegungen in Paris mit der alten Aufmerkſamkeit. Das Unerfreuliche daran entging ihm nicht; allein er war geneigt, die Ausartungen der Revolution nur dem Hof, dem Adel, den Prieſtern und den auswärtigen Mächten in's Gewiſſen zu ſchieben. Sein Unwille traf die reactionären Maßregeln, die fort und fort mit gänzlicher Verwerfung alles Deſſen, was Vernunft und Billigkeit foderten, offenbar und heimlich gegen die Sache der Revolution gerichtet wurden. Dennoch, ſo beißend oft ſeine Bemerkungen, beſonders auch über die ganz ehr-

und grundsatzlose Politik der Großmächte ausfielen, ließ er sich doch — so zu sagen — den revolutionären Zahn förmlich ausziehen. Wenigstens bildlich. Das schlechte Wetter suchte ihn nämlich mit Schmerzen an einem kranken Zahne heim. Nachdem er ihn hatte ausnehmen lassen, schrieb er an Papa Heyne unter andern:

»Es ist lächerlich, bei einem so kleinen Verluste an das allmähliche Absterben zu denken, und doch kann man in dem Augenblicke, wenn man den Höllenschmerz des Ausreißens erlitten hat, und nun die Lücke fühlt, sich einer solchen Reflexion nicht erwehren. Da wünschte ich denn immer nur auf dem Punkte zu sein, daß, wenn es einmal nicht länger mit dem baufälligen Leimhüttchen zusammenhalten will, ich wenigstens mit einem beruhigten Abschiedsblick auf Diejenigen, die ich zurücklasse, hinscheiden könnte. Ich glaube, lieber Vater, eine solche Sinnesart und ein solcher Wunsch ist wohl die sicherste Verwahrung gegen das Jakobinerwerden, weil doch das wohl am allerweitsten liegt — gegen jede zu excentrische und gewagte Anwendung meiner geringen Kräfte.« —

Daß der Freund aber mit solchem Abschlusse sich nicht etwa kleinmüthig auf die entgegengesetzte Seite der Reaction schlage, wie wir es heute wieder oft genug sehen: dafür sorgte, wenn es noch nöthig gewesen wäre, der Kurfürst mit seiner hohen Politik, die er so gern aushängte, und nun mit jedem Tage in einer trotzigeren Sprache vernehmen ließ. Über diese Thorheit entrüstet, sprach Forster sein unwilliges Ultimatum gegen Heyne dahin aus:

»Meinetwegen mag doch geſchehen, was immer will: es iſt nicht der Mühe werth, daß man ſich um Fürſten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Scheermeſſern ſchnitzeln wollen (ein beliebtes Bild des Freundes'), macht nur das Meſſer ſtumpf, der Klotz bleibt, was er war. Wo alle unmittelbare Theilnahme am Schickſal der Menſchen ein Verbrechen iſt, dort giebt es keinen Gemeingeiſt, dort bleibt keine Pflicht, als für ſich ſelbſt und für die Seinigen zu ſorgen.« —

Entſetzliche Wahrheit, die Forſter hier ausſpricht! Wo der Gemeingeiſt aufhört, da bleibt nur die Selbſtſucht. Und erkennen wir dieſen Segen der ſiegenden Reaction nicht im Großen und Ganzen an dem traurigen Particularismus der Stämme, an dem feigen Egoismus der Einzelnen in Deutſchland, der nach der allgemeinen und edeln Erhebung wieder eingetreten iſt? Da erblicken wir das von der Reaction gebenedeiete Glück ihrer hohen Weisheit, daß Jeder nur für ſich ſorge, Keiner ſich um das öffentliche Wohl bekümmere und höchſtens — ein Treubund zuſammenrieſele. Aber was will der nackte Egoismus in einer bevölkerten Welt? Bald wird er ſich ſelbſt ſeiner Blöße ſchämen, zum Beweis, daß er ſich eben nicht im Paradieſe fühlt. Er wird ſich nach Feigenblättern umthun. Und wenn er nicht mehr erblickt, was ihn vereinzelt, wird gerade von daher ein neuer Trieb zu Vereinigung in ihm erwachen und ihn Verbindung zu knüpfen treiben, ein Treubund der Nationen.

Vielleicht ſtand Forſter einer Parteinahme nie näher,

s da er von Fürsten und Völkern nichts mehr wissen ollte. Für welche Sache wird er sich entscheiden? Und as wird den Ausschlag geben?

Hohe Politik.

Derselbe Monat Mai, der unsern Freund neu be- bte, hatte denn auch der trotzig herausfodernden Politik s alten Herrn auf dem mainzer Stuhle eine gute Ge- genheit geboten, die imponirenden Blicke aufzuspannen.

Seit dem 20. April war, auf Andrang des jako- nischen Ministeriums, von Frankreich der Krieg an Öst- ich erklärt. Mit Mainz und dem deutschen Reiche hatte as französische Kabinet den Weg der Unterhandlung noch fen gehalten. So angemessen für die Lage von Mainz ne kluge Neutralität gewesen wäre: so auffallend hatte der Kurfürst bisher verletzt; indem er mit dem Her- ge von Würtemberg und dem Prinzen Condé Verab- dungen gegen Frankreich traf, in Mainz die französi- gen Nationalfarben beschimpfen ließ, und den Emigrir- n Waffenübungen in Worms und Bingen, Anlegung on Magazinen u. d. gl. gestattete. Nun erschien zu eundlichen Unterhandlungen und um dem alten Fürsten in und seines Landes wahres Interesse begreiflich zu achen, in der Person eines Herrn von Villars ein anzösischer Abgeordneter jakobinischer Farbe. Der Kur-

fürſt ließ ihn 14 Tage auf eine Audienz warten, empfing ihn dann nicht ohne auffallende Vernachläſſigung auf dem pomphaft umgebenen Thronhimmel, erwiderte kurz und kalt die Anrede des Franzoſen, und entließ ihn ohne die gewöhnliche Einladung zur Tafel. Während bei ſeiner feierlichen Auffahrt ein zahlreiches Volk ſich mit Theilnahme um das Schloß drängte, und die Franzoſenfreunde Zeichen des Beifalls gaben, hatten die wüthenden Emigrirten einen Scheerenſchleifer unter den Fenſtern des Geſandten am Hauſe eines Kaufmanns aufgeſtellt, und drängten ſich, ihre Säbel zu ſchleifen, prahleriſch herbei. Sie verhöhnten und beleidigten ihn, wo er ſich zeigte, und der Hof war unklug genug, einen in der Eigenſchaft eines Geſandten aufgenommenen Mann unbeſchützt und unberückſichtigt zu laſſen. Man rechnete auf die zugeſagte preußiſche Armee, um dann den Emigrirten auch noch die vorbereitete bewaffnete Erhebung zu geſtatten.

Unter ſolchen Bewegungen kam die Wahl und Krönung Franz des Zweiten herbei. Als ob im Vorgefühle, daß es der letzten Kaiſerkrönung gelte, hatte ſich am 14. Juli ein unermeßliches Volk zu dieſer Feierlichkeit in Frankfurt zuſammengedrängt. Auch Forſter war mit Huber und ſeinem jungen Engländer hinübergefahren.

Die Jugend des Kaiſers, als er auf dem Zug nach der Kirche unter der Laſt des Hermelinmantels und der Krone die großen blauen Augen auf der Menge der Zuſchauer umherirren ließ, hatte ſelbſt für Forſtern etwas bis zu Thränen Rührendes, — Empfindungen, die, wie der Freund meinte, ein ſo ſchönes Verhältniß zwiſchen

Regenten und Regierten als möglich zu erkennen gäben, zugleich aber auch des Mißbrauchs wegen so gefährlich wären. Bange machen galt auch damals schon von Seite Derer, die einen jungen Herrscher gern beherrschen mögen, und so wurden an den Tagen der Krönung verschiedene Franzosen festgenommen unter dem Vorwand, es sei ein Complott gegen das Leben des Kaisers.

Der Kurfürst hatte die versammelten Fürstlichkeiten nach Mainz eingeladen, und die zahlreichen Gäste trafen am 18. Juli ein, nachdem der jakobinische Gesandte auf Albini's Erklärung, daß man ihm länger keinen Schutz gewähren könne, etwas hasenherzig die Stadt verlassen hatte, ohne nun seinem Hofe berichten zu können, ob Mainz und das Reich neutral oder kriegsrüstig gegen Frankreich gesinnt sei.

Da war nun vom 19. bis 22. Juli, auf der Sommerhöhe des Jahres, Mainz »der Sammelplatz von allem, was in Deutschland wichtig war oder sich wichtig dünkte, von gekrönten Häuptern, Fürsten, Ministern, Gesandten und zahlreichem Adel. Man zählte gegen zehntausend Fremde. Alle Gasthöfe waren mit Prinzen besetzt, die in den kurfürstlichen Palästen nicht Platz mehr gefunden hatten, und alle Privathäuser beherbergten Gäste oder Fremde aus irgend einem entfernten Winkel von Deutschland. Vom frühen Morgen an wimmelten die Straßen von wohlgekleideten Personen, und gegen Mittag ward das Gewühl der Kutschen rauschend genug, um einer Hauptstadt den Rang streitig zu machen. Bei Hofe folgten Feste, Schmäuse, Konzerte, Bälle, Erleuchtungen,

Feuerwerke, verherrlicht durch den unnachahmlichen Zauber der Gegend und die majestätische Pracht des Rheins mehrere Tage hindurch in ununterbrochner Reihe aufeinander. Vor allem trugen die Erleuchtungen den Beifall der Kenner davon. Die Gärten der Favorite, die Schiffbrücke, die Jachten auf dem Flusse, die Kirchthürme von Kostheim, Kastell und Hochheim zauberten im Dunkel der Nacht einen künstlichen Tag hervor. In unermeßlichen Spiegel des Rheins verdoppelten sich die brennenden Thürme, und die vom Ufer in die Lüfte strigenden Feuergarben. Die anbefohlne Erleuchtung war ungeachtet der kurzen Vorbereitungsfrist außerordentlich wohl gelungen. Überall brannten im bunten Lampenscheine schwergereimte Glückwünsche an das neue Reichsoberhaupt und dessen Gemahlin und geistreiche Anspielungen auf das gute Vernehmen der beiden Adler; hier und da ermannte sich sogar ein loyaler Hofbedienter, den vereinigten Waffen Sieg zu prophezeihen.' (Forster's sämmtl. Schften. 6r Bd. S. 358 u. f.)

Unter diesem Glanze, der vor allem die Blicke des revolutionären Frankreichs auf sich ziehen mußte, versammelten sich täglich in einer kleinen Schenke des nahen Dorfes Weißenau am Rheinufer die kaiserlichen, die preußischen und einige andere Minister und bereiteten die Gegenstände der Berathung für ihre Herren. »In diesem Fürsten-Congreß ward das Schicksal Europens gewogen und über Frankreichs Provinzen das Loos geworfen. Hier ward die Ausführung jener Plane zum letztenmal verabredet, die man in Pavia und in Pilnitz genehmigt hatte.

Unzählige Gerüchte über die Schicksale Frankreichs und die Rheinlander irrlichterten, wie es sich denken läßt, um dies weißenauer Geheimniß. Forster warf einen Blick auf Frankreich, wo alles aufs Äußerste gespannt war, und die letzten Gräuel in Paris den Grad der Erbitterung bewiesen. Jetzt nur Tollheiten von Seite der deutschen Ligue, so gebt das Gemetzel an! rief er aus. Und auf Deutschland blickend fürchtete er, daß Abstellung der Mißbräuche, die so leicht gewesen, wenn man sie unter der Hand vorgenommen hätte, endlich auch hier, wie in Frankreich, das Werk einer Gährung sein werde, die um so länger dauern müsse, als es überall an einem großen Manne fehle, der sich zum Haupt einer Partei aufwerfen, und als solches behaupten könnte, aber auch eben so wenig wahre Größe unter den wirklich Machthabenden anzutreffen wäre.

Man sollte glauben, der Freund spräche von unserm gestern, und spräche von heut, wenn er gegen Heyne hinzufügt: »Der Gang der Begebenheiten — der Reaction — zeugt überall von Übereilung, Übertreibung, Frühreife.«

Niemand fühlte sich an diesen glanzvollen Tagen von Mainz glücklicher, als der Wirth eines so außerordentlichen Congresses, der Kurfürst, der jetzt hohe Politik trieb. Professor Hofmann scherzte in seiner oft etwas derben Weise darüber, wie vergnügt der alte Köter mit dem Schweif wedle, weil er jetzt mit den *großen* Hunden umherlaufen, und ihre politischen Äußerungen beschnüffeln dürfe. Nur schade, daß er selbst das Bein nicht so hoch wie sie aufheben könne! Die rastlose Be-

mühung deſſelben, Gegenrevolution in Frankreich zu bewirken, ſollte nun gekrönt werden. Wirklich erſchien, als die Prachtblüthe der Feſte abzuwelken begann, die große Frucht der weißenauer Berathungen. Aus den Preſſen der Hofbuchdruckerei ging das berühmte Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig als oberſten Befehlshabers aller gegen Frankreich vereinigten Armeen hervor. »Es fodert die franzöſiſche Nation feierlichſt auf, den deutſchen Heeren überall offnen Zugang zu laſſen, und ſich ihren Waffen nicht zu widerſetzen. Gegen den Geiſt der Freiheit, der die neue Verfaſſung geſchaffen hat, flammt es Rache und Vernichtung, und erklärt auf das kaiſerliche und königliche Wort der beiden verbündeten Monarchen, daß die geringſte, dem Könige von Frankreich und den Seinigen zugefügte Beleidigung die gänzliche Zerſtörung der Stadt Paris und die Hinrichtung der Aufrührer nach ſich ziehen ſoll.«

Paris einzuäſchern und der Erde gleich zu machen, war fortan ein Lieblings-Ausdruck der Bekenner jener hohen Politik, und viele unter denſelben rochen bereits den Brand. Forſter dagegen meinte:

»Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzoſen zur Gegenwehr anzuhetzen, ſo hätte man es nicht klüger anfangen können. Und das ſind die Menſchen, deren Maßregeln man billigen ſoll? Wohl dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnſinnigen Treiben zuſehen kann!« —

Dennoch blieb er nicht in dieſem Winkel, als am 22. Juli die hohen Häupter Mainz verließen. Der König von Preußen begab ſich mit ſeinem Gefolge in den

prächtig geſchmückten kurfürſtlichen Jachten nach Koblenz zu der dort marſchfertigen Armee. Eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge, mit unzähligen Neugierigen beſetzt, die zum erſtenmal in ihrem Leben ein Lager anzuſtaunen wünſchten, zogen nach. Der Strom war zu mächtig, um Forſtern nicht mit fortzureißen. Er begleitete die befreundete Familie des Kriegsrathes Reichard aus Gotha bis Koblenz. Selbſt Heyne ſcherzte, er müſſe ein Ariſtokrat geworden ſein, und pries ihn als welterfahrnen Mann, der nun auch eine Kaiſerkrönung geſehen habe; ſetzte aber hinzu: Ich beneide Ihnen doch mehr, daß Sie die Häupter von Otaheiti geſehen haben.

Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, machte die Fahrt mit, nachdem er ſich etliche Tage bei Forſter aufgehalten hatte. Ein drolliger Menſch, voll der ſeltenſten Kenntniſſe von Sachen, Menſchen und Sprachen, der dem Freunde Luſt zu machen ſuchte, ihn auf ſeiner im Jahre 1791 vorzunehmenden Reiſe nach Griechenland zu begleiten.

Wie verlockend für den immer reiſebereiten Weltumſegler, der nicht ahnete, welche Wendung es mit ſeiner nächſten Zukunft in Folge der hohen Politik jener glanzvollen Feſttage nehmen werde! Ein ſchmerzliches Vorzeichen begegnete ihm bei ſeiner Rückkehr von Koblenz. Kaum war er angelangt, als das ſchwächliche Söhnchen ſtarb, das ihm in der Lätare-Woche geboren war.

Fünftes Buch.

Scheidewege.

So war denn der Glanz der mainzer Feste für Forster und Thereſe mit einer häuslichen Trauer erloſchen. Für beide ein ſchweres Ereigniß! Thereſe kränkelte ſchon länger an einem dauernden Bruſtleiden, das ihren zu lebhaften Geiſt mit Ahnungen eines frühen Todes dämpfte, aber auch zu den Kämpfen ermuthigte, die ihr bevorſtanden. Forſter ergab ſich darein, zu dulden und zu ſchweigen, weil ſonſt des Fragens doch kein Ende ſei, warum gerade hier dieſe Verkettung, hier der Schlag. Und in der That, je mehr er unmuthig von der Sache der Könige und der Völker abgewendet, ſich auf ſeinen engſten Lebenskreis zurückzog, deſto heftiger löſten ſich die Bande, die ſein Herz mit Liebe oder mit Pflichten feſſelten; als ob ſein Verhängniß ihn zu irgend einem Unternehmen ledig — oder irgend einem Unglücke Preis geben wollte.

Befürchtungen dieſer Art regten ſich wirklich ſogar bei entfernten Freunden. Ein Brief von Jacobi lief in

diesen Tagen ein, und sprach die Besorgniß aus, Forster möchte im Falle sein, Mainz zu verlassen. Forster's bekannte Gesinnung und gewohnte Freimüthigkeit mag so ängstliche und weltkluge Leute, wie Heyne und Jacobi, bedenklich um des Freundes Stellung gemacht haben. Wir wissen, daß Forster weder die Politik seines Fürsten, noch die Manifestationen des mainzer Congresses angemessen und weise fand. Am mainzer Hof und in der Atmosphäre der Emigrirten herrschte aber jetzt eine zugleich so übermüthige und reizbare Selbstzufriedenheit, daß Jeder, der die gegen Frankreich erhobenen Schritte nur für bedenklich oder gefahrbringend erklärt hätte, als Jacobiner oder Propagandist angesehen worden wäre. Die während der Anwesenheit der Fürsten zurückgewichenen und unbeachteten Emigrirten waren um desto vorlauter hervorgetreten, gaben den Ton an, und rüsteten sich mit kurfürstlichen Waffen zu dem »Spaziergang nach Paris«, wo alle dort zurückgebliebenen, selbst dem König treuen Männer gehenkt, und alle Jacobiner geköpft werden sollten.

Forster verstand die Andeutung Jacobi's genug, um die Innigkeit der Theilnahme an seinem Schicksale darin zu erkennen. Er suchte den Freund zu beruhigen. Seine Antwort verräth aber zugleich auch das von Trauer gebeugte Herz. — »Ich nehme ja keinen Antheil an allem, was vorgeht, schrieb er, ich sehe mit gleichgültigem Auge, was hier geschieht, ohne nur meine Meinung darüber zu äußern, und wenn ich fehle, so ist es durch negatives Verhalten, weil ich nicht heucheln und da meine Anhänglichkeit bezeigen kann, wo ich meine Achtung ver-

weigern muß. Freilich giebt es Menſchen, die von dem Spruche: »»wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns«« eine böſe Anwendung machen, und gern Jeden, der noch ſo gemäßigte Grundſätze im Buſen trägt, für den Anhanger der verhaßten Gegenpartei ausſchreien, gegen welchen jede Verleumdung, jede Verletzung der Treue und des Glaubens gilt. Allein gegen Widerſacher dieſer Art kann ich mich nicht ſchützen, und muß alſo geduldig abwarten, was über mich ergehen mag.«

Aus ſo tief bewegtem Herzen ſcheint denn auch ein erſter Seufzer des Freundes über ſein eheliches Unglück in denſelben Brief übergegangen zu ſein. Zur Entſchuldigung ſo mancher Ausdrücke ſeines Mißmuths und ſeiner Traurigkeit, wodurch er dem Freunde Jacobi Beſorgniſſe erwecke, möchte Forſter gern einmal alle Fäden ſeines Herzens berühren, die es in Bewegung ſetzen, und bekennt, daß er Augenblicke habe, »wo eine andre Gattung von Unglück« ihn das Drückende ſeiner äußern Lage tiefer empfinden laſſe. Dieſer Kummer unterſcheidet ſich alſo von ſeiner »äußern Lage«, das heißt von den uns und Jacobi bekannten Geldverlegenheiten und häuslichen Sorgen. Auch kann mit dieſer leiſen Andeutung die Trauer des väterlichen Herzens nicht gemeint ſein. Denn warum ſollte er den Verluſt ſeines Knaben nicht ausgeſprochen haben? »Es iſt unbeſchreiblich, ſetzt er hinzu, was der Menſch erfahren kann, und wenn alles Böſe, was uns widerfahrt, wie ich nicht zweifle, zu unſerer Beſſerung geſchieht: ſo muß ich wirklich ſchließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu beſſern geweſen iſt. — — Das Beſte von allem iſt ein kleiner Reſt von

Muth, der mir noch übrig bleibt, und immer noch wiedergekommen iſt, ſo oft ich nur zu erträglichen phyſiſchen Kräften gelangen konnte.«

Dieſen Muth zu beleben, ließ ſich für Forſter's »äußere Lage« manches günſtig an. Als ob die Stille, die hinter dem verrauſchten Congreß in Mainz eingetreten war, durch keinerlei Beſorgniß geſtört werden ſollte, ließ der Kurfürſt unmittelbar auf die Abreiſe ſeiner hohen Gäſte alle Feſtungsarbeiten wieder einſtellen. Der Koſtenpunkt mag den alten Verſchwender hauptſächlich dazu beſtimmt haben; denn darin trieb er es im Staate, wie's Forſter im Hauſe machte, daß er in Nebendingen zu viel aufwendete, um dem Nothwendigen genügen zu können. Indeß erſchien ja doch auch jede Vorſicht und Vertheidigungsmaßregel überflüſſig hinter ſo kühnen Manifeſten, ſo tapfern Erwartungen und ſo kriegeriſchen Preußen, die alle Revolution, wo ſie ſolche nur anträfen — »werfen« würden. Nun zeigte ſich der alte Herr auch wieder für die Angelegenheit der Bibliothek eifrig.

Schon ſeit dem Winter war man damit umgegangen, das Jeſuiten-Collegium zur Aufnahme der verwaiſten Bücher einzurichten. Die Jeſuiten-Kirche, die ſich beſſer geeignet hätte, wagte man nicht zu nehmen. Die geheimen Jeſuiten, die viel Anhang unter den hohen Beamten hatten, wußten im Volke eine lebhafte und eiferſüchtige Anhänglichkeit gerade an dieſe Kirche zu unterhalten. Zum Überfluſſe ward auch in einem anonymen Drohbriefe gefragt, ob dies der Dank — des Proteſtanten (Forſter's?) für das gute mainzer Brot ſei.

daß man dem Volke auch noch dieſe Lieblingskirche nehmen wolle.

Bald aber überzeugte ſich Forſter durch den Gang der Verhandlungen, daß es der Univerſität, den Jeſuiten und allen, die in ſolchen Sachen etwas mitſprechen dürften, kein Ernſt mit einem Bibliotheksgebäude ſei, und noch weniger mit einer zweckmäßigen Vermehrung der Bibliothek. Dagegen wollte man auch nichts von den doppelt vorhandnen Büchern veräußern laſſen. Die noch vorhandnen ehemaligen Jeſuiten waren auf jedes nur einigermaßen gute Buch ihrer Anſchaffung ſo eiferſüchtig, als ob man ihnen ein Stück aus dem Leibe ſchneiden wollte, wenn von deſſen Veräußerung geſprochen wurde.

Jetzt aber verfiel der Kurfürſt und der Coadjutor ſogar auf die Jeſuitenkirche ſelbſt. Auch war dieſelbe eine durchaus geeignete Räumlichkeit, die nach Forſter's wiederholter Ausmeſſung den ganzen Bücherſchatz bequem aufzunehmen verſprach. Indeß meinte Forſter ſelbſt, wenn juſt in den jetzigen Zeiten aus dem Bibliothekbau Ernſt wurde, ſo gehöre dies unter die ſonderbarſten Erſcheinungen.

Doch wenn dieſer Gegenſtand nur Forſter's Thätigkeit belebte, ohne ſeine Lage zu verbeſſern: ſo ergab ſich von einer andern Seite auch noch Ausſicht auf Gehaltszulage. Der Profeſſor der Naturgeſchichte wurde nach wiederholten Blutſtürzen aufgegeben, und der Protector, in jenem Jahre der Profeſſor des deutſchen und mainzer Rechts, Hof- und Regierungsrath Pothmann, trug in unſerm Freund, dieſe Lehrſtelle zur Bibliothek

mit zu übernehmen, wodurch ihm freilich ein Zirum von 600, mindestens 400 Gulden zuwachsen mußte. — Zirum war ein köstliches Wort für Forster, etwas, was er nicht abweisen zu dürfen glaubte, zumal ein paar Stunden die Woche in einem ihm nicht fremden Gebiet ihn nicht überladen konnten. Auch Heyne ermunterte ihn zu einem solchen Nebenamte, das einen lebendigen Verkehr, eine gesunde, frohe Thätigkeit neben dem gelehrten Grad einer Bibliothek fortzuführen gemacht sei. Forster that demnach die nöthigen Schritte, und obgleich er der Sache in seinen Briefen nicht mehr erwähnt, wissen wir doch, daß er die Stelle mit einer Zulage von 400 Gulden wirklich erhielt.

Inzwischen ging er auch wieder an seine literarischen Arbeiten, die bei soviel abwechselnden Auftritten in Frankfurt und Mainz, bei so mancherlei Besuchen von reisenden Officieren, Feldärzten, Feldpredigern u. d. gl. und unter der Benutzung des Sommerwetters zu Erholungsgängen ziemlich still gelegen hatten. Da schlang sich gerade um eine seiner flüchtigsten Federn ein sehr aristokratischer Faden, als ob des Freundes Verhängniß, indem es so manches Herzensband löste, ihn durch neue Verknüpfungen fesseln und führen wollte, um ihn vor solchem revolutionären Andrang der Zeit nicht ganz los und ledig zu lassen. Der Buchhändler Voß in Berlin hatte ihn für eine Darstellung der Begebenheiten des Jahres 1790 gewonnen, die für 1793 in Kalenderform, mit Bild und Biographie des Grafen Herzberg, erscheinen sollte. Während Forster an diesem historischen Versuch arbeitete, kam ihm dieser berühmte Staatsmann

durch eine besondere Aufmerksamkeit entgegen. Der Minister des Hubertsburger Friedens und des Fürstenbundes, der Vertraute des alten Fritz, hatte sich unter dem jetzigen Könige halb und halb von den Geschäften zurückgezogen (vielleicht, weil er mit der berühmten General-Declaration — Östreich nicht nach — Olmütz gehen wollte') und beschäftigte sich mit einer Sammlung von Staatsschriften seiner Zeit. Von diesen ließ er durch den Verleger Voß Forstern ein Exemplar zustellen, wobei er sich über jenen historischen Kalender gegen den Buchhändler geäußert hatte. Herzberg sah sich nämlich bei diesem literarischen Unternehmen persönlich gar sehr betheiligt. Im Jahre 1790 war sein Ministerium am thätigsten gewesen, und bei der von Voß beabsichtigten Vergleichung zwischen ihm und Pitt hielt er sich für zu interessirt, um nicht zu wünschen, daß solche, auch in einem kleinen Gemälde, mit treuer Wahrheit geschehe.

Forster nahm in seinem Dankschreiben an Herzberg Gelegenheit sich über sein Vorhaben bescheiden und entschuldigend zu äußern. Er legte es dem Publikum zur Last, daß ein abhängiger Schriftsteller auch mit einer ernsten Arbeit, für die er eine angemeßne Form wählen sollte, sich den Launen der Leser und der Toilette flüchtiger, leichtsinniger Zeitgenossinnen untergeben müsse. Er erwähnte seiner äußerst eingeschränkten Lage, die ihn in die Nothwendigkeit versetze, allerlei literarische Arbeiten nicht aus eigner Wahl, sondern nach dem Verlangen der Verleger zu unternehmen; wobei er bedauerte, daß eine so unbedeutende Arbeit, welche höchstens das Verdienst haben könnte, den großen Haufen urtheilsunfähi-

ger Leser auf eine richtige Ansicht der Dinge zu führen, für den Staatsmann, den erfahrnen Lenker der politischen Angelegenheiten einer großen Monarchie, den gelehrten Geschichtskenner und den ersten Mitwirker in den politischen Ereignissen unserer Erde, nicht das mindeste Interesse haben, oder ihm auch nur eine Idee darbieten könne, welche sein Scharfblick nicht schon längst aus der genauern Kenntniß und Übersicht aller geheimen Triebfedern der Kabinette richtiger und treffender geschöpft hätte.

Herzberg nahm dies Schreiben sehr freundlich auf. Er fand den Plan des historischen Kalenders schön und interessant, aber auch schwer, weil die meisten solcher Begebenheiten noch mit dem fast undurchdringlichen politischen Schleier des Geheimnisses, welches ja die Stärke des neuen Staatssystems sein solle, verhüllt seien. Forster würde vieles aufklären können, meinte er, wenn er ihm nur den dritten Theil seiner öffentlichen Schriften, der schon gedruckt sei, mittheilen dürfte, was ihm aber der König auf das Schärfste verboten habe. Herzberg erbot sich sogar, wenn ihm das Manuscript des Werkes, das ja in Berlin gedruckt werde, auf einen oder zwei Tage vorgelegt würde, dafür zu sorgen, daß es interessant und völlig wahr und unparteiisch werden, und nichts hinein kommen solle, was allen Theilen anstößig und dem Absatze nachtheilig sein könnte. Zugleich hatte er eine vermehrte Biographie von sich dem Verleger für Forstern übergeben.

Wir haben diesen berliner Faden soweit in unsere Erzählung hereingezogen, weil uns die unerwartete Anknüpfung desselben von Bedeutung erscheint. So kurz

vor der verhängnißvollen Stelle, wo Forſter's Lebenspfad zur Revolution umbog, ſtreckte ſich ihm eine mächtige Hand entgegen, die unter Umſtänden ſo leicht hatte dazu kommen können, ihn zur Diplomatie hinüber zu ziehen. Freilich hatte Graf Herzberg den rechten Fuß bereits aus dem Miniſterium des Auswärtigen auf die Curatel über die Akademie zurückgezogen; doch mit dem linken ſtand er jetzt noch in des Königs Achtung und Gunſt. Aber die hiſtoriſche Arbeit Forſter's, durch die eine ſo klare und würdevolle, in den drei Sprachen gewandte Feder ſich zur Hiſtoriographie für die laufende Geſchichte, zur Schriftführung über die brennenden Fragen der Kabinette, zum Sekretär für Manifeſte hätte empfehlen können, verſpätete ſich leider' bis zum Falle von Mainz, mit welchem auch der Freund ſelbſt in's Schwanken kam. Ob freilich ein Mann, der vor Revolutionen — »ohne Hoſen« nicht erſchrak, vor eingebildeten oder vorgeſpiegelten Revolutionen »in Schlafrock und Pantoffeln« ſchwach und erbärmlich genug geworden wäre, um auf ſeinem Poſten zu bleiben, iſt eine nicht zu beantwortende Frage. Im Übrigen zweifeln wir nicht, daß Forſter einem ſolchen Berufe unter günſtigen Bedingungen gefolgt wäre. Wir haben wiederholt in ſeinem Leben eine, oft freilich allzuraſche Bereitwilligkeit zu den verſchiedenſten Beſtimmungen und eine mit freien, umfaſſenden Weltanſichten verbundne große Fügſamkeit ſeiner Arbeitskräfte wahrzunehmen gehabt. Dabei herrſchte, wie es ſcheint, über ſeinem Leben ein ungünſtiger Planet, ſo daß er ſich mit ſeinem Kopf in alle Richtungen deſſelben — mit ſeinem Herzen aber in keiner von allen

die volle Zufriedenheit finden konnte. Und zu diesem Zwiespalte kam nun noch ein wunderbares Spiel des Verhängnisses mit jenen entzweiten Kräften; indem dasselbe, wie eben jetzt wieder, dem Freunde immer nur halbe Gelegenheiten, sich zu helfen und zu retten, immer nur neckische Winke von entgegengesetzten Seiten gab, die ihn nur verwirren, nicht aber mit sich fortreißen konnten, wessen er doch öfter so sehr bedurft hätte.

Wir werden bald finden, daß die mächtige Hand, die dem Freunde jetzt nicht helfen konnte, doch zur rechten Zeit noch eine Geldunterstützung darreichte.

Entscheidende Flucht.

Die so von einem Staatsmanne begünstigte Arbeit zog auch den diplomatischen Hausfreund Huber mit heran. Forster und er lasen vertheilt, und besprachen gemeinsam alles, was die Ereignisse des Jahres 1790 anging. Sie lebten mit ihren Gedanken zwei Jahre hinter diesen Augusttagen. Bald aber machte sich die Gegenwart mit Trommeln und Pfeifen vernehmbar genug. Der Kurfürst hatte seinen hohen Verbündeten ein Regiment von 2000 Mann zu dem gegen Frankreich bestimmten östreichischen Heere zugesagt. Dies wurde nun gerüstet, die Rekrutenschaft eingeübt und ein Lager vor dem Gauthore abgesteckt.

Dieſe Spannung in der Nähe erleichterte doch keineswegs die ängſtliche und in der Theilnahme der Mainzer zwieſpältige Erwartung von dem Einbruche der Preußen in das franzöſiſche Gebiet. Das Vorrücken derſelben war langſam, auf grundloſen Wegen. Ob die franzöſiſchen Feſtungen ſich ohne weiteres ergeben, die franzöſiſchen Regimenter mit ihren dreifarbigen Fahnen zu den Verbündeten übergehen würden, war die hinüber und herüber ſchwankende Frage. Der Anhang der Emigrirten betheuerten es, die heimlichen Freunde der Revolution lachten dazu. Und Forſter weiſſagte gleich hinter dem Abzuge der hohen Häupter, daß man ſobald nicht nach Paris kommen, und Frankreich in keinem Fall ganz bezwingen werde.

Unter dieſem Waffenlärm, unter dieſer Schwüle der Meinungen und Erwartungen überraſchte den Forſter'ſchen Kreis ein Beſuch, der wie eine erlöſende Erſcheinung an die heiterſten Tage des Vaterlandes erinnerte. Goethe, ſeinem Herzoge folgend, der mit dem preußiſchen Heere nach der Champagne zog, verweilte zwei Tage in Mainz. Von der Mittagtafel beim preußiſchen Reſidenten von Stein, »der ſich in Haß gegen alles Revolutionäre gewaltſam auszeichnete«, kam der kriegeriſche Dichter zum Abende in den Kreis von Sömmering, Forſter, Huber und andern Bekannten und Studiengenoſſen, — Männern die im Gegenſatze republikaniſche Geſinnungen nicht ganz verläugneten, aber weniger leidenſchaftlich ſich auf dem Boden der Wiſſenſchaft und heitrer Lebensbezüge hielten. Die Politik entfernt, von der beſten Stimmung mit ergriffen, fand Goethe nach ſchnell abgelegter ſteifen

Haltung den geſelligen Ton milder, leichter Anſpruchloſigkeit. Am erſten Abende bei Wein erinnerte der poetiſche Gaſt durch gute Einfälle mit Raiſonnement, durch lebhafte, launigkräftige Mittheilung die in Frankfurt heimiſchen Freunde an die Art ſeiner Mutter. Von ihr wurde ihm denn auch manches glückliche, treffende Wort wiederholt. Am zweiten Abende machte das vorgezogne Bier die Unterhaltung etwas ſchwerfälliger. Goethe that noch das Beſte durch Erzählungen aus Italien, in denen er ſich launig und gemüthlich gehen ließ.

Hinter ihm her, der des andern Tags über Bingen nach Trier reiſte, hatten die Freunde an dieſem wunderlichen Feldzug eines Dichters viel zu räthſeln. Da wurde Forſter freilich wieder lebhaft an den »Groß-Cophta« erinnert, den ihm Goethe ſelbſt, nach pomphafter Ankündigung, vergangnen Frühjahrs zugeſchickt hatte. Er nannte das Stück — ein Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten könne, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung; ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſire. »Dieſer platte, hochadlige Alltags-Dialog, rief er aus, — dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe bloß höfiſche Rettung der Königin! Ich that einen Sprung, als ich das Pertſchaft aufriß, und — o what a falling-off was there!«

Da blieb denn auch Huber mit ſeinen Bemerkungen über Goethe ſelbſt nicht zurück. Er fand des Dichters Phyſiognomie etwas in's Sinnliche erſchlafft, und zweifelte an deſſen Begeiſterung für ein höheres Ziel, als das Studium einer weiſen Sinnlichkeit, das er in Italien genommen habe, und nun mit mannichfacher, gegen

seinen ehemaligen Schwung oberflächlicher Beschäftigung mit wissenschaftlichen und realen Gegenständen verbinde.

In der That schien der zu Feld ziehende Dichter die Losung zu den kriegerischen Unternehmungen für Mainz hinterlassen zu haben. Auf seinen Geburtstag, den 28. August, bezog die erste Abtheilung des ausrückenden Regiments das Lager vor dem Gauthore. Die gedankenlose Menge strömte hinaus, um, wie Forster meinte, auf das gute Glück des Feldzuges ihrer vaterländischen Waffen gegen die Volksfreiheit die Bierfasser leeren zu helfen, aus denen der Kurfürst seine Krieger begeistern ließ. Und doch hatte man bereits nöthig gefunden, durch gedruckte Anschläge in den Wirthshäusern alle Unterhaltung über die öffentlichen Angelegenheiten bei Strafe zu verbieten. Desto prickelnder waren die Bemerkungen geworden, die man an öffentlichen Orten und besonders auf der Leisegesellschaft über die Maßregeln der Regierung nicht zurückhielt. Am heftigsten tadelte man es, daß der Kurfürst, nachdem er das revolutionäre Frankreich auf beleidigende Weise herausgefordert, nun die Stadt und Festung doch von Truppen entblöße, und jedem feindlichen Angriff bloß stelle.

Die unzufriedne Stimmung erhielt immer frische Nahrung durch die schlimmsten Zeitungen aus dem preußischen Lager. Die Desertion war dort schon ungeheuer und schien zuzunehmen. Krankheiten griffen um sich. Die französischen Prinzen und Emigrirten wurden bald genug von den Preußen ohne Schonung und Rücksicht, ja mit Verachtung behandelt, und was von deren An-

bang noch in Mainz war knirſchte vor Wuth mit den Zähnen.

Mit Anfang September zog die erſte, und nachdem auch die zweite Abtheilung einige Tage gelagert hatte, das ganze Regiment mit ſechs Kanonen gegen Speier zu dem unter Befehl des Generals Grafen von Erbach ſtehenden öſtreichiſchen Heere. Nur ein paar hundert alte Soldaten blieben in Mainz, zu denen man noch ein 5 bis 600 Mann Reichstruppen, Fuldaer und Naſſauer, in die Feſtung zog. Als gegen Mitte Monats das Erbach'ſche Corps ſich mit den Preußen in Lothringen vereinigte, blieben nebſt einigen hundert Öſtreichern die Mainzer unter dem Oberſten von Winkelmann zum Schutze der Speirer Magazine zurück. Dieſer Oberſt, ein choleriſcher Verfechter des reinſten Deſpotismus, der bei den Worten Freiheit, Menſchenrechte u. d. gl. in Wuth gerathen konnte, verſprach ſich einen glänzenden Triumph über die verächtlichen Nationalgarden, die unter General Güſtine heranrückten. Statt deſſen wurde er am 29. September von Güſtine's 8000 Mann völlig geworfen; ſeine Officiere wurden auf Ehrenwort entlaſſen, die Gefangnen nach Straßburg gebracht.

Ein unbeſchreiblicher Schreck kam mit der Nachricht von dieſem Unglück unter den mainzer Adel, die Geiſtlichkeit und die vornehmen Emigrirten. Der Gouverneur, General von Gymnich, verzweifelte am Vertheidigungsſtande der Feſtung, und als der Regierungs-Präſident von Frankenſtein den officiellen Bericht über den unverhofften Schlag in's Zeughaus brachte, wurde mit Zuziehung des Ingenieur-Majors Gickemeyer ſchnell ein

Vertheidigungsplan entworfen. — Die Bürgerschützen-Compagnie und Husaren wurden zur Beobachtung des Feindes außerhalb der Festung verwendet; die Linientruppen in die wichtigsten Außenwerke vertheilt, die innern Festungswerke aber von den Bürger-Compagnien besetzt. Alle Bau-Professionisten und Pferde auch des Adels wurden zu Festungsarbeiten und Aufführung des schweren Geschützes aufgeboten. Junge Handwerksleute sollten zur Bedienung der Kanonen unterrichtet, die Studentenschaft bewaffnet und zum Dienst aufgefordert, und jene Landleute, welche vormals im Militair gestanden, einberufen werden. Nach Darmstadt und Hanau wurden Abgeordnete geschickt, um Verstärkung der Besatzung zu erwirken.

Der abwesende Kurfürst traf am Morgen des 2. October in Mainz ein, genehmigte die getroffnen Maßregeln, ernannte den Domdechanten von Fechenbach und den Kanzler Albini zu Statthaltern, und verließ im Dunkel des Abends halbzehn Uhr die Stadt, seine Wappen von den Reise- und Gepäckwagen abgekratzt.

Der Mann der hohen Politik bedachte nicht, wie leicht sein abgeschälter Stammbaum sich in einen Freiheitsbaum verwandeln, und hinter dem fliehenden Kurhute die Jakobinermütze eindringen könnte.

Und wie ungestüm stürzte nun hinter dem ausgebrochnen Schlußsteine des mainzer Staates alles nach, was am Gewölbe aristokratisch gefugt und beamtenherrlich behauen war! — Auf die Nacht der Entweichung des Kurfürsten folgte vier Tage lang eine allgemeine Flucht und ein verzweifeltes Flüchten. —

»In keines edeln Mainzers Seele kam der Gedanke: Widerstand. Jeder dachte zuerst auf Rettung seines Eigenthums, als hätte er vom Staate und von seinen Pflichten gegen denselben im Zeitpunkte der gemeinschaftlichen Noth und Gefahr in seinem Leben nichts gehört.« —

Mit dieser schmerzlich bittern Empfindung wandelte Forster in diesen Tagen durch die Gassen der Stadt und am Ufer des Rheins, — bisher noch ohne einen revolutionären Gedanken im Herzen, und nun ein Zeuge der conservativen Gesinnung, der Anhänglichkeit an die Monarchie von Seite dieses Adels, der eben auf seine Weise mit der Revolution brach!

Schnell waren die Pferde aus dem Dienste der Festungswerke zurückgezogen, um die bewegliche Habe ihrer Herrn an das Rheinufer zu schleppen. Hier drängten sich unzählige Fahrzeuge von aller Größe, mit Waaren und Besitzthum tief beladen, Jachten und Nachen mit hunderten von Passagieren, alles nach Koblenz eilend. Man zahlte unglaubliche Summen für die Fracht der Personen und Güter, und die zuletzt Abgehenden schätzten sich glücklich, um zehnfach den Preis, den es die Ersten gekostet hatte, fortzukommen. Über 200,000 Gulden sollen zur Beschleunigung der Flucht ausgegeben worden sein. Und ein Darlehn kaum der Hälfte dieses Betrags hätte Mainz in einen haltbaren Festungszustand zu versetzen hingereicht. Und was nicht noch von den geflüchteten Sachen den Eigenthümern verloren ging! Denn viele vergaßen in der Verwirrung ihre Habe zu adressiren. — »Zu Lande ging die Auswanderung nicht

beſonnener von Statten. Alle Pferde in der Stadt, alle alten und neuen Fuhrwerke fanden ihre Ladung, und die Brücke war mehrere Tage lang vom frühen Morgen bis zum Thorſchluſſe mit einer ununterbrochnen Reihe von Equipagen, Phaetons, Wiskis, Kutſchen, Chaiſen, Frachtwagen und Karren bedeckt. Viele franzöſiſche Emigrirte, die neben den mainzer Emigranten weder Pferde noch Wagen bezahlen konnten, flüchteten zu Fuß in's Rheingau und in die benachbarten naſſauiſchen und heſſiſchen Gebiete.

Auch die Reichthümer und Koſtbarkeiten der Kirchen, der Domſchatz von mehreren Millionen Werth, wurden eingepackt und von einem Domkapitular nach Düſſeldorf geflüchtet. Das Reichsarchiv, das ſich am Sitze des Reichserzkanzlers befand, und die Landeskaſſen gingen unter Aufſicht der Archivare und Kaſſebeamten denſelben Weg. Die koſtbarſten Effecten des Hofes blieben eben ſo wenig zurück.

Daß dieſe Angſt ſich auch auf die wohlhabenden Bürger verbreitete, und ihnen unter den Fußſohlen heiß machte, läßt ſich denken. Doch kaum hatte der Adel und die hohe Geiſtlichkeit ihre Koſtbarkeiten gerettet, ſo erging ein ſtrenges Verbot die Stadt zu verlaſſen und Beſitzthümer fortzuſchaffen. Der Staatskanzler Albini verſammelte die Bürgerſchaft und forderte ſie auf, die Stadt und ihr Eigenthum auf das Äußerſte zu vertheidigen. In ſeiner Rede nannte er die Bürger — Brüder, eine in Mainz ſo unerhörte Herablaſſung, daß ein derber Handwerksmeiſter ſeinem gerührten Erſtaunen nur durch einen Fauſtſchlag auf die Tafel und einen koloſſalen

Fluch Luft machen konnte. Leider ſtörte auch dieſen rührenden Auftritt die große Diſſonanz der letzten Tage! Ein allzudienſtgefälliger Bürger rief im Augenblick in die Verſammlung, daß Seiner Excellenz, des gnädigen Herrn Bruders Packwagen die Schiffbrücke ſo eben glücklich paſſirt waren.

Capitulation.

An einem Manne von Forſter's Geſinnung konnten die Vorgänge dieſer Tage nicht ohne nachwirkenden Eindruck vorübergehen, wenn ſich ihm gleich anfangs auch noch keine Folgerungen aus dem Eindruck aufdrangen. Begreiflicherweiſe mußte ein ſo reißender Strom der Flucht auch die ruhigſte Atmoſphäre der öffentlichen Meinung in eine Strömung verſetzen, und wer mit guter Überzeugung dem Zuge nicht folgen konnte, mochte ſich leicht gedrungen fühlen, der Richtung ſelbſt zu widerſtreben, oder alsbald eine entgegengeſetzte zu ergreifen. In der That erſchien über Nacht die dreifarbige Kokarde am Hut von Männern, wie Profeſſor Hofmann, und in der Schuſtergaſſe wurde dies Abzeichen franzöſiſch-republikaniſcher Geſinnung auch ſchon zum Verkaufe gehalten. Doch ſcheint dieſer tricolore Regenbogen der Freiheit auf dem mainzer Sturmgewölke nur erſt bruchſtückweiſe und vorübergehend erſchienen zu ſein. Forſter ſteckte dieſe

Farben noch nicht auf, und puderte auch noch ſeinen kurfürſtlichen Zopf. Aber ſeine Äußerung bei dem ſtrengen Verbote des Auswanderns für die Bürger, das entrüſtete Wort: »Die letzte Zuckung des ſterbenden Despotismus iſt eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit mehr« — konnte ſeine Freunde, wie eine Loſung zur republikaniſchen Wendung, beſorgt machen.

Zu dieſen würde wahrſcheinlich Sömmering gehört haben. Er befand ſich aber mit ſeiner jungen Frau eben auf einer Reiſe nach Wien. Doch auch Huber, der als ſächſiſcher Geſchäftsträger in Abweſenheit des Geſandten von Bünau mit andern Diplomaten ſich nach Frankfurt zurückgezogen hatte, drang fortwährend in Forſter, Mainz zu verlaſſen. Zwar bekannte er ſich ſo wenig zu einer unbedingten Hofpolitik, daß die Ariſtokraten ihm demokratiſche Geſinnung zutrauten, während die Demokraten ihn für einen Ariſtokraten hielten. Doch mochte er in dem was bevorſtand mancherlei Gefahren für einen Mann von Forſter's Herzen beſorgt haben: wobei denn freilich auch für ihn ſelbſt durch Thereſens Abweſenheit jedes abendliche Niederlegen ein unvollendeter Akkord war, dem die letzten, nun ſchon ſo gewohnten Töne fehlten.

Forſter hatte ihm gleich anfangs erklärt, daß er ſchon der Confuſion wegen Mainz nicht verlaſſen werde. Anfangs vielleicht in Sorgloſigkeit um den Einfluß, den die franzöſiſche Bewegung auf ihn haben könnte, fand er ſich auch von Seite Thereſens nicht beängſtigt, da ſie gewohnt war, jeden Tag mehr in deſſen Wirkung auf andre, als auf ſie ſelbſt zu berechnen. Nun ſuchte Huber

von Frankfurt aus dem Freunde vor dem Eigensinne der wieder aufgenommenen Vertheidigungsanstalten bange zu machen, die zum Schutz unzureichend, den andringenden Feind nur erbittern könnten. Dies sei auch ohne die andern Rücksichten schon Antrieb genug, den Fuß von der Stelle zu setzen.

Forster in seiner vereinsamten Straße, wo alles bis auf ein einziges Nachbarhaus fortgelaufen war, verwarf alle freundschaftlichen Capitulations-Vorschläge, und beharrte bei seinem Entschluß auszuhalten, entrüstet über die Menschen, die, selbst auf der Flucht, andre zur Wehr aufforderten, ohne einen Begriff von Verantwortlichkeit für das, was kommen konnte. Auswandern hieß ihm die Feigheit beweisen, die er doch mit jedem Gutdenkenden an dem Adel und der Geistlichkeit verabscheute. Er rechnete sich für Mainz nichts Gutes aus den Umständen heraus. Der Rhein war weithin zu Berg und Thal ohne Preußen, ohne Kaiserliche, und Hessen-Darmstadt hatte, unter Flüchtung seiner Truppen nach Gießen, den von Mainz nachgesuchten Beistand mit einer feigen Neutralitätserklärung abgeschlagen. So lag die Stadt der Willkür des anrückenden Feindes rücksichtslos preisgegeben da. Was es da von dem Feinde selbst ertragen wurde, mußte er mit Ergebung abwarten.

Forster konnte sich wegen des bedenklichen Scheins oder Argwohns, den sein Bleiben auf ihn werfen möchte, um so leichter beruhigen, als selbst Heyne, der ängstlich Umschauende, des Schwiegersohnes Entschluß billigte. Nur vor einem zu vertraulichen Verkehr mit französischen Officieren, wenn die Stadt genommen würde, warnte

er, damit Forſter, vielleicht ſchon um ſeines Namens willen lebhaft nachgeſucht, nicht etwa in den Verdacht des Einverſtändniſſes mit dem Feinde fallen möchte.

Doch für ein unbedingt unthätiges Verhalten war Forſter von vornherein nicht geſtimmt. Wenn Noth an den Mann ginge, meinte er, und bei Vertheidigung der Stadt etwas für das allgemeine Beſte zu gewinnen wäre, möchte es die Zeit ſein, ſich für ſeine Mitbürger wirklicher Gefahr auszuſetzen. Dazu rechnete er aber nicht den übertriebenen Eifer, jetzt ſchon perſönlich Wachtdienſte zu thun, wozu ſich auch der Prorector Vodmann einfand, der Doctor beider Rechte, der es auch der Statthalterſchaft gern recht machen wollte. Forſter gönnte lieber jenen Bürgern, die jetzt ohne Verdienſt waren, die 40 Kreuzer, wofür ein Wachtdienſt ſtellvertretend gern übernommen wurde.

So ſtand mithin der Freund Mitte Octobers noch auf dem Gedanken einer tapfern Vertheidigung der Stadt. Allein in der Weiſe, wie große Blutverluſte Nervenfieber nach ſich ziehen, mag man ſich den angſt- und erwartungsvollen Zuſtand vorſtellen, worin nach der großen Flucht des bisher ſo ſtolzen, ſo hoch pulſirenden mainzer Vollblutes die zurückgebliebene Bevölkerung fieberte. Aller Muth ſchien der Stadt wie abgezapft; obgleich das Abgezapfte eben doch der Muth nicht geweſen war. Zum Gefühle der Verlaſſenheit kamen die bedenklichſten, ja bedauerlichſten Nachrichten aus der Champagne über den Widerſtand der Franzoſen und den Zuſtand der Preußen. Dies, und was die bei Speier auf Ehrenwort entlaßnen Officiere, ehe man ihnen Stillſchweigen auferlegte, und

die Gemeinen, die man ſchnell auf die Veſte Königſtein entfernte, von der guten Mannszucht des Generals Cuſtine und von der Tapferkeit und dem brüderlichen Benehmen ſeiner Truppen erzählten, — alles erregte die Gemüther, verwirrte das Urtheil der Parteien, lähmte die Vorſätze und Entſchlüſſe der Bürger, und ſteigerte das Wechſelfieber von Angſt und Hoffnung im Herzen der Bevölkerung. Da wollte der Zuſpruch des umherreitenden Gouverneurs, Generalfeldzeugmeiſters von und zu Gymnich Excellenz, bei den untern Officieren der Beſatzung ſchon nicht mehr verfangen, und ſeine Verſicherung, die Stadt bis auf's Hemd zu vertheidigen, machte der Bürgerſchaft eine Gänſehaut. Der noch zurückgebliebene preußiſche Reſident von Stein, gewaltſam im Haß gegen alles Revolutionäre, durchſtreifte mit den Landjägern die Umgegend, trieb aber nur erdichtete Neuigkeiten über die Flucht der Franzoſen und die Siege der Preußen auf, woran Niemand glauben wollte. Bald fingen die zur Vertheidigung der Stadt vertheilten Generale ihre Werke und Wälle zu bezweifeln an; die wenigen noch Stand haltenden Ariſtokraten ereiferten ſich allmählich darüber, daß man ſie bis jetzt mit ſo falſchen Nachrichten über »die edle und tapfere Nation der Franzoſen« getäuſcht habe; die Bürger bangten um ihre Habſeligkeiten um ſo lebhafter, als der Adel die Seinigen glücklich gerettet, und dabei unverſehens alle Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Aufopferung mit eingepackt hatte.

Der umherſchleichende Mißmuth fing endlich an zu murren. Man ſchalt es Unſinn, einem ſo tapfern Feinde mit ohnmächtigen Kräften — ſeinem republikaniſchen En-

thuſiasmus mit dem Flickwerke deutſcher Reichsbollwerke Widerſtand leiſten zu wollen. Dazwiſchen erſchallte durch die Fenſter der Leſegeſellſchaft zu den laut geleſ'nen franzöſiſchen Journalen Händeklatſchen und Beifallsjubel, hinter welchem her der Erlaß der Statthalterſchaft vom 13. October mit der freundlichen Miene althergebrachter Nachſicht doch von der allgemeinen Angſt ein wenig auffallend hinkte. Der Domdechant vertraute zu ſehr dem gutdenkenden und »für ſeine eigne Ruhe rühmlich beſorgten Publikum,« um der Neugierde der Einwohner jene Aufruhr predigenden Blätter noch zur Zeit zu entziehen, verſah ſich aber zu den Gliedern der Leſegeſellſchaft, daß ſie nur den »nöthigen« Gebrauch davon machen, und ſich keine applaudirenden Bemerkungen erlauben würden.

In ſolcher Stimmung konnte ein Huſar auf Streifwacht eine Schafherde für feindliche Colonnen anſehen, und verhängten Zügels zur Stadt und die Stadt in die größte Unruhe ſprengen. Ein falſcher Alarmſchuß bringt fuldaer und weilburger Beſatzung auf die Beine, um — Reißaus über den Rhein zu nehmen; bei welcher Gelegenheit die niedergeſchlagnen Einwohner einen für ein paar Tage erquicklichen Rheinſchnakenwitz gewinnen; indem nun jeder aus Mainz Entflohene — ein Weilburger genannt wird, — in der mainzer Mundart ein Bürger der da weilt.

Da ſcheint freilich aller Muth und Troſt ſich zu den Generälen hinter die Feſtungswerke zurückgezogen zu haben, und ſie halten bei ſo übeln Anzeichen Kriegsrath, unter Zuziehung des einzigen bürgerlichen Officiers, des

Ingenieurmajors Gickemeyer. Dieſer legt einen Vertheidigungsplan vor, und entwickelt ihn mit muthigem Hoffen unter den immer verdrießlicheren Mienen der Generäle. Unglücklicherweiſe werden ſie durch abermaligen Lärm über den annahenden Feind unterbrochen. Der Gouverneur hebt die Sitzung auf; allein Gickemeyer tritt ihm entgegen und beſteht auf einer Beſchlußnahme. Es gilt —

Ob's edler im Gemüth die Pfeil' und Schleudern
des wüthenden Cüſtine zu dulden, oder
ſich waffnend gegen eine Revolution mit ihr zu brechen? — —

Die Feſtung verlaſſen oder vertheidigen? lautet die kurze martialiſche Frage des Gouverneurs.

Verlaſſen! iſt die noch kürzere Antwort der tapfern Generale, und Gickemeyer packt ſeine Pläne ein.

Die Statthalterſchaft war dieſes Beſchluſſes nicht wenig erſtaunt, zumal der Gouverneur, der Vertheidiger bis auf's Hemd, dieſe Erklärung in voller Uniform überbrachte. Inzwiſchen hatte ſich der Lärm, der jene Ergebung herbeigeführt, als ungegründet erwieſen, und man konnte die Sache noch weiter und in beſſere Überlegung nehmen. Dennoch ließ der Vorgang nichts Beſſeres erwarten; wenn nicht etwa ein von preußiſcher Seite betriebener Waffenſtillſtand und Separatfriede, worüber neue Nachrichten einliefen, den vorrückenden Cüſtine aufhalten dürften.

Forſter ſah bei dieſen Neuigkeiten weiter, als auf die zu ſolchen Anträgen drängende Noth der preußiſchen Armee, die am Verhungern war, deren Ruhrkranke die Spitäler füllten und deren abgetriebene Pferde fielen. —

»Welche Basis zum Frieden wird man nehmen?« fragte er. »Wer wird die Zeche bezahlen, wer wird das Opfer sein? Ehre ist nicht mehr das Wort, aber welche Infamie kann noch ersonnen werden, um die Schande zu decken?« —

Inzwischen benutzte man in Mainz die harrende Zeit zur Ausführung der Vertheidigungs-Anstalten. Auch rückte zur Besatzung eine östreichische Schwadron ein, und 200 aus den Spitälern entlaßne, und nach den Niederlanden bestimmte Kaiserliche wurden in die Stadt gezogen, bewaffnet und in die Werke vertheilt.

Am 19. October rückten endlich die Franzosen unter die Festung. Eine ansehnliche Colonne drang gleich, unbekannt mit der Umgebung, und von der verblüfften Besatzung unbehindert, zwischen die Linien zweier Hauptforts ein. General Custine schlug ein Lager, und foderte die Festung sich zu ergeben auf. Der Gouverneur hielt das Schreiben stillschweigend für sich zurück, um sich Bedenkzeit zu nehmen.

Innerhalb der Stadt ging es in diesen Tagen bunt genug zu. Bürgerposten verließen beim ersten Kanonengruße ihren Platz. Schreiner- und Schlossergesellen bedienten die Kanonen in Ermangelung der rechten Bemannung; an Schießbedarf war eben kein Überfluß, und selbst die Kugeln nahmen an der allgemeinen Verwirrung Theil, und gelangten mit ihrem verschiednen Kaliber gewöhnlich an die unrechten Batterien. Aus dem feindlichen Lager kamen einzelne, gerade nicht sehr unartige Kanonenmahnungen, von denen einige Kugeln in die Straße der Forster'schen Wohnung fielen. Sie

müſſen doch nicht ſehr ſchreckhaft geweſen ſein; denn die kleinen Mädchen ließen ſich von der Mutter aus »Tauſend und eine Nacht« erzählen, und durften ſelbſt über die Gaſſe zu Geſpielinnen gehen, wo der junge Engländer ſie nach Hauſe abholte.

Bald erfolgte eine zweite Aufforderung, begleitet von einer an die Bürgerſchaft gerichteten beruhigenden, Freiheit verkündenden Anſprache. Dieſe behielt man im Kriegsrathe zurück. Man fürchtete eine Geneigtheit der Stadt für die Franzoſen, gerade etwas, was man doch bei dem ſtillen Vorhaben, ſich in Hemd und Uniform zu ergeben, als guten Beweggrund hätte benutzen können. Denn im Kriegsrathe, der nun wieder zuſammen kam, erklärte ſich alsbald der dem Kurfürſten verwandte General, Graf Hatzfeld, in der vom Gouverneur angegebenen Tonart, für die Capitulation. Die übrigen Generale eilten presto mit ihren Abſtimmungen nach, und der Gouverneur wußte auch die Diſſonanz der Eickemeyer'ſchen Einwendungen ſchnell aufzulöſen. Gegen die einſprechende Statthalterſchaft berief ſich der Gouverneur auf die zuſtimmende Anſicht des kriegskundigen preußiſchen Reſidenten von Stein, der ſich auf das Brechen mit der Revolution verſtand, bezog ſich ferner auf ſeine eigne, bis auf's Hemd entkleidete Einſicht in die Lage der Sachen, und zu ſeiner vollſten Rechtfertigung auf ſeine vom Kurfürſten erhaltene Vollmacht.

Und ſo zogen ſich die genehmigenden Statthalter, die eben keine Stadterhalter waren, auf die gewiſſenhafte Beruhigung zurück, daß doch durch ſolch' eine Capitulation das gute Mainz vor Bomben und glühenden

Kugeln, vor unwiderſtehlichen Sturmleitern und republikaniſcher Plünderung mit Gottes Hülfe behütet werde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. wurde durch Geheimrath Kalkhof und Ingénieur Eickemeyer mit den Franzoſen unterhandelt, — bedeutſam genug in dunkler Octobernacht des Neumonds, von Sonnabend auf Sonntag, von Wendelin auf Urſula des mainzer Kalenders. Die guten Bürger der Stadt hörten erſt davon nach dem ungeſtörten Frühſtücke, als am 21. Morgens 10 Uhr der kaiſerliche Hauptmann Andujar, da er auf ſeine ſchriftliche Anfrage wegen der Capitulation von des Herrn Gouverneurs von und zu Gymnich Excellenz keine Erklärung erhielt, mit 1100 übergabsunwilligen Öſtreichern klingenden Spiels über die Rheinbrücke abzog.

Unter der Mittagglocke öffneten ſich die Thore. Haufenweiſe liefen die ſonntäglichen Städter in's franzöſiſche Lager, wo eben Nationalkokarden von geſponnener Wolle vertheilt wurden. Der Janhagel fiel über die Weinberge der Univerſität und des St. Victorſtiftes wie ein gefräßiger Staarenſchwarm her, und beſorgte ſo die reife Octoberernte.

Verſuchungen.

Noch am Abende des 21. beſetzten die Franzoſen jene Thore, die eine Verbindung des Lagers mit der Stadt offen hielten, und Cüſtine bezog mit ſeinem Gefolge das Schloß und die Zimmer des Kurfürſten. Am folgenden Tage rückte die Beſatzung der Reichstruppen aus. Cüſtine bewilligte jedem Officier ein Reitpferd aus dem kurfürſtlichen Marſtalle und dem Gouverneur die ſechs Iſabellen des Kurfürſten. Sie wurden angenommen; aber jenſeit der Brücke verpflichtet Herr v. Gymnich die Officiere bei Dienſtentlaſſung, die Pferde an den Kurfürſten nach Erfurt zurückzuliefern. — »Hurrah die Gäul'!« — Wenigſtens wollte er ſeinem Herrn doch die Gäule retten, nachdem er die Reſidenz und Reichsfeſtung verſpielt hatte. »Verſpielt« war die Parole der leichtherzigen Beſatzung. »Wir haben Mainz verſpielt!« war das kurze Soldatenwort, das eigentlich auf den Kurfürſten zurückfiel, der mit ſo lumpigen Matadoren von Generälen das Spiel ſeiner hohen Politik — remis oder gar bête gegeben.

Die Franzoſen zogen ein, nur von den Revolutionsfreunden mit Jubel begrüßt. Die Nationalgarden theilweiſe blau mit roth uniformirt, zur Hälfte zerlumpt in bunten Anzügen deformirt; anſehnlicher die Linientruppen; am vortheilhafteſten ausſehend die Reiterei und das Geſchütz mit guten Pferden. Im Ganzen charakteriſirten

ſich die Truppen durch leichte, loſe Haltung in Schmutz und Frohſinn, durch Schwärmerei für Cüſtine und Brüderlichkeit mit ihren Officieren. Gegen 15,000 Mann wurden als Beſatzung untergebracht und einquartiert. Forſter war glücklich genug, den Quartiermeiſter, einen Braunſchweiger, zu gewinnen, der die ihm beſtimmten 20 Mann ſtrich, und ſich dafür in's Quartier ſetzte.

Auch Forſter war mit Frau und einigen Freunden vor das Thor hinausgegangen, wo ſie zuerſt einige luſtige Soldaten erblickten, die einander die umherliegenden Kanonenkugeln zuſchoben. Vive la république! rief ihnen Forſter grüßend zu. War es, vielleicht unüberlegt, eine Orakel-Frage wegen ſeiner Betheiligung an der nächſten Zukunft: ſo erhielt er eine Antwort, die er ſich konnte zur Warnung dienen laſſen. — Sacré! — — — fluchte der Franzoſe, elle vivra bien sans Vous! —

Cüſtine's erſtes öffentliches Auftreten geſchah auf dem Rathhauſe. Ein Mann von etwa 50 Jahren, natürlichen würdevollen Anſtandes, übrigens nur durch einen mächtigen Schnurrbart und kleine, unruhige Augen auffallend, hielt er an die kleine Verſammlung eine Anrede, worin er alles beim Alten zu laſſen, und den Bürgern die Wahl einer Verfaſſung freizuſtellen verſprach. Er werde ſie bedauern, wenn ſie zum alten Deſpotismus zurückgriffen, ſie aber unterſtützen, wenn ſie die freie franzöſiſche Verfaſſung vorziehen und ſich zu einer rheiniſchen Republik ordnen wollten. — Nur einzelne Stimmen riefen: Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! —

Nun betrieb auch gleich ein Adjutant Cüſtine's die Bildung eines Clubs. Manche der anweſenden Mainzer ſtutzten; wer ihn aber auch lebhaft beſtritt, war Forſter, indem er nachwies, daß damit weder dem öffentlichen Wohl noch dem Privat-Intereſſe gedient ſei. Der Adjutant konnte ihn nicht widerlegen; aber es fehlte nicht an überſpannten Köpfen, die dennoch einen Club durchſetzten. Cüſtine bewilligte zu dieſen Verſammlungen den prachtvollen Konzertſaal im Schloſſe, und eröffnete dieſelben mit einer Anrede.

Forſter nahm keinen Antheil weder an dem Tiſche der erhitzten Sprecher und Tyrannenhaſſer, noch unter der von kalter Neugierde hingetriebenen Zuhörerſchaft. Dagegen bemühte er ſich für die Wiedereröffnung des Theaters, um die fremden Officiere zu unterhalten und das Publikum zu »humaniſiren«, wie er es nannte.

Denn das mainzer Volk erſchien ihm in dieſen Tagen gar erbärmlich. Er hatte es noch nie in ſolcher Leere und Charakterloſigkeit erblickt. Verblüfft und wie ſtupid, konnte es ſich in den Umſchlag der Dinge nicht finden, und wußte weder wie ihm geſchehen war, noch wie es ohne ſeine entflohenen gnädigen Herren auskommen ſollte. Dadurch gewannen die paar zurückgebliebenen Regierungsmänner und auf dem Lande die kurfürſtlichen Beamten einen geheimen Einfluß, die Maſſen zu ängſtigen und mit Zweifeln zu verwirren. Bald waren auch Spione der Entflohenen und geheime Correſpondenzen mit dem unſtäten Hofe zu ſpüren. — Zwar den Kurfürſten haßte man allgemein, da er ſein Land ſo ſchnöde verlaſſen, und die öffentlichen Kaſſen, ſogar die Witwen-

und Pupillenkaſſegelder, mitgenommen hatte. Dagegen verlangte man und ſendete auch nach dem Coadjutor. Ob dieſer ſich aber dazu verſtehen werde, als bloßer Biſchof von Mainz zu erſcheinen, bezweifelte Forſter. —

So bewußt und bedacht aber der Freund ſich auch zurückhielt, war ihm doch nicht beſtimmt, von dem großen Umſchwung des mainzer Lebens unberührt und unergriffen zu bleiben. Und da ihn das Verhängniß an keinem Freiheitsſchwindel, an keiner republikaniſchen Schwärmerei faſſen konnte, ergriff es ihn bei ſeiner geiſtigen Bildung und Begabung. —

Von allen öffentlichen Anſtalten ſah ſich nämlich zuerſt die Univerſität in ihrem Fortbeſtande bedroht. Es blieb nicht bei jener Plünderung ihrer Weinberge, und daß der Pöbel ihren Holzvorrath von 200 Klaftern verſchleppte. Eine dauernde Erſchöpfung ihrer Exiſtenz ſtand bevor; indem die Bauern von der neuverkündigten Freiheit wenigſtens das Kapitel der aufgehobenen Zinſen und Zehnten ſehr ſchnell begriffen, und ſofort ſich dieſes fette Stück der eingebrachten Freiheit und Gleichheit herausnahmen. Drei Viertel der Univerſitäts-Einkünfte beſtanden aber aus dieſen Abgaben, und es ſah bereits darnach aus, daß das letzte Beſoldungsquartal der Profeſſoren nicht ausbezahlt werden könnte, und falls nicht etwa ein Erſatz aus den Gütern des Domkapitels bewilligt würde, die Anſtalt gänzlich eingehen müßte.

Daher fand es die Univerſität gerathen, mittelſt einer feierlichen Begrüßung des Generals Cüſtine aus ihrer Mitte ſich um deſſen Schutz und Beiſtand zu be-

werben. Forſter's Gewandtheit im Franzöſiſchen und im äußern Benehmen verſchaffte ihm die Ehre an der Spitze der Deputation das Wort zu führen. Er hielt eine kurze Anſprache, wiewohl nicht frei, ſondern vom Papier ab, und Cüſtine antwortete aus dem Stegreif, wohlgeordnet und keines Punktes vergeſſend, ſo günſtig, als es die Univerſität nur verlangen konnte; indem er ſtatt der Zehnten, die freilich als ein Theil des gothiſchen Feudalgebäudes nicht fortbeſtehen könnten, nach dem Beiſpiele Frankreichs die Beſchaffung andrer Fonds in Ausſicht ſtellte. Er bat ſich Forſter's Aufſatz aus, und ließ den Freund nicht lang in Zweifel darüber, daß er von ihm, ſchon durch das vom gewöhnlichen mainzer Kauderwälſch ſich unterſcheidende Franzöſiſch, eine gute Meinung gefaßt habe.

Hiermit war es indeß nicht abgethan. Und wenn in ruhigen Zeiten ein brauchbarer Mann ſeine Neider hat, die ihn überall verdrängen, ſo fehlt es in den Tagen des Umſturzes den meiſten Menſchen nicht an Angſt oder Klugheit — ihn recht gern vorzuſchieben. Forſter's Verhältniſſe zur Univerſität brachten es mit ſich, daß er auch mit dem General-Kriegs-Commiſſariat zu thun bekam, um die Lieferungen der Univerſität zu reguliren. Dabei fand er Gelegenheit, die nothwendige Verſehung der Stadt mit Salz und Holz zu empfehlen. Und da man ihn hier als rechtſchaffnen Mann kennen lernte, gewann er immer mehr Zutrauen, ohne daß er einen abſichtlichen Schritt gethan hätte. Er bedachte nur, daß er ſich ſolchen Geſchäften ohne Undank gegen die Univerſität und die Mainzer ſelbſt, unter denen er

bisher gut gelebt habe, unter den jetzigen Umständen nicht entziehen dürfe, und daß er zugleich mancherlei Hülfe oder Abhülfe leisten könne. So fand er sich, schon allein um Schutzwachen auf das Land zu verschicken, wo die Soldaten übel hauf'ten, zu unzähligen Gängen veranlaßt; man wendete sich brieflich und mündlich an ihn; so daß er sich bald genug als ein Geschäftsmann im Kleinen vorkam.

Wie verlockend aber gerade eine solche Thätigkeit für Forstern war, der es immer beklagt hatte, daß des Schreibens zu viel und des Handelns zu wenig in der Welt sei, wissen wir schon aus jenem Selbstempfehlungsbriefe an d'Elhuyar, worin er seinen — penchant pour les affaires de preference aux Sciences bekannt hatte; nun noch doppelt verlockend, nachdem die unzureichende Schriftstellerfeder ihn so oft im Stiche gelassen, und so vielfach verdrießlich gemacht hatte, die jetzige Bewegung ihn aber gesund, heiter und gutes Muthes stimmte.

So überstäubte sich bald ein wenig das vielgereis'te Schreibschränkchen von Acajou, und jener aristokratische Faden am historischen Kalender für 1793 zerfaserte sich, da das Buch zu Michaelis nicht fertig wurde, in bruchstückartige »Erinnerungen aus dem Jahre 1790,« zu denen nun die vorbereiteten Kupfer verwendet wurden.

An diesen flüchtigen Bildern knüpfte doch Graf Herzberg noch einmal an, und die Absicht ist nicht zu verkennen, daß er Forstern, für den seine auswärtigen Freunde bereits bangten, noch am Scheidewege zur Revolution gern zurückgehalten hätte. Herzberg bezeugte

ſeine Dankbarkeit für die »vortreffliche Art,« wie Forſter ſein Miniſterium geſchildert habe, wie zu ſeiner Verwunderung der Sinn ſeiner Miniſterial-Grundſätze vollkommen getroffen ſei. Er deutete ihm dann einige der Hauptgeſichtspunkte für ſeine miniſteriellen Beſtrebungen an, über die er nichts veröffentlichen dürfe, und ſchickte ihm durch Buchhändler Voß einige ſeiner literariſchen, auch politiſchen und ökonomiſchen Schriften, aus denen Forſter wenigſtens im Großen ſehen könnte, was er gethan habe. Zum Schluſſe ſpricht er die Hoffnung aus, »daß Forſter immer ein ächter Deutſcher und ein guter Preuße bleiben werde,« und verſpricht das Mögliche dazu beizutragen, wenn nur erſt der liebe Friede hergeſtellt ſei. Und um Forſtern gleich ganz monarchiſch zu zeichnen, möchte er ihm als Mitgliede der Akademie gern auf ſicherm Wege die große ſilberne Medaille mit des Königs ungemein gut ausgearbeitetem Bildniſſe ſchicken.

Übertritt zur Revolution.

Es war zu ſpat. Kurz vor jenem, den 13. November gethanen Schritte Herzberg's hatte Forſter der Revolution eine Hand geboten, und wir fürchten, ſie wird ihn feſthalten.

Er hatte nämlich bei Gelegenheit jener Geſchäfte für Mainz und die Univerſität bemerken wollen, wie der

Wille des Volkes ſich immer deutlicher entwickle, indem man wahrnehme, daß der entflohne Fürſt und Adel ſeine Anſprüche an Mainz gar nicht geltend mache, und die entſchiedne Übermacht der Republik im ganzen Kampfe keine Hoffnung auf eine etwaige Wiederabtretung des Landes übrig laſſe. Jetzt ſchien es ihm Pflicht, die noch unentſchieden gebliebenen Wenigen zu einer Entſcheidung aufzumuntern, und ihnen die Freiheit in ihrem wahren, wünſchenswerthen Lichte zu zeigen. Er trug kein Bedenken mehr zur Volksgeſellſchaft zu treten, und ließ ſich in der gewöhnlichen Abendſitzung des Clubs von dem eifrigen Doctor Wedekind, Thereſens Arzte, dem er es bisjetzt ſtandhaft abgeſchlagen hatte, einführen. Hatte man dort allerdings die Augen ſchon lange auf ihn gerichtet, ſo daß es ihm auch gelang, die ſchon entzweiten Gemüther zu einigen: ſo blieb doch ſein Schritt von Seiten der ſtillen Anhänger des Kurfürſten eben ſo wenig unbeachtet. Seine frühere Dedication, worin er die Verdienſte dieſes Fürſten und die von demſelben empfangnen Wohlthaten öffentlich anerkannt, und es ausgeſprochen hatte, daß ihm vom Kurfürſten das Vaterland wieder geſchenkt worden ſei, war nicht vergeſſen worden. Man zog ſie hervor, und bezeichnete ihn damit als undankbar und verrätheriſch. Daß der Kurfürſt vom Sommer 1789 für Forſtern ein Andrer war, als Erthal nach abgekratztem Chaiſenwappen im October 1792, bedachten dieſe Altmainzer nicht, und eben ſo wenig, daß für ſie ſelbſt der Kurfürſt nicht mehr der Alte blieb, nachdem er das Land, mit welchem es Forſter noch immer hielt, ſo treulos verlaſſen hatte. —

Bedenklicher war ein zweiter Schritt, den Forſter bald nach dem 5. November that.

Schon unter den Verhandlungen mit Cüſtine und deſſen Commiſſären hatte Forſter die Vermuthung gefaßt, man beabſichtige, ihn zum Mitgliede der neuen Behörde für die Verwaltung des linken mainzer Rheinufergebietes von Speier bis Bingen zu machen. Aus bloß pflichtgetreuem Verbleiben in Mainz und in ſeinem Amte ſollte er alſo in den Dienſt der franzöſiſchen Groberung übertreten. Es galt nicht mehr bloß, ſich bei den ſiegreichen Fremden für eine öffentliche Anſtalt und für ſeine Mitbürger zu bethätigen, ſondern eine Provinz adminiſtriren zu helfen, die von dem Feinde vielleicht dem Vaterlande entfremdet werden konnte. Dies war eine Sache der ernſteſten Überlegung. Und wie Forſter um jene Zeit die Lage der Dinge in's Auge faßte, läßt uns vermuthen, daß ihm dieſe Lage nicht ohne innern Kampf vorübergingen. Der Gedanke der Flucht aus den bevorſtehenden Verwicklungen blieb ihm nicht fremd. Aber er gab ihn auf, weil er Frau und Kinder eben *nicht* aufgeben konnte. Sodann bot ihm Thomas Brand, der junge engliſche Hausgenoſſe, die Mitreiſe nach Italien an. Auch *er* trieb, aus Abneigung gegen die Franzoſen und bekümmert um Forſter's Geſchick, den Freund an, Mainz zu verlaſſen. Allein, war dies etwas anderes als Flucht, und ſtand neben der Sorge für die Seinigen nicht auch ſeine bürgerliche Exiſtenz auf dem Spiele?

Er hatte in dieſer Angelegenheit auch mit Huber eine Zuſammenkunft in dem, zwiſchen Mainz und Frankfurt gelegnen Städtchen Höchſt, wohin er Sonntags den

28. October mit Thereſen und Brand fuhr. Huber war immer noch dafür, daß Forſter Mainz verlaſſe; wogegen dieſer ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß er ſelbſt, von ſeinem Miniſter noch immer ohne Inſtruction gelaſſen, eben ſo gut in Mainz, als in Frankfurt ſein könne, und daß er dabei vielleicht noch einen diplomatiſchen Dank verdiene, indem man unter den jetzigen Umſtänden von Dresden aus wohl eben ſo ungern verbieten als befehlen möchte. — Was aber auch bei dieſer Zuſammenkunft mag beſprochen und verabredet worden ſein: Forſter blieb auf ſeinem Platze.

Aber er faßte mit ernſtem Blicke ſeine eigne und die Lage von Mainz und von Deutſchland in's Auge.

»Es iſt eine der entſcheidenden Weltepochen, in welcher wir leben,« war ſeine Anſicht. »Seit der Erſcheinung des Chriſtenthums hat die Geſchichte nichts Ähnliches aufzuweiſen. Dem Enthuſiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerſtehen, als etwa die in Stupidität verſunkne Verfaſſung Aſiens.«

Dennoch hielt er Deutſchland zu keiner Revolution reif. Unſer rohes, armes, ungebildetes Volk könne nur wüthen, aber nicht ſich conſtituiren. »Ich möchte bittend vor allen Fürſten Deutſchlands ſtehen, ſagte er, und ſie um ihres eignen Lebens und um des Glückes ihrer Völker willen bitten, es bei dem, was geſchehen iſt, bewenden zu laſſen, nicht alles auf's Spiel zu ſetzen, wo es unfehlbar verloren geben muß, und zwar *wie* verloren geben!«

Und nun ſeine mit Mainz ſo innig verwebte Lage! Den Kurfürſten wußte man in dieſem Augenblick in

Hannover, der Coadjutor mochte nicht nach Mainz kommen, und vom Kapitel bekümmerte ſich Niemand darum, zum Beſten des Adels, der Geiſtlichkeit und der alten Verfaſſung auch nur ein Wörtchen zu ſprechen. »Feig und adelig fingen an ſynonym zu werden.« Was war in ſolcher Lage zu thun? Eine Art von Sein oder Nichtſein war hier die Frage. Sollte Forſter ſein Haus und was er alles beſaß verlaſſen, und auf's gerathewohl mit Frau und Kind umher irren, bis es ihnen an Mitteln des Weiterkommens fehle; oder — ſollte er bleiben, die Univerſität aufrecht zu erhalten, ſich der Bürgerſchaft anzunehmen, ſie auf vernünftigem, gemäßigtem Wege ſo zu führen, daß ihnen bei dem Frieden die Wiedervereinigung mit dem deutſchen Reiche, wenn ſie nothwendig ſein würde, nicht nachtheilig werde, und bei dieſer Laufbahn zu wagen, was zu wagen ſei? »Ich ſehe ein, lautete ſein Entſchluß, daß ich das Letztere wählen muß, wenn ein Funken Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir ſelbſt, wenn Sorge für die Meinigen mit leitet.«

Und dazu trieb denn ferner auch die Gährung in der Stadt, die nahe Trennung der Bürger in Parteien, die Nothwendigkeit Ruhe, Einigkeit, Geduld unter ihnen zu erhalten. Und zu dem allen ſollte ihm durch eine Theilnahme an der Landesverwaltung die günſtigſte Stellung geboten werden. — »Alles kommt hier auf die einzige Frage an, ſchrieb er anfangs November, was jetzt der wahre Vortheil des Landes ſei, und ich beantworte ſie mir ohne alle Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe des eventuellen Beſitzes ſo, daß ich glaube, es ſei

die Erhaltung des Privateigenthums. Demjenigen, der einſt in Frieden Herr des mainzer Landes wird, wer es auch immer ſei, muß es ein höchſt erfreulicher Gedanke ſein, das Land nicht erſchöpft, den Bauer nicht zu Grunde gerichtet, den Handwerker nicht am Bettelſtabe zu ſehen.«

Wird nicht hier noch jeder Conſervative unſerm Forſter die Hand reichen? — Aber vielleicht läßt er ſie ſchon fahren, wenn er weiter hört:

»Zum eigentlichen Demagogen bin ich freilich mit meinem etwas philoſophiſchen Zuſchnitt verdorben; daß ich aber den Mainzern von Herzen Freiheit wünſche, will ich nicht leugnen, und daher werde ich auch ihren Bemühungen um dieſelbe kein Hinderniß in den Weg legen, des feſten Glaubens, daß — wenn die Frankenverfaſſung jetzt hier angenommen wird, und im Frieden Mainz doch wieder Deutſch werden ſollte, Frankreichs Garantie uns unfehlbar eine modificirte, immer verhältnißmäßig freie Verfaſſung zuſichern müſſe.«

So fehlgeſchlagen uns heut' auch dieſe letztere Erwartung erſcheint, immer bleibt es doch merkwürdig, wie entſchieden Forſter ſchon damals die jetzt ſo verbreitete Überzeugung andeutete, daß unſer in ſich zertheiltes Deutſchland ſeine politiſche Entwicklung nur mit Hülfe Frankreichs machen könne.

Über alle Zweifel und Beſorgniſſe ſcheint indeß der Freund mit ſeinen Betrachtungen doch nicht hinaus gekommen zu ſein. Und wie er ſich in ſolchen verworrenen Lagen des Lebens, wo ihn ſeine Berechnung verließ, mit dem Schwunge des Herzens zu erheben pflegte, wiſſen wir ſchon aus frühern Begegniſſen. Auch jetzt faßte er

ſich wieder in einer Empfindung, an der wir uns ſelbſt dem noch einmal erbauen können. —

»Wir leben in einem ſo ſeltſamen Zeitpunkte, wo man die Menſchen kaum mehr richtig beurtheilen kann, wenn man ſie nur nach ihren äußern Verhältniſſen richtet; wo die Maßſtabe, womit wir ſonſt einander zu meſſen pflegten, — faſt möcht' ich ſagen, zerbrochen werden müſſen, und nur der Eine, der Humanität, allein übrig bleibt. Grundſatz, Charakter, Wandel, Laufbahn, an dem allen kann man jetzt irre werden. Das Herz ſcheint das Einzige zu ſein, welches, wo es vorhanden iſt, das wahre point de ralliement unter redlichen Männern bleibt.«

Eine ſolche Faſſung mäßigte einigermaßen ſeine anfangs ſehr ſtürmiſche Gemüthsbewegung. Wie heftig dieſe in den erſten Tagen des mainzer Verhängniſſes ſelbſt in ſeine Briefe überſtrömte, läßt ſich aus einem Antwortſchreiben Heyne's erſehen. Der ängſtliche Papa war ordentlich erſchrocken, »als ob Forſter ſchon mit Leib und Seele ein Jacobiner ſei.« — »Brauchen Sie um's Himmelswillen Mäßigung, Vorſicht und Klugheit, rief er ihm aus Göttingen zu, — daß Sie nicht einmal, wenn die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen, ſich und Ihre Familie unglücklich gemacht haben. Sie werden doch nicht im Ernſte glauben, daß alles ſo bleiben wird, wie es iſt? Was ſoll das ſchreckliche Schimpfen auf die Gegenpartei helfen? — — Geben Sie nicht ſo ganz in das Leidenſchaftliche hinein, das Sie unfähig macht, irgend etwas mit Beſtand der Sache zu beurtheilen.« u. ſ. w.

Da konnte für den ſo erregten Mann eine beſtimmte und gemeſſne Thätigkeit, die überdies auch gegen die beunruhigenden Verhältniſſe ſelbſt gerichtet war, nicht anders als willkommen erſcheinen. Und ſie ward ihm beſchieden. General Cüſtine, mit jedem Tag unzufriedner über die Widerſetzlichkeit des mainzer Vicariats und die Widerſprüche der Regierungsbehörde, denen er auch den ſchlechten Fortgang der franzöſiſchen Sache unter den Einwohnern beimaß, hatte ſich endlich dafür entſchieden, die alte Regierung aufzulöſen, und ſtatt derſelben ein provisoriſches Adminiſtrations-Conſeil für das eroberte Land von Speier bis Bingen einzuſetzen. Dieſe aus 9 Mitgliedern beſtehende Behörde ſollte die Provinz verwalten, bis das Volk ſeine eignen Repräſentanten und öffentlichen Beamten gewählt haben würde. Die von Cüſtine bei der Beſitznahme der Stadt dem Lande verkündigte Freiheit, ſich für die alte oder für eine neue Verfaſſung ſelbſt zu beſtimmen, ward hiermit ſchon in republikaniſche Formen, mithin zu Gunſten der franzöſiſchen Sache, umgebogen.

Eine jener 9 Stellen ließ Cüſtine unſerm Forſter antragen. Dies geſchah zufällig durch einen Mann, für den Forſter vor zwei Jahren ſich um eine Profeſſur in Göttingen, freilich ohne Erfolg, bei Heyne bemüht hatte. Es war Anton Joſeph Dorſch. Schon damals, als er für denſelben an Heyne ſchrieb, hatte unſer Freund die ſchönen Kenntniſſe und den ausgezeichneten Vortrag dieſes kleinen lebhaften Mannes gerühmt. Dorſch war durch Beriferung ſeiner Mutter unpaſſenderweiſe in den geiſtlichen Stand gerathen, und ſchon Kaplan in Zinkheim,

als der Kurfürſt auf dieſen trefflichen Kopf aufmerkſam gemacht, ihn zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung nach Paris ſchickte. Eine gefährliche Schule für den jungen eiteln und ſinnlichen Mann, dem die Mainzer nach ſeiner Rückkehr die leichtfertigſten und nicht ganz ehrlichen Liebeshändel nachſagten. Als Profeſſor angeſtellt, zog er ſich durch die kantiſche Philoſophie, die er mit Eifer vortrug, die mainzer Orthodoxie viel zu dicht auf den Hals, als daß neben dem kategoriſchen Imperativ und der Erforſchung des Dings an ſich nicht auch die fortgeſetzten Liebesgeſchichten des jungen Kantianers beobachtet worden wären. Damals hatte er, der Prieſterneckereien müde, an eine proteſtantiſche Univerſität zu kommen geſucht. Da es ihm aber nicht gelang, ſeine Hoffnung auf Gehaltsverbeſſerung fehlſchlug, und die gute Hoffnung ſeines geliebten Katzchens ihn mit Verlegenheiten ängſtigte, war er von Mainz nach Straßburg übergeſiedelt. Von dort hatte ihn jetzt Cuſtine kommen laſſen, um ſich ſeines Verſtandes, ſeiner Gewandtheit und ſeiner doppelten Bekanntſchaft mit Mainz und mit den franzöſiſchen Einrichtungen zu bedienen. Ihn hatte er auch zum Präſidenten des Adminiſtrations-Conſeils eingeſetzt.

So intereſſant auch dies Zuſammentreffen zweier früher Bekannten erſcheint, ſo konnte doch der Einfluß dieſes begabten und zur politiſchen Betriebſamkeit berufenen Mannes auf den Freund, der voraus für ihn eingenommen war, und von ihm als Präſidenten Arbeiten und Aufträge zu empfangen hatte, nur in's Parteiliche und Leidenſchaftliche führen; wozu wir denn Forſtern auch von jetzt an immer mehr geneigt finden. War nun

aber das neue Regierungsmitglied durch Dorsch für die französische Sache nicht bloß, wie früher, durch ideale Betrachtung, sondern durch wirkliche Theilnahme an ihrer besondern mainzer Entwicklung eingenommen: so kam in diesen Tagen auch noch ein alter Freund hinzu, von dem er vielleicht am wenigsten so viel Zustimmung erwartet hätte, als er durch ihn erhielt oder zu erhalten vermeinte. Der geheime Staatsrath Müller eilte von Wien herbei, um seine Sachen zu packen und nach Empfang seiner gebetnen Dienstentlassung in die Schweiz überzuziehen. Eine lebhafte Bewegung kam unter die Bürger. Das ehemalige Orakel des Fürsten schien nach dessen schnöder Flucht gekommen zu sein, um nun von dem verlaßnen Volke, von einer angstvoll zweifelhaften, von außen bedrohten, von innen aufgehetzten Bürgerschaft befragt zu werden. Das alte Mißtrauen gegen den protestantischen Rathgeber ihres Kurfürsten war wie dieser selbst verschwunden. Zu Hunderten drangen sie in die Wohnung Müller's, um sich Raths zu erholen. Und dieser Rath fiel dahin aus, — sie möchten sich, wenigstens vorläufig, zur französischen Republik halten, um sich durch Widersetzlichkeit keine feindselige Behandlung zuzuziehen, und dem alten Druck unbedingt beimzufallen, statt daß sie, auch wenn Frankreich das Rheinland nicht behaupten könnte, durch dessen Vermittlung beim Friedensschlusse eine mildere Verfassung erwarten dürften. Auch Forster suchte den befreundeten Rathgeber auf, nachdem er in einem französisch geschriebenen Briefe seine jüngsten Schritte zu rechtfertigen gesucht hatte. In diesem Schreiben beruft er sich darauf, daß ihm von jeher

die politische Freiheit für das kostbarste Gut gegolten habe, ohne welches ein Volk nie zur geistigen und sittlichen Vollkommenheit, dem höchsten Ziele seines Daseins, gelangen könne. Die Frage aber, wann für den besonnenen und rechtlichen Mann der Zeitpunkt eingetreten sei, der öffentlichen Freiheit die Wege bereiten zu helfen, entscheide der allgemeine Wille. Und wenn dieser freilich dermal im mainzer Lande noch fehle: so sei dafür der stark bewaffnete Wille der französischen Sieger eingetreten, und habe die Bewohner des eroberten Landes aufgefodert, sich für die Herrschaft der Freiheit auszusprechen. Widerstand könne da nur das Verderben des Landes herbeiführen. Und indem der Freund sich auch hier als Ziel seines Bestrebens für Erhaltung des Privateigenthums, als der Grundlage des öffentlichen Wohlstandes erklärt, beruft er sich mit edelm Bewußtsein auf seine strengen Grundsätze, auf seine, soweit man ihn kenne, anerkannte Rechtschaffenheit, auf seine Liebe, seinen Eifer für seiner Mitbürger Glück und Wohl, — Eigenschaften, die er zu Bürgen seiner Handlungsweise stellen könne. Möchten die politischen Wechselfälle immerhin unberechenbar sein: doch blieben Unparteilichkeit, Gerechtigkeit, Rechtschaffenheit und was überhaupt menschliche Tugend heiße, unabhängig von allen politischen Schwankungen.

Für seine Person erbielt Forster, wie sich nach dem den Bürgern ertheilten Rath denken läßt, nicht bloß zustimmende Äußerungen, sondern Müller ließ sich auch vertraulich über Wien und Berlin gegen den Freund aus. Es sei ein Glend, wenn man die Leute persönlich kenne, die dort das Ruder in Händen hätten, man halte frei

lich auch im Publikum nicht viel auf sie; aber sie wären auch unter aller Kritik, so ganz ohne alle umfassende Idee. —

Müller, der behutsame, mit gutem Compaß des Rechtsgefühls in der Brust dennoch gern lavirende und muthlos die Segel streichende Staatsmann, mochte nicht erwarten, daß sein zwischen den Zimmerwänden ertheilter Rath sich in die Welt verlaufen würde. Allein Forster legte zu eigner Beruhigung und Rechtfertigung zu viel Werth auf jene Ansicht, um solche nicht in seinen Briefen an die Freunde hinaus zu schreiben. Ja während der Clubsitzung am 17. November berief er sich vor einer zahlreichen Versammlung in einer umfassenden Rede, die er jenen Abend »über das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken« hielt, ausdrücklich auf Müller's Einverständniß mit den darin entwickelten Ansichten.

Müller beschwerte sich später brieflich über Forster's unbedingte Aussage: er habe seinen Rath nur mit der Klausel ertheilt, wenn die Mainzer nicht anders könnten, und pariser Blutscenen zu befürchten wären. Forster sei ein geborner Enthusiast, der immer nur Eine, nur eine Seite sehe. —

Am Ende, — um keinen von beiden Männern entschiedenes Unrecht zu thun, begreift man leicht, wie in solchen Zeiten, unter solchen Umständen, ein Mann wie Müller sich etwas zweideutig ausdrückt, und ein Mann wie Forster es in seinem, eben sehr lebhaften Interesse auffaßt. Jedenfalls stehen wir hier am Scheideweg der Freunde. Der edle Forster stürzt sich in die unglücklichen Kämpfe für die Freiheit des Volkes, —

dem Herrn Johannes von Müller zu Sylvelden voraus, der hernach den glänzenden Weg durch die Kabinette und Akademien besteigt. Beide finden dann — jener auf französischem Boden, dieser in deutscher, aber französisch unterjochter Erde ihr Grab.

Die oben angeführte Rede Forster's (Band 6 der sämmtl. Schriften) ist darauf gerichtet, die noch immer schwankenden, zwischen der französischen Republik und der deutschen Reaction fröstelnden Mainzer zu einer entschiedenen Erklärung für die republikanische Eroberung zu vermögen. Es fehlt dem Sprecher nicht an lebhafter Beredsamkeit und an manchen eindringlichen Motiven; doch artet die Sprache schon in leidenschaftlichen Worten und parteilichen Bezeichnungen aus, und leider! finden wir bereits auch eine Ansicht ausgesprochen, die einen möglichen Abfall von Deutschland voraus andeutet. »Der Rhein, heißt es, ein großer, schiffbarer Fluß, ist die natürliche Grenze eines großen Freistaates, der keine Eroberung zu machen verlangt, sondern nur die Nationen, die sich ihm freiwillig anschließen, aufnimmt, und von seinen Feinden für den so muthwillig von ihnen veranlaßten Krieg, eine billige Entschädigung zu fodern berechtigt ist. Der Rhein wird der Billigkeit gemäß die Grenze Frankreichs bleiben; dies sieht schon jedes, an die politischen Verhältnisse gewöhntes Auge voraus«, u. s. w.

War nun allerdings Forster's sonst so gutes Auge, oder vielmehr sein Herz, in jener Luftschicht stürmischer Leidenschaften sehr getrübt; so reicht doch über die damalige Rheinfrage und die spätern Kämpfe um den deutschen Strom weit hinaus ein andrer Blick und Ausspruch

Forſter's in jener Rede, und trifft unſere geſtrigen Erlebniſſe:

»Ihr wißt vielleicht nicht, wie leicht es den Fürſten wird, ſobald ſie Macht haben, alles Vorhergegangne, was nicht nach ihrem Sinn geſchehen iſt, geradeswegs als ungeſetzmäßig anzuſehen, aufzuheben und noch obendrein Recht zu behalten.«

Drei Tage darauf, mit dem 20. November, trat Forſter ſein Amt im Adminiſtrations-Conſeil an.

Ruf und Würde.

Wir ſtehn hier wieder vor einer jener wunderſamen Fügungen, denen wir in Forſter's Leben wiederholt begegnen. Ein unerwarteter Glückswechſel, der des Freundes eigenthümliche Begabung anſpricht, ſeine verfahrne Lage zu ebnen verheißt, bietet ſich dar; doch wie Forſter ihn ergreift, findet er ſich am Ende durch die Unzeit der Schickung oder durch Halbheit der Gewährung mehr verlockt, als begünſtigt. So war ihm zuerſt das Glück einer Weltfahrt, nur für den Knaben allzufrüh, beſchieden worden, und hatte ihm jenes zahlreiche Gefolge körperlicher Leiden, Sorgen der Wirthſchaft und Kümmerniſſe des Herzens hinterlaſſen. Und jetzt, da die Weite der Welt und die Traulichkeit des Hauſes ſich vor ihm zurückziehen, öffnet ſich ihm ungeſucht und neu das

Leben des Staates, das von Haus und Welt getragen, mit beiden im Wechselverkehr, den unglücklichen Mann zu entschädigen und in die angemessenste Thätigkeit zu versetzen die Miene annimmt. Nun aber vielleicht zu spät, und auf einem Boden, der bereits von den Stößen der Revolution schüttert, und wo der Freund auch was er noch besitzt — das Vaterland und sich selbst verlieren kann. Möglich, daß sein Leben, durch das Unzeitige verderbt, am Überreifen sich verzehre!

Schon vor Jahren hatte sich für Forstern eine flüchtige Aussicht auf den Staat gezeigt; damals als Jacobi vorhatte, den jungen, bekrängten Freund bei der Administration der Zölle in Vorschlag zu bringen. Damals war's zu früh für das noch zu schaffende Amt, im Gegensatz zu den Hoffnungen die jetzt unterm 13. November Graf Herzberg auf das monarchische Preußen gab, und die für Forstern zu spät und zu unbestimmt erschienen.

Forster's Programm zu seinem Geschäftsantritte lautet kurz in den bricklichen Worten:

»Das Beste des uns anvertrauten Landes und seiner sämmtlichen Einwohner wird mein Augenmerk sein, und es gehört nur ein halbes Auge dazu, um zu unterscheiden, daß politische Verhältnisse darin jetzt nichts ändern, und keine Rücksicht verdienen können.«

Die oben schon wörtlich angeführte Ansicht, womit er die Frage, was in seiner Lage zu thun sei, sich beantwortet hatte, wiederholte er in seinen Briefen nach allen Seiten. Man möchte glauben, in dem Eifer, womit er seine Absichten und Beweggründe wieder und wieder geltend zu machen sucht, verrathe sich doch eine ge-

wiſſe Unruhe — um nicht zu ſagen des Gewiſſens, doch des Bewußtſeins über den gethanen Schritt, ſei es auch nur des Bewußtſeins von dem Eindrucke, den ſein Thun und Laſſen in Deutſchland machen werde. Er mochte etwas von den Urtheilen ahnen, die nahe und fern bald genug laut werden ſollten, und die in ſolchen Zeiten nur unbillig und leidenſchaftlich ausfallen können. — Nur wenige Wochen ſpäter ſchrieb ſelbſt ein ſo chriſtlicher Mann, wie Graf Friedrich Leopold von Stolberg an Jacobi:

»Ich bitte Dich, liebſter Jacobi, laß dem mainzer Forſter Deinen Schutz nicht länger angedeihen! Laß ſein Andenken zugleich mit Kotzebues Büſte in irgend einer Rumpelkammer vergeſſen ſein! Es bedarf in dieſem Augenblick einer tüchtigen Wurfſchaufel, um den Waizen zu ſichten, und heulenden Winden die Spreu zu überlaſſen.«

Und fand nicht ſchon früher Forſter ſelbſt durch einen, zwei Tage vor ſeinem Amtsantritte datirten Brief ſeines Vaters ſich veranlaßt, zu erwidern: »Ich hoffe Ihr informing gentry in Halle wird mir erlauben, Ihnen zu ſchreiben, ohne davon Rechenſchaft von Ihnen zu fodern.« Und weiter: »Wenn Sie es für jetzt nicht rathſam halten, Briefe von mir zu bekommen, wird es hinreichen, daß Sie mir es mit ein paar Zeilen melden« u. dgl. —

Wieweit Jacobi jener gräflichen Erbitterung ſein forſterfreundliches Herz öffnete, wiſſen wir nicht; doch macht es uns bedenklich, daß ſchon ſeit dem Auguſt dieſes Jahres ſich kein Brief aus Pempelfort vorfindet.

Jenes electrische Band, durch welches Forster bei seiner Niederlassung in Mainz sich aufs Neue zu Jacobi gezogen, und mit Düsseldorf verknüpft fühlte, blieb auch fortan abgebrochen. Und so nähern wir uns denn, hinter Müller und Jacobi, der Lebensepoche und der Zeit, da noch manches andre inniger eingewebte Band sich vom Herzen des »mainzer Forster« lösen sollte.

Bei der ausgebreiteten Bekanntschaft, deren unser Freund besonders in den aristokratischen und gelehrten Kreisen genoß, konnte er auch aus vereinzelten Stimmen, die zu ihm drangen, sich die Höhe und Breite der öffentlichen Meinung über ihn von selbst ermessen. Glücklicherweise fehlte es ihm nicht an einer Zuflucht im eignen Hause, wo Therese den ringenden Mann verstand, und durch innige Theilnahme stützte. Wir besitzen hierüber ein schönes Bekenntniß von ihr selbst in einem Brief an ihren Vater, den ihr Forster im Drange seiner neuen Geschäfte zu beendigen überlassen hatte. — »Da bleibt mir nicht viel zu schreiben, heißt es, als daß ich Sie um die Ruhe und das Zutrauen auf die Sache der Wahrheit bitte, die ich habe, und die mich Armuth, Unruhe und — wenn's sein müßte — Tadel mit Muth erwarten läßt. Ich bin nicht fanatisch, aber ich sah, daß dies Forster's Weg war. Johannes Müller hat ihm aufgetragen, diesen Weg dem Volk im Club öffentlich in seinem Namen zu empfehlen. In Gefahr werde ich mich mit meinen Kindern nie setzen; ich würde im Falle der Noth nach Frankreich hineingehen, wo ich nur Stützen fände, und wo die Menschlichkeit der Einwohner nur Stütze ist, wie unsere Kriegsgefangnen täglich bezeugen.

Unſer Weg iſt ernſt und mühſam. — Dies Erwachen der edelſten Kräfte anzuſehen, winkt freundlich in jene Welt, wo alle Kräfte in vollem Leben ſtehen. Die Erlaubniß zu ſprechen entwickelt den Geiſt dieſer verklommenen Mainzer; ſie ſtehen und denken laut über ihre Rechte, und fühlen zum erſtenmal die göttliche Wärme eignen Werthes und Willens.«

Was Thereſe hier von der unter die Einwohner gekommenen Bewegung bemerkte, war einigermaßen Folge der Rede Forſter's am Clubabende des 17. November, und wohl noch mehr des von Müller gegebenen Fingerzeiges. Wirklich kam man jetzt zahlreicher in den dazu beſtimmten Stunden des Vor- und Nachmittags in das Clublokal, um ſeine Namen in das rothe »Buch des Lebens« einzutragen.

Dies war eine Erfindung Böhmers, des entſchiedenſten Phantaſten im Club. Cuſtine's Heeresſtrom hatte dieſen wormſer Gymnaſial-Profeſſor entwurzelt und mit nach Mainz geführt, wo er den Sekretär des Generals machte. Die Mainzer zögerten ihm zu ſehr ſich für die franzöſiſche Republik zu erklären. Um ſie zu drängen, hatte er Tags nach Forſter's Eintritt in den Club zwei Bücher in die Verſammlung gebracht, — eines in rothen Saffian gebunden, auf beiden Decken mit der Freiheitsmütze geziert, und zum Zubinden mit tricoloren Bändern verſehen; das andre merklich dünner und durch ſchwarzen Einband ſo wie durch Sinnbilder des Deſpotismus, z. B. durch kleine Ketten zum Verſchließen abſchreckend. In das erſtere ſollten ſich alle Einwohner, vom 21ſten Lebensjahre an gerechnet, einſchreiben, die

ſich für eine republikaniſch-demokratiſche Verfaſſung erklärten, in's andre Buch diejenigen, denen es noch einmal nach dem altmainzer Deſpotismus gelüſten möchte.

Da dieſer Sporn anfangs noch immer nicht genug antreiben wollte, ſo wendeten die Freiheitsmänner noch andre Hülfen an, wie ſolche unter Umſtänden auch von der Reaction nicht verſchmäht werden. In der Stadt und auf dem Lande ſtreute man die Drohung aus, — wer ſich in's ſchwarze Buch oder auch gar nicht einzeichnen würde, dürfte ſich nur auf doppelte Einquartierung und auf einen Schießprügel gefaßt machen, mit welchem er, im Falle eines Angriffs von Kaiſerlichen oder Preußen, in Reihe und Glied gegen den Feind geführt würde.

Zu ſolchen Mitteln pflegen anfangs freilich nur die Übertriebenen einer Partei zu greifen; am Ende aber wird auch der Gemäßigte, wenn er einmal gegen daſſelbe Ziel marſchirt, zum Unziemlichen mit fortgeriſſen. Und ſo finden wir nicht viel ſpäter auch ausdrücklich Forſtern neben Wedekind genannt, die bei der nächſten Präſidenten-Erneuerung für den Club am 25. November ſich beeifert hätten, mittelſt Vertheilung von Zettelchen mit der Aufſchrift »Dorſch Präſident« ihren bevorzugten Mann durchzudrücken. Da hätte der Freund, der immer für Selbſtbeſtimmung geeifert, nun an ſich ſelbſt die Erfahrung machen können, daß man ſich mit Parteinahme auch von Parteitreiben kaum frei erhalte, und daß auf dem Wege zu gut geglaubten Parteizielen der Jeſuitismus der Mittel ſich auch der edelſten Geſinnung unvermerkt aufdringe. Freilich hatte er ſchon ſelbſt gegen Heyne

bekannt, es ſei unmöglich in einem gährenden Staate neutral zu bleiben.

Da war denn auch bald keine Rede mehr von Forſter's anfänglichem Bemühen, Einigkeit im Club zu erhalten. Dieſer riß allmählich in zwei Hauptparteien auseinander, die von Dorſch und Profeſſor Joſeph Hofmann vertreten wurden. Verſchiedner, als dieſe beiden Männer, konnten auch nicht leicht zwei Parteiführer auftreten. Hofmann derb von Geſtalt wie von Geſchmack im Ausdrucke ſeiner Gedanken, aber in ſeiner Geſinnung offen und ehrlich; Dorſch, zierlich gebaut, eitel ſogar auf ſeinen kleinen Fuß, und eben ſo zierlich in Stil und Manieren; Jener von einer ſtreng römiſchen Republik träumend; Dieſer von einer Republik mit Hofpracht eingenommen; Jener wahr und durch Wahrheit verletzend, Dieſer artig und durch Artigkeit einnehmend. Zu Jenem hielten ſich die jungen Leute, Studenten und wer noch für die neuen Ideen eigentlich ſchwärmte; an Dorſch wendete ſich gern, außer den Fremden und Reiſenden, die ſich nach der neufränkiſchen Geſtalt der Dinge umſahen, alle jene zum Theil verlumpten oder verlaufnen Subjecte, die beim neuen Umſchwung der Verhältniſſe durch den beim General einflußreichen Mann ihren Vortheil ſuchten.

In Forſter's Augen ließ ſich nun, zumal als nach dem Eintritte der neuen Verwaltung der Andrang zum rothen Buche zunahm, ſich alles dazu an, daß in wenig Wochen Mainz mit der umliegenden Gegend ſich zur Frankenverfaſſung bekennen werde, und ſonderbarer Weiſe ohne Aufwallung ohne Enthuſiasmus, ſo ganz als eine

Sache, die ſich von ſelbſt machte und nicht ausbleiben konnte. Auch ſchien ihm wie ſeinen Freunden, die Sache ſo wenig verwickelt, daß die Partei, die Jeder ergreifen müſſe, Jedem klar einleuchte. Außer einigen Hofbeamten und Creaturen des Adels erblickte Forſter keine Diſſidenten mehr, und dieſer Adel, dieſe Räthe und Beamten, die der Kurfürſt jetzt ſammt ſeinen Hofmuſikanten zu einem Interimshofſtaate an ſich zog, ſchienen ihm ſo ganz von jedem Genius verlaſſen, daß ihr Ende kommen mußte. Und ſo hielt es Forſter auch für wahrſcheinlich, daß gegen Ende des Jahres der allgemeine Wunſch der Stadt und des Landes, ein Theil des franzöſiſchen Freiſtaates zu werden, an den National-Convent abgehen werde.

Forſter ſpricht dieſe Wahrſcheinlichkeit als eine Erwartung aus, und wir entſetzen uns vor dem Gedanken, daß ein ſo edler und wackrer Mann dem Vaterland abfallen, und den Abfall einer ſo ſchönen Provinz, wenn auch im einſeitigen Intereſſe derſelben, begünſtigen oder gar betreiben könnte. Und doch verknüpft ſich zu gleicher Zeit dieſer Schein politiſchen Verraths einem ſo männlichen Gehalt von Uneigennützigkeit und Überzeugungstreue, daß wir die Verirrung einer ſonſt ſo klaren als rechtſchaffenen Seele kaum begreifen würden, wenn wir nicht aus Forſter's früheren Leben wüßten, wie leicht ſeine Begeiſterung für erhabne Erſcheinungen des Lebens ſich — wenn auch nur vorübergehend, trüben ließ.

Folgen wir nun dem Freunde nicht ohne Beſorgniß in ſeiner öffentlichen Thätigkeit, ſo finden wir ihn als

neues Administrationsmitglied alsbald unter einer Last von Arbeiten und Verdrießlichkeiten, zum Glücke von ausnahmsweisem Wohlbefinden unterstützt. Indem aber sein Einfluß zunächst der Universität zu gut kam, deren Verschonung mit militärischer Contribution er durchsetzte, traf ihn auch gerade von daher der erste Rückschlag seiner Freiheitsbestrebungen. Die der Anstalt pflichtigen Bauern zahlten und lieferten nämlich nicht, und so blieb schon sein Professorgehalt aus. Von der Luft konnte er nicht leben, wie er seinem Schwiegervater schrieb, und fand sich so unvermerkt den Leuten zugesellt, die durch die französische Eroberung um Verdienst und Brot kamen. Denn auch die Felder der Übersetzung und der literarischen Production waren brach gelegt. Als Mitglied der Landes-Administration bezog er keinen Gehalt. Es war ein demokratisches Ehrenamt, bei dem es aber einem zugänglichen Beamten an Gelegenheit und Verlockung sich zu bereichern nicht fehlte. Die Gebiete der geistlichen Fürsten hatten wirklich, nach dem Ausspruche des himmlischen Meisters, das Ansehen, nicht von dieser Welt zu sein; insofern Herr und Diener mit dem irdischen Gute gar nicht ängstlich wirthschafteten, und die öffentlichen Gelder kein Gegenstand für Gewissenhaftigkeit zu sein schienen. Die Landes-Verwaltung war auf dem Wagen der Themis mit verladen, und die Rechtsuchenden gewöhnt, das Fuhrwerk zu schmieren. So kam es, daß alle Beamten, so wie die wohlhabenden Besitzer in der Rheinprovinz, ihre Unterhandlungen bei den Mitgliedern der Administration mit Bestechung oder Versprechungen anhoben. Bei den vielfältigen Lieferungen an die Ere-

berer war denn freilich dem Einzelnen Schonung oder eine Schutzwacht gegen requirirende Soldaten etwas werth, und es fehlte wohl am wenigsten dem geschäftsthätigen Forster an verlockenden Anbietungen. Selbst Thereſe geſteht nicht nur dies, ſondern ſogar, daß auch Forſter einen Augenblick in Zweifel geweſen ſei, ob es nicht für einen rechtlichen Austauſch von Dienſt und Lohn gelten dürfe, wenn er für Tauſende, die er den Herrſchaftsbeamten erſparte, ein Geſchenk annähme. Am Ende ſeiner Erwägungen kam er jedoch zur Einſicht, daß nicht Forſter eine Gefälligkeit, ſondern der öffentliche Beamte nur ſeine Schuldigkeit gethan hatte, und lehnte beim erſten Anlaß für diesmal, und bei jeder Gelegenheit, Geſchenke ab, ſo entblößt auch ſeine Kaſſe war.

Ja, er nahm ſich auch, ſo bedenklich es damals war der Habſucht franzöſiſcher Commiſſäre und Officiere entgegen zu treten, Derjenigen an, die ſolchen Republikanern unter die Klauen fielen. So wendete er ſich einmal zu Gunſten eines gewiſſen Regierungsrathes Mieg in Heidelberg, auf deſſen zwiſchen Worms und Oppenheim gelegner Beſitzung ein Capitain Maugis alle Vorräthe von Fütterung und Lebensmitteln weggeführt hatte, an den General Cüſtine. Am Schluſſe des mit ſchöner Wärme und nachdrücklicher Offenherzigkeit franzöſiſch geſchriebenen Berichtes, konnte Forſter mit edlem Bewußtſein von ſich ausſagen:

»Ich habe alles verlaſſen, um meinen Mitbürgern Freiheit verſchaffen zu helfen, und ſeit Sie Mainz eingenommen, arbeite ich Tag und Nacht dafür. Ich habe nie die Kunſt der Verſtellung gekannt, nie von dieſer ſo

gerühmten Kunſt etwas zu hoffen gehabt, und ſollte es jetzt noch lernen, da mein Loos geworfen iſt? Nein, ich werde immer ausſprechen, was ich denke, überzeugt, daß dies der rechte Weg iſt, das Gute zu bewirken.«

In derſelben Zeit ſeiner entſchiednen häuslichen Verlegenheit erſchien von einer entgegengeſetzten Seite ein Anbieten das, anfangs vom Freunde als reactionäre Verſuchung angeſehen, einen noch edleren Stolz ſeiner Armuth herausfoderte.

Die vom Grafen Herzberg angekündigte Bücherſendung traf mit einem Schreiben des Verlegers Voß und einem andern Brief ein, worin dem Freunde eine Summe Geldes als Vorſchuß zur Verfügung geſtellt wurde, — preußiſche Thaler für einen Mann, »der ein guter Preuße bleiben möge.«

Forſter erwiderte:

»Ich bin in polniſch Preußen, eine Stunde von Danzig geboren, und habe meinen Geburtsort verlaſſen, ehe er unter preußiſche Botmäßigkeit kam. Inſofern alſo bin ich kein preußiſcher Unterthan. — — Heißt ein guter Preuße ſein, wenn man in Mainz unter franzöſiſcher Herrſchaft ſteht, ſoviel, als allen Preußen Gutes, einen baldigen Frieden, Erholung von allen Übeln des Kriegs wünſchen, ſo bin ich ein guter Preuße; heißt es aber, daß ich in Mainz meine allbekannten Grundſätze verleugnen, mich nicht freuen ſoll, daß es eine freie Verfaſſung erhält, aufgefodert wie ich bin, nicht dazu mitwirken, in einer Gährung, einer Kriſe entweder ganz unentſchieden bleiben, oder das mainzer Volk zu überreden ſuchen, es thue beſſer die alten Gräuel beizubehalten, als mit den

Franken frei zu werden, heißt alſo ein guter Preuße ſein, Grundſätze annehmen, die nie die meinen waren, und die nie das Wohl der Einwohner Preußens, ſondern das Wohl des Kabinets, des Hofes, der Geiſterſeher im Auge behalten ſollen; ſo verlangt man etwas, wofür ich verdiente, an den nächſten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden. — Jetzt begreifen Sie, daß es meine dringendſte Pflicht iſt, auf den angebotnen Vorſchuß gänzlich Verzicht zu thun, obſchon ich nie ſo arm war, wie jetzt, und durch die getäuſchte Hoffnung noch ärmer geworden bin. Ich mag aber lieber alles Elend über mich ergehen laſſen, als meinen Grundſätzen ungetreu werden.«

Dieſe muthige Faſſung in ſich ſelbſt und an ſeinen Grundſätzen that Forſtern vielleicht niemals nöthiger, als ſo unmittelbar vor einem Ereigniß, das nicht nur den Freiheitsbewegungen in Mainz eine unerwartete Wendung geben, ſondern auch in den innerſten Lebenskreis des Freundes eine verhängnißvolle Auflöſung bringen ſollte.

Das frankfurter Unternehmen.

Noch am Abende des 21. October, an welchem Cuſtine die Thore von Mainz beſetzen ließ, hatte er auch einen ſtarken Heerhaufen aus reitenden Jägern und

Nationalgarden, unter Anführung des Jägeroberſten Houchard, nach Frankfurt entboten. Hier lagerten ſie am Frühmorgen des 22., zur Überraſchung der Bürgerſchaft, vor den verſchloßnen Thoren und aufgezognen Brücken, die ſich aber öffneten, als General Neuwinger des Nachmittags die franzöſiſchen Kanonen gegen dieſelben vorrücken ließ. An 4000 Mann zogen ein, Houchard an der Spitze, deſſen von Säbelhieben entſtelltes Geſicht mit einem tief herabgezognen Auge und einem emporgezwickten Mundwinkel der erwartungsvollen Menge eine ominöſe Miene zeigte.

Die Abſicht des Unternehmens blieb nicht lang ein Geheimniß. Ein an den Magiſtrat gerichtetes Schreiben Cüſtine's beſchuldigte die Stadt und Kaufmannſchaft, daß ſie die flüchtigen Ariſtokraten freundſchaftlich aufgenommen, daß ſie mit Geldern des öſtreichiſchen Kaiſers und des Königs von Preußen Geſchäfte machten, durch welche ſie im Handel mit falſchen Aſſignaten den Credit der echten untergraben, und aus Frankreich das baare Geld gezogen hätten. Cüſtine erklärte deshalb Frankfurt für eine feindliche Stadt, und legte ihr zu einiger Entſchädigung eine Contribution von 2 Millionen Gulden auf.

Die Franzoſen wurden nun einquartiert, machten es ſich bequem, indeß der Magiſtrat ſich beeilte, durch eine Deputation nach Mainz den General Cüſtine zu beſänftigen. Sie wurden von ihm unfreundlich aufgenommen, erhielten aber eine halbe Million an der Foderung erlaſſen. Hiermit nicht zufrieden verſuchte der Magiſtrat durch eine zweite Beſchickung des Feindes die Contribution noch weiter zu mildern, unterließ aber nicht, einſt-

weil einen Theil derſelben flüſſig zu machen. In der Stadt ging es unruhig zu. Die Soldaten lärmten, prahlten und brachten vor allem durch Unreinlichkeit und Ungeziefer die guten Frankfurter zur Verzweiflung. Die Bürger wehrten, die Wäſcherinnen weigerten ſich, und indeß das republikaniſche Geſindel an den Ufern des Mains die Wäſche ſelbſt beſorgend ſein luſtiges Ça ira ſang, machte ſich der frankfurter Pöbel an den Straßenecken über Cüſtine's volksfreundliche Proclamationen luſtig.

Inzwiſchen ward bis zum 25. October doch ein Theil der Contribution abgeliefert, und am 27. erſchien Cüſtine ſelbſt in Frankfurt mit anſehnlichem Gefolge, unter welchem Doctor Böhmer im rothen Rock hervorſtach. Die Garniſon zu wechſeln, führte der General ſelbſt die neuen Regimenter und Kanonen durch das Bockenheimer Thor ein, verkündigte dem Volke, daß nur den Reichſten in der Stadt die Contribution auferlegt ſei, und nahm chriſtliche und jüdiſche Geißeln aus, die im rothen Hauſe feſtgehalten wurden.

Zugleich unternahmen die Franzoſen einen Ausfall in's heſſiſche Gebiet, nach Nauheim, wo ſie die anſehnlichen Salzvorräthe der dortigen Saline theils nach Mainz abführten, theils in herabgeſetztem Preiſe verwertheten. Neben den Salzſäcken brachten ſie 120 Mann gefangene heſſiſche Soldaten ein.

Am 1. November war eine Million abbezahlt. Wegen Erlaſſes der andern halben Million hatte ſich der Magiſtrat an den National-Convent nach Paris gewendet. Cüſtine gab nun die Geißeln wieder frei, und

kehrte, als General Neuwinger eintraf, unzufrieden mit der Stadt, nach Mainz zurück.

Die franzoſenfeindliche Geſinnung der frankfurter Einwohner verrieth ſich noch deutlicher, als bisher, bei der am 10. November einlaufenden Nachricht, daß die anrückenden Heſſen bei Weilburg die Franzoſen zurückgedrängt hatten. Und als am 28. der preußiſche General Graf Kalkreuth, Befehlshaber des verbundenen preußiſch-heſſiſchen Armee-Corps, bereits bis Bergen und mit ſeinen Vorpoſten ſogar bis an die nahe Friedberger Warte vorgerückt, durch einen Stabsofficier mit einem Trompeter die franzöſiſche Beſatzung von 1800 Mann auffodern ließ, wurde dieſer Parlementär mit Lebehoch für die Preußen empfangen.

Allein die Franzoſen waren nicht Willens zu weichen; vielmehr begehrte der Commandant, General van Helden, ein ſonſt billiger und wohlwollender Mann, die Kanonen der Stadt zur Verwendung, und die Pulvervorräthe zum Ankauf. Das Volk wurde aufrühreriſch, und der Magiſtrat, in Beſorgniß um die Stadt, ſuchte hier den Commandanten von der beabſichtigten Vertheidigung, draußen den preußiſchen Heerführer durch Abgeordnete von einem Angriff abzubringen. Die Kanonen aber wurden verweigert.

In der Ungewißheit, die ungeachtet des von beiden feindlichen Seiten verſicherten Wohlwollens für die Stadt immer beängſtigender wurde, traf unerwartet General Güſtine wieder ein, begab ſich auf den Römer, und ertheilte die Verſicherung, daß er, obgleich entſchloſſen ſeine Poſition gegen die Preußen zu behaupten, doch

bei einem für ihn unglücklichen Ausgang des Treffens ſich nicht in die Stadt werfen, und ſie keiner Belagerung ausſetzen werde.

Mit dieſer Beruhigung verließ er die Stadt, und kehrte zu ſeinen Truppen zurück, mit welchen er, von Mainz herauf vorgerückt, eine vortheilhafte Stellung genommen hatte. Die Garniſon zog unter ihren Fahnen mit Sack und Pack auf, und beſetzte die Wälle der Stadt. Die Heſſen rückten dicht heran, ohne jedoch den Verkehr der Stadt mit dem Lande zu ſtören. So geſchah es denn auch, daß am 30. November die, des Buß- und Bettages wegen, feiernden Handwerksgeſellen zu hunderten auszogen, den Heſſen einen Beſuch an der Friedberger Warte zu machen.

Hier wahrſcheinlich ſchöpften ſie aus brüderſchaftlichem Trunk und Händedruck jenen Muth, womit ſie am 2. December eine kriegeriſche Rolle hinter den Couliſſen des Treffens glücklich ausführten.

An dieſem Tage nämlich, dem erſten Adventsſonntag, als bei friedlichem Sonnenſcheine ſich alles nach den Kirchen begab, brach plötzlich die heftigſte Kanonade los. Granaten fielen in die Stadt; es entſtand Feuerlärm.

Unbekümmert um Brand und Angſt der Stadt traf der Commandant ſeine Anſtalten zur Vertheidigung, und ließ noch die zwei Kanonen vor ſeinem Quartier nach den Wällen abfahren. Doch Jetzt thaten ſich die Handwerksgeſellen hervor. Sie hielten die Kanonen und Munitionswagen an, ſpannten die Pferde aus, zerſchlugen die Räder. Den Franzoſen, die von den Wällen ab- und zuliefen, nahmen ſie höflich oder mit Gewalt

die Gewehre ab und entluden ſie; ja ſie entwaffneten eine franzöſiſche Thorwache, und ließen, mit Lebensgefahr vordringend, die Zugbrücke nieder, über welche die tapfern Heſſen in die Stadt eindrangen, und mit blinder Wuth gegen die fliehenden Franzoſen ihren guten Namen bewährten.

Unmittelbar nach der Einnahme zog der König von Preußen mit dem Herzoge von Braunſchweig und andre Fürſtlichkeiten in die Stadt, und wurde mit Zujauchzen empfangen. Vor dem Neuthore war es am heißeſten zugegangen; hier lagen die heſſiſchen Grenadiere hingeſtreckt. Das donnernde Wetter des Treffens zog ſich indeß über Bockenheim, nach Rödelheim und dem niddaer Wäldchen hinter den Franzoſen her, die langſam gegen Mainz zurückwichen.

Hier in Mainz lebte man der Erwartung eines ſiegreichen Ausgangs für Cüſtine's Bewegung mit den Preußen. Man wußte am 1. December von kleinen Scharmützeln, in welchen die Deutſchen ſollten zurückgewichen ſein. Forſter, der Cüſtine an Macht der preußiſchen Armee überlegen glaubte, zweifelte, daß es zur Schlacht kommen werde, und wenn dennoch, daß es bei Höchſt dieſen oder den folgenden Tag geſchehen müſſe.

So wandelte er an jenem 2. December Nachmittags bei mildem Sonnenſcheine, der in die leichtbeſchneite Landſchaft fiel, mit Thereſen, ſeinem engliſchen Tiſchgenoſſen und einquartierten Franzoſen über die Brücke nach Caſtel. Hier waren Soldaten und Bauern mit Hauen und Spaten an der nahe beendigten Befeſtigung

des Platzes beschäftigt. Während sie sich von einigen Officieren die Verschanzungen erklären ließen, eilte plötzlich alles umher von der Arbeit hinweg einem französischen Reiter zu, der gleich darauf vorüber jagend unter heftigem Erzählen die Worte — trahison, massacre, vengeance hören ließ.

Bald verbreitete sich die Nachricht von dem übeln Ausgang des Treffens und von dem Unternehmen innerhalb der Stadt. —

In welchem Lichte Forster besonders die Vorfälle innerhalb der Stadt sah, läßt sich begreifen, wenn man bedenkt, daß er dem Schauplatze der Begebenheit eben so entfernt, als dicht an der Stelle stand, woher eine politische, mithin die grellste Beleuchtung auf jene frankfurter That geworfen wurde. Er hatte schon früher den Zuruf eines Frankfurters an den General Güstine in der neuwieder Zeitung öffentlich beantwortend, die Rechtmäßigkeit der von Güstine geforderten Kriegssteuer aus dem Gesichtspunkte der Kriegsgesetze vertheidigt, indem er die Speculation mit falschen Assignaten als eine gegen Frankreich gerichtete Feindseligkeit darstellte, und solche durch eine behauptete Mitwissenschaft des frankfurter Magistrats noch verschärfte. (Sämmtl. Schriften 6. Band.) Nun erschien in der mainzer Zeitung vom 6. December ein declamatorischer Bericht von Daniel Stamm, einem Güstine'schen Adjutanten, über das frankfurter Ereigniß, welches als »Gegenstück zur Bartholomäusnacht und zu den sicilianischen Vespern« dargestellt wurde. Doch Güstine ließ sich von keinem Adjutanten überbieten. Im Moniteur № 349 erschien sein Bericht an den National-

Convent, deſſen Unzufriedenheit der Bürger-General wohl zu fürchten Urſach haben mochte. Dieſer Bericht vom 7. December, in Fallſtaff'ſchem Stil abgefaßt, legt den Verluſt von Frankfurt — zehntauſend Meuchelmördern zur Laſt, die mit ihren Meſſern — 300 ſeiner Waffenbrüder im glorreichen Kampfe für die Freiheit gemordet hätten. 130 Zimmerleute wären aus Naſſau, welches dem Landgrafen von Heſſen gehöre, in zwei Schiffen angelangt, um von Innen der Stadt die Thore einzuſchlagen. Eins dieſer Meſſer, von einem Soldaten erbeutet, war dem Berichte beigelegt, und indem Cüſtine verdächtigende Seitenblicke auf den General van Helden wirft, ſchließt er den poſſirlichen Bericht mit der wunderlichen Nachricht, daß neben mehr als 1200 gebliebenen Preußen und Heſſen, er ſelbſt nur »ungefähr« 300 Brüder verloren habe; ſo daß mithin im Ganzen, mit Inbegriff des Treffens, weniger Franzoſen geblieben waren, als jene tauſende von Meſſern innerhalb der Stadt bereits gemeuchelt hatten, nämlich volle 300!

Wie übereilt ſcheint ſolcher Bericht durch ſeine Ungeheuerlichkeiten und Selbſtvergeſſenheit! Allein Cüſtine wußte wohl, daß dergleichen Bülletins in revolutionären Tagen mit entzündeten Augen geleſen, und aufgeregte Gemüther nur von ganz Erſtaunlichem noch berührt werden.

Und nun Förſter! Begreiflich, daß er auf der Seite, wo er eben ſtand, nur die eine Stimme hörte: »Hätten die Frankfurter nicht verrätheriſch gehandelt, ſo waren an jenem Sonntag die Preußen geſchlagen; denn die Stellung der Franken ſoll ein Meiſterſtück geweſen

ſein. Allein da Frankfurt weg war, war der ganze Plan verrückt; die franzöſiſchen Truppen, die dicht unter der Stadt ſtanden, mußten ſich zurückziehen, um nicht beſchoſſen zu werden, und dies machte einen allgemeinen Rückzug nothwendig.«

Die Vorfälle in Frankfurt ſah er für ſo entſetzlich an, daß er einen Ausdruck von Rührung über jene Gräuel noch im Geſichte des Boten zu finden glaubte, den er am 4. von Hubern erhielt.

Trennung.

In Folge der frankfurter Ereigniſſe ſtreckten, wie Forſter an Huber ſchrieb, die mainzer Pfaffen die Köpfe in die Höhe und jubelten den Frankfurtern Beifall zu; den Mainzern aber krähten ſie Unglück, und drohten Mord und Tod. Eine Angſt vor den anrückenden Preußen, und vor verrätheriſchen Bewegungen in Mainz griff raſch um ſich, und lähmte ſelbſt die Zungen der Clubiſten. So ſanken denn auch die ſchönen Erwartungen dahin, die der Freund vom guten Fortgang der Sache der Freiheit eben zu faſſen angefangen hatte. Er ſah, wie das laue Volk die Köpfe hängen ließ, und meinte, wer alle ſeine Hoffnungen für ſie opferte, die da nichts wollten und nichts wagten, wäre ein Thor. Er überlegte, ob er nicht fort müſſe, und dachte nach Frank-

reich, wo allein noch Freude, Ehre und Zufriedenheit zu holen ſei. Zwar theilte er für ſeine Perſon jene Beſorgniß nicht, daß die Mainzer bei Annäherung der Preußen, nach dem Beiſpiele der Frankfurter, mit ähnlichen Meſſern über die Franken verrätheriſcherweiſe herfallen könnten; indem es, auch abgeſehen von der ſtarken Garniſon, dieſem Völkchen, wie zu allem, auch hierzu an Energie fehle: allein Thomas Brand, ſein häuslicher Engländer, gab ihm die Lage Thereſens mit den Kindern zu bedenken. Nach ſeinen ſtrengen Begriffen von weiblichem Anſtand, ermaß der junge Mann die Unziemlichkeiten, denen bei irgend einem, doch immer möglichen Pöbelaufſtande Frau Forſter ausgeſetzt ſei. Seine Anſichten, ſein dringendes Verlangen, daß ſie Mainz verlaſſe, wogen um ſo mehr, als gerade ſein feſtes kühnes Weſen bei ſo manchen ſeit dem Einzuge der Franzoſen vorgefallnen Auftritten für die Hausgenoſſen bisjetzt ſehr beruhigend geweſen war, und er ſelbſt im Begriffe ſtand, den längſt beabſichtigten Studienbeſuch Göttingens nun beſtimmt auszuführen. Überdies unterſtützte er ſein Andringen durch das Erbieten, Frau Forſter und ihre Kinder ſelbſt nach Straßburg zu bringen.

Ein Vorſchlag der noch weiter griff, kam von Huber. Forſter ſollte ſich von Thereſen trennen, um ſowohl dem möglichen Vorwurfe zu entgehen, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in ſeiner jetzigen Lage ſich ſelbſt zu erleichtern. Dafür machte der Freund ſich verbindlich, ſein Schickſal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen.

Bei dem allen war ein Entſchluß für Forſtern ſchwer

zu faſſen. Er fühlte, daß er von Thereſen das Opfer mit ihm zu leben und zu ſterben, nicht fordern könne, und deſto ſchmerzlicher war ſeine Lage. In ſeinen Augen ſtand nicht bloß ihre Ruhe und Sicherheit, — es ſtand auch ſeine Ehre als Volksbeamter auf der Reiſekarte. Noch nie hatte er ſich in ſo verwickelten Verhältniſſen befunden. Es ſchien ihm eine Nothwendigkeit, ſo zu handeln, als wäre er der einzige Menſch in der Welt, auf den man rechnen könnte. Wie dann aber, wenn das Publikum noch mehr verzagte, weil er Frau und Kinder wegſchickte, um es im Stiche zu laſſen jetzt, wo es gelte? Nun ja, — wenn es ſein mußte, ſo wollte er ſich dennoch von ſeiner Familie trennen; nur nicht heimlich, nicht hinterrücks. Er wollte vorher die Mainzer wiſſen laſſen, nur dadurch, daß ſie ſich nicht für die Freiheit erklärten, halte er ſich von aller Pflicht des Mitbürgers entbunden; und indem er nur in ſeiner Eigenſchaft als fränkiſcher Bürger handle, glaube er ihnen von keiner ſeiner Handlungen mehr Rechenſchaft ſchuldig zu ſein. Nur wenn er dadurch etwa eine Inſurrection der Freiheit bewirken würde, glaubte er, mit den Seinigen dennoch bleiben zu müſſen.

Doch wie unwahrſcheinlich erſchien ihm bei näherm Betracht ſolche Erwartung! Nein, er hielt den Fall, wo Thereſe das Opfer zu bleiben ſeiner Ehre bringen müſſe, unter den Umſtänden, für ſo unmöglich, daß er glaubte, die ganze Welt müßte ihm alle Folgen deſſelben verzeihen, wenn er ſich doch an den Mainzern noch geirrt hätte, und ſie dann doch Charakter zeigten, den ſie unter weit günſtigeren Aſpecten nicht bewieſen hätten.

Und ſo nahm er denn Brand's Erbieten und Huber's Vorſchlag an, bereit Thereſen mit den Kindern ziehen zu laſſen, was man auch von ihm ſagen und denken möchte.

Und Thereſe? —

Sie ſchied nicht ungern. So beſtimmt ihr Charakter ſie zu Muth und Beſtehen der Gefahr aufrief, ſo unbehaglich, nach ihrem eignen Geſtändniß, fühlte ſie ſich bei ihren ſehr weiblichen Gewohnheiten, bei ſehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserlesnen Umgang durch die jetzigen Erforderniſſe von Forſter's täglichem Leben. Sie lebte jetzt einſamer, als jemals; ihr geſellſchaftlicher Abendzirkel war durch die Flucht der Geſandtſchaften mit Einſchluß Huber's auf ein paar weibliche Bekannte beſchränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber ſehr ſchonen mußte, und »die keineswegs eine angenehme Theegeſellſchaft machten.« Dabei führten Forſter's Verhältniſſe ſo viel Landleute, Bürger, Beamte in's Haus, daß ſie ſich ganz aus ihrer Sphäre geſtoßen fühlte. Wie viel Huber's Briefe dabei thaten, und ob ſein Vorhaben für die Zukunft den Ausſchlag gab, läßt ſich nicht ſagen. Aber ein Schreiben ihres Vaters, das ſeine Beſorgniß um ihre Lage ausſprach, erinnerte ſie daran, jedem Umſchlag der Dinge voraus zu bedenken, wohin ſie ſich mit den Kindern begeben wolle.

So trat alſo der verhängnißvolle Wendepunkt in Forſter's und der Seinigen Schickſal entſchieden ein. Es war am 7. December. Thomas Brand hatte ſeinen Bedienten vorausreiten laſſen, um die Poſtpferde zu be-

stellen, nahm mit einem Landsmanne, den der Krieg ebenfalls aus Mainz trieb, eine Postchaise, und überließ seinen eignen Wagen Theresen mit ihren Kindern und einer Magd. Das Wappen an der englischen Berline, bei dieser Flucht nicht abgekratzt, wie das kurfürstliche, fiel den Republikanern beleidigend in die Augen. Aber das dreijährige Töchterchen hatte bei viel Lebhaftigkeit schon einige französische Phrasen gelernt, und rief lachend zum Fenster hinaus: bon jour citoyen! und der republikanische Beifall löschte das aristokratische Wappen aus.

So leerte sich Forster's Haus, und nur Mariane, die zweite Magd, blieb zu seiner Versorgung zurück.

Doch alle Verbindungen des Herzens waren noch nicht abgebrochen. Noch lebte, wenn auch im Augenblick entfernt, ein Mann, dem er schon als Bräutigam, in der schönsten Zeit seiner Liebeshoffnungen, aus Wilna geschrieben hatte: — »selbst die Liebe weicht dem Seelenbündniß, welches mich an Dich kettet.«

Sömmering, der Herzensfreund, war, wie wir wissen, mit seiner jungen Frau nach Wien gereis't, ehe man den Fall von Mainz ahnen konnte. Unterm 6. October hatte ihn Forster von der Annäherung der Franzosen benachrichtigt, und auf Verlangen der Schwiegereltern des Freundes Wäsche, Kleider, Briefschaften, Silberzeug, Geld und einen Wechsel von 4000 Gulden in einem Verschlage mit dem Marktschiffe nach Frankfurt besorgt. Inzwischen war Sömmering von seiner Reise zurückgekehrt, konnte sich aber nicht entschließen, unter den jetzigen Ver-

hältniſſen ſeinen Poſten in Mainz wieder anzutreten, und blieb bei den Eltern ſeiner Frau in Frankfurt.

Was von hieraus zwiſchen ihm und Forſter verhandelt wurde, fällt zwar ein paar Wochen ſpäter, gehört aber ſeinen Motiven nach in die innere, auflöſende Kriſe des Forſter'ſchen Lebens, weßhalb wir es gleich hierher ziehen.

Sömmering ſchrieb unterm 29. December an den Freund in Betreff des mainzer Zuſtandes, beſchwerte ſich über die ſeiner mainzer Wohnung zugemeß'ne Einquartierung, forderte von Forſter Sicherſtellung ſeines Eigenthums, und wollte ihn als Vice-Präſidenten der Adminiſtration, was Forſter damals eben geworden war, bei deſſen Ehre verantwortlich für die Unverletzlichkeit der Siegel machen, die von der Behörde in Sömmering's Hauſe vorſorglich für das Eigenthum des Abweſenden waren angelegt worden.

Dieſe verbiß'nen Zumuthungen und wahrſcheinlich der ganze Ton des Briefes verriethen einen Mann, der mit Beginn eines glücklichen Hausſtandes einen ängſtlichen Ärger an allem Revolutionären gefaßt hatte, und ſeine Erbitterung mit aller Vergeſſenheit und Überhebung dem Jugendfreunde, dem Lebens- und Strebensgenoſſen, zu fühlen gab.

Forſter nahm ſich zuſammen, und antwortete unterm 6. Januar des folgenden Jahres mit hohem Ernſte, mit dem Vorgefühl ſeines Unglücks und mit dem Stolze ſeines einſamen Herzens. Er erklärte dem Freunde, wie es eben eine Folge der Einnahme von Mainz ſei, daß Einquartierung in die Häuſer kame, und eine Folge der

Maßregel die Sömmering genommen habe, daß sein Haus mehr belästigt würde, als geschehen, — wenn er auf seinem Posten geblieben wäre. Seine Effekten ständen unter'm Schutze des Gesetzes; aber es wäre unbillig, den Zufall, den sie beide nicht berechnen konnten, auf Forster's Rechnung zu setzen, bloß weil Sömmering deßhalb an ihn geschrieben habe. — »Hättest Du doch lieber, schrieb er, den entschiednen Willen gehabt, hier alles Gute und Böse mit uns zu theilen, und Dein Haus unter Deiner Aufsicht zu behalten, — oder mit Deinem ganzen Eigenthum weg zu ziehen, und uns unserm Schicksale zu überlassen! — — Wer wird einen Beamten verantwortlich für die Übertretung machen, die er gerade durch eine Vorsichtsmaßregel zu erschweren bemüht war? Darum ließ man ja besiegeln, daß nichts erbrochen werden sollte. — — Mich würde es bitterlich schmerzen, wenn Dir das Geringste von dem, was nur der Wissenschaft nützen kann, entkäme; so wie es mich schon genug geschmerzt hat, daß unser Weg sich bei der Erscheinung der Franzosen trennen mußte: indem wir verschiednen Grundsätzen folgten, oder Anderes aus einerlei Prämissen schlossen. Ich habe mich für eine Sache entschieden, der ich meine Privatruhe, meine Studien, mein häusliches Glück, vielleicht meine Gesundheit, mein ganzes Vermögen, vielleicht mein Leben aufopfern muß. Eins allein, weiß ich, ist unantastbar mein, weil nur ich allein es antasten könnte, das ist mein Bewußtsein!«

Und das letzte Wort der Freundschaft lautete:

»Du wirst am Besten wissen, daß ich Dich kenne:

mithin kannſt Du auch an meiner Denkungsart nicht zweifeln!« — —

So löſ'te ſich denn auch dieſe alte edle Freundſchaft der Herzen und der Geiſter, des Irrens und des Strebens.

Nun ſtand Forſter allein, — Hauſes- und Herzens-einſam!

Sechstes Buch.

Umblick und Fassung.

Seine Lage zu überschauen, sich über seine Ansich-
n, seine Absichten zurechtzufinden, sah sich nun Forster
insam und ungestört genug. Das menschliche Herz, von
en Einflüssen verlassen, unter denen es lange Zeit ge-
anden, gleicht dann einer Quelle, von der man die
aufenden Beimischungen und Zuflüsse sorgfältig abge-
chnitten hat, um ihren Spruckel in seinem eigentüm-
ichsten Gehalt und Trieb zu fassen.

Und so erscheint wirklich der verlass'ne Mann im
Bestreben, sich über seinen Zustand klar zu machen, bald
efaßt. Die schmerzliche Betrachtung, wie in einem Au-
enblick alles auseinander stiebe, was sich so an dem-
lben Orte zusammenfand, wurde ihm durch die Erinne-
ung an Kassel erleichtert, wo er Ähnliches schon erlebt
atte, als Dohm, Müller, Mauvillon, Liedemann, Sem-
ering, Runde — freilich innerhalb Jahresfristen sich
erstreuten. — »Mein Geist ist, Gott sei Dank' un-
bhängig von allem, rief er seiner Übersetzerin nach, und ich

gehe meinen geraden Gang, überzeugt daß ich nach beſter Einſicht handle; das Übrige iſt Land.«

Das vereinſamte Haus blieb doch ſeine Zuflucht nach all' den mit mancherlei Verdruß verknüpften Gängen, die ſeine Stellung und die Zeitläufte bei oft abſcheulichem Wetter mit ſich brachten. Glücklicherweiſe empfand er ſich hier von Marianen trefflich bedient und beſorgt, auch von ungewöhnlich gutem Befinden unterſtützt; obgleich er täglich ſechsmal durch Koth und Schneewaſſer rennen mußte, ſo daß er kaum ſein liebes Theeſtündchen einhalten konnte.

Zu dieſem fanden ſich denn auch noch liebe Bekannte ein. Unter andern auch Felix Blau, ein Mitglied der Adminiſtration, — jener liebenswürdige Prieſter und Kollegiatſtiftskapitular, der einſt zwar gegen die Unfehlbarkeit der Kirche eine wiſſenſchaftliche Feder geführt hatte, dabei aber ſo mild von Gemüth, als aufgeklärten Geiſtes war, human und edel von Denkart, ein heitrer, friedlicher Republikaner. In den Geſchäften der Landesverwaltung, worin ihm das Finanzielle oblag, ſcheint er weniger, als es Forſter wünſchte, gewandt und thätig geweſen zu ſein.

Anfangs führte der einſame Freund auch ſeine häusliche Wirthſchaft fort, bis er denn doch inne ward, daß Küche und Keller bei ſeinen jetzigen unruhigen Verbindungen zu ſehr in Anſpruch genommen wurden; da er denn nach Thereſens Rathe ſeinen Tiſch an einer Table d'Hote nahm.

Denn wie es jetzt mit ſeiner Kaſſe beſtellt war, verräth uns eine Angelegenheit, die er in den erſten

Tagen nach Thereiens Abreiſe mit Huber zu verhandeln bekam. Es betraf jene Summe preußiſcher Thaler, die ihm auf ſein gutes Preußenthum hin von Berlin aus als Vorſchuß auf Frankfurt angewieſen war. Wir erinnern uns, wie ſtolz er ſie zuerſt abgelehnt hatte. Sobald aber Buchhändler Voß ſchrieb, daß ſeine und des Grafen Herzberg flüchtige Äußerung vom guten Preußenthum ganz unſchuldig geweſen, und durchaus nicht die unterſtellte Bedeutung habe, nicht im entfernteſten bindend ſein ſollte, nahm Forſter das Anerbieten als unerwarteten Wurf des Schickſals an. Und wie willkommen ihm dieſer Wurf war, geht aus der guten Laune hervor, mit der er hoffte, das Schickſal werde ihn noch mit einigen ſolchen Würfen bedenken, und nicht bankerott an ihm werden wollen.

Noch einmal, wie es ſcheint, wiederholte ſich ihm in verzweifelter Lage etwas von der Art jener Guinee in der Stapfe des Pferdehufs, mit der ſich der Knabe die mahnende Paſtetenbäckerin vom Halſe geſchafft hatte.

Die ſo willkommne Summe war von der Hand des Kaufmanns Hauspach in Berlin an Johann Mertens in Frankfurt angewieſen. Statt nun das Geld durch Thereſen bei Gelegenheit des Abſchiedsbeſuches, den ſie bei Huber in Frankfurt machte, erheben zu laſſen, ließ Forſter die Auszahlung auf einen mainzer Kaufmann übertragen, und verlangte deßhalb die zuerſt mit ſeiner Quittung an Huber geſchickte Anweiſung zurück. Huber übermachte die Quittung, doch ohne den Zettel an Johann Mertens, den der mainzer Kaufmann vor der Auszahlung

verlangte. Forſter mahnt ungeduldig. Huber vergaß es, verſäumte es, oder hatte die berliner Anweiſung verloren. Forſter gerieth außer ſich. — »Mein Gott, ſchrieb er ihm, wie kann man in Geldſachen ſo ſorglos ſein! Dieſe Tantals-Empfindung, eine Summe, die ich ſo dringend bedarf, nun ſeit acht Tagen hier zu wiſſen, ohne ſie, des verwünſchten Zettelchens wegen, heben zu können, gönne ich dem Teufel und ſeinen Gehülfen, aber keinem honetten Mann. Ich bitte Sie nochmals, eilen Sie, wenn's noch nicht geſchehen iſt, und ſchicken Sie mir das Ding; ich möchte vor Wuth und Unmuth vergehen, daß ich es Ihnen ſchickte.« —

Endlich hatte ſich der mainzer Kaufmann von Forſtern bewegen laſſen oder durch ſein Intereſſe bewogen gefunden, den Betrag ohne das Zettelchen zu zahlen. Forſter entſchuldigte ſich gegen Huber, daß er ihm weh gethan, und erklärte ihm, wie er ſich mit ſeinem ganzen Daſein von der ſchwebenden Summe abhängig gefühlt habe.

Dieſer, von Abhängigkeit befreienden Macht des Geldes vergaß denn freilich Forſter gar bald wieder, wenn ſeine Seele für die höchſte Unabhängigkeit, für Volksfreiheit, aufloderte. Huber hatte ihn durch den gleich hinter dem frankfurter Ereigniſſe herübergeſchickten Boten von der dortigen Stimmung und der dem republikaniſchen Forſter geſchwornen Rache benachrichtigt. Denn wie man in Mainz für die franzöſiſche Revolution ſchwärmte, ſo fehlte es in Frankfurt auch ſchon damals nicht zu Gunſten der deutſchen Reaction an überſpannten Köpfen. Forſter nannte ſie — »jene elende Raſſe,

deren Sache es freilich sei, ihren Beutel festzuhalten, nicht aber der Menschheit Puls zu greifen, und zu fühlen, um was es gelte.«

Nun hatte allerdings die Sache, um die es eben in Mainz galt, durch das frankfurter Ereigniß einen unberechneten Stoß erhalten; so daß Forster auch mit der brieflich ausgesprochenen Zuversicht, daß die Pforten der Hölle die neue Freiheit nicht überwältigen würden, doch kaum über den Verdruß hinauskommen konnte, den ihm die Unreife und das Schwanken der Mainzer, sich für diese ewige Sache zu erklären, in seinem stürmischen Gemüth erregten. Vollends empörte es ihn aber, wenn träge, gleichgiltige Menschen mit Vorschlägen kamen, wie bald sich alle für die Freiheit erklären würden, wenn man ihnen nur die Abgaben erlassen wollte. Da rief er wohl aus: »Gemißhandelt, betrogen, gedrückt werden, das alles ist also nichts, was einem Menschen bewegen kann, das Joch abzuschütteln, sondern vollkommne Zusicherung, daß man nichts thun und gar keine Pflichten haben werde.«

Seine Unzufriedenheit wird uns aber noch verständlicher, wenn wir die Gedanken an seine Zukunft, die Vorsätze für sein Handeln mit der mainzer Verfassungsfrage auf's engste verknüpft sehen. Seine Häuslichkeit hing ohnehin schon in der Schwebe zwischen Mainz, wo er selbst den öffentlichen Geschäften lebte, und Straßburg, wo seine Familie, von Freunden empfohlen, den Schutz eines eifrigen Jacobiners suchte. Nur der gleiche Faden des Rheinstroms berührte noch beide Gatten, und hielt sie an der gemeinsamen Erwartung fest, daß bei der

Ohnmacht der Coalition durch Vermehrung der französischen Streitkräfte sich in wenig Wochen alle Gefahr von Mainz entfernen, und beide Gatten einander wiederfinden würden. In solcher Erwartung hatte Frau Forster selbst ihren Koffer nur allzuleicht bepackt.

Betrachte nun aber Forster die Möglichkeit, daß diese politische Rechnung doch ohne den Wirth gemacht sei, und die Wiedereinnahme von Mainz als sein großer Rechnungsfehler herausspränge, — wohin sollte er sich alsdann wenden? Daß man ihm in Frankfurt Rache geschworen, war nur als Anzeichen von Bedeutung, wie sehr diese Stimmung ganz Deutschland zu durchziehen anfing. Alle jene Kreise, in denen einst sein Name mit der Würze der Südsee verbreitet war, nahmen jetzt desto gieriger das üble Gerücht seiner revolutionären Gesinnung auf. Er selbst blieb auch über die Lichtwandlung, worin er jetzt in Deutschland beobachtet wurde, nicht im Zweifel. Geheimrath Schlosser in Carlsruhe, unzufrieden mit den Declamationen, die gegen seine Vaterstadt Frankfurt von der mainzer Volkstribüne aus Forster's Munde ergangen waren, gab jetzt, statt frühern Trostes, ungeeignete Belehrungen über die alten Republiken von Griechenland und Rom im Vergleich mit dem jetzigen fränkischen Republikanismus. — Die neuwieder Zeitung bezeichnete alles, was Forster über die Freiheit geschrieben, als seiner unwürdig. Die Gelehrten in Berlin erklärten ihn für den Hauptanstifter alles Übels in Mainz. Selbst der wohlwollende Heyne war unzufrieden, und schrieb kaum mehr, — er selbst nur darum ein Aristokrat, wie Forster meinte, weil er nicht 50 Meilen südlicher wohne.

Der gute Papa hatte es in einem Brief an die Tochter sehr unvorsichtig gefunden, daß Forster die Stelle bei der Administration angenommen, ohne dem Kurfürsten oder dem Coadjutor Anzeige davon zu machen, und sich dadurch seinen künftigen Aufenthalt, Unterkommen und Versorgung zu sichern.

In einem andern Briefe desselben an Sömmering vom 30. December finden wir die damals in Deutschland gegen Forster herrschende Stimmung stark genug selbst von dem wohlwollendsten Manne ausgesprochen:

»Der gute Forster hätte mögen die Partei wählen, sich employiren lassen, hätte er nur Mäßigung und Klugheit gebraucht, um sich den Rücken frei zu behalten. Er ist nun in Deutschland so gut als vogelfrei. Geht Mainz über, wo will er hin? — Um seine Liebe bei unsern Landsleuten, selbst um seinen Autorruhm und den Abgang seiner Arbeiten bei den Verlegern hat er sich gebracht.« —

Daß man mit Heyne's Ängstlichkeit nur immer für sich handeln und nicht bedenken solle, ob man ein Vaterland habe oder nicht, brachte Forstern auf. Überhaupt gebührt ihm jetzt noch das Zeugniß, daß er mit lebendigem Glauben an sich und seine Sache, bei allen schiefen und schlimmen Urtheilen, die er über sich vernahm, eine männliche Ruhe behielt. So ganz unrichtig war es wohl auch nicht, wenn er meinte, die geschäftige Nichtsthuerei der deutschen Gelehrten verderbe diese Leute in Grund und Boden. Sie könnten einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch einmal handle, und fänden ihn verabscheuenswürdig, nun

er einmal nach den Grundsätzen zu Werke gehe, die sie doch erst auf dem Papiere so beifällig aufgenommen hätten.

Auf die Wuth des Parteigeistes zu antworten, hielt er für thöricht, auch wenn er Zeit dazu hätte, und an die Nachwelt zu appelliren, hegte er von der historischen Wahrheit zu wenig heilige Begriffe. Warnungen und Drohungen, die ihm zugingen, schreckten ihn nicht; doch fühlte er sich mehr, als durch solche, aus Rücksicht auf seine Ehre abgehalten, im Fall eines Umschlags Deutschland zu betreten. Und so wollte er sich vorerst bloß als fränkischen Beamten ansehen, dessen Verbleiben in Mainz mit dem Weichen oder Weggehen der Franzosen sein Ende nehme.

Dies hing denn von den Fortschritten der Preußen ab. Daß diese während des Winters Mainz beunruhigen würden, schien Forstern nicht wahrscheinlich; obgleich ihr Belagerungsgeschütz vor der von General Meunier mit 400 Mann besetzten Veste Königstein vom Taunus herab fast täglich vernommen ward. Er lächelte zu Huber's guter Meinung von den Preußen, deren Armee doch im elendesten Zustande ohne die mit ihnen verbundnen 10,000 Hessen nichts ausrichten würde. Ihre Ausreißer kamen nach Mainz, und berichteten die Noth der Truppen, die in dem nassauer Gebirge Hunger litten, und ihre Pferde mit Drittel-Rationen nur zur Noth auf den Beinen erhalten konnten. Dennoch glaubte Forster auch nicht an Frieden. Der König von Preußen, ein Werkzeug seiner Umgebung, war in der Hand Derjenigen, die Mainz in keinem Falle der französischen Republik

einverleibt ſehen wollten. Auf der andern Seite machten geheime Correſpondenzen mit dem Kurfürſten, Spione und reactionäre Ariſtokaten in Mainz ſtrenge Maßregeln Cüſtine's nöthig. Es wurde Jeder, der von einer Übergabe der Stadt und Caſtels reden würde, mit dem Strange bedroht. Dies war vielleicht überflüſſig, da die Mainzer, nach Forſter's Meinung, noch immer die Alten, ſich mit dem alten guten Spruche: Wer uns gewinnt der hat uns' ruhig ſchlafen legten, aber auch auf den erſten Alarmſchuß gleich von preußiſcher Beſatzung träumten.

Wie er jetzt mit ſeinen Gedanken ſtets auf die thatſächliche Gegenwart gerichtet war, ſo bedachte Forſter zuweilen auch die Leichtigkeit, wie die franzöſiſche Republik durch einen wohlberechneten Kraftaufwand die Preußen vor Eintritt des Frühjahres vernichten, Frankfurt als gute Geldquelle wieder einnehmen, und ſich der Zuſtimmung des Landſtriches bis nach Franken für die Freiheit verſichern könnte.

Die Vorſtellung von einem ſo glücklichen Ausgang der Dinge lieh dann auch wieder dem Wunſche, Deutſchland nahe zu bleiben, einen neuen Reiz. — »Wenn Mainz franzöſiſch bleibt, ſchrieb er an Thereſe, wüßte ich kaum, wo wir beſſer ſein könnten nach der Art und dem Zuſchnitt unſerer Lebensweiſe. Der Vereinigungspunkt für Deutſchland bliebe es nun einmal gewiß. Meine literariſchen Arbeiten gingen ihren Gang fort, und England wäre auch nicht zu fern, um Bücher, Nachrichten u. d. gl. daher zu bekommen.« —

Auch er alſo noch der gute Alte!

Geschäftskreis und Abschluß.

Doch näher, als die Gedanken an seine Zukunft, lagen die Motive des Handelns vor der brennenden Angelegenheit der mainzer Verfassung, und nöthigten Forster, mit sich in Überlegung zu gehen. Diese Angelegenheit wurde nun, hinter den dringendsten Vorkehrungen gegen einen Angriff der Preußen auf die Stadt, ihrer Entscheidung entgegen gedrängt, indem die Administration Mitte December die Stimmen der mainzer Bürger für oder wider die Annahme der dargebotnen Freiheit sammlen ließ, und zu demselben Zwecke Commissare auf's Land schickte. Forster zweifelte nicht, daß die große Mehrheit sich, wenn auch ganz gelassen und ohne Enthusiasmus, für die Annahme entscheiden werde. Solcher Erwartung arbeitete aber ein Gerücht entgegen, das sehr abschreckend wirkte. Es hieß nämlich, eine Liste aller Club-Freunde sei dem Könige von Preußen zugeschickt, und von dort aus in Abschriften an die Vorposten der anrückenden Truppen gegeben worden: jeder Mainzer, dessen man habhaft würde, und den man auf der Liste verzeichnet fände, habe nach Maßgabe seiner Theilnahme am Club, worüber Notizen im Namensverzeichniß enthalten seien, den Korporalstock oder gar eine kriegsgerichtliche Behandlung zu erwarten.

Viele Clubisten eilten nun ihre Namen auszustreichen. Unter diesen bemerkte Forster besonders auch

den durch seine Schriften bekannten Niclaus Vogt, den »excellenten Kopf,« dessen Einzeichnen ihn jedoch mehr, als das jetzige Ausstreichen des Namens in Verwunderung gesetzt hatte.

Eine weitere Nachricht machte auch die übrige Bevölkerung stutzig. Der Coadjutor sollte in Frankfurt angekommen sein. Da meinten denn die Mainzer bei jedem Trompeter, der einen Paß brachte, der brave Dalberg lasse dem Güstine die Stadt abfordern.

Diesem vermeintlichen reactionären Anspruche vom rechten Rheinufer trat eine viel lebhaftere republikanische Bewerbung entgegen. Dekrete des pariser National-Convents vom 15. December erklärten die eroberten Länder für frei, mit der Bestimmung, daß in denselben provisorische, vom Volke zu wählende Administrationen, sollten angeordnet werden. Zugleich wurden Commissäre des Convents zur Besitznahme der mainzer Eroberung angekündigt.

Indem hiernach den mainzer Abgeneigten und Unentschloßnen kaum ein Ausweg übrig blieb, ließen es die auf's Land geschickten Abstimmungs-Commissäre in ihrem clubistischen Eifer auch nicht an Vorspiegelungen und Bedrohungen fehlen; so daß Forster, der nur das erwunschte Resultat ihrer Bemühungen, vielleicht nicht ohne Selbsttäuschung, in's Auge faßte, gegen Ende December die Nachricht geben konnte, daß fast alle Stimmen der Provinz sich für die Annahme der fränkischen Verfassung und für Einverleibung mit Frankreich ausgesprochen hätten. Am laueſten hatte sich dabei die Stadt Mainz bewiesen, deren Bewohner freilich sehr ungern die nahr-

haste Aristokratie des Krummstabes mit einem republikanischen Fasten vertauschten.

Forster's ausgesprochne Zufriedenheit mit dieser Bewegung zu Gunsten Frankreichs stellt uns denn gleich in die Richtung seiner politischen Ansichten, von denen er auch seine Vorsätze und seine Handlungsweise bestimmen ließ. So sah er einen Frieden um jeden Preis für Deutschland als innere Nothwendigkeit an; nachdem der unglückselige Gedanke, mit bewaffneten Manifesten in Frankreich einzudringen, das zu keiner Revolution noch reife und vorbereitete deutsche Volk in eine Gährung versetzt habe, die bei dem Mangel an einem Manne, der Rath und Kraft in sich verbinde, alles durcheinander werfen könnte. Ein Friede ohne Opfer sei jedoch nicht mehr zu haben, und die Kabinette möchten ja nicht daran denken, eine Bevölkerung, die sich freiwillig trenne, mit großem Aufwand und noch größerer Ungewißheit des Erfolges wieder an sich reißen zu wollen. — »Der Rhein bleibt französische Grenze, schrieb er schon früher an Heyne, oder Deutschland wird so frei, wie alles schon jenseit des Rheins es unaufhaltsam geworden ist. An die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln muß man im heiligen römischen Reiche nicht mehr denken. Schwaben und Hessen harren schon ihrer Erlöser, und die deutsche Verfassung mag sehen, wie sie sich erhält, wenn Frankreich künftiges Jahr den Feldzug im Herzen des Reichs eröffnen muß.« — —

Diese Ansicht wird ohne Zweifel Forstern auch in seinem Thun und Lassen bestimmen. Wir folgen den

Wegen ſeines Handelns, die ſich ihm mehr und mehr erweitern und leider auch verwickeln.

Im Club war die jüngſte Präſidentenwahl auf ihn gefallen; wobei diesmal jedoch weniger ſeine perſönliche Beliebtheit, als ſein gewandtes Franzöſiſch den Ausſchlag gegeben hatte. Denn es wurden doppelte Sitzungen gehalten: für die bloß franzöſiſch — und für die nur deutſch Sprechenden; der Präſident aber mußte beidlebig ſein. — Forſter's Beſtreben ging nun dahin, die Geſellſchaft beſſer zu organiſiren, damit etwas aus ihr werde. Auch ſetzte er es durch, daß von jetzt an in den Sitzungen für die Armen geſammelt wurde.

Mit Profeſſor Hofmann wurde eine neue Zeitung, »der Volksfreund,« verabredet. Sie ſollte eine höhere demokratiſche Färbung neben der alten mainzer Zeitung haben, die in eine »Nationalzeitung,« umgetauft, unter Doctor Böhmer's Redaction wenig befriedigte. So kurz vor dem neuen Jahre war keine Zeit zu verlieren; daher Forſter raſch den ganzen Plan der Redaction durch zwölf einander ablöſende Redactoren, der Finanzeinrichtung, des Verhältniſſes der Intereſſenten und der Geſchäfte der Functionärs entwarf. Als Mitarbeiter ward er dann auch gleich mit der höchſten Beiſteuer in Anſpruch genommen.

In die neue Adminiſtration durch Volkswahl hoffte er um ſo eher zu kommen, als der bisher einflußreichſte Mann, der Präſident Dorſch, wenig Ausſicht gewählt zu werden hatte. Die Pfäffiſchen, voller Haß gegen den abtrünnigen und gar verheiratheten Prieſter, zernagten ihn in der Meinung des Volkes. Und dies nicht etwa

nur heimlich, sondern mit so ausgesuchter Energie, daß der Pfarrer Turin eines Tages von der Kanzel der Ignatiuskirche herab, sich selbst vor der versammelten Menge des Ärgernisses anklagte, das er gegeben, indem er mit Dorsch spazieren gefahren sei.

Freilich, um eine Rolle in der neuen Republik des Departement des bouches du Mein zu erhalten, stand Forster doch nicht genug im Brennpunkte der Parteithätigkeit und mithin des demokratischen Vertrauens. Er erkannte dies selbst, und wir können sein Bewußtsein darüber und überhaupt seine Silvesterabend-Empfindungen nicht treffender und wärmer, als mit seinen eignen Worten an Therese, wieder geben. In Erinnerung an seine bewegten Tage, da er von nächtlicher Frühe 6 Uhr bis Abends 11 Uhr sich abmühend, herzlich ermüdet zu Bette gehe, schrieb er:

»Soll ich Dir die Wahrheit bekennen? — ich mache jetzt sonderbare Betrachtungen über mein Schicksal und über das Loos der Menschen überhaupt. Sie stimmen zum Theil mit den Deinigen überein, wo Du sagst, daß nur die breiweichen Seelen fortkämen und Freunde fänden. Ich stehe jetzt hier in meiner Thätigkeit ganz isolirt, und finde also, daß auch der freie Republikaner nicht die Wahl hat, von Menschen, von ihren Privatabsichten und Leidenschaften und dem daraus erwachsenden Parteigeist unabhängig zu bleiben, bei Strafe sich in seinem Wirkungskreise von allen Seiten beengt und eingeschränkt zu sehen. Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegs-Commissären, nicht dem Präsidenten der allgemeinen Administration; ich arbeite aber unaus-

geſetzt, und ich merke wohl, daß man dieſe Art von Unbeſtechlichkeit mehr fürchtet, als ehrt, mithin ſich zwar meinen guten Willen zu Nutze macht, aber an mir weiter keinen Theil nimmt, weil ich dem Eigennutz aller dieſer Menſchen nicht diene. Dies Betragen iſt nicht von dieſer Welt. Das lerne ich täglich mehr einſehen, und deshalb ergebe ich mich auch willig in den Gedanken, mich auf's Äußerſte einzuſchränken, und noch ſo vielen Bedürfniſſen, wie ich kann, zu entſagen, um bei meiner moraliſchen Unabhängigkeit nicht ökonomiſch zu Grund zu gehen. Ich müßte heucheln, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich dieſe Vereinzelung jetzt ſehr drückend empfinde.« — —

Mit ſolchen Betrachtungen beſchloß er das verhängnißvolle Jahr 1792. Wie viel, was ſeinem Herzen innigſt verwachſen war, hatte nicht das letzte Quartal von ihm abgelöſ't! Nur mit der fatalen und verlebten alten Zeit hing er noch durch ein ſichtbares, thieriſches Zeichen zuſammen, — mit jener ſteifen Geſellſchaft, von welcher er nicht ohne die koſtbarſten Opfer loskommen konnte. Dies Gefühl mochte ihn wohl in dunkler Seele ergriffen haben, als am erſten Chriſtfeſte die Kirchenglocken mit alten Erinnerungen zuſammenſchlugen. Der Friſeur erſchien wie alle Tage, und raſch entſchloſſen, ließ er ſich den noch immer gehegten und gepflegten Zopf abſchneiden. Das Symboliſche dieſer Handlung machte er ſich nicht klar, ſondern ließ es ſich nur gefallen, daß ſeine Bekannten ihn zu ſeinem Vortheil viel völliger und à l'Abbé ausſehend fanden. Einen Strang des Geflechtes ſandte er ſeiner Thereſe zu.

Thereſens Lage.

»Proſit Neujahr! Du und meine Kinder!« — —

Mit dieſem Gruß an Thereſen und mit der Hoffnung auf noch manche gute Stunde betrat Forſter das Jahr 1793. Und wie nahe hoffte er dieſe Stunden! — »Wenn das Laub an den Bäumen grünt und die Sonne warm hervor ſcheint, giebt es auch wieder wohlfeile und herzlich empfundne Freuden. Was jeder Tag mit ſich bringt, wollen wir froh hinnehmen und nur dafür ſorgen, uns empfänglich für alles Schöne und Gute in der weiten Welt zu erhalten.«

Der gerührte Mann ahnete in der Frühſtunde des erſten Januar, als er ſeinen Silveſterabendbrief fortſetzte, die winterliche Fahrt nicht, auf der ſeit der nächtlichen Stunde des Jahreswechſels ſeine Thereſe mit ihren Mädchen begriffen war.

Wir haben ſie in Thomas Brand's Wagen Mainz verlaſſen ſehen. Nicht ohne manches Ungemach der Kriegsbewegungen hatten ſie den Weg nach Straßburg zurückgelegt. Von Freunden Forſter's, vermuthlich von Profeſſor Dorſch, empfohlen, ward ſie im Hauſe eines Exjacobiners von deſſen ſehr achtungswürdigen Frau gütigſt aufgenommen, und nach 3 Tagen in einer artigen Chambre garni eingerichtet.

»Hier nahm ihr Reiſebeſchützer von ihr Abſchied. Ein ernſter, bedeutungsvoller Moment, in dem ſie erſt

das Scheiden vom Alten, Gewohnten, das Alleinbleiben in der Fremde in seiner ganzen Stärke empfand. Wie sich ihre Thüre hinter Thomas Brand schloß, sah sie sich in ihrem neuen Zimmer um, und raffte die einzelnen Bestandtheile ihrer neuen Lage zusammen. Sie war nun mit ihren Kindern allein in einer Stadt, wo sie keinen einzigen Bekannten hatte, und nach Forster's Willen jede Gemeinschaft mit andern, als Menschen seiner Partei meiden sollte.«

In Erwartung baldiger Rückkehr hatte sie sich mit wenig Geräthe versehen, und Forster besorgte ihr später das Weitere nach. Der Briefwechsel mit ihr war die einzige Erquickung in seiner verlaßnen und bedrängten Lage. Wie Therese sich aus Rücksicht auf seine Lage jede Beschränkung auferlegte, ermunterte er sie fortwährend, sich und den Kindern nicht alles zu versagen, gesund zu leben und sich angenehm einzurichten, Gesellschaft, Zerstreuung zu suchen, und das Theater, auch wenn es etwas koste, nicht zu meiden. Er rechnete 8 bis 10 Louisd'or zu ihrem monatlichen Unterhalte, meldete ihr die Glücksbescherung der gutpreußischen Summe, und schickte — wie er denn noch der Alte war, der von dem Fund in irgend einer Pferdestapfe gern einen goldnen Fingerhut kaufte — Assignate zu Christgeschenken für Frau, Kinder und Magd. Gelegentlich lenkte er zum Behuf einer Nebeneinnahme Theresens Gedanken auf Übersetzungsarbeiten, und schlug ihr die Memoiren der aus der bekannten pariser Halsbandgeschichte berüchtigten La Motte Valois für Cotta vor. Therese nahm den Vorschlag, jedoch nicht für Cotta, sondern für Voß an.

Und obgleich jetzt aus der Sache nichts wurde, so ist es doch merkwürdig, daß Forster sie zuerst auf ihren künftigen schriftstellerischen Lebensweg lenkte, der sie sogar auch zu Cotta führte.

Nach einigen Wochen erhielt Thereſe eine unerwartete Einladung nach Neufchatel von einem Freund ihrer Eltern und Gönner ihrer Kindheit, von Georg von Rougemont. Kurz vor dem Falle von Mainz war er dort geweſen, und hatte einen Blick in Forster's Lage gethan. Der edle Mann ſtellte ihr die Peinlichkeit ihrer jetzigen Situation, das Bedenkliche ihrer Zukunft eindringlich vor, und ängſtigte ſie nicht wenig durch die Aufforderung zu einem Schritte, worin für ſie, an Forſter's Rath und Leitung gewöhnt, eine Zumuthung ungewohnter Selbſtbeſtimmung in ſo wichtiger Sache lag. Da kam, wie durch höhere Fügung, nach manchen Wochen wieder einmal ein Schreiben ihres mit Forſter unzufriednen Vaters, der mild und theilnehmend, um ihr Geſchick beſorgt, ihr befahl, ſich mit einem beigefügten Billet an ſeinen alten Freund Schweighäuſer in Straßburg zu ihrer Berathung zu wenden. Dieſe liebenswurdige Familie rieth ihr die Einladung nach Neufchatel anzunehmen. Aber Eile war nöthig. Das Geſetz gegen Auswanderung war aufs Strengſte ausgeſprochen, und die Leidenſchaftlichkeit der Parteien erſchwerte die Erlaubniß des Maires, Herrn von Dürkheim. Dieſer war ein nur etwas revolutionär angehauchter Ariſtokrat, Schweighäuſer war Feuillant und Thereſe die Frau eines Jacobiners, im Schutz einer jacobiniſchen Familie, deren Tochter ſogar bei einem öffentlichen Aufzuge als

Göttin der Freiheit aufgetreten war. Thereſe, die hier ohne Vermittler handeln mußte, machte beim Maire einen argen Fehlgriff, und konnte erſt durch Dazwiſchentreten eines friedlichen Mannes die Abreiſebewilligung erlangen.

Forſter war für das preußiſche Verhältniß von Neufchatel doch nicht gut preußiſch genug, um nicht über Thereſens Vorhaben betroffen zu ſein. Sie und die Kinder zu ſehen war ihm jenſeit der Grenze höchſt erſchwert. Bis aber ſeine endlich doch gefaßte Zuſtimmung ſie erreichte, hatte ſie ſchon in der Neujahrsſtunde Straßburg verlaſſen, in Colmar den Segen des alten blinden Fabeldichters Pfeffel auf die Häupter ihrer Kinder empfangen, und war durch das überſchneite, froſtſtarre Land in Neufchatel angekommen, wo Herr von Rougemont ſie empfing und auf ſeinen Landſitz zu gaſtfreundlichen, zartfühlenden Schweſtern brachte. Mit dieſen und in deren achtungswerthem Kreiſe ſollte ſie denn vorerſt den Winter verleben.

War nun durch ihre Entfernung Forſter's häuslicher Zuſtand in Mainz ſehr einſam und troſtlos, ſo daß — wie er Hubern klagte, ganz allein zu ſein ihn ängſtigte und quälte; ſo ließ ſich doch auch dieſer Hausfreund Huber in Frankfurt als von Unruhe und Mißbehagen nicht weniger gefoltert aus ſeinen Briefen erkennen. Schon Forſter mußte ihn um Sammlung und Ruhe bitten: wie mag er erſt an Thereſe geſchrieben haben! Er wünſchte ſein jetziges diplomatiſches Verhältniß gelöſ't, dem er nun einmal, ſo lang es daure, ſeine Anſichten und Denkart unbedingt zu opfern entſchloſſen war.

Dieſer Entſchluß ging ſoweit, daß er am letzten Tage des Jahrs ſeine Correſpondenz mit Forſtern abgebrochen hatte, weil man ihn ſonſt zu verdächtig machen könnte.

Verwirrung in Mainz.

Am erſten Januar trafen denn auch die erwarteten Convents-Commiſſäre Rewbel und Hausmann, beide von Kolmar, und Merlin von Thionville ein, und wurden feierlich empfangen. Die ganze Beſatzung in voller Rüſtung und mit allem Geſchütz war auf dem Schloßplatz ausgerückt, und bildete von hier bis zum Neuthor eine Gaſſe für die Erwarteten. Eine Abtheilung Küraſſiere und Jäger holten ſie ein. Nach vier Uhr, unter magerem Zuruf: Es lebe die Nation! angelangt, bezogen ſie Zimmer im Schloſſe, und nahmen alsbald die Aufwartung des Generals Cüſtine mit Gefolg und der Abgeordneten der Adminiſtration ſo wie der Municipalität an.

Am 3. Januar erſchienen ſie, unter leidenſchaftlichem Zurufe der Clubiſten, in der gewöhnlichen Abendverſammlung. Forſter als Präſident empfing ſie mit Begrüßungsworten und mit Glückwünſchen zum Heil des Tages. Merlin und Hausmann beantworteten die feierliche Anſprache mit pomphafter Zuſicherung des beſtändigen Schutzes von Seiten des National-Convents und der ewigen Verbannung des alten Deſpotismus.

Es war, als ob der Kurfürſt ſelbſt dieſe letztere Zuſicherung beſtätigen wollte; indem gerade um dieſe Zeit ſeine Einberufung der in Mainz noch amtirenden Hofgerichts- und Hofkammerräthe nach Miltenberg eintraf, wohin er vorerſt die Behörden ſeines Landes verlegt hatte; indeß er ſelbſt ſein Hoflager in Krautheim nahm.

Doch wie ſich auch dieſe weichende und jene beſitzergreifende Macht begegneten; ein ebener und klarer Zuſtand in Mainz wollte doch daraus nicht hervorgehen. Nach keiner Seite hin, weder nach der fränkiſchen Republik, noch nach der deutſchen Reaction öffnete ſich eine freie Ausſicht. Die Preußen rückten nicht vor, und die Franzoſen hielten ſich zurück; oder jene thaten ſogar einen Schritt rückwärts, wie bei Hochheim, ſchlugen dann aber auch die Franzoſen zurück, als dieſe am 7. Januar den Platz einnehmen wollten. Das Wühlen der Freiheitsſchwärmer, das Aufhetzen der Altkurfürſtlichen zerſtörte oder trübte jeden Boden ſo zum Schaffen wie zum Erhalten, und weder hier noch dort wollte ein Mann hervortreten, an den das öffentliche Vertrauen, wenn auch mit Opfern, ſich hätte heften und halten können. Durch deſpotiſches und entſchiednes Einlenken nach dem franzöſiſchen Intereſſe hatte Cüſtine ſeiner zuerſt gegebenen Zuſage einer freien Verfaſſungswahl ſelbſt widerſprochen, und ſich die Gemüther entfremdet. Dieſe wollten ſich aber auch den neuen Commiſſären nicht zuwenden, deren zögerndes Benehmen die Beſorgniß erweckte, man gehe damit um, Mainz wieder herauszugeben. Von allen Seiten der deutſchen Parteimänner

wurde den unentschlossenen Mainzern die gute Sache gepredigt; aber keiner der Sprecher erschien von ihr wahrhaftig beseelt. Wer sich nur im Geringsten etwas zutraute, oder von seiner Partei nothdürftig aufsteifen ließ, schnappte auch gleich nach einem Ämtchen oder sonstigen Vortheil. Andern war schon damit gedient, aus alten Verpflichtungen los zu kommen, und sich ungebunden zu gebahren. Daneben fehlte es nicht an solchen, die alles was sich neu gestalten wollte, hintertrieben, um sich bei dem Kurfürsten und Coadjutor Verdienste voraus zu sammeln. Die wenigen Gutgesinnten, zu denen Forster unbestritten gehörte, und zu denen er selbst den liebenswürdigen Priester Blau zählte, hatten alle andern gegen sich, gewannen keinen Einfluß und mochten sich eher auf Verfolgung, als auf Anerkennung gefaßt machen. — Forster zeichnet in seinen Briefen diesen Zustand mit der mißmuthigsten Feder. »Wo Mißtrauen die Seele von allem ist, schrieb er seiner Therese, Mißtrauen gegen die Minister, gegen die Commissarien des National-Convents, gegen die Generale, die Officiere, die Truppen, gegen Municipalität und Administration, gegen die Kaufleute, die Pfaffen, die Weiber, gegen einzelne Bürger, da scheint mir uneigennützige Tugend fern zu sein; auch glaube ich, daß zumal in Mainz die Moralität zu niedrig steht, um etwas anderes, als kleinlichen Eigennutz hoffen zu lassen.«

Und ein andermal spricht er ein einfaches Wort aus, das aber das alte Weltunheil für alle des echten Priesterthums bedürftigen Völker bezeichnet: »Pfaffeneinfluß wird alles Gute verhindern.«

Dieſer Einfluß trieb jetzt auch die ſchon früher erwähnte Spaltung zwiſchen den beiden Parteiführern im Club, zwiſchen den Profeſſoren Hofmann und Dorſch, auf die Spitze. Dorſch, der jetzt verheirathete Prieſter, hatte jedenfalls die Hetze des Pfaffenhaſſes an der Ferſe, und gab ihr wohl auch durch leichtfertige Schritte Anlaß immer lauter zu kläffen. So, als nach dem frankfurter Ereigniß zur Aufnahme der Verwundeten und Entkräfteten auch das Geſchäftslokal der Adminiſtration im Schloß geräumt werden mußte, hatte er Mobilien, Weißzeug und einige koſtbare Rubens und Raphael in ſeine neubezogene Wohnung im Bau des Domkapitels mit herüber genommen, und ſich koſtbar eingerichtet. Hieran packte ihn der ehrliche, aber grundderbe Hofmann bei Gelegenheit einer Rede, die er in der Clubverſammlung am 10. Januar über das Thema hielt, warum die Grundſätze der Freiheit und Gleichheit ſo wenig Beifall in Mainz fänden. Die Schuld davon legte er der Schlechtigkeit der angeſehenſten Club-Mitglieder zur Laſt, und griff vor allen Dorſch heraus, dem er Dieberei vorwarf, und einen für jede Staatsverfaſſung gefährlichen Charakter auf eine Weiſe nachwies, die Forſter in einem Brief an Thereſe als ſchändliche Mißhandlung bezeichnete. Freilich fielen bei dieſem Angriffe auch auf Forſter und Wedekind manche Seitenhiebe, wie denn beiden der Vorwurf des Cabalirens und der Vortheilſucht gemacht wurde. Indem aber der ungeſtüme Redner auch mehrere Franzoſen und namentlich die Kriegs-Commiſſäre Villemanzy und Blanchard mit Vorwürfen falſchen Benehmens ſtark geſtreift hatte, ſuchten ihn hieran ſeine Geg-

ner zu faſſen und des Franzoſenhaſſes zu verdächtigen. Es gelang ihnen Cüſtine ſo ſehr gegen ihn zu entrüſten, daß dieſer Eroberer in der Sitzung des folgenden Tages erſchien, und von der Rednerbühne herab ſich, wenn er Gebrauch davon machen wollte, für mächtig erklärte, den Bürger Hofmann wegen Beſchimpfung der freien, erhabenen Nation der Franzoſen an einem in der Stadt errichteten Galgen aufhängen zu laſſen.

In dieſen ſtürmiſchen Sitzungen, in welchen die Angegriffenen ſich zu rechtfertigen, ihre Gegner ſie zu überbieten ſuchten, finden wir Forſtern auf dem heißen Präſidentenſtuhle. Er nahm ihn mit anerkannter guten Haltung ein. Die Umſtände erfoderten Mäßigung und Klugheit. Das gegen Dorſch aufgehetzte Publikum miſchte ſich mit ſolcher leidenſchaftlichen Parteilichkeit in die Verhandlung, daß es bedenklich ward, über Recht oder Beleidigung abſtimmen zu laſſen. Forſter nahm ſich zuſammen in einer Rede, worin er den ganzen Streit und Sturm auf die Sandbank eines Mißverſtändniſſes lenkte, und zur Vergeſſenheit und Vereinigung rieth. Ein Gegenſturm des Beifalls ſtellte eine beruhigte Atmoſphäre her. Die Protokolle beider Sitzungen wurden der Vergeſſenheit zu lieb, — als ob nichts geſchehen wäre, vernichtet. —

Nur Dorſch war unzufrieden, und hätte lieber die Sache auf's äußerſte getrieben geſehen. Auch Hofmann's Anhängerſchaft ruhte noch nicht ganz. Die jungen Leute, von des Coadjutors Partei gehetzt, brachten es in einer ſpätern Sitzung dahin, daß zu Hofmann's Gunſten eine

Anerkennung ſeiner patriotiſchen Geſinnung im Protokoll niedergelegt werden mußte.

Damals ſtand Hofmann auf der Höhe der Volksgunſt, und Forſter meinte, — mit ſeinem Kapuzinerton, ſeinen Grimaſſen, ſeiner Pöbelſprache und ſeinen niedrigen, giftigen Scherzen müſſe ein ſolcher Mann bei einem Volke, das für Vernunft, Anſtand und Beredſamkeit keinen Sinn habe, die Oberhand behalten. Den obſiegenden Preußen entging er ſpäter mit dem Leben, und ſtarb im höchſten Alter vor ein paar Jahren unbeachtet im Rheingau. Ein an Geiſt, Kenntniſſen und Charakter unerreichtes Vorbild Robert Blum's, wäre er durch ein ähnliches Unglück, wohl auf längere Zeit ein demokratiſcher Heiliger geworden.

Zweifel und Mißmuth.

Dieſe leidenſchaftlichen Verhandlungen ließen doch eine nachdauernde Verſtimmung in Mainz und in Forſter's Bruſt zurück. Dorſch war entſchloſſen nach Straßburg zurückzukehren, und Forſter verſprach ſich von dem vertraulicheren Anſchluſſe Merlin's von Thionville an Hofmann wenig Erſprießliches für die Sache, die er ſelbſt mit ſo viel Eifer betrieb. Es ſcheint ihn doch getränkt zu haben, daß die Convents-Commiſſäre, obgleich ſie gerade nach jenen beiden Sitzungen ſeine kluge und

tüchtige Leitung lobend anerkannt hatten, ihn neben andern doch ein wenig vernachläſſigten. »Suchen konnte ich nie, äußerte er einmal, nicht bei Königen, und ſollte es jetzt bei Republikanern? Aber andre ſuchen und mögen finden. Ich weiß auch nicht, ob die Commiſſäre die Leute ſind die mich finden können; wahrſcheinlich haben ſie in ihrem Leben nicht von Cook und Weltumſegeln gehört.«

Iſt es nicht naiv — artig, wie ſich der gekränkte Mann hinter Cook ſtellt, um gefunden zu werden? Und wie er die Republikaner doch immer noch hinter die Könige ſetzt?

Jetzt ſchon drängte ſich ihm die ſchmerzliche Vorempfindung auf, daß die Sache der Freiheit in jenem hohen Sinne, wie er ſie zuerſt ideal aufgefaßt hatte, unter den Händen ſelbſtſüchtiger Menſchen verderbe und verloren gehe. Vielleicht beſchränkte er für jetzt noch ſeine Wahrnehmung auf Mainz, wo er zuerſt ſich ſelbſt in ſeinem redlichſten, alles aufbietenden, auf alles verzichtenden Beſtreben verlaſſen und beſtritten fand. — »Ich mache mir nichts daraus, ſchrieb er an Thereſen, mich ganz aufzuopfern: ich möchte nur, daß es ſich auch der Mühe verlohnte, und daß ich etwas damit für die andern erwerben könnte; ſonſt iſt ja das Leben, das ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, daß man ſich einen Augenblick beſinne, ob man es hingeben ſolle oder nicht. Ich könnte alle Laternen in Mainz mit mir herum tragen, ohne hier einen Menſchen zu finden. Jetzt, da ich mich um ſie habe bekümmern müſſen, habe ich ſie kennen gelernt. Kein Funke von Willen und Entſchiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunft, keine

Kenntniſſe, keine Ausbildung, kein Gefühl, keine Zuneigung. In dieſer gänzlich iſolirten Lage thue ich alles, was ich kann, ohne Hoffnung etwas Weſentliches zu wirken, oder auch nur Dank zu erhalten.«

Er glaubte zu bemerken, daß die franzöſiſchen Commiſſäre, unbekümmert was er auf die Spitze ſtellte und verlor, ihn nur arbeiten und ausdauern ließen, bis Mainz ihrem Frankreich einverleibt, oder wenigſtens die Rechtfertigung ihrer desfallſigen Bemühungen geſichert ſei.

In der niederſchlagenden Empfindung wie unnütz für das Volk ſein jetziges Leben und Leiſten ausfalle, und daß er ſich mit allem Eifer und aller Ehrlichkeit kaum ſo viel öffentliches Vertrauen errungen haben dürfte, um zur neuen Adminiſtration durch Volkswahl berufen zu werden, — in dieſem Mißmuthe überlegte er ſeinen Rückzug von den Geſchäften, denen er einmal den Vorzug vor den Wiſſenſchaften gegeben hatte, und ſah ſich wieder nach dieſen um. Und indem er lebhaft empfand, daß er ſich wider den Willen des Volkes nicht aufdringen dürfe, und daher, ſobald die jetzige Adminiſtration aufhöre, weggehen dürfe und müſſe, trat ſeine eigne Zukunft als neue und nächſte Frage wieder näher an ihn heran. Sie führte ihn auf folgende Betrachtung:

»Ob ich in Paris eine Stelle bekäme, iſt ſehr zweifelhaft, ich möchte ſagen kaum glaublich. Intriguiren kann ich nicht, den Hof machen auch nicht. So lang ich glauben konnte, ich diente meinen Landsleuten, den Mainzern, ich thäte ihnen einen Gefallen, arbeitete für ihr Glück, beförderte ihr Intereſſe und erfüllte ihre Wünſche — ſo lang konnte ich mit Recht wagen und aufopfern.

Der Fall iſt nicht mehr, wenn ich gegen den Willen dieſes Volkes für das Intereſſe der franzöſiſchen Republik wirken ſoll, die nicht ſo viel für mich gethan hat, mich in die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. So ſehr ich an den Grundſätzen der Republik hange, kann ich doch nicht als Thor mich aufopfern wollen, ehe ich einen Beruf dazu habe. Jetzt iſt leider ein Individuum in Frankreich nichts, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin; mithin werde ich immer hinter dieſen zurückſtehen. Meine zehn Finger bleiben alſo meine ſicherſte Zuflucht, und ich bin es auch dem braven Voß ſchuldig, für ihn zu arbeiten.«

Und ſo rechnete er darauf, im Februar Mainz verlaſſen zu können, und zwar ſo, daß auf ein Jahr der Unterhalt ſeiner Kinder geſichert ſei. Seine Mobilien wollte er verkaufen, und machte ſich gefaßt darauf, daß er ſie jetzt verſchleudern müſſe. Er nannte es ſein Schickſal, immer wieder von vorn anfangen zu müſſen. Ach! er ahnete nicht, wie nahe dem Ausgang ſein Leben ſtand, das er in eine neue oder auch in die verlaſſene frühere Bahn einlenken wollte! Vielmehr regte ſich, wie gewöhnlich in ſolchen weichen Stimmungen ſeines Herzens, die alte Reiſeluſt, als müſſe er in der Ferne finden, was er daheim verfehlt hatte. So dachte er nun wieder an den dritten Band ſeiner Anſichten vom Niederrhein, und wollte ihn in der Schweiz ausarbeiten. Und hieran webte ſich der ſchöne Traum, — vom Mai an, wo das Buch fertig wäre, über Genf nach Lion die Rhone hinab in's ſüdliche Frankreich zu gehen, und mit der Feder in der Hand, auf einem Eſel oder Maulthier, die Provence

und Languedoc zu durchreiten, niederschreibend was er sehen, was er empfinden und denken werde. Wie wohlfeil hoffte er dort zu leben, wie leicht zu schreiben! Das sollte gar nicht besonders ausgearbeitet werden: wie es in's Tagebuch geflossen, sollte es unter die Presse kommen. Und wenn es dann viel, viel Geld eingetragen hätte, würde sich am Ende eines so schönen, glücklichen Sommers auch ein neuer Beruf finden. Im äußersten Falle bliebe London als Zuflucht, wo sich allen Übersetzern in der Welt der Rang ablaufen und wohl auch manch' englisch Werkchen bearbeiten ließe.

Mit dem Rückblicke nach jenem Landungsplatze des Knaben, der aus Rußland kam, nach dem alten leichten Ruder und schmächtigen Fahrzeuge, das einst die arme Familie des alten Forster kaum über Wasser gehalten hatte, regte sich in Forster's Seele wieder der ehemalige Lebensblick und das edle Selbstgefühl. — »Das ist meine jetzige Aussicht in die Ferne des Schicksals, schrieb er. Glänzend ist sie nicht, aber sicher; denn ich sehe nichts, als was ich bestreiten kann, nichts als was in meinen Kräften steht. — — Es wäre mir leid, bis heut gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an diese oder jene Lebensweise hinausläuft, sondern daß das Wesentliche immer bleibt, durch so viel neue Verhältnisse, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns zurückgehen zu müssen, und selbst immer näher und inniger kennen zu lernen, und in dieser Kenntniß selbst immer humaner oder vollkommner zu werden. Freilich weiß ich nicht, wo es

mit dem Menſchen hinaus will: allein, wenn auch mit dieſem Leben alles geendigt ſein ſollte; ſo iſt doch nur Eins in der Welt, das mich glücklich, das heißt zufrieden machen kann, — daß ich nämlich immer mich ſelbſt achten könne.«

Parteizwiſt.

Von ſolchen Rührungen, Träumen und Erhebungen der Seele ſammelte ſich Forſter immer wieder zu ſeinen Geſchäften und zu dem ermannenden Vorſatze, ſeine Pflichten gegen Frau und Kinder, gegen ſeine Gläubiger und gegen ſein Verhältniß als Glied eines Staates redlich zu erfüllen. Seiner Geſchäfte gab's eine Centnerlaſt, die er mit Ende Januar durch die Abnahme des Club-Präſidiums erleichtert zu ſehen hoffte. Dies Amt allein war erſchöpfend. Eine Zeitlang wurden, wie bemerkt, getrennte Sitzungen, deutſche und franzöſiſche, abgehalten. Als man ſie dann wieder vereinigte, blieb doch dem Präſidenten die Laſt, das jedesmal bald von Deutſchen, bald von Franzoſen Geſprochne auf der Stelle aus der einen in die andre Sprache zum allgemeinen Verſtändniß zu überſetzen. Dies erſchöpfende Reden kehrte bei Nebengelegenheiten wieder, wie z. B. bei Pflanzung des erneuerten Freiheitsbaumes. Dabei liefen bittre Gemüthsbewegungen immer noch mitunter.

Andrer Verdruß, wenn auch mit edleren Aufwallungen verknüpft, kam weiter her. Zum Beispiel von Göttingen, wo Heyne um den geschätzten und lieben Schwiegersohn doch immer besorgter wurde. Mit dem Vorwurfe, Forster habe sich um ein schönes ihm in Berlin bestimmtes Glück gebracht, verband er die Beschwörung, seine Stelle in der Administration nieder zu legen, vernünftig zu handeln, endlich doch einzusehen, daß alle Vorstellung von Vollkommenheit der Menschheit und der menschlichen Gesellschaft ein thörichter Traum sei, und sich mit den Seinigen keinem Traum aufzuopfern. — »Wie? rief der aufgeregte Schwiegersohn, die einzige Existenz für mich wäre also, daß ich Programme schriebe, Collegien läse, auf die Bibliothek oder nach Jlefeld ginge, mich über meine Collegen, meinen Lorenz, meine Kinder alle Tage ein paarmal tüchtig ärgerte, und doch beim Lesen der Zeitung sagen könnte: Gott ehre mir das Alte! — Und das sind die Menschen, die noch Glauben an Gott, Christenthum, weise Lenkung des Schicksals der Menschheit haben wollen, und sich allem Neuen, allen Mitteln zur Erleichterung der Bürde, die das arme Geschlecht trägt, allen Versuchen der Vernunft das Joch des Vorurtheils abzuschütteln widersetzen! Menschen, die auf ein zukünftiges Leben rechnen, weil sie das Elend des gegenwärtigen erkennen, setzen doch einen so ungeheuern Werth auf dieses gegenwärtige Leben, daß die geringste Gefahr es anders als im Bett zu verlieren, oder Töchter zu hinterlassen, die anstatt einen Professor zu kriegen, einen Schuster heirathen müßten, ihnen das entsetzlichste Unglück dünkt.«

Solche göttinger Vorlesungen, wie Heyne's, waren freilich nicht angethan, um unter den jezigen mainzer Umständen und Bestrebungen Eingang zu finden. Und doch war Forster für Einwände und Vorwürfe gegen die Revolution nicht unzugänglich; nur wollte er die Begriffe abgesondert von den Unvollkommenheiten wissen, die all' unserm Thun ankleben. Daher verstand er sich ganz gut mit dem Marechal de Camp Doyré, einem gebildeten, kenntnißreichen Sechziger von äußerst feinem, zwanglosem, offnem und festem Benehmen. Er brachte die Abende öfter mit ihm zu oder war dessen Gast zu Mittag. Auch der Liberalismus dieses Franzosen war ziemlich aristokratisch durchduftet; doch knüpfte dieser Mann nicht an Vorurtheile, sondern an Erfahrungen mit seiner Ansicht an, daß die Menge zum Gebrauche und Genuß ihrer Rechte nicht reif sei, und daß die Leidenschaften Derer, die im Namen des Volkes sprachen, im Grunde doch die Triebfedern von allem seien, das Volk mithin nur den Herrn wechsle. Forster mochte das zugeben, warf aber in die andre Wagschale den unschätzbaren Vortheil der Bildung, des Gemeingeistes, der Erziehung einer neuern, tugendhafteren Generation, so wie den Werth der Sicherheit, die in den wiederkehrenden Volkswahlen liege. — —

Nach allem dem schloß doch der Monat Januar mit einem für Forster's bisher so erstaunliche Gesundheit sehr ungünstigen Facit ab. Besonders war ihm an dem, auf den 13. Januar gepflanzten Freiheitsbaume nichts Gutes erwachsen. Vier Stunden hatte er im Wasser gestanden, und die tollen Feierlichkeiten, für die es uns hier an

Raum zur Beſchreibung fehlt, mögen ihn wohl auch überfröſtelt haben. Seine alte Gallenkolik überfiel ihn heftig, machte ihm üble Tage, und ſetzte ihn ſehr zurück. Und am Ende ſollte ihm auf eine während der kranken Tage nach Mainz gekommne Schreckensnachricht auch die Wiedergeneſung durch Mißverſtändniſſe mit ſeiner Thereſe verkümmert werden.

Am 26. Januar war nämlich durch eine Stafette die offizielle Nachricht von der in Paris am 21. geſchehenen Hinrichtung des Königs nach Mainz gekommen. Für Forſter zwar nicht unerwartet. Schon vor einem Monate hatte er Thereſen bemerkt, der König werde geopfert werden müſſen, um eine neue Revolution zu verhüten. Es gäbe Kriſen, meinte er, wo es nicht mehr möglich ſei, Mittelſtraße und Mäßigung zu beobachten, und es ſogar Pflicht werde, zuweilen zu Extremen zu greifen. In Mainz fiel dieſe Nachricht wie ein angſtvoll erwarteter Blitzſtrahl nieder, und warf mit greller Beleuchtung die Parteien auseinander; indem er die deutſch- und monarchiſch geſinnten Einwohner niederbeugte, die Freiheitsſchwindler aber vollends überſpannte. Doch bedenklicher, als durch kummervolle Mienen und beifälligen Jubel, riß der Zwieſpalt politiſcher Geſinnung in die franzöſiſche Garniſon ein. Die Linientruppen und die Nationalgarden, ohnehin unverträglich unter ſich, traten jetzt, jene empört, dieſe exaltirt, mit gezognen Klingen gegen einander. Man fürchtete, in blutiger Entzweiung die franzöſiſche Sache bloßgeſtellt zu ſehen; ja man dachte an die Gefahr, daß die deutſchgeſinnten Einwohner ſich zu einem Aufſtande mit den Linientruppen verbinden

konnten. General Wimpfen, der Stadt-Commandant, bannte daher mittelſt einer Proclamation die Bürger für jeden Fall einer etwa entſtehenden Unruhe in ihre verſchloßnen Wohnungen.

Indem nun auch Thereſe, von Neufchatel aus, Partei gegen die Königsmörder nahm, wiederholte ſich auch hier wieder, wie in denſelben Tagen an Sömmering, die betrübende Erſcheinung, daß politiſche Meinung auch in die innigſten Verhältniſſe des Lebens einbricht und Menſchen entzweit, die durch natürliche und geheiligte Bande verknüpft, in jeder andern Beziehung groß und frei geſinnt erſcheinen. So hatte Forſter ſich — wie es ſcheint ohne Widerſpruch — darein gefunden, daß ſeine Thereſe Herz und Neigung einem Freunde zuwendete: daß ſie aber die Hinrichtung des guten Königs Ludwig abweichend von ſeiner politiſchen Anſicht beurtheilte, brachte ihn wahrhaft in Harniſch. Und da ſie nicht begreifen wollte, daß der National-Convent befugt, ja gerade dazu beſtellt geweſen ſei, den König zu richten, und daß Ludwig's Tod als Sicherheitsmaßregel nicht nach Geſetzbüchern, ſondern nach dem Naturrecht geſchehen ſei; ſo ſchrieb er mehr als bloß empfindlich: »Eins merke ich freilich, — daß Du durch und durch feuillantiſirt biſt, und da hätte ich doch lieber geſehen, daß Du geradezu Royaliſtin geworden wärſt. Einmal iſt es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundſätze man hat und befolgt, einem Jeden um ſein ſelbſt willen; zweitens haben Verſchiedenheiten der politiſchen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältniſſe. Alles iſt feuillantiſche Leierei, was die Leute Dir von der lieben Ruhe in einer

nicht halben, nicht ganzen Verfaſſung vorwinſeln.« — Und nachdem er ſeine Anſicht noch einmal entwickelt, ſetzte er hinzu: »Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige Dich nicht auf die Seite dieſer, ohne Zweifel gefährlichſten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müſſen. Findeſt Du aber, daß Du Dir Gewalt anthun müßteſt, biſt Du von ihnen ſchon gewonnen und überzeugt; ſo traue ich Deiner Rechtſchaffenheit gegen mich es zu, daß Du mich es wiſſen läſſeſt, weil wir unſere gegenſeitigen Maßregeln darnach nehmen müßten. — — — Wenn meine Bitten etwas bei Dir vermögen, ſo zieh den Verkehr augenblicklich auf. Gott, wie konnteſt Du doch den Leichtſinn ſo weit treiben!« — —

Neue Amtsgeſchäfte, beſtimmtere Ausſichten, mit denen ſich zugleich auch ſeine Geſundheit wieder befeſtigte, halfen dem eifernden Manne über inneren Verdruß und äußere Verdrießlichkeiten bald wieder hinaus. Doch der Februar, in welchem er Mainz zu verlaſſen dachte, zog ihn nur feſter an. Zwei Commiſſäre des Vollziehungsrathes, Simon und Gregoire, milde, humane Männer, trafen von Paris ein, und Forſter, als wieder gewählter Präſident, bekam Tag und Nacht mit ihnen zu arbeiten. Er ward ruhiger, weil entſchiedner, — nun entſchloſſen, was auch komme, bis auf den letzten Mann auszuhalten.

Jetzt wurden durch eine Proclamation des Generals Cüſtine die Ur- und Gemeindeverſammlungen zu den Volkswahlen in der Stadt und auf dem Land ausgeſchrieben. Dieſe geſchahen auf den Grund einer von jedem Wählenden vorher ſchriftlich auszuſtellenden eidlichen

Erklärung, die dahin articulirt war, dem Volke und den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu sein, und dem Kurfürsten mit seinem Anhange sowohl, als allen genossnen Privilegien und Vorrechten zu entsagen, bei Strafe, dem Feind als dessen Helfershelfer zugeschickt zu werden.

Wir übergehen die Bewegungen die dieser Eid unter den mainzer Einwohnern erregte. Die Zünfte bereiten sich den Eid zu verweigern, die Geistlichkeit, die in dem Kurfürsten dem sie entsagen sollte, doch zugleich ihren geistlichen Oberhirten anzuerkennen hatte, widersetzte sich ganz entschieden, auch als von den Vollziehungs-Commissären zur Beruhigung der Gewissen begütigende Erklärungen gegeben und der Eid milder formulirt wurde.

Zugleich erschien eine von Forster entworfne Instruction über die Abhaltung zu den Gemeinde- und Urversammlungen. Mit dieser und der erwähnten Proclamation versehen, gingen nach allen Seiten Commissäre in's Land, um den Eid abzunehmen, und die Wahlen zu leiten.

Mainzer Convent.

Auch Forſter übernahm einen ſolchen Auftrag; wo er denn fand, daß der Ariſtokratismus und die Anhänger der kleinen Fürſten, die in der Provinz angeſeſſen waren, der Sache überall Widerſtand bereiteten. Solcher Widerſpruch reizt gar leicht den Dienſteifer, und wir dürfen das Gefühl an ſich nicht verwerfen, das auch einen milden, gemäßigten Mann gerade in ſeinem Berufe hinreißen kann. Es giebt einen Egoismus der Pflichterfüllung; wie ja, ohne Vergleich, auch der zahmſte Haushund, als Wächter an die Kette gelegt, nach jedem Annahenden bellt und beißt.

Forſter kam mit Merlin von Thionville nach Grünſtadt. Hier waren die Grafen von Leiningen anweſend geblieben, nur um ſeine Operationen zu vereiteln. Sie thaten, wie Forſter erzählt, was ihres Amtes war, aber auch er glaubte thun zu müſſen, was das ſeinige erheiſchte. Er forderte ſie mit allen ihren Beamten auf, Frankenbürger zu werden. Sie proteſtirten, cabalirten, hetzten Bürger und Bauern auf; einer von Forſter's Soldaten ward überfallen und verwundet. Forſter forderte mehr Mannſchaft, und ſobald ſie eintraf, nahm er Beſitz von beiden Schlöſſern, und gab den Grafen eine Wache, bis er ſie den 27. Februar nach Landau ſchickte. Ihre Damen gingen über den Rhein.“ —

Forſter geſtand, daß es ihm ein widriger Auftrag

geweſen ſei, meinte aber alles müſſe zum Weichen gebracht werden, was der guten Sache widerſtrebe.

Wie verſchieden man nun auch über dieſe »gute Sache« denken möge: daß Forſter's Eifer wenigſtens aus guter und uneigennütziger Überzeugung hervorging, zeigte ſich gerade bei dieſer Gelegenheit. Er ſetzte ſich nämlich aus demſelben Eifer in Widerſpruch mit Merlin. Dieſer ſcheint bei den Grafen ein angenehmes Privatgeſchäftchen beabſichtigt zu haben, das ihm Forſter verdarb. Der erbitterte Franzoſe äußerte ſich wenigſtens ſeitdem nicht ohne Groll über Forſtern, den er einen fier gredin — einen hochmüthigen Lump nannte.

In Kirchheim Boland leitete er das Geſchäft nur ein, und überließ es dann einem andern Commiſſär.

Das Beſte, was er von dieſem Geſchäftsausfluge für ſich davontrug, war, daß er früher in ſeinem Innern zum Gleichgewicht kam, als in Mainz, wo ihn ſo viel traurige Erinnerungen umgaben. Er hatte nur einen Weg zur Ruhe zu kommen: er mußte handelnd ſeiner Überzeugung Genüge leiſten, und das Urtheil der Einſicht oder der Leidenſchaft der Andern überlaſſen. In dieſer Stimmung bot er auch ſeiner Thereſe ein verſöhntes Herz. »Das Vertrauen zwiſchen uns, ſchrieb er nach Neufchatel, die Nachſicht, die Achtung bleiben unerſchüttert; die Zeit wird die Wunden heilen, und der Zukunft wollen wir immer Frieden und äußeres Wohlſein abgewinnen.«

Aus der duftigen Ferne dieſer Zukunft verſchwanden bereits die Reiſebilder des ſüdlichen Frankreichs ſammt der Schreibfeder zu Giel. Forſter trug Thereſen auf,

ihn durch Huber, der inzwiſchen nach Dresden zurückgekehrt war, bei Buchhändler Voß wegen nicht gelieferter Arbeiten zu entſchuldigen, und dieſen beſorgten Freund über ſeine Grundſätze ſowohl, als über das ihm ſchuldige Geld zu beruhigen.

Der für die kurfürſtlich geſinnten wie für die unentſchloßnen Einwohner von Mainz ſo ſchreckliche 24. Februar, an welchem Tage die altmonarchiſche Verfaſſung vollends beſeitigt werden ſollte, war mit feierlichem Gottesdienſte zur Abnahme des Bürgereides angebrochen. Dieſer Eid war nun dahin gekürzt, — dem Volke und den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit treu zu ſein. Die Eideswilligen hatten ſich nicht ſehr zahlreich in den verſchiednen Kirchen eingefunden, die Widerſtrebenden ſich in ihren Wohnungen eingeſchloſſen. Bei der großen Anzahl dieſer letzteren hatte es ſich Forſter angelegen ſein laſſen, durch die Zeitung auf die Einſicht des Publikums zu wirken, demſelben die Leiſtung des ſo einfachen Eides als unbedenklich für jeden Menſchen von geſundem Geiſt, und die ſtrengen Maßregeln gegen die Widerſetzlichen als traurige Nothwendigkeit begreiflich zu machen. Dieſe Maßregeln beſtanden in Exportation der Eidweigernden über die Brücke zu den preußiſchen Vorpoſten. Sie traf beſonders Stifts- und Ordensgeiſtliche. Dennoch war die Stadt Mainz wohl zur Hälfte aus den Kirchen zurückgeblieben.

Nach geleiſtetem Eide wurde an den folgenden Tagen die Wahl der Gemeindebeamten ſo wie der Abgeordneten zum mainzer Convent vorgenommen, der über

die Zukunft der eroberten Provinz berathen und beschließen sollte.

Die Eröffnung dieses Convents war auf den 17. März verschoben worden. Unter traurigen Ausweisungen geistlicher und weltlicher Einwohner, — unter besorglichen Vorkehrungen für den Fall einer Belagerung, nachdem die Veste Königstein sich am 8. aus Hunger ergeben hatte, trafen die vom Volk erwählten Repräsentanten, nach und nach gegen hundert, in Mainz ein, — zur Hälfte etwa Landbauern, vielleicht nur für die Tagegelder von 5 Gulden 30 Kr. und für die Festessen bei den National-Commissären empfänglich; die andre Hälfte aus Bürgern, einzelnen Studenten, verschiednen mißvergnügten Geistlichen und mehreren Gelehrten gemischt. Forster war von den Wollsteiner Bauern gewählt worden.

Die Versammlungen geschahen im großen Rittersaale des deutschen Hauses. Die vorbereitende Sitzung zur Prüfung der Vollmachten und Ablegung des Eides leitete, als Alters-Präsident, ein Achtziger von einem für die abgeneigten Mainzer in Betracht des ganzen Convents anzüglichen Namen, — der Zinngießer Ekel.

In der Nachmittagsitzung wurde Hofmann zum Präsidenten und Forster zum Vicepräsidenten erwählt. Beide Gegner in jenen heftigen Sitzungen traten jetzt auf gutem Fuße nebeneinander auf. Forster war mit Hofmann's jetzigem Benehmen ganz zufrieden, und meinte, der heftige Mann sei zu seinen Ausfällen gegen Dorsch angestellt gewesen. Dieser letztere war nun, nach einem modernen Ausdruck, unmöglich geworden.

Forster erschien jetzt auf dem Höhepunkte seiner öf-

fentlichen Thätigkeit. Er war die Trieb- und Schreibfeder für die Convents-Arbeiten; bei ihm versammelten sich die Ausschüsse zu den Vorberathungen. Auch war er auf's Neue zum Club-Präsidenten gewählt worden. Der Club, die Administration, die Ausschüsse und der Convent überschütteten ihn mit Arbeiten, so daß er von Morgens vier Uhr bis gegen Mitternacht fast keine unbesetzte Stunde hatte, und den Geschäften zu erliegen fürchtete. Was ihn in diesem Drang aufrecht hielt, war die allgemeine Anerkennung, die ihm nach jener drückenden Vernachlässigung endlich zu Theil wurde. Die einsichtigen Conventsglieder sahen ihn für die Seele der Versammlung an, und die Bauern zeigten ihm auf die naivste Weise ihre Zuneigung.

Um den Gang der Conventsverhandlungen flüchtig anzudeuten: so wurde in der Sitzung am 18. März das erste Decret der Versammlung nach Forster's Entwurf angenommen, und kraft dessen der ganze Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig, unzertrennlich, folglich aller Zusammenhang mit dem deutschen Kaiserreiche für aufgehoben erklärt. Alle in diesem Strich regierenden Fürsten, Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemaßten Souveränetätsrechte auf ewig erloschen sein.

Das Decret wurde feierlich publicirt und in 30,000 Abdrücken verbreitet. Während der ersten Ausfertigung desselben fielen 30 Kanonenschüsse, die National-Commissäre und die ganze Generalität trat ein; patriotische Reden zwischen Merlin, Simon, Haussmann, Cüstine

und dem Präſidenten Hofmann wurden gewechſelt, und feierliche Umarmungen unter dem Donner der Kanonen und rauſchenden Muſikchören beſiegelten die geſchworne Bruderliebe und Treue.

In der nächſten Sitzung wurde die künftige Verfaſſung des freien Rheinlandes berathen. Zu einem ſelbſtändigen Freiſtaate erſchien daſſelbe, der Macht des ihm feindlichen Deutſchlands gegenüber, zu ſchwach; ein bloßes Bündniß mit Frankreich wurde aber theils nicht zureichend zu eigner Selbſtändigkeit, theils wegen des zu bezahlenden Schutzes zu theuer für das Land gefunden, nachdem alle herrſchaftlichen, adligen und klöſterlichen Güter von der franzöſiſchen Republik zur Deckung der Kriegskoſten in Anſpruch genommen waren. So blieb denn nur die Einverleibung der Provinz mit der fränkiſchen Republik übrig. — Die auch in der folgenden Sitzung fortgeſetzte Verhandlung über dieſe Lebensfrage führte zu dem zweiten wichtigen Dekrete, daß der Convent die Nothwendigkeit und den Nutzen der Vereinigung mit Frankreich erkenne und beſchließe, und daß er aus ſeiner Mitte Abgeordnete an den fränkiſchen Convent ſenden werde, die dieſe Vereinigung zu Stande bringen ſollten.

Die Wahl dieſer Abgeordneten geſchah dann in der Sitzung am 22. März, und fiel auf Forſter, auf den Kaufmann Potocki und auf Lux, der eben nach einigen Studien eine Pachtung in Koſtheim betrieb. Forſter entwarf das Schreiben an den National-Convent der Frankenrepublik.

Dies beklagenswerthe Aktenſtück, das die ſchwerſte

Schuld auf Forſter's öffentliches Leben wirft, fehlt in der Sammlung ſeiner Schriften. Wir halten es aber für zu merkwürdig und charakteriſtiſch, als daß wir es nicht hier einſchalten ſollten.

Schreiben

des Nationalconvents des rheiniſch-deutſchen Volkes an den Nationalconvent der Frankenrepublik.

Nicht den Sturz eines einzelnen Deſpoten verkündigen wir Euch heute; das rheiniſch-deutſche Volk hat die ſogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menſchenblut dürſteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden ſich mäſteten, auf einmal niedergeworfen.

Auf den Trümmern ihrer Macht ſitzt das ſouveräne Volk; es hat ſeine Magiſtrate und Stellvertreter gewählt, es hat ſich mit ſeinem Vertrauen und mit der Fülle ſeiner Gewalt gerüſtet.

Die Stellvertreter des rheiniſch-deutſchen Volkes, nachdem ſie als Nationalconvent in Mainz zuſammengetreten waren, und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieſer Gegenden aller ihrer angemaßten Rechte verluſtig erklärt hatten, haben gegen diejenigen die Todesſtrafe erkannt, die es wagen würden, daſelbſt wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten.

Allein dieſe Äußerungen der Volksſouveränetät ſollen nur Vorläufer eines noch wichtigeren Schrittes ſein. Es heißt in der That ſehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückſeligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter

des Volkes kannten den einmüthigen Wunsch ihrer Kommittenten: sie thun in diesem Augenblicke weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie von Euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen.

Bürger, Gesetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutschen des Rheinufers vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrachen; daß sie im Schatten der dreifarbigen Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte rings umher; die Tyrannen und ihre Haufen knirschten, während tiefer Friede über unsere fruchtbaren Gefilde herrschte, und mit seinen schützenden Flügeln unsere Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da sprach Frankreich: werde frei! und wir sind frei.

Bürger! Ihr, die Ihr täglich der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur huldigt, möge die Frucht Eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volkes Euern Herzen ein Opfer scheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig ist!

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr ein Land, wo die Natur ihre Güter mit milder Hand verbreitet hat: ein fruchtbares Erdreich, einen gemäßigten Himmelsstrich, Hügel mit Reben bedeckt, deren Erzeugnisse sonst unsere zehntengierigen Priester bereicherten: endlich eine Stadt, deren unvergleichliche Lage durch die Majestät des Flusses, der ihre Mauern netzt, verschönert wird.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr, was

Euch von Rechtswegen gebührt. Die Natur ſelbſt hat gewollt, daß der Rhein die Grenze Frankreichs ſein ſollte; er war es in der That in den erſten Jahrhunderten des fränkiſchen Reichs, und ſelbſt die Miniſter Eurer Tyrannen kannten ſeinen Werth: als man ſie von dem ſchändlichen Bündniß mit Öſtreich abbringen wollte, handelten ſie um den Beſitz desſelben mit Friedrich von Brandenburg. Eben dieſe ſo ſehr gewünſchte Vereinigung nun, welche die Intriguen der Könige nie bewerkſtelligen konnten, wird den ſiegreichen Freiheitsheeren nur eine geringe Anſtrengung gekoſtet haben.

Durch die Vereinigung mit uns erhaltet Ihr Mainz, den Sitz jenes ſtolzen Prieſters, deſſen grenzenloſer Hochmuth ihm in der Geſchichte nur den Namen eines Mordbrenners erwerben kann; Mainz am Zuſammenfluſſe des Rheins und Mains, wo der Handel Deutſchlands ſich in der Hand des fränkiſchen Kaufmanns ſammeln wird: Mainz, den Schlüſſel des deutſchen Reichs und die einzige Öffnung, durch welche noch Eure Provinzen den Armeen und den Artilleriezügen der Feinde zugänglich bleiben; Mainz endlich, das die Meiſter der Kunſt als ein Meiſterwerk von Befeſtigung anerkennen, wo ſelbſt die ohnmächtigen Bemühungen der gegen Euch verſchworenen Deſpoten zu Schanden werden müſſen, ſo oft ſie es wagen dürften, das unſinnige Projekt eines Angriffs in Ausübung zu bringen.

Dies, Stellvertreter des fränkiſchen Volkes, iſt der brüderliche Ausdruck unſeres Dankes, die erſte Aufwallung freier Menſchen, die Ihr der Freiheit wiedergewonnen habt. Auf die Vorzüge unſerer Länder ſind wir

nur darum stolz, weil wir sie unsern Befreiern darbringen können. Diese Vortheile und das Bedürfniß der Vereinigung sind gegenseitig, auch steht das rheinisch-deutsche Volk nicht an, es Euch zu bekennen. Es würde aber fürchten Eure Würde zu verletzen und zugleich seiner reinen Liebe Unrecht thun, wenn es sich auf kleinliche Abrechnungen einließe. Die Liebe der Völker, wie die Liebe der Geschlechter macht alles gleich; und wissen wir nicht, daß, wenn Ihr unsere Bitten gewährt, wenn Ihr die rheinisch-deutschen Gegenden der fränkischen Republik einverleibt, nur die Aufrichtigkeit und Wärme, womit wir uns in Eure Arme werfen, Euch allein bestimmen werden?

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Deputirten des rheinisch-deutschen Convents.)

Forster nahm noch an den Berathungen über das Verfahren gegen Bürger und Unterbedienstete in Mainz, die den neuen Bürgereid bis zum 30. März nicht leisten würden, mit sehr entschiedener Ansicht für die Exportation und Vermögens-Einziehung Theil, und reis'te darauf am 25. März mit seinen Mitabgeordneten, unter Begleitung des Commissärs Hausmann, nach Paris ab.

Seine bisherige Anstrengung und Spannung des Geistes, sein Eifer bei Zerrissenheit des Gemüths ließen ihn im Drang der Abreise zu keiner klaren Erwägung der nächsten Zukunft kommen, über die ihn und vielleicht auch sich selbst die Franzosen in Mainz täuschten. So

hoffte er denn auch von der eiligen Reise in 3 Wochen wieder zurück zu sein. Er dachte wohl daran, auf der Rückfahrt, wo möglich, eine Zusammenkunft mit Theresen zu haben, da er aber diese Hoffnung nicht ganz festhalten konnte, schickte er ihr einstweilen 30 Louisd'or.

Ohne Besorgniß vor einer Belagerung der Stadt traf er über sein Eigenthum keine Verfügung, gab für mögliche Fälle der Gefahr keinen Auftrag, sondern ließ seine Papiere, Bücher, Karten, Zeichnungen u. d. gl. bloß unter Obhut der zurückbleibenden Magd. Von Wäsche und Kleidern nahm er nur mit, was in einen kleinen Mantelsack ging, und ließ sogar, was man bei einer Reise im März und bei Tag und Nacht nicht entbehren, und daher kaum vergessen kann, — seinen Mantel zurück.

Forster in Paris.

Welch' eine heillose Zeit, da ihrer edelsten Söhne Einer nach Paris eilen konnte, dem fremden Volk eins der herrlichsten Stücke seines Vaterlandes in so wenig stolzer Sprache anzutragen! Ja, wir messen der Zeit den größern Theil der Schuld bei. Alles Nationalgefühl war bekanntlich damals in Deutschland erloschen. Jene Hunderte von Regierenden hatten mit hochmüthiger Politik ihre abgezählten Seelen abgepfercht, das gemein-

ſame Band des Reiches aus Souveränetätsſucht gelockert, und das geiſtige Band der Sprache durch ihre Vorliebe für Franzoſenthum verſchmäht. So hatte bei uns die hohe Ariſtokratie, die ſonſt den Stolz einer Nation vertritt, das Ihrige gethan, einem Volke, dem ohnehin ein Streben in's Weite und Fremde eingefleiſcht iſt, ſein edelſtes Bewußtſein und Selbſtgefühl zu entfremden. Die beſten Söhne Deutſchlands erhoben ſtatt deſſen die unſerer Weltbeſtimmung entſprechende Idee der Humanität, und ſuchten den Adel des nationalen Gemüths in Weltbürgerthum auszuprägen. Und mußte dies, gerade damals ſo lebhafte Gefühl nicht mit doppelter Macht die Seele eines Mannes bewegen, der durch eine frühe Weltfahrt ſchon die Knabenbruſt für das mannichfaltigſte Völkerleben erweitert, und einem engern Vaterlande kaum angehört hatte?

So kam es denn auch, daß die auf dem Heerd einer Revolution erweckte Idee der Freiheit, die ebenfalls ſo lange in der Seele der Deutſchen erloſchen war, mehr an unſerm Weltbürgerſinn aufloderte, als daß ſie ihre Weltwirkſamkeit im Selbſt- und Kraftgefühle der Nation geſucht hätte. Die Freiheit erſchien als eine Göttin, die den zartſinnigen Seelen eine ſtumme Anbetung auferlegte, von den muthig begeiſterten Herzen aber im Nothfalle auch das Opfer des Vaterlandes für jene Millionen zu fodern ſchien, die von der himmliſchen Erſcheinung verwirrt, aus tyranniſirtem Volksthume vor allem zur edeln Menſchheit erlöst werden ſollten.

Befremdet uns aber eine ſolche Verwirrung und Verirrung der Begriffe und Empfindungen gerade bei

Forſter, an dem wir, ausnahmsweiſe von ſeinen Zeitgenoſſen, einen ſo klaren Blick, ein ſo beſonnenes Urtheil im Politiſchen zu bewundern hatten: ſo müſſen wir uns erinnern, daß dieſer Blick gewöhnlich nur auf dem ideellen Standpunkte der Betrachtung ſo klar und weitumfaſſend blieb, ſich aber, ſobald der Freund in die Sphäre des Handelns gezogen wurde, an ſeinem enthuſiaſtiſchen Herzen in's Leidenſchaftliche trüben und verengen konnte.

Wir haben das von ihm verfaßte Aktenſtück, das nur allzulebhaft an ſo manche traurige Declamation aus dem Jahre 1848 erinnert, in der Überzeugung mitgetheilt, daß es aus ſolcher Feder und Ferne dazu beitragen dürfte, ein Gefühl der Beſchämung und eines ſtolzeren Bewußtſeins in der Seele auch derjenigen Deutſchen zu erwecken, die vom Mißgeſchick unſeres Vaterlandes am tiefſten gebeugt, über den Wahnſinn der wiedererwachten Gewaltthätigkeit am bitterſten empört, nach richtigen und würdigeren Wegen zu künftiger Abhülfe umſchauen. —

Um wieder zu unſerm verirrten Forſter zurückzukehren: ſo haben wir bisher verſucht, bei jedem Schritte ſeines Handelns dem Leſer einen Blick in jene bewegte Seele zu öffnen, ihm die Antriebe und Nachempfindungen des immer ſtrebenden Mannes aufzuſchließen. Und ſo mag denn auch jetzt, was er in dem bedenklichſten und am ſchwerſten beſchuldigten Unternehmen — nach Goethe's Worten — irrte und ſtrebte, litt und lebte, ihn vor dem Leſer, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entſchuldigen oder entſühnen.

Eines nur, indem wir ihm nach Paris folgen, dür-

fen wir nicht unbeachtet laſſen, daß er nämlich durch die Einverleibung des Rheinlandes mit der fränkiſchen Republik keineswegs das fremde Volk durch vaterländiſches Gebiet erweitern, ſondern ausgeſprochen nur unſerm Deutſchland die neue bedrohte Freiheit zu ſichern ſuchte. Ausdrücklich erklärte er, daß er dem Willen des Volkes, nicht dem Intereſſe der franzöſiſchen Republik diene. Und wenn er ſich hier irrte, war es eben in der Vorausſetzung jenes Willens.

Die mainzer Convents-Abgeordneten trafen am Abende des 29. März in Paris ein. Schon folgenden Tags erſchienen ſie im National-Convent. Forſter las die Adreſſe mit dem Ausdrucke jener Empfindung ab, die ihm das beklagenswerthe Schriftſtück dictirt hatte, und ward von wiederholtem Beifallklatſchen unterbrochen.

Es verſteht ſich bei Franzoſen wohl von ſelbſt, daß der Antrag ſehr willkommen war. Die Einverleibung des von Cüſtine beſetzten Rheinlandes mit Frankreich wurde durch Acclamation decretirt. Deſto mehr verzögerte ſich die Ausfertigung der Beſchlüſſe. Doch wurden den durch die nöthigen Formalitäten aufgehaltnen Abgeordneten Tagegelder, und zwar ſpäterhin 18 Livres bewilligt, freilich in Aſſignaten vom herabgewürdigten Werth zu 100 für den Louisd'or in Gold, mithin ein Bettel, für die äußerſte Nothdurft zureichend.

Den erſten Beſuch erhielt das mainzer Kleeblatt von den Fiſchweibern mit Küſſen zum Glückwunſch, wofür dieſe bekannten Damen ſich ein Aſſignat von 23 Franken gefallen ließen.

Anfangs rechnete Forſter auf 14 Tage bis 3 Wochen Aufenthalt; dachte aber doch bald an längeres Verweilen und literariſche Arbeiten, die er dann vornehmen wollte; wozu ihm freilich die bisherigen Hülfsmittel abgingen. Inzwiſchen wollte er es ſich wohl dabei ſein laſſen, ſo in den Tag hinein zu leben, an nichts mehr gebunden, ſeine Fürſorge auf die mitgebrachten ſechs Hemden beſchränkt, aller ſanguiniſchen Hoffnungen ledig, umherſchauend, Eindrücke aufnehmend, und alles abweiſend, was ihm näher als erwünſcht kommen möchte. So hoffte er ſich immer unabhängig und gut gelaunt zu erhalten.

Warf nun der Mann, der ſich die für Deutſchland gewünſchte Freiheit ſo viel koſten ließ, ſeinen ſchwärmeriſchen Blick gleich beim Einzug in Paris auf die brennende Revolution: ſo erkannte er ſie ſchon am 31. März für etwas ganz andres, als die meiſten Menſchen darunter dächten. Aber der April ſollte ihm bald noch andre Wechſel der Anſicht und Stimmung bringen. Zwar die Überzeugung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf individuelles Glück, ſondern als Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlechte hervor zu bringen, betrachten müſſe, ſtand ſchon früher bei ihm feſt. Nun fand er aber das Volk zu wiederholten Malen von ſeinen eignen Leuten, — Generalen, Miniſtern — verrathen und verkauft, die Nation ſelbſt leichtſinnig und unbeſtändig, wie immer, ohne Feſtigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit, nur vom Enthuſiasmus der Idee ohne Gefühl der Sache, nur vom Schein edler Anregung getrieben. Doch gerade mit dem allen und in

dieſer Miſchung erſchien ſie ihm gemacht, große Dinge auszurichten und — vielleicht zu ihrer eignen Strafe — beſtimmt, die Märtyrer für das durch die Revolution zu erzielende Wohl abzugeben, wie früher die Deutſchen Märtyrer der Reformation wurden, indem ſie ſolche annahmen, und mit ihrem Blute bezahlten. Dagegen lagen jetzt die edeln Kräfte, die eine Revolution zum guten Ausgang führen konnten, in Verderben drohender Zerſplitterung, — auf der einen Seite Einſicht und Talente ohne Muth und Kraft, auf der andern eine phyſiſche Energie, die — von Unwiſſenheit getrieben, nur da Gutes wirken konnte, wo der Knoten zerhauen werden mußte.

Forſter's gutes Auge drang ſchnell in die Geheimniſſe der Intrigue, in das widerwärtige Labyrinth, worin ſich alles wand und wandelte, und die ahnungsvolle Beſorgniß trat ſchon an ihn heran, er könnte vielleicht, nach allen Leiden und Entbehrungen, ſeine letzten Kräfte einem Unding geopfert, und redlichen Eifers für eine Sache gearbeitet haben, mit der es ſonſt Niemand redlich meine, und die ein Deckmantel der raſendſten Leidenſchaften ſei. Er fürchtete ſich zu überzeugen, daß uneigennützige Freiheitsliebe nur eine Kinderklapper in der Hand Derer ſei, die jetzt das Schickſal der Nationen lenkten. Dieſe Angſt faßte er doch auch aus einem höhern Geſichtspunkte, als dem ſeines eignen verfehlten Beſtrebens. »Die Idee, ſchrieb er, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt ſeine Abſicht nicht durchſetzt, empört mich immer ſo ſehr, daß ich ſie mir von allem Glauben an

Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgesondert denken kann, und lieber an diesen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereitelt sehen möchte.«

Und hier erhob sich dann Forster auf den reinsten Standpunkt des Weltbürgerthums, indem er es aussprach, daß die politische Freiheit nur um des Wohles unserer Mitmenschen und Mitbürger willen wünschenswerth bleibe. Aus Überzeugung, daß sie deren höchstes Bedürfniß sei, schmerze es uns, wenn sie dieselbe nicht erwerben könnten, wenn Bösewichter sie ihnen entrissen, wenn sie selbst nicht Kraft genug hätten sie zu behaupten. Unmittelbar sei hier nichts zu thun; wohl aber ließe sich mittelbar — durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntnisse, durch Beförderung eignen Denkens und Erwärmen des Gefühls wirken, und — dies sei wohl die sicherste Weise für Deutschland.

Doch eben nach dieser Seite des vaterländischen Rheins, wohin er jetzt mit dem unbefangneren Blicke der Entfernung sah, umwölkte sich ihm nur allzufrüh der Horizont.

Die gelinde und heitre Witterung der letzten Tage des Februar und zu Anfang des März hatte die vereinten deutschen Streitkräfte zu früheren Unternehmungen aus ihren Winterquartieren gelockt. Die um Frankfurt gelegnen Truppen lagerten seit Mitte März um Kastel. An diese schlossen sich rechts und links die Preußen, die Sachsen und Hessen, alle unter dem Oberbefehle des Generals von Schönfeld. Am Tage vor Forster's Abreise von Mainz hatte der König von Preußen mit dem

Herzoge von Braunschweig eine beträchtliche Truppenmacht bei St. Goar über den Rhein geworfen, und drängte mit glücklichen Scharmützeln die Franzosen gen Bingen hinauf. Schon verließen die französischen Commissäre Mainz. Der dasige Convent hielt am 30. März seine letzte Sitzung, worin die Verlesung der Mitglieder ergab, daß elf derselben, und unter ihnen Professor Dorsch, heimlich entwichen waren.

Bald gingen die Preußen über die Nahe und Custine zog sich bis Landau zurück. Er theilte nun seine Truppen, indem er die Hälfte derselben, über 23,000 Mann dem General d'Oyré zur Vertheidigung von Mainz überließ. Die Stadt war gut verproviantirt, und wurde durch wiederholte, zum Theil sehr starke Ausweisungen eidweigernder Einwohner noch erleichtert. Der erste Ausfall der Franzosen nach dem rechten Rheinufer in der Nacht vom 10. zum 11. April mißlang. Die Stadt wurde nun auch von der Landseite eingeschlossen. Schon zeigte sich die nächste Zukunft für Mainz in einer flüchtigen Vorerscheinung. Der alte Kurfürst, — Primas auf der Flucht vor dem drohenden Feinde, war nun auch der Erste, den das Glück befreundeter Waffen herbeilockte. Er kam über Frankfurt, hier von zahlreichen Anhängern mit frohlockenden Thränen empfangen, und über Oppenheim in's Lager des Königs von Preußen zu Guntersblum. Unter Glückwünschen legte er die Schonung der Stadt und die Rache an den Freiheitsschwärmern der Majestät an's Herz; worauf er einstweilen nach seinem sichern Erfurt zurückeilte.

Bekanntſchaften.

Den betrübenden und beſorglichen Nachrichten aus Mainz hielten die neuen und nächſten Eindrücke von Paris ein beruhigendes Gegengewicht. Das erſte Grün der Bäume erquickte Forſter's Herz und Auge; neue Bekanntſchaften zogen ihn an mit jenen Reizen des Umgangs, wofür er ſo empfänglich war. Politiſcher Parteinahme abgeneigt und müde, hielt er ſich von den Mitgliedern des Convents entfernt. Nur zu Condorcet, dem berühmten Mathematiker und Philoſophen, ließ er ſich vom jungen Güſtine bringen. Er wohnte in Auteuil, und kam nur zu den Conventsſitzungen nach Paris. Auch Thomas Payne, der verdorbne engliſche Schnürbruſtmacher und beſſer gerathne Schriftſteller, war, obgleich ein Fremder, damals noch Convents-Mitglied; allein der Verfaſſer von Common sense und von the rights of men hatte für Forſtern, weder durch ſeine geiſtreichen Züge und feurigen Augen in glührothem, finnigem Geſichte, noch durch die Launenhaftigkeit ſeines Egoismus etwas Anziehendes, und blieb ihm nur in ſeinen Schriften genießbar.

Deſto lieber gewann Forſter den umgänglichen Einſiedler, Grafen Schlaberndorf, der auch Thereſen von ihrer Schweizerreiſe mit Onkel Blumenbach aus Zürch her kannte, — jetzt ein Vierziger und in Forſter's Augen »ein ſehr kluger, einſichtvoller Demokrat von

reifer Erfahrung und bei viel Kenntniſſen von unendlicher Beſcheidenheit, edel von Charakter, rein und gut von Herzen, nicht brillant von Kopf, aber reich, hell und richtig denkend, der practiſcheſte Philoſoph.«

Bei dieſem traf Forſter auch den bekannten Oelsner, und bezeichnete ihn als einen Mann, der in Paris ganz zu Hauſe, und des richtigen Ausdrucks und Kunſtwortes für alles, ſo wie des Converſationstones mächtig ſei. Er bewunderte deſſen echt franzöſiſche Leichtigkeit in artigen Bemerkungen, und entdeckte, daß er bei den Damen — joli coeur war.

Auch mit Leuchſenring kam er zuſammen, der früher mit ſeinen Briefſchatullen zum Kreiſe der Frau von Laroche gehörte, jetzt aber mit ſeiner Frau, dem ehemaligen Fräulein von Bielefeld, Noth litt, daß es zum Erbarmen war.

Wir übergehen andre, weniger bekannte Deutſche und Polen, mit denen Forſter verkehrte, ſo wie auch das Haus des reichen und weithin thätigen Banquiers Le Coulteux, wo er in gebildetem Kreiſe willkommen war, ferner den freundlichen Bibliothekar Chamfort und den berühmten Verfaſſer von Paul et Virginie, Bernardin de St. Pierre, und kommen zur ſchottiſchen Familie des Mr. Chriſtie, der mit Beifall über die franzöſiſche Revolution ſchrieb. Hier war Forſter für jeden Abend eingeladen, und fand außer der Frau und Schweſter Chriſtie's die engliſche Schriftſtellerin Mrß. Wolſtoncraft und die Dichterin Miß Williams. Der ruhige Freiheitsſinn dieſer engliſchen Familie that unſerm mainzer Abgeordneten wohler, als der

Fanatismus der Franzoſen, denen über dem kalten Herzen nur der Kopf glühte, während bei jenen Freunden kalte Überlegung ſich mit warmer Empfindung verband.

Wie er hier gern geſehen war, ſcheint er beſonders für die Schweſter, Miß Chriſtie, eine freundliche Aufmerkſamkeit gezeigt zu haben. Sie hatte, nach ſeiner Schilderung, viel Sanftes und ſtill empfindend Vernünftiges, ſprach mit Theilnahme von allem ſehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil mit Imagination und Gedächtniß. Etwas ſchwächlich von Geſundheit, las ſie gern, ſang ein wenig, wiewohl nicht zum Beſten, ſpielte ein paar Noten, ging gern in die Komödie und ſpazieren, und ließ ſich ohne alle Ziererei und Eigenſinn den Hof machen; obgleich ſie mit einem jungen in England abweſenden Franzoſen eine Herzensangelegenheit hatte, die jedoch nicht nach dem Sinne der Familie war.

Später machte Forſter noch zwei etwas anrüchige Bekanntſchaften von ſehr entgegengeſetztem Eindruck auf ſein Wohlgefallen. Eine war der aus ſeiner vielgeleſenen Lebensgeſchichte bekannte Staatsgefangne von Trenk. »Eine Eitelkeit und zur Gewohnheit gewordne Aufſchneiderei, eine zurückſtoßende Fühlloſigkeit, ein ſchmutziger Eigennutz, ein Gemiſch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem ſonderbaren Feuer des Kopfes und Temperaments« machten ihn dem Beobachter ſehr unangenehm.

Deſto intereſſanter war ihm die aus der Revolutionsgeſchichte bekannte Theroigne de Mericourt, von der er ſeiner Thereſe eine ſehr anziehende und umſtändliche Schilderung gab.

Obgleich der verlaßne Mann einmal klagte, er habe kein Wohlgefallen an den Menschen, und wisse selbst nicht, wie der Tag ihm unter den Händen verschwinde: so scheint in jener Aufregung der Zeit und des eignen Gemüths doch der Umgang mit gleichgestimmten Menschen noch mehr Bedürfniß für ihn gewesen zu sein, als die Theilnahme an den öffentlichen Vergnügungen, und selbst als der Genuß, den die Kunstschätze und wissenschaftlichen Anstalten in Paris so reichlich darboten. Zwar das Theater verschmähte er nicht ganz, wie er denn in Gesellschaft seiner englisch-schottischen Freundinnen Gluck's Iphigenie in Tauris sah, und sich sogar am Ballet: »das Urtheil des Paris« entzückte. Doch auch hier blieb sein Gemüth nicht ungetheilt: er dachte an seine Mädchen, die er zu diesen wunderbar schönen Scenen, bezaubernden Gegenden und Göttererscheinungen aus Neufchatel herbeiwünschte.

Überhaupt waren seine Gedanken jetzt öfter und auf's Innigste bei seinen Kindern; wozu ihn wohl nicht bloß die Trennung, sondern vielleicht noch lebhafter jene Erlebnisse trieben, die ein an dauerndem Aufruhr und verunglückenden Bestrebungen ermüdetes Herz nach dem stillen, traulichen Paradiese der Kinderwelt ziehen.

Außer jenen Empfindungen lös'te sich der Bühnengenuß leicht auch in Reflexionen über die Franzosen auf. Und wie er während des Ballets den jungen Vestris in der Grazie und Eleganz seiner Bewegungen bewunderte, ohne vergessen zu können, daß er ein schlechter Kerl und aufgeblasener Narr sei: so traute er nur dem Leichtsinn der Franzosen die Gabe zu, in solchen Dingen die ganze

Energie ihres Weſens dergeſtalt zu entwickeln, daß ſie für alles übrige nichts ſeien, und ihre Humanität null bleibe. Denn auch an ihren Schauſpielern würde man ſich irren, meinte er, wenn man an den geſchickteſten, ſobald ſie keine Rolle ſpielten, noch eine angenehme Menſchheit zu genießen hoffte.

Das Pantheon durfte nicht unbeſucht bleiben, um ſowohl das Gebäude zu bewundern, als an den Särgen Voltairs und Lepelletiers eine ſchauervolle Herrlichkeit zu empfinden.

Wie ſehr die Revolution bereits den Charakter der Pariſer umzuſtimmen anfing, fiel Forſtern beſonders in Verſailles auf, wohin er am Pfingſtfeſte nach dem Mittageſſen bei Banquier Le Coulteux mit dieſer Familie gefahren war, die Waſſer ſpringen zu ſehen. Ein erſtaunlicher Zuſammenfluß von Menſchen erregte des Freundes Staunen durch ihr ſtilles, ernſtes, ehrbares Benehmen am Orte und auf dem Heimwege, wo ſich die zahlreichen Fußgänger mit Weißdorn, Ginſter und ſonſtigem blühenden Strauchwerke ſchleppten. Forſter erkannte gar nicht mehr ſein ſonſt ſo ausgelaßnes Völkchen, dieſen peuple qui danse et qui chante —

Doch nicht bloß bis Pfingſten, bis in den tiefſten Sommer hinein finden wir unſern mainzer Abgeordneten in Paris. Hatten ſich anfangs die nöthigen Formalitäten wegen der Aufnahme der Rheinprovinz in die Republik verzögert: ſo ſchwebte nun dieſe Eroberung wieder in der Luft, oder ſtand vielmehr auf dem Spiele der

Belagerungswürfel und auf dem beliebten mainzer Losungsworte: Wer uns gewinnt, der hat uns!

Überdies waren Forstern auch bereits im April Aussichten zu einer andern Bestimmung von Lebrün, dem Minister des Auswärtigen, gemacht worden. Die Rede war vorerst von einer Versendung in die nördliche Provinz mit noch unbestimmten Aufträgen. So lebte er denn in Erwartung, unter tausend Unannehmlichkeiten seiner Wohnung und des Mangels an gewohnter häuslichen Bequemlichkeit wenigstens gesund und die Hitze gut vertragend. Obschon er aber so ziemlich auf das Umherschlendern angewiesen war, und nur der Zerstreuung halber auch noch das Speisen an einer öffentlichen Tafel dem Tisch in einem Bürgerhause vorzog: so konnte er doch dem eigentlichen pariser Flaniren auf die Dauer keinen Geschmack abgewinnen. Sah er sich dann nach Beschäftigung um: so traten ihm aus allen Ecken schwermüthige Betrachtungen entgegen. — »Nach so vieljähriger angestrengter Arbeit ist mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeschlagen, — klagte er — und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne Aussicht bin. Ich habe mich anheischig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde. — — Gelehrtes Verdienst, und selbst die Talente des Geschäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick am stärksten ist, verdrängt. Kurz,

zum erſtenmal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich ſtehe ſo verlaſſen da, wie ein Kind, das keine Kräfte hat, ſich ſelbſt zu ernähren.«

Da tauchte der Gedanke an Indien wieder auf. Die alte Luſt des Weltfahrens regte ſich noch einmal. Und ein Mann, der alles verloren hat, — wie aufgelegt fühlt er ſich nicht, auf Entdeckungen auszugehen! Jetzt aber reizt es nicht mehr, die Provence das Languedoc auf einem Eſel zu durchreiten: je lauter um ihn her die Revolution ſtürmt, je tiefer er in den Abgrund der Hoffnungsloſigkeit blickt, deſto weiter hinweg ſehnt er ſich. Von der Höhe ſeiner Verlaſſenheit mißt er den geographiſchen Breitegrad ſeiner Sehnſucht. Faſt möchte man ſagen, die ängſtliche Unruhe habe ihn befallen, die den dem Sterben nahen Leidenden mit dem Traume von einer großen Reiſe aus ſeinem Bette treibt. — »Könnt' ich 1 bis 500 Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur 30., ſchrieb er im Juni an Thereſen, ſo lernte ich hier Perſiſch und Arabiſch, und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heim zu bringen, und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen.« — Er kam wiederholt auf dieſen Wunſch zurück und meinte, wie leicht es zwanzig Freiheitsfreunden in England werden müßte, wenn jeder eine Kleinigkeit beitrüge, einem Manne zu helfen, der ſeine ganze bürgerliche Exiſtenz der Freiheit, wenn auch unter irriger Vorausſetzung, aufgeopfert habe. Er malte ſich die wiſſenſchaftlichen Gewinnſte, die neuen Gegenſtände und Bilder, die Bewegung und Beſchäftigung, ja das Ungemach und die Gefahren aus, — was alles

zuſammengenommen unfehlbar für ſein verletztes Gefühl heilenden Balſam gewähren würde.

Abbruch und Ächtung.

Von dieſen weltfahrenden und abenteuernden Gedanken ſuchte ihn Thereſe durch eine allernächſt liegende Aufgabe abzubringen. Sie foderte ihn auf, die Geſchichte dieſer Tage zu ſchreiben, wozu er freilich am wallenden Strudel der Ergebniſſe ſtand. Sie mag dabei mehr an ſeine Muße und Muthloſigkeit, als an die Sache gedacht haben, an der er ſich bethätigen ſollte. Auch kannte ſie den Anfang einer »Geſchichte der mainzer Revolution« nicht, die Forſter unter der Feder hatte; ſonſt hätte ſie ſich bald überzeugt, wie wenig ein Mann, der mit ſchwankendem Herzen auf den Wogen einer ſtürmenden Zeit treibt, die Geſchichte derſelben zu ſchreiben gemacht iſt. Auch lehnte es Forſter ab. — »O ſeit ich weiß, antwortete er, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommnen Menſchen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen und weiter gehen: aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne.«

Eine wunderliche Betrachtung, die Forſter an dieſe Entrüſtung knüpfte, über Freiheit und Gleichheit als das Ziel Derjenigen, die mit Vernunft herrſchen wollen, führt ihn zu der Prophezeihung, daß der Welt noch die eiſernſte aller Tyranneien drohe, — die Herrſchaft der Vernunft, ein größeres Unheil, als Brand und Überſchwemmung, jener Vernunft ohne Gefühl, wie ſolche nach den Merkmalen der Zeit uns bevorſtehe, bis einmal eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beſchäftigungen, Wünſche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen dieſen Revolutionen hervorkeime und ein Reich der Liebe beginne, wie es ſich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten.

Anders, als die Geſchichtſchreibung ſah Forſter bald darauf die Redaction einer Zeitung an. Man trug ſich damit, eine ſolche in deutſcher Sprache herauszugeben. Er betrachtete ſie ſcherzweiſe als eine Maitreſſe, die er ſich halten wollte, um ſeine Launen ein wenig zu zerſtreuen. Nachdem er in ſeiner entſchloßnen Weiſe eine Ankündigung raſch entworfen und dem Miniſter zur Genehmigung vorgelegt hatte, blieb es vorerſt beim Projecte.

Hatte er nun mit der Zeitungs-Maitreſſe kein Glück: ſo bot ſich ihm eine Buchdruckerei — zur Frau an. Der Vorſchlag kam von Herrn Chriſtie und deſſen Frau, und war für die Direction einer Buchdruckerei in England berechnet. Der Gedanke ſprach Forſtern an; doch merkte er bald, daß eine Heirath unter der Preſſe war, — mit Miß Chriſtie, dem artigen Mädchen, das hinter dem fernen Geliebten einer ſogenannten Vernunftheirath nicht

geradezu abgeneigt ſchien. Daraus konnte natürlich nichts werden, und ſo blieb Forſtern nur der Gewinn, daß er nach offner Darlegung ſeiner Denkungsart fortan mit ſeinen Beſuchen für abſichtlos galt, und deſto freier von ſich und ſeinen Leiden ſprechen konnte.

Während nun dergeſtalt die franzöſiſche Revolution ſich vergebens bemühte, ihrem deutſchen Glaubenshelden und beginnenden Diſſidenten eine neue Zukunft zu begründen, brach mit deſto mehr Glück die deutſche Reaction ſeine mainzer Exiſtenz ab.

Die Belagerer rückten der Stadt immer näher. Hier ſtieg ſchnell die Theuerung, während die Exportationen, beſonders ſämmtlicher Stadtarmen, noch immer die Einwohnerſchaft lichteten. In dem Grade, als innerhalb Mainz die Angſt zunahm, wuchs außerhalb der Haß der Ausgewanderten und Ausgewieſenen, die zu Wiesbaden, Frankfurt, Aſchaffenburg, Mannheim und Milteberg angeſammelt, ſich auf ihre Rückkehr ſpannten. Dazwiſchen wechſelten mit wechſelndem Glücke die Ausfälle der Belagerten und die Angriffe der Belagerer, bis am 27. Juni die Deutſchen mit Bomben und feurigen Kugeln Ernſt zu machen anhoben, Häuſer zerſchmetternd und Paläſte in Brand ſetzend. Das Bombardement wiederholte und ſteigerte ſich ſo ſchreckhaft, daß in ſechs Nächten über 50 Gebäude in Schutthaufen zuſammen brachen. Die Verzweiflung der Einwohner, die zu wehren und zu retten ihre Tage und Nächte verbrachten, wurde nur überboten von dem Entſetzen der Ausgewieſenen, die von fern nur ohnmächtige Zuſchauer einer grauſenhaften

Zerſtörung abgaben, mit welcher, gleich den Einwohnern, zu kämpfen ihnen noch ein Troſt, eine Erleichterung ſchien.

Forſter blieb in Paris nicht ununterrichtet über die Einzelnheiten jenes Unglücks. Er hatte ſchon früher einem jungen Manne, der in der Adminiſtration unter ihm diente, den Auftrag zukommen laſſen, ſeine Papiere einzupacken, und in Sicherheit zu bringen. Bei allem Vertrauen auf die gute Ausführung dieſes Auftrags mochte er ſich doch darüber nicht täuſchen, daß gar manches von ſeinem häuslichen und geiſtigen Beſitzthume in Bruch und Brand aufgehen werde. Doch wandelte ihn deſſen kein Kleinmuth an. — »Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich ſehen, ſchrieb er an Thereſen. Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schuſtergaſſe, Judengaſſe, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unſere Reihe Häuſer — ſteht ſie oder brennt ſie? Ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! Das iſt die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! Dieſer unſelige Mann, der ſein Land, ſeine Stadt, ſeine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeize, ſich in die franzöſiſchen Angelegenheiten zu miſchen, aufopfern konnte, — was hat er nun davon? — — Wie hat das Schickſal für uns geſorgt, daß es uns herausriß, und Tauſende müſſen jetzt ſchmachten! Was iſt der Verluſt aller unſerer Habe gegen das unbeſchreibliche Elend!«

Doch wie geborgen in der Entfernung von Paris und Neufchatel er ſich und die Seinigen wußte: war er doch für ſeine Perſon bei jenem Mißgeſchicke von Mainz nicht in Vergeſſenheit gekommen. Auf ſeinen Kopf wa-

ren hundert Dukaten geſetzt worden. — »Nur hundert Dukaten? rief Forſter aus. Der arme Schelm von einem General, da er nicht beſſer weiß, was ſo ein Kopf werth iſt. Ich gäbe keine 6 Kreuzer für den ſeinigen. Es iſt nicht aller Tage Abend und vielleicht ſprechen ſich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen.«

Einſtweil beſchäftigte ſich der ſo taxirte Kopf mit der Erinnerung an die mainzer Revolution und an ſeinen Antheil dabei. Der Anfang war, wie wir ſchon bemerkten, bereits niedergeſchrieben, aber keineswegs zur Zufriedenheit des viel zu unruhigen Hiſtorikers. Ein ſolches Kind des Kummers, meinte er ſelbſt, ſei natürlicherweiſe ein Krüppel.

Kränkender als jene preußiſche Ächtung war für Forſter eine Äußerung des Herzogs von Braunſchweig, — jenes beſten Menſchen, der nebenher auch Fürſt iſt, — wie Forſter damals in dankbarer Empfindung geſchrieben hatte: »Von Forſter begreife ich's nicht; denn der hatte ja zu leben.« An dieſem fürſtlichen Worte empfand Forſter die ganze Erbärmlichkeit der gewöhnlichen hocharistokratiſchen Anſicht von den Motiven auch der edelſten Freiheitskämpfer. »Folglich, rief Forſter aus, wenn man zu leben hat, und ſein Vermögen auf's Spiel ſetzt, darf man ſich nicht beklagen, ſondern muß ſich mit ſeinen Grundſätzen tröſten, wenn man es verliert.« — »Ich ſitze und lache zu allem, ſchrieb er an Thereſe. Toller, als es mir ging, kann's doch nicht wieder gehen, denke ich, und ſo harre ich des Schickſals; es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zu Grund gerichtet kann ich nicht werden, denn ob mich der Na-

tional-Convent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, iſt alles Eins.«

Und ſchloß dieſen Brief vom 13. Juli mit den Worten: »Heut vor 21 Jahren ging ich zu Schiff mit Cook.«

Welche Erinnerung in ſeiner jetzigen Lage! Welches vingt-un, welches Einundzwanzig ſeines Lebenshazardſpiels!

Thereſens Einrichtung.

Mit den pariſer Erwartungen und der mainzer Entſagung Forſter's verknüpfte ſich eine innige, herzliche Beziehung zu Neufchatel.

Thereſe, wie wir wiſſen, lebte auf dem Landſitze des Herrn von Rougemont mit einigen franzöſiſchen Emigrirten in Penſion. Der Widerſpruch täglichen Umgangs mit Royaliſten und des brieflichen Verkehrs mit einem jacobiniſchen Gatten legte ihr viel Zwang und Vorſicht auf. In dieſer Lage hatte ſie Urſache vor einem Beſuche Forſter's zu bangen: ihre Freiſtätte wäre geſtört worden.

Forſter, obgleich früher ſelbſt von politiſchen Antipathien in Mainz heftig genug gerüttelt, wollte nun doch über dieſe ſchweizer Spannungen ungeduldig werden. Indeß blieb ihm ja zu einem ſo erſehnten Wie-

derſeben der Seinigen noch immer Lauſanne, Genf oder Pontarlier unverkümmert.

Jene ungünſtige politiſche Atmoſphäre übte indeß keinen Einfluß auf Thereſens Anſichten, brachte kein — Wechſelfieber in ihre politiſche Geſinnung. Sie berief ſich gegen Forſter darauf, daß ja ihre Freiheitsliebe älter, als die franzöſiſche Revolution ſei. Nur den Verluſt des deutſchen Bürgerrechts empfand ſie tief; worüber Forſter ſie zu beruhigen ſuchte, indem er ihr auch nach ſolchem Verluſte eine befriedigende Zukunft betheuerte. Mit Wärme ſprach er von den Vorzügen der Geiſtesfreiheit und jenes hohen Unabhängigkeitsgefühls, das ſie beide durch Erziehung, Umſtände, Laufbahn und Auszeichnung vor ſo vielen Deutſchen voraus hätten. — »Weisheit und Glück ſind unverträgliche Dinge, ſchrieb er einmal, wenn die Weisheit nicht ihr eignes Glück in ſich hätte, wobei man ſich allenfalls noch in die Schickſale der Welt finden kann. Laß uns nur ſorgen, die Einfachheit und Reinheit unſerer Gefühle zu erhalten, damit wir unſere Empfanglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigſten Tagen eine unſchätzbare Summe froher Augenblicke des ſchönſten Naturgenuſſes. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unſeres Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmeſſer von einander trennte, wären wir mit ſolchen Grundſätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unſers Gleichen weit und breit nicht antreffen können.«

Nur Thereſens oft angegriffne Geſundheit machte

ihm Sorge. Ihren Briefen ſah er ſtets mit Verlangen und, wenn ſie ausblieben, mit Angſt entgegen. Hierin fand er ſich in ſeiner Umgebung nur von Miß Chriſtie theilnehmend verſtanden.

An den Kindern hing er, wie ſchon erwähnt, mit den zärtlichſten Gedanken, und labte ſich an jeder kleinen Nachricht als Erſatz der Trennung von ihnen. Er beruhigte die Mutter über des ſonſt ja doch ganz hübſchen Röschens erfrorne Händchen, und freute ſich, daß Kläre ein trefflicher Tartar werde, und eine rechte Portion Volksſouveränetät mit beiden Backen behaupte. Wie gern hätte er Geſchenke und Unterſtützung geſchickt, wäre er nur ſelbſt nicht in der gedrückteſten Lage geweſen! Doch übermachte er mit Reiſegelegenheiten 25 Livres und Kleinigkeiten für die Kinder, ſo wie für Thereſen ein Kleid von Sirſacá, einem Zeuge, das hübſch und beſcheiden zugleich ſei.

Gegen den Sommer kam endlich jene Verabredung zur Ausführung, die bei Thereſens Scheiden aus Mainz von Forſter im Allgemeinen gutgeheißen war. Huber hatte ſich nach ſeiner Zurückberufung in Dresden überzeugt, daß ſein Vorhaben, für die Freundin und Forſter's Kinder zu leben, ſich zumal bei dem mit Forſter's Namen verbundnen Begriffe des Jacobiners, mit keinem Staatsdienſtpoſten vertrüge. Er hatte daher mit einer berliner Buchhandlung einen Vertrag abgeſchloſſen, der ihm bei ökonomiſcher Einrichtung ſein bisheriges Einkommen auf literariſchem Wege ſicherte, und kam jetzt nach Neufchatel. Die Einrichtung, die ſie ſich hier geben wollten, war zwiſchen ihm und Thereſen brieflich ver-

abredet, und Forſter, im Juli davon in Kenntniß geſetzt, billigte alles.

So ahnet der Menſch oft nicht, daß es die Fäden der Zukunft ſind, die ſich um ihn anſpinnen, zu einem Gewebe, auf deſſen Muſter ſein Bild und Namenszug bereits ausgetilgt iſt!

Wie Forſter um dieſe Zeit und mit Bezug auf ſeine und Thereſens Lage über moraliſche Verhältniſſe überhaupt dachte, erſehen wir aus einer brieflichen Betrachtung über die Kaiſerin Katharina. Wie man nämlich eine über das bürgerliche Recht hinausgehende hohe Politik zugeſteht, nahm er, ſo zu ſagen, auch eine höhere Moral, oder vielmehr eine privilegirte moraliſche Ariſtokratie an. — »Du weißt ja, ſchrieb er an Thereſen, daß gewiſſe Dinge für gewiſſe Menſchen unmöglich mehr Das ſein können, was ſie dem engbrüſtigen Moraliſten ſind. Ich bin überzeugt, der Menſch auf einer höhern Stufe der Bildung darf thun, was Andre nicht thun dürfen.«

Die neue Lebenseinrichtung Thereſens war folgende:

Sie hatte den Landſitz des Herrn von Rougemont verlaſſen und ein kleines Gemach bei der Witwe eines Schloſſers in Neufchatel, dicht am See, genommen. Huber miethete ſich am obern Ende der Stadt ein. Er ſpeiſete in einem Gaſthofe, Thereſe kochte mit der alten Magd. Morgens ließ Huber, zur Unterbrechung ſeiner frühen Arbeiten, durch den Bedienten das neunjährige Röschen zu einer Schreibſtunde abholen, und gab ihm dann für die Mutter mit, was er gearbeitet hatte. Um

zwei Uhr fand er ſich bei Thereſen ein, ſie und die Kinder zum Spaziergang mitzunehmen, arbeitete darauf wieder bis Abends 7 Uhr, da er denn zum Thee kam, und den Abend blieb. Da wurde nun auch die Arbeit beſprochen, mit der ſich die Freundin inzwiſchen bekannt gemacht hatte.

War Thereſe ſchon früher von engherzigen Menſchen ihrer Umgebung mit politiſchen Augen ſcheu angeſehen worden: ſo entzog ſie ſich jetzt, in dem unklaren Verhältniſſe zu einem Freunde, lieber gänzlich dem geſelligen Verkehr. Um ſo leichter hofften beide Vertraute mit Sparſamkeit auszukommen; wobei Thereſe ſich entſchloßner, als Huber, er ſich kindlicher, als ſie erwies, — der alte Liebling der Götter. Er arbeitete neben ſeinen eben unternommenen — »Friedens-Präliminarien«, zu denen Forſter Beiträge anbot, an ſeiner dramatiſchen »Juliane.« — Auch Thereſe verſuchte ſich jetzt mit der ſchriftſtelleriſchen Feder. Sie ſelbſt geſteht, daß es bei ihr mit der Orthographie und Grammatik ſcheu ausgeſehen habe, und die Anfänge überhaupt ſo jämmerlich ausgefallen ſeien, daß Huber ganze Seiten habe durchſtreichen müſſen. Doch kam bald Eins zu Stande. Ob abſichtlich, oder durch unbeachteten Zufall bezüglich gewählt, war es Louvets Divorce necessaire. Thereſe unternahm es bei der Überſetzung zugleich, dem Roman einen fehlenden Schluß zu geben, und ſetzte Hubern durch die Leichtigkeit ihres Stils in Erſtaunen; ſo daß eigentlich die ſchriftſtelleriſche Meiſterſchaft einer freiwillig Geſchiednen mit dem Schluſſe der Erzählung von einer nothwendigen Scheidung ihren Anfang nimmt.

Aber auch in dieſer Zurückgezogenheit mag das befreundete und freilich auch liebende Paar den ſtrengen oder ſchiefen Urtheilen der zwiſchen dem See und dem Jura eingeklemmten Societät nicht entgangen ſein. Wenigſtens fand ſich Forſter durch Thereſens Briefe veranlaßt, ſie deshalb zu beruhigen und zu erheben. — »Das Erſte iſt immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns ſelbſt,« rief er ihr zu. Darnach ſei uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn ſie gerecht genug ſind, uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwangloſen Genuß unſerer natürlichen Freiheit; nur müſſen ſie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit ſie ſich ſo jämmerlich belaſtet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches ſo ſelten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Übergehung der kalten Gewohnheitsverhältniſſe nicht zu theuer erkaufen. — — Kinder, ſucht glücklich zu ſein, ſo daß ihr es immer bleibt, das iſt, behaltet eure ganze Empfänglichkeit unter Aufſicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit eurer Gefühle prüfe!« —

Ängſtlicher war er um Thereſens ſchwankende Geſundheit. Sie litt von der Hitze des Sommers, und hatte die Stimme verloren. Forſter fürchtete deſto mehr vom nächſten Winter. Er bat ſie um mehr Sorgfalt auf ſich ſelbſt, und wie rührend ſind ſeine Empfindungen.

»Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkſt. So lang kennen wir uns nicht umſonſt, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte.

— — Mein Herz leidet nicht mehr für die Welt; sie ist es nicht werth; es leidet nur für Diejenigen, die es verdienen, daß man für sie leide.«

Nachdem unser mainzer Abgeordneter mit angeblichen Aufträgen nach der nördlichen Grenze lange hingehalten worden, erhielt er solche wirklich. Ehe er aber Paris verließ, erlebte er ein betrübendes Ereigniß und eine beunruhigende Neuigkeit. Diese betraf Mainz. Unter unaufhörlichen Haubitzen- und Feuerkugeln, unter wiederholten Angriffen der Schanzen und Annäherung in dritter Parallele hatten die Belagerer endlich am 22. Juli Mainz zur Übergabe gezwungen. Am 26. schrieb Forster: »Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wohl verursachen mag; aber ich fühle mich zerrissen, wenn ich das Schicksal der unglücklichen Einwohner erwäge. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten oder, was ärger ist, verschmachten müssen.«

Seine Papiere gab er halb und halb verloren, mit denselben aber auch seine literarische Zukunft. Bei allem Muth empfand er diesen Verlust am hintersten; wobei er gerade an Diejenigen dachte, die — wenn er alles verloren habe, an ihm noch zu verlieren hätten. Und über sich selbst mußte er verwundert den Kopf schütteln, so mit einem Mal um seine ganze Wirksamkeit gekommen zu sein, und nach einer Existenz gedrängt zu werden, die sich bloß auf einen ununterbrochnen Widerstand gegen die ganze auf ihn einstürmende Macht des Schicksals beschränkte. »Ich bin so sehr belagert wie Mainz,« rief er dann sich ermuthigend, — ich habe so starke Aus-

falle gethan und ich glaube, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde.«

Und so behielt er auch noch innige Theilnahme an dem Ereigniß das seinen Mitabgeordneten Lux betraf. Dieser war am 21. Juli gefänglich eingezogen worden, weil er aus Unvorsichtigkeit oder Schwärmerei das Frauenzimmer hoch gepriesen, das mit wunderbarem Muthe den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hatte. Er war von dem Mädchen ganz hingerissen, so daß er schon seit acht Tagen fast keine Nahrung zu sich genommen, und an dem Gedanken, für seine Heldin zu sterben, sich entzückte. Auch abgesehen von eigner Gefahr, die unter den Umständen drohte, mußte sich Forster überzeugen, daß es ganz unmöglich sei, etwas für den Unglücklichen zu thun. Aller Versuchung dazu, so wie der beunruhigenden und bedenklichen Nähe entzog ihn denn jetzt auch seine amtliche Sendung. Er hatte schon früher die neue Constitution in's Englische und Deutsche zu übersetzen bekommen, und ging nun mit neuen Aufträgen des Ministeriums nach Cambrai.

Welche niederdrückenden Betrachtungen ihn auch begleiteten, welche Trauer über alle, die durch die Revolution zu Grunde gingen oder sittlich verdarben: die Idee und Bestimmung der Revolution selbst konnte er doch nicht aufgeben. — »Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit im großen Kreise menschlicher Schicksale, lautete sein Bekenntniß, — glaube, daß sie nicht nur sich ereignen mußte, sondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andre Entwicklung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Ich erwarte für Frankreich lang

keine Ruhe und kein sogenanntes Glück der Einwohner. Es ist, als sollten die Menschen, die zu sehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbestand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder, von allem Äußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieser Gährung sich noch zerarbeiten.«

Mit solchen Betrachtungen traf er den 1. August in Cambrai ein.

Müßige Mission.

Hier wimmelte alles von Soldaten und erinnerte den Ankömmling an seine letzte mainzer Zeit. Vier Meilen weiter, in Valenciennes, stand der Feind, — englische und hannoversche Truppen des Herzogs von York: eine halbe Meile diesseits, nach Paris hin, war alles ruhig, wie im tiefsten Frieden. Forster hatte zum Gefährten oder nach dem damaligen System des Mißtrauens — zum Aufseher seines Geschäftes einen zwar rechtlichen, aber trocknen, schweigsamen Mann, mit welchem er auf ein kleines, unfreundlich-schmutziges und durch ihr Gepäck noch beengtes Zimmer des Gasthofes beschränkt war. Die Stube war ohne Möbel, aber das Bett nicht ohne Wanzen. Thee, Kaffee und Zucker waren nicht mehr zu haben, und Butter zum Frühstückbrot eine besondere

Gunſt des Wirthes. Die Küche war auf unverwöhnten Appetit eingerichtet. Der Ort abſcheulich, die Einwohner, ein fatales Gemiſch des Unangenehmen von Franken und Flamländern, im Elemente des Schmutzes lebend, ließen Forſtern nur die tröſtliche Hoffnung, daß ſein Geſchäft nicht von Dauer ſein werde. Die flache Umgegend war nicht ohne den Reiz ſchöner Ulmen-Alleen, die längs der Kanäle hinliefen. Aber der Anblick einer eben umgehauenen und die Gefahr für die übrigen erinnerten ihn immer wieder an die Verwüſtung in Mainz.

Forſter's Sendung betraf die Auswechslung engliſcher gegen franzöſiſche Gefangne. Ehe aber noch eine Antwort des feindlichen Befehlshabers eintraf, mußten unſere Commiſſäre, um von den anrückenden Engländern nicht eingeſchloſſen zu werden, Cambrai ſchnell verlaſſen. Sie ſetzten ſich in Arras, wo ſie es auch im Gaſthof viel beſſer fanden. Allein auch dieſer größere und ſchönere Ort bot daſſelbe Bild des Elends und Mangels. Die Kriſe der fränkiſchen Freiheit nahte heran. So ſehr indeß Forſter die Schuld ſo vieler Übel den Privatleidenſchaften beimaß, die das Schickſal des ganzen Volkes auf's Spiel ſetzten, konnte er doch nicht darüber hinaus, daß der Menſch einmal ohne Leidenſchaften nichts ausrichte, und daß alle Beweggründe zum Handeln wegfallen, wenn die Triebfedern nicht hoch geſpannt ſeien. Darum hielt er auch trotz aller Monſtroſitäten, die mit heftigen Leidenſchaften verbunden ſind, an der Meinung, daß die republikaniſche Verfaſſung derzeit unterſtützt und erhalten werden müſſe, nicht weil ſie mehr Glück als jede andre bringe, ſondern weil ſie den Geiſteskräften

einen neuen Umschwung, eine neue Entwicklung und Richtung gebe; nachdem einmal gerade die Schule des Handelns und der Erfahrung für die Mehrzahl der Menschheit durch die jetzige monarchische Verfassung gänzlich eingegangen sei. In dieser seien ja selbst jene Antriebe zu großen Handlungen und zu mannichfaltiger Übung der Kräfte, welche der Ehrgeiz, die Habsucht und der Sinnengenuß auf leidenschaftlicher Höhe herbeiführten, nur auf eine geringe Anzahl von Menschen beschränkt. Am Ende liege doch alles daran, daß die Bedingnisse, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Wesen handeln, vermannichfaltigt werden.

Die Briefe aus diesem geschäftlosen, abwartenden und doch unheimischen Aufenthalt verrathen auf jeder Seite den beschauenden, nachdenklichen Mann. Wie er sich hier unbehaglich fühlte, und jeder Tag ihm Frankreich mehr und mehr verleidete, ward die Frage seiner Zukunft ungestümer in seinem Gemüth. Sollte er nicht in der Schweiz Fuß fassen können? Wäre es nicht möglich, mit dem jungen Brand, wenn er ihm einen englischen Paß verschaffte, nach Italien zu reisen, und die Kosten aus dem herauszugebenden Tagebuch zu bestreiten? Und ginge denn dies und alles nicht: so wollte er Europa verlassen, sobald ihm nicht etwa die Nothwendigkeit ohne sein Zuthun ein Schicksal machte.

Auf Theresens Zureden entschloß er sich, auf der betretnen Bahn vorerst noch auszuharren. Nur sollte sie und Huber sich keine so große Vorstellung von seiner individuellen Wichtigkeit im Leben machen. — »Ich fühle zu sehr, daß mich mein Unglück verändert hat, schrieb

er. Es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geistesregsamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menschen in meiner Lage sich immer glücklich schätzen können hinzugelangen, — im Hafen der Resignation. Aber der Name selbst lehrt schon, daß es die letzte, öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt.«

Etwas hätte er dennoch unternehmen, — er hätte sich beschäftigen können, wenn ihm seine mainzer Literalien nicht gefehlt hätten. Der junge Mann, dem er sie zu sichern anempfohlen, war als gemeiner Soldat verkleidet glücklich aus Mainz nach Straßburg entkommen, und hatte ihn benachrichtigt, daß die Manuscripte und Correspondenzen in Sicherheit gebracht, alles Übrige von Büchern, Möbeln und Geräth unter preußische Wache gestellt worden sei. Nun wurde Forster ungeduldig, Kleider, Wäsche und Bücher zu haben. Er drängte Thereſen sich wegen dieses Eigenthums zu verwenden, und ihm alles über Basel zukommen zu lassen, was es auch kosten möge. »Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen sein werden, schrieb er, verspreche ich Dir noch einmal so lang zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu schöpfen.«

Eben so verlangte er die Aufsätze, Schriften, Proclamationen in Beziehung auf Mainz zu haben. Seine Darstellung der mainzer Revolution wollte ihm nicht gelingen, und doch mochte er sie nicht aufgeben. Er that sich und der Arbeit Gewalt an. Erst zerriß er den Anfang mehrmal, dann faßte er wieder einiges Vertrauen

und hoffte die Arbeit so zu halten, daß sie sogar in Berlin gedruckt werden könnte; bald aber erschien sie ihm wieder ganz unvollkommen, kahl und ungeschmückt, hundert überflüssige Dinge enthaltend und tausend nothwendige entbehrend. Und wie wir ihn ja in solcher Unzufriedenheit zum äußersten Mißmuth geneigt kennen: so fühlte er sich über dieser Arbeit stumpf in seinem Geiste, todt von Einbildungskraft und in seinem Gemüthe von ganz andern Dingen zerrissen. Ganz aus derselben Tonart stimmte auch sein damaliges Glaubensbekenntniß: »Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Dieselbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundsätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß — so sehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigstens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftstellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geschäfte begab — ich jetzt eben so sehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaschine gegeben hat, in Kurzem eine wesentliche Änderung erleidet. — — Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundsätzen, von meinem Charakter sich in einem öffentlichen Posten erhalten, und folglich dem Staate nützen könne. Meinungen sind nicht frei, haben keine Impunität und können solche in dem gewaltsamen Zustande der Dinge nicht haben: hiermit spreche ich mir also selbst das Urtheil, sobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Red-

lichkeit, gute Absicht, Aufopferung sind nichts; das Schibboleth ist alles, und kann der freie Mann dies sein Alles sein lassen? Mein politisches Glaubensbekenntniß ist sehr kurz. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und besonders hier ruhig und fest gegründet zu sehen, ist vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhehlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen. — — Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich auf die Länge; also das Erste. — — Hätte ich vor 10 Monaten, vor 8 Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. — — Also gehe ich freiwillig in meine schriftstellerische Laufbahn zurück. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt.« —

Bei dem Umblicke nach dem Orte, wo er sein Zelt aufschlagen könnte, hielt er selbst Deutschland für keine Unmöglichkeit. In den höhern Kreisen hoffte er bald vergessen zu sein, und wußte, daß er im größern, zahlreicheren Publikum nie so wichtig, nie so bekannt gewesen. Leider war mit all' seiner Entschiedenheit der Einsicht noch keine Entschlossenheit des Handelns gewonnen. Denn schon glaubte er auch wieder, in seiner jetzigen Richtung bleiben zu müssen, da jetzt nichts über's Knie abgebrochen werden dürfe. Heut' erschien ihm

Huber's Vorhaben nach Altona zu ziehen, als alles erledigend. Dort war Ruhe und Preßfreiheit, und mehr verlangte er nicht. Morgen hoffte er wieder in Paris eine zwar kleine, aber doch seiner bisherigen Beschäftigung angemeßne Stelle zu erhalten. Doch gleich bedachte er auch wieder, daß ja in Paris und in ganz Frankreich Verdacht und Lebensgefahr über jedem Fremden schwebe, und er nicht bleiben könne, ohne seine Ehrlichkeit aufzugeben, das Einzige, was er aus dem Schiffbruche seines Glückes noch übrig behalten. Nein, er müsse, was seine Kräfte noch vermöchten, zu Beschäftigungen aufsparen, die einen Zweck hätten, die auf Erfüllung offenbarer Pflichten hinaus liefen, und stärkere Bande als der Ehrgeiz schlängen. Als ob er dies Hin- und Herspringen seiner Absichten selbst erkenne, spricht er gelegentlich einmal von der Verzweiflung irgend etwas thun zu können, die den weitestaussehenden Projecten so gern eine Farbe der Ausführbarkeit leihe. Nie war er noch so raschen Wechseln in seinem Vorhaben, so unruhigem Haschen nach diesem und jenem Unternehmen unterworfen gewesen, wie jetzt; obgleich wir ihn eigentlich auf keiner Station des Lebens für die Dauer so befriedigt gefunden haben, daß er nicht auf jedes Anerbieten zu einer Änderung seiner Lebensrichtung eingegangen wäre.

Wahrlich, eine so vielseitige Begabung — beobachtende und speculative Fähigkeiten, Trieb zur Thätigkeit, Sinn für Sprachen, schwungvolle Einbildungskraft und ein edles Herz voll schwärmerischer Empfindsamkeit hätte in keine verlockendere Verbindung gerathen können, als mit so früher Gunst einer Weltfahrt, mit so springenden

Wechseln des Aufenthalts und mit so alles versuchender häuslicher Noth, um einen Menschen auszubilden, dessen Geist so Verschiednes aufnehmen, dessen Kopf und Kenntnisse so Vielerlei bewältigen, dessen Zunge so mannichfaltig anknüpfen und dessen Herz so Unbeständiges begehren konnte. Die Welt blieb dem in der Südsee geschaukelten Knaben für sein ganzes Leben ein bewegter Ocean; ihre socialen, sittlichen, staatlichen Verhältnisse lagen nur wie zerstreute Inseln da, zu Entdeckungen, aber nicht zur Ansiedlung aufgesucht und um des — Brotbaumes willen in Berechnung genommen. So zersetzte sich die duftige Südfrucht, dem Knaben beschieden, mehr und mehr in Fäulniß für den Mann. Und nachdem unser Theon von Tahiti und dem Vorgebirge der guten Hoffnung Europa wieder erreicht hatte, ging es ihm, wie man von den Matrosen weiß, daß sie, auch gelandet, noch wie auf dem wiegenden Verdecke des Schiffes mit gespreizten Beinen schreiten; wohin er sich wendete, — alles schwankte unter ihm oder er fühlte alles schwanken.

Freilich hatte er auch noch nie so wie jetzt in der Luft geschwebt, — ohne festen Boden für seine vollständige Existenz und doch überall, wo ihm solcher fehlte, mit einem Theile seines Wesens festgehalten. Mainz und sein ehemaliges Amt war verloren, doch lag dort sein häusliches und literarisches Eigenthum; Paris und die Revolution erregten seinen Widerwillen, dennoch stand er eben in ihrem Dienste; in der Schweiz lebten seine Kinder, und er selbst durfte und mochte sich kaum

dahin wagen; Deutschland hatte ihn geächtet, während dessen Literatur die letzte Zuflucht des Verbannten blieb.

Ja, so stand es um ihn! Die schriftstellerische Feder war sein letztes Ruder, die Vaterliebe sein Compaß. — »Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuspricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruche rettet, so bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern, schrieb er an Therese. Wenn sie nur gesund und froh sind! Daß ihnen die Freude nicht geschmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menschen! Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichsten Grund in diesen frühen Eindrücken.«

Mochte er dabei auch empfinden, daß er die Mutter dieser Kinder halb und halb hingegeben hatte: so konnte er doch immer noch nicht mit ihr abtheilen. Bei Gelegenheit des Brieffrankirens schrieb er einmal: »Willst Du wohl aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euern Beutel oder tunkte das Brot in Eure Suppe? Überhaupt haben diese Worte, Mein und Dein, zwischen uns keinen Sinn mehr.«

Nur in flüchtigen Augenblicken träumte er in einem Brief an Huber, Literatur und Liebe noch einmal zu verbinden, wie sie einst verbunden waren, und in der Nähe Huber's zu leben, »gemeinschaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert.« Doch setzte er gleich zagend hinzu: »Sollte dieser Gedanke nicht in Ihre Reihe passen, so wäre es traurig, daß wir einander auch nur einen Augenblick täuschten. Wenn

Trennung allein die Schale füllen kann: so muß ſie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein andrer Weg.«

Inzwiſchen rückte die Angelegenheit ſeiner Sendung nicht vom Fleck, und das Geſchäft nahm eigentlich gar keinen Anfang. So hoffte Forſter bald wieder zurückzukehren, und dies um ſo lieber, als er durch ungeeignete Diät und mancherlei Verdrießlichkeiten ſeiner Lage leidend war, dabei wegen des Preiſes von 130 Livres für die Klafter Holz ſeine Stube nicht heizen konnte, und in der ewigen Anſpannung, ſich nur zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, um alle Unbefangenheit zu freiem Schaffen kam. Nur leſend nahm er ſeine Zuflucht zu Tacitus, Quintilian, zu Strada, Arioſt und Mably. Oder er griff nach einem Bändchen von Destouches, und blätterte in Miltons kleinen Gedichten.

Dabei rechnete er im Stillen auf den Tag, wo er Thereſen wieder ſehen und wenigſtens einige Stunden lang das Glück genießen werde, ſeine Kinder an's Herz zu drücken, wenn auch nur zur Stärkung auf neue Abweſenheit. Er bedurfte und getröſtete ſich ſolcher Stärkung.

Wirklich rückte dieſer Tag heran. Die Engländer antworteten gar nicht auf das Erbieten zu Unterhandlungen wegen Austauſches der Gefangnen. Forſter ſuchte daher um ſeine Rückberufung nach. Er rechnete den 11. October abreiſen zu können, und nach ein paar Tagen Aufenthalts in Paris am 24. in Pontarlier einzutreffen, wohin das Wiederſehen verabredet war. Thereſe

und Huber ſollten aber ja nicht ohne gute und für ihre Perſonen getrennte Päſſe aus der Schweiz herüberkommen.

Die Erneuerung ſeines eignen Paſſes und die Beſchaffung des nöthigen Reiſegeldes hielt Forſtern in Paris über Erwarten auf; ſo daß er, bei der Entfernung von 60 Poſten bis Pontarlier in der Nähe der ſchweizer Grenze, ſeine Ankunft daſelbſt erſt auf den 30. October ankündigen konnte. — »Ich ſehne mich herzlich nach Euch, ſchrieb er. Meine Kinder zu umarmen iſt die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann —! Die Vorſehung hat das Heft, und wir ſchwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zuſammen, landet ſie uns einſt auf demſelben Ufer: wohl uns! denn wer iſt ſo reich, wie wir, um auch in der Wüſte keines fremden Armes zu bedürfen! Soll's nicht ſein? So ſeid Ihr gerettet, und ich rudre fort, bis die Kräfte fehlen. Küſſe meine Lieblinge'« —

Wiederſehen.

Endlich hatte Forſter ein Anlehen von 1000 Livres zu ſeiner Reiſe nach Pontarlier bei dem aus Mainz entwichnen Profeſſor Dorſch gegen Handſchrift aufgetrieben. So mußten ſich beide mainzer Clubfreunde in

Paris noch einmal begegnen, um an dem Urſprunge der Revolution an einander zu erfahren, wie verſchieden ihre Ausbeute derſelben ausgefallen war.

Inzwiſchen hatten es bei näherer Erwägung der damals von blinder Parteiwuth geſpannten Verhältniſſe Huber und Thereſe nicht rathſam gefunden, die franzöſiſche Grenze zu überſchreiten, um nach Pontarlier zu kommen. Die erſte Grenzbehörde hätte Thereſen, mit welchem Paſſe ſie auch gekommen wäre, als wieder eingeſchlichne Emigrirte auswittern und dem nächſten Tribunal überliefern können; für Huber, als Unterthan einer gegen Frankreich im Kriege begriffnen Macht, wäre es vollends bedenklich geweſen unter das gegen die Fremden ausgeſprochne ſchwere Geſetz zu fallen. Auf der andern Seite lag aber auch das ſtrengſte Verbot für jeden Franzoſen, ohne Auftrag ſeiner Regierung die Grenze zu überſchreiten, dem von Paris ankommenden Forſter im Wege zum Schweizergebiet. Dieſe Schwierigkeit war jedoch leichter zu überwinden, wenn Forſter ſich als Agent der vollziehenden Macht in Pontarlier ausweiſen konnte. Nur Eines kam in Betracht: er brachte eine anſehnliche Summe Geldes mit, die nach Vorſchrift des Geſetzes an der Grenze zurückgelaſſen, oder wieder eingebracht werden mußte. Forſter aber hatte ſie für ſeine Kinder beſtimmt. Dieſes Vorhaben blieb gefährlich und erforderte große Vorſicht.

Unter dieſen Umſtänden hatte man das Wiederſehen nach Travers verabredet, einem ſchweizer Dörfchen nahe an der Grenze und an der von Pontarlier nach Neufchatel laufenden Landſtraße gelegen. Die Reiſe

durchfließt das zur Sommerzeit ſo reizende Bergthal des jetzt mit Schnee bedeckten Jura.

Anfangs November kam Thereſe mit Huber und den Kindern von Neufchatel herauf, Forſter von Pontarlier herüber, und trafen ſich in der ärmlichen Bauernſchenke des Ortes. Welches Wiederſehen dieſer drei Verbannten, Heimathloſen, Landesfremdlinge, die durch gemeinſame Verluſte oder Opfer, Erinnerungen und Täuſchungen verbunden, ſich im Ganzen innigſt angehörten und im Einzelnen einander trennten! Zwiſchen Thereſe und Forſter ſtellte ſich Huber als der geliebte Beſchützer und Erhalter der Familie; zwiſchen Huber und Thereſen legte Forſter ſeine Hand mit dem Trauring, und beide Freunde hielt Thereſe durch das verkehrte Verhältniß aus einander, worin ſie dem Gatten durch Freundſchaft, dem Freunde durch Neigung angehörte. Nur zwiſchen den Vater und die Kinder trat Niemand, der ihm, ſeine Mädchen auf den Knien, die freudige Wehmuth des Wiederſehens verkümmert hätte.

Wie wäre uns aber heute faßlich zu machen, was jene ſo wunderſam zu einander geſtellten Menſchen in ihrer eben ſo wunderſamen Lage empfanden! Alle Verbindungen mit dem Staate, mit der Geſellſchaft, mit dem eignen Herde lagen abgebrochen weit hinter ihnen: alle gewöhnlichen Verhältniſſe eines geordneten Lebens waren wie durch verhängnißvolle Scheidekunſt in die urſprünglichen Elemente des natürlichen Daſeins aufgelöſ't. Da konnten ihre Gefühle ſich nur in hoher Würde faſſen, ihre Gedanken nur auf einfacher Wahrheit fußen, und nur eine höhere Liebe vermochte ihr, aller Welt

fremdes Schicksal zu bilden. Leid und Freude, Wehmuth und Heiterkeit schwebten wie ein verklärtes Gewölk über diesem Jura-Labor eines in edelm Irren und Streben enttäuschten und geprüften Mannes. Wie weit aus einander, wie verschieden in ihrem äußern und innern Glanze lagen der wiener grüne August von 1784 und der schneeige November des Jura von 1793! Neun wechselvolle Jahre!

Doch dies wären etwa die Betrachtungen eines Zuschauers jener Begegnung gewesen: für die drei so flüchtig wieder verbundnen Menschen war es keine Zeit, das Räthsel ihrer Lage zu lösen. Forster erschien Theresen und Hubern an Gesundheit gegen früher befestigter. Er war von der Reise nicht ermüdet, lebhaft in seinen Bewegungen, klaren Auges und bei einiger Blässe doch ohne jene Mißfarbe und Flecken, durch die sein scorbutisches Übel sich sehr oft verrieth. — Vielleicht rührte aber dies Aussehen von der frohen Aufregung der Seele her, die ihre Aufwallungen nicht immer von glücklichen Ersparnissen bestreitet, sondern wohl auch den Lebensfonds angreift und voraus zehrt.

Im Übrigen traf ein, was Forster bereits geschrieben: die Zeit wollte nicht zu allem hinreichen, was sie einander zu sagen und zu fragen hatten. Forster erfuhr Manches, was Therese ihm noch nicht hatte schreiben mögen. So auch, daß sie auf Anrathen einer geistreichen Dame aus der Nachbarschaft ihres früheren Landsitzes sich an den preußischen General Grafen von Kalkreuth, der die Belagerung von Mainz geleitet, um Schutz ihres Eigenthums gewendet und eine sehr humane, Forster's

Haltung artig ignorirende Zusage erhalten hatte. Vielleicht auf seine Veranlassung, jedenfalls auf Anordnung des Prinzen Louis Ferdinand war denn auch der Wohnung Forster's eine Schutzwache gegeben worden, zu gleicher Zeit als ein minder genialer Prinz seinen Clubistenhaß an dem sanften Felix Blau persönlich ausließ, der in Folge körperlicher Mißhandlung dem Tod entgegen siechte.

Forster's Papiere betreffend, hatte jener im Soldatenrock glücklich entkommene junge Mann einen großen Theil derselben, jedoch ohne Auswahl, in eine Kiste verpackt, und diese nebst dem uns bekannten, mit Forster zu Meer und Land umhergewanderten Schränkchen von Acajou in einem Hintergebäude der Forster'schen Wohnung verborgen. Beides wurde von einem mit den Preußen absichtlich eingedrungnen jungen Hannoveraner von dort entführt, und zu einem frankfurter Freunde Forster's, dem Kaufmann Wenner, in Sicherheit gebracht. Wenner war inzwischen verstorben, die verwahrten Sachen aber hatten, der kriegerischen Bewegungen halber, noch Clubisten-Quarantaine halten müssen.

Manches verschwieg aber auch die schonende Frau, — manchen Abfall von Gesinnungsgenossen Forster's nach dem Siege der Preußen, manche Rohheit ehemaliger Gastfreunde des mainzer Hauses, von denen Therese Schmähschriften und Bettelbriefe für mainzer Ausgewiesene zugeschickt erhalten hatte, wobei alles Unglück Forstern allein aufgebürdet wurde. Auch die entsetzlichen Auftritte bei der Rückkehr der Flüchtlinge und Verbannten in das verwüstete Mainz, die an den nicht

entflohenen Clubisten und Franzosenfreunden begangnen Mißhandlungen und Plünderungen, sodann die landesväterliche Proclamation beim Einzuge des mit hergestellten Wappen frisch lackirten Kurfürsten und die weihbischöfliche Zurechtweisung der Gläubigen hinsichtlich der von den unrechtmäßigen Priestern gespendeten Sakramente — dies alles waren keine Gegenstände der Unterhaltung in solchen, dem Unglücke geweihten Stunden. Und wir — nun, wir wissen ja von gestern, wie eine obsiegende Reaction ihrer früheren Feigheit und Schlechtigkeit einen aus Rachsucht und Frömmelei gemischten Firniß giebt.

Nun aber lag den Vertraulichen die dunkle Frage ihrer Zukunft zu Füßen. Und wahrlich! zu deren Lösung hätten sie in so unsicherer, stürmischer und gewaltthätiger Zeit eines Orakels bedurft. Forster meinte, ihn und sie alle scheine das Schicksal lehren zu wollen, auf nichts, als auf eigne Kräfte und augenblickliche Ereignisse zu rechnen. — Wie aber in solchen hehren Augenblicken der Mensch von Empfindungen des Unermeßlichen bewegt wird, wächst ihm, so zu sagen, auch der Maßstab für das Irdische unter den Händen. — »Wir können noch ein 20 bis 30 Jahre vergnügt sein, und bei und neben einander leben!« rief Forster, ohne Ahnung, daß ihm kaum noch neun Wochen zugemessen waren. Es ist begreiflich, daß nach solcher Trennung, in so innigen Stunden gerade jene Hoffnung eines Beisammenseins auch in so verschobener Lebenslage, sich am wohlthuendsten an sein vereinsamendes Herz schmiegte. Er rechnete, daß er doch immer 6000 Livres Einnahme in Paris haben werde, und könnte er für Huber nur

1000 ausfindig machen: ſo würden ſie dort mit 10,000 ganz ordentlich leben können. — Eine Gefahr hing da freilich über dem ſtillen Glücke, das er ſich in der wechſelſeitigen Nähe für ſie alle verſprach, — die ſo ungewiſſe Zukunft Frankreichs, aus der für ein empfindſames Herz, wie Thereſens, jeden Augenblick das Entſetzlichſte hervorbrechen konnte. »Können wir Dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald ſichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menſchheit Gutes gewirkt wird, unſer individuelles und ſpecielles Gefühl unterordnen? fragte er. Können wir uns Stärke genug zutrauen, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitiſchen Geſichtspunkt beizubehalten, und nie über die Wendung, die der unberechenbare Revolutionsſtrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegſchwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müſſen, aus den Augen zu laſſen, ſondern zu unſerer Faſſung und Beruhigung feſt zu halten? Männer können und müſſen ſich immer orientiren, und das um ſo viel leichter, je länger ſie Zeit gehabt haben, ſich auf den Geiſt dieſer Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantaſie, wird ſie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorſtehen können?«

Außerdem blieb noch weiter zu bedenken, daß die Zeit es mit ſich bringe, jedem, nicht in uns ſelbſt liegenden Genuſſe zu entſagen, daß ſie ein weit einfacheres, mithin auch einförmigeres Leben auferlege, wobei denn auch die feinere Nahrung des Geiſtes gar oft wegfalle.

Unſer Philoſoph in der Noth kam dann immer gern auf ſeine alte Anſicht vom Zwecke des Lebens zurück, indem er ſich überzeugt hielt, daß Wirken nur der geringſte Theil deſſelben ſei, die Hauptſache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen beſtehe, — in jenem geiſtigen Genuſſe, zu welchem wir die Welt, die außer uns iſt, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abſtraction in uns einbringen. Das Weſentliche unſeres Wirkens ſei immer nur die Freude, die man an einander haben könne und folglich der Familien- und Freundeskreis.

Mit dieſer allmählich gewonnenen Lebenseinſicht ſuchte alſo der Freund, der ſonſt mit ſoviel Unruhe ſich in's Weite der Welt zu entfalten geſtrebt hatte, ſein Daſein, leider zu kurz vor ſeinem Ende! in der Traulichkeit des Hauſes abzuſchließen. Allerdings der richtige, im Leben der Pflanze ſo ſchön vorgebildete Weg der Natur zur Förderung unſeres Geſchlechtes, wenn Mann und Frau, was ſie in ihrem äußern und innern Lebenskreiſe erringen und erfahren, in regelmäßigen Perioden den Saamenkörnern ihrer nachwachſenden Familie als geiſtige Befruchtung zubrächten; ſtatt daß unſere heutige Verirrung dahin geht, ſich nicht bloß in ungemeßnem Streben, ſondern zugleich in dem zerſtreuendſten Genuſſe zu verzehren. Dieſe Verwilderung, die man zur Weltbildung rechnet, führt dann in den unausweichlichen Rückläufen aus der Welt in's Haus dieſem Fruchtboden der Nachkommenſchaft nur allzuleicht eine ausartende Entwicklung zu, ſei es durch Verkümmerung oder durch Das, was man Superfötation nennt. — —

Für ſeine Perſon glaubte Forſter alles opfern zu

können, was die »Riesengröße« der Zeit nur immer fordere, wenn seine Humanität dabei gerettet werde. — »Meine Kartoffeln selbst schälen und kochen?« rief er aus. Was kann man nicht alles, wenn man es nur will! Nur zur Milderung dieser spartanischen rauhen Schale gehört die Labung des Geistes in den süßen Gefühlen der Mittheilung.«

Doch nach Allem ließ über die Zukunft der drei Verbundnen sich kein Plan entwerfen, kein Beschluß fassen. Vorerst schien es auch Forstern das Beste, wenn Therese mit den Kindern unter Huber's Schutze und unter Aufsicht der öffentlichen Meinung in der Einsamkeit von Neufchatel fortlebte. Und so trennten sie sich denn nach drei Tagen im Gefühle, daß um sich zu erhalten, Einer des Andern bedürftig und Einer des Andern Liebe gewiß sei. Sein entbehrliches Geld ließ Forster für die Kinder zurück, bat sich dafür aber von Hubern Abschrift eines Aktenstückes aus, das diesem auf besonderm Wege aus Paris vertraulich zu Händen gekommen war. Da es eine in den Augen des pariser Heilsausschusses wichtige Thatsache nachwies, so hoffte er für den Fall einer Anzeige und Untersuchung seiner Reise mittelst dieser angeblich erkauften Schrift sein Überschreiten der Grenze und sein hinübergebrachtes Geld zu rechtfertigen.

Mit hoffender Seelenruhe und Heiterkeit kehrte Forster nach Pontarlier, kehrten gläubig und vertrauend die Seinen in ihre schweizer Freistätte zurück.

Nachempfindungen.

Forſter verweilte noch in Pontarlier, als ob er nach allzuflüchtigem Wiederſehen ſeiner geliebten Angehörigen wenigſtens noch den Anblick des Gebirges feſthalten wollte, das ihn ſo beglückt hatte. Er ſchrieb hier an ſeinen »pariſer Umriſſen,« die er zu Huber's »Friedens-Präliminarien« beitragen wollte. Die drei Tage in Travers hatten ihn auf lange Zeit geſtärkt; er fühlte ſich wieder in's rechte Gleichgewicht geſetzt. Es war ihm zu Muthe, wie dem Erdenſohne Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er ſeine Mutter Erde berührte. »Mein Muth auszuharren iſt feſter, entſchiedner, ſchrieb er nach Neufchatel; die Reſignation, wenn ich es ſo nennen ſoll, in Alles was nun geſchehen mag, hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten iſt, ſehe ich auch mit dem Rücken an, und nun vorwärts, vorwärts!«

Ach vorwärts! Der Himmel gab ihm, wenn auch unverſtanden, die trübſten Vorzeichen für den engen Horizont ſeines Vorwärts. Das ſchauderhafteſte Wetter war eingetreten; es ſtürmte und goß tagelang herab, als ob das jüngſte Gericht eine zweite Sündfluth herbeiführen wollte. Forſter nannte es einen *hölliſchen* Regen, weil er ſich nach ſeinem »alchimiſtiſch-roſenkreuzeriſchen Sauerteige« immer noch gern den Teufel unter den beiden leidenden Elementen Waſſer und Erde dachte. Er fühlte ſich ſo abgeſpannt, daß er ſeine Zuflucht zu Vol-

taires philoſophiſchem Romane »Candide« nahm, um nicht ganz in einen engliſchen ſplenetiſchen Mißmuth zu fallen. Er las unter viel Zeitläufigem auch manches Perennirende unſerer Literatur, wie Hippel's Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z. und Herder's Briefe über Humanität, — ein Buch, reichhaltiger, als er vermuthet hatte, wenn auch in des Verfaſſers nicht unwürdiger Art »leiernd und lavirend.« Dennoch konnte er ſich mancher trübſeligen Betrachtung nicht erwehren; zumal als ihn die Nachricht von dem unglücklichen Ende ſeines Mit-Abgeordneten Lux vollends niederſchlug. Dieſer war nach ſeinem ſchwärmeriſchen Wunſche ein Freiheits-Märtyrer geworden. Sehr unbefangen vor dem Tribunal hatte er erklärt, er wiſſe, daß er nach den Geſetzen des Todes ſchuldig ſei, und es ſei ihm lieb. So war er denn auch auf das Schaffot geſprungen, voll von einer Idee für die er ſein Leben ließ.

In welch' düſterm Lichte ſah Forſter hinter ſolchem Wetter und Wandel alles Erhabene unſeres Daſeins an! Wenn er mit dem beſten Entſchluſſe, ſeine Kräfte aufzubieten, um ſich vorwärts zu bringen, doch wieder überlegte, daß es mit all' den Qualen um 10 Jahre gelte, wandelte ihn ein Spott über das menſchliche Leben, deſſen Thorheit und Elend an. Alle Moralität ſchien ihm eine Poſſe, eine abgeſchmackte Empfindung, womit man ſich unter einander zum Beſten habe. — »Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schickſal des ganzen Geſchlechts, was im Schickſal eines Einzigen zu ändern? fragte er. Wird nicht alles unaufhaltſam fortgeriſſen zu leiden und leiden zu machen, bis die Feder-

kraft abgenutzt oder zersprengt ist? Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bett gehe, und auf hunderterlei Weise meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint; aber es führt auf einen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwätzigen Moralprediger unseres Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden.« —

Wettersturm und Seelenstimmung verschlugen den fahrenden Freund sogar gegen die erst später und in neuester Zeit recht hervorgetretnen Klippen des Communismus. Die Ohnehosenschaft müsse wirklich herrschend im Geiste der Menschen werden, behauptete er. Luxus und Aufwand ehrten ihren Mann nicht mehr, sie entehrten ihn; der Reichthum, der nicht mehr genossen werden könne, sei keiner mehr, sei dahin. Essen, wohnen, sich kleiden müsse man, wie ein Sanscülotte; was darüber gehe, sei todt und unbrauchbar. — »In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik, erklärte er. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, ist jetzt ihres Erfolges ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair sein wird, und dann realisirt sich — — — die lacedämonische Republik und Familienschaft in einem Haufen von vierzig Millionen.«

Doch, wir wissen schon, daß der beschauliche und der werkthätige Forster einander nicht immer deckten, so zu sagen, nicht gleichwinklig waren. Und wirklich finden

wir dies reizbare Gemüth, das eine ſpäter um ſich greifende Krankheit der bürgerlichen Geſellſchaft voraus empfand, in denſelben Tagen, wie durch ironiſchen Inſtinkt, für ſich ſelbſt nach dem rechten Hausmittel gegen allen Communismus gewendet. Ich meine, wie man die Hauswurz, die auf dem heimiſchen Dache unter allem Wetter grünt, das ſo ſchön benannte Semper vivum tectorum, hegt und hoch hält, ſollte die Staatsweisheit nur dafür ſorgen, daß mit innigem Familienleben grünendes Eigenthum leicht gedeihe und fortkomme. — So wollte denn auch Forſter ſein mainzer Beſitzthum nicht ohne Weiteres ſchwinden laſſen. Er hatte in der Seligkeit des Wiederſehens, wie manches Andre, auch eine Verabredung mit Thereſen vergeſſen, die jenes Eigenthum betraf, und verhandelte jetzt brieflich ſeine Abſicht, für den in Mainz erlittnen Verluſt, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß ſei, eine Entſchädigung von Frankreich zu fordern. Von allem, was ſie in Mainz beſeſſen, ſollte Thereſe ein Verzeichniß mit Werthanſchlag des Einzelnen aus dem Gedächtniß aufſtellen, und er wollte es dem National-Convent vorlegen. Er hoffte wenig oder nichts davon; wollte aber doch nichts verſäumt und ſich keine Gleichgültigkeit um ſeiner Kinder willen vorzuwerfen haben. Ja er hoffte im Stillen, jener alte Beſitz ſollte ein eingeweihtes Eſtrich des Zuſammenlebens mit Thereſen abgeben. Kurz, er wollte von der Nation, dem Depoſitar alles franzöſiſchen Reichthums, ſein bischen Sondersgut doch wo möglich heraus haben.

Erſt mit dem 22. November brach Forſter von

Pontarlier nach Paris auf. Wie die Luft hatte ſeine Laune ſich etwas gehoben. Er konnte über ſeine Beiträge zu Huber's Journal, die er »geſchmiert« nannte, und über die deutſchen Rezenſenten ſcherzen, die gegen ihn keiften, indem ſie bloß einer Stimmung ihrer Zeit zu Lieb' Das tadelten und herabſetzten, was er doch ohne alle Rückſicht auf Zeit und Umſtände bloß aus ſeinem Sinn und Verſtande niedergeſchrieben hatte. »Die Leute machen es ſchlimm genug, ſchrieb er, um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmſte zu wünſchen. Ich indeß wäre noch für Galgenfriſt und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überſtimmt, und es ergeht Guillotine über die jenaiſche Zeitung und über die hannoverſchen Kammerſekretäre, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthüre entfliehen.«

Krankheit und Tod.

Wie verſchieden oft genug der Herweg von einer Glücksſtation vom Hinwege ſei, ſollte leider! unſer Rückreiſender zu erfahren haben. Die Sehnſucht nach ſeinen Lieben hatte ihn über alle Mühſeligkeit der Fahrt lebhaft und wohlausſehend über den beſchneiten Jura nach Travers gebracht: mit den Anfängen einer auflöſenden Krankheit langte er am 26. November Abends in Paris an.

Der Weg war ſtreckenweiſe nicht der beſte geweſen; man hatte auf Pferde warten müſſen, die Tage waren kurz, und Forſter befand ſich von der erſten durchfahrnen Nacht ſo übel, daß er in den folgenden Nachtlager hielt. Er ſpürte einen fatalen rheumatiſchen Krampf in der Bruſt, der ihn doch zugleich auch mit Gedanken an Thereſens frühere Bruſtkrämpfe beſchäftigte. In ſeiner pariſer Wohnung angekommen, half er ſich mit fliegender Salbe, und lief auch gleich wieder den ganzen Tag in Wind und Wetter umher. — —

Die Nachwitterung zum Theil blutiger Ereigniſſe duftete ihm entgegen. Unter ſeinen Bekannten hatte die Schreckensgewalt auch den freundlichen Bibliothekar Chamfort ergriffen. Dieſer, als er in das Luxemburg gebracht werden ſollte, hatte ſich mit einem Piſtol durch die Gurgel geſchoſſen, und den unglücklichen Streifſchuß mit einigen Scheermeſſerſchnitten noch unglücklicher zu verbeſſern geſucht. Er war nun der Heilung übergeben worden.

Einige fröhliche Tage täuſchten den für heitern Umgang ſo empfänglichen Forſter über ſein tückiſch lauerndes Übel. So war er am 1. December bei Merlin von Thionville, den er in Paris zum erſtenmal wieder ſah, in Geſellſchaft von Newbel, Hausmann, Frau Dorſch u. A. zu Mittag. Man ſaß von 5 bis 11 Uhr, und beim Pfänderſpiele wurde der Plumpſack ſo luſtig handirt, daß Forſter's Hand davon am andern Tage geſchwollen war.

In ſeiner Wohnung rûe des moulins, maison des patriotes Hollandois, richtete er ſich mit guten

Vorsätzen ein, bestellte frühes Kaminfeuer für alle Tage, und schickte sich an, vorerst und bis seine Schriften aus Mainz ankommen würden, an seiner Darstellung der mainzer Revolution, so wie an den pariser Umrissen fort zu arbeiten. Um eine Bedienung wollte er sich beim Minister nicht drängen, sondern sich auf seine täglichen 15 Livres beschränken, und seine Wohnung lieber vereinfachen. Seine Brust schien geheilt, und der Rheumatismus zog nur noch, wie Forster scherzte, — gleich den aus der Vendee vertriebenen Rebellen, in den benachbarten Departements herum, doch mit verlornem Stachel. —

Aber schon am 8. December lag der übermüthige, unvorsichtige Mann, der sich an einem häßlichen pariser Nebelabende ohne Überrock umhergetrieben hatte, mit einer Brustentzündung zu Bette. Die Schmerzen waren heftig, die ersten Nächte schlaflos. Ein kleiner Pole und der Mediciner Kerner, ein junger Schwabe, wechselten in der Nachtwache bei ihm.

Mit dem Gefühle leidiger Entbehrung aller häuslichen Pflege verknüpfte sich in seiner leidenden Brust die wehmüthige Vorstellung von einer für die Zukunft vielleicht doch unvermeidlichen Trennung von den Seinigen. Mit Ergebung auch in dieses Geschick, schrieb er an Therese:

»Könnt Ihr es mit Euch selbst ausmachen, auf den Fall, daß Huber eine Stelle in Deutschland bekäme, dort zu bleiben, und Euch selbst zu leben: so rathe ich noch jetzt, bietet alles auf, schreibt an alle Welt, setzt alle Triebfedern in Bewegung und verschafft Euch ein

redliches Auskommen. Nach allem was schon geschehen ist, meine besten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anschlag bringen zu wollen. Seid glücklich, wo es immer sei, so bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg, und im Frieden finde ich meine Kinder wieder!« — Solcher Zeit zum Abwarten scheint er sich also noch vertröstet zu haben, und bis zum Frühjahr versprach er sich auch neben eigner Herstellung manche Entwicklung der Dinge.

Am 14. December empfand er noch große Schwäche. Eine ganze Stunde brauchte er zum Anziehen, und lag dann »wie eine Fliege« im Armstuhl. Er schrieb Theresen über die Unmöglichkeit ihn zu pflegen beruhigende Worte, und las heitern Kopfes Zeitungen aus allen Kräften, nebst dem — »Gott sei bei uns!« Fürsten des Machiavell.

Der unpromovirte Arzt in ihm, der einst in Wilna mit Recepten viel Geld zu recipiren hoffte, nahm sich jetzt die Erlaubniß, am eignen Leibe zu practiciren. Der Kranke verordnete sich, unter Zustimmung freilich seiner pariser Ärzte, Opium in steigenden Dosen und Chinadecoct, befand sich besser, und hoffte bei dem gelinden Wetter bald auszugehen. Nach und nach hörte »die Schmerzgestängs- und Krummzapfenmusik« in seiner Brust auf, und nur mit etwas dumpfem Schmerz in derselben arbeitete er die »Umrisse« 6 und 7 aus, überdachte auch einen politischen Aufsatz, den er dem Wohlfahrts-Ausschusse vorlegen wollte. In den unfruchtbaren Stunden seiner Einsamkeit fanden sich denn doch auch betrübte Glossen ein. »Wenn es nicht die so dunkle und nun

ſo oft getäuſchte Hoffnung wäre, auch noch etwas nützen zu können, ſchrieb er nach Neufchatel, ſo hätte ich nun doch nichts mehr hier zu ſuchen, und wäre wohl berechtigt, meinen Abſchied zu fordern. Für mich ſelbſt, ſehe ich wohl, kann weiter nichts mehr ſein, als Arbeit und Mühe, — um was? um elende Selbſterhaltung von einem Tage zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Daſein. Hundertmal hab' ich nun ſchon erfahren, daß es größer iſt zu leben, als zu ſterben. Jeder elende Hund kann ſterben. Aber wenn hernach der Teufel, — oder wer iſt der ſchadenfrohe, zähnefletſchende Geiſt in uns, der ſo einzuſprechen pflegt? wenn der fragt: Was iſt Dir nun — die Größe? Biſt Du nicht ein eitler Narr, Dich für beſſer als Andre zu halten, damit Du Dich über wirkliches Übel, über unverbeſſerliche Ungerechtigkeiten der Natur täuſchen kannſt? — O mein Gott, da verſink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich, und gehe weiter und denke nichts mehr, als: Du mußt, bis Du nicht mehr kannſt, dann hat's von ſelbſt ein Ende." —

Faſt möchte man glauben, die Krankheiten der Menſchen, wenn ſie im Kampfe mit dem geſunden Organismus dieſen nicht zu überwältigen vermögen, könnten ſich durch die Stimmungen und Triebe der Seele verſtärken, indem ſie dieſelben verwirren und ſich dienſtbar machen. — So ſehen wir wenigſtens einen Mann von Forſter's Einſicht in ſeinem bedenklichen Zuſtande doch eine Unvorſichtigkeit um die andre begehen. Kaum hat er den vergeßnen Überrock bitter zu bereuen gehabt und den zweiten Anfall der Krankheit einiger-

maßen überwunden, als er ſchon wieder dem Verlangen, eine Familie zu beſuchen, nicht widerſtehen kann, hinfährt, und bis zum Abend verweilt; da er denn in dem entfernten Quartier zur Rückkehr keinen-Wagen findet und den langen Weg zu Fuß zurücklegt. Er fühlte alsbald auch ſeine Bruſt ſo wund, ſo ermüdet, als hätte ſie auf einem Reibeiſen gelegen, und der innere Schmerz erneuerte ſich.

Wir begreifen es, daß gerade in dem leidenden Sitze der Gefühle die Wehmuth gern einkehrt. Der Einſamkranke ertappte ſich auf Thränen über das Leid, fern von denen die man liebt, krank ohne Erquickung, ohne Bequemlichkeit zu liegen. Die Luft des Zimmers war ihm bei allen Unannehmlichkeiten des Kaminfeuers, an dem er abwechſelnd briet und fror, doch erträglicher, als die friſche Luft, ſelbſt zu Wagen, die ihm ein wundes, gepreßtes Innere zu empfinden gab. Von Nachtſchweißen erſchöpft, konnte er keine hundert Schritte gehen, ohne keuchende Mattigkeit zu fühlen.

Und doch war er noch nicht bange wegen der Folgen ſeines Leidens. Er fürchtete nur bei der Jahreszeit und der feuchtkalten Witterung ſich bis zum Frühjahre »durchkrüppeln« zu müſſen. Dabei folgte er in ſeinen Briefen, wie immer, wenn auch mit gelaßnerer Theilnahme, den Bewegungen der Revolution.

Am 22. December zeigte ſich am Knöchel der linken Hand Geſchwulſt mit dem fürchterlichſten Reißen fliegender Gicht. Der Leidende wurde ſo ungeduldig, daß er ſeinen anhänglichſten Pfleger, einen alten ausgewanderten mainzer Freund, aus dem Zimmer »ſchnauzte,« weil er

ihn mit pedantiſcher Belehrung über die Heilmittel der arthritis vaga beläſtigte. Mit deſto mehr Milde nahm er briefliche Mißverſtändniſſe Thereſens auf, die ſeine Vorſchläge wegen ihrer künftigen Einrichtungen betrafen. Ein ſanfter Scherz ſchimmert noch in den Tagsberichten, die er über ſich nach Neufchatel gab. Seine Leiden und Sorgen ſah er als feindſelige Rieſen an, die in der Welt ſeien, damit die guten Ritter nicht müßig gehen. »Ich will mich mit den meinigen balgen, ſchrieb er, ſo lang ich zuſammenhalte. Darnach malen ſie mir's auf den Schild, wie ſauer ich mir's habe werden laſſen, und mit dieſen preuves de civisme laß' ich mir dann vom comité revolutionaire in der andern Welt eine gute Stelle geben!«

Eben ſo heiter ſah er ſeine ſcorbutiſche Gicht an, ſo gefährliche Züge ſie bald durch den Arm in den Magen und die Eingeweide machte. Er klagte nur über unſäglichen Schmerz, Schlafloſigkeit und entkräftende Abzehrung. Drei der ausgezeichnetſten Ärzte behandelten ihn, und ſo wenig, als an Hülfe, fehlte es ihm an Beſuch, freundlichen Dienſten und Anerbietungen. Auch Merlin von Thionville fand ſich theilnehmend ein. Dabei belebte er ſich an den Nachrichten von den Fortſchritten der Franzoſen, und richtete ſich an Thereſens Briefen auf. Er billigte es, daß ſie und Huber ſich entſchloſſen hatten, in Neufchatel zu bleiben, wobei er noch Ausgangs Decembers auf Wiedervereinigung mit ihnen rechnete. »Wenn ich, ſchrieb er, um Euer Hierſein bisweilen zweifelnd und verlegen ſcheine, meine innigſt geliebten Kinder' ſo glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer

Beſorgniß über unſer künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß, daß uns nichts ſtören kann und wird.« — —

So lief das ſchwere Jahr ab, das der thätige, hoffende Mann mit dem Gruß an Thereſe: »Proſit Neujahr, — Du und meine Kinder!« angetreten hatte. Welche Bilder aus den Tagen, die zwiſchen den bangen Vorgefühlen jenes frühern — und den Rückblicken dieſes letzten Silveſterabends lagen, gingen in der Stunde des Jahreswechſels an ſeiner Seele vorüber! Die Trennung von ſeinen Lieben, nach drei Tagen des Wiederſehens in ſeiner ſchmerzlichen Verlaſſenheit doppelt empfunden, dehnte ſich wie eine grenzenloſe Wüſte vor ihm aus; der Fall von Mainz und der Verluſt ſeines literariſchen Eigenthums lagen darin, wie die Ruinen ſeines zerſtörten Lebens, und er ſelbſt, von ſeinem Freiheitswahne, von ſeinen Revolutions-Träumen enttäuſcht, glich dem durſtigen Kameele, das dem Waſſerſcheine des fernen Wüſtendunſtes nachgerannt, nun ächzend im brennenden Sande zuſammengebrochen war. Die Klarheit des Geiſtes, mit welcher er nach aller vergeblichen Wirkſamkeit den Zweck des Daſeins im bloßen Wahrnehmen erkannte; der Muth des Herzens, womit er, alles Irrens und Strebens lächelnd, ohne Harm und Haß die fieberheiße Rechte in die kalte, erlöſende Hand der Wahrheit legte, bildeten eine Verklärung, die vielleicht Keiner der franzöſiſchen, deutſchen und polniſchen Beſucher um die feuchte Schläfe des Dahinſcheidenden ſchimmern ſah. — — —

Am 1. Januar 1794 hatte das umherziehende Übel die Eingeweide verlassen, aber der fürchterlichste scorbutische Speichelfluß, an dem er früher in Mainz während Heyne's Besuch gelitten, stellte sich ein. Schmerzen und Schlaflosigkeit dauerten fort, so daß der Kranke das kürzere Bülletin vom 4., — worin er Theresen für ihre Briefe dankte, sie bat sich zu beruhigen, da keine Gefahr vorhanden sei, und sich der löwenmäßigen Siege der Franzosen freute — mit den Worten schließen mußte: »Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! Hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen!« — — —

Dies waren die letzten Worte, die von Forster selbst nach Neufchatel kamen. Seine Feder verflechte in der Sehnsucht nach seinen Kindern, dem Einzigen, was ihm aus der Welt und dem Hause eigen geblieben war.

Bisher hatten Therese und Huber Forster's Nachrichten über seine Krankheit mit bekümmerter Theilnahme empfangen. Wie sie den Freund in seiner altgewohnten Eigenheit, jedes auch kleinste Übelbefinden mit hypochondrischer Genauigkeit zu beobachten, schon seit Jahren kannten, faßten sie anfänglich keine Besorgniß, und beunruhigten sich über den Ausgang nicht. Nur sehr wehmüthig fühlte sich Therese durch die Erinnerung gestimmt, wie sehr jede Krankheit den Geist des Mannes zu trüben pflegte, dessen innigste, entsagendste Liebe aus jeder seiner klagenden Zeilen zu ihrem Herzen sprach.

Aber ſie fürchtete um ſo weniger, als Forſter ſelbſt ihr alle Beſorgniß durch ſeine Verſicherungen hinwegnahm. Um indeß der Sache doch gewiſſer zu ſein, beſonders als Forſter's Tagesberichte beängſtigender wurden, wendete ſie ſich an ihre Hauswirthin, die einen Sohn in Paris als Schreiber bei der Municipalität hatte, mit der Bitte, durch dieſen doch perſönliche Erkundigungen nach Forſter's Befinden einzuziehen.

Eines Nachmittags erſchien nun die gute Frau nicht ohne ängſtliche Befangenheit, um mit Thereſens Erlaubniß die Kinder in's Freie mitzunehmen. Sie hatte richtig vermuthet, daß die unerwartete Nachricht, die ſie ſchon am Morgen von ihrem Sohn erhalten hatte, mit der Nachmittagspoſt auch an Frau Forſter gelangen würde, und war daher, in ihrem einfachen Zartgefühl, bedacht geweſen, die Kinder, wohlthuend für dieſe, wie für die Mutter, den erſten Eindrücken des Schrecks und des Schmerzes zu entziehen.

Jener alte mainzer Flüchtling, der ſich von Forſter's Reizbarkeit nicht hatte abſchrecken laſſen, am Lager des Kranken auszuharren, meldete ſeinem Freunde Huber unterm 12. Januar (21. Nivoſe) mit gerührten Worten, daß Forſter eben zwiſchen 4 und 5 Uhr Abends an einem Schlagfluſſe verſchieden ſei. Das Podagra war ihm in die Bruſt geſtiegen. Er unterlag in ſeinem 39. Jahre jenem Übel, das er auf ſeiner frühen Weltfahrt in der Südſee empfangen, mit dem er ſeitdem faſt unaufhörlich zu kämpfen gehabt hatte.

Bald darauf erhielt Thereſe folgenden Todesſchein — »als Beweis zugleich, wie neben der furchtbarſten

Gewaltthätigkeit, die eben in Paris herrschte, das Gesetz doch da wahrte, wo jene nicht eingriff.«

Decès de Forster.

Extrait du Registre de la municipalité de Paris, au vingt deux Nivose an second de la Republique.

Acte du decès de Georges Forster du jour d'hier cinq heures du soir. Agé de trente neuf ans, domicilié à Paris, rûe des Moulins, № 542 Section de la montaigne. Marié à — — (sa femme absente).

Rue. 18. № 663

Suivant la declaration faite à la maison Commune, par les temoins mentionnés au régistre.

Collationné par moi, officier publique 3 ventose an 2.

Bergot.

Einst hatte Forster als Bräutigam an Therese geschrieben:

»Wenn ich mir nicht umsonst schmeichle, daß man mich mit sanfter Güte zu einem guten Menschen machen könne: so sehe ich die frohe Aussicht vor mir, an Ihrer Seite an dem, was die Menschen Tugend nennen, zu wachsen und — von Ihrer Hand gepflegt, einst ruhig und gutes Muthes zu entschlafen.«

Jetzt hatte ein Franzose das Amen dieser Bräutigamshoffnung mit den drei Worten ausgestellt:

»Sa femme absente.«

Hinterlaſſenſchaft.

Der Friedensrichter der Section hatte alles in Forſter's Wohnung Vorgefundne unter Siegel gelegt, und die Witwe durch den Magiſtrat von Neufchatel davon in Kenntniß geſetzt. Es galt nun, daß Thereſe als Vormünderin der Kinder eine Procuration zur Entſiegelung, zum Verkauf der Sachen, Erhebung des noch rückſtändigen Guthabens an Tagegeldern, ſo wie zur Auszahlung der Schulden Forſter's ausſtelle. Zu Letzteren hatte Dorſch alsbald die dem Verſtorbenen geliehenen 1000 Livres angemeldet. Zu dieſen Geſchäften erbot ſich brieflich, als angeblicher Bekannter Forſter's, ein ehemaliger Graf, nun Republikaner, Bürger Joguet. Thereſe ſtellte Vollmacht aus, und erhielt ſpäter von ihm die Nachricht, daß nach abgemachten Geſchäften einige tauſend Franken erübrigt ſeien, die er nebſt Forſter's Papieren zu ſchicken bereit ſei. Dabei blieb es aber, und von Joguet ward weiter nichts vernommen.

Deſſelben Mannes bediente ſich Thereſe ebenfalls zur Überreichung der Schenkung, die ſie dem Ausſchuß für die National-Erziehung in Paris mit Forſter's aus Mainz geretteten Papieren zu machen für gut fand. In ihren Mittheilungen giebt ſie das Umſtändliche an, was ſie zu dieſer Veräußerung beſtimmte, und erzählt, auf welche Weiſe die Papiere, jedoch wahrſcheinlich vom Bürger Joguet ausgebeutet, ſpäterhin wieder nach Deutſchland

zurückgebracht wurden. Außer dem, daß Huber den 3. Theil der Ansichten vom Niederrhein nach Forster's ersten, nicht überarbeiteten Notizen herausgab, enthielt der Nachlaß nichts weiter von Bedeutung. Wir übergehen diese Mittheilungen, indem wir — nach Thereſens Ausdruck — auf jene Papiere hinblicken, wie ein Freund, der vom Geſtade aus die letzten Trümmer des Nachens treiben ſieht, in dem die Fluthen den Geliebten verſchlangen.

Das vielgewanderte Schreibſchränkchen von Acajou kam an Thereſen, und begleitete, nach ſeiner Herſtellung aus den Erlittenheiten der mainzer Belagerung, mit altgewohnter Reiſefertigkeit die vielwandernde Frau auf ihren Ortsveränderungen.

Und nun werfen wir noch einen Blick auf die Leidtragenden hinter Forſter's Ableben.

Der nächſte Anverwandte, der alte noch lebende Forſter, fehlte. Heyne, der Schwiegervater, wird deſſen Abweſenheit erklären. Er ſchrieb bei der Nachricht von Georgs Tode an Sömmering unterm 31. Januar:

»Ich kann mich gar nicht faſſen, nicht ſammeln. Ich liebte den Mann unausſprechlich; er war mir mehr als Kind. Welche Schickſale verfolgten ihn' Und was hat er mir die ganzen Jahre über für Mitleid und Kummer gekoſtet' Ein paar herrliche Menſchen mußten doch durch einander unglücklich ſein, und ich mußte durch Beide leiden.«

Und unterm 3. Februar an Denſelben:

»Mein Forſter iſt mir unabläſſig vor den Augen und im Sinn. — — — Noch ſchmilzt mir das Herz, wenn ich an ihn denke. Bei ſo viel herrlichen Eigenſchaften hatte

er zuwenig Selbſtſtändigkeit. Seine Erziehung war ſklaviſche Abhängigkeit von einem wilden Kopf als Vater. Dieſer hat ſich auch in der letzten Zeit noch unmenſchlich geäußert, wenn die Rede von ſeinem Sohn war. Der Narr iſt ſtockariſtokratiſch oder königlich, und erklärte öffentlich, es ſolle ihn freuen, den Sohn am Galgen zu ſehen. Ungeheuer' — — — Meine Familie trauert über ihn, ich habe ſeinen Tod anſagen laſſen. Ich ehre ſein Andenken, und kehre mich an keine Parteiwuth, werde auch ſeiner bei Gelegenheit öffentlich und ehrenvoll gedenken.«

Lichtenberg, die verzagte Seele, folgt halbverſteckt im Zuge, leider' mit all' ſeinem Spott ein Vorbild politiſcher Feigheit geworden. Er ſchrieb bei Forſter's Tod ebenfalls an Sömmering:

»O wie gern, wie gern hätte ich ihm ein paar Bogen gewidmet, wäre ich noch das kinderloſe und wegen der Zukunft unbekümmerte, freidenkende und freiſchreibende Weſen, der ich ehemals war. Jetzt muß es beim Freidenken ſein Bewenden haben.«

Auch Goethe hatte ſich eingefunden. Er ſchrieb unterm 17. Februar an Sömmering:

»So hat der arme Forſter denn doch auch ſeine Irrthümer mit dem Leben büßen müſſen, wenn er ſchon einem gewaltſamen Tod entging. Ich habe ihn herzlich bedauert.« —

Sömmering, der Herzensfreund, fehlte im Zug der Leidtragenden. Dafür war er, wie wir eben bemerkt haben, dazu verurtheilt, die Beileidsbezeugungen der Andern in Empfang zu nehmen.

Alexander von Humboldt erkennt noch auf der Höhe seines Ruhms und am Ziele seiner großen Mission, Forstern als »seinen berühmten Lehrer und Freund« an, wobei er sagt:

»Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und andern, damals glücklichern Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. — —

Aber auch dieses so edle, gefühlreiche, immer hoffende Leben durfte kein glückliches sein!«

Wir übergehen Schiller's schmähende Xenien auf den unglücklichen Todten. Sie ehren weder den Dichter noch seine Distichen, und Forster verdiente diese matten Pfeile durch die Wärme nicht, womit er früher in einem Aufsatze gegen den Dichter Heinrich von Kleist sich Schiller's angenommen hatte. Persönlich scheinen beide, durch Enthusiasmus für Völkerfreiheit sogar verwandte Geister nicht in Berührung gekommen zu sein. —

Und schließen mit der kostbarsten Hinterlassenschaft des edlen Mannes. — In Huber's Biographie heißt es:

»Heiliger durch Forster's Tod erschien für Huber die Pflicht gegen dessen Familie, und vier Monate nach-

ber ertheilten ihm die Gesetze das Recht, sich einen Versorger zu nennen.« —

Ehereie reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz besaß er längst.

»Meines Lebens letzte und schönste Bestimmung ist in unserer Verbindung erreicht, schrieb er ihr einmal. Ich sehe hinunter in meine Zukunft, wie lang sie auch sein möge, und unsere Liebe füllt sie und reicht darüber hinaus.«

Auch eine Jugend.

Auch eine Jugend.

Von

Heinrich Koenig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Standpunkt.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß gerade auf jener Stufe des Alters, wo man von den Ergebnissen seines Lebens unbefriedigt zu werden anfängt, doch die Erinnerungen aus demselben einen anmuthigen Reiz gewinnen, und als abgeschlossene, zusammenhangende Thatsachen von eigenthümlicher Bedeutung unsere Betrachtung anziehen. Die Träume, die Erwartungen und Ansprüche der frühesten Jugend hatten aus dem Fernblick in eine lange Zukunft beiweitem den Zauber nicht, der die frohen und schmerzlichen Schickungen zurückgelegten Lebens umgaukelt, wenn man aus höhern Jahren auf sie zurückblickt. Da fällt denn auch die Salomonische Weisheit, daß doch Alles eitel unter der Sonne sei, uns nur dicht vor die Füße, und nimmt jenen

Ablagerungen unserer Vergangenheit nichts von der Poesie, die sie in der Entfernung, wie die Berge ihren bläulichen Duft, annehmen. Abgeschlossen und unverrückbar, wie das umflorte Gebirge selbst, winken sie, gleich diesem, eine aufathmende Beruhigung in das suchende, von seinen schleichenden Tagen verdrossene Herz; sie wecken, wie der umwitterte Höhenzug, noch einmal die gläubige Sehnsucht nach dem Unerreichten, Unendlichen, ja sie leuchten an stillen Abenden mit einer alpenglühenden Verheißung ewiger Dauer unsers Wesens.

Daraus erklärt sich denn auch wol jener wunderbare Zauber, den das Alltagsleben hinter uns annimmt: es ist eben ein Ausfluß des Alllebens, eine Faser der bewegten Unendlichkeit, ein Gebild des allgemeinen Menschengeistes. Ursprünglich ohne unsere Wahl und Zuthat gegeben, entwickelt sich unser Dasein nach Naturgesetzen, am Faden individueller Freiheit, aus Zuflüssen von Welt und Zeit zu Zwecken eines allwaltenden Geistes, der die Summe seiner Unendlichkeit, um sie zu zählen, in unendlichen Wesen ausprägt und in Umlauf setzt. Daher erscheint in jedem Einzelleben das Ewige individualisirt, und so kommt es auch, daß — wie Carus es ausdrückt — die höchsten Erkennt-

nisse eben erlebt werden müssen. „Die heiligsten Wahrheiten sind individuell, ihr Quellen im Leben, ihr Rieseln durch dasselbe ist subjectiv, wodurch sie aber auch etwas Lebendiges, für Gleichdenkende etwas Erweckendes, für Aehnlichgesinnte etwas Förderndes gewinnen.“

Braucht es mehr, um den hohen Reiz zu begreifen, den das Biographische für sinnige Leser hat? In dieser wunderbaren Einknüpfung des Ewigen in das Individuelle liegt denn auch die Poesie jedes Einzellebens, die es zum Gegenstande künstlerischer Darstellung macht.

Und dies zwar schon durch sich selbst. Denn es kommt nicht nothwendigerweise auf außerordentliche Erlebnisse an; obwol diese ihre eigenthümliche Anziehung behalten, wie ja das stoffliche Interesse auch an poetischen Werken die große Menge so leicht einnimmt. Aber auch ein ganz einfaches Leben kann oft eine volle und selbst höhere Befriedigung durch die Darstellung gewähren, die es in seinem innern Zusammenhange, in seiner Durchsichtigkeit und durchschimmernden Unterlage des Ewigen entwickelt. Findet man sich doch nicht selten auch von dem Abbilde einer einfachen und uns selbst unbekannten Person, das uns in einer Galerie zwischen

glänzenden Compositionen glücklicher Pinsel auffällt, durch die unverkennbaren Züge seiner Lebenswahrheit betrachtend festgehalten. Womit es denn auch wieder übereinstimmt, daß gewöhnliche Leser bei poetischen Erzählungen so angelegentlich fragen, ob's denn auch eine wirkliche, erlebte Geschichte sei. Und wenn der Gebildete diesen für Poesie unentwickelten Geschmack belächelt: so kann er selbst doch seinem eigenen Wohlgefallen an einem dichterischen Erzeugnisse kein höheres Lob abgewinnen, als wie lebenswahr es in höherm Sinne sei, und wie tief der Poet das Verhalten und Verhängniß menschlichen Daseins durchschaut habe.

Indem nämlich ein jeder Mensch, sobald er über die Sorge um sein leibliches Bestehen, die ihn abhetzt, oder über den Taumel sinnlichen Genusses, der ihn umhertreibt, hinaus, zur Betrachtung des unerschöpflich bewegten Daseins gelangt, nach allen Seiten auf die Frage stößt — was denn das Leben sei: so kommen ihm Wissenschaft und Kunst entgegen, ihm dies Räthsel lösen zu helfen. Nicht Jeder ist für philosophische Ergründung gestimmt und vorgebildet; aber auch das echte Werk einer jeden Kunst erscheint mit der Weihe, das

Evangelium vom Leben, wenn auch nur stückweise zu verkündigen. Am vollständigsten die Poesie, sofern ihre hohe Aufgabe ist, menschliche Empfindungen — lyrisch — menschliches Bestreben im Zusammenstoß mit der Welt — episch — und menschliche Leidenschaften im Kampfe mit den ewigen Gesetzen des Daseins — dramatisch — darzustellen.

Die Biographie, in die Mitte zwischen Poesie und Philosophie gestellt, hat — beiden die Hand bietend, sich doch selbständig zu halten. Sie geht nicht mit der Poesie darauf aus, Das zu erfinden, worin wahrhaft menschlich gefühlt und gehandelt werde, denn dies ist ihr an einem Einzelleben in eigenthümlichem Maße schon dargeboten; sie kann sich aber auch nicht mit der Philosophie zu bloßer Betrachtung niedersetzen; sondern es liegt ihr ob, den Fluß eines individuellen Lebens, sei er Strom oder Bach, so einzufassen und abzuklären, daß die durchsichtigen Erlebnisse den Grund und Boden der Natur und den Abglanz des Himmels erblicken lassen, zwischen welchen sie dahinlaufen.

Wie viel hierin die Selbstbiographie voraushat, braucht nicht ausgeführt zu werden. Die Einzelheiten eines äußern Lebens wurden vielleicht Vielen

bekannt, die sie erzählen könnten. Oft sind es besonders die Verirrungen eines Menschen, die — wie erratisches Gestein — lebhafter befremden. Aber für wie Manches, was erst Zusammenhang ins Leben bringt, ist nur der eine Zeuge da, der es an sich selbst erfuhr! Und liegt nicht in den Motiven des Handelns, die auch er allein beichten kann, die Hälfte der Antwort auf die Frage nach der Wahrheit des Erlebten? Das Bewußtsein des Erzählenden gibt die Folie — das untergelegte Glanzblatt, das den vorübergerauschten Tagen ihre ewige Bedeutung verleiht. Freilich Muth und Ehrlichkeit des Bewußtseins und eine von Eitelkeit freie, über Selbsttäuschung erhabene Seele gehören dazu, wenn das Lebensgemälde des Autobiographen jene Bedeutung gewinnen soll, die seinen Pinsel, sein Farbenbret durch die höhere Absicht rechtfertigt, der sie sich dienstbar gemacht haben; sowie denn auch die dem Inhalt angemessene Darstellung nicht fehlen darf, wenn zumal ein einfaches Stillleben den Beschauer anziehen, Gleichempfindende erwecken, Aehnlichgesinnte fördern soll.

Dennoch wird schwerlich ein Schriftsteller ohne besondere und persönliche Veranlassung dazu kommen, blos um der Bedeutsamkeit der Aufgabe willen

seine Lebensgeschichte abzufassen. Am weitesten war der gegenwärtige Autor davon entfernt, sich besonders berufen oder begabt dafür zu halten. Aber auch ihm fehlte es nicht an besondern Antrieben dazu, die ihn denn auch über alle Rücksicht auf ängstliche, misgestimmte oder gar miswollende Leser hinaussetzten.

Zuvörderst, vielleicht von seinem frühen katholischen Beichten her gewöhnt, von Zeit zu Zeit in sich einzukehren und seines Weges rückwärts zu schauen, fand er in spätern Jahren sich nur allzusehr vorzuwerfen, daß er doch eine schöne, ja seine beste Zeit lang unbefangen und absichtslos in den Tag hinein und mehr auf Gerathewohl, als nach vorgesteckten Zielen gelebt habe. Um so lebhafter mußte ihn bei Prüfung seiner so leicht gekeperten Vergangenheit die religiöse Wahrnehmung ergreifen, daß eine höhere Hand ergänzend das Gewebe menschlichen Lebens durchschießt, und die Fäden mit der schwebenden Lade schlägt. Denn auch auf jene ziel- und gedankenlose Weise war ja ein Stillleben eigenthümlicher Art, von nicht beabsichtigtem Zusammenhange und bedeutsam verschlungenen Beziehungen zu Stande gekommen.

An dies Prometheische im Menschen- und Völ-

kerleben durch ein recht kleines Lebensbild zu erinnern, schien in einer so muthlosen Zeit gerade nicht ungehörig zu sein. Und zur unterhaltenden Theilnahme für Liebhaber des Idyllischen eignete sich dies Stilleben einigermaßen dadurch, daß es, wenigstens mit seiner Jugendstrecke wie in einem versteckten Thal, hinter einer von der Zeit rasch umfahrenen Waldecke gelegen, unserer breiten, bewegten Gegenwart schon ziemlich fremdartig geworden ist.

Im weitern lag es dem Verfasser seit einer Reihe von Jahren auf dem Herzen, die für ihn so erfreuliche Aufnahme mehrer seiner Schriften gerade in gebildeten Kreisen — Erweise von Gunst, die ihm von nah und fern begegnet sind — laut anzuerkennen. Er überredete sich, seinen Wohlwollenden dadurch entgegen zu kommen, daß er ihnen, so gut er es eben vermochte, den Mann skizzire, dem sie so viel Nachsicht geschenkt hatten, und dem viel daran gelegen war, ihnen zu bekennen, was ihn auf seinem Wege nicht hatte dazu kommen lassen, Befriedigenderes darzubieten.

Ueber dem Ansprechendsten, was ihm gelungen war — seinen im Herbst 1847 erschienenen „Clubisten in Mainz" — brach, wie auf einen poetischen Mor-

gentraum, der stolze Frühling Deutschlands herein, leider! nur allzubald überstürzt von dem schmerzlichen Umschlag einer altnationalen Verheißung. Und nun kehren wir von der abwechselnd tollen und empörenden, dort jämmerlichen und hier gar ekelhaften Reaction der öffentlichen Gewalt die trostlosen Blicke rückwärts, und finden an ausgelebten Zuständen nicht sowol eine vorübergehende Unterhaltung, als vielmehr auch die stille Ueberzeugung, daß wir zu neuem Anlauf wirklich einige Schritte in unsere Vergangenheit zurückthun müssen. Welche Bedeutung gewinnt da nicht die so vielfach schürfende, schöpfende, schaffende Thätigkeit auf dem Felde der Geschichte besonders auch unsers Vaterlandes und unserer Literatur! Und wahrlich ist es wohlgethan, uns darauf zu besinnen, welcher Wege wir vereinzelt gekommen sind, aus welchen Zuständen wir uns herausgewunden haben, und nach welchen Richtungen fortan die schon wieder verhetzten Gemüther einig, die immer wieder eigenwilligen Kräfte verbunden, auf das nie zu verleugnende Ziel nationaler Einheit und Macht losgehen müssen.

Und da begegnet mir inmitten der Betrachtung solcher erfreulichen historischen Schaffenslust, die

mich von meinen persönlichen Mittheilungen hätte abhalten müssen, ein viel mehr ermuthigender Gedanke. Heinrich Moritz Chalybäus, der eben aus Kiel gedänemarkte Professor, einer unserer achtbarsten philosophischen Zeitgenossen, sagt in seinem „System der speculativen Ethik", I, 523: „Warum trägt die Geschichte im Allgemeinen so wenig bei, die Menschen weiser zu machen? Weil sie zu allgemein ist für die ins Unendliche specificirten individuellen Lagen des Lebens; denn nur in diesen erkennt der Mensch sein Bildniß wieder."

So mag denn schon auf dies gute Fürwort allein die kleine Jugendgeschichte auf die Wanderschaft gehen und die Freundlichkeit der Leser ansprechen!

Hanau, 12. Juli 1852.

Heinrich Koenig.

Inhalt.

	Seite
Knabenwege	1
Haus und Herkunft	3
Früheste Weltgestalten	11
Oeffentliches Leben	20
Die Gesellschaft	35
Zeitstimmung	42
Die Schule	49
Beschäftigung	60
Gefährlichkeiten	76
Lebenskreise	88
Lebensbestimmung	100
Land und Leute	114
Lebensstufe	121
Studentenwandel	137
Oraniengelb	139
Umbildungen	149
Verstimmungen	160
Ehrensold und Ehrenpreise	169
Schulen-Reform	180
Melirt und tricolor	189
Alte und neue Noth	198

Seite
Zuflucht 210
Persönlichkeiten 219
Aufklärung 226
Scheidewege 236
Lebensschule 248
Reminiscere 261
Aussichten 274
Im Thiergarten 284

Knabenwege.

Haus und Herkunft.

Eines heitern Herbſtnachmittags ſah man die Schweſter Gärtnerin der „engliſchen Fräulein“ in Fulda aus dem Hinterbau ihres Convents nach dem gegenüberliegenden Garten geſchäftig hin und wieder gehen. Sie hatte einen kleinen Knaben der Nachbarſchaft mit einem Apfel beſchenkt und eben wieder den offnen Garten betreten, als der Kleine ihr die ſteile Treppe hinauf nachfolgte, in der Thür aber, vom Kloſterſpitz heftig angebellt, umkehrte und in der Uebereilung die Stufen hinabſtürzte. Mit blutenden Lippen wurde der Schreihals nach Hauſe geführt.

Dies alltägliche Kinderereigniß bildet den äußerſten Markſtein meiner Erinnerungen. Es war eben auch, wie in der Geſchichte unſers Geſchlechts, ein Fall in Folge der Verlockung durch einen Apfel. Nur hatte mich eine freundliche Kloſterſchweſter als Eva verführt, und ein bellender Spitz als Cherub das Paradies gehütet.

Ein paar Häuser unterhalb des Gartens stand die kleine Wohnung, die der Oheim des Gefallenen zur untern Hälfte besaß, und einigermaßen aus Rücksicht für seine Schwester Katharina, die Mutter des Knaben, erworben hatte. — Valentin Wigand, gewöhnlich nur Velten genannt, war nämlich ungern aus dem Kloster der Kapuziner geschieden, wo er als weltlicher Bruder in Küche und Garten und für Besorgungen in der Stadt diente, dabei nicht abgeneigt, das Gewand eines Laienbruders zu nehmen. Als aber der Vater des Knaben, ein Bauernsohn aus dem Dorfe Schweben, der als Unteroffizier im fürstbischöflichen Militär stand, im Herbste 1792 mit den zur Besetzung von Mainz requirirten Compagnien dahin abgezogen, dort aber, ehe noch die Reichsfestung von den Franzosen unter General Custine genommen wurde, an Fieber erkrankt und gestorben war, entschloß sich Velten auf Zuspruch eines Paters Hilarius, statt der Kutte eine Frau zu nehmen und sich eine häusliche Einrichtung zu geben. Nun konnte er auch der Schwester mit dem Knaben und der alten Mutter eine Unterkunft anbieten.

Allerdings gehörte ein Entschluß dazu, mit einer schon vor dem natürlichen Zuwachs der Ehe so starken Familie ein Hauswesen anzufangen. Doch, die Liebe dieser einfachen Menschen zu einander ging über alle Bedenken hinaus und fühlte sich allen Begegnissen des Lebens gewachsen. Auch trug die Mutter des Knaben zum Fortkommen des Hauses bei. Sie war nicht ungeschickt mit der Nadel, und hatte oft vollauf zu thun,

um einer, von den Bäuerinnen der Umgegend sehr gesuchten Haubenmacherin die gestickten Theile zu liefern. Ueber den Nähtisch dieser Frau war denn auch an den Eheherrn derselben die Gevatterbitte der Mutter gelangt, als ihr Knabe, in der Frühe des 19. März 1790 geboren, nach katholischem Gebrauch an demselben Nachmittage getauft werden sollte. Der stille, freundliche Pathe hieß ein Maler, hatte aber mehr künstlerische Vorbedeutung in seinem Namen, als Nachruhm auf seiner Palette. Er hieß nämlich, wie der acht Jahre später geborne Dusseldorf-Münchner Maler, — Heinrich Heß. Sein Pinsel verstieg sich kaum über das Handwerk. Für gewöhnlich besorgte er Lackirarbeiten und was anderwärts der Weißbinder verrichtet. In außerordentlichen Fällen brachte er auch ein Handwerksschild über einer Hausthür oder ein Heil'genbild in einer Mauerblende nach der Schablone zu Stande. An einem geschnitzten Muttergottesbilde stellte er das ziegelrothe Gewand, den himmelblauen Mantel und die goldne Krone in frischem Glanze her. Dergleichen kam freilich schon seltner vor. Doch sein Pinsel und die ihm angetraute Nadel der Frau schafften in fuldaischer Gütergemeinschaft ein hübsches Auskommen, dessen Segen auf ein einziges Kind mit Namen — Benedict fiel.

Als die Arme dieses Künstlers am Nachmittage des Josephsfestes den Knaben Heinrich so kurz vor der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings über die katholische Taufe hielten, war seit neun Jahren eine Revolution im Reiche der Gedanken von Königsberg aus angeregt und erhob

sich eben von Paris aus ein Umsturz im Gebiete der Staaten. Ohne den mindesten Begriff davon, welchen Einfluß neue Gedanken und frische Leidenschaften der Menschen auf das Geschick eines Neugeborenen ausüben könnten, wurde die Mutter desselben doch schon nach zwei Jahren von der pariser Weltbewegung erschüttert, als der Vater des Knaben, den Vorwellen der Revolution entgegen geschickt, nicht wieder zurückkehrte.

Seitdem war sie zu ihrem Bruder gezogen, als er das Kloster verließ. Velten verstand sich auf kein eigentliches Handwerk, sondern hatte nur gelernt, Andern zu dienen und was sie bedurften ihnen beschaffen zu helfen. Hierauf richtete er sich denn auch ein Geschäft ein für jene Classe von Nachbarn und Einwohnern, die — wie man sagt — von Hand zu Munde leben und ihren Bedarf an Mehl, Butter, Eiern, an Grütze und Grauen, ihre Kartoffeln, Hülsenfrüchte und Reisigwellen nur im Augenblicke der Nothdurft kreuzer- und batzenweise anzuschaffen vermochten. Als er sich eben verheirathen wollte, kam die Hälfte eines kleinen Hauses in der heute sogenannten Schulgasse zum Verkauf, und ein Herr von W., der auch die kleinsten Sümmchen rasch anzulegen pflegte, hatte ein Capitälchen mit fünf vom Hundert verzinslich darauf stehen lassen, sodaß das neue Ehepaar sein wenig Erspartes zum Geschäftsbetriebe zusammen halten konnte. Diese Wohnung im Erdgeschoß bot Alles dar, was die Familie brauchte: eine etwas niedere Stube für die Menschen, eine besondere Kammer für die Gegenstände des Verkaufs — unsere Handels-

kammer — im Hof eine bedeckte Halle für den Reisigvorrath und ein Ziegenställchen mit einem kleinen Futterboden unter dem schiefen Dache. Letzteres war ein wesentlicher Bestandtheil der neuen Einrichtung. Um die Kundschaft für Ziegenmilch ohne Unterbrechung versorgen zu können, sah Velten darauf, dann und wann zwei Ziegen zu haben, die zu verschiedenen Zeiten lammten. Er hatte das Gras eines vor dem nahen Petersthore gelegenen Gartens gepachtet und bezahlte den Pachtzins mit der Arbeit auf den Gartenbeeten. Denn aus dem Kloster her verstand er sich etwas auf Gärtnerei. Wie stolz blickte er nach den Fenstern der Nachbarschaft, wenn er den Schiebkarren voll frischen Grases vor seiner Hausthür niedersetzte! Wie reich fühlte er sich, wenn die obere Kammer, die noch zur untern Wohnung gehörte, mit duftigem Heu gefüllt war! Ueberhaupt kann man für Blutsverwandte nicht besorgter sein, als Velten es für seine meckernden Thiere war — innig vergnügt darüber, wie ich glaube, daß er auch nach seinem Scheiden von den Kapuzinern noch Geschöpfe zu bedienen hatte, die lange Kinnbärte tragen. Seine Frau konnte vom Dorf her mit dem Melken umgehen, und wußte genau, wie viel Wasserzusatz eine fette Milch vertrug. Ein Brunnen im düstern Hausärn erleichterte die Wirthschaft; wenn er auch durch die Wand und den Wasserabfluß die anstoßende Stube ein wenig feucht machte. Diese hatte für so viel Menschen keinen Ueberfluß an Raum. Glücklicherweise theilte man sich nicht mit harten Köpfen, sondern mit nachgiebigen Herzen hinein.

Auch machte die Wiege des Knaben bald genug Platz für ein Rollbettchen, das den Tag über leicht untergeschoben wurde. Soviel hölzerne Stühle, als Personen da waren, hätten neben Tisch und Betten nicht untergebracht werden können, daher die Großmutter gewöhnlich auf der Bettlade Platz nahm. Und hier ist sie mir in einem hellen Moment erinnerlich geblieben: wie sie nämlich für ihren zahnlosen Mund einen Wallnußkern auf der Bettstelle mit einem Hammer zerquetschte. Gewiß hat sie mir etwas davon zwischen die kleinen Zähne gesteckt: wie wäre mir sonst der unbedeutende Augenblick so erinnerlich geblieben! Denn von da ist sie mir aus dem Andenken verschwunden und wie ohne Tod und Begräbniß weggehoben.

Zu ihrer Zeit soll die Großmutter sehr hübsch und einnehmend gewesen sein; wie sie denn auch dreimal verheirathet und zum dritten mal Witwe war. Mit ihrem ersten Manne hatte sie die Reise nach Potsdam und Berlin gemacht, wo sich der stattliche Bauernsohn in den letzten Tagen König Friedrich Wilhelm's I. unter dessen Riesengarde anwerben ließ. Die Großmutter erzählte gern, wie sie damals auch den großen Fritz gesehen, von ihm bemerkt und nach ihrer Herkunft befragt worden sei. Und als er vernommen, sie stammten aus Fulda, habe er gesagt: „Also seid ihr katholisch? Aber das ist einerlei!"

Erst mit ihrem dritten Manne bekam sie die Kinder Valentin, Katharina, meine Mutter und eine ältere, in Hofbieber verheirathete Schwester. Er hatte im fürst-

bischöflichen Militär gedient — ein musterhafter Pfaffensoldat. Denn wie er einstmal zur Adventszeit im Schloßhof auf Posten stand — es lag eben Schnee und der Mond dämmerte nur durch schweres Gewölk — da wälzte sich gegen Mitternacht „etwas Schwarzes" in der Richtung auf das Schilderhaus heran. Bewaffneter Muth und glaubensstarke Furcht wechselten in der Brust des fürstbischöflichen Soldaten. Es war ehrlos, davonzulaufen, aber auch lebensgefährlich, vorzuschreiten und — Werda? zu rufen. Schnell aber fand er die rechte Auskunft: er senkte das Gewehr mit der Mündung zur Erde und schlug, aufrecht stehend, drei Kreuze über die Brust. Und siehe, der böse Feind schnopperte vorüber.

Von dieser Familientradition in unsere kleine Stube zurückkehrend, bemerke ich, daß sie einen Balkendurchzug hatte. Onkel Velten mit seiner weißbaumwollnen Zipfelmütze streifte just darunter hinweg; denn er war ein kleiner Mann; Heinrich Joseph aber, der Knabe, hatte hubsche Jahre vor sich, um bis an den Balken zu wachsen, der schon so freundlich war, sich ihm ein wenig entgegen zu neigen.

In solcher niedern Enge, worin aus Mangel an Raum selbst das kaum Entbehrliche nicht vermißt wurde, konnte nur Reinlichkeit und Liebe das Zusammenleben einer Familie erleichtern. Häusliche Sitte, aus frommer Gewohnheit erwachsen, that das Uebrige: sie brachte durch regelmäßige Gebete eine höhere Ordnung in das beschränkte Alltagsleben; durch gehobene Empfindungen gewährte sie eine Vergütung so mancher Entbehrnisse,

und malte mit der Kraft des Glaubens an die feuchte Hinterwand der Stube die Perſpective der Ewigkeit. Morgengebete, Tiſchgebet, Ave Maria gliederten den arbeitſamen Tag. Wenn das helle Glöckchen von dem Pfarrthurme tönte, lief irgend Eins im Hauſe nach der angezeigten „heiligen Meſſe", brachte die Anliegen der Familie vor den Altar und friſchen Stoff der Unterhaltung mit aus der Kirche. Denn während die betenden Lippen den oft befahrnen Weg zum Himmel von ſelbſt fanden, brauchten ſich die Augen nichts von Allem, was in der Kirche vorging, entgehen zu laſſen, ſodaß der Kirchenbeſuch des Einen mit ſeinem nächſten Segen uns Allen zu gut kam. Darin waren wir echt katholiſch und würden uns, wenn wir auch den perſiſchen Dichter Sadi gekannt hätten, doch von ſeinem Spruche nicht haben anfechten laſſen:

Will der Menſch zu ſeinem Gotte flehen,
Muß er außer Gott nichts Andres ſehen.

Bei außerordentlichen Vorkommniſſen zeigten wir uns ſchon geſammelter. Und ſo war auch der Knabe ſtets aufs feierlichſte ergriffen, wenn unter Gewittern aus unſerm häuslichen Gebetbuche der Eingang des Johannis-Evangeliums laut geleſen wurde. Wir Alle knieten; die Mutter aber las ſtehend, ſchlug bei beſtimmten Stellen, an das Fenſter tretend, ein beſchwörendes Kreuz gegen das drohende Gewölk, und verneigte ſich tief bei dem Spruche: „Und das Wort iſt Fleiſch geworden, und hat bei uns gewohnet."

Früheſte Weltgeſtalten.

In dieſer Stimmung und Gewohnheit des Hauſes wuchs der Knabe heran. Sein Weltbewußtſein erwachte von Kirchenglocken und ſeinem Lallen begegneten fromme Sprüche. Noch haftet mir im Gedächtniß feſter als alle Gedichte und Gedanken einer ſpätern Zeit der Morgenſegen:

Heil'ge Barbara, du edle Braut,
Mein Leib und Seel' ſei dir vertraut
Sowol im Leben als im Tod'!
Komm' mir zu Hülf' in letzter Noth!
Gib, daß ich vor dem letzten End'
Empfang' das heil'ge Sacrament!
Bei Gott mir auch ſo viel erwerb',
Daß ich in keiner Todſünd' ſterb'!

Und wann wäre ich jemals, im Wechſel glücklicher und ſchmerzlicher Tage, feſter eingeſchlummert als unter dem „Gott walt's, Jeſus walt's!“ womit die Mutterhand mich allabendlich unter die Federdecke und unter das ewige Walten des Himmels brachte!

Der Oheim, geistig beschränkter als die Mutter, setzte ihrer gläubigen Andacht mönchische Bestandtheile zu. Als Klosterknecht war er einmal nahe daran gewesen, Laienbruder bei den Kapuzinern zu werden. So oft ihm der Barbiergeselle den Wochenbart abnahm, erinnerte er sich wehmüthig eines Berufs, der sich mit Bart schmückt, und die Thränen, die ihm das stumpfe Messer verursachte, schmerzten im Stillen seine kränkliche Frau, die darin den Ausdruck bereuter Ehe erblicken wollte. In seinem groben Kamisol, im hellblauen Sonntagsrocke hielt sich noch immer etwas vom Klostergeruche. Seine Erzählungen, seine Anekdoten und Scherzworte waren von den Sandalen der frommen Väter breit getreten. Seine Wundergeschichten, wenn auch von Niemandem bezweifelt, beriefen sich ausdrücklich auf irgend einen Pater als Gewährsmann. Velten war klein von Gestalt, etwas gedrückt von gebückter Arbeit, ernst und eifrig in allem Thun, und so eng in seinem Glauben wie in seinem Gewerbe, dabei aber in diesem so zufrieden, wie in jenem hingebend. Man konnte an die schönen Verse von Horaz erinnert werden:

> Du nennst gewiß nicht Einen, der viel besitzt,
> Deswegen glücklich: wahrhaft behauptet nur
> Den Werth des Glücks, wer seiner Götter
> Gnadengeschenke mit Sinn zu brauchen
> Und harte Armuth doch zu ertragen weiß.

Der Mensch scheint, unter engen oder weiten Verhältnissen, eben nur dadurch glücklich zu sein, daß er mit den ihm eigenen Gaben und Bestrebungen in der einen Schale der Lebenswage sich spielend ins Gleich-

gewicht setze mit dem Antheil an der Welt, der ihm in die andere Schale gelegt ist. Wiegt er selbst schwerer, so liegt er zu Boden und wird mürrisch und unzufrieden; ist er aber leichter als seine Welt, so schwebt er in der Luft, zappelt ungeduldig und will verzweifeln. Und so besteht die Zufriedenheit des Menschen in dem leichten und gelassenen Auf- und Niederschweben mit seinen Kräften und Aufgaben.

Wohin der heranwachsende Knabe lief und lauschte, begegneten ihm geistliche Gestalten, kirchliche Klänge. Unsere kleine Wohnung lag, wie bemerkt, den Hintergebäuden des englischen Fräuleinstiftes gegenüber. Aus jenem Einfahrtthore, woher meine Eva mit dem Apfel gekommen war, erschienen nicht selten Laienschwestern in weißen Schleiern oder Klosterfrauen in schwarzen, wenn sie paarweise nach ihren Feldern oder Garten vor dem nahen Petersthore gingen. Sie nickten meiner Mutter zu, die am offenen Fenster nähte, lächelten mich an und drückten mir in die Patschhand eine Rose oder ein Dütchen mit Rosinen.

Die Gasse etwas weiter hinauf blickte man am hohen, dunkeln Bau des Seminars empor. Es war das ehemalige Jesuiten-Collegium, zu jener Zeit erbaut, als in der Pfalz der Protestantismus mit dem Katholicismus im Kampfe lag, und die streitenden Väter im Rücken des Schlachtfeldes ihre Bollwerke und Schanzen aufwarfen. Noch weiter, am Ende der gerundenen Gasse, stand ein eigentliches Nonnenkloster nach strenger Regel mit einer hellen, bilderreichen Kirche, wo wir die Schwestern

durch das Gitterwerk des Chors lateinische Psalmen singen hörten.

Auf ihren Terminen kamen Franziskaner und Kapuziner durch unsere stille Gasse. Seltener sah man Benedictiner in ihren schwarzen Cucullen. Aber für ein Weltereigniß galt es uns, wenn zuweilen der Fürstbischof in schwarzem Weltkleide vorüber ritt. Ein Lärm entstand, wenn man ihn die Straße herabkommen sah; man klopfte einander an die Fenster; die Nachbarn stürzten vor die Thür, mit entblößten Häuptern und halbgebogenen Knieen sich verbeugend. Hochrothen Angesichts, mit langer, schmaler Nase und gespannten Augen nickte der Fürst vom Rappen nieder, oder lüftete am Stahlgriffe den runden Biberhut. Nun hatten wir den Fuß im Steigbügel gesehen, dem die prächtigen Schuhe angemessen waren, die zuweilen vor dem Fenster unseres Nachbars Hofschuhmacher zum öffentlichen Bestaunen ausstanden — von weißem Atlas mit eingesticktem goldenen Kreuze. So trug sie der Hochwürdigste an hohen Festen am Meßaltar und unter der Fronleichnams-Procession.

Wie könnte ich das Gefühl der andachtvollen Ehrfurcht beschreiben, womit wir Bürgerkinder nach diesem Mann aufblickten, der mit der rechten Hand herrschte und segnete, mit der linken aber in die Ewigkeit reichte, um dem lieben Gott unsere Anliegen unmittelbar zu übergeben. Ja, unmittelbar! Eines Abends verbreitete sich der Schreck, es brenne im Schloß und eine Pulverkammer befinde sich in der Nähe des Feuers; dennoch

wolle der Fürst sein Cabinet nicht verlassen und weiche und wanke nicht. Die Nachbarschaft bebte und betete, bis der Brand und die Gefahr vorüber war, und man wieder aufathmete. Da sagte meine Mutter mit ververtrauensvollem Aufblicke: „Freilich hat der gnädigste Bischof sein Zimmer nicht verlassen wollen: wie ja der Mann mit unserm Herrgott steht, wußte er wohl, daß ihm nichts Schlimmes widerfahren sollte.“

So ward ich sehr früh im Leben inne, wie ein regierender Bischof mit der Gottheit auf vertraulichem Fuße stehe, und konnte nun vom Papste nicht anders denken, als daß ihm der liebe Gott bei jeder Gelegenheit die Hand drücke. Viel später erst hörte ich, daß der Fürstbischof Adalbert ein sehr bornirter und starrsinniger Mann gewesen sei. In seiner Umgebung hatte man mithin aus dem Eigensinne des Mannes jenes Benehmen doch ziemlich anders begriffen, als wir es mit frommer Phantasie betrachtet hatten.

Schon um jene Zeit kam der Knabe mit einem für seine männliche Zukunft verhängnißvollen Menschen in Berührung. Ein schöner Student, Liebling der Nachbarschaft, hatte in der stillen Gasse seine bescheidene Stube gefunden. Sohn eines Bäckers aus dem Städtchen Hünfeld, gab er als Theolog durch hervorstechende Gaben und einnehmendes Aeußere die besten Erwartungen für den geistlichen Stand. Dennoch hätte sich Niemand das Ziel träumen lassen, das dem jungen Leonard zu erreichen bestimmt war. Ich noch nicht viel sicherer auf den Füßen als damals, wie ich die Gartentreppe hinunter

fiel, eilte dem Studenten, so oft er mit seinem Bücherpack die Gasse herunter kam, eifrig entgegen, um ein oder das andere Buch zu empfangen, das ich ihm mit kindlicher Wichtigkeit nachtrug. Die Nachbarschaft lächelte; doch wer hätte ahnen können, daß dereinst aus dem Sturme der Revolution, der jetzt zu wüthen anhob, auf das Haupt dieses Bäckersohnes die Insel des regierenden Fürstbischofs fallen, den eifrigen Knaben aber die Bulle eines Kirchenbannes streifen werde, von derselben Hand ausgefertigt, die ihm jetzt die Dogmatik nachzutragen reichte!

Weniger erbaulich als unsere Häuslichkeit, war für einen aufwachsenden Knaben die Nachbarschaft. Lauern oder Lärmen in den Wohnungen, Schelten und Schimpfen über die Gasse gehörte zum täglichen Brot, und die Gemeinheit der Gesinnung fand immer den rohesten Ausdruck und das saftigste Schmähwort. Noth und Misgunst schielten durch die trüben, in Blei gefaßten Fensterscheiben.

Gegen all Dergleichen hielten Mutter und Oheim sich ängstlich zurück. Eine fast unbewußte Anständigkeit und Zucht war ihnen von der verständigen, welterfahrenen Mutter, durch den soldatischen Ernst des verstorbenen Vaters und vielleicht durch die frühere Verbindung mit dem Kloster angeeignet. So lang nämlich Velten dort gedient hatte, war die Wohnung der Großmutter das Absteigequartier der Mönche gewesen, die in der Stadt terminirten oder Eins und das Andere zu besorgen hatten. Unsere Fenster schlossen sich, sobald draußen heftige

Worte fielen; man wollte nicht einmal zur Zeugenschaft über das Vorgefallene aufgerufen werden. — Uebrigens waren dergleichen Uneinigkeiten von keiner Dauer, denn sie rührten meist von schlechter Gewohnheit und mehr ungebildeten als bösen Herzen her. Die reichlich gefallenen Schimpfworte schienen nicht zu beflecken; die Entzweiten waren schnell wieder Ein Herz und Eine Zunge, und Derjenige bot gewöhnlich die erste Hand zur Versöhnung, der zuerst vom Andern etwas zu borgen hatte.

An Originalen fehlte es uns übrigens rechts und links nicht. Hier hatten wir zum Anstößer einen Winkeladvocaten von geringer Kundschaft. Er lebte so heimlich, als ob er sein eigenes Dasein gestohlen habe. Man sah ihn nur, wenn er zuweilen mit ein paar grauen Blättern Papier unterm Arme aus der Wohnung schlüpfte und ohne die Nachbarn zu grüßen sich an den Häusern hinwegstahl. Dies hatte für den Knaben etwas Unheimliches und schien zu bestätigen, was Oheim Velten alles Ernstes betheuerte, daß nämlich kein Advocat in den Himmel käme, weil sie alle vom Unrecht, von der Bestechung der Reichen und der Uebervortheilung der Armen lebten. Unser linker Nachbar schien mir schon von der Angst des ewigen Feuers getrieben. Gewiß aber hatte der Arme blos zu viel Sorgen bei zu wenig Clienten und schämte sich nebenher der Nachbarschaft oder seiner Frau. Er selbst, wenn auch täglich in demselben Anzuge, hielt sich doch in Hemde und Halskrause sehr sauber, in Manieren fein und gemessen. Anders seine Ehehälfte. Schlampig im Anzuge, schlotterig im Be-

nehmen, albern in lauten Selbstgesprächen, zerstreut in ewigem Hin- und Herrennen, trug die lächerliche Person über all Diesem eine schwarzseidene Saloppe und große Backenhaube, unter denen sie sich in Hast und Zerstreuung abwechselnd juckte und kraute, sodaß sie mit dem äußerlichen Anspruch auf höhern Stand den Nachbarn um so mehr zum Gespötte diente.

Rechts wohnte uns ein andres Paar, Herr Louis, ein pensionirter Kammerdiener mit Familie. Er hielt sich eben so scheu und zurückgezogen wie der Advocat, und ging sogar noch weniger aus als dieser; wogegen er sich öfter am offenen Fenster mit einer langen irdenen Pfeife sehen ließ. Das Fenster war nämlich seine letzte Zuflucht, wenn er sich vor der herrschenden Hand seiner Frau unter die Augen der Nachbarschaft zu retten suchte. Leider fehlte ihm an dem Oekonomiebau der englischen Fräulein ein bewohntes Gegenüber. Und so mochte er sich mit der Brust noch so weit aus dem Fenster legen: die Gattin, halb gebückt, traf ihn doch mit der Faust so nachdrücklich in den Rücken, daß er, die Pfeife aus dem Munde genommen, wieder und wieder hinab auf die Gasse nicken mußte, was ihn, zu einiger Entschädigung, bei den Vorübergehenden in den Ruf eines zuvorkommend höflichen Mannes setzte. Die zärtliche Frau selbst war aber das liebenswürdige Gegentheil des Advocatenweibes: sauber und hübsch, gesprächig und von kluger Freundlichkeit gegen Jedermann. Sie hatte gute Bekanntschaften in der Stadt, besonders an einem höheren Beamten, einem hübschen und wohlhabenden Manne,

der in kinderloſer Ehe lebte und dafür ſein heimliches Wohlgefallen an den Kindern des Herrn Louis fand, die ihm durch artige Fügung auffallend ähnlich ſahen.

Noch muß ich des ſtattlichſten und anſtändigſten Nachbars gedenken, Herrn Leiſters, der zu jenen Wundärzten gehörte, die mit mehr Sicherheit einen Bart als ein Bein abnehmen, und es wol mit Schröpfköpfen, ſchwerlich aber mit dem Trepan wagen. Doch fand ich ſeine Hand leicht und ſanft genug, als ſein Franz, mein Geſpiele und Gefährte bei Steinwürfen nach Spatzennеſtern in der Seminariumsmauer, mir einſt durch einen Fehlwurf ein Loch in den Kopf verſetzt hatte. Weher that mir ſeine erwachſene Tochter, als ſie mich auf einen Spaß, den ich ihr machen wollte, mit ſpöttiſchem Lachen — einen Anaſtaſiuskopf ſchalt. Das Räthſelhafte des Unnamens ſchmerzte mich darum nicht weniger. Ich war ſehr empfindlich. Und wenn ein reizbarer Knabe durch ſolche Unarten gegen die Menſchen leicht verſchüchtert wird, ſo ſchlägt ſelbſt das Wohlwollen, das er von Einzelnen erfährt, übel an, indem es zu hoch aufgenommen wird, um nicht die Selbſtändigkeit eines jungen Herzens zu ſchwachen.

Oeffentliches Leben.

Vor die Thore der Stadt kam der Knabe in den frühesten Jahren faſt nur an der Hand der ängſtlichen Mutter. Konnte ſie die Zeit gewinnen, ſo nahm ſie ihn mit nach dem nahen Frauenberge, wo, von der hellen bunten Kloſterkirche aus, durch den Bergeinſchnitt und über den Zwillingsberg hinweg, in einer Reihe von Stationen aus der Leidensgeſchichte des Heilands, ein Kreuzweg gebildet iſt und von den Frommen viel begangen wird. Die aus Holz geſchnitzten und bemalten Figuren des Heilands, der Schergen und der begleitenden Perſonen ſind in halber Lebensgröße von nicht ungeſchickten Mönchshänden mit gutem Sinn für ihre Beſtimmung ausgeführt, und boten einer eifrigen Mutter Anlaß zu einer Geſchichte, die, für den Knaben unbegreiflich, wenigſtens ſeine Phantaſie mit wunderbaren Vorſtellungen und ſein Herz mit fremdartiger Rührung erfüllten.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt besuchten wir an schönen Sommerabenden den Kirchhof, wo viel Bürgersleute sich einfanden, zwischen den Gräbern wandelnd, bis das Glöcklein zum gemeinsamen Gebet im Kirchlein bimmelte. — Der Katholik mit seiner Vorstellung vom Fegefeuer nimmt von den Gräbern eine besondere Befriedigung mit: jedes stille Vaterunser fällt ja kühlend und miterlösend in jene Reinigungsglut, sodaß er als Wohlthäter fortwährend in Verbindung mit dem Jenseits steht.

Lieber ließ ich mich aber im Frühjahre mit auf die kleinen Wiesen nehmen, die sich um Fulda vielfach zwischen den Hügeln hinwinden. Wir suchten zu Thee Schlüsselblumen und was die Mutter Sennesblätter nannte. Wäre mir nur damals über die Natur und über die um Fulda her so frische Luft und reizende Landschaft das Geeignete beigebracht worden! So blieb es nur bei den Wohlthaten der freien Umgebung, die meinen gesunden Sinnen zuströmten. Zwar zerstreuten sie mich ein wenig für die erbaulichen Erzählungen und Ermahnungen meiner Führerin; doch war Dessen, was mir haften blieb, immer noch genug. Ich hätte äußerer Hinweisungen, eines Weltmaterials bedurft; statt dessen die mütterlichen Gesichtspunkte mich mehr und mehr zum Beschaulichen verengten, worauf mein Sinn ursprünglich schon angelegt schien. So gewöhnte ich mich, nicht blos ohne Auffassung, sondern selbst ohne Aufmerksamkeit an Stein, Pflanze und Gethier hinzuschlendern, und unachtsam gegen Wind und Wetter zu blei-

ben — Gegenstände, auf die man die früheſten Kindesſinne richten ſollte.

Eins jedoch entging meiner früheſten Wahrnehmung nicht — wie viel heiterer nämlich und vergnügter von ſolchen Ausgängen ins Freie oder ins Fromme meine Mutter zurück kehrte. Ihr Träumen und Hoffen, das ſie gern tief verſchloſſen hielt, hatte ſich in ſolchen Stunden ungetheilt mit der Zukunft ihres Knaben beſchäftigt. Nun kam zu ihrer Ermunterung hinzu, daß ſie durch anhaltende Kränklichkeit der Frau ihres Bruders ſich genöthigt ſah, mehr und mehr von den häuslichen Geſchäften zu übernehmen, und in ihrer traumſitzenden Nähterei mit zerſtreuender Rührigkeit zu wechſeln. — Wie ſie mir aus jenen Tagen vorſteht, war ſie noch immer von gutem Ausſehen, nicht groß, aber wohlgebaut und von der angenehmen Fülle blonder Frauen, mit guten Geſichtszügen und freundlichem Blick. Ein leichter, heiterer Sinn war ihr von Natur gegeben, bis die Erfahrungen des Herzens mit Trauer und mein Daſein mit Sorgen ihre bewegliche Seele heimſuchten. Sie war bei meiner Geburt 26 Jahre alt geweſen, mithin über die gedankenloſen Jahre hinaus, dabei ein Kind des erſten April, der an ihr in leicht wechſelnden Stimmungen des Gemüthes ſein hergebrachtes Recht übte. In ihren guten Stunden konnte ſie eine luſtige Geſchichte erzählen; auch fehlten ihr muntere Einfälle und neckiſche Rathſchläge nicht. Hatte ſie doch im mütterlichen Hauſe Gelegenheit gehabt, an Soldaten und an Mönchen des biſchöflichen Fürſtenthums ihren Mutterwitz zu üben.

Ohne damals zu ahnen, was Alles das Herz der Mutter bewegte, hing der Knabe mit stummer Hingebung an ihren Stimmungen, heimlich vergnügt, wenn sie Abends darauf fiel, zu ihrer Nadel ein einfaches Volkslied zu singen. Niemals aber bat oder quälte er darum. Vielleicht war schon sein ursprüngliches Wesen auf Das angelegt, was jedenfalls die enge, auf Resignation gestellte Häuslichkeit vollends ausbildete, daß er nichts ungestüm verlangte, sondern das Beste, das Erwünschte stets für etwas ansah, das eben nur beschert werden kann. Ueberhaupt aber herrschte in Gefühlssachen ein sonderbar scheues und sprödes Wesen unter uns, wie es auf dem harten fuldaer Boden überhaupt heimisch ist. Das Wohlwollen, die Liebe zu einander war unverkennbar; aber sie bedurften keiner Worte, sondern ließen sich nur empfinden, wie man eine wohlthuende Luft und den wilden Thymian der fuldaer Hügel athmet. Die Herzlichkeit verrieth sich stets nur wie hinter einem Vorhange, und jeder Zärtlichkeit hätten wir uns geschämt, als ob sie bei Armuth und Arbeit zu kostbar und ein unstatthafter Leckerbissen wäre.

Hier, wo die Zufriedenheit einer engen Familie so rein innerlich blieb — wie wäre ich da je auf den Gedanken gekommen, was man heut so oft von Kindern vermögender Eltern hört, zu klagen: Ich hab' auch lang kein Vergnügen gehabt! Mein Dasein selbst war mein stetes und volles Vergnügen. Ich hatte damals unbewußt „das Himmelreich in mir selbst", und als ich einmal von meinem Pathen einen hölzernen Pallasch ge-

schenkt bekam, setzte es mich so außer mir, daß ich die Ruhe nicht hatte, bis er an der nächsten Mauer in Stücke zerschlagen ging, und ich wieder auf meine leere Faust vergnügt sein konnte.

Gesunde Kinder finden überall eine höchst wohlfeile Seligkeit, und jede überflüssige Zuthat unverständiger Liebe setzt diesen Himmel in Gefahr oder selbst auch die Engel darin.

Auch kein Lob wurde unter uns laut. Und wenn ich späterhin mit den besten Zeugnissen aus der Schule, mit vergoldeten Prämienbüchern aus dem Gymnasium kam, erwartete ich kein Schmeichelwort. Ich sah die Unserigen lächelnd einander zunicken, und war stolz und glücklich in heimlicher Empfindung Dessen, was es bedeutete.

Wie sich nun dem umherlaufenden Knaben die Stadt nach und nach entfaltete, bot sich leider nichts Auffallendes dar, was die Seele der Jugend besonders gereizt und erweckt hätte. Kein schiffbarer Strom, kein umfassendes Gewerbe, kein weither besuchter Markt erweiterten das stille Thal; keine Kunstschöpfungen, keine wissenschaftliche Thätigkeit warf eine wenn auch vorübergehende Verklärung in den Werkeltag. So alt die Stadt ist, besitzt sie keine vortretenden Alterthümer, die eine Frage nach vergangenen Jahrhunderten hervorlockten. Schon Mitte des achten Jahrhunderts that sich in Fulda, um das Stift des deutschen Apostels, städtischer Betrieb auf. Aber die reichen Spenden, von nah und fern dem Stifte dargebracht, verbreiteten keine Wohlhabenheit unter den Bewohnern, sodaß man immer nur für das

nächste Bedürfniß baute und bildete, was dem natürlichen Verfalle und dem wechselnden Zeitgeschmack keinen Widerstand leistete.

Merkwürdigerweise war auch in dem so abgeschlossenen und vielfach eigenthümlichen Fulda im Laufe frommer und streitlustiger Jahrhunderte kein eigentliches Volksfest aufgekommen, und was von alten, einheimischen Gesängen, bruchstückweise und oft ins Sinnlose verkehrt, hier und da noch laut wurde, erinnerte nur an alte Lustigkeit bescheidenen Genusses. Dafür fehlte es nicht an Kirchenfesten und Processionen; auch war es gelungen, ein neues Gesangbuch mit theilweise trefflichen Melodien dem Volk in die Hand und durchs Ohr in den Mund zu bringen.

Wir Kinder freuten uns zumeist auf das Christfest. Nicht wegen der leuchtenden Bescherung am Christbaume: dieser war damals im katholischen Fulda nicht üblich. Den Kindern erschien am 6. December der heilige Nikolaus, mit Sack und Ruthe zu lohnen und zu strafen ausgerüstet. Aber das Christfest brachte andern Jubel mit sich. Man ging am Vorabende nicht wie gewöhnlich schlafen; Freunde und Angehörige versammelten sich nach Verabredung. Wie die Reichen und Vornehmen bei Mahlzeiten, Spiel, dampfenden Weinkumpen und Punschnäpfen den Abend zubrachten, weiß ich nicht: in unserer Stube waren wir bei Kaffee mit Kuchen fröhlich, bis von eilf Uhr an das Wechselläuten zur Christmesse der Mitternacht einlud. Nun ging's zur Kirche, einer Handlaterne nach, die durch den tiefen, vom schwar-

zen Nachthimmel rieselnden Schnee leuchtete. Dort trat man in eine tausendfache Helle ein. Denn zu den Kerzen der Altäre hatten die Betenden ihre Wachsstöcke angezündet. Musik, Gesang, laute Gebete des Priesters, wie oft man sie vernommen, weckten doch in der ungewohnten Umgebung einen neuen Schwung der Empfindungen. Die am Hochaltar wandelnden Gestalten nahmen von der Mitternacht etwas Geisterhaftes an, wozu selbst die hohen Kirchenfenster, durch die sonst zum Hochamte der helle Tag hereinstrahlte, jetzt schauderhaft schwarz herabsahen.

Aber nicht alle Herzen im Gedränge waren auf den Hochaltar gerichtet. Und verstand ich auch in jenen Jahren nicht, was Alles nach üppigen Mahlzeiten und heißen Pokalen, neben den Wachskerzen, aus Wechselblicken leuchtete oder auch die Schatten der heiligen Nacht suchte: so lief doch die Andacht nicht ohne gemeinverständliche Ausgelassenheiten ab. Studenten hatten unter der Messe Dinte in die Weihwasserkessel gegossen, und gerade die Frömmsten, die nie ohne sich besprengt zu haben, aus der Kirche gehen, kamen, das Gesicht schwarz betupft, nach Hause und erschraken, ein Spiel des bösen Feindes an sich zu sehen. Andere Muthwillige hatten im Gedränge des Ausganges diese und jene Andächtigen, wie sie in der Kirche durch den gemeinsamen Faden des Gebets vereint gewesen, nun auch eiligst mit Zwirn zusammen geheftet. Draußen zerrten sie dann nach verschiedenen Seiten auseinander und konnten, vom Strome der Menge hin und her gestoßen, nur mit dem

Messer unter vorgehaltener Laterne von einander gelöst werden.

Von diesem Tag an blieb uns Kindern für längere Zeit das Krippchen bei den Kapuzinern. Ein theaterartiges Gerüste, der altenglischen Bühne ähnlich mehr in die Breite als in die Tiefe gerichtet, trat dem Beschauer mit schmalem Vordergrund entgegen, und führte an der Hinterwand bemalte Felsen und geschwungene Felsenpfade empor. Hier wurden die heiligen Geschichten der Geburt des Jesukindes mit halb lebensgroßen und bunt bekleideten Figuren dargestellt. Zuerst hatten die Hirten ihre Schäfchen durch reichlich aufgeschüttetes Moos an das Ställchen heran getrieben, um das göttliche Kind anzubeten. Wir sahen es vor der Krippe im Schoose der Mutter liegen, nackt, aber von Ochs und Eselein angehaucht, damit es in der bittern Kälte nicht friere. Die Kälte fühlten wir mit; aber die Mönchsphantasie versetzte auch ins warme Klima von Bethlehem einen strengen Frost, wenn auch nur für das Ställchen, und ohne die Schäfer in ihren leinenen Kitteln etwas davon empfinden zu lassen, die ja nach der Schrift mit ihren Lämmern im Freien übernachteten.

Zu Neujahr verwandelte sich das Ställchen in den Tempel. Maria und Joseph hatten sich herausgeputzt. Das Ochslein war natürlich zu Hause geblieben; dafür stand aber der hohe Priester mit einer Hörnerkappe zur Beschneidung da. Zugleich ließen sich schon in der Ferne auf hohem Bergpfade die heiligen drei Könige erblicken. Sie kamen zu Pferd mit Kameelen und Moh-

ren, und rückten bis zum sechsten Tag immer etwas näher. Endlich waren sie am alten Ställchen angelangt und überreichten ihre reichen Gaben an Gold, Weihrauch und Myrrhen. Wie man uns Kindern diese Sachen nannte, hatten wir von Gold und Weihrauch einigen Begriff; unter Myrrhen aber stellten wir uns mürbe Wecke vor, fanden das Geschenk für das Jesukind ganz in der Ordnung, und dachten uns die warme Milch dazu.

Nach wenig Tagen waren die hohen Potentaten plötzlich aufgebrochen, hatten aber jetzt den Weg links über die Berge genommen, dem Sterne folgend, der, wie wir hörten, den spitzbübischen Herodes hinters Licht führen sollte. — Nun stand uns der betrübte letzte Act vor, wie nämlich des Herodes grausame Kriegsknechte die unschuldigen Kindlein mordeten. Es war höchst anschaulich dargestellt, und wir Knaben freuten uns nur, daß die Soldaten in ihrer blinden Wuth das Jesukind nicht sahen, das eben im Schooße der reitenden Mutter über den nächsten Hügel geflüchtet wurde. Wir verstanden den pfiffigen Blick des zurückschauenden Esels und nickten ihm zu, sich zu eilen.

Weniger Sinn hatten wir als Knaben für die ernsten Ceremonien der heiligen Woche. Doch interessirten uns die sogenannten heiligen Gräber, zu denen wir von Kirche zu Kirche mitgenommen wurden. Diese künstlichen Höhlen, deren Dunkel von bunten Glaskugeln durchdämmert wurden, erregten uns ein bängliches Herzklopfen. Heiterer nahm sich das Blumengärtchen in der Nonnenkirche aus, und die fingergroßen nackten Engelchen,

die schwebend die ausgesetzte Monstranz umtanzten, waren für uns ein heiteres Wunder.

Was in jenen Jahren den Knaben noch befremden mußte, die am Charfreitage von verschiedenen jungen Geistlichen in vertheilten Rollen recitativisch gesungene Passion, zog mich in spätern Jahren desto mehr an. Aus solchen heiligen Wurzeln war ja das christliche Drama, wie das altgriechische aus heiligen Choraufzügen, erwachsen. Das moderne Drama hatte sich in seiner Entwicklung mehr und mehr seiner Abkunft entkleidet, während das griechische, auch in seiner höchst vollendeten Ausbildung, die Chöre, wie die Schnecke ihr Haus, noch mit sich führte.

Aehnliche Betrachtungen ließen sich bei der großen Leidensprocession anstellen, die denselben Charfreitag gegen Mittag durch die Stadt von Kirche zu Kirche geführt wurde. Damals hatte sie schon lange ihre frühern frommen Ausschweifungen ablegen müssen. Jetzt wurden nur noch die Werkzeuge der Peinigung, das kolossale Kreuz und die weinende Mutter mit der Leiche des Sohnes auf dem Schooße — mater dolorosa et lacrimosa — von Handwerkern mit umhergetragen. Früher hatte das wunderlichste Schaugepränge stattgehabt. Gott Vater in großem Ornate, die Mutter Maria in Begleitung von Heiligen hatten bei der Procession figurirt. Könige und Helden, Herodes und Pilatus, ein tanzender David mit der Harfe waren im Gefolge gewesen, und ein riesiger Walfisch, aus dem Jonas sang, mit getragen worden. Simson im Harnisch, von geharnisch-

ten Philiſtern geführt, gab ſich durch den Eſelskinnbacken zu erkennen, mit dem er um ſich ſchlug. Außerdem war der Zug von Geißelbrüdern begleitet geweſen, und dieſe Vermummten hatten ihr Bußgelüſte nicht blos auf dem eignen Rücken, ſondern auch mit Seitenhieben gegen Zuſchauer oder Vorübergehende ausgelaſſen. Man erinnerte ſich auch noch der dramatiſchen Darſtellung der Paſſion an dieſem Tage und erzählte den drolligen Vorfall, daß ein junger hübſcher Burſche, in der Rolle des Erlöſers am Kreuze befeſtigt und zu allmäligem Sterben abgerichtet, als er in der umſtehenden Menge ſeine Geliebte gerührt und ſtolz zugleich zu ihm aufblickend bemerkte, ſtatt Eli, Eli, laut gerufen habe: Thut mir die Madlene fort, ſonſt kann ich nicht ſterben!

Es waren Ueberbleibſel der mittelalterlichen Myſterienſpiele, und erinnern abermals durch ihren Urſprung aus der Leidensgeſchichte des Heilands an den religiöſen Urſprung auch des griechiſchen Drama. Dionyſos, der von einer menſchlichen Mutter geborene Sohn des Vaters der Götter, hatte unter dem Bilde der Rebe eine vermittelnde, erlöſende Cultur unter den Völkern verbreitet. Aus dem heitern Dienſt ſeiner Verehrung entwickelte ſich das griechiſche Drama. Die früheſte chriſtliche Kirche war dem verlockenden Theater, auf welchem oft auch Spöttereien gegen das Chriſtenthum extemporirt wurden, feindſelig geſinnt, bis ſie, im Einklang mit dem Gedanken des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, der das Leben Chriſti „das Drama der Menſchheit“ nennt, ſich des Theaters, von welchem die Menge doch ſo mächtig

angezogen wurde, in ihrem Intereſſe bemächtigte. War nicht Chriſtus, der göttliche Sohn einer irdiſchen Mutter, ein höherer Dionyſos, deſſen erlöſende Lehre unter dem Bilde — nicht der Rebe, ſondern des Kreuzes eine heilige Cultur über die Erde verbreiten ſollte? So bildete ſich zuerſt die Meſſe als ein ſymboliſches Drama, und der chriſtliche Kirchenbau erinnerte an das alte Theater. Wie auf dieſem Götter und Heroen dem entfernt ſitzenden Volke erſchienen: ſo war der erhöhte und durch Gitter vom Kirchenſchiffe getrennte Altar die Bühne, wo durch die Vorgänge der Meſſe die Vereinigung des Gottes mit dem Menſchen dargeſtellt wurde. Aus dem Tempel heraus traten ſodann die Myſterienſpiele, in die nun freilich das Volk, dem das verhüllte Heilige preisgegeben war, auch ſeinen Witz einzumiſchen nicht unterließ.

Beinahe hätte ich des vorausgegangenen Palmſonntags vergeſſen, undankbar für die buntgefärbten Eier und der mächtigen Bretzel, die mir jener Morgen brachte. Meine Mutter wußte noch von dem Palmenesel, der nun leider verendet war. Aus Holz gezimmert und durch die Stadt rollend hatte er einen jauchzenden Schweif der Jugend hinter ſich her gezogen. Wo er ſtill hielt, hatte man ſich, nicht um den langbehrten Kopf, ſondern um die namenloſe Oeffnung unter dem Schwanze gedrängt, woraus man ein buntes Ei um das andere hervor holte. Dies gelang aber nur Einzelnen. Die Andern rangen und rauften ſich um den Glückstopf, der doch die meiſten Hände leer ausgehen

ließ. Denn die neidischen, gläubigen Augen der Knaben nahmen nicht wahr, daß nur die in hohler Faust eingeführten Eier als gefundene zurück kamen.

Dieser Esel, wie ich mich später unterrichtete, war von bedeutender Abkunft und hatte seine lebenden Ahnen in jenen frühern Zeiten gehabt, da der Palmentag den niedern Geistlichen, wie einst den altrömischen Sklaven das Saturnalienfest, vergönnt gewesen war, sich einmal gütlich zu thun und gelegentlich auch gegen den hohen Klerus sich etwas heraus zu nehmen. Da hatte man denn, unter Spottliedern auf die Hoffahrt und Ueppigkeit der Prälatenschaft, einen phantastisch aufgeputzten Esel umher und bis in die Kirche geführt, wo man ihm auf dem Altar ein Bundel Heu zu fressen gab. Das baseler Concilium, nicht in der besten Laune auf die päpstlichen Einkünfte und kirchlichen Misbräuche, untersagte auch jene anzuglichen Belustigungen, die sich aber in beschränkter Weise noch fort erhielten. Wie sich manchmal eine übertriebene Fröhlichkeit zu einem sogenannten hölzernen Gelächter erschöpft: so war jener alte Palmenesel zuletzt zu einem bloßen Gestell mit täuschendem Eierstocke herabgekommen.

Nur mit zwei Worten muß ich noch der höchsten Blüte der katholischen Feste, des Fronleichnams, gedenken — dieses Cactus grandiflorus, der nur flüchtige Stunden blüht und seinen betäubenden Vanillegeruch verbreitet. Auf uns Knaben machte die Fahrt des Fürstbischofs nach dem Dom den lebhaftesten Eindruck. Noch sehe ich den fürstlichen Laufer in bunter, aufgeschürzter

Livree mit seinem Stab, ein Roccoco-Mercur, aus dem Schloßhofe flüchtigen Schrittes kommen. Hinter ihm, unter den Glocken des Doms, unter den schweren Klängen der Hosanna, naht schnaubend, rechts und links mit den Federbüschen nickend und den weißen Schaum der Zungenstange verspritzend, das Sechsgespann, das den herrschenden Priester im goldenen Prachtwagen an der trommelnden Hauptwache vorüberzieht. Heiducken schreiten neben her; Leibhusaren folgen zu Fuß in großen Bärenmützen, mit heraushangenden rothen Säcken, den verbrämten Dolman auf der linken Schulter, den Karabiner im rechten Arm und die Sporen an gelbledernen Stiefeln. In zwei Reihen stellen sie sich unter dem herabfallenden Lichte der Kuppel zwischen dem Hochaltar und den Kniebänken auf. — — Die Orgel schweigt, Sänger und Geigen verstummen, eine andächtige Stille athmet den Worten des hohen Priesters entgegen, die das Brot in den Körper der Gottheit verwandeln. Die Hostie wird gehoben, die dreimaligen Schellen erklingen; die Husaren stürzen auf lautes Commandowort mit den Karabinern auf den dröhnenden Boden kniend nieder, die rechte Hand über der Stirne gespreitet, als ob das Auge vor den Strahlen der herabgestiegenen Gottheit zu schirmen. Draußen fallen die schweren Kanonenschläge und die Gemeinde stimmt ihr Heilig, heilig ist der Herr! an.

Wie denn aber Pomp und Pracht, wenn sie sich einmal nicht genug thun können, gar leicht von irgend einer Seite aus dem Feierlichen ins Lächerliche fallen: so war für solchen außerordentlichen Tag zu den geschmückten

Husaren und den geübten Musketieren noch eine Landmiliz aus dem Centamte der Stadt herein gezogen und nothdürftig abgerichtet worden. Da standen nun diese bäuerlichen Gestalten in ihren langen blauen Röcken, deren breite Schöße, roth gefüttert, unten umgeschlagen und mit Vorder- und Hintertheil zusammengehäkelt bammelten. Der dreieckige Schlapphut saß so schräg in den Kopf gedrückt, daß der Schießprügel vor dem linken Theil aufrecht stehen konnte. Der Hauptmann der Compagnie, mit einer Schärpe angethan, war so im militärischen Selbstgefühl versunken, daß er, als die große Procession vom Dom herauf kam, sich des Commandowortes, womit er seinen Leuten eine Schwenkung zur Seite des öffentlichen Altars geben mußte, durchaus nicht besinnen konnte. Er wendete den Kopf hin und her, als ob er das Vergessene herbeischütteln wollte, er zupfte mit der linken Hand verstohlen am langen, dünnen Wickelzopfe, wie an einem Schellenband, um das ausbleibende Wort zu citiren, während er es auszurufen bereits den alten Säbel weit in die Luft streckt. Vergebens! Der Verlassene bleibt verlassen. Und schon schwebt die erste Fahne der Procession heran. Da ruft er mit der Gewalt eines Generalfeldzeugmeisters: Mannschaft, Achtung! Und folgt mir nach!

So schreitet er mit einhackenden Fersen voran, und die treuherzige Schar folgt, Mann für Mann, wie eine Ente der andern.

Die Gesellschaft.

Hinter jenen Kirchenfesten her, die ihren pomphaften Cyklus mit dem Frühjahr abschließen, brachte der Sommer wenigstens eine Art öffentlicher Ergötzlichkeiten, an denen auch die Prälaten nur im Weltkleid Antheil nahmen. Es waren Scheibenschießen, die in dem großen Garten eines vor dem Petersthore gelegenen Wirthshauses ihre festen Scheiben- und Schützenstände fanden. Montags früh ward mit Trommeln und Pfeifen hinausgezogen. Die Schützen, aus dem Adel und höhern Beamtenstande zusammmengetreten, bezeichneten sich mit grünen Bandschleifen an Hüten oder Mützen. Drei Tage währte das Schießen um die ausgesetzten Preise. Musik spielte dazwischen, und die glücklichsten Treffer wurden mit Böllerschüssen geehrt. Der Ceremonienmeister des Festes, zugleich die Zielscheibe für den Prälatenwitz, war ein läppischer weltlicher Consistorialrath, anerkannter Spaßmacher der damaligen Societät und jetzt sehr vergnügt, sich auf diesem Fuße vor der bürgerlichen Menge hervorzuthun. Am

dritten Abende erschienen die Frauen und legten sich während der Preisvertheilung geschmückt in die obern Saalfenster. Ein Feuerwerk beschloß den Tag und gab das Signal zum nächtlichen Ball.

Wir Knaben fehlten natürlich nie im Gedränge der Zuschauer, die sich zwischen dem Hause und den Schützenständen bewegten. Und da taucht mir aus jenen Tagen eine Erinnerung auf, die einen Rückblick in jenes nach Sittenfäulniß schmeckende Prälatenleben und zugleich einen Einblick in die instinctmäßige Empfänglichkeit der Kinderseele thun läßt.

An einem solchen Abende trieb sich unter den zahlreichen Zuschauern ein Capitular umher, den ich nicht seinem Namen, wohl aber seiner verwachsenen Gestalt nach von hohen Festen aus dem Dom her kannte. Unbekümmert um das Bürgervolk, das ihm ehrerbietig auswich, unterhielt er sich im Getöse der Menge und der knallenden Büchsen durch Geberden mit einer Dame im obern Fenster. Meine Knabenaufmerksamkeit folgte jeder seiner Bewegungen mit dem scheuen Respecte, den ich vor allem Vornehmen hatte. Bald aber fielen mir die Mienen und Zeichen auf, die vor allem Volke zwischen oben und unten gewechselt wurden; bis eine unbeschreibliche Geberde, die der gräßliche Aesop machte, mich mit einer geheimnißvollen Angst überrieselte. Nicht als ob ich die Symbolik dieser Gesten eigentlich *verstanden* hätte, nein, durchaus nicht: aber die Faunenmiene des geistlichen Herrn und das scharlachrothe Lächeln der Dame erschreckte mich mit einer Vorempfindung von Unsittlichem, das gemeint sei.

Nicht um ihrer selbſt willen ſoll dieſe Knabenerinnerung hier mitgetheilt erſcheinen, bewahre! Sie bleibt aber bedeutſam als Probe des Zeitgeſchmacks, als Maßſtab Deſſen, was in der damaligen Geſellſchaft hinter den Wänden des Hauſes doch wol für ſtatthaft muß gegolten haben, wenn es ſich, ſonſt ſo ängſtlich verſteckt, damals an öffentlichen Vergnügungsorten, unter den Augen des Volks, von Prieſterfingern telegraphiren ließ. Auch iſt es für das Stillleben eines einfachen Menſchen, wenn es doch einmal ſkizzirt wird, nicht gleichgültig, zwiſchen welche Umgebung der Welt es von der Hand des Geſchicks hingeſtellt wurde, und von welcher Staffage es ſeine Schatten empfing. — Und auf was hätten wir lebhaften, ungebundenen Knaben denn auch in einer ſo einſamen Stadt unſere friſchen, ſuchenden Augen zu richten gehabt, um nicht zu ſehen, wie die vornehmen und adligen Leute, der anziehendſte Gegenſtand der bürgerlichen Aufmerkſamkeit, ſich benahmen? Wie hätten wir nichts davon hören ſollen, was aus der Region des Hofes von Ohr zu Ohr bis in unſere Niederung gelangte, wie ein wildes, wühlendes Bergwaſſer von einer zur andern Felſenmuſchel niederplätſchert?

So gedenkt mir noch gar wohl, wie ſehr wir jungen Kameraden auf das Treiben eines fürſtlichen Vetters Acht hatten, der auf unſerer Gaſſe im Erdgeſchoß jenes Hauſes wohnte, das jetzt den beiden proteſtantiſchen Geiſtlichen überwieſen iſt. Aus der Petersgaſſe kam täglich eine hübſche, ſaubere Bürgerstochter friſchen und etwas derben Ausſehens zur Meſſe oder Abendskirche wandelnd vorüber.

Wir schlichen pfiffig hinter ihr her, um zu beobachten, was der kecke Oberjägermeister ihr am Fenster zurief, wie er sie ein andermal am Hausthor erwartete, um sie, keck umfaßt, eine Strecke zu begleiten, oder halb mit Gewalt in seine Wohnung zu überreden. Wir verstanden nicht, was die Nachbarschaft bald genug von dem Fall des bethörten Mädchens flüsterte; aber wir hatten es nicht vergessen, als wir in reiferem Alter die völlig Gesunkene, entstellt von Aussehen, in Haderlumpen, und von berauschendem Getränke überwältigt in der Straße erblickten, wo sie einst dem nun verschollenen Manne nicht wie Gretchen dem Faust geantwortet hatte:

Bin weder Fräulein, weder schön;
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Allerdings waren nicht alle Höflinge so verwegen, nicht alle Capitulare so verwachsen, wie die Erwähnten: doch auch die Unordnungen, die geordneter vorfielen, hatten gegen das Volksleben so wenig Vorhang, daß sie nur verwirrend auf die sittlichen Begriffe der Menge wirken konnten, wie sie denn auch die Gesinnung der zur violettenen Societät mitgehörigen bürgerlichen Beamtenfamilien wirklich verdarben. Oder, wie hätten sonst Männer der besten Patrizierhäuser, Mitglieder der höhern Landescollegien mit so viel Selbsttäuschung oder Selbstvergessenheit ihren Töchtern oder Schwestern den räthselhaften Verkehr mit manchen Prälaten gestatten mögen? Diese Schönen lebten nämlich zuweilen auf den Propsteisitzen und standen dem Hauswesen ihres ehelosen Freundes vor. Hier und in der Stadt schickten sie sich nicht

nur darein, eine in ihren Einnahmen und Ausgaben sehr entzweite Wirthschaft sorglos zu besorgen, und zu den Gelagen einer lustigen Genossenschaft die Solokarte zu mischen: sie waren auch politisch genug, in die kleinlichen Intriguen mit einzugreifen, die zwischen dem Hof und dem Capitel angesponnen und ausgespannt waren. Man weiß ja, daß an geistlichen Höfen die Parteifäden, die vom Staatsrocken gezupft wurden, ihre besondern Spulen fanden. Zuweilen nahm auch eine dieser Schönen Gelegenheit, ein Fädchen solchen Gewebes abzureißen, womit sich ein junger Mann fesseln ließ, der aus seiner untergeordneten Herkunft nur an solchem Ariadne-Faden zur Gunst eines einflußreichen Mannes, zur Hand einer lebenskundigen Frau und zu Amt und Ansehen im Staat gelangen konnte. Ein solcher Mann hatte dann das Glück, ein sehr lebhaft besuchtes Haus zu machen. Auch soll es irgendwo vorgekommen sein, daß die Frau eines solchen Beamten so rücksichtsvoll war, die Wochen für ihre ledige Schwester abzuhalten, die bei ihrem geistlichen Freund keine Zeit hatte, sich mit ihrem Neugebornen zu beschäftigen. Ueberhaupt würde eine Auswahl überlieferter Anekdoten jene Zeit treffender als die umständlichste Schilderung anschaulich machen, wären jene Geschichtchen, ursprünglich schon allzu saftig, für die Gegenwart nicht in so scharfen Geschmack übergegangen, daß sie sich dem Leser nicht wohl vorsetzen lassen. Im Ganzen war das Leben jener Kreise, das heißt der eigentlichen Gesellschaft, obgleich ins gothische Gestell des Priesterthums gefaßt, doch nur auf eine sinnenweltliche Feder aufgezogen und

ohne Minutenzeiger für die Momente des Ewigwahren und Schönen; ja die Genußsucht, der Pendel, der das Werk im Schwung erhielt, war so wenig vergoldet, daß er um alle Kanten und Verzierungen Grünspan ansetzte.

Das niedere Volk wurde von diesen Zuständen nur aus der Ferne berührt, doch aber, wie gesagt, in seinen sittlichen Begriffen insofern verwirrt, als es sich durch die Unverhohlenheit dieses Lebens gewöhnte, dasselbe zwar nicht für recht und erlaubt, wohl aber in einer höhern Ordnung begründet, gleichsam als ein sittliches Privileg anzusehen. Man scherzte darüber und machte es so zu einem Spaß. So nannte man die Chaise, worin einer der angesehensten Prälaten genau zur selben Stunde täglich seine Freundin besuchte, die hölzerne Glocke, oder die fahrende Uhr. Ein guter Kopf ließ wol in vertrauter Umgebung derbere Witze aus, und man gab sie laut und lachend weiter. Oder es entsprang aus der Phantasie des Volkes eine flüchtige Mythe, in der sich das sittliche Gefühl Luft machte. Dies war selbst nach der Säculariſation noch einmal der Fall, als eben jener Prälat der hölzernen Glocke, sonst ein geistreicher und mit unserer Literatur in Verbindung gestandener Mann, gestorben war. Noch vor seinem Begräbniß lief das gespensterhafte Gerücht um, — ein schwarzes Mutterschwein mit fünf schwarzen Ferkeln habe um Mitternacht des Abgestorbenen Prachtbett siebenmal grunzend umkreist und einen großen Gestank hinterlassen.

Naiver, als diese Erfindung, und doch nachdrücklich

genug iſt das Wort einer Bäuerin überliefert worden, die an einem Propſteiſitze wohnte oder vielleicht in der Propſtei gedient hatte: „Es iſt ein Gotteswunder, ſagte ſie, daß noch ein Streifchen blauer Himmel über dem Volk hangen bleibt!“

Zeitstimmung.

Einem Stillleben darf es nicht an jenen Lufttinten und Lichtbrechungen fehlen, die es in seiner Eigenthümlichkeit darstellen, nicht an den Durchblicken und Fernsichten vor- und rückwärts, die das stille Gemälde in seine rechte Weltumgebung versetzen. Darum muß der Erzähler hier, wo er als Knabe zum erstenmal von der Luft des Jahrhunderts überschauert wurde, ein paar Momente verweilen, um sich nach der wundersamen Beleuchtung aus der damaligen Atmosphäre umzuschauen.

Es war bekanntlich eine schwüle, weiche Zeit, die der französischen Revolution unmittelbar vorausging und ihr unmerklich, aber desto wirksamer vorarbeitete. Die tiefste Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft war von ihr aufgelöst und unterwühlt, — die alte Sitte, die öffentliche Sittlichkeit. Das Geheimniß der Geschlechter ward allzu leicht preisgegeben, das Heiligthum der Ehe allzu oft entweiht Galt es doch unter Vermählten für feinen Ton,

alle Verirrungen wechselnder Neigung einander nachzusehen Der Geschmack an der Fäulniß der Familie eignete als Hautgout für die gute Gesellschaft. Es war der Moden eine, die unser äffischer Adel vom pariser Hof annahm, um hernach sich zu erstaunen, daß unser Volk an der französischen Revolution auch einmal etwas von Paris haben wollte. Die Herzogin von Orleans, bekanntlich eine pfälzer Prinzessin, schrieb vom Hofe des vierzehnten Ludwig: „Wer sich piquiren wollte, seine Frau allein zu lieben, würde für einen Sot passiren, und würde von Jedermann verspottet und verachtet werden."

Im bürgerlichen Leben war es die Zeit fröhlichen Genusses, sorglosen Hinlebens, leichter Manieren, mit denen die Götter der Aristokratie zu den Töchtern des Volkes herabstiegen; die Zeit, da die katholische Orthodoxie tolerant, und die protestantische Bildung so gern katholisch wurde, — beides gegen seine Natur. Das mühsam aus dem Erze des Mittelalters entlarvte Gold der Humanität wurde theilweise breit geschlagen und so breit, daß es noch als Goldschaum auch die Schmach und den Wurmfraß der Gesellschaft überkleiden sollte.

Es ist die Rede von den höhern Ständen, von jenen Classen der Gesellschaft, die von der französischen Revolution am meisten empört, und freilich auch zunächst bedroht waren, ohne es sich einzugestehen, daß eben sie selbst die thätigsten Vorarbeiter derselben abgegeben hatten.

Weiter verbreitet als diese sittliche Gebrechlichkeit

zeigte sich die politische Immoralität; denn an nationaler Gesinnung fehlte es im ganzen Volke.

Nachdem der Dreißigjährige Krieg die Cultur Deutschlands um hundert Jahre zurückgeworfen, war durch den Westfälischen Frieden die Souverainetät einer Unzahl regierender Herren, geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen und Barone mit landesherrlicher Macht bestätigt worden. Es war mithin eine an Kraft und Muth vielfach gebrochene Nation, über die so vielfach geherrscht wurde. Auch der kleinste dieser Machthaber war, oft gerade seiner Unmacht zu lieb, groß genug, um den Eigensinn als Diadem und das Belieben als Zepter zu führen. So zerstückelt, von hundert Lebenspunkten der Gewalt in engen und engern Kreisen umgewirbelt, verloren die Deutschen allmälig das Bewußtsein eines großen, machtfähigen Volkes und das Gedächtniß glanzvoller Vergangenheit. Diese knappen Lebensverhältnisse mit ihren kleinlichen Angelegenheiten und lächerlichen Ansprüchen verengten die Ansichten und Bestrebungen, drückten den Geist und erniedrigten die Gesinnung des Bürgerthums. Dies blieb was man Spießbürgerthum nennt, — den Spieß selbst verrostet gedacht. Feigheit und Gemeinheit gingen Hand in Hand mit ebenso jammervoller Unterwürfigkeit, in der alle Organe eines freien Staatslebens langsam abzehrten.

Im Luftkreise einer so dürftigen, haltlosen und verworrenen öffentlichen Meinung war es nicht anders zu erwarten, als daß Deutschland in Handel und Industrie, in Poesie und Literatur nur allzu lang hinter den Nachbarvölkern

zurückblieb, und deren Misachtung weder mit politischen Waffen, noch mit geistigen Werken von sich abwehren konnte. Daß es aber noch eitel darauf war, Moden und Sitten von daher anzunehmen, wo es verspottet wurde, ging über das Aeußerste der Selbstvergessenheit hinaus.

Solche Zustände des Völkerlebens, an sich selbst widerwärtig und beklagenswerth, erscheinen doch nicht ohne innere Nothwendigkeit oder vielmehr ohne innere Gesetzmäßigkeit und Bestimmung. Und wie sie an gewisse Früchte erinnern, die mit der Reife ihrer verschlossenen Samenkerne in Fäulniß kommen: so scheinen sie auf neue Entwickelungen des Volkslebens hinzuweisen. Wirklich waren in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts neue Gedanken, die Samenkerne religiöser und staatlicher Entwickelung, zeitig geworden, und die Autoritäten und Anstalten, in deren Schoose sie sich gebildet, fingen zu zerfallen und morsch zu werden an. In dem langen, lauen Frieden vor der Revolution verriethen sich allerwärts die thätigen Kräfte der Auflösung in der Diözese des kirchlichen Glaubens, im Gebiete staatlicher Verfassung und in den Kreisen gesellschaftlicher Ordnung. Zu diesen auflösenden Agentien gehörte besonders auch die aristokratische Sittenlosigkeit der Zeit. Jener weltliche und geistliche Adel mit seinem bürgerlichen Dienstgefolge — Theilnehmer an der Macht des Staates, Inhaber der hohen Würden der Kirche — von welcher Autorität hätte gerade er sich losreißen mögen, als eben von der allgemein menschlichen, der sittlichen Ordnung der Welt? Und so trugen gerade die Vertreter der äußer-

lichen Gewalten, deren Autorität sie in ihrer Person vor dem Volke herabsetzten, am meisten dazu bei, den freien menschlichen Geist unabhängiger zu machen.

Diese Selbständigkeit des bewußt gewordenen Geistes war aber das Ziel, dem das achtzehnte Jahrhundert lebhaft zustrebte. Die Persönlichkeit des vernünftigen Einzelmenschen sollte mit dem Selbstbewußtsein auch die Selbstbestimmung verbinden, um hierin den Urquell wahrer Bildung, das Fundament der bürgerlichen Freiheit und den echten Werth der sittlichen That zu gewinnen. Dies die Bedeutung der Kämpfe, die am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die Gedanken und die Leidenschaften der europäischen Menschheit erregten. Die deutsche Wissenschaft hatte bereits durch Kant's Kritiken den denkenden Geist mit den Ueberlieferungen der Kirche und Schule in Kampf gesetzt, als die französische Revolution die Rechte des freien Bürgers gegen den Absolutismus der herrschenden Gewalt bewaffnete.

Diese Fragen und Kämpfe lagen von unserm Stillleben weit ab, und erst viele Jahre später konnte der belehrte Student in den Fußtapfen Kant's, dieses überlegenen, wahrhaft eigenthümlichen und ungemein denkkräftigen Geistes, die Richtung erkennen, die den Menschen von der unbedingten Herrschaft äußerer Gewalten zu der ihm innewohnenden Macht des Unendlichen hinführen soll.

Schon ältere Philosophen, z. B. Platon, sprechen von einer Scheinwelt; ja der religiöse Glaube ganzer Völker ruht auf der Vorstellung von der täuschenden

Richtigkeit der sinnenfälligen Dinge: Niemand aber hatte noch mit so ruhigem, nüchternen Scharfsinne, wie unser Kant, die ganze Maschinerie des menschlichen Erkenntnißvermögens auseinander gelegt, um darzuthun, daß wir eben mit keinem unserer Sinne die Dinge an sich, also die Wahrheit der Welt, zu erkennen vermögen; sondern daß wir blos der Eindrücke inne werden, die sie auf unsere Organe machen. Wir sehen nicht eigentlich den Baum, sondern empfinden nur das Lichtbild, das von ihm auf die Netzhaut des Auges fällt. Unsere Vorstellungen von den Dingen berühren also nur die Erscheinung, nicht das Wesen derselben, das sich uns niemals enthüllt.

Indem nun aber aus diesem Gesichtspunkte der königsberger Denker das Reich der menschlichen Erfahrung ausmißt und abgrenzt, wobei er von allem darüber hinaus strebenden Forschen abwarnt, lenkt er unsere Erkenntniß ins Innere unseres Selbst, wo die letzten Geheimnisse, die einzig zugänglichen, ruhen und der Schlüssel zum Räthsel der Welt zu finden sei. Das menschliche Handeln ist unabhängig von den Gesetzen der Erscheinungswelt und aus der Erfahrung nicht erklärbar. Da findet sich der Mensch auf den wahren und sichern Boden seiner Weltbedeutung und Weltwirksamkeit hingeführt — an die ewige Quelle der Geistesfreiheit, und die Aufgabe wird ihm geboten, dem irdischen Dasein, das nur aus dem Gesichtspunkte thätiger Freiheit eine Bedeutung für ihn hat, durch Wirksamkeit seiner Vernunft die ihm fehlende Wahrheit und Würde zu verleihen.

In dieſer Emancipation der Freiheit von der Natur, in dieſer Anerkennung des Geiſtes als ſeines eigenen Geſetzgebers erblicken wir die Richtung und das Ziel der neuen Zeit und Zukunft. Ebenſo bezeichnete es den Charakter des Zeitalters, wenn Kant in einer andern Schrift über „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, den Verſuch machte, die religiöſen Ideen als geiſtigen Kern aus der Schale der geſchichtlichen Ueberlieferungen heraus zu brechen, und den Glauben vom Dogma abzulöſen.

Wenn aber dieſer höchſt bedeutende Mann in all' Dieſem zunächſt wiſſenſchaftliche Kämpfe und Beſtrebungen anregte: ſo wirkte er viel unmittelbarer durch den Nachdruck, den er auf das Sittliche im Menſchen legte, und durch das in ſeiner „Kritik der praktiſchen Vernunft“ aufgeſtellte ernſte Sittengeſetz als ein wahrer Reformator ſeiner ſchlaffen, unſittlichen, genußſüchtigen Zeit, die auch beſonders durch die Prälaten in das ſtille, verſteckte Fulda war verſchleppt worden. Verſchleppt: denn einen einheimiſchen Adel gab es hier nicht; ſondern jeder neugewählte Fürſtbiſchof brachte ſeinen Anhang mit oder zog ihn nach, — Männer, die an den Ton und das Treiben an andern Fürſtenhöfen gewöhnt waren, mit denen ſie auch ihre Verbindungen unterhielten.

Die Schule.

Der Wechsel von Nacht und Tag wiederholt sich in der Entwickelung aller Geschöpfe dadurch, daß auf jede Entfaltung nach außen mit Nothwendigkeit — sei es zu bloßem Ausruhen, oder für einen neuen Anlauf zu höherer Bildung — eine Rückkehr ins Innerliche folgt. So strebt das Kind beim ersten Erwachen aus seiner bisher vom Schlafe beherrschten Existenz dem Licht und der Luft entgegen. Mit dem gewonnenen Selbstgefühle treibt der Knabe sich die ersten Jahre in diesen Lebenselementen spielend umher und entwickelt seine Glieder und die weltwahrnehmenden Sinne. Dann aber wird er zum Lernen zurückgerufen, zur Einkehr in die Innerlichkeit der Seele. Freilich geht er meist so ungern an diese Verinnerlichung, wie — zu Bette.

Auch die Mutter unseres Knaben nahm den Zeitpunkt wahr, ihn zur Stadtschule vorzubereiten, indem sie zu bestimmten Stunden neben ihrer Nähterei das

zum Unterricht eingeführte ABC-Buch feierlich vor ihm aufſchlug.

So ſchwer man ſich bloßer Gefühle aus früheſten Jahren erinnert, ſo ſind mir doch die wunderſamen Empfindungen, die ich bei dieſen Figuren und ihren Namen hatte, noch jetzt nicht ganz erloſchen; vielleicht weil ihnen der hohe Ernſt der Lehrmeiſterin eine ſchwere Bedeutung beilegte und auf mich einen feierlichen Eindruck machte. Da mir nun eine leichte Faſſungsgabe von Natur verliehen und von einem muntern Gedächtniß begleitet war, ſo ging ich im Wiedererkennen und Benennen der Buchſtaben raſch vorwärts bis zum i, das mir durchaus widerſtrebte. Eine Angſt überkam mich, ſo oft mir dieſer einfache Strich mit dem obſchwebenden Punkte vor die Augen trat; denn jedesmal war mir ſein Name wieder vergeſſen.

Dieſe kindiſche Befangenheit erſcheint mir jetzt, da ich ſie wunderlicherweiſe im Gedächtniß aufbewahrt finde, doch auf eine tiefere Beſchränktheit hinzuweiſen. — An einem ſo verſteckten Orte, wie Fulda, in untergeordneter Lage der Geſellſchaft, zwiſchen den Wänden einer Familie, die auf Glauben und Verehren, auf Dienen und Entbehren ihre vierſchrellige Hütte gebaut hatte, ſchien dem lernenden Knaben das Verſtändniß ſeiner Zeit ſo tief verſchloſſen zu ſein, daß ihm ſogar das einfache Wurzelzeichen derſelben ſchwer zu faſſen ward. Ja, der Buchſtab i, der ja bekanntlich, groß geſchrieben, in der unſern Deutſch blutverwandten engliſchen Sprache wirklich das volle Ich bedeutet, muß als die Signatur der Per-

sönlichkeit angesehen werden. Und die Selbständigkeit des Ich, die Entfesselung der Persönlichkeit, die gleiche Berechtigung derselben in allen Lebenskreisen war, wie vorhin bemerkt, die Aufgabe, die das achtzehnte Jahrhundert über unsere Schulbücher hinaus für das neunzehnte überlieferte.

Diesem so vielfach abhängigen Knaben, dem schon die Signatur seines Jahrhunderts im ersten Schulbuche so schwer faßlich ist, — wie sollte es ihm möglich werden, frei vom Dogma der Kirche, freimüthig gegen die Mächte des Staates, und freigesinnt in der Gesellschaft sich zurecht zu finden?

Niemand in unserm Stillleben that diese Frage, — Niemand hätte sie thun können. Sie verschwindet an sich auch neben der großen, noch ungelösten Frage der Menschheit, — wie nämlich die Völker sich aus der allgemeinen Selbstsucht, in welche sie, ihr edles Selbst suchend, zuerst verirrt sind, zu sittlicher, religiöser und politischer Selbständigkeit durchkämpfen werden? Für die Darstellung eines Einzellebens bezeichnet sie aber immerhin den Gegenstand der Aufgabe.

Die Stadt- und Landschulen des gefürsteten Bisthums waren für damals und unter einer geistlichen Regierung recht gut bestellt. Heinrich von Bibra, der zwei Jahre vor meiner Geburt verstorbene Fürstbischof, hatte neben andern, dem Lande ersprießlichen Einrichtungen auch eine lobenswerthe Schulverordnung erlassen, und eine Schullehrer-Bildungsanstalt begründet. Ein ausgezeichneter Fürst, würdig dem Kranze jener er-

lauchten Bischöfe und heildenkenden Theologen anzugehören, welche die Aufhebung des Jesuitenordens wie eine Emancipation der Kirche empfanden und dem trübseligen, engherzigen Protestantismus jener Zeit gegenuber einen leider! nur zu flüchtigen reformatorischen Glanz auf die katholische Kirche Deutschlands warfen.

Jene Verbesserung der fuldaer Schule erinnert an Das, was durch den Minister Fürstenberg für das Münsterland geschehen war, mag aber zunächst von Mainz aus angeregt worden sein. Dort hatte der heitere, volksfreundliche Emmerich Joseph nach Aufhebung des Jesuitenordens unter Mitwirkung des Hofkanzlers Bentzel vortreffliche Einrichtungen zur Hebung der untern Schulen und der Universität durchgesetzt. Es war die Stimmung jener Zeit, in welcher der Weihbischof von Hontheim (Febronius) den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes mit scharfer Sonde untersuchte, als La Roche, der Verfasser der Mönchsbriefe, an der Spitze der weltlichen Geschäfte in Trier stand, Derreser, der freisinnige Canonist, unter dem Schutze des Erzbischofs von Köln lehrte, und Blau an der Universität Mainz gegen die Unfehlbarkeit des Papstes schrieb. Es war vor und um das Jahr 1786, in welchem Jahre vier deutsche Erzbischöfe sich gegen die verwegene Gerichtsbarkeit des Papstes auf deutschem Boden sich zu den bekannten Emser Punktationen vereinigt hatten.

Bei meiner ängstlichen, ich weiß nicht, ob mehr angeborenen oder anerzogenen Ordnungsmäßigkeit wurde ich

ſehr bald den belobteſten Schülern beigezählt. Man weiß, wie leicht Knaben, die gerade das Schriftmäßige ſchnell faſſen und behalten, und ſich in die Schulordnung fügen, bei Eltern und Lehrern für ausgezeichnet und vielverſprechend gelten vor Jenen, die von ſchwerer Faſſungsgabe für das Abſtracte, und nicht ſehr fügſamen Naturels, vielleicht deſto mehr praktiſches Talent und Energie des Charakters in ſich tragen. Den Lehrern, die ſich mit ſo vielen und ungleich begabten Schülern abzumühen haben, ſind begreiflicherweiſe ſtille, fügſame Knaben, weil ſie ihnen die Mühe erleichtern, vor hartköpfigen und ausgelaſſenen lieb und lobenswerth. Auch befriedigt ſich ihr Eifer und ihre Eitelkeit mehr durch Diejenigen, die ſich in der Schule hervorthun, als durch ſolche, die erſt durch das thätige Leben herausgebildet werden.

Wiewol ich nun bald genug bemerkte, daß man im Allgemeinen mit mir zufrieden war, konnte ich mich doch einer heimlichen Furcht vor dem älteſten der drei Lehrer nicht entſchlagen. Meiſter Klippmüller war ein Original. Seine Hände, die er ſehr pflegte und zierlich trug, ſahen viel ſauberer aus als die mit Taback fleißig gefütterte Naſe. Wir hatten gerade vor ihm, der ſich in banalen Späßen am meiſten herausließ, doch das wenigſte Zutrauen. Wir lachten ihm zu Lieb, ſo oft er in Stunden für die Erdbeſchreibung, die Landkarte von der Wand an die Tafel hebend, mit vollem Mund ausrief: „Seht, ich trage den ganzen Welttheil Europa an meinem kleinen Finger!“ — Einige Abwechſelung brachte er in den

Auftrag, womit er täglich einen Buben nach Schnupftaback ausschickte. Da hieß es einmal:

Da, einen Groschen geb' ich dir,
Und gehst zum Krämer Haberstick,
Mit schnellen Schritten holst du mir
Zwei Loth Marino-Schnupftaback.

Und das anderemal:

Heut gehst du zu Herrn Kircher,
Gutem Bürger,
Und holst mir zwei Loth Schnupftaback.

Hinter all' seiner Spaßhaftigkeit verlor ich aber nie die gepflegte weiße Hand aus dem Auge, die, in der Wurzel ungemein gelenk, beim geringsten Versehen dem Schüler ans Ohr schnellte. Der alte Mann hatte die Eigenheit, ein jedes frische Stück Kreide an den Spitzen und Kanten nach und nach so abzuschreiben, daß es zu einer kleinen Kugel ward. Offenbar beherrschte ihn das weltbildende Princip, das bekanntlich überall in der Kugelgestalt schafft. Aber wehe Dem, der beim Rechnen diese Kreidekugel fallen ließ! Für ein kleineres Versehen hatte ich schon an der Ohrfeige genug, die mir rasch zusauste, als ich einmal in den langen Strich in der Ziffer 7 einen Punkt auftippte, was Klippmüller an sich nicht leiden konnte, wobei aber diesmal auch die Kreide in ihrer beinahe vollendeten Kugelgestalt ein Tellchen erhielt.

Genau besehen ängstigte mich vielleicht der Magister weniger als das Rechnen, das damals und später meine stille Verzweiflung war.

Besser ging es mir mit den altbiblischen Geschichten. Das Wunderbare der Begebenheiten, in Verbindung mit

den natürlichsten Angelegenheiten der Menschen, übt einen eigenthümlichen Zauber auf Kinder und Gläubige aus. Das Allerfaßlichste des täglichen Lebens ist da mit dem Unbegreiflichen durchwebt. Jene Familien leben so einfach, wie wir es selber die ganze Woche haben, und der Himmel bestreitet dabei doch für sie einen Aufwand, wie ihn bei Weltereignissen unsere Könige selbst nicht machen können, — den Luxus der Wunderwerke. Die Lebensfragen jenes auserwählten Volkes berühren uns noch immer, indeß wir den Antworten so weit entrückt sind, die jenen Geschlechtern aus blitzendem Gewölk, von reisenden Engeln oder aus Prophetenmund ertheilt wurden. Die vielen Erzählungen von Gehorsam und Unterwerfung standen ganz im Einklange mit meinen engen Lebensumgebungen und mit der untergeordneten Gesinnung der Meinigen. Sollte ich mir unsere Kartoffeln in der Schale, wie trocken sie verzehrt wurden, nicht königlich schmecken lassen, wenn dem Könige Saul gesagt wurde: Gehorsam ist dem Herrn lieber als Nierenfett? In freiern Verhältnissen erzogen, könnte ein Knabe daran, daß alles Selbständige, wie edel es sich darstelle, verworfen, und nur Folgsamkeit und Untergebung belobt und belohnt wird, leicht stutzig werden. Mit einiger Lebenserfahrung nimmt man daher gern die Ueberzeugung an, daß bei Abfassung jener heiligen Geschichten ein geschlossener Priesterstand in seinem Interesse thätig gewesen sein möchte. Dies besonders, wo man wahrnimmt, daß bei der Theilung des Lebens der Gehorsam dem Volk und das Fett den Priestern zufällt. Indeß

entdeckte ich in jener untern Schicht meiner geistigen Entwickelung noch keine Spur von irgend einem vorsündflutigen Zweifel, einem Mastodon. Ich lebte in der gläubigsten Hingebung an jene Erzählungen und an Alles, was als Warnung und Lehre von diesem Baum der Erkenntniß abgeschüttelt wurde.

Ueberhaupt ist ja die Volksschule von jeher die erste Vasallin der Kirche gewesen, der sie für die Volkserziehung vorarbeitet. Diese Erziehung nimmt gern den Charakter einer Abrichtung an. Die Kirche scheint nämlich, nach Arthur Schopenhauer's Ansicht, mehr um die ruhige Ordnung des Zusammenlebens der Menschen, als um die innere Vollkommenheit des Einzelnen besorgt zu sein. Sie mag dabei von der Betrachtung geleitet werden, daß allen Menschen Vernunft, nur wenigen aber Einsicht und Urtheilskraft verliehen ist; daher sie dem Wahn und den wunderlichsten Hirngespinnsten zugänglich, und durch diese zu allen Verkehrtheiten und Ausschweifungen hinzureißen sind. Da es nun allerdings für die Schule eine vielleicht nie zu lösende Aufgabe ist, eine ganze heranwachsende Bevölkerung von höchst verschieden ausgetheilten Gaben gleichmäßig zu jener geistigen Bildung zu führen, die auf Erkenntn.; und Urtheil ruht: so wird die sittliche Bildung für das eigentliche Volk wol für immer darauf berechnet sein müssen, die fehlende oder unzureichende Selbstbestimmung durch Abrichtung und Angewöhnung zum Guten und Rechten zu ersetzen. Daher werden dem aufwachsenden Menschen gewisse Begriffe nachdrücklich eingeprägt, bestimmte Anschauungen

und Maximen eingeflößt und ihm durch Wiederholung gleichsam angewöhnt, um seiner eigenen Erfahrung, seinem erwachenden Verstande voraus, eine beabsichtigte Richtung für das gesellschaftliche Leben zu geben. Diese Gedanken und Gesinnungen haften dann wie angeboren, leiten den Lenksamen oder setzen sich mit dem Abweichenden in Widerspruch; indem sie, wie ein sich mehr und mehr befestigendes Knochengerüste, den beweglichen Muskeln des Handelns zur Widerlage dienen.

Nächst den biblischen Geschichten wurde uns eine andere überliefert, die statt wunderbarer Begebenheiten das Wirken und Walten muthvoller und begeisterter Männer zur Anschauung brachte. Sie galt den Anfängen unseres engern Vaterlandes. Da vernahmen wir nun, daß dies reizende Fuldathal und die anmuthigen, nach dem Höhenzuge des Rhöngebirges aufgestuften Hügel einst von dem schaurigen Urwalde bedeckt gewesen, der vom Mittelmain bis zur Werra den Namen Buchenwald führte. Ungeheure Bäume hatten den rauhen Boden in Besitz genommen und hegten wildes Gethier in Heerden und Flüge schreiender Vögel. Diesen Wald durchwanderte einst, um ihn für die Sonne und das Evangelium zu lichten, ein frommer, entschlossener Mönch, Winfried, nachmals Bonifacius genannt, einer jener Angelsachsen, die von den britischen Inseln herübergekommen waren, den Friesen, Sachsen und Thüringern das Wort und die Taufe des Christenthums zu bringen.

Von Winfried aufgeboten und eingesegnet, drang sein Schüler Sturm, ein geborner Baier, zum dritten

mal in das Dickicht des Buchenwaldes, um den ihm bezeichneten schicklichen Platz zur Erhebung eines Klosters aufzuspüren. Mit allen Mühsalen kämpft sich Sturm, dem Lauf der Fulda entgegen, durch die Wildniß. Von Menschen begegnet er blos slawischen Kaufleuten, die nach Mainz ziehen. Die Nacht über muß er seinen Esel vor dem Anfall wilder Thiere mit einem Zaun umfriedigen und sich selber schützen, so gut er's vermag. Die Nacht wird immer schwärzer und fürchterlicher. Sturm betet. Da vernimmt er den Hufschlag eines Pferdes. Rasch gibt er mit Beilschlägen an eine Buche Kunde von seinem Dasein, und der Reiter dringt zu ihm heran. Es ist der Diener eines wetterauer Herrn, der Gegend ziemlich kundig. Beide halten sich zusammen und ziehen mit anbrechendem Tage weiter. Sturm erfahrt die Namen der verschiedenen Plätze. Sie machen an einem Bache Halt, und der forschende Mönch erkennt das ihm bezeichnete Ziel, wo an der Grenze von vier heidnischen Völkerschaften sein hoher Meister ein Kloster errichten will. Er dankt dem Himmel und nimmt den Rückweg.

Von Karlmann, dem Hausminister des fränkischen Königs, erhält nun Winfried einen bestimmten Waldstrich nebst ein paar hundert Sklaven zur Bearbeitung des Bodens, und ein königliches Aufgebot ergeht an die benachbarten Grundbesitzer zu Schutz und Schenkungen an das neue Kloster.

So ward es im Jahre 744 gestiftet und Sturm zum ersten Abte bestellt. Rings umher sanken die Riesen-

bäume; ein ſteiniger Boden öffnet den Einflüſſen des Himmels ſeinen unfruchtbaren Schoos. Die Mönche kämpfen arbeitend mit allen Entbehrungen. Die Noth macht es ihnen leicht, die ſtrenge Regel des heiligen Benedict zu beobachten, nach der ſie leben. Bald aber fließen anſehnliche Geſchenke von nah und fern zu und bereichern das Stift. Es wächſt zur Selbſtändigkeit unter dem Papſte, zur fürſtlichen Abtei, zum äbtlichen Primat „in Germanien und Gallien" und endlich zum gefürſteten Bisthum, in deſſen Reſidenz ich nun die Schule beſuchte.

So gut aber auch die Schule beſtellt war, ſuchte die Mutter des Knaben doch den Beitrag für einen Privatlehrer zu erſchwingen, den mehre Familien unter dem Namen eines Präceptors ihren Kindern zum Nachhelfen für die Schule hielten. Zum Glück war ſolcher Aufwand nicht groß, es fehlte nicht an dürftigen Studenten, die für wenige Groſchen des Monats eine tägliche Unterrichtsſtunde gaben; ſonſt hätte die gute Frau doch wol erſt in Erwägung gezogen, ob ihrem leichtlernenden Knaben eine ſolche Beihülfe nicht entbehrlich ſei. Sie ängſtigte ſich nur, daß etwas aus ihm werden ſollte, und daß er tüchtig angehalten werde.

Beschäftigung.

Indem nämlich der Knabe mit seinem Lernen immer schnell fertig war und es uns an Schriften, wie sie heut die Kinderwelt überfluten, durchaus fehlte, machte es der Mutter Sorge, ihn zu beschäftigen. Nach ihren Begriffen gab es aber nichts Schlimmeres für Alt und Jung als Müßiggang. Dieser und die Lüge galten ihr für das Elternpaar aller Laster, bösen Neigungen und Finten. Da gab es Erbsen und Linsen zu belesen, häusliche Bedürfnisse herbei zu holen, ja mit zwei Strickdrähten ein Strumpfband zu fertigen. Alles war ihr recht, was nur an Thätigkeit und Ordnung gewöhnte.

Diejenigen Classen der Gesellschaft, die von den Mühen der eigenen Hände leben, sehen allerdings sehr verschieden von Denen, die auf fremdem Schaffen ruhen, das hohe Werk der Arbeit an. Es befriedigt und erhebt sie. Und mit rechter Einsicht erkennt wol auch Jeder in der Arbeit die unserm Geschlecht zugefallene

Actie an dem ewigen Schaffenswalten der Gottheit, ein unendlich theilbares Ganzes, von welchem jeder, auch der geringste Antheil menschenwürdig erscheint. Und so war auch der Knabe durch jene, wenn noch so geringfügigen Verrichtungen, die aber zum häuslichen Fortkommen beitrugen, doch mitleistend, mitleidend, ein lebendiges Glied der Familie.

Hier wäre nun zu bemerken, daß in dem versteckten Fulda das bürgerliche Familienleben so enge, wie es die damalige Zeit überhaupt hergebracht hatte, sich vielleicht noch länger als in vielen andern Städten erhielt. Eine schlichte, ehrbare Sitte und das abgeschlossene Gefühl innigster und ungetheilter Angehörigkeit machte die Substanz desselben aus. Und indem Kirche und Schule sich beeiferten, Herz und Geist durch strenge Lehre und fromme Angewöhnungen in häuslicher Abgeschlossenheit zu bewahren, trat der Staat hinzu, das Zellengewebe der Familien zu keiner höhern Entwickelung kommen zu lassen, das Familienleben vom öffentlichen, ja vom Gemeindeinteresse abzuhalten. Willfährigkeit und Gehorsam war das sittliche Erbe, das vom Großvater auf die Enkel überkam. Nur zu geselligem Verkehr und festlichen Genüssen erweiterte sich die Familie zur Sippschaft, bei Gelegenheit von Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen. Man kam zum Gefühl der Vetter- und Basenschaft. Die ärmern Familien blieben wol gar beim Meister Nachbar und der Frau Nachbarin. Persönlich freie Wechselanziehung oder Association von Interessen störten nicht das liebe Herkommen, noch die hohe Verbindung,

die man sogar mit der fürstbischöflichen Regierung darin gemein hatte, Alles beim Alten zu lassen.

Hierdurch kam ein pedantisches Geheimthun in die Familie, deren Glieder, der Luft der Oeffentlichkeit entzogen, gar empfindlich wurden, und jedes Gerücht, das über ihre Häuslichkeit umlief, wie ein Miasma empfanden. Nur die höhere Gesellschaft stand mit auswärtigen Höfen und mit der Welt in einiger Verbindung. Statt aber die gute einheimische Sitte zu erweitern und zu erhöhen, nahm sie jene fremden und fremdartigen Elemente des Umgangs und der Gesinnung auf, die eben nur auflösend und entsittlichend in das deutsche Leben eindrangen. Wovon Fulda verschont blieb, waren die französischen Kammerherren und Köche, Kammerdiener und Spieler, Sprach- und Tanzmeister, die man anderwärts an die deutschen Höfe und in die adligen Kreise zog. Sie halfen die deutsche Eigenthümlichkeit mehr verderben als bilden, nachdem die protestantischen Flüchtlinge des aufgehobenen Edicts von Nantes durch ihre Manufacturen und Manieren einen wenigstens doch erweckenden Zusatz in das bürgerliche Leben einzelner deutschen Städte gebracht hatten. Aber auch hiervon war Fulda unberührt geblieben. Erst die französische Revolution regte eine große Umwandlung des bürgerlichen Familienlebens an. Die Zeitungen, diese Möven des Sturmwetters, zogen zuerst da, wo sie niederfielen, die Hausväter hin, in die Bier- und Weinhäuser, in die Casinos, Reunionen, Assembleen und wie diese Versammlungslocale mit fremden Namen benannt wurden. Doch auch hier fand man

ſich nach Gleichartigkeit des Amtes, des Gewerbs, des Vermögens zuſammen. Der äußere Anlaß bildete keine rechte Geſelligkeit aus, keine von einer Idee getragene innere Einheit der Beſtrebungen. Vielmehr verlor man ſich in Träumereien und Combinationen des Unverſtandes, und wo man ſich gar, nach höfiſchen Vorbildern, der Befangenheit des Familienlebens zu entziehen einfallen ließ, gerieth man nicht ſelten in Ungebundenheit der Sitten, in leidenſchaftliche Verwegenheit, ja über die Schranken der Rechtlichkeit hinaus. Die eindringenden Franzoſen fanden nur allzu leicht gelockerte Ehebande, in die ſie ſich mit ſiegesbewußtem Uebermuth einknüpfen konnten, und das einſt ſo abgeſchloſſene Familienleben war mit dem Verluſte ſeiner Einheit und Wahrheit bedroht.

Indeß haben wir ja ſchon bemerkt, daß gerade das bürgerliche Familienleben in Fulda, wie gegen manche beſſern Einflüſſe der Zeit, ſich auch gegen die franzöſiſchen ſehr ſpröde hielt. Vollends unſere ſtille Wohnung, wie weit lag ſie hinter jenen Umwandlungen zurück! So durfte der Knabe wol in müßigen Stunden unbedenklich ins Freie laufen; ein Anderes war es aber, wenn er zu kleinen Leiſtungen oder mit Aufträgen ausgeſchickt wurde, woran der Familie beſonders gelegen war. Da konnte er gar leicht in die Verſuchung jener dunkeln Mächte fallen, die zu damaliger Zeit ein katholiſch frommes Mutterherz neben der Vorſehung, an die es glaubte, mit Aberglauben fürchtete. Nie ließ mich dann die ängſtliche Frau über die Schwelle treten, ohne vorher

über die untere Hälfte der Hausthüre nach einem guten oder bedenklichen ersten Begegniß auszuschauen. Kam ein altes Bettlerweib die Gasse entlang, oder wurde die Schweinheerde ausgetrieben: so hielt sie mich am Aermel zurück, bis das üble Vorzeichen vorüber war. Wandelte aber ein geistlicher Herr aus dem nahen Seminar daher, oder ward ein Hammel vorbeigetrieben: so öffnete sie rasch die Thüre, und hieß mich in Gottes Namen gehen.

Sehr ungern trug ich die gesteppten Kappentheile fort. Mochte mir nun die Pathe zuweilen etwas schenken, was mich immer in Verlegenheit setzte, oder eine junge Nähterin meinen pedantisch eingelernten Gruß leise nachspötteln: immer hatte ich etwas Empfindliches zu erwarten. Alsdann ward aber der widerwillige Junge daran gemahnt, wie gern der kleine Jesus die Arbeiten seiner Mutter, die auch eine Nähterin gewesen sei, fortgetragen habe. Dagegen war nun nichts aufzubringen und die gute List blieb um so verzeihlicher, als die Mutter durch ihre eigenen Erfindungen zum Besten ihres Knaben durchaus auf kein Mistrauen gegen Dasjenige kam, was die mütterliche Kirche ihren sogar erwachsenen Kindern Wunderbares erzählt. So hielt denn auch die gute Frau gläubig fest an der Legende vom Kleide Jesu, das von Maria gewirkt, mit dem Kinde zum Manne erwachsen, und noch bei der Kreuzigung wie neu, den Kriegsknechten zugefallen sein sollte. Wenn die seufzende Frau so hätte wirken können! Wie wären da ein für allemal Kamisol und Höschen besorgt gewesen, die jetzt nie lang genug halten wollten!

Hat uns aber das bewegte Leben einmal erfaßt, so zieht es uns in immer weitere Kreiſe. Daher ward mir bald die häusliche Ziege anvertraut, ſie hinaus auf freie Raine oder an grüne Hecken zur Weide zu führen. Wie freute ich mich, wenn ſie luſtig fraß, und wie verdroß es mich doch, wenn ſie auch nichts als freſſen wollte! Sie ſollte auch meine gute Kameradſchaft anerkennen. Und ſie that es auch, wenn ich ſie anhaltend neckte und ſtörte, dadurch, daß ſie mit vorgeſchobenen Hörnern einen Zweikampf bot. Gar bald aber ward die Weide eine Verlockung zum Böſen für den Hirten. Ich führte meine Ziege gern in die Nähe eines Feldſtücks, wo ich eine Runkel, eine weiße Rübe und dergleichen ſtibitzen, und der lüſternen Geis in Stücke zerſchneiden konnte. Nachher ſetzte das aber ein ſchweres Gewiſſen für die nächſte Beichte ab, zu der wir ſchon vom neunten Jahr an vierteljährig geführt wurden. Wie heilſam war es da für mich und meine Beſſerung, daß ich noch von keinen ſo verführeriſchen Beiſpielen wußte, wie von Bernardin de St.-Pierre, der einſt Feigen, von Rouſſeau, der Aepfel, und ſogar vom heiligen Auguſtin, der Birnen gemauſt hatte! Der Letztere bekennt ſogar von ſich, daß ihn nicht ſowol der Gegenſtand als geſtohlenes Gut erfreut, ſondern das Stehlen ſelbſt ergötzt habe *). Ich ſelbſt hatte doch nur aus Liebe für ein anderes Geſchöpf und nicht ohne Herzklopfen geſündigt.

---

*) Non ipsa res, quam furto appetebam, sed furto ipso dilectabar.

In letzterm Betracht habe ich doch vielleicht durch meine Unwissenheit mehr verloren als gewonnen, indem ich den Vorsprung, den ich in meinem damaligen Alter vor dem heiligen Augustin hatte, ein Heiliger zu werden, unbenutzt ließ. Dafür darf ich es nach meiner jetzigen Einsicht für eine Fügung der waltenden Gnade ansehen, daß ich aus dem Reiche der Natur, wo mich die Verführung in Gestalt eines bärtigen, gehörnten Geschöpfes zum Bösen verlockte, bald genug zu einem erbaulichen Dienste gelangte, indem ich erst abwechselnd und dann ausschließend, statt des Leitseils der Ziege, den Strang einer Meßglocke in die Hände bekam.

Die englischen Fräulein, durch ihre Oekonomiegebäude unsere Nachbarinnen, hatten einen neuen Meßdiener nöthig. Sie kannten mich von der hintern Gasse. Ich war, seit dem Fall durch den Apfel, unter den abfallenden Blättern ihrer geschenkten Rosen zu einem saubern Buben und manierlichen Schüler so weit heran gewachsen, daß ich das schwere Meßbuch auf dem Lesepult von der rechten zur linken Seite des Altars tragen konnte. Mit mir hatten sie die Bequemlichkeit, daß ich, sobald ihr Meßpriester eintraf, in unserer Stube das Hausglöckchen hören konnte, das die Schwestern aus ihren Zellen im Gartenbau nach dem Saale rief, der im Vorderhause zu einer Kapelle eingerichtet war. Sie warben mich daher zu ihrem Ministranten, und ich lernte, mittels einiger gedruckten Blätter, sehr schnell die lateinischen Wechselantworten auf die Gebete des Priesters zu den

Kniebeugungen und Verrichtungen am Altar, die ich hundertmal gesehen hatte.

Der Meßpriester war ein bestimmter Mönch vom Frauenberge, ein Franziskaner, damals Pater Eustach. In der Stadt hieß er kurzweg der Nonnenpater; ein Bauernjunge aber, der an einem Festtage mit seinem Vater zum erstenmal zur Stadt gekommen war, und die schwarzen Frauen, die mit ihrem Pater über die Straße gingen, Nonnen nennen hörte, fragte naiv, indem er wol an seine Gänse und Enten dachte: Nicht wahr, Vater, der Braune ist der Nonnerich?

In solchem frommen Berufe, unter den vielen Frauenaugen, die nach dem Altar gerichtet waren, wo ich doch die zweite Rolle spielte, fing ich allmälig an, mich etwas zu fühlen. Menschen von einiger Phantasie legen, wenn sie sich beobachtet glauben, viel Gewicht auf die kleinsten Aeußerlichkeiten, die dem Gegenstand ihres Selbstgefühls zukommen. Aus diesem Bewußtsein entfaltet sich die ceremoniöse Grazie der Kammerherren und der Kammerdiener; aus ihm strömt der Magnetismus, der den salutirenden, den richtunggebenden Degen des jungen Lieutenants, wie die Nadel des Kompasses, in Schwingung setzt. Und so hielt es meine Wenigkeit mit den Verrichtungen am Altar, mit dem Kniebeugen, mit dem Falten der Hände, mit dem Umtragen des Meßbuches, den Darbietungen der Meßkännchen u. dgl. Das Alles wurde höchst feierlich gethan, und fand auch zu meiner Satisfaction von Zeit zu Zeit die ausgesprochene Anerkennung der Klosterfrauen. Eigentlich galt es aber den

hubschen kleinen Fräulein, die aus guten, zum Theil auswärtigen Familien in die Penſion des Convents gegeben, unter Aufſicht der franzöſiſchen Mademoiſelle Noel in den vorderſten Bänken knieten. Es kam ohne Zweifel von der Herkunft des Knaben, daß ein langſeidenes Kleid unter einem freigelockten Haar mit bunter Schleife oder ſchmalem Stirnband einen lebhaften Eindruck auf ihn machte, und die Perſon, die es trug, in das Licht einer höhern Erſcheinung ſtellte.

Nach dergleichen Empfindungen ſah freilich der ernſte, blöde Junge nicht aus, dem die frommen Schweſtern um ſeiner Anſtändigkeit willen gar freundlich waren und Näſchereien zuſteckten. Zu ſagen wußten ſie mir wenig und Jungfer Juliane wiederholte ſich nur in dem Gedanken: „Jetzt ſag ich Du zu dir, biſt du aber erſt Student, dann heiße ich dich Er, und hältſt du dereinſt als junger Pater die Meſſe bei uns, dann titulire ich dich Sie".

Dieſe Aeußerung bezog ſich auf einen Entſchluß der Meinigen, daß ich ſtudiren ſolle; worauf ich in anderm Zuſammenhange zurückkomme.

Mehr hätte wol die jüngſte der Nonnen, Jungfer Franziska, zu ſagen gehabt, wenn ich der rechte Mann dazu geweſen wäre. Einmal, wie ſie mir allein auf dem ſtillen Gang zur Kapelle begegnete, ſtrich ſie mir über die Stirn und flüſterte: „Bis Du einmal lachſt, Heinrich, muß auch erſt ein kleines Dorf untergehen!" Und doch ſah ich ſie ſelbſt eben zum erſtenmal lachen. Eine ſchlanke Geſtalt, blühenden Angeſichts, mit großen, ſchalk-

haft-frommen Augen, wie sie mir noch vorsteht, sah sie aus wie bereuend, daß sie mit dem Schleier nicht noch ein wenig auf die Haube gewartet habe.

Einem beliebten Ministranten kann es wie einem berühmten Minister begegnen, daß er zu einem höhern Wirkungskreise gelangt. Connexionen thun bekanntlich dabei etwas. Eine solche fand der Knabe durch Velten mit dem Kapuzinerkloster, das vor dem Florenthor den Südpol der Stadt, wie das Franziskanerkloster vor dem Paulsthor den Nordpol machte. Das gläubige Fulda hatte damals seine magnetische Linie durch den heiligen Franz von Assisi.

Ich wüßte heut nicht zu sagen, worin dieser fromme Dienst mir ebenso förderlich gewesen wäre, als er mir eine Zeitlang angenehm war. Es müßte denn sein, daß der frühe Aufenthalt hinter den Coulissen der Andacht mich über das einnehmende Schaugepränge des Altars aufgeklärt, und vor meiner Vernunft die Nebel des Weihrauchs zerstreut hätte. Anfangs lag eine Befriedigung schon darin, daß eine kindische, aus gesundem Blut hervorgehende Unruhe sich leicht und sogar an heiligen Dingen auslassen konnte. Dazu kamen für die Phantasie dämmerige Klostergänge, Blicke durch abgestorbene Fensterscheiben auf die mit Buchs, Ranunkeln und Gras-blumen eingefaßten Beete des Klostergartens, kam Tonsur und Bart der Väter und — was diese kleine Welt wie eine Atmosphäre umgab — der mysteriöse Geruch, der von der Kirche und der Küche her, zwischen welchen das Mönchthum webt, sich aus Weihrauch und Sauer-

kraut mischte. So gefiel sich der Knabe eine Weile auf recht klösterliche Weise in einem frommen Müßiggang, den seine Mutter nicht bedacht oder nicht für so schlimm, wie den weltlichen, gehalten zu haben scheint. Wie hätte sie auch einsehen können, daß dieser Cölibatär ebenwohl seine heimliche Lüge findet, mit welcher er eine noch schlimmere Brut als der weltfahrende Müßiggang zu erzeugen verlockt wird! Es war ein recht sorgloser Müßiggang, der, wenn er hungrig wurde, die Küche und die Brotkammer besuchen durfte.

Ueberdies erhielten wir von den Meßpriestern Heiligenbildchen. Und wie hingekleckst sie auch waren, erinnere ich mich doch, daß wir auf diesen Lohn sahen. Mir denkt noch jetzt ein finsterer, hastiger Mönch, Pater Borgias, der nie etwas zu schenken pflegte, weshalb wir uns vor ihm zu verstecken suchten. Einmal aber packte er mich Entwischenden am Kragen und nöthigte mich zum Dienste. Dies wurmte mir während der ganzen Messe; zumal die andern Buben hinter den Chorfenstern mich mit Geberden verhöhnten. Meine auswendig gelernten Gebetsantworten, das Amen und das et cum Spiritu tuo wurden unwillig abgemurrt, und vollends unwahr traf es sich auf des Priesters Sursum corda mit meiner Antwort: habemus ad dominum; indem wenigstens mein Herz, nichts weniger als aufwärts gestimmt, eben nur dachte, daß ich nun wieder einmal nichts bekommen würde. So kam's denn auch. Und als der Pater nach abgelegten Meßgewändern ohne weiteres fortging, gab mir der Aerger das kindische Wort-

ſpiel ein: Wann wird einmal der Pater Borgias — Pater Bezahlas werden! Die Buben lachten, und ſo war ich denn wieder auf eigene Koſten zufriedengeſtellt. Doch ſchwant mir, daß die meiner Schriftſtellerfeder nicht mit Unrecht vorgeworfene Unart des Wortſpiels als Züchtigung für jenen Knabenfrevel über mich verhängt iſt.

So viel bleibt gewiß: um Demuth und Entſagung für das Leben zu lernen, wäre mir der frühe Geruch des Kloſters eben nicht nöthig geweſen. Es war dafür ſchon in der Familie geſorgt, ehe ich noch ſo viel vom heiligen Franz von Aſſiſi zu hören bekam, der, mit dem Zeichen des Kreuzes an ſeinem Körper geboren und ſpäter von frommen Träumen gemahnt, das Seinige verkauft und ſich mit einem hanfenen Strick umgürtet hatte. Den gleichen Strick ſah ich nun an ſeinen geiſtlichen Urenkeln, denen die große Erbſchaft der Demuth und Entſagung hinterlaſſen war. Und wirklich hatte im Laufe der Jahrhunderte der Orden einen ſolchen Schatz von Demuth angeſammelt, daß die Brüder einigen Hochmuth darauf haben durften. Wie ſie denn auch die Entſagung nicht beſſer bethätigen konnten, als indem ſie eben den roheſten Genüſſen treu blieben.

Später, als ich mit dem Alterthum etwas bekannt wurde, war es mir doch intereſſant, durch Vergleichung der Cyniker mit den Kapuzinern recht klar darüber zu werden, daß gewiſſe Vorſtellungen und Anſchauungen vom Leben nicht aus den Religionen in die Menſchen, ſondern aus den Menſchen in die Religionen kommen.

Denn so hatten ja auch die Jünger des weisen Antisthenes dem Behagen und Genuß des Lebens entsagt, um den mit solchen Gütern verknüpften Sorgen, der Abhängigkeit, den Mühen und Schmerzen des Daseins wo möglich zu entgehen. Auch sie zogen sich auf die nothdürftigste Befriedigung des täglichen Lebens zurück und gingen, wie jene Mönche, mit Knittel und Schnappsack auf den Bettel. Nur daß, in ihren beiderseitigen Absichten verschieden, diese heidnischen Kapuziner das sicherste Glück des Lebens schon diesseit des Grabes zu finden, die christlichen Cyniker aber die zugesicherte Seligkeit als Lohn erst jenseits zu erreichen suchten.

Verdienstlicher, das heißt einträglicher wurde mein Meßdienst in der Pfarrkirche. Hier spendeten die Meßpriester dem Ministranten jedesmal einen Kreuzer. Ja, um das Kohlenbecken der Sakristei lebte noch die Sage von den Groschenstücken der emigrirten französischen Priester, deren sich etliche auch bis Fulda verlaufen, dort aber ihre Rechnung nicht gefunden hatten.

Dieser Erwerb floß oder tröpfelte vielmehr in die häusliche Kasse und wurde, wie Alles, was dem Knaben von freundlichen Menschen begegnete, ehrlich und mit einigem Stolz abgeliefert. Dies wäre vielleicht, da Knaben sich so gern von Bäckerläden und Obstkörben verlocken lassen, bei manchen Buben eine Tugend der Enthaltsamkeit gewesen: bei unserm war es blos das Ergebniß jener häuslichen Gewöhnung, die, was immer durch Fleiß, Gunst oder Zufall einkam, für Alle gemeinsam machte. In diesen Kreisen einer thätigen und ge-

ſitteten Dürftigkeit wird das Geringſte wichtig und ein Gegenſtand theilnehmender Freude. Ja unter dieſem Maßſtabe des Lebens ſcheint die natürliche Selbſtſucht der einzelnen Familienglieder zu verſchwinden. Dies ging bis zu einer kindiſchen Freude des Mitbringens und Vertheilens. So kehrte der Oheim von den Dörfern, wo er für ſeinen Kleinhandel Einkäufe gemacht hatte, nie ohne ein tüchtiges Stück Bauernbrot zurück, das, ſchwärzer und ſchwerer als das unſrige, dennoch ſchmackhafter gefunden wurde, weil es „über ſo viel Wurzeln und Würzelchen gekommen war". Jedes von uns wetteiferte, ſein Stückchen dem Oheim zu Lieb mit ſchmatzendem Behagen zu genießen.

Außerdem war dem Knaben, bei mildem, fügſamen Naturel, eine gewiſſe Empfindſamkeit für äußere Zuſtände natürlich, ſodaß er früh genug inne ward, wie viel Mühe und Sorgen die Mutter um ihn hatte und was Alles mit einzelnen Kreuzern zu beſtreiten war. Die nähende Hand iſt eben keine reichlich nährende; die ſtickende, ſteppende Nadel baut eine magere Steppe an. Und am Ende, warum ſollte denn eine gewiſſe Sinnigkeit, ein ſtilles Ahnungsvermögen nicht auch nach einer Seite zum Guten ausſchlagen, da es ſich doch auch für das Schlimme in der Welt ſo offen zeigte? Hatte der Knabe nicht auch jene Geberdenſprache des verwachſenen Capitulars, ehe er ſie verſtehen konnte, zu empfinden gehabt? Und ſo ſtieß er noch auf gar Manches, was an zerſtreuter unachtſamer Jugend glücklich vorübergeht.

Hiermit soll aber jenes frühe innerliche Schauen keineswegs als etwas Apartes bevorzugter Kinder geltend gemacht werden. Es bezeichnet vielmehr, wo es sich entschieden zu erkennen gibt, nur die frühe Regsamkeit der einen jener beiden Seelenrichtungen, die so zu sagen dem Pulsschlage des allgemeinen Erdlebens entsprechen. Wie nämlich die Bildungen der Natur aus dem Uebersinnlichen hervortreten und aus der wandelbaren Erscheinung sich wieder zurückziehen — Geburt und Tod —; wie der Luftkreis unserer Erde sich auf- und niederspannt, das Meer flutet und ebbt, der Mensch aus- und einathmet und sich nach Zeugen und Empfangen in zwei Geschlechter theilt: so wiederholen sich diese beiden Richtungen in der Menschenseele für alle Thätigkeiten des Lebens; doch dergestalt, daß bei den verschiedenen Menschen diese oder jene Richtung die vorherrschende ist. Die Einen sind auf die Außenwelt gespannt; sie treten mit Muth hervor, zu schaffen und mit den Dingen der Welt, mit den Begegnissen des Lebens zu kämpfen. Man kann es die heroische Richtung nennen. Der Wille ist ihr Wurzelzeichen. Die Andern sind mehr gemacht, die Erscheinungen des Lebens zu empfangen, auf sich einwirken zu lassen, und sie mit Verstand zu erklären, oder mit Phantasie umzubilden. Nenne man es meinethalben die philosophisch-poetische Richtung. Ihre Signatur ist der Intellect. Sie erscheint zweifältig. Denn hier ist, wie in der Natur, die schaffende Thätigkeit einheitlich, die auflösende aber getheilt, zersetzend und umbildend zugleich.

Wie bemerkt, laufen aber beide Richtungen nicht neben einander her, ſondern verbinden ſich in der Perſönlichkeit der einzelnen Menſchen und löſen einander in den verſchiedenen Lebensbethätigungen ab. Wie ſie dann aber mit verſchiedener Stärke einander durchkreuzen und in abſonderlichen Lebenslagen wirken, erſcheint das menſchliche Thun und Laſſen in jener unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit, in der wir es erblicken. Von jenen herzensſtumpfen, geiſtesträgen Individuen, jenen Gallertmenſchen, die von den Bewegungen des Lebens, wie die Qualle von der Meereswoge, hin und her geſpült werden, bis zu jenen heroiſchen und genialen Geiſtern, die ſchaffend und empfänglich eben ſo tief ins Leben einwirken, als ſie es mit Sinn und Seele in ſich aufnehmen, — welche tauſendfältig eigenthümlichen Kräfte, welche noch mannichfaltigere, bald verbundene, bald entzweite Beſtrebungen erfüllen nicht dieſen Spielraum des Lebens!

Gefährlichkeiten.

Indem ich nun aber von mir ſelbſt bekennen darf, daß ich von jenen früheſten Jahren an die Dinge der Welt zu beſchauen mehr, als ſie zu bewältigen aufgelegt und viel eher träumeriſch als übermüthig zu werden bedroht war: ſo ſcheint jenes Vorempfinden noch entlegener Lebensverhältniſſe, jenes ahnende Schauen auf eine vorwaltende Empfänglichkeit, auf eine verinnerlichende Seelenſtimmung hinzudeuten.

Zuweilen mag jedoch, was man mit dem myſteriöſen Namen eines Vorgefühls, einer Ahnung bezeichnet, nichts weiter ſein, als eine gewöhnliche und nur ſo raſch gefaßte äußerliche Wahrnehmung, daß man ihrer erſt in der Rückwirkung derſelben auf das Empfindungsvermögen inne oder bewußt wird. Von ſolcher Art mag der Vorausblick geweſen ſein, der mir einſt das Leben rettete.

Mit unſerm Dienſte vor dem Altar verband ſich noch ein weiterer auf der Glockenſtube des Kirchthurms.

Dieſe Verrichtungen ſagten uns Kirchenſtrolchen noch mehr zu. Hier konnten wir, frei von allem Zwang frommer Abrichtung, unter Spaß und Muthwillen ans Werk gehen und ſelbſt einige Ausgelaſſenheit vertrug ſich damit. Von den größern Glocken, wenn ſie einmal im Schwung waren, ließen wir uns, den Strang gefaßt, jauchzend emporſchwingen. Eine derſelben war auch von einem Umfang, daß unter ihrer Wölbung Einer um den Andern ſich mit umſchlingenden Beinen auf den Klöppel ſetzen konnte; ſodaß, von den Uebrigen gezogen, die ſtumme Glocke ſich uns in die luſtigſte Schaukel verwandelte.

Zu dieſem anlockenden Treiben unter den Glockenſtühlen kam für mich noch ein geheimnißvoller Reiz. In dieſem älteren Thurm einer neu angebauten Kirche, in den Winkeln des ſtarken Mauerwerks, ſollten aus kriegeriſchen Zeiten vergeſſene Schätze vergraben liegen und ſich dann und wann, während der Dämmerung beſonders vor hohen Feſten, in Geſtalt glühender Kohlen darbieten. Man erzählte von glücklichen Knaben, die den Muth gehabt hätten, ein Kreuz ſchlagend hinanzu treten und ihre Taſchen und Kappen zu füllen. Hernach wären es alte, nicht mehr gangbare Geldſtücke, aber vom feinſten Silber und Gold geweſen. Seitdem konnte ich früh und abends nie ohne wunderbare, halb erwartende, halb ausweichende Angſt die innerhalb der öden Thurmmauern frei aufſchwebenden hölzernen Treppen betreten. In dem Grad aber, als dieſe Angſt durch ihre Dauer ſich abnutzte, verdroß mich der Thurm und

ein alter Wunsch wurde lebhafter. Es verlangte mich, den, wenngleich nicht so schauerlichen, doch viel ehrwürdigeren Thurm der Domkirche zu besteigen und die Hosanna, diese größte vaterländische Glocke, ziehen zu helfen. Hierzu waren eigne Fröhner bestellt, und da die hehre Glocke nur zu Festen läutete, denen der Fürstbischof durch sein einsegnendes Erscheinen den höchsten Glanz verlieh: so war das Seil der Hosanna für uns Kirchenläufer und Thurmkletterer das Ziel des Ehrgeizes, das leider nur in einer für uns fremden Pfarrei hing. Endlich war es mir doch gelungen, im rechten Augenblicke an der Thür zu sein, um mit auf den Thurm zu gelangen und der Stränge einen des riesigen Glockenseils in die Hände zu bekommen.

Das Seil hing nämlich von hoch oben aus der Oeffnung eines Bretterbodens herab, über welchem, von unten unsichtbar, die gewaltige Glocke schwebte. Aus einem starken Knoten dieses armdicken Seils vertheilten sich eine Anzahl Stränge an sechs oder acht Menschen, die nöthig waren, die Glocke in Schwung zu setzen. Während des taktmäßigen Ziehens bemerkte ich, wie der bei ruhender Glocke in mäßiger Höhe schwebende Knoten jetzt bald zu unsern Füßen sich auf dem Boden ringelte, bald mit reißender Macht aufwärts zuckte. Da kam mir plötzlich der Gedanke, mich auf diesen Knoten wie in den Sattel zu schwingen und in die selige Höhe zu fliegen. Unter den dröhnenden Schlägen der Glocke war die Ueberlegung eben so betäubt wie die Empfindung gespannt. Und so ließ ich schon meinen Strang

fahren, um den Sprung an das Seil zu thun, als mich eine unsichtbare Hand, meiner Empfindung nach an den Haaren, so zurückzog, daß ich mit aufwärts gerichtetem Gesicht dem emporfahrenden Knoten nachsehen mußte. Und — da schlug er durch die Oeffnung des Bretterbodens hindurch. — Jetzt lägst du zerschmetterten Schädels hier am Boden! überlief mich die eiskalte Wahrnehmung. Ich erfaßte meinen Strang, mich auf den zitternden Beinen zu erhalten.

Jenes innerliche Erschauen einer Gefahr, die ich erst im folgenden Momente mit leiblichen Augen ermaß, hatte wirklich den Ausdruck einer mich bei den Haaren fassenden Macht angenommen und ich fühlte im Augenblicke noch, wie dies Haar sich in seinem festen Geflecht sträubte.

Unter dem poetischen Worte „Geflecht" hat man sich eine ganz prosaische schwarzwollene Schnur zu denken, die ein starkes, etwas rauhes und dickfadiges Haar von nicht überall gleich dunkler Farbe im Nacken umwickelte. Solches Haar soll auf darunter wohnenden Eigensinn deuten; wie ja bestimmte Pflanzen auch die Gebirgsformation verrathen, auf der sie ursprünglich vorkommen. Ist inzwischen auch jenes starke und straffe Haar im Lauf der Jahrzehende dünn und biegsam geworden: so soll doch nicht geleugnet werden, daß des Knaben Zopf der Mutter viel zu schaffen machte, dieweil es dem

bubigen Inhaber deſſelben nie damit recht zu machen war. Sie hatte jetzt mit dem Zopfe mehr Verdruß, als da der Junge ſelbſt noch gewickelt wurde. Eine lange Zeit konnte der Zopf nicht hart genug am Nacken ſitzen: das Haar blieb bei allen Verſuchen etwas unbändig gegen ſein Band. An einem hohen Feſte bemerkte ich endlich einen jungen, groß und ſtark gebauten Mann, der mit ſteifem Hals und ſtolzer Miene ſein dunkelblondes Haar über den ganzen Nacken herab glatt geſtrählt, und erſt auf der Höhe der Schultern kaum fingerslang umwickelt trug. Zwei geflochtene Zöpfchen, hinter den Ohren hervor kommend, waren mit eingebunden und umrahmten gleichſam den Chignon wie mit Schnitzwerk. — Aber, das gefiel mir! Und von dieſem Tag an konnte der Zopf nicht weit genug vom Nacken abgewickelt werden. Zwar fiel es der gelaſſenen Mutter ſchwer, ſo raſch von einem Extrem zum andern überzugehen, zumal der verſtorbene Ancillon damals noch nicht zur „Vermittlung der Extreme" geſchrieben hatte: doch tröſtete ſie ſich damit, daß bei der neuen Einrichtung zwei Drittel der wollenen Wickelſchnur geſpart würden. —

So ſind die Kinder der Menſchen! Und während die Mutter Erde in hundert Umwindungen aus der Sonnennähe in die Sonnenferne rückt, wickelt ſich mit einem einzigen Ruck ein Knabenzopf aus der Nähe in die Ferne eines eigenſinnigen Hinterkopfs, von welchem er doch eben ſo abhängig bleibt!

Ich weiß nicht, wie ich von einem dichtbehaarten Kopf, der freilich mancher Mutter noch andere als Zopf-

ſorgen machen kann, auf die gewöhnlichen Kinderkrankheiten komme. Doch darf geſagt werden, daß dieſelben bei unſerm Knaben leicht genug verliefen, und daß er auch die Blattern mit heiler Haut überſtand — und zwar die natürlichen, indem wir dürftigen Beſitzer einer bloßen Ziege die Kuhpocken noch nicht kannten. Ob ein mit Phantaſiren verbundenes Fieber, deſſen ängſtliche Träume mir noch in Erinnerung ſind, mit der Blatterkrankheit verbunden, oder ein kleines nervöſes Fieber geweſen iſt, weiß ich nicht. Auch erinnere ich mich keines Arztes. Freilich ließen Familien von unſerm Budget nicht ſo leicht einen Arzt an ſich kommen, hinter dem ſie auch gleich den Apotheker ſtehen ſahen. Und wozu hätten wir denn auch im Frühling die Schlüſſelblumen geſammelt und verwahrten in reinlicher Schachtel die getrocknete Hollunderblüte? — Ganz gewiß aber bin ich nicht nach dem Brown'ſchen Syſtem behandelt worden. Dies war damals eben erſt unterwegs, ſich in Deutſchland zu verbreiten; wozu gerade die eifrigſten Bemühungen eines ältern Zeitgenoſſen und fuldaer Landsmannes behülflich waren. Auch ſollte ich das ſelige Ende des Brownianismus erleben, der bekanntlich am Hoſpitalfieber des franzöſiſchen Rückzugs in 1813 ſich den Tod holte.

Die Lehre Brown's, auf ein Urgeſetz des Lebens — auf die Erregbarkeit des Organismus durch Reize gegründet, machte, wie jede neue Lehre, die mit einfachen Grundſätzen aus einem Wuſt und Wirrwarr von Misbräuchen und Aberglauben erlöſt, ein lebhaftes Glück,

zum Theil auch durch die Anfechtungen feindseliger Gegner, dergleichen für keine außerordentliche Verkündigung ausbleiben. Wie dem Kometen sein ominöser Schweif: so folgte der gehässige Kampf, den Brown in England angerührt hatte, seiner sogenannten Erregungstheorie, als sie sich über Italien nach Deutschland in Umlauf setzte. Sie wirkte nach ihrem eignen Princip als Reiz auf die erregbaren Geister. Jung und jugendlich, wie diese Lehre auftrat, fand sie an den noch jüngern speculativen Ideen der deutschen Naturphilosophie begeisterte Freundschaft und gewann überhaupt die Sympathien des Zeitalters, das selbst im Zustande revolutionärer Erregtheit war. Die europäische Welt machte eben an Frankreich hinsichtlich der von seinen Königen zur Unterdrückung des Volkes verordneten Mittel dieselbe Erfahrung, die Brown mit dem Opium gemacht hatte. Dies war nämlich bisher zur Beruhigung der Nerven gereicht worden und Brown stellte es nun als höchst erregend dar. Wenn er, dieser unordentliche Lebemensch, in seinen Vorlesungen sich matt fühlte, nahm er von Zeit zu Zeit 40 bis 50 Tropfen davon in Branntwein; worauf er, äußerst erhitzt, in seinem feurigen Vortrage rief: Opium, meherele. non sedat! Und horch! bald genug hallte aus allen Residenzen das europäische Echo: Despotismus, beim Teufel, beruhigt nicht!

Jenes Meherele des Meisters hatten die deutschen Aerzte vernommen, leider! aber bis auf eigne traurige Erfahrungen die Probe unbeachtet gelassen, die Brown über seine Theorie an sich selbst lieferte, als er, erst

52 Jahre alt, durch einen Nervenschlag dem aufregenden Opium unterlag. Im Ganzen gewann das System durch die deutschen Aerzte eine tiefere Begründung und umfassendere Ausbildung. Wenn aber als die Träger desselben Röschlaub und Frank genannt werden, so darf Weikard, der es zuerst in Aufnahme brachte, nicht unerwähnt bleiben.

Um die Zeit, von der ich erzähle, lebte Weikard in Heilbronn, mit klugem Urlaub aus Rußland gekommen, wo er sich als Hofarzt der Kaiserin bei all ihrer Gunst unbehaglich gefühlt hatte. Er arbeitete eine Uebersicht der Brown'schen Theorie und seinen „neuen philosophischen Arzt" aus. Der alte philosophische Arzt, den er früher als Leibmedicus des Fürstbischofs Heinrich in Fulda geschrieben, hatte ihm hier eben so viel Verdruß angerührt, als Ruhm vom Ausland eingebracht. Das Pfaffenthum war damals hinter dem „Freigeist" her gewesen und wenn ihn auch der aufgeklärte Fürst vor offenbaren Verfolgungen schützte, so konnte er doch die Schmeißfliegen predigender Bettelmönche nicht von ihm abwehren.

Die Mönche und die Regenwürmer haben ihr Wetter, wo sie lustiger hervor kommen. Um jene Zeit hatte der berüchtigte Pater Gaßner in Franken mit vielem Glücke Teufel ausgetrieben und Wunder verrichtet. Die fuldaer Kutten beeilten sich dergleichen auch zu versuchen. Wir haben darüber von Weikard selbst einige Ueberlieferungen. Hiernach war, kaum 15 Jahre vor meiner Geburt, noch ein böser Geist aus einem Mädchen ausgetrieben worden. Bei seiner Flucht hatte er so unver-

kennbar im Sinn und Geschmack seines Beschwörers geschimpft, daß er gleich selbst hätte in die Kutte fahren und ein Kapuziner werden können. Einige Jahrzehende früher war dergleichen mehr vorgekommen; doch hatte es auch nicht an aufgeklärten Widersachern gefehlt. So legte ein Pfarrer einmal seine Schnupftabacksdose als scheinbares Reliquienkästchen einem Besessenen auf die Brust. Der böse Geist, ohne seine Nase für den Schalk von Beschwörer, aber auf Respect vor den Mitteln der Kirche abgerichtet, entfloh, anstatt eine Prise de contenance zu nehmen, ohne alle gute Fassung. Einen noch nachdrücklicheren Exercismus brachte die damalige geistliche Oberbehörde gegen eine Weibsperson in Anwendung, die wiederholt von einem bösen Geiste heimgesucht wurde. Man ließ ihr erklären, wenn sie abermal einen solchen Besuch annehmen sollte, würde man sie im Zuchthause besprechen lassen. Und wirklich war der böse Geist so rücksichtsvoll, daß er nicht wieder kam, um der guten Person keine Unannehmlichkeiten zu machen.

Daß ein Mann, wie Weikard, durch sein geniales Wesen und freies Denken so exclusiv, wie es die Prälaten und Höflinge durch Geburt und Stand waren, in seiner Stellung am Hofe mit solchen Leuten in Reibung kommen mußte, läßt sich denken. Wie bewußt sich aber der „philosophische Arzt" dabei behauptete und sie in ihrer Weise abfertigte, geht aus einer Anekdote hervor, die hier ungeachtet ihrer Derbheit mitgetheilt wird, weil sie zugleich den Geschmack und Witz jener fuldaer hohen Gesellschaft bezeichnet

Weikard befand ſich eines heitern Sommerabends mit ſeinem Fürſten auf der Faſanerie, der ſchönen, einſamen Sommerreſidenz der Fürſtbiſchöfe anderthalb Stunden von der Stadt, als er durch einen Reiterboten eiligſt nach der nicht gar entfernten Propſtei Johannisberg verlangt wurde, wo der Propſt plötzlich erkrankt ſei. Er fuhr in einem Hofwagen dahin und fand eine ausgeſuchte Geſellſchaft von Prälaten und Hofleuten in dem wohlbeſetzten Speiſeſaal, alle etwas angetrunken und ihn mit ſchalkhaften Mienen empfangend. Man begleitete ihn nach dem Schlafzimmer des Propſtes, den er auf einem dreifach aufgeſchichteten Bette liegend fand. Weikard, klein und etwas verwachſen von Geſtalt, merkte, daß man ihn, um dem Patienten den Puls zu befühlen, nöthigen wollte, einen Stuhl zu beſteigen und dadurch lächerlich zu werden. Aber er that nicht desgleichen, ſondern rief mit großem Ernſt:

„Wollen mir Ew. Gnaden die Zunge zeigen!“

Der Propſt zeigte die Spitze.

„Mehr heraus, Ew. Gnaden!“ bat Weikard. „Noch beſſer, bitte ſehr!“

Und wie nun der Propſt endlich die ganze Zunge heraus ſtreckte, rief Weikard, zum Gehen gewendet:

„So, Herr Propſt, ſo reicht es zu! Nun können Sie mich im — — —.“

Im Andenken behalten! wollte er wol ſagen!

Kehren wir von der Aufregung des Brownianismus zu meinem beruhigenden Stillleben zurück.

Das dichte Haardach meines Zopfes hatte mich eines

heißen Sommertags recht ungeduldig und knabenhaft ungeberdig gemacht, als die Mutter, am offnen Fenster nähend, ausrief: Ach! ein Haarkäufer! Nun kannst du deinen Zopf loswerden, Heinrich Joseph! Da ist Einer, der ihn abschneidet.

Ich raffte mich von der Diele auf, wo ich lag, noch zweifelhaft, ob es Spaß oder Ernst sei. Doch als ich durch das Fenster den stattlichen Fremden erblickte, verwirrte mich der Gedanke, wie mir wol ohne Zopf zu Muthe sein werde. Ich hatte nicht Zeit zu überlegen, nicht Muth zu widerstreben; denn schon war auf einen Wink der Mutter jener Mann in die Stube getreten und kam unter dem Balkendurchzug gebückt an die Fenster hervor — fremdartig gekleidet, zwei buntseidne Tüchlein an die Schultern gesteckt, die wie zwei Flügel flatternd ein niedliches Ränzchen auf dem Rücken halb bedeckten. Er befühlte meinen Zopf, ward mit der Mutter des Handels einig und in wenig Minuten lag das lange Haar abgeschnitten da und das kurz zurück gebliebene war gestutzt, wie unsere Bauern es unter einem sichelförmigen Kamm trugen und wie es heut von den modischen Herren rund und dicht im Nacken getragen wird.

Der Fremde ging und ein seidnes Tuch blieb auf dem Schoose der Mutter zurück. Ihr Auge ruhte lange darauf und füllte sich, wie mir schien, mit Thränen. Und war's nicht wunderbar? Der Zopf wie der Cocon, in den sich die Seidenraupe des Eigensinns eingesponnen, war verschwunden; abgefädelt, gesponnen und gewebt lag die Seide vor uns. Doch, das ist meine

Betrachtung von heut. Damals war mir wunderlich zu Muthe, wie ich so mit der Hand im Nacken vor der gerührten Frau stand. Ich wagte nicht zu klagen, so leid es mir ums Herz war, weil ich sie selbst leidmüthig erblickte. Was sie aber empfand, wußte ich nicht. Es war wol Leid um das Haar, mit welchem so viel Mutterpflege in die Fremde wanderte. Schwerlich träumte sie, daß der Kopf, von dem es genommen war, ihr vielleicht dereinst Seide spinnen werde. Eher bangte sie wol, ob nicht mit dem Haare bösen Menschen oder Wesen eine Zaubermacht über ihren Knaben gegeben sei.

Lebenskreiſe.

So hatte denn die Revolution, die bisher im fernen Paris ſo viel Köpfe abgeſchlagen, durch einen weiten Griff in die biſchöfliche Reſidenz Fulda auch mich am Schopf erreicht und den willenloſen Knaben vom Sinnbilde des alten gewickelten Jahrhunderts befreit, als es eben ablaufen wollte.

Wer mag wiſſen, ob nicht den Gedanken einer Zeit der Zutritt durch flatterndes, ungebundnes Haar um Vieles erleichtert wird! Hatte mich doch der Schulkatechismus des Jeſuiten Caniſius durch die Antwort auf die Frage, wo denn die böſen Geiſter wohnten, ſchon früh belehrt — ſie wohnten eigentlich in der Hölle, doch ſchwebten ihrer auch viele in der Luft umher. Dieſe Behauptung, eine der vielen des katholiſchen Dogma, die ich ſehr früh lernte, um ſie bei Zeiten nicht mehr zu glauben, brachte mich doch ſpäter auf den Einfall, ob nicht lieber die neuen und guten Gedanken einer Zeit

in der Luft umſchwebten. Freilich nicht in der dicken Luft, die wir athmen, ſondern in einer geiſtigen Atmoſphäre, die mit unſerer Seele in ähnlicher Berührung ſtände, wie Sauer- und Stickſtoff mit unſern Athmensorganen. Wir haben von überſinnlichen Zuſtänden keine Vorſtellung. Läßt ſich denn aber nicht denken oder — phantaſiren, daß die Welt der menſchlichen Gefühle, Gedanken und Handlungen einen Organismus bildete, der vor einer höhern Anſchauensweiſe, als unſere Sinne ſind, ſo offen daläge, wie die Natur vor unſerm Auge, oder vor unſerer Einbildungskraft ein großes Gedicht? Aus dieſer geiſtigen Atmoſphäre, dachte ich wol ſchon, könnte die Seele einen Theil der Elemente ihrer Entwicklung unmittelbar aufnehmen, in der Weiſe, wie aus dem Blut unſere Organe an ſich ziehen, was ihnen nach ihrer Reife und ihrer Beſtimmung aneignet. — So ſuchte ich mir zuerſt auf äußerliche Weiſe zu erklären, was ich an mir ſelber erlebte, daß ich, in der Jugend ſehr vereinſamt und von den Bewegungen des geiſtigen Lebens abgeſchloſſen, ſo manche mir von Kindheit auf tief eingeprägte Lehre und Anſchauung in vorrückenden Jahren plötzlich von mir ausſtieß; wogegen Wahrheiten und Ahnungen in mir aufgingen, die weder über die Brücke mündlicher Belehrung, noch auf dem mit Buchſtaben geſtampften Wege der Literatur den Zugang in mein Herz gefunden hatten. Die verzagende, ſich ſelbſt überlaſſene katholiſche Knabenſeele — wodurch wurde ſie ſo mündig, daß ſie die freieſten Gedanken unſerer Forſcher, ſobald ihr dieſelben, oft zufällig, begegneten, wie alte,

vergessene Bekannte freudig aufnahm, immer aber sich wieder vor Jenen verschloß, die mit bekannten Zügen, wenn auch in neuem modischen Anzuge sich auf die alten Satzungen niederlassen wollten, die in mir wie für die Ewigkeit gelegt waren? Wenn ich des stillen Weges meiner durch hindämmernde Empfänglichkeit gefundenen Entwicklung zurückblicke, bin ich selbst verwundert, wie doch ein sich überlassenes Menschenkind zum Gegentheil von allem Dem erwachsen kann, worauf es Geburt, Familie, Wohnort und Schule, kurz, die nächsten Lebens- und Bildungsmächte abgesehen zu haben schienen.

Freilich, die Zeit war bedeutend, die geistige Atmosphäre voll gährender, befruchtender Elemente. Alles, auch das ruhigst sich Entwickelnde ward in die allgemeine Umwandlung gezogen. Poesie, Philosophie, Naturwissenschaften nahmen den höchsten Aufschwung. Die Idee eines geistigen Organismus gab die Losung für das anbrechende Jahrhundert und einen Schlüssel zum Verständniß des gesammten Daseins. Der Streit, ob dies Jahrhundert mit zwei Nullen oder mit einer Eins hinter der Null anfange, war Kinderei neben den Kämpfen, die nach allen Seiten entbrannten. Und selbst die Kritik schliff ihre Sonden und ihre Säbel. Aber eine Begeisterung schwebte darüber, die nach allen Richtungen des Lebens die Regungen eines Alles verbindenden, Alles durchathmenden Geistes erkannte und erforschte. Wissenschaftlicher Ernst und Fleiß wandelte ungestört durch das Geklingel von Sonetten, Madrigalen und Terzinen einer romantischen Jugend.

Doch ich kehre zu meinem stillen Fulda zurück, wo man all Diesem ziemlich entlegen war.

Betrachtet man das Leben, wie es um den neugebornen Menschen, gleich einem ruhigen See um einen hinein gefallnen Körper, seine zitternden Kreise erweitert: so umgibt zuerst die Familie den lallenden Säugling, die Nachbarschaft bewegt sich um den spielenden Knaben, die Stadt mit ihrem Weichbilde breitet sich um den eifrigen Schüler aus. So weit war ich gekommen, als der auswandernde Zopf mir nach der entferntern Welt deutete, auf die Welt hinter jenem schönen Bergkranze der hohen Rhön, wohin mein Auge schweifte, so oft ich nach der Kirche des Klosterberges oder den Weg der Stationen wandelte. Was wußten wir aber von jener Welt? Als ich in der Schule znm erstenmale hörte, daß es vier Welttheile gäbe und wir in Europa wohnten, war ich nicht wenig erfreut. In der Bescheidenheit unserer kleinen Wohnung empfand ich es als ganz erstaunlich, daß wir einem Welttheil angehörten.

In diese Wohnung kamen denn auch keine Zeitungen. Ich sah Bediente und Mägde sich um das Schalter der alten Post nach den grauen Blättern drängen, die wir als etwas ansahen, was nur reichen Leuten zukäme. Und da der Oheim auch kein Wirthshaus besuchte, was damals überhaupt noch nicht so üblich wie heute war, so kamen von den erstaunlichen Weltbegebenheiten jener Tage bis in unsere Stube nur Gerüchte, die am Balkendurchzuge derselben widersäuselten, gleichsam Gerüche, von zufälligen Luftstößen herbeigeführt und längst abgestanden. Doch

erinnere ich mich zweier Namen — Buonaparte's, der mit ängstlichem Staunen, und des alten Fritz, der mit andächtiger Bewunderung genannt wurde. Man war ja damals bekanntlich stolz auf die Thaten eines Königs, der eigentlich doch das deutsche Reich zerstören geholfen. Man fühlte beim Namen des alten Fritz, wie es scheint, die letzte Regung eines versinkenden nationalen Bewußtseins. Eine Hoffnung, daß nach dem Abtriebe des vermorschten Reichs die deutsche Einheit vielleicht aus dem jungen preußischen Wurzelstocke treiben werde, lag damals wol nicht im Bereiche deutscher Gedanken, wie wir auch heut mit solchen Gedanken — „brechen" müssen, nachdem der Preußenkönig vor seiner Stammburg allen den Ehrgeiz abgeschworen hat, dessen der alte Fritz stolz und geständig gewesen wäre. Der letzte Kaiser war in Frankfurt gekrönt worden, als ich eben aus meinem zweiten ins dritte Jahr lief. Und schon etliche Jahre vor meiner Geburt war eine Schrift erschienen über die Frage: Warum soll Deutschland einen Kaiser haben? Der unbesonnene, viel umhergetriebene Journalist Weckherlin fragte damals mit demokratischem Witz: „Gehört es wirklich zum Heiligthum unserer Constitution, daß ein Ochse gebraten, zerrissen und verschleift werden muß? Beruht die Würde und Festigkeit des Reiches darauf, daß der frankfurter Pöbel sich raufe und besaufe? Die souveränen deutschen Staaten würden weit glücklicher sein, wenn der Reichsverband ganz aufhörte."

War nun gleich, was jenseit unserer Berge vorging, für uns eine unbekannte Welt: so gab es doch gewisse

Lebenskreise, die theils sichtbar, theils unsichtbar über uns lagen — eine Welt in der Höhe, vor der wir Furcht oder Ehrfurcht hegten. Ich nenne zuerst den fürstbischöflichen Hof; rechne aber darauf, daß man es mir nicht als Eitelkeit auslegen wird, wenn ich erzähle, daß unser Haus in der That mit dem fürstlichen Schloß in einiger Connexion stand. — Ich brauche dies fremde Wort absichtlich, als guter Deutscher, der eine so vornehme Beziehung richtig zu behandeln weiß. Die Sache war aber folgende.

Das Kapuzinerkloster besaß neben den gewöhnlichen Kirchengeheimnissen noch das besondere Küchengeheimniß einer eigenthümlichen Zubereitung des Stockfisches. Unter diesem Namen kömmt bekanntlich der Kabeljau, an der Luft gedörrt und des Kopfes beraubt, als Repräsentant des strengen Fastens in die katholische Küche. Das Fasten in den Klöstern bestand nämlich und besteht eigentlich noch immer nicht in dem Begnügen mit wenig magern Schüsseln zur Uebung frommer Enthaltsamkeit, sondern ist zum Zweck einer reizenden Abwechslung im Genuß einer Anzahl wo möglich noch üppigerer Schüsseln erfunden. Aus diesem Gesichtspunkte war die Kopflosigkeit des Fasten-Repräsentanten nicht ohne symbolische Bedeutung, indem darauf hingewiesen wurde, daß eine solche kirchliche Aufgabe am vollständigsten gelöst werde, wenn man ohne alles Denken dem Magen allein das gute Werk überlasse. Aus diesem Betracht hatte der Stockfisch durch Sympathie der Mönche eine veredelnde Behandlung erfahren.

Nun hatte Oheim Velten während seines Kloster-aufenthalts jene mönchische Zubereitung in der Küche kennen gelernt und war nach seinem Austritte durch Vermittlung einiger Gönner mit der Lieferung der Stockfische à la Capucins zur Hofküche betraut worden. Und welche Befriedigung er damit gab, geht daraus hervor, daß man ihn schon zum Hofstockfischlieferanten machen wollte, als man in der Hofkanzlei auf das Bedenken stieß, es könnten durch diesen Titel einige Misverständnisse im Publicum entstehen, die über die Fastenzeit hinaus dauern würden.

Wenn nun während der großen Fastenzeit bei zahlreicher Einladung zur Tafel eine stärkere Lieferung dieses vom Oheim mit Sorgfalt aufgeweichten, durchgeklopften, abgehäuteten, ausgeweideten und in Kalkwasser durchmürbten Fremdlings zu machen war: so kam ich als Knabe zu der Gunst, den größern Kübel nach Hof bringen zu helfen. Hier unter gewölbter Decke staunte ich dieser eigens bewegten Welt. Die verschiedensten Livreen rannten ab und zu. Und indem ich so den lebhaftesten Begriff von der Wichtigkeit dieses Raums an einem geistlichen Hof erhielt, fand ich auch in meiner Eigenschaft als Meßdiener ein glückliches Wort zur Bezeichnung einer solchen Halle, die man gewöhnlich Küche nennt, die ich mir aber nun als die „Sakristei" des bischöflichen Speisesaals dachte. Was ich dabei dunkel empfand, war vielleicht die noch unverstandene Ahnung, daß ich hier der eigentlichen Seele einer hohen und gläubigen Prälatenschaft viel näher sei, als wenn ich selbst

ihre Scapulire zu küssen Glück und Gelegenheit gehabt hätte.

Auch mit dem Fürstbischofe selbst kam ich einmal als Knabe in Berührung, oder vielmehr er mit mir. Es war an einem der vier Quartal- oder sogenannten goldenen Sonntage (gölle Sontig), als ich an der Pathenhand eines weitläufigen Verwandten im Gedränge der Domkirche vor dem rothen faltenreichen Plüschvorhang des Hochaltars die Treppe zum Chor hinauf gelangte, um in Reihe und Glied mit zahlreichen Stadt- und Bauernbuben die Firmelung zu empfangen. Mit dem Krummstab in der Linken, die seidene Infel aufgesetzt, wandelte in Priesterumgebung der Bischof von einem zum andern Knaben, die Worte des Sacraments über ihn aussprechend und ihm mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand den Backenstreich ertheilend. Dies als Sinnbild der Leiden, die man um seines Glaubens willen zu tragen fest und fertig sein müsse.

Wie ich so den Streich empfing, der eigentlich nur ein Strich war und den ich mir viel härter erwartet hatte, konnte ich mich inmitten der Feierlichkeit des Gedankens nicht erwehren: Der Oheim Velten trifft doch seine Stockfische besser! Später sollte ich freilich um meines Glaubens willen härtere Pfaffenstreiche zu empfangen haben, als meine Backen nicht mehr so rund wie damals waren.

Nun gab es aber einen luftig höhern Kreis, als das fürstliche Schloß, der nicht wenig unser Herz ängstigte, und uns nicht nur immer wachsam erhielt, sondern auch

einmal im Jahr in feierliche Thätigkeit frommer Abwehr setzte. Dies geschah am letzten April, am Vorabend vor Walpurgis und der Nacht, in welcher die Hexen von ihrer großen Versammlung auf dem Blocksberge zurück kehrten — ausgelassen und aufgelegt zu allen tückischen Streichen an Menschen und Vieh. Ich selbst holte aus der an diesem Abend in der Pfarrkirche eigens dazu aufgestellten großen Kufe einen Henkeltopf voll des frisch gesegneten Wassers und der Oheim, ganz mit dem Ernst angethan, den er von den Klostervätern her kannte, besprengte alle Winkel des Hauses und setzte auf jede Thür mit Kreide oder Kohle die Abwehr dreier Kreuze. Ich trug den Henkeltopf mit dem Weihwasser neben ihm her, sodaß er sich wol als Pater fühlen mochte, dem ein Ministrant folgt. Auch strich er sich dann und wann mit der linken Hand das unrasirte Kinn, wie die Kapuziner an ihren Bärten zu thun pflegten. Unser Ziegenställchen wurde am wenigsten vergessen, da wir wußten, daß die von ihren lüsternen Tänzen auf Besenstielen heimfahrenden Hexen ihr garstiges Spiel gern an den strotzenden Eutern des Milchviehs auslassen und die Thiere schädigen. Aber unsere Kreuze behüteten die liebe Geis und wir erlebten's nie, daß sie am ersten Maimorgen das frische Futter verschmäht oder blutige Milchtropfen aus welkem Euter gegeben hätte.

Nun läßt sich wol behaupten, wessen Herz dem Aberglauben offen sei, halte sich auch dem Argwohn nicht verschlossen, und wer an Hexen glaube, suche auch Hexen. Wenigstens konnte sich damals kein altes Weib

mit leidenschaftlichen Furchen und unstäten Blicken, in schwarzem löcherigen Mantel, mit grauem, unordentlichem Haar unter schiefer Mütze sehen lassen, ohne in diesen Verdacht zu fallen. Wie hätte es aber bei der Armuth und Roheit der untern Classen in Fulda an Frauenspersonen solchen Gepräges und Aussehens fehlen können? Glücklicherweise gab es ein Mittel, über alle Muthmaßungen hinaus zur wirklichen Erkenntniß einer Hexe zu kommen. Ein am Charfreitage vor Sonnenaufgang gelegtes Hühnerei besaß die magische Eigenschaft, das Auge Dessen, der es an sich nahm, so zu erleuchten, daß er jede Hexe an dem Kübel erkennen konnte, den sie allen Andern unsichtbar auf dem Kopfe trug.

Warum diese unseligen Personen gerade mit Kübeln gekrönt sein mußten und ob etwa ihr Zauber an einen Zuber geknüpft war, blieb unerklärt. Der Kübel war ein Axiom, über das man nicht hinauskonnte. Das Ei gab indeß nur einen Talisman der Erkenntniß, nicht aber des Schutzes ab; und wehe! wenn die erblickte Hexe, die ein durchdringendes Auge für derlei Eier hatte, den Inhaber erreichte und es ihm zerdrückte: sein Herz brach mit entzwei — oder es mußte dem Bedrängten gelingen, das Ei schnell genug in fließendes Wasser, wenn auch nur der nächsten Gosse zu retten.

Welch ein lockendes Geheimniß für einen Knaben! Wunderbares Ei, worin Glauben und Erkenntniß, wie Dotter und Eierklar, sich in zerbrechlicher Schale vereinigten! Der Dotter freilich war auch hierbei das Beste. Die Zerbrechlichkeit gab die Spannung zur Katastrophe.

Es war ein ganz dramatiſches Ei, und das Drama, nicht in nuce, ſondern in der Eierſchale, hing vielleicht auch, wie das Drama überhaupt, mit der heiligen Geſchichte zuſammen. Den Hennen konnte ja ein ſolcher Segen für ihre Charfreitagseier um des Hahnes willen verliehen ſein, der in jener verhängnißvollen Nacht den Verrath des Apoſtels Petrus ausgekräht hatte.

Indeß ſo weit dachte ich nicht; mich beſchäftigte das lockende Geheimniß und ich machte mir die Rechnung, daß unſere Henne, die ſeit acht Tagen jeden Morgen legte, gewiß auch ein Charfreitagsei bringen werde — wenn nur früh genug! Ich ſchlief die Nacht ſehr unruhig, ſodaß ich ſie in der Morgendämmerung gackern hörte. Ich aus dem Bett, im Hemd und barfuß in den Hof und mich des Schatzes bemächtigt!

Nun aber auf die beabſichtigte Kundſchaft damit auszugehen, koſtete mich keinen geringen Kampf mit den Meinigen, die nicht blos eine Gefahr, ſondern auch einen Frevel darin finden wollten. Endlich vermittelte es die Mutter, die wol ſelbſt ein wenig geſpannt ſein mochte, dadurch, daß ſie mich zu begleiten erklärte. Ich trug das Ei und ging wie auf Eiern, die Mutter aber nahm einen Topf friſchen Waſſers unter ihrem Mantel mit. Wir durchwandelten, rechts und links ſpähend, die Gaſſen. So oft wir nur eine Frauensperſon von weitem erblickten, fragte, mich ängſtlich am Arme faſſend, die Mutter:

„Siehſt du einen Kübel auf ihrem Kopf?“

„Nein, Mutter, ich ſehe keinen.“

„Thu' mir ja die Augen auf, Heinrich Joseph! Es kann auch ein ganz klein Kübelchen sein."

Aber ich bekam auch kein kleines Kübelchen zu sehen und wir kehrten mit der großen Ungewißheit zurück, ob es kein richtiges, vor der Sonne gelegtes Ei sei, oder ob es keine Hexen in der Stadt gebe. Ich wollte mir das Ei, der Oheim sich die Hexen nicht nehmen lassen. — „Ei was!" rief endlich die Mutter, die manchmal den Nagel auf den Kopf traf, „die Hexen sind schlau und da sie von den Charfreitagseiern wissen, gehen sie an diesem Tage wahrscheinlich gar nicht aus."

„Wozu nun die Charfreitagseier?" fragte ich ärgerlich. „Wozu haben sie nun den Segen?"

Auch diese Frage löste die Mutter, und als ich von der großen Procession zurückkam, hatte sie mein Ei nebst ein paar andern mit jungem Schnittlauch in einen Tiegel geschlagen zu einem Pfannkuchen für den hohen Fasttag.

O der schönen Zeit, da ich noch an Hexen glaubte! Wie konnte ich damals Pfannkuchen noch so gut vertragen!

Lebensbestimmung.

Nicht sobald aber wird der aufwachsende Mensch von dem umkreisenden Leben zu einiger Aufmerksamkeit erweckt, als sich in ihm auch gleich ein Nachbildungstrieb regt, der sich spielend bethätigt. Zwar die gemeinschaftlichen Spiele der Kinder beruhen auf Ueberlieferung, sind so zu sagen historisch und erscheinen, soweit sie besonders im Freien vor sich gehen, als wiederkehrende Eingebungen der wechselnden Jahreszeiten. Das einzelne Kind aber, sich selbst überlassen, erfindet durch Nachahmung Dessen, was in seinem Lebenskreise Ansehen und Einfluß genießt. Wie viel oder wenig es von seinem eigenthümlichen Naturel zusetzen mag, tritt es doch als Urheber und Schöpfer unter den Kameraden auf, denen es sein besonderes Spiel zur Gemeinschaft bringt.

Daß unser Knabe, so früh in die katholische Messe mitgenommen und später selbst die Messe bedienend, bald darauf verfiel, auch Messe zu lesen, ist begreiflich.

Da fanden ſich nun unter dem dürftigen Hausrath der Familie — wer weiß aus welcher guten Zeit oder Verbindung — drei hohe Stengelgläſer, von denen ich mir eins zum Kelch nehmen durfte. Die Mutter half mit weißen und bunten Kelchtüchlein zu. Ob ſie damit nur eine ſo anſtändige Beſchäftigung begünſtigen, oder in dem frühen Trieb das Keimauge eines hohen Berufs erblicken mochte: ſie nahm es wenigſtens für keine ſchlimme Vorbedeutung, daß die Knabenprieſterſchaft nicht länger dauerte, als bis unter den frevelnden Händen die drei gläſernen Kelche nach und nach in Scherben gegangen waren.

Wie ſehr aber außer dem Hauſe die religiöſe Stimmung der Familie das Dichten und Trachten des Knaben beherrſchte, geht aus einem kindiſchen Vorfalle hervor, deſſen ich gedenken muß. Beachtenswerth iſt mir dabei, daß eine frühe Knabenneigung ſich, wie es auch ſonſt im Leben vorkommt, ins Religiöſe verſteckte und daß der früheſte Darſtellungstrieb des Knaben in derſelben Richtung auslief, in welcher, wie ſchon erwähnt, das chriſtliche Mittelalter ſelbſt zu ſeinen dramatiſchen Aufführungen gekommen war.

Eines heitern Frühlingsnachmittags waren wir Nachbarskinder um ein Spiel verlegen. Daß wir nicht eins der bekannten ergriffen, oder uns irgend einem Muthwillen überließen, lag an dem niedlichſten, rothwangigen Nachbarskind, um das wir ältern Knaben uns mit einer eiferſüchtigen Zärtlichkeit drängten. Wir fühlten uns zu behaglich in unſerer Art von Gunſtbewerbung, um uns

in irgend einem Unternehmen spielend zu zerstreuen. Es war ein Töchterchen jener saubern und resoluten Nachbarin, der Frau des Herrn Louis — ein Mädchen, das späterhin durch reizende Gestalt, einnehmende Züge und guten Verstand einen Mann von bedeutender Stellung im Staatsdienste fesselte und gewann.

Ich weiß nicht mehr, wie ich endlich auf den Vorschlag kam — wir wollten „Ewigkeits" spielen. Das Neue und Räthselhafte fand Aufnahme und ich hatte als Angeber die Sache anzuschicken, wobei mir die gute Kenntniß des Katechismus zu Statten kam. Oheim Velten war nach Gras ausgefahren, Tante und Mutter saßen bei Nachbarinnen vor dem Hause und so gebot ich über die Räumlichkeiten unseres Hofes. Aus den Reisigwellen in der Halle wurden drei Höhlen als Hölle, Fegefeuer und Himmel hergerichtet und die Gespielen nach meiner Gnadenwahl darein vertheilt. Das am jüngsten Maivorabend geweihte Ziegenställchen hatte unter schrägem Dache einen knappen Bodenraum für das tägliche Futter. Jetzt, da er eben leer war, erhoben wir drei ältesten Buben unser liebes Katharinchen als Maria zu diesem himmlischen Sitz und umgaben sie als Dreifaltigkeit. Während nun die Seligen im Reisighimmel sich mit Jubel und Jauchzen genug thaten, ließen es die Verdammten an überbietendem Heulen und Zähneklappern nicht fehlen; wie denn auch die in der dritten Höhle ihre um Erlösung flehenden Hände auszustrecken nicht ermüdeten. Die Sache ging lustig und nachhaltig genug; indem dann und wann einer, der des

hölliſchen Heulens müde war, in den Himmel überlief, um auch einmal zu jauchzen. Daß dazwiſchen die beunruhigte Ziege meckerte, hätte uns für die Schelmenſtimmen des böſen Feindes gelten ſollen; wir achteten aber nicht darauf. Denn wir Dreieinige, um Käthchens willen heimlich etwas uneinig, wollten uns nun doch auch, gleich unſern Seligen und Verdammten, paſſend bethätigen. Ich als Gottvater ſchon etwas verdroſſen, daß Sohn und Geiſt die Maria in ihre Mitte genommen und mich beiſeit gedrängt hatten, ſchickte jenen hinab, einige Seelen aus dem Fegefeuer zum Himmel zu erlöſen. Etwas ungeneigter als der Sohn zeigte ſich der Geiſt, dem ich aus dem Katechismus bewies, daß er vom Vater und Sohn *ausgehen* müſſe. Doch folgte er endlich und hüpfte als Taube mit flügelartig gebreiteten Armen im Hof umher.

Nun rückte ich der freundlichen Maria etwas näher. Doch dieſe dritte Bewegung war zuviel für die Umſtände: die halbe Schütte Stroh, auf der wir ſaßen, rutſchte; Maria konnte ſich auf dieſen goldnen Strahlen unſers Himmels nicht halten, und glitt in den Hof hinab. Ihr Wehgeſchrei brachte Himmel, Hölle und Fegefeuer in Aufruhr; Selige und Verdammte vermiſcht umſtanden die Gefallene, die ſich endlich erhob und mit einer Quetſchung am Bein nach Hauſe hinkte. Ueber uns Andere kam die Ahnung eines Strafgerichts für unſer frevelhaftes Spiel, ſodaß wir kleinlaut davonſchlichen.

Als ich, der Urheber des Frevels, mit zerknirſchtem

Herzen die Stube betrat, fiel mein erster Blick auf unsere Hausandacht. Ich meine jenes starke Buch, aus welchem die Gewitter besprochen wurden und das für alle Tages- und Jahreszeiten Gebete und Betrachtungen enthielt. Ich nahm es an mich und suchte in dem „Beichtspiegel" nach einer etwaigen Bezeichnung meiner Sünde.

Ein solches Verzeichniß aller denkbaren Sünden wird nicht, wie andere Musterkarten, zur Auswahl für neue Anschaffungen, sondern im Gegentheil zur Besinnung auf Das, was man abzulegen habe, den Frommen dargeboten. Wie oft, seitdem ich in die Jahre des Beichtens getreten, hatte ich über diesem Register gesessen, bald zur „Erforschung des Gewissens", bald aber auch um über manche der verzeichneten Sünden zu räthseln, deren dunkle Benennungen etwas Geheimnißvolles für den Knaben hatten und eine Ahnung Dessen erweckten, was man im Leben noch Alles kennen zu lernen habe.

Dem Beichtspiegel war eine sonderbare Lotterie beigefügt — ein liniirtes Viereck, dem Schachbret ähnlich in kleine Felder getheilt, deren jedes mit einer Ziffer bezeichnet war. Hatte man sich hier eine Zahl gewählt oder gewürfelt: so wies ein nachfolgendes Verzeichniß unter derselben Nummer nach, was man gewonnen, das heißt — bußweise zu thun habe: ein Gebet für den Tag, eine Lebensvorschrift für die Woche, einen Kirchengang für den Abend, eine Enthaltsamkeit bei Tische, ein Almosen für den Freitag u. dgl. An Vorschriften zu Kasteiungen fehlte es auch nicht und gerade eine solche

fiel mir durch die Nummer, die ich mittels einer kleinen Saubohne mir erwürfelt hatte, als diesmaliger Bußgewinn zu. Gleich suchte ich mir aus dem gesponnenen Garne der Muhme hinterm Ofen die dickste Zaspel aus, mit welcher, als einer Bußgeißel, ich bald über die rechte, bald über die linke Schulter den des Kamisols entkleideten Rücken traf, bis er mir über und über brannte.

Dies war, im Vertrauen gesagt, nicht das einzige mal, daß ich in jenem Alter, und noch als angehender Student, solcher frommen Anwandlung folgte. Mit lächelnder Rührung gedenke ich der Zeit, da ich mir aus ungebleichtem Garn durch tüchtigen Einschlag in den Zettel des Glaubens ein damastnes Bewußtsein des Guten zu weben verstand. Wahrscheinlich blüht auch nicht ohne Vorbedeutung der Flachs himmelblau, da er durch die Verwandlungen in Garn ein so heilsames Hausmittel zur Abtödung des Irdischen darbietet. Jene Gebinde sind längst verwebt und im arbeitvollen Leben abgetragen; aber es würde unwahr sein, wollte ich behaupten, daß mein frommer Eifer auch nur den zehnten Theil so lang ausgehalten hätte. Wie bald sieht man nicht ein, daß dieselbe Schwäche, aus der man seine Fehler so gern Andern zur Last legt, auch die Frommen dahin bringt, die Schuld des sündhaften Willens, also seines eigentlichen Ich, dem Körper in Rechnung zu setzen, den man für ein Nicht-Ich zu halten pflegt. Und so machen sie es wie die zornigen Kinder, die den Tisch schlagen, an dem sie sich durch ihre Unachtsamkeit gestoßen haben.

Eben weil die katholische Kirche ihre Gläubigen in der Kinderzucht erhält, macht sie so viel Aufhebens von der Heilsamkeit des Kasteiens. Dieses hat aber an sich selbst keinen sittlichen Werth, sondern kommt unter Umständen höchstens als erste Dressur zur Selbstüberwindung in Anschlag. Im Gegentheil bedarf der Mensch, der jede Stunde zu kämpfen und mit Bewußtsein und Besonnenheit des Guten zu handeln hat, eines gesunden und kräftigen Organs für den Willen.

Neben jenem Andachtsbuche, das zu einer Art frommer Glücksspiele Gelegenheit gab, muß ich eines andern Werkes gedenken, das vielleicht den Fehler der Wortspiele anregte, den man mir und meiner Feder in späterer Zeit, gewiß nicht mit Unrecht, vorgeworfen hat. Wir besaßen nämlich einen dicken Folianten Predigten des bekannten Abraham a Sancta Clara. Der wunderliche Humorist hatte den seltsamen Gedanken ausgeführt, die Predigten nach dem deutschen Kartenspiele zusammenzustellen und eine jede mit einem Kartenblatt in Holzschnitt zu bezeichnen — als mit Herzaß, Schellenbub, Eichelkönig, Grassieben u. s. w. — Man kennt ja den bizarren Humor, den burlesken Witz, die kecken, oft geschmacklosen Bilder, seltsamen Einfälle und lächerlichen Vergleiche dieses geistreichen und weltkundigen wiener Hofpredigers. Vieles in jener Sammlung war derb und handgreiflich genug, um dem Knaben und dem angehenden Studenten nicht unverständlich zu sein. Ueber Alles aber sprachen mich des launigen Paters Spiel und Umspringen mit Gleichklängen und Wortwitzen an. Und

aus diesem Paradies meiner ersten Knabenerkenntniß mag sich die kleine Erbsünde meiner Feder herschreiben.

War nun das Buch mit rohen Holzschnittbildern verziert — wie ich mich denn des verlorenen Sohnes noch erinnere, der, verzweiflungsvoll aussehend, seine Mahlzeit mit Schweinen aus ihrem Troge nimmt: so stattete Oheim Velten den Prediger selbst mit Anekdoten aus, die er aus dem Kloster haben mochte. So hatte Abraham noch als Novize bei einem Besuche des Kaisers Leopold I. im Kloster der Barfüßer-Augustiner auf die Frage der Majestät, warum denn auf der alttestamentlichen Jakobsleiter die Engel auf- und abgestiegen seien, da sie doch Flügel hätten, hinter den verstummenden Klostervätern her rasch geantwortet — die Engel seien damals just in der Mauser gewesen. Und diesem raschen Witze hatte der junge Mönch sein später erfolgtes Glück als Hofprediger zu danken gehabt.

Da ich einmal an den Büchern stehe, die dem Knaben vorgekommen sind, so bleiben noch zwei weltliche zu nennen. „Fortunatus mit dem Wünschhütlein" hat, so viel ich mich erinnere, eben kein qbsonderliches Wohlgefallen in mir erregt, vielleicht aber doch in sofern einen bleibenden Eindruck hinterlassen, als ich in müßigen Stündchen selbst meines höhern Alters gern von einer Weltwirksamkeit und von politischen Umgestaltungen träumte, die ähnliche Voraussetzungen hatten, wie des Fortunatus Wünschhütlein war, das sich mir auch wol nach Umständen in eine unerschöpfliche Schatulle verwandelte.

Noch dunkler ist der Eindruck, den ich von Richardson's Roman „Pamela" behalten habe. Aus der sauber gedruckten Uebersetzung mit Nachbildungen englischer Kupfer stehen mir noch die schlanken Frauengestalten vor, die es auch einmal mit Wäsche zu thun haben. Sonst ist mir nur noch eine spannende Scene, worin es einer verführerischen Ueberraschung der tugendhaften Pamela gilt, ganz dunkel erinnerlich geblieben. Die Lectüre mag wol auch etwas später geschehen sein; denn ich erinnere mich wiederholter Anläufe das Buch zu lesen. Der Roman selbst scheint sich vom Putztisch einer adeligen Dame, bei der die Mutter des Knaben in Gnaden stand, wie sie sich ausdrückte, in unsere fromme Wohnung verlaufen zu haben.

Bei aller Ernsthaftigkeit, die sich unter der ängstlich frommen Stimmung der Familie in die frühesten Spiele des Knaben mischte, schwieg doch in seinem Innern länger als gewöhnlich der Trieb zu irgend einem Lebensberuf. Träumerische Knaben, von keiner Seite der betriebsamen Welt lebhaft genug angezogen, bleiben länger, als munter nach außen getriebene Buben, unentschieden über sich selbst. Desto bedenklicher nahm die Mutter sich diese Frage zu Herzen und entschied sich nach langer Ueberlegung für das Schneiderhandwerk. Abgesehen davon, daß ihr die Welt doch am wenigsten von der Seite unbekannt war, wo sie sich mit der Elle ausmessen läßt, galt ihr begreiflicherweise die nährende Nähnadel etwas; wozu der finanzielle Voranschlag kam, daß die Schneiderlehre wohlfeiler zu haben und die

künftige Einrichtung des Meisters, wozu sie selbst zwei Bügeleisen beisteuern konnte, einfacher, als bei fast allen übrigen Handwerken, zu bestreiten wäre. Vielleicht ward auch mit in Erwägung genommen, daß wir durch die uns so vertraute Ziege in einiger „Connexion" mit der Familie des bekannten Patrons der Schneider standen. Jedenfalls schien es dabei auf mich selbst am wenigsten anzukommen. Gehört es ja doch mit zur Dienstbarkeit bedrängter Familien, daß sie — um mich gleich in dem mir zugedachten Handwerk auszudrücken — aus der umliegenden Welt nicht wählen können, was der Persönlichkeit angemessen ist, sondern daß sie die Person stets nach den Umständen zuschneiden müssen.

So war denn die gute Frau nach und nach ganz einig mit sich selbst geworden, als sie nach einer öffentlichen Schulprüfung durch einen freundlichen Lehrer auf ganz andere Gedanken gebracht wurde. Der heitere Mann wollte gute Anlagen an dem Knaben bemerkt haben, und rieth ihr deshalb, ihn studiren zu lassen.

Welch ein Sonnenschein fiel da so unerwartet in das Mutterherz! Eine duftige Fernsicht in eine träumerische Zukunft that sich von einer Seite auf, wohin sie noch gar nicht geblickt hatte. Ja, bei näherem Betracht erschien Studiren sogar noch wohlfeiler als Schneiderwerden, und sie selbst behielt ihre Bügeleisen.

In der That war unter der geistlichen Regierung in Fulda das Studiren sehr begünstigt. Die Söhne vermögenloser Eltern wurden nicht nur schulgeldfrei aufgenommen, sondern erhielten aus Stiftungen einige Fort-

hülfe durch Geld und Bücher. Die verschiedenen Klöster gewährten Freitische, und ein fleißiger Student fand als „Präceptor" in bürgerlichen Häusern kleinen Nebenerwerb. Dabei besaß Fulda damals noch, was man Universität nannte und jedenfalls eine Schule der Theologie. Geistliche waren ja der große Bedarf. Auch wurde ein guter Kopf bürgerlicher Abkunft gewöhnlich sehr übel angesehen, wenn er sich nicht dem geistlichen Stande widmen mochte. Er fiel leicht in den Verdacht der Freigeisterei. Jedenfalls blieb die weltliche Laufbahn viel unsicherer, indem auf den schmalen, verschlungenen und zuweilen etwas schlüpfrigen Wegen zu den einfachen Staatsämtern die Söhne aristokratischer und patrizischer Familien schwer zu überholen waren; wenn Einer nicht etwa die Hand einer Tochter solcher Familien, oder die Schürze einer Prälatenfreundin erreichen konnte.

Hatte denn aber auch die herrschende Priesterschaft bei ihrer Begünstigung armer Studenten den öffentlichen Bedarf von Weltgeistlichen und Mönchen in Absicht: so muß doch der katholischen Kirche nachgerühmt werden, daß sie stets die Freiherrlichkeit der Naturgaben geachtet, und kein Privileg der Vornehmen und Reichen auf eine geistes- und gemüthsstarke Nachkommenschaft anerkannt hat. Wie viel Söhne niedriger Eltern, aber von hoher Begabung, sind nicht zu den höchsten Kirchenwürden, ja selbst zum heiligen Stuhl gelangt?

Zum erstenmal empfand nun auch ich selbst etwas von einer Bestimmung für die Zukunft. In der fremden Sprache, durch welche der Weg dahin ging, lag viel

von dem Geheimnißvollen, das mich bisher mit den unverſtandenen Worten des Meßdienſtes bewegt hatte. — Sobald mit dem Hauslehrer Verabredung getroffen war, führte er mich, zur Vorbereitung für die lateiniſche Schule, in die Grammatik, und deckte mir mit der erſten Declination von mensa, mensæ, den Tiſch für eine unermeßliche Beſcherung. Die gehobene Empfindung, in der mich eines heitern Abends die auswendig gelernten, leiſe hingemurmelten Beugeſilben mensa, mensam, mensarum vor das Thor hinaustrugen, iſt mir unvergeſſen geblieben. Auch ging es in ungetrübter Stimmung vorwärts bis zum Gebrauche des Wörterbuchs. Dies ſetzte mich zuerſt in Verzweiflung; jedoch nur durch ſeinen körperlichen Zuſtand. Ich erinnere mich nicht, woher wir das Exemplar hatten; aber während einer längern Zurückgezogenheit unter einem Hausbodendache war es durch Vermoderung und Mäuſefraß ſehr hinfällig geworden. Es laborirte am Marasmus. Im Rücken fiel es auseinander und beim Umſchlagen brachen zundermürbe die Blätter entzwei, ſodaß die Wörter, die von Moder und Mäuſen verſchont geblieben, nun noch zwiſchen den ſuchenden Fingern verloren gingen. Der Jammer des Schülers war gerecht, ohne daß ihm ſelber die Mittel des Hauſes ſobald hätten gerecht werden können.

Da erinnerte ſich der Oheim des ehemaligen Gönners und Hausfreundes Paters Hilarius im Kloſter. Ich mußte ihm in meinem Sonntagswamms, das dichte Haar glatt gekämmt, dahin folgen. Im Vertrauen auf

das alte Wohlwollen dachte er, den Pater um ein entbehrliches Lexikon anzugehen, wobei er ihm den Burschen zeigen wollte, der es brauchte. Hilarius trat eben aus seiner Zelle, als wir anklopfen wollten, und vernahm das Anliegen. Sein ernster Blick ruhte lange auf mir, die Hände über die Brust gefaltet. Was er dachte, sprachen seine Lippen nicht aus; aber der lange, angegraute Bart des stattlichen Mannes bebte ein wenig von diesen Gedanken. Endlich trat er in seine Zelle zurück und holte ein schweres Buch, das er mir in die Arme legte. Ich küßte seine Hand, die ich davon zucken fühlte. Vielleicht misbilligte er für sich meinen lateinischen Lebenspfad und bereute schon mir das Buch gegeben zu haben, das wie ein verhängnißvolles Schwergewicht den bedrängten Knaben in dieselbe braune Kutte ziehen möchte, die der Pater selbst, vielleicht mit wie schwerem Herzen! durchs Leben schleppte.

Froh, daß ich vorausgeschickt wurde, als Hilarius den Oheim mit sich nahm, eilte ich fort, meinen Schatz unterm Arme. Wie oft hob und wog ich dies Lexikon! Das war doch ein Buch, das einen Puff vertragen konnte, in derben schwarzledernen Decken, durch eine Messingklammer verbunden, die den gerippten Rücken des starken Bandes rund und fest erhielt. An diesem handfesten Begleiter konnte sich auch einmal die leicht aufbrausende Ungeduld des lateinischen Schützen auslassen, die er sonst gegen das schwindsüchtige alte Lexikon in sich selbst verzehren mußte.

Vielleicht schließt mit den Spielen der Kindheit oder

verliert ſich allmälig jene Zeit, die in höhern Jahren, wenn uns die Stunden und Tage unter den Händen dahinſchwinden, unſerer Erinnerung ſo unermeßlich, unerſchöpflich vorſchwebt. Freilich, ſo lang man mit dem unbefangenen Blicke der Jugend jede neue Erkenntniß aus der Quelle der Unendlichkeit ſchöpft, iſt man in ſeinem Gefühle mit dem Ewigen verbunden, im Unermeßlichen ſchwebend. Sobald aber das Wollen und Streben erwacht, iſt man auf das Irdiſche gerichtet; Abſicht und Zweck bezeichnen die Schranken unſerer Welt, in welcher der Verſtand Alles vereinzelt, verzettelt; die Beſtrebungen beeilen ſich und wachſen der Zeit über den Kopf; die Abſichten werden unerſättlich und zehren begierig die Stunden, die Monde und Jahre auf. Wie oft ſieht man ſich da nach jenem Paradieſe der Kindheit um, da die ſeligen Tage ſo lang und ruhig waren! Wie viel hat man damals zu lernen verſäumt, meint man, und bedenkt nicht, daß man in jener Zeit und bis zur Pubertät gerade das Ewige lernt, das allen vereinzelten Kenntniſſen zu Grunde liegt und vor unſerer Erinnerung den Schimmer der langen Dauer auf jene Tage zurückwirft!

Land und Leute.

Ueber das Weichbild der Stadt hinaus kam der heranwachsende Knabe nur nach einer Seite. Freilich nach der anziehendsten, in die Nähe der südöstlich gelegenen Rhön. In Hofbieber, am Fuß dieses reizenden Gebirges, hatte die Mutter eine Schwester, an einen Mann verheirathet, der neben einem beschränkten Feldstück eine rohe Hobelbank als Schreiner betrieb. Es war ein Fest für die zahlreiche Familie, wenn wir sie alljährig zur Kirchweihe besuchten. Wir machten die drei Wegstunden zu Fuß, die erste Hälfte im Anblicke des herrlichen Gebirges, die zweite auf stillen, zwischen bewaldeten Hügeln hinschleichenden Feldwegen.

Die heimliche, weiblich waltende Ordnung und fromme Sauberkeit im Hause des Oheims hatte den Knaben so verwöhnt, verweichlicht oder verblödet, daß die neuen Eindrücke des ländlichen Lebens, der Jubel und die Genüsse der Kirchweihe, wie sie damals noch üppig und

tobend waren, ihn zwar den Tag über fröhlich aufregten, doch allabendlich mit der Wehmuth des Ungewohnten ſein Herz beſchlichen. Wenn die Abendröthe in den Grasgarten fiel, der Kirchthurm durch die kleinen Fenſter leuchtete, oder das Ave Maria der Nachtglocke mit den Hörnern und Klarinetten des Wirthshauſes wechſelte, ward er immer ſtiller, und ſah dem brennenden Kienſpane zu, der, in die Gabel des hölzernen Leuchterſtocks eingeſteckt, die geſchwärzte Stube erhellte. Mit den verkohlten Gelenken, die auf den ungedielten Boden neben der Streu des nächtlichen Lagers niederfielen, qualmte in der Bruſt des unbehaglichen Gaſtes ein trübes Heimweh auf. Wie froh war er dann, wenn die Rückkehr wieder angetreten wurde, er das Bündel mit den Gaſtgeſchenken der Kuchenproben und des gedörrten Obſtes ſchleppen half, bis nach mehrſtündigem Wandern, das Gebirge im Rücken, ſich uns von der Höhe des Petersberges die liebe Stadt im grünen Thale, und der hohe Bau des Doms für Auge und Herz erneuerte.

Land und Leute haben mir auch von andern Seiten ihre wiederholten Eindrücke hinterlaſſen.

Die Gegend um Fulda iſt nicht überall vom Boden und nirgends vom Klima ſonderlich begünſtigt zu nennen. Die Vegetation iſt ein wenig bleichſüchtig, und ſo anmuthig auch die Hügel und Berge ſich für den Beſchauer aus der Ferne neben- und übereinander gruppiren, immerhin bleibt es eine etwas blaſſe und magere Schönheit. Die hohe Rhön ſchließt den Süden und hält oft einen harten und langen Winter feſt, der

nicht selten mit seinen Schneehäuptern in die grünen Frühlingsthäler herabnickt, und die schüchternen Blüten entsetzt.

Der Menschenschlag, der diesen Boden anbaut, ist derb, kräftig, breitstämmig; das gefurchte Antlitz spiegelt den tiefgepflügten Boden ab. Die weibliche Tracht ist den unschönen Gestalten auch noch sehr unvortheilhaft. Der vielfaltige Rock, der die bunten Zwickelstrümpfe sehen läßt, wird hoch unter den Armen gebunden und überhängt den Hüftenbau; das kattunene Leibchen spannt über der Brust, und der Kopf wird mit einem in drei Zipfel gelegten, bunt und hell gewürfelten baumwollnen Tuche überbunden.

Das Landvolk ist fromm und sinnlich. Es hält sich gläubig an die Lehren und Vorschriften seiner Priester, ohne sich im Mystischen zu vertiefen oder im Moralischen sehr zu ängstigen. Im Beten genau, im Leisten lau zu sein, hatte sich der Fuldenser unter dem Krummstab gewöhnt.

Solche Frömmigkeit verträgt sich denn auch gar wohl mit Frohlichkeit des Genusses. Ja in dieser ging man noch viel eher als in jener über das Maß hinaus. Zur damaligen Zeit war die Roheit der Lust fast unbändig. An Feiertagen, wenn die Bauern Nachmittags aus der Stadt nach Hause kehrten, hüteten sich die Städterinnen, ihnen zu begegnen. Rohe Angriffe waren vorgekommen. Und wie hätte eine kirchliche Andacht wenigstens ohne Schlägerei abgehen können! Dem eifrigen Fuldenser genügte es nicht, daß die hohen

Feste roth im Kalender standen; er wollte sie auch auf der blutigen Stirne als richtig begangen eingezeichnet wissen.

Außerdem ließ die nüchterne Fröhlichkeit des Fuldenſers sich gern in trockener Spaßhaftigkeit aus, in einer Laune, der es nicht an bildlicher Phantasie fehlte und die durch gutmüthige Unbeholfenheit des Ausdrucks ins Drollige fiel.

In dies bäuerliche Leben warf zu jener Zeit noch der viel angebaute Flachs mit seiner himmelblauen Blüte einen poetischen Schimmer, und spann aus seinem Stengel einen Faden des Weltverkehrs. Die Spinnräder schnurrten, im Winter bei geselligen Zusammenkünften: da es denn zur Liebesartigkeit des jungen Burschen gehörte, neben einer Spinnerin sitzend, ihr die aus dem Rocken fallenden Flachssplitter von der Schürze zu streichen, und bei schalkhafter Ungeschicklichkeit einen Klapps hinzunehmen. Das Gespinnste ward von zahlreichen Webstühlen zu allen Sorten Leinen, vom groben Packtuche bis zu kunstreichem Damast verarbeitet. Der Vertrieb ging nach Frankfurt, Bremen, Hamburg und Holland, und machte wohlhabende Unterhändler. Finken aus den Buchenwäldern der fuldaischen Berge lernten in kleinen Käfichen neben den Webstühlen vorgepfiffene Melodien, und flogen an solchen Leinweberfäden nahen und fernen Käufern zu. Und während so die einheimischen Melodien in die Fremde wanderten, verfingen sich im Damast, im Segeltuche der reisenden Leinenhändler wundersame Geschichtchen der Fremde, die sich

dem schalkhaft sinnlichen Geschmack der Fuldenser anzeigneten.

Einst war solch ein wohlhabender Händler nach Amsterdam gereist und blieb über Jahr und Tag aus. Wie er zurückkam, fand er neben dem Bette seiner jungen, hübschen Frau eine Wiege mit einem Säugling. Wem gehört das Kind? fragte der betroffene Mann. Und die verlegene junge Frau erwiderte:

Ja, hör' nur, Kilian, wie mir's mit dem Buben wunderbar ergangen ist: Es war ein schöner Wintersonntag und die Sonne schien hell. Es trieb mich in unser Gärtchen hinaus, und da hatt' ich ein so sehnsüchtig Verlangen nach dir, daß ich, wie zur Kühlung, einen Eiszapfen brach und gierig einsaugte. So ist durch ein Wunder der Bub entstanden. Der Mann schüttelte bedenklich den Kopf, als eben, wie gerufen, der junge, kircheneifrige Kaplan des Ortes, um den Angekommenen zu begrüßen, eintrat, und zur Beruhigung des Hausvaters aus verschiedenen Kirchenvätern die Möglichkeit eines solchen Wunders darlegte. So ergab sich der Leinenhändler ins Unbegreifliche, weniger weil er ein guter, gläubiger Fuldenser, als weil er ein vorsichtiger Handelsmann war, der sich nicht gern einen Pfaffen auf den Hals ladet und es mit den Kirchenvätern verdirbt. Er ließ den hübschen Buben hingestellt sein, nannte ihn aber aus verhaltenem Spott nur den Sohn Yszap (Eiszapfen). Im Stillen mochte er aber wol darauf sinnen, den falschen Erben bei guter Gelegenheit wieder loszuwerden, oder — wie er sich handelsmännisch

ausdrückte — das Stück Beiderwand billig loszuschlagen. Als daher der Sohn Yszap herangewachsen und der Kaplan inzwischen auch Fastenprediger in der Stadt geworden war, wünschte er den schlanken Jungen mit nach Holland zu nehmen, damit er die Welt kennen lerne. Die Mutter willigte nicht ohne Besorgniß ein, indem sie den Mann beschwor, den Sohn um Gottes Willen wohl zu behüten. Der Mann gelobte es, überließ aber unterwegs den jungen Menschen an holländische Seelenverkäufer, wie man die Soldatenwerber nannte. Kam daher später ohne den Buben zurück. Wo ist unser Kind? Wo hast du den Yszap? fragte die angstvolle Mutter; worauf der Mann schalkhaft mit der frühern Wendung der Frau antwortete: Ja, hör' nur, Bärbel, wie mir's mit dem Buben wundersam ergangen ist! Es war ein schöner Sommertag, als wir auf einer Jacht rheinabwärts fuhren. Da aber die Sonne sehr heiß schien, warnte ich den Buben wiederholt, den Kopf bedeckt zu halten. Der Junge hörte nicht und eh' ich mich des Unglücks versah, schmolz der Yszap unter meinen Augen in den Rhein und wurde wieder zu Wasser. Fasse dich, liebe Frau und höre, was unser Freund, der Fastenprediger, sagt. Ich war auf der Herreise bei ihm, und er sprach, die Hände über seinem Bäuchlein gefaltet: Je nun! der Winter hat ihn beschert, der Sommer verzehrt; ergebt euch in die Wunder des Herrn!

Beiläufig bemerkt, ist es wirklich interessant, daß so manche literarische Stoffe, Volkswitze, launige Erzäh-

lungen oder was Shakspeare „Humore“ nennt, sich lang erhalten und weit verbreiten, wenn sie auch in Nebenumständen kleine Veränderungen erfahren, wie ich denn eben selbst beim Wiedererzählen den Fastenprediger hinzugethan habe. Die vorliegende Märe, die man in echt fuldaer Mundart hat (s. Gützinger's Sprachproben), stammt — isländischen Ursprungs — von einem lateinischen Volksliede der Schweiz und Tirols aus dem neunten Jahrhundert. Dort ist ein Sueve aus Nestnitz zu Schiff gegangen, vom Sturm auf ein fernes Eiland verschlagen worden, und kehrt erst nach zwei Jahren zurück, wo inzwischen seine etwas verliebte und von Liebhabern bestürmte Frau einen unrechten Sohn zur rechten Zeit geboren hat — filium injustum fudit justo die. Auf des Mannes drehende Frage erklärt sie, es sei ein Schneekind, in den Alpen empfangen, wo sie eines Tags aus heftigem Durst eine Hand voll Schnee verschluckt habe. Nach fünf Jahren geht der Mann wieder zu Schiffe, nimmt den Schneesohn mit und verkauft ihn. Seiner Frau erzählt er, wie er mit dem Schiffsvolke auf eine Klippe verschlagen worden,

et nos	und uns
omn's graviter sol	durchglühte tüchtig die volle
torret, at ille	Sonne; doch jener
nivis natus	Schneegeborne
liquescebat:	schmelz dahin.

Die fuldaer Nachbildung erscheint aber in ihren Motiven ansprechender und den Umständen angemessener.

Lebensstufe.

So näherte ich mich der Zeit, in der ein Abschnitt des eignen Lebens mit einer Umwandlung meines engern Vaterlandes, des Fürstenthums Fulda, zusammentreffen sollte.

Sobald der junge Mensch, der eine früher, der andere später, sich der Entwickelungsperiode jener Organe nähert, durch die er nicht für sich selbst besteht, sondern in die ewige Fortdauer der menschlichen Gattung verflochten wird, nimmt seine Seele einen ungemeinen Aufschwung. Die Natur geht nicht immer jäh und roh auf ihren Zweck los: sie führt gern durch ahnungsvolle Stimmungen, geheimnißvolle Regungen ein Herz, wie durch höhere Weihen, zu ihrem mysteriösen und bezaubernden Dienst; sie gibt oft lange vor den flüchtigen Augenblicken der sinnlichen Lust das Ewige, Unbedingte ihrer Absichten den vergänglichen Neigungen zu empfinden, durch welche sie ihr Ziel erreicht. Noch ist es kein

Drang der Geschlechtseneigung: es sind hohe unbegreifliche Stimmungen, bald mit Unruhe, bald mit Rührung verbunden. Alles Reine, Edle, Uebersinnliche, was unser Geschlecht in seiner göttlichen Substanz erhält oder erneut, regt sich vor dem sinnlichen Gedanken der Liebe in der Brust des Jünglings. In dieser Periode schwebt auch die dumpfe, platte Seele eines Menschen von poetischen und ritterlichen Regungen getragen. Selbst das Naturleben bietet ähnliche Erscheinungen: der Adler sucht aus den Wolken herab seine Beute; ja der Sturmwind, ehe er den Staub des allgemeinen Fahrwegs aufwirbelt, brauset in den Lüften.

Die frühesten Empfindungen des Knaben, wenn er auf die Schwelle der Jünglingschaft tritt, fliegen ins Träumerische, ins Schwärmerische aus. Vielleicht ist dies heutzutage weniger der Fall, wo die übersättigten Eltern an raffinirenden Kindern, die socialverdrossenen Väter an frivolen Knaben ihre Freude haben. In unserm damaligen Familienleben nahmen, meiner Erziehung oder Abrichtung gemäß, jene Regungen selbst eine religiöse Färbung an. Solcher Stimmungen erinnere ich mich noch aufs lebhafteste, besonders aus der Zeit meiner Vorbereitung zur ersten Communion. So hatte ich am Charfreitage, von Kirche zu Kirche wandelnd, mit der Abenddämmerung die Pfarrkirche betreten und im dunkeln Raum unter der Orgel, wo das heilige Grab ausgeschmückt war, in der hintersten Bank Platz genommen. Von dem buntfarbigen Lichte der Glaskugeln matt erhellt, stand die Monstranz zur Anbetung aus.

Ich war mit den vorgeschriebenen Gebeten ziemlich gedankenlos fertig geworden: aber eine unbegreifliche Rührung hielt mich in dieser heiligen Stille fest, und während einzelne Gestalten der Andächtigen leise ab- und zugingen, fühlte ich mich allmälig so hoch gestimmt, so tief bewegt und vom Frühlingswehen des Unendlichen überrieselt, daß ich es nicht zu beschreiben wüßte. Selbst meine Athemzüge wurden kürzer unter dieser hohen Atmosphäre des Ewigen. Wonach ich verlangte, was ich Alles wollte und erwartete, war so unbegreiflich, wie Das, was ich empfand, und blieb es auch, als ich einer der Letzten den nächtlichen Raum in süßer Ermüdung verließ.

Indem ich hier aber bekennen darf, daß solche mystische Empfindungen unmittelbarer Einigung mit der Gottheit von jetzt an und bis in die spätern Jahre wiederkehrten, muß ich doch gestehen, daß ich zum eigentlichen Pietismus nie geneigt war. Wenn dieser gern im Bewußtsein angeerbter Sündhaftigkeit verharrt, ohne sich auch selbst im Gefühl empfangener Erlösung daraus zu erheben: so war ich jederzeit mehr zu einer heitern und muthigen Pelagianischen, als zur Augustinischen Anschauung disponirt. Ich mochte nie glauben, daß der Mensch, obgleich er noch immer gern mit einer anmuthigen Eva in einen rohen oder gebratenen Apfel beißt, von Natur oder durch Erbschaft so gar verderben sei und sich nicht durch rechtschaffenen Willen, selbst auch außerhalb der Kirche, zur Tugend und Tüchtigkeit bringen könnte.

Jene hohe Stimmung des Knaben wechselte wol

auch schon damals dann und wann die Farbe. So fühlte er sich auf ähnliche Weise gehoben, als er auf seinem lateinischen Pfade zum erstenmal einen Gedanken in den fremden Worten und in ihrer eigenthümlichen Fügung mit Empfindung verstand. Oder läge denn nicht, was man in höherm Alter als schwärmerische Liebe und als poetische Begeisterung erfährt, mit dem religiösen Entzücken auf einer und derselben magnetischen Linie?

Seitdem zog mich auch eine Sprache wieder an, die, vom Altare so früh und oft vernommen, mir bald sehr gleichgültig geworden wäre. Zwar anfangs hatten diese vom Altare gesungenen majestätischen Worte den wunderbarsten Eindruck auf den Knaben gemacht. Um diesen Eindruck gilt es ja der Kirche, und sie hält deshalb so fest an einer todten Sprache, die das Volk mit ihrem Leichenduft wie mit einem Hauche der Ewigkeit anweht. Ueberzeugt, unser Herrgott würde, kraft seiner Allwissenheit, verstehen, was mit den Worten gemeint sei, blieb ich doch lange zweifelhaft, ob auch die Menschen sich mit diesen Klängen unter einander verständigen könnten. Dieser Zweifel löste sich zuerst dem Meßdiener, als er neben den lateinischen Wechselsprüchen, die er aus seinem Büchlein lernte, die deutsche Uebersetzung fand. Nun aber brach für mich durch die Grammatik und das Wörterbuch der erste Morgenschimmer eines Verständnisses an, und ich hörte mit innigem Antheil in dieser Sprache vor einer auserlesenen Versammlung predigen. Zu einem jährlichen Sodalitätfeste erschien nämlich aus

der nächsten Landstadt Hünfeld ein Priester, an dem noch die Zucht und Zierde des ehemaligen Jesuitencollegs nachdämmerte. Von Alter und Andacht gebückt, bestieg er die Kanzel, sprach aber noch mit der an ihm gerühmten Kraft der Seele und der Stimme. Für mich sprangen einzelne verständliche Worte wie Silberfischchen aus dem lateinischen Strom. Auf den Gesichtern einzelner Zuhörer konnte ich aber den Ausdruck des vollen Verständnisses und zugleich die aufgespannte Bewunderung Dessen, was und wie der außerordentliche Mann gesprochen, deutlich erkennen. Für sie Alle war die Rede — was ich damals noch nicht zu schätzen wußte — von der Erinnerung umwittert, daß der Sprecher noch den Jesuiten angehört hatte. Diese galten damals, wo sie noch nicht wieder aufgetreten waren, unangefochten für die Inhaber des höchsten Wissens und des echten Lateins. Späterhin bekamen wir andere Proben vom hohen Geiste dieses Paters Hillebrand. Zu Winterszeit war er einmal, um die Frühmesse zu lesen, vor Tagesanbruche nach der Kirche gegangen und auf überschneitem Eise hart zu Boden gefallen. Ein Nachbar sprang ihm bei; während er ihn aber umfaßt, fragt der ehrwürdige Mann:

„Wer ist Er denn, mein Freund?"

„Ich bin der Musikant N." war die Antwort.

Da sträubt sich und ruft mit entsetzter Stimme der fromme Alte: „Musikant? Laß Er mich liegen, Mensch! Geh' Er seiner Wege!"

Ohne Zweifel dachte der eifernde Greis an den

Spruch — ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters —:

Ubi saltatio, ibi diabolus,

Spielt ein Musikant Juchhei,
Ist der Teufel gleich dabei;

oder kürzer:

Bei jedem Tanz
Hat der Teufel den Schwanz.

Und aus diesem Betracht wollte er durch seinen Fall alle die Sünden der lustigen Beine und so mancher gefallenen Tugend abbüßen, die der musikalische Samaritaner auf der Seele oder auf seiner Fiedel hatte.

So flochten sich denn gegen mein zwölftes Jahr der Katechismus und die lateinische Grammatik zu einem zweidrähtigen Faden zusammen, mit welchem der erste größere Abschnitt meines Lebens sich abknüpfen sollte. Ein großer Abschluß meines Heimatlandes fiel damit zusammen: das geistliche Fürstenthum ward säculariſirt und ging an ein protestantisches Fürstenhaus über.

Aus jenen stillen, halbtrüben Frühlingstagen unserer Vorbereitung zur ersten Communion ist mir ein unglückliches Ereigniß im Gedächtniß geblieben, die Hinrichtung eines Verbrechers, den die Gnade selbst eines geistlichen Regenten und in den letzten Tagen seiner fürstlichen Machtvollkommenheit der Hand des Henkers nicht entziehen mochte. Wir Schüler wurden jenes Freitagmorgens frei gegeben, um die große und seltnere Lection vor dem Hochgerichte mitzunehmen. Auch der Mutter schien eine so eindringliche Warnung für ihren Kna-

den heilsam auf das ganze Leben. Da ihr selbst aber ein so schrecklicher Anblick zuwider war, überließ sie mich der Obhut einiger weniger empfindsamen Nachbarinnen.

Eine Stunde vor der Stadt, seitwärts der Leipziger Landstraße, steht noch heute der Galgen, in dessen Nähe wir, auf Feldwegen vorausgeeilt, einen kleinen Hügel gewannen. Von hieraus behielten wir über den zusammfließenden Menschensee den freien Blick nach dem Dreieck des Balkengerüstes, das auf einer runden Mauerbühne sich erhob. Von der Quadratur des Cirkels hatte ich damals noch kein Wort gehört; aber der Triangel des Kreises stand mit schauervoller Deutlichkeit vor meinen Augen. Endlich wurde die von allen Seiten ruhig zusammen geflossene Menge vom Strom Derjenigen in Unruhe versetzt, die mit dem Armensünderwagen von der Landstraße herein drangen. Auch legte sich die wogende Flut nicht eher, als bis „Barthel am Stein", wie der Verurtheilte im Volke hieß, rücklings die Leiter emporsteigend, im langen Barte, mit hohler Stimme, singenden Tons seine Warnungen vor dem Verbrechen, seine Ermahnungen zur Tugend auf Jung und Alt hernieder heulte. Man weiß, welchen Eindruck eben solcher Ton auf ungebildete Menschen macht. Gar oft liegt die ganze Macht eines berühmten Predigers in diesem Stimmregister, das unmittelbar auf die Thränendrüsen wirkt. Ich selbst war durchschüttert, und mein Herz füllte sich wie ein Schwamm mit Rührung. Wie sehr nun aber auch der Emporsteigende mit dem Blicke nach der Stadt, woher er einen Gnade bringenden

Reiterboten erwarten mochte, von Sprosse zu Sprosse der Leiter zauderte, erreichte er endlich doch den Querbalken des Dreifußes, wo ihn die Henkersknechte mit dem hanfenen Halsband erwarteten. Desto mehr strengte Barthel die so bedrohte Kehle mit den Gebeten an, die er dem geleitenden Priester nachsprach. Länger hielt aber meine innere Spannung nicht aus: laut weinend, das Gesicht in die flachen Hände versteckt, wendete ich mich ab, bis die schauerliche Stimme plötzlich verstummte. Mit erschrockener Neubegierde wendete ich mich um, — Barthel hing.

Und er hing noch lange und predigte mir auch später noch. Doch dies erst nach meiner Communion, für welche der so sehnsüchtig erwartete Sonntag nach Ostern, der sogenannte weiße Sonntag, endlich kam, der Sonntag Quasimodogeniti.

Dies Lebensereigniß wird bekanntlich von katholischen Eltern noch höher angeschlagen und gefeiert als von protestantischen die Confirmation ihrer Kinder. Hier gilt es darum, daß Sohn oder Tochter beim Uebergang in die bewegte, bedrohte Jugend, beim Eintritt in den Vorhof des vielfach verlockenden Lebens, religiös befestigt und von hohen Erinnerungen geleitet seien; wogegen die Katholiken, vermöge ihres Glaubens an die Brotverwandlung, in dem Empfange des Abendmahls die höchste Begnadigung ihrer Kinder erblicken. Sie sind so zu sagen durch die erste Vorstellung bei Hof, ja durch einen Empfang des Allerhöchsten in die Societät der Heiligen aufgenommen.

Mit solcher Empfindung hatte mich die Mutter schon an der Kirche empfangen, und trat mir der Oheim vor die Hausthür entgegen, Beide zugleich stolz darauf, daß ich unter den vielen geputzten Knaben, zum Theil angesehener Familien, doch als der beste Schüler in der Procession durch die Stadt und hin zur Communicantenbank allen vorausgegangen war. Der Sohn meines Pathen, des Malers Heß, ein hübscher Knabe, hatte mir zur Linken die Kerze getragen.

Die Feierlichkeiten des Tages, die aufs tiefste mein Herz bewegten, gönnten doch auch der knabenhaften Eitelkeit ihr stilles Theil. In dem bunt zusammen gebrachten Anzuge sah ich mich für nicht wenig geschmückt an. Das breite Seidenband, gleich den großen Ordensinsignien über die rechte Schulter nach der linken Hüfte in eine breite Schleife gezogen; der Riesenstrauß lebendiger Blumen, in deren Mitte eine goldgelbe Pomeranze ruhte; das weiße Kreuzstichnähtchen um die hohen Schuhabsätze, und besonders das im Nacken lockig gebrannte und dick gepuderte Haar machten mir die heimlichste Freude. So oft ein Sonnenblick durch das Aprilgewölk fiel, hielt mich kein durchbutterter Hirsebrei, unser Stellvertreter des Pudding, kein Safrankuchen oder was wir sonst Gutes hatten, von unserm Höfchen zurück, wo ich mich drehend und wendend den Schatten meines gelockten Haares erblicken konnte.

Wie mag es sich an diesem Tage auf dem Kopfe geregt haben, der — wer weiß wo — das Haar meines ausgewanderten Zopfes in irgend einer Gestalt trug?

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse",
Und so bleibt in Sympathien
Haarwuchs mit Perrückenmasse.

Doch die glückseligen Tage gehen vorüber wie die langweiligen! Wohl uns, wenn hinter ihnen eine neue Erwartung vortritt, die uns über trauernde Rückblicke hinaus munter vorwärts zieht! Für mich war es diesmal das Gymnasium, dem ich nun an der vom Katechismus abgelösten Grammatik entgegen flatterte. Die Zwischenzeit bis zum Herbste, die Monate, da der eine Schulfaden abgedrillt und der andere noch nicht angeknüpft war, verstrich in träumerischem Umherschweifen. Es war dem Knaben und blieb ihm noch längere Zeit eigen, daß er sich ohne bestimmte Aufgabe nicht folgerecht zu beschäftigen wußte. Ohne Bücher, die ihn gewiß angezogen, ohne Umgebung, die ihn anzuweisen verstanden hätte, ging ihm auch von Natur jener geniale Instinct ab, der sich zu einer ihm vorschwebenden Bestimmung mit erfinderischem Triebe versucht. Dabei verrieth sich vielleicht jetzt schon jene persönliche Eigenheit, auf welche bei mancherlei Leiden vorgerückter Jahre einsichtsvolle Aerzte den gereiften Mann aufmerksam machten, eine eigenthümliche Verbindung von gelassenem, leicht erschöpftem Naturel mit unruhiger, unermüdlicher Regsamkeit der Seele. Daher war dem Knaben jede Beschäftigung recht, mit der die Seinigen ihn auf ihre Weise von müßigem Umhertreiben abzuhalten suchten. Der Oheim besaß in der Fuldau ein

Gemüsland, und hatte hinter den sogenannten Geisbecken ein Stück Kartoffelfeld gepachtet. Dort gab es an Sommerabenden zu begießen, Raupen zu tödten, Kohl zum Ziegenfutter abzublättern, hinter dem Wald aber Kartoffeln zu stecken, zu behacken, zu häufeln. Aus einigen Gärten bezog er das Gras, und einen hochbeladenen Schubkarren voll Heu, hinter welchem der stämmige Bube selbst verschwand, nach Hause zu fahren, war für diesen ein Fest. Und so kam, was ihn freilich im Wissen nicht förderte, wenigstens seinen frischen Sinnen zu gut und belebte das Temperament, dem es bestimmt war, über frühe Lebensverwirrung muntern Herzschlags hinauszusetzen. Am liebsten ging er, die Hacke geschultert, mit nach den Geisbecken.

Der Feldweg dahin führte dicht am Galgen vorüber und bei solchen Gelegenheiten war es, daß ich, wie früher bemerkt, nicht zwar von Barthel am Stein, aber um seinetwillen weitern guten Zuspruch empfing. Ein widerlicher Anblick hing er da, von Dohlen und Raben heimgesucht. Mit diesen arbeiteten Witterung und Fäulniß langsam an der Zerstörung des unglücklichen Menschenbildes und seiner Bekleidung. Die Mutter schauderte dabei, und welche trübseligen Vorstellungen, krächzend wie die vor uns auffliegenden Aasvögel, in ihrem Herzen aufstiegen, konnte ich ahnen, so oft sie mich unter Thränen ergriff und beschwor, um Gottes Willen wahr zu sein in allem Thun und Lassen. Das Laster und Verbrechen fängt mit einer Lüge an, sagte sie, und endigt mit einem Stricke. Oder sie entwarf eine Leiter,

deren unterſte Sproſſe einer kleinſten Lüge allmälig zu den Staffeln des Stehlens, Raubens und Mordens führte, bis der Unglückliche zuletzt an den Kloben jenes Querbalkens ſtieß, auf den hinter uns die Raben ſich wieder verſammelten.

Und hier ſtehe ich an der weltweiteſten Lehre, die ich in jener früheſten Lebensperiode durch die Mahnung zur Wahrheit empfangen habe. Ein unzerreißbares, mit mir aufwachſendes Kleid, wie Maria ihrem Knaben gewebt hatte, vermochte die Mutter nicht zu ſchaffen; aber ſie maß mir unaufhörlich jenes ſteife Unterfutter der Wahrheitsliebe zu, das, oft unbequem für mich und grob für Andere, doch ſo ziemlich durch alle wechſelnden Lebensgewänder ausgehalten hat.

So war denn in unſerer engen Lage von den drei Stücken, die nach Herodot zur guten Erziehung eines jungen Perſers gehörten — Reiten nämlich, mit dem Bogen ſchießen und die Wahrheit reden — doch wenigſtens das letzte (the last not least, wie Lear von Cordelia ſagt) auch bei mir in Betracht gekommen. Und ſtatt des Bogenſchuſſes, der ins Weite trifft, war ich im Glauben geübt, der in die Ewigkeit reicht. Oder, beziehen ſich denn nicht Wahrheit und Glauben aufeinander, begegnen ſie einander nicht, wie Licht und Auge?

Denn was iſt Wahrheit, was iſt Glaube? „Das erſte Werk Gottes in den ſechs Schöpfungstagen war das Sinnenlicht", ſagt Bacon, „das letzte war das Licht der Vernunft und ſein Sabbathwerk iſt ſeitdem noch immer die Erleuchtung durch ſeinen Geiſt."

Nehmen wir an, daß die Welt im Göttlichen ruht, Alles und Jedes, auch das Vereinzeltſte vom Göttlichen getragen und belebt wird: ſo liegt eben hierin der Dinge Grund und Weſenheit, ihre Wahrheit. Die abſolute Wahrheit verbreitet ſich in der unendlichen Offenbarung des Weltalls; ſie iſt theilgebend an die Einzelweſen, die in ihrer Erſcheinung und Vergänglichkeit unwahr ſind, deren jedem aber ein Nervenknötchen des Göttlichen, Unvergänglichen eingeknüpft iſt, wodurch es lebt, und woran es in ſeiner Wahrheit erkannt werden mag. Selbſt im Irrthum, indem er iſt, pulſirt ein Aederchen der Weltwahrheit, ohne welches er eben nicht vorhanden wäre. Und der volle Puls des Göttlichen, der den Menſchen belebt, bewegt, durchglüht, — die Vernunft iſt zugleich das Organ, womit er das Wahre in allen und jeden, auch den verwahrloſeſten Erſcheinungen des Lebens erkennt. Das Unwandelbare im Wechſel der Erſcheinungen, das Geſetzmäßige im Leben der Natur und des Geiſtes in all den tauſend und tauſend Formen iſt Wahrheit. Darum, weil die Wahrheit das Göttliche ſelbſt iſt, hat ſie ſolche Macht und Ausdauer. „Wir finden ihre häufigen Spuren wieder in allen auch den bizarreſten Dogmen verſchiedener Zeiten und Länder", ſagt Arthur Schopenhauer, „zwar oft in ſonderbarer Geſellſchaft, in wunderlicher Vermiſchung, aber doch zu erkennen. Sie gleicht dann einer Pflanze, welche unter einem Haufen großer Steine keimt, aber dennoch zum Licht hervorklimmt, ſich durcharbeitend mit vielen Um-

wegen und Krümmungen, verunstaltet, verblaßt, verkummert, aber doch zum Lichte."

Und indem wir so inmitten der Wahrheit leben, und unser Sinn wie das Dasein der Welt von ihr bewegt wird, sind wir mit uns und der Welt nur dann einig, wenn wir dieselbe auch in unser Bewußtsein aufnehmen, und sind wahr im Leben, wenn wir das erkannte Göttliche auch frei bekennen.

Die Wahrheit besteht mithin durch Erkenntniß und Bekenntniß Dessen, was Wesenhaftes, Gesetzmäßiges, mithin Göttliches in den Dingen der Welt und in unserm tiefsten Bewußtsein lebt. Daher ist unsere Bestimmung, uns forschend und hingebend in die Welt der Natur und des Geistes zu versenken, nicht aber, nach einem frommen Misverstande, den irdischen Dingen abzusterben.

Nehmen wir aber den Glauben als das Organ für die Wahrheit: so meinen wir freilich nicht den Kirchenglauben, der auf äußere Autorität etwas als wahr annimmt, wofür er in sich selbst keine hat. Der Glaube ist vielmehr der Sinn des Geistes, verbunden mit der Zuversicht des Herzens, für das Göttliche im All- und Einzelleben. Er begegnet dem Wahren, wie das Auge der Sonne, selbst „sonnenhaft".

Schon daß der Mensch ursprünglich den Gedanken der Wahrheit fassen kann und die Lüge zu bekämpfen getrieben wird, ist etwas Heiliges in ihm, womit das Göttliche in der Welt ihn an sich lockt. Mit diesem

Triebe der Seele stößt der Mensch überall auf die Wahrheit, die sich allerdings nur in vereinzelten Strahlen und verschiedenen Farben zu erkennen gibt, als physische, moralische, wissenschaftliche, ästhetische Wahrheit, sodaß wir durch vielseitige Bildung empfänglich für die mannichfaltigste Lichtbrechung der Wahrheit werden.

Wie nun Derjenige, der sich in seinem Wollen und Streben auf das allgemein Nothwendige und Gesetzliche der Vernunft, also auf das Göttliche richtet, mit der Welt und Wahrheit immer mehr in Harmonie kommt: so liegt es in der Natur der Sache, daß der gesetzlose, von Willkür bestimmte, mithin der unwahre Mensch mit sich und der Welt mehr und mehr zerfällt, und unter Umständen mit seinem ganzen Dasein zu Grunde geht.

Wie eng es daher auch gemeint war, daß Verbrechen und Unheil mit einer Lüge anhebe und mit einem Strick endige, berührte das mütterliche Wort doch in der That die Wahrheit der Weltordnung.

Im Herbst 1802 ging ich aus der Bürgerschule an das Gymnasium, und das Fürstenthum Fulda aus der geistlichen Regierung an die weltliche Herrschaft des Prinzen von Oranien über.

Studentenwandel.

Draniengelb.

Es scheint bei flüchtiger Betrachtung eine Kleinigkeit, das Band zu lösen, das einen Krummstab und ein Zepter überkreuz bindet, und schnell ist der Fürstenhut von der Insel getrennt. Aber welche Umgestaltungen und Verhängnisse finden durch diesen Bruch einen Eingang in die Gegenwart und verändern die Gestalt der Zukunft! Es ist ein Ruck, der die geschlossenen Bauerngüter, die gewerblichen Innungen, die Bahnen des Handels, die Lehrstühle der Wissenschaft und die Polstersitze des gesellschaftlichen Lebens erschüttert. Neue Politik geht vom neuen Thron aus, der mit andern Farben prunkt; ein anderer Ehrgeiz drängt sich heran, die Ansichten des Volkes verwandeln sich mit den neuen Anschauungen; frische Gedanken kommen mit den neugeprägten Münzen in Umlauf, Wissenschaft und Cultur stellen ihre Felder anders aus, zu denen sie ungebautes Land umroden, und die Spannung zwischen der nun auseinandergerückten

weltlichen und geiſtlichen Gewalt ruft neue Lebensproceſſe hervor.

Eintauſendachtundfünfzig Jahre lang hatte der Krummſtab auf den rauhen Hügeln des alten Buchenlandes, in den grünen Auen der Fulda, der Ulſter und der Saale eine verſteckte Glaubensheerde geweidet, als das Ereigniß eintrat, das der geiſtreiche Fürſtbiſchof Heinrich über anderthalb Jahrzehende vorausgeſehen hatte, indem er für den letzten vollſtändigen Fürſtbiſchof angeſehen ſein wollte. In der That wurde ſein Nachfolger als Fürſtbiſchof wenigſtens nicht mehr begraben. Dieſer ſtarrſinnige Adalbert konnte ſich in die von ſeinem Vorfahren vorausgeſehene Veränderung der Herrſchaft nicht finden. Noch als ſeine Deputation von Regensburg mit der Nachricht von der bereits ausgeſprochenen Säculariſation angekommen war, ließ er die Hoffnung, ſeinen Fürſtenſitz zu erhalten, nicht fahren. Er unterſagte — darin andern wohlweiſen Regenten nicht ungleich — jedes Geſpräch über den ihm verhaßten Gegenſtand; womit er jede Gefahr entfernt zu haben dachte. Der oranien-naſſauiſche Abgeordnete traf ein, um die Beſitznahme des Landes zu verhandeln. Der Fürſt wich aus, auf der Anſicht beharrend, er müſſe, von Kaiſer und Reich belehnt, auch abwarten, ob Kaiſer und Reich eine Uebergabe des Fürſtenthums an das Haus Oranien genehmigen würden. Sein Capitel wendete ſich von ihm ab und unterhandelte als Landſtandſchaft mit dem oraniſchen Bevollmächtigten; die Bürgerſchaft that Vorſtellung um Nachgiebigkeit zur Abwendung von Execu-

tionstruppen; die Staatsdiener baten um Entlassung aus ihrem Pflichtenverbande, ja die Hofdiener traten auf die Seite des neuen Fürsten über: Adalbert wich ebenso wenig, wie einst dem Schloßbrande, bis endlich preußische Truppen aus Erfurt einrückten und der oranische Abgeordnete feierlich im Schloß auffuhr, der versammelten Hof- und Staatsdienerschaft das Besitzergreifungspatent zu verkündigen, sie in Pflichten zu nehmen und das unter den Fenstern des Fürstbischofs aufgestellte fuldaische Militär zur oranischen Fahne zu beeidigen.

Unberührt von dieser politischen Umwandlung und in meiner Umgebung nicht einmal über diese folgenreiche Wendung der Dinge verständigt, ward ich nur von dem neuen Lebenskreise des Gymnasiums bewegt, das auch unter der neuen Landeshoheit des weltlichen und protestantischen Fürsten noch eine Zeit lang in seiner altgeistlichen Atmosphäre fortlebte.

Diese Anstalt bestand nach jesuitischem Zuschnitt aus vier Classen und einer Vorbereitungsschule. Jede Classe hatte einen geistlichen Lehrer für sämmtliche Gegenstände des Unterrichts außer der Religionslehre, die der Director in allen Classen vortrug. Daß diese Männer in ihren langen, schwarzen Talaren nicht in allen Sätteln gleich fest saßen, entging selbst den Schülern nicht. Für die Vorbereitungsschule erhielten wir einen ganz frischen Professor an einem jungen Priester, der bis dahin Pagenlehrer gewesen war. Er hieß Habersack, ein Sohn aus jenem Krämerhause, wo Magister Klippmüller oft

seine zwei Loth Marino-Schnupftaback hatte holen lassen. Ein schlanker Mann im langen Gewande des Weltgeistlichen, schmal von Gestalt, blatternarbig, dunkeln Haares und Angesichts, finstrer Miene, aber von munterm, ja schalkhaftem Naturel; sodaß das strenge Aussehen durch lächelnde Laune einen sehr einnehmenden Ausdruck gewann. Er besaß gute Geistesgaben und Kenntnisse mit Vorliebe für classisches Latein.

Abstechend gegen ihn, den stracken, unter der Stirne schwarzäugig hervorblickenden Zwanziger erschien der Director Pfister, in Jahren schon vorgerückt, klein und breit von Gestalt, gebückt mit stets zu Boden gesenkten Augen und in dieser Haltung bereits versteift, ein unablässiger Eiferer, streng orthodox, dem Brevier dienstbar, von jesuitischem Bildungsschimmer und affetischem Geruche. In der Classe, wie auf seinem Zimmer, trug er stets das Priesterkäppchen von schwarzem Rasch über der Tonsur des dünnen Haares, das sogenannte Calottchen, das er auf unsern eingelernten Gruß: laudetur Jesus Christus! zu seinem feierlichen In aeternum! ein wenig lüftete. Er war vertraut mit den Kirchenvätern, aus denen er den trocknen Katechismus des Jesuitenpaters Canisius mit guten lateinischen Sprüchen spickte.

Die übrigen Unterrichtsgegenstände in den vier Classen umfaßten neben den beiden alten Sprachen die gewöhnlichen Sachkenntnisse. Das Griechische wurde sehr knapp behandelt, das Latein, in beiden Richtungen der Abfassung und der Uebersetzung betrieben, nahm auch noch ein lateinisches Examen über einen Autor und in den

höhern Klaſſen Rhetorik und Poetik auf. Die deutſche Sprache wurde nebenher mitgenommen, und verſtieg ſich nicht über den deutſchen Brief und die deutſche Rede in der praktiſchen Aufgabe. Mit den deutſchen Schriftſtellern wurde keine Bekanntſchaft gepflogen; es waren ja faſt lauter Proteſtanten. Der Graf Leopold zu Stolberg war erſt ſeit zwei Jahren katholiſch geworden und Ladislaus Pyrker, den die Katholiken ſo gern zu unſern großen Dichtern zählen, führte damals noch keine poetiſche Feder und keinen biſchöflichen Krummſtab. Auch wurden nur lateiniſche Verſe in der oberſten Claſſe gemacht.

Der Gedankenkreis für die zu bearbeitenden Aufgaben war zum Erſtaunen enge. So wurde zu den Prüfungen eines und deſſelben Jahres in der zweiten Claſſe für den deutſchen Brief, „Ermahnungen an einen Jüngling zu fleißiger Betreibung der lateiniſchen Sprache", in der dritten für eine lateiniſche Rede, „Kenntniß der Sprachen", für eine deutſche Rede, „Empfehlung der Mutterſprache", und für eine lateiniſche Elegie (!), „Nützlichkeit der Sprachen" vorgeſchrieben; während in der vierten, der oberſten Claſſe, in lateiniſcher Rede, „das Studium der griechiſchen Sprache" empfohlen, in einer deutſchen, „die lateiniſche Sprache gelobt", und in einem lateiniſchen Gedicht alkäiſchen Verſes „die Verächter der lateiniſchen Sprache verlacht" werden ſollten. Alſo Dicht- und Redekunſt machten nur in Sprachgeſchäften. Für Naturbetrachtung, Familienleben, geſellſchaftliche Verhältniſſe, Seelenzuſtände

und Völkerleben wurde kein Nachdenken, kein Gefühl angeregt.

Völkerleben aber auch! Wurde ja doch die Geſchichte ſo viel wie möglich ignorirt. Die katholiſche Kirche hat einen Inſtinct der Furcht vor der Geſchichte. Sie traut dieſer großen Proteſtantin nicht und konnte ſie allerdings auch damals ſchon eher unbeachtet laſſen als bei der verallgemeinerten Bildung von heute, da man ſich vor der Geſchichte nicht mehr retten kann und nichts übrig hat, als ſie katholiſch einzukleiden, ſo lange ſie es ſich gefallen läßt. Nicht einmal von dem geiſtigen Leben unſeres Volkes ward auch nur das Mindeſte beigebracht. Freilich iſt auch unſere deutſche Literatur eigentlich proteſtantiſcher Herkunft, von der Wartburg ausgegangen, wo Luther ihr die Sprache ſeiner Bibelüberſetzung und das unerſchöpfliche Dintenfaß hinterlaſſen hatte, vor dem einſt der hölliſche Verſucher ſelbſt, der böſe Geiſt der Lüge, Reißaus nahm.

Mit dem eifrigſten Religionsunterrichte waren die angſtlichſten kirchlichen Uebungen verbunden, die tägliche Meſſe vor den Lehrſtunden, Hochamt und Predigt an Sonn- und Feſttagen mit Wechſelgeſang der lateiniſchen Pſalmen am Nachmittage. Gebeichtet wurde öfter, beſonders an Marientagen und wir mußten darüber Beſcheinigungen abgeben, lateiniſch abgefaßt, wie: Ego Henricus N. confessus sum die natali Beatae Mariae Virginis. Als Vorbild und Muſter eines chriſtlichen Studenten wurde uns von Pfiſter der heilige Aloyſius unabläſſig vorgehalten. Ich kannte dieſen ſchönen jun-

gen Menſchen aus einem bei der erſten Communion empfangenen Bildchen, darſtellend, wie derſelbe ſein erſtes Abendmahl aus den Händen des heiligen Biſchofs Karl Borromäus empfängt. Dieſer Sohn aus dem fürſtlichen Hauſe Gonzaga, dem alle Bahnen der Ehre, alle Pfade des Genuſſes offen geſtanden, hatte in ſeinem Leben doch nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt und indem er in ſeinen feurigſten Jahren nur den nackten Heiland am Kreuz in die Arme geſchloſſen, hatte der ſchöne Jüngling ſein Herz jungfräulich bewahrt.

Mit dieſem Zuſchnitte ſtand die fuldaer Schule im Nachſchimmer des jeſuitiſchen Ruhms. Dieſer Orden hatte für den Inhaber und Pfleger aller Zweige der Wiſſenſchaft gegolten. Dieſer Ruf war denn auch für die katholiſchen Länder nicht unverdient. Doch erinnert das jeſuitiſche Wiſſen an die Fabel von Oſiris. Wie die zerſtückten und zerſtreuten Glieder dieſes gemordeten Gottes der traurig ſuchenden Schweſtergattin Iſis nach und nach alle bis auf eins wieder in die Hände fielen: ſo fehlte gerade der jeſuitiſchen Wiſſenſchaft für alle zuſammengeſtellten Disciplinen die zeugende freie Forſchung. Ich ſage, ihrer Wiſſenſchaft oder ihrer Lehre; denn ſie ſelbſt, wenigſtens die Höchſteingeweihten, die als weltkluge Leute für ihr Handeln nicht blos Gelübde, ſondern auch geheime Vorbehalte hatten, gingen bekanntlich auch im Forſchen und Denken über den Kirchenglauben hinaus und hatten ſelbſt die Macht der Dispenſation für Andere.

Nun fand ſich dieſe alte Schulordnung durch den mit dem neuen weltlichen Fürſten in die reinkatholiſche Stadt einkehrenden Proteſtantismus bedroht. Wir lateiniſchen Anfänger ſahen aber nicht ſo weit, daß wir die finſtern Blicke und den verbiſſenen Eifer der Prieſterſchaft und ihres Anhangs bemerkt hätten. Uns beſchäftigte die Bewegung, die vor dem Einzuge des Prinzen von Oranien unter die gelaſſenen Bürger kam. Alles eilte, wie der Adel, nach der Judengaſſe, um ſich mit Flor und Band orangenfarbig zu bekennen. Fulda that wie ein Mädchen, das aus der langen frommen Schule zum erſtenmal in die Welt treten ſoll und eine ahnungsvolle Herrlichkeit mit Putz antreten darf. Das Band ſtieg auf einen Preis, daß man auf den Gedanken kam, für die unbemittelte Claſſe der Bevölkerung aus pomeranzenfarbigen Papierſtreifen wohlfeile Schleifen und Cocarden zu fertigen.

Am 6. December 1802 ward der Prinz von Frankfurt her mit feſtlichen Vorbereitungen erwartet. Junge Fichten vertraten an dieſem Wintertage die friſchgrünen Birken, womit am Fronleichnamsfeſte Häuſer und Plätze geſchmückt wurden. Es fehlte nicht an Gedichten, den neuen Zeitanbruch zu verherrlichen. Ich erinnere mich, daß eins derſelben, vorgeleſen, durch heitern Vers und Humor einen lebhaften Eindruck auf uns Studenten machte. Es rührte von jenem ſchönen jungen Theologen her, dem ich ſo gern die Bücher nachgetragen hatte und der ſeit vier Jahren Prieſter war.

Außerdem ſind mir noch zwei Momente jenes auf-

geregten Tages in gutem Andenken geblieben. Alle Schulen, Innungen, Corporationen bildeten vom Thore nach dem Schloß Spaliere zur Durchfahrt des Fürsten und seines Gefolges. Unsere Classe kam in der Marktstraße vor jenem Gäßchen zu stehen, das hinab nach der Judengasse läuft. Wie nun nach langem frostigem Harren sich endlich vom Kohlhäuser Thore her ein brausend anwachsendes, bei jeder Straßenwende neu aufwogendes Vivat gegen uns heranwälzte, empfand ich eigentlich zum erstenmal, was ich früher als Meßdiener auf des Priesters Sursum corda! so oft mit habemus ad dominum kalt ausgesprochen hatte: mein Herz war hoch empor getragen von der Woge des Jubels. Aber aus angelebter Blödigkeit für Gefühlsäußerungen konnte ich meinem innern Drange nur dadurch Luft machen, daß ich, aus Reihe und Glied in jenes Gäßchen geeilt, mein dreimaliges Vivat hoch für mich allein herausschrie. Darüber verlor ich aber den vorüberfahrenden Fürsten aus dem Gesicht und bekam ihn erst in einem zweiten glücklichen Momente zu sehen, am Abende, wo ich sogar selbst in den Lichtkreis seiner Verklärung zu gerathen das Glück hatte.

Die Studentenschaft hatte einen Fackelzug unternommen, von dem aber wir Vorbereitungsschüler, die den Studentenmantel noch nicht trugen, ausgeschlossen blieben. Ich begleitete daher die Mutter durch die bewegte Stadt, die das Schauspiel einer Beleuchtung der Häuser und einiger öffentlichen Plätze, etwas der lebenden Generation Funkelneues, zum Schlusse des Hul-

digungsfestes darbot. Der Prinz, ein jovialer und leutseliger Herr, der sich in der neuen Residenz zugleich heimisch und beliebt machen wollte, durchwandelte zu Fuß, am Arme seines Freundes Fagel und im Fackelzuge der Studenten, die Straßen. Wir vernahmen von fern das Tosen und Jubeln der mitwogenden Menge und eilten der Vorstadt Löhersgasse zu, woher es erscholl. Aber schon am innern Thore derselben kamen uns die Vorwellen der Volksflut entgegen. Die Gasse ist hier sehr enge und der Strom riß Alles mit sich fort. Wir retteten uns auf die Treppe zum Bäckerladen, der heut noch steht, und ich schwang mich auf den Laden selbst. Hier stand ich nun mit rückwärts gefaßten Händen im Ueberrock und gegen die rauhe Abendluft durch mütterliche Vorsorge mit einer baumwollnen Zipfelmütze des Oheims über die Ohren geschützt. Die Menge stürmte vorüber, bis durch das damals schwere dunkle Thor das volle Fackellicht herein drang. Alles aus dem vorüberbrausenden Zuge sah lachend nach dem Bäckerladen auf und der Fürst selbst blieb einen Augenblick stehen, den beleuchteten Ladenaufsatz, diese aufgerichtete Feststolle, mit herzlichem Lachen zu beschauen.

Wie lebhaft die Mutter auch das Ereigniß erzählte und die Unserigen sich des fürstlichen Wohlgefallens an mir erfreuten, änderte es doch nichts an der bittern Empfindung, die mir den Bäckerladen zum Pranger gemacht hatte.

Umbildungen.

Es ist hier nicht eingehend und beurtheilend darzulegen (was auch im Einzelnen meiner Erkenntniß so weit vorauslief, und nur im Allgemeinen zu meinen Erlebnissen gehört) — welche durchgreifende Umgestaltung mit dem altpriesterlichen Staate und dem engbürgerlichen Leben vor sich ging. Es blieb nicht dabei, daß an den Platz eines cölibatären Fürstenstuhls ein zweischläfriger Thron rückte. Schläfrig war die neue Herrschaft überhaupt nicht in jener revolutionär erwachenden Zeit. Der junge, schaffensmuthige Fürst erhielt durch Staatsverträge revolutionärer Abstammung ein altes Fürstenthum, so gründlicher Reformen bedürftig, daß er demselben recht als von Gottes Gnaden und Verhängniß erschien.

Der Krummstab hatte sich in seinem uralten Besitze nicht als vorschreitender Wanderstab zu einem hohen Ziel, sondern als Hirtenstab erwiesen, der keine Eile hat und seine Bestimmung überall erreicht, wo er die Heerde

den Tag über auf süße Bergweide und für die Nacht in eine trockene Hürde bringt. Der Anfang eines Morgenlieds im fuldaer Gesangbuch bezeichnet diesen politischen Zustand:

Ruhig schlief ich in dem Bette,
Ohne Sorgen, als wenn ich
Keinen Feind zu fürchten hätte,
Du, o Herr, beschütztest mich.

So war Fulda eine ziemliche Strecke hinter der Bildung der Zeit zurückgeblieben. Das Vorhandene war gründlich umzugestalten und manches Neue hinzuzuthun. Dazu erschien nun an Wilhelm Friedrich von Oranien, einem durch Bildung und Gesinnung ausgezeichneten Fürsten, der rechte Mann. Er hatte eben sein dreißigstes Jahr vollendet, als er das seinem Vater, dem Erbstatthalter von Holland, zur Entschädigung zugefallene Fürstenthum übernahm. Als Jüngling hatte er sich mit holländischen Waffen gegen die republikanischen Feldzüge der Franzosen unter Dumouriez, Pichegru und Jourdan versucht, und kam eben von mehrjähriger Beschäftigung mit den Wissenschaften und mit seinen Landgütern. An vielseitige Thätigkeit gewöhnt, griff er in Fulda zu, versteinerte und übermooste Misbräuche zu heben, unerschrocken vor den sich hervorringelnden Hinderungen. Ohne ungestümes Verfahren führte er durch sparsame, einfache Verwaltung einen geordneten Zustand des Landes ein. Die Persönlichkeit des Fürsten, seine heitere Unbefangenheit, sein Rechtssinn und eine unparteiliche Humanität entwanden einer sonst schwerfälligen und

enggesinnten katholischen Bevölkerung sehr bald den Widerwillen vor protestantischen Neuerungen, bis das frische, vielversprechende Leben selbst für sich einzunehmen anfing.

Die oranischen Reformen, die auf Belebung der innern Administration, auf Vereinfachung des Finanz-Kassen- und Rechnungswesens, auf Tilgung der ältern Kriegsschulden, auf Trennung und Bestimmung der Polizei, der Magistratur und des Stadtgerichts ausgingen, berührten die Aufmerksamkeit des Gymnasiasten nicht. Ich erinnere mich nur, wie die organisirenden landesherrlichen Verordnungen, in saubern Folio-Abdrücken zur Kenntnißnahme der Bürger umhergetragen, auch in unser Haus kamen. Sie erregten hier zuerst ein ängstliches Befremden; wie man denn „von oben" nichts Gutes zu erwarten pflegt. In der Erinnerung aber, daß am Huldigungstage doch auch ein Maß Wein aus dem Hofkeller jedem Bürger zu einem Festtrunke gespendet worden war, beruhigte man sich, und fand endlich auch für die unverstandenen Blätter eine nützliche Verwendung, indem man sie in der kühlen Vorrathskammer neben den Dingen niederlegte, die ein Kleinhändler seinen Kunden nicht gern uneingewickelt übergibt. Der Student fand das begreiflich, hätte wol aber auch schon etwas von den Bestandtheilen der menschlichen Gesellschaft, von den Bedürfnissen und Thätigkeiten des bürgerlichen Lebens und von den Aufgaben und Einrichtungen des Staats begriffen, wenn es ihm auf verständige Weise beigebracht worden wäre. Dazu war aber Niemand vorhanden. Alles um ihn her gehörte, wie er

ſelbſt, der dumpfen Menge an, die im Staate wie in der Natur gedankenlos hinlebt und nicht einmal von einer Miſchung in der Luft weiß, die ſie athmet, und von deren Störung ſie erkrankt und leidet.

Mehr Verſtändniß hatten wir ſchon für die Anregung, die unter dem neuen Regiment das gewerbliche Leben erhielt; wie denn zunächſt das durch Mildthätigkeit der Klöſter gedeihende Betteln eingeſchränkt, ein Arbeitshaus, ein Leih- und Pfandhaus und eine Anſtalt zur Anlegung kleiner Erſparniſſe des Fleißes eingerichtet wurden. Selbſt ein bisher ungewohnter Luxus, den die oraniſchen Familien mitbrachten, kam den Gewerben zu gut, die mehr zu thun und Manches zu lernen fanden. Unter der Prälatenherrſchaft war nur die Küche üppig geweſen, Wohnung und Einrichtung hatten auf dem einfachſten Fuße beſtanden. Kein Kanzelliſt iſt heut ſo knapp eingerichtet, wie es damals der Kanzler war: wo dieſer ſich mit Rollgehängen von grünem Raſch mit gelbem Schnurbeſatz an den kleinern Fenſtern begnügte, hat jeder Schreiber wenigſtens Vorhänge von Neſſeltuch, das freilich auch jetzt in viel niederem Preiſe ſteht. Sogar die jüngere Generation erinnerte ſich lebhaft des erſten Kanapes, das in die Wohnung eines fuldaer Beamten kam, der ſeinen noch minorennen Adel vornehm zu ſetzen ſuchte. Das fremde Möbel wurde zu einer achttägigen Andacht ausgeſtellt; da denn Alles nach der Wohnung wallfahrtete, um den Bequemſitz zu bewundern, der aus weißlackirtem Holzwerke mit vergoldeten Hohlſtreifen gefertigt und mit rothem Franz-

leinen beſchlagen, ſteif und ſtolz daſtand. Eben ſo waren unter den Fuldaerinnen ſeit kurzem erſt die Shawls, oder doch der Name für ſolche Halstücher, aufgekommen. Sie nannten ſie Schalen, was einem täppiſchen Propſte Anlaß zu einem Wortſpiel mit Umſtänden im Prälatengeſchmack gab. Indem er nämlich das neue Tuch, worin eine Prälatenfreundin ſich ihren Bekannten vorſtellte, auf unziemliche Weiſe betaſtete, ſagte er: „Ich zöge die Schale dem Kerne vor.“ Worauf die beleidigte Schöne, den Lachenden am Bande ſeines Capitelskreuzes ergreifend, raſch verſetzte: „Und mir wäre der Zaum auch lieber als der Eſel.“

Was mich denn aber von allen Neuerungen perſönlich in meinen Kindes- und Knabenerinnerungen berührte, war die Aufhebung des Kapuzinerkloſters, wo ich das Krippchen beſucht, die Meſſe bedient und das handfeſte lateiniſche Wörterbuch empfangen hatte. Auf den Grundmauern der Kirche ward ein Landkrankenhaus mit einer Entbindungsanſtalt errichtet. Das alte Kloſter mit ſeinen Zellen ſchloß ſich als Hinterflügel an. Die rühmliche Anſtalt ward aus ehemals geiſtlichen Einkünften dotirt. Noch heute dient ein kleiner metallner Kapuziner, ein Kreuz umfaſſend, als Wetterfahne über dem alten Einfahrthore neben dem Krankenbau.

Auch für den heitern Lebensgenuß brachte die oraniſche Regierung neue Zuthaten. Maskenbälle, Hoffeſte und dergleichen entſchädigten den Winter für die geiſtlichen Feſte, die der Frühling und Sommer brachte. Daß die geiſtlichen Lehrer des Gymnaſiums die Theil-

nahme der Schüler an Maskeraden misbilligten, läßt sich denken, auch wenn sie diesen besonders in katholischen Ländern ausgebildeten Luxus für kein lutherisches Unwesen ansehen durften. Ein Straffall aber, der mir im Andenken geblieben ist, legt auf komische Weise dar, wie sehr damals alte Vorstellungen sich mit neuen Anschauungen seltsam vermischten. Die ärgsten Studentenvergehen wurden nämlich mit Ruthenstreichen über die Hände bestraft, wozu in vorkommenden Fällen der Hausknecht des Seminars, Jörg Adam, mit frischen Birken erschien. Ein Mitschüler war nun von Verwandten mit auf eine Maskerade genommen worden, und wurde, als das Vergehen sich demaskirte, vor den Jörg Adam gestellt. Aengstlich jammernd entschuldigte er sich, er habe ja nicht geglaubt, etwas Unrechtes zu thun; im Gegentheil habe er unter der peinigenden Hitze seiner Larve — „jedes Schweißtröpfchen der heiligen Mutter Maria geopfert."

Unter den Zuthaten des neuen Lebensgenusses erschien bald auch zum erstenmal in der katholischen Stadt ein Thespiskarren, und setzte in dem schönen Orangeriegebäude des Hofgartens eine Bühne ab. Die ganze Stadt drängte sich diesen neuen Anschauungen zu. Zwar bis in unser enges Häuschen dehnte das Theater seine wiederholten Verlockungen nicht aus. Zu entschieden und geübt darin, uns zu versagen, was über unsere Kräfte ging, beruhigten wir uns bei der Vorstellung, die wir uns vom Theater selbst machten. Wir hielten es für eine Gaukelei der Art, wie wir sie wol schon zu Pferd

oder auf hochgespanntem Seil an freien Plätzen angesehen hatten. Bald aber sollte mir doch durch eine Anschauung der richtige Begriff des Dramatischen — ich möchte sagen genetisch aufgehen.

Um jene Zeit kam ich nämlich täglich in das Haus eines wohlhabenden Beamten, der zur Aneiferung seines ältern Sohnes, eines furchtsamen und wenig begabten Schläfers, einen Mitschüler zur Theilnahme an den Privatstunden gesucht hatte. Des jungen Magnus Vater war ein freundlicher, heiterer Mann von dem wohlwollendsten Charakter, dem ich besonders auch die guten Schreibmaterialien zu gedenken habe, mit denen er mich aus seiner Kanzlei versah. Die Mutter dagegen hatte in ihrem schwarzen, schalkhaften Auge und in ihrer raschen, scharfen Zunge etwas Hochmüthiges, was mich verschüchtern konnte. Doch eines schönen Sonntagnachmittags kam sie besonders freundlich ins Hausgärtchen und schickte uns mit dem Eintrittsgelde zum Parterre ins Theater.

Hier stand ich nun in der Dämmerung nach dem Vorhang gespannt, hinter welchem, wie ich mir dachte, die erwarteten Kunststücke vorbereitet wurden, und der sich nach wenig beachteter Musik endlich erhob. In einem Zimmer zeigte sich ein Mann mit Anordnen der Möbel beschäftigt, und unzufrieden mit einem jungen hübschen Mädchen, das als seine Tochter erschien. Ich zweifelte nicht, es gelte den Vorkehrungen zu den noch nicht ganz fertigen Kunststücken, auf die ich nun desto begieriger wurde. Bald trat eine dritte, eine vierte

Perſon hinzu, die zwar noch immer keine Kunſtſtücke machen wollten, mir aber durch ihre fremdartige Kleidung auffielen; indem ſie beiſtimmend oder widerſprechend ſich in das anfängliche Geſpräch zwiſchen Vater und Tochter miſchten, ſodaß eine häusliche Angelegenheit erwuchs, für welche ich unvermerkt eine Theilnahme empfand. Die Lage der Perſonen verwickelte ſich mehr und mehr und ward beunruhigend; da mir denn, als der Vorhang fiel, plötzlich der Begriff aufging, daß eben dies Sprechen und Gebahren, dies Thun und Vorhaben das eigentliche Ding ſei, und das Kunſtſtück eben darin beſtehe, ſich in einem beſtimmten Anzug als ein gewiſſer Menſch zu benehmen. Denn ſo faßte ich zuerſt nur das Werk des Schauſpielers auf, ohne an Denjenigen zu denken, der ſo verſtändig erfunden und gemiſcht habe, was dieſe ſich verſtellenden Leute ſo artig und geſchickt ausſpielten. Mit ganz andern Augen ſah ich nun den folgenden Act hervorkommen. Ehe er aber zu Ende lief, fiel mir ſchwer aufs Herz, daß ich über die häusliche Abendordnung hinaus an einem den Meinigen unbekannten Ort verweilte. Die alte Gewohnheit war mächtiger, als der neue Zauber und ich eilte mit dem Schluß des Actes davon.

Bei dieſer Erinnerung an eine knabenhafte Pedanterie fällt mir ſchwer aufs Herz, daß dieſelbe in gar manchen Stücken vorbildlich für mein Leben war. Nur allzuoft hat ein neuer Begriff, eine neue Erkenntniß, allgemein gefaßt, mich viel zu leicht befriedigt, ſodaß ich, mit Zuſtimmung eines behaglichen Naturells, von

den Mühen um das Detail und Material der neuen Einsicht zu früh abstand und hiermit viel von dem Gewinn aufgab, der nur aus abgeteuften Schachten und ausgeschmolzenen Erzen mühsam erbeutet wird. Dann aber laß' ich mir's auch nicht unbedingt loben, wenn ein junges Herz von keiner leidenschaftlichen, pathetischen oder phantastischen Theilnahme so mächtig hingerissen wird, daß es darüber auch einmal vergäße, was von der andern Seite die gute Ordnung oder eine gemessene Obliegenheit Widersprechendes verlangen. Zu solcher Selbstbeherrschung und innern Harmonie mag der Mann durch Kämpfe und Erfahrung gelangen. Als Amulet ihm in die Wiege gelegt, erspart ihm vielleicht solche milde Mischung seines Wesens manchen Hefentrunk der Verirrung; aber er verliert sich auch nicht leicht in die Tiefe und Weite des Lebens, wo die Schätze eines bewährten Charakters zu heben sind; wenn ihn nicht etwa ein großes Misgeschick auf jenen Bildungsweg hinausstößt, um das Uebereilte nachzuholen.

Nun sollte ich aber nach jenem zufälligen Theaterbesuche nicht so bald zur Anschauung eines ganzen Stücks gelangen, als eine wunderliche Versuchung mich auf die Bühne selbst verlocken wollte. Wie nämlich eines schulfreien Vormittags unserer Einige die Fenster des Orangeriebaues, hinter denen eben perorirt wurde, lauschend umschlichen, erschien ein Schauspieler auf der Treppe und fragte, ob wir nicht mitspielen möchten. Wir sahen einander verlegen an, wie es gemeint sei; jener aber fuhr fort, wir möchten nur immer eintreten

und es verſuchen, vorausgeſetzt nur, daß wir nächſten Abend auch wieder kommen und ein ſauberes Hemd mitbringen wollten.

Mit befangenem Lachen traten wir ein. Wie unſauber und unordentlich ſah es da umher aus! Wie blaß und ſchlaff die ſpielenden Perſonen! Wir wurden angeſtellt und angewieſen, auf die Frage: „Heda, Buben! welcher von euch liebt mich am meiſten?“ recht laut und herzlich zu rufen: „Ich!“ So geſchah es denn. Wie kleinlaut und hölzern aber unſer „ich“ ausfiel, läßt ſich denken. Da war nun zu unſerer Beſchämung ein Komödiantenmädchen von 5 bis 6 Jahren als unſer jüngſter Bruder mit im Haufen, und rief drei mal ein inniges „ich“, womit es zuſpringend des Vaters Knie umklammerte.

Man wird wohl errathen, daß es jener Scene aus Kotzebue's „Huſſiten vor Naumburg“ galt, worin der Viertelsmeiſter Wolf ſeine Knaben herbeibringt und die Rathsherren zu der Kriegsliſt bewegen will, dem blutdürſtigen Procopius die Kinder der Stadt in Sterbekittelchen entgegen zu führen, um ihn zu verſöhnen.

Der mislungene Auftritt mußte nun wiederholt werden. Ich aber, beſchämt von der Wahrheit im Ausdrucke der kleinen Komödiantin und verſchämt, es ihr nachzuthun, hatte mich ſchon hinter den Couliſſen weggeſtohlen und im wirklichen Sinne des Wortes — aus dem Staube gemacht. Freilich war ich auch der größte unter den ungeſchickten Buben des Viertelsmeiſters Wolf, und bengelhaft genug, da ich in jenem Alter größer zu werden

verſprach, als es mir hernach gelungen iſt. Wenn ich aber nach Jahren auf einem anſehnlichen Geſellſchaftstheater, ſelbſt vor fürſtlichen Perſonen, mich aus jenem hölzernen Ich mit Beifall in manches Nicht-Ich zu werfen geſchickt genug war: ſo hatte gewiß jener lebhafte Eindruck von dem Komödiantenkind die erſte Anregung und künſtleriſche Intuition dazu gegeben.

Verstimmungen.

Dieſe neue Bewegung, von welcher die ſinnlich-geiſtige Theilnahme der Altfuldaiſchen mit fortgezogen wurde, fand an der katholiſchen Geiſtlichkeit ſehr misvergnügte Beobachter. Ich meine weniger die Prälatenſchaft, die ſich zu den Genüſſen der Künſte, wie zu den Freuden des Lebens ziemlich unbefangen bekannte; wie denn auch der Propſt vom Michelsberg zu den eifrigſten Beſuchern und Gönnern des Schauſpiels gehörte. Aber die untergeordnete, dem Volk vorgeſetzte Prieſterſchaft ſah in dem Schauſpiel eine verführeriſche Mitbewerbung des kirchlichen Schauzepränge. Die Concurrenz ſtört ja überall die Producenten. Das Drama, wie bemerkt, aus den kirchlichen Myſterien und Paſſionen hervorgegangen, war überdies ein verweltlichtes, abtrünniges Kind der Kirche, und bezauberte jetzt ihre Gläubigen. Zwiſchen dem Dom und der Orangerie lag die Promenade wie ein Scheideweg zur Ueberlegung, ob man Sonntags links hinab

zur Faſtenpredigt, oder eine Stunde ſpäter rechts nach dem Garten in die Komödie gehen — dort den Pater Roman hören, oder hier den Rochus Pumpernickel ſehen wollte. Beides nach einander mitzunehmen, wenn es ging, blieb allerdings die beſte Auskunft.

Dazu vermehrten ſich mit jedem Tage die proteſtantiſchen Familien des Hof- und Staatsdienſtes höherer und niederer Ordnung in der bisher reinkatholiſchen Stadt. Und ſtand auch die Maſſe des Volkes kaum in Berührung mit der vornehmeren Geſellſchaft, in welcher die oraniſchen Ankömmlinge neue Gewohnheiten, andere Lebensordnung, reinere Sprache, feinere Manieren, freiere Gedanken einführten und dem katholiſchen, „die Einbildungskraft beflügelnden“ Kaffee den proteſtantiſchen Thee entgegenſetzten, „der das Nachdenken ſchärft“: ſo ſtand jedoch zu befürchten, der anwachſende Strom möchte ſein Bett erweitern und auch in die untere Bevölkerung ſeine — Sündflut verbreiten. Daher wurde die Kanzel hier und da laut gegen Luther und ſeine Lehre. Beſonders that ſich ein junger Stadtkaplan Namens Kalb hervor, und brachte es glücklich dahin, daß ſeine Predigten, dieſe mehr ſcharfen als ſchmackhaften — Rippenſtückchen, von der Behörde eingezogen wurden, um ſie zu verſuchen. — Und wie beiſtimmte Inſekten im Frühjahre nicht eher auskriechen, als die Bäume ausſchlagen, von deren Laube ſie leben: ſo fand ſich jetzt auf einmal, ich weiß nicht woher, in unſerm verſteckten Hauſe eine kleine Druckſchrift ein, die auf die Zeitſtimmung berechnet ſchien. Es war ein ausgedehntes Geſpräch zwiſchen

Luther, der an die Himmelspforte klopfte, und Petrus, der mit seinen Schlüsseln ihm den Weg vertrat. Nach langem Wortwechsel, worin Meister Martin natürlich nicht so beredt wie einst in Worms erschien, stieg dem apostolischen Pförtner der bekannte Haarbüschel vor der Glatze, sodaß er dem zudringlichen Ketzer drohte, ihm, wenn er sich nicht auf der Stelle aus den Lappen machte — „die Himmelsschlüssel um die Ohren zu schmieren"

Im Geschmack dieses Ausdrucks war das Ganze gehalten und ich fand Freude genug daran, es Andern zum Vergnügen vorzulesen. Wenn ich aber für meine Wenigkeit solchem Wohlgefallen später untreu geworden bin: so habe ich doch bis in die jüngste Zeit bewundern können, wie frisch an Wort und Witz dieser Geschmack sich in katholischen Streitschriften noch immer erhält.

Bei alle Dem erinnere ich mich nicht, daß der angeschürte Kircheneifer in Unverträglichkeit mit den Fremden aufgelodert wäre. Selbst unsere Nachbarschaft, die sich doch sonst nichts Rohes übel nahm, verkehrte ganz wohlgemuth mit protestantischen Unteroffizieren, Hofbedienten, Kasernenweibern und dergl. Der Benedictinerorden wurde aufgehoben, das Priesterseminar in jenen Convent verlegt und diese Gebäude unserer Nachbarschaft in eine Kaserne umgewandelt. Eben so wurde die aus der Verödung eines Kriegshospitals kaum wieder hergestellte freundliche Universitätskirche auf unserer Straße zum protestantischen Gottesdienste genommen. Es erregte keine Bitterkeit unter unsern Nachbarn. So nahm

auch unſere enge Wohnung das Häuflein Kinder eines aus Hannover nachbarlich übergeſiedelten Bildhauers, ſo oft ſie zu Mittag herüberkamen, freundlich und gaſtlich auf. Wir bedachten, daß der Meiſel des ſtillen Mannes von dem weißen Sandſtein, den er zuweilen bearbeitete, keine Brotſchnitten für ſo viel Mäuler abſchlüge, und daß die Ränder durchſägter Marmorplatten, ſo ſehr auch die durch naſſen Flußſand geigende Klinge die Zähne der Umſtehenden angriff, doch nicht als Kuchenſtücke abfielen.

Dieſer nicht ungeſchickte Mann, von dem die Trophäe über dem Thor der Infanterie-Kaſerne zu Fulda herrührt, ſtammte eigentlich aus dem Fuldaiſchen, war aber in der Fremde auf ſeine Weiſe ein religiöſer Freidenker geworden. Als ſolcher gab er ein Beiſpiel, wie glücklich der Menſch, im Denken wie im Handeln, ſchon durch die bloße freie Bewegung wird, ſelbſt wenn ſich ſein Zuſtand nicht verbeſſert. Der Menſch gibt ſich ganz zufrieden mit einem ſelbſterwählten Unſinn, wenn er nur jenen abwerfen kann, der ihm auferlegt worden. So ging es auch unſerm Nachbar Ritz. Oekonomiſch, wie er im eignen dürftigen Hauſe beſonders mit dem Brennmaterial umging, vereinigte er auch Hölle und Fegefeuer zu einem einzigen Brande. Da es aber überhaupt ſeiner Vorſtellung von einer *überſinnlichen* Welt widerſprach, daß dort Feueranſtalten unterhalten würden: ſo nahm er an, der Himmel bediene ſich der irdiſchen Flammen zur Ausſchmelzung irdiſcher Schlacken dergeſtalt, daß viele Seelen in die Eſſe großer Schmelz- und Hammerwerke verurtheilt, andere in die Glut der Ziegel-

öfen oder in das kleine Feuer verwieſen würden, das der Bäcker vor ſeinem Backofen mit niedlichen Birkenſcheitchen unterhält. Nun wollten mir dergleichen Meinungen, die mir der vorſichtige Künſtler im Vertrauen mittheilte, nicht recht beigehen, ohne daß ich ihn hätte widerlegen können. Dennoch ſcheinen dieſelben meinem Nachdenken eine Richtung gegeben zu haben; wie ich mich denn einer kleinen Abhandlung erinnere, worin ich mich entſchieden gegen die dogmatiſche Ewigkeit der Höllenſtrafen erklärte.

Ehe noch die umgeſtaltende Thätigkeit der neuen Regierung an die lateiniſchen Schulen ging, lief das Jahr der Vorbereitungsclaſſe ab. Wir freuten uns, in den langen, weiten Studentenmantel zu kommen, der durch die vier Gymnaſialclaſſen getragen wurde. Dieſe Tracht rührte noch von den Jeſuiten her, die bekanntlich Freunde der Mäntel waren. Wirklich ſahen wir unter den langen dunkelblauen Falten wie eine Jeſuitenbrut aus; denn ſie legten uns auch unwillkürlich eine ernſte, eingezogene Haltung auf. Die Anſchaffung war koſtſpielig; der Mantel galt aber für eine ſo weſentliche Auszeichnung des Studenten, daß er den als vermögenlos aufgenommenen Schülern aus milden Fonds beſchafft wurde. Es war eine beſondere Gunſt des Directors für mich, daß ich einen bereits getragenen von beſonderer Güte erhielt, den wahrſcheinlich der Sohn eines adeligen Hauſes bei ſeinem Austritt aus dem Gymnaſium als Weihgeſchenk zurückgelaſſen hatte. Aus feinem blauen Tuche, lang und faltenreich, war er noch unverſehrt bis auf

den kleinen Kragen, an welchem Puder und Zopf des früheren Inhabers und die strenge Bürste seines Kammerdieners eine verschabte, fadenscheinige Stelle verschuldet hatten. Dieser verrätherische Makel, den ich nun mit keinem eigenen Zopfe mehr decken und beschönigen konnte, verdroß mich so sehr, daß ich einem Mitschüler den empfangenen neuen Mantel beneidete. Erst als dieser Glücklichere eines kalten Herbstmorgens, den Mantel über das untere Gesicht geschlagen, zur Frühmesse kam, und bei seinem Gruße — Kinn, Wangen und Nase blau gefärbt, uns zum Gelächter, aus dem Mantel hervorstreckte, gelangte ich zu besserer Einsicht. Nun nahm ich wahr, daß dies grobe Tuch, das so leichtfertig sein Indigo oder sein Waidblau verschwendete, desto spärlicher mit seinen Falten umging. Setzte mich also über den fadenscheinigen Spielplatz eines adeligen Zopfes an meinem Mantelkragen hinaus. War es ja doch ein Schaden, den ich hinter mir hatte, und über so manches mir angenehm Begegnende leicht vergessen mochte.

Hierzu gehörte, daß ich mich bei der ersten „Composition" auf den ersten Platz in der Classe schwang, was mir in der Vorbereitungsschule nie hatte gelingen wollen. Composition hieß die Uebersetzung einer dictirten Aufgabe, die in der Classe selbst gemacht und abgeliefert werden mußte. Nach ihr wurde die Rangordnung der Schüler auf den Bänken bestimmt.

Ein Anderes widerfuhr mir zu Ostern, wo das für die ersthalbjährige Prüfung ausgesetzte Prämium in schönem vergoldeten Einbande mir zufiel. Doch sollte

dieſe Auszeichnung nicht ohne Verdruß bleiben. Als ich nämlich nach dem Acte mit Magnus in deſſen elterliches Haus zur gewöhnlichen Privatſtunde ging, erwarteten uns neben dem Lehrer die Eltern. Ich hatte meine Prämie, Magnus nur ſeine leeren Hände vorzuweiſen. Der gutmüthige Vater lächelte, indem er mit ſcherzhaftem Bezug auf meinen Namen zu dem verlegenen Lehrer ſagte: „Ja, ja, nomen et omen habet!“ Indem er aber in den Mienen ſeiner lieben Frau einen andern Text leſen mochte, entfernte er ſich; worauf der Erguß des mütterlichen Herzens erfolgte. Das Grundthema — daß ihre Söhne nicht Schuſter oder Schneider werden könnten, wie anderer Leute Buben, die eben nicht zu ſtudiren brauchten — war mit ſchmählichen Verzierungen weiblicher Wuth ausgerüſtet. Ich war zu betroffen, um zu denken: In guter Laune hat ſie dich ins Theater geſchickt, jetzt im Zorn ſpielt ſie dir ſelber recht natürlich vor! Wie mir aber hinter ihrem Rücken der Präceptor lächend zunickte, nahm ich mir den langen Monolog leichter zu Herzen, ſpielte mit meinem glänzenden Buch und nahm es beim Weggehen ſo unter den Arm, daß es der Mantel nicht bedecken konnte. Glücklicherweiſe dachte ich nicht an meinen Kragen, der mir ſonſt den vergoldeten Rücken des Buches ſehr verdunkelt hätte.

Doch, was wäre mir der ſchadhafte Kragen geweſen, hätte uns nicht der Mantel an ſich ganz andere Sorgen gemacht. Wir ſollten aber bald erfahren, daß ein Man-

tel eben auch zum Bemänteln dient, womit in der Regel nichts Ehrliches gemeint ist.

Wir Freimäntler zogen nämlich wöchentlich, wie in andern Städten die Chorschüler, durch die Stadt, vor bestimmten Häusern lateinische Kirchenlieder zu singen. Eins derselben, durch frische Melodie und reimhaftes Kirchenlatein recht ansprechend, ist mir wenigstens in der ersten, oft gesungenen Strophe noch im Gedächtniß geblieben:

Lugo, mens, et primo mane
Surge, laudes Deo cane,
Nox dum claudat lumina!
Lauda Deum verbis, gestis,
Memor esto Dei testis
Observantis omnia.

Ich übersetze:

Auf! mein Geist, und früh vor allen
Laß zu Gott Loblieder schallen,
Bis die Nacht den Tag beschließt!
Preise Gott in Thun und Worten,
Eingedenk, wer aller Orten
Zeuge deines Wandels ist!

Während dessen hatten die Jüngsten an den betreffenden Häusern die kleinen Geldgeschenke abzuholen und an den Aeltesten abzuliefern, der die verschlossene Büchse trug. Diese kam jetzt an einen Studenten, der die Kreuzer- und Groschenstücke nicht, wie vorgeschrieben, mit der hingereichten Büchse, sondern mit der schmuzigen Hand aufnahm, die er unter dem übergeschlagenen Mantel hervorstreckte. Dies wäre uns wol weniger auf-

gefallen, hätte uns nicht des Burschen ödes, unheimliches Wesen auf argwöhnische Gedanken gebracht. Doch so furchtsam waren wir Sammelbienen, daß wir gegen diese wilde Hummel auf der Büchsenunmittelbarkeit zu bestehen den Muth nicht hatten, sondern uns lieber in unsern Verdruß und Schaden ergaben.

Ehrensold und Ehrenpreise.

Um nun hier gleich der Mittel zu gedenken, die das Fortkommen des jungen Studenten unterstützten: so bestanden dieselben, außer der eben gedachten sehr geringen Büchsen-Dividende, in Dem, was derselbe durch Privatunterricht erwarb, den er schon so früh in kleinbürgerlichen Familien gab. Der Studentenmantel hatte nicht blos eine verdächtige Innenseite der vorbemerkten Art, sondern auch ein geachtetes Aeußere. Der Ehrensold eines docirenden Studenten stand niedrig; der junge Mensch aber ward in den langen blauen Tuchfalten respectirt. An den höhern Fest- und Familientagen, an denen der gescheuerte Tisch Reisbrei und Braten aufwendete, war er als Ehrengast eingeladen.

Die Reisfrucht muß damals kostbarer gewesen sein, als sie es heut ist. Wenigstens war Reis damals in Fulda das Ehrengericht kleiner Bürgersleute allermindestens doch für Ostern, Pfingsten und Christtag. Es

galt für ein Schmähwort des schwersten Kalibers, wenn von zankenden Nachbarinnen eine rufen konnte: „Ihr Lumpenpack, könnt euch nicht einmal die drei Reisbreie schaffen!“ Der Reisbrei und der Fürstbischof celebrirten dieselben Feste. Um solcher hohen Bestimmung willen brachte denn auch dies Gericht für unsern jungen Studenten ein ängstliches Bedenken, als er, zum ersten mal von einem ehrbaren Zimmermeister zu Gast gebeten, mit den Seinigen in Ueberlegung ging, ob Reisbrei schicklicher mit der Gabel oder mit dem Löffel genommen werde. Die mütterliche Weisheit gab hier wieder den Ausschlag mit den ermuthigenden Worten: „Geh nur, und wart's ab, wie's die Andern machen!“

Höher wäre vielleicht bei solchem geringen Erwerbe die Einbuße an Zeit und frischem Muthe für eigene Fortbildung anzuschlagen gewesen, hätte es mir nicht ohnehin zu Privatstudien an Büchern und Anleitung gefehlt, sodaß ich mich nur durch lebhafte Fassungsgabe bei stets munterer Gesundheit unter den besten Mitschülern und an der Spitze des Wetteifers halten konnte.

Andere Vortheile, welche dürftige Studenten besonders vom Land an den Freitischen der Klöster und einzelner guten Familien fanden, wurden bei unserm, wenn auch schmalen, doch täglich besetzten Herde nicht hoch angeschlagen. Dennoch sollte unser Mantelträger, wenn er sich vielleicht als Ehrengast braver Bürgersleute allzufrüh etwas fühlte, bald Gelegenheit finden, als Klostergast jene Demüthigung zu üben, die den Söhnen des heiligen Franz in den weißen Lendenstrick eingeknüpft

ist. Zwei meiner Mitschüler, die einen Freitisch bei den Franziskanern auf dem Frauenberge hatten und gern mit mir verkehrten, überraschten mich eines Tages mit dem Erbieten, mir den eben vacant werdenden dritten Platz ihres Kosttages beim Pater Guardian zu erwirken. Sie beschrieben mir, wie vergnügt sie in einer aparten Stube ihre drei Schüsseln verzehrten, und ich stimmte ein, da es mir so leicht geboten war, mit guten Kameraden vor der Stadt zu Tische zu gehen.

Nun wandelte ich jeden Donnerstag Mittag nach dem Bergkloster. Mit gutem Humor bei jedem Wetter fanden wir uns zu Dreien auf dem Wege zusammen, der damals, schmal gepflastert, unter alten Baumstämmen bergan führte, oder wir erwarteten einander, um den Bruder Pförtner durch wiederholtes Schellen nicht brummig zu machen, am Allerseelenhäuschen vor dem Kloster, wo man sich des Ausblickes über die Stadt, über Wiesenthal und Hügel nach dem prächtigen Zug des Rhöngebirgs erfreut. Eine Stube im untern Kreuzgange des Klosters, düster durch vergilbte Wände und blinde Scheiben eines einzigen vergitterten und gegen die nahe Mauer eines Gartenwinkels gerichteten Fensters nahm uns an einer langen, braunen, selten ganz reinen Tafel auf. Mir als dem jüngsten in der Gastfolge lag es ob, uns Mitesser an der Küche anzumelden. Für mich immer ein bitterer Gang! Denn jedes mal, wenn ich mit den befangenen Worten: „Wir Studenten sind beisammen!" die Küchenthür öffnete, erblickte ich an der Anrichte ein gefürchtetes Paar — den fetten Koch

und den gemästeten Klosterhund. Dieser kam bellend gegen mich heran, während jener in wegwerfendem Tone rief: „Nun, ja doch!“ Oder: „Es ist schon gut!“ Früher oder später darauf brachte uns ein unfreundlicher Bruder oder ein Tölpel von Hausknecht die gewöhnlichen drei Schüsseln.

Drei junge Studenten, unverwöhnt von Hause, von bestem Muth und Magen nach einer muntern Bergsteige, sind keine Leckermäuler. Einmal aber machte uns doch, nach genossener kräftiger Suppe, die nachfolgende breite irdene Schüssel stutzig. Auf gehacktem grünen Gemüse gaben sich drei Portionen kalten, geräucherten Schweinskopfes noch früher dem Geruche als dem Auge kund. Bei näherem Betracht zeigte sich die Uebervölkerung des einen Schweinsohres in Aufruhr. Die weißen Citoyens balgten sich auf dem dampfenden Marsfelde des krausen Kohls. Mit Recht stehen Revolutionen in übelem Geruch. Und gleich gerieth auch unser Appetit mit dem stark athmenden Schweinskopf in einen Ringkampf, dem wir, Messer und Gabel in Händen, eine Weile zusahen. Endlich unterlag bei mir der jugendliche Appetit. Und da man auf einer Flucht gern Kameraden hat, die auch das Gewehr oder die Gabel wegwerfen: so sprach ich den beiden Unentschlossenen zu, wir sollten uns doch solche Wohlthat nicht gefallen und die Schüssel unberührt lassen. Indem ich nun so auch noch den Studentenstolz gegen den Studentenappetit aufrief, brachte ich die Aengstlichen dahin, daß sie zur Ausführung eines Einfalls, den wir für witzig hielten, ihre Zustimmung

gaben. Wir riſſen aus einem unſerer Schulhefte ein Blatt, worauf wir zur Erklärung unſerer Enthaltſamkeit mit Bleiſtift einen Vers niederſchrieben, der dem Sinne nach, wenn auch nicht wortgetreu, lautete:

Die Suppe aßen wir, die andern guten Gaben
Hebt uns gefälligſt auf, bis wir den Schnupfen haben.

Erſt vor dem Kloſter, mit dem Ausblick in die Ferne, kam uns eine Ahnung von den Folgen unſeres Muthwillens. Ich mußte den beiden andern zugeben, daß wir nicht blos für heute den Appetit, ſondern auch den Koſttag für immer verloren hätten. Gedachte ich nun des Bruders Koch und des Laienbruders Küchenhund: ſo ſchien es mir ein Leichtes, den Freitiſch aufzugeben und die Schuld des Frevels auf mich zu nehmen. Dadurch ward es den Kameraden möglich, des andern Tages reumüthig vor dem Pater Guardian zu erſcheinen und ſich die erneuerte Wohlthat wieder zu erwirken.

In meinem heitern Sinne war die Sache abgethan, und erſt nach Jahren fand ich zu bedenken, daß mit jenem Muthwillen doch eigentlich mein Ketzerthum angebrochen ſei. Ich kam zur Erkenntniß, daß es in allen chriſtlichen Jahrhunderten kaum ſo gefährlich geweſen, ein bedenklich gewordenes Dogma, als einen empfindlich gewordenen klöſterlichen Schweinskopf mit gereimten Alexandrinern anzugreifen. Mehr als einmal, und noch in vorgerücktem Alter habe ich zu erfahren gehabt, daß Wohlthaten der Mönche, wie ſchwer verdaulich ſie auch dem Empfänger geweſen, doch von den frommen Vätern noch ſchwerer vergeſſen werden.

Fürerſt blieb ich aber noch der eifrigſte Schüler des Katechismus, den uns Director Pfiſter ausſpendete und mit lateiniſchen Schriftſtellen der Kirchenväter ausſtattete. Solche Ausſprüche, wenn ſie auch nicht ſelten auf eine bizarre und abgethane Lebensanſicht zurückwieſen, gaben doch auch eben ſo oft Proben geiſtvoller Weltbetrachtung und ſinnreicher Combinationen. Mir ging eine dunkle Wahrnehmung davon auf, daß die Kirchenväter noch nicht an einer fertigen Glaubenslehre gebückt zu tragen hatten, ſondern die Subſtanz des Chriſtenthums als Weltweiſe zu einer Weltlehre ausbilden halfen. In ſtiliſtiſcher Hinſicht waren manche ſolcher Sentenzen durch Antitheſen geiſtreich pikant.

Gegen das Lutherthum hatten die Kirchenväter freilich noch keine Pfeile im Köcher. Im Gegentheil hatten manche derſelben Ketzereien auf ſich ſitzen. Pfiſter, der es in ſeinem orthodoxen Eifer für eine Forderung der Zeit und der Umſtände halten mochte, uns gegen die in der fuldaer Luft ſchwebenden Irrlehren zu ſchützen, brachte daher andere Waffen herbei. Als unwiderleglichſten Beweis für die ausſchließende Wahrheit der katholiſchen Kirche gab er uns die bekannte Darlegung, wie man doch von jedem katholiſchen Prieſter auf den Biſchof, der ihn geweiht, von jedem Biſchof auf den Papſt, der ihn eingeſetzt habe, und in ununterbrochener Reihenfolge der Päpſte bis auf den von Chriſtus ſelbſt beſtellten Apoſtel Petrus zählen könnte. Dagegen vermöchten die Proteſtanten kaum von ihren Paſtoren bis auf Luther zurück zu rechnen, wo ſie dann in die von dieſem Irrlehrer

verlaſſene Kirche zurückkehren müßten, wenn ſie auf Petrus und Chriſtus kommen wollten.

Dieſe Albernheit, bei der es ganz außer Frage blieb, was denn auf dem langen Wege von Petrus herab, der ſelbſt ſchon mit Paulus nicht einig war, mit der Lehre ſelbſt vorgegangen ſei, ſchürte doch auf einige Zeit ein Flackerfeuer in uns an. Auch nahm ich es um dieſe Zeit mit den kirchlichen Uebungen, beſonders mit dem Beichten, ſo oft es auch vorkam, noch ſehr ängſtlich. Mit meinem leichten und heitern Sinn in Thun und Laſſen verband ſich ein tief wurzelnder Ernſt zum Rechten und Guten. Indem ich mich nun des einen und des andern anklagen ſollte, was ſich im Augenblicke des Handelns gar nicht anders hatte machen laſſen, quälte ich mich mit Zweifeln, ob ich auch wahre Reue und Leid darüber empfände, und ob mein Vorſatz, es nicht mehr zu thun, auch feſt — oder, wie's im Katechismus hieß, „ſteif" genug ſei.

Wie ſehr aber Manches in unſerer frommen Abrichtung gegen den geſunden Menſchenverſtand anſtieß, wird mir in einer heitern Erinnerung aus den Erntetagen unſeres erſten Gymnaſialjahres wieder recht anſchaulich.

Unaufhörlich wurde uns, wie ſchon erwähnt, der heilige Aloyſius vorgehalten, der als frommer und ſittſamer Jüngling nur die zwei Wege zur Kirche und zur Schule gekannt hatte. Nun lag es in meiner enghäuslichen Erziehung und in einem gewiſſen träumeriſchen Weſen, daß ich, unbekümmert um die angeſehenen Familien der Stadt, kaum einzelne Wohnungen derſelben

kannte. Da ſtand gegen den Herbſt, nach den ſtrengen Prüfungen, der feierliche Act der Preisvertheilung bevor. Große Zettel waren gedruckt, worin für die vier Claſſen hinter den bezeichneten Lehrgegenſtänden nach Maßgabe der Vorprüfung, die Preisempfänger oder Bewerber mit großer — die blos lobenswerth befundenen Schüler mit eingerückter kleineren Schrift namhaft gemacht waren. Ein ſolcher Zettel aus dem Jahre 1804 hat ſich mir, wahrſcheinlich durch die kleine Eitelkeit, mich zum erſten male gedruckt zu ſehen, unter meinen Papieren erhalten. Der Zweck dieſes Aufwandes iſt durch des Zettels Motto aus Ovid angedeutet:

Excitat auditor studium, laudataque virtus
Crescit et immensum gloria calcar habet.

Was ich überſetze:

Munter erweckt ein Zeuge den Fleiß, die geprieſene Tugend
Wächſt, und es prüft der Ruhm ſeinen allmächtigen Sporn.

Mit ſolchen Zetteln wurde die Stadt zum feierlichen Act eingeladen, und wir Freimantelträger ſollten dergleichen in die Wohnungen der Honoratioren umherbringen. Aus freundlicher Vorliebe fragte mich der Director einige mal zuerſt: „Weiß Er denn, wo der Geheimrath Schlereth, oder der Hofrath Uth, oder der Maleſizſecretär Odenwald wohnt?“ — So oft ich dann mit „Nein, Herr Director!“ antwortete, lächelte Pfiſter vergnügt, und richtete die kürzere Frage: „Weiß Er's?“ an einen Mitſchüler, Namens Wohlgemuth, dem er auf die raſche Antwort: „Ja, Herr Director!“ den Zettel zur Beſte-

lung übergab. Aber jeder solche Zettel war von einem misbilligenden Blicke begleitet, und beim dritten Falle beantwortete der Director seine Frage gleich selbst mit dem Zusatze: „Ja, Er wird's wol wissen: Er ist ja Hanns in allen Gassen!"

Ohne Zweifel erblickte Pfister meine Wenigkeit in Aloysianischer Richtung, und freute sich, einen jungen Menschen ungeschickt und unbrauchbar zu etwas zu finden, wozu er ihn doch eben brauchen wollte.

Nun drängte sich am heitern Nachmittage des 7. September die Menge in dem großen Speisesaale des Convents am Dom zusammen. Eine Bühne stand errichtet mit einem Tische, worauf die lange Reihe der zu vertheilenden Bücher ihre prunkenden Goldschaumrücken dem Publicum zukehrte. Der Director in Mitte der vier Professoren, alle in ihren schwarzen Talaren, standen feierlich hinter dem Tische. Pauken und Trompeten hatten im Hintergrund einen erhöhten Platz eingenommen, um zu donnern, so oft der Director zur Verherrlichung eines Namens mit dem weißen Tuche winkte. Dies Tuch, das dem eifrigen Manne nebenher auch die Stirne trocknete, machte in dieser doppelten Bestimmung recht anschaulich, wie nahe der Ruhm mit dem Schweiße verwandt ist.

In der vordersten Reihe der Zuschauer saß August Gottlieb Meißner, damals durch seine Romane und Skizzen ein Liebling des deutschen Publicums und zum Director der höhern Schulen nach deren Umgestaltung berufen. Solche Gelegenheit wollte der bereits abwesende

Director Pfiſter nicht vorübergehen laſſen, ohne den berühmten, aber nicht ſehr willkommenen Mann zu überzeugen, daß auch in den geiſtlichen Schulen die deutſche Poeſie der lebenden Vorbilder nicht ermangle. Er hatte daher ſeinen ganzen Vortrag in Vers und Reim zu einem rechten Triumph oder Trumpf abgefaßt. Als Probe dieſer ſchwunghaften Poeſie ſind mir glücklicherweiſe, da das Werk nicht zum Drucke gekommen iſt, ſechs Zeilen im Gedächtniß geblieben, wahrſcheinlich weil ſie mich mit betrafen und ihre erſte Anrede mich wahrhaft erſchreckte. Ich ſtand nämlich mit dem empfangenen erſten Preiſe für Religionswiſſenſchaft, mit einem der zwei für prosa latina ausgeſetzten Preiſe und einem dritten für deutſche Sprache ebenfalls ohne Mitbewerbung erhaltenen Buche im Hintergrunde der Bühne, als unſerer vier zum Looſen um den für examen latinum in grammaticam, Cornelium Nepot. et Phædrum beſtimmten Preis aufgerufen wurden. Ehe wir zum Looſe griffen, redete uns der Director laut und lebhaft mit bereits etwas heiſerer Stimme an:

Königa geh' mit deinem Pack,
Laß den Preis dem Haberſack!
Oder wünſchen wir ihn lieber
Unſerm fleiß'gen, wackern Glüber?
Oder auch dem kleinen Reus!
Denn der hat noch keinen Preis.

Und auf einen Ruck des weißen Taſchentuches donnerten die Pauken, ſchmetterten die Trompeten und die jungen Kämpen looſten um ein Buch.

Ich verließ die Bühne mit den drei Prämien, die ich aus freier Hand erhalten hatte; bei der Verlooſung dreier anderer für das bemerkte Examen, für Rechenkunſt und Erdbeſchreibung ging ich leer aus, und bei den drei übrigen — der Ueberſetzung aus dem Latein, bei dem Griechiſchen und dem Schönſchreiben führt die Preisliſte meinen Namen unter den blos belobten, nicht des Preiſes würdigen Schülern auf.

Schulen-Reform.

Für das nächste Winterhalbjahr blieb noch die alte Schulverfassung und der alte, liebe Habersack folgte uns zur Raufe und Krippe der zweiten Classe.

In dies halbe Jahr fällt die Vorarbeit zur Umgestaltung der höhern Schulen. Ich erinnere mich einiger Vorzeichen derselben. Göckingk machte dem Gymnasium einen Besuch. Wir hörten, daß er ein lieblicher Dichter sei, der schöne Lieder, artige Sinngedichte und poetische Episteln herausgegeben habe. Um so höher sahen wir das artige Männchen an, das sich in unserer Classe gar gesprächig erwies.

Göckingk, damals ein Sechsundfünfziger, war aus dem preußischen Staatsdienste in den Geheimen Rath des Prinzen von Oranien als thätiges Mitglied getreten, und hatte neben der Neugestaltung des Finanzwesens auch eine Stimme für die Angelegenheiten der Schulen. An dem „Journal von und für Deutschland", welches

er zwanzig Jahre früher unternommen, hatte sich auch unser fuldaischer Provst von Bibra betheiligt — jener geistreiche Prälat, dessen hölzerne Glocke früher erwähnt worden ist.

Wiederholt erschien auch Meißner in der Classe, aber nur um den Director Pfister zu einer Besprechung mitzunehmen. Pfister's verdrießliche Miene, wenn er vor seinem unwillkommenen Nachfolger das Calottchen abnahm, entging uns nicht. Er redete Meißnern immer lateinisch an, ohne jedoch eine andere als deutsche Antwort zu erhalten. Wir, gegen das Neue noch voreingenommen, fanden darin eine Bestätigung, daß die Protestanten schwache Lateiner seien. Was wußten wir auch von den ausgezeichneten Leistungen eines Heyne, Hermann, Wolf u. A.? Was unser Habersack davon wußte, ward uns noch vorenthalten. Das Latein war uns überhaupt nur noch die Stola, die der Priester zum Altar umhängt, nicht das Band, an dem die Hand der Philosophie die moderne Bildung zur Geistesfreiheit führte, und an welchem unsere eigne Literatur anknüpfte.

Mit dem Sommersemester trat die neue Organisation ein. Die sogenannte Universität wurde aufgehoben. Vom Fürsten Adolph, aus dem Hause Dalberg, unter bedenklichen Vorzeichen — nämlich zu gleicher Zeit mit einem Hospital — gestiftet, war sie ihr Lebenlang kraftlos und kurzathmig geblieben, und nur etwas über siebenzig Jahre alt geworden. Sie hatte sich auf gering honorirte Vorträge angestellter Juristen, Aerzte und Geistlichen gestützt. Statt ihrer wurde ein Lyceum aus

drei Classen über dem auf eben so viel Classen eingeschränkten Gymnasium eingerichtet. Von den geistlichen Lehrern blieben nur ein paar jüngere, vom neuen wissenschaftlichen Zuge bewegte Männer. Diese und die neu hinzutretenden protestantischen Lehrer theilten sich nicht mehr in die Classen, sondern in die Fächer. Neue Lehrgegenstände wurden zu den Realien aufgenommen — Anthropologie, Technologie, neuere Geschichte. Declamationsübungen hielten sich unter dem jüngsten geistlichen Lehrer, einem spröden Fuldenser, zu ausschließend an den oberflächlichsten Vortrag, und ohne unsern Blick, wenn auch nur gelegentlich, in die Felder des poetischen und prosaischen Schaffens, gerade in jener glanzvollen Epoche unserer Literatur zu lenken. Schiller starb am 9. Mai jenes Jahres und kein Ton des nationalen Requiem drang in unsere Classe.

Ich weiß nicht, ob es den katholischen Schulen überhaupt oder nur der fuldaischen eigen war, daß wir bei keiner menschlichen Leistung auf die dazu erforderliche persönliche Begabung und auf ruhmvolle Namen hingewiesen, so auch jetzt bei den gelesenen Sprachstücken nicht auf die Eigenthümlichkeit derselben und auf die Persönlichkeit ihres Schöpfers aufmerksam gemacht wurden. Es hat mir lange nachgehangen, daß ich als Knabe mich in die Altarbilder versenken konnte und von den Stimmen und Tönen einer musikalischen Messe bewegt wurde, ohne daran zu denken, welch ein begabter Mensch dazu gehöre, diese Farben und Töne zu setzen. Dies entsprach freilich der mittelalterlichen Demuth gro-

r und frommer Künſtler, die ihr Werk in den Ab-
anz der verherrlichten Gottheit ſtellten und für ihre
erſon darin verſchwanden. Vielleicht hatten unſere
rzieher eine Ahnung davon, daß die Philoſophie des
. Jahrhunderts die Sache umkehren und die Gottheit
die menſchlichen Individualitäten auflöſen würde, und
ollten dieſer Abgötterei keinen Vorſchub thun.

Wie es ſich aber bei der Umwandlung öffentlicher
inrichtungen ſelten findet, daß aus der Umſchmelzung
s Alten eine Neugeſtalt alsbald befriedigend und
nuernd hervorgehe: ſo wechſelten auch mit jedem Se-
eſter des neuen Gymnaſiums die Verſuche in der Wahl
nd Vertheilung der Lehrgegenſtände. Dabei fügte es
ch für mich ſehr ungünſtig, daß manche Lectionen z. B.
ber deutſchen Stil, Poetik und dergl., die zuerſt der
öhern Claſſe zugetheilt waren, juſt wenn ich zu derſel-
n überging, in die niedere verlegt wurden. So ſchien
r deutſche Stil mit ſeinen poetiſchen und rhetoriſchen
öchtern gefliſſentlich einem jungen Burſchen aus dem
Wege zu gehen, der ſpäter darauf verfiel, ſich um eine
der die andere zu bewerben.

Bei all Dem gewannen wir gleich anfangs einen
euen Maßſtab der Achtung für die Lehrer. Es war
r- literariſche Ruf, der die neu angekommenen Lehrer
ngab, ſtatt der rauſchenden Soutane von ſchwarzem
Tuch, worin die geiſtlichen Lehrer uns imponirt hat-
n. Keiner von dieſen war als Schriftſteller aufgetre-
n, und Pfiſter ſchrieb erſt ſpäter in ſeinem Ruheſtande
nter andern auch ein Buch über die — Ehe. Dagegen

war mit literarischem Namen der alte Gierig von Dortmund gekommen, als Rector am Gymnasium und Lehrer am Lyceum. Eine Reckengestalt mit uninteressanter, etwas verschlossener Gesichtsbildung, Stirne und Hinterkopf giebelartig zusammenlaufend. Ein gutmüthiger, stiller, gelegentlich auch einmal jovialer Philolog — mehr um seine Anmerkungen zu Ovid's Metamorphosen, als um die Wandlungen im eigenen Hause besorgt, wo dem studirenden Witwer unter dem Commando einer plattdeutschen, rothwangigen Köchin zwei Söhne und eine Tochter aufwuchsen.

Professor Petri aus Bautzen, früher Director am Schullehrerseminar in Dresden, führte sich lachend und redselig bei uns Studenten ein. Ein untersetzter, kurzbeiniger Mann mit derber Gesichtsbildung. Schon damals hatte er sich jener Feder bemächtigt, die zu fleißigem Zusammentragen besonders im Gebiet der deutschen Sprache und des Geschichtsunterrichtes ausflog und das Gewonnene unter die Presse brachte. Sein Fremdwörterbuch hat sich von allen diesen Schriften in wiederholten Auflagen am weitesten verbreitet. Neben einem eminenten Gedächtniß für vereinzelte, von Ideen nicht gebundene Kenntnisse, für tausend Spruchverse aus mehreren Sprachen und einen unerschöpflichen Anekdoten-Vorrath — einem Gedächtniß, dem selbst Scharfsinn und Urtheilskraft respectvoll Platz gemacht hatten, besaß dieser für muntere Späße immer aufgelegte Mann freilich auch mehr als eine jener Magistereigenheiten, die den Muthwillen der Studenten gern herausfordern. Wir waren

ald vertraut genug mit ihm, um uns tolle Sachen egen ihn zu erlauben. Es war nicht der ſchlimmſte oſſen, den wir ihm eines ſchönen Nachmittags zur Zeit er Hollunderblüte ſpielten. Während er über dem Sie- enjährigen Krieg von Archenholz, den er uns zu ſeiner Bequemlichkeit ausführlich vorlas, ſanft entſchlummerte, erließen wir leiſe das Zimmer und ſuchten das Freie, s wir uns gegen das Ende der Stunde an der Stu- enthür wieder einfanden, um zu erwarten, ob er den ubertsburger Frieden verſchlafen werde. Er erwachte it dem Schlage der nahen Domuhr, ſuchte aber diplo- atiſch, indem er die Hand über den Augen behielt, in Erwachen zu verbergen und ſagte ruhig: „Hier eiben wir für heute ſtehen!“ — „Hier an der Thür, err Profeſſor?“ fragte einer von uns, ein lautes Lachen folgte, und der Profeſſor lachte blos ſcheltend mit. uch blieb er ſich bis an ſein Ende darin treu, daß er chts lieber verzieh, als was ihm von Neckerei und oſſen munterer Bekannten widerfuhr. Allerdings war as nicht ſelten etwas mehr, als ein Mann billigerweiſe rzeihen ſollte.

So ſchnell hatten wir mit den abgelegten Mänteln ch die alte geiſtliche Disciplin abgeſchüttelt! Und nach- m wir einmal aufgehört hatten, an Zettel und Ein- hlag rein katholiſch und kirchlich zu ſein, wurden wir ch mit einer weniger ſteifen Leinweberſchlichte von cht behandelt. So wurden auch Jörg Adam's Bir- nruthen entfernt. Dieſe hatten zuletzt noch einmal eine ckwirkende Kraft auf den lang verheimlichten Witz des

frommen Directors ausgeübt. Es war nämlich ein ſtrenges Gericht über mehrere Gymnaſiaſten ergangen, die Taback geraucht hatten. Derſelbe Wohlgemuth, der ſo unglücklich war, mehr Wege zu kennen, als der heilige Aloyſius gekannt hatte, war auch bei den irdenen Pfeifen des Inquiſitionsgerichts betheiligt und dachte ſeine Dividende an den Birkenruthen durch die Betheuerung zu kürzen, er habe nicht eigentlich geraucht, ſondern nur ein paar Züge gethan. — „Wohlan", erwiderte Pfiſter, „ſo ſoll Jörg Adam die übrigen Züge thun." — Zum erſten mal ſah ich den fromm gebückten Mann herzlich lachen; aber ich irre gewiß nicht, wenn ich glaube, daß er ſich zu Hauſe für dieſe leichtfertige Minute eine angemeſſene Pönitenz auferlegt hat.

Indem wir aber mit dem abgelegten Mantel die Glieder freier fühlten, konnte es wol keinen Verſtändigen Wunder nehmen, wenn hinter einem Zwange her, der den Muth der Jugend und den muntern Willen über Gebühr unterdrückte, mancher Muthwille hervorbrach. Vielleicht hielt aber der faltenreiche Mantel, der die Ausbrüche der Jugend nicht mehr dämpfte, auch die äußern Einflüſſe der revolutionären Luft weniger von uns ab. Jedenfalls erinnere ich mich einer ſtudentiſchen Empörung, die ganz nach jener revolutionären Zeit ausſah.

Unſer vornehmſter Mitſchüler war nämlich ein Neffe und Pathe des Fürſtbiſchofs. Ich kannte ihn von früher, ſchon aus jener Zeit, da ich mit einem Charfreitagsei auf Hexenentdeckung ausging. Damals hatte ich

eine Zeit lang Abends einen Topf Ziegenmilch in die Küche jenes adeligen Hauſes zu bringen gehabt. So oft mich der langbeinige Junge meines Alters erblickte, zog er, eines Geſpielen froh, mich mit in den Hof und Hinterbau, bis ihn eines Tags der Hofmeiſter auf dieſem Sprung bemerkte und ihm mit ſtrengem Worte zurief: „Baron Adelbert, ſchämen Sie ſich nicht, mit dem Milchbuben zu ſpielen?“ — Dieſe Warnung fiel von zu hoher Treppe herab, als daß ich ſie nicht hart empfunden hätte. Aber ich verwand ſie; nur daß ich, ſo oft der verlaſſene Junge ſich wieder zu mir ſtehlen wollte, ihm mit meinem längſten Arm den Milchtopf entgegenſtreckte, als abwehrendes Grenzwappen meines Königreiches.

Jetzt, nach einem halben Jahrzehende, ſtudirten wir zuſammen, und ich kannte aus der Grammatik den Satz: An neseis longas regibus esse manus? So gutmüthig der wenig begabte Junge war, athmete er doch in den Gewohnheiten ſeines Hauſes. Und ſo ließ er, als wir eines freien Nachmittags im Schloßgarten umher ſtreiften, ſich einfallen, einen Groſchen für drei Hiebe anzubieten, die er Einem mit ſeinem Stöckchen über den Rücken verſetzen dürfe. Wir ſahen ihn verwundert an, ließen es aber auch ſtillſchweigend geſchehen, daß einer aus unſerer Mitte, Sohn eines Aſchenſammlers, ſich zu dem Geſchäfte verſtand. Doch kaum hatte er ſeinen Groſchen eingeſteckt, als wir über ihn herfielen, ihn auf den Raſen warfen und mit Püffen ſein bürgerliches Bewußtſein zu wecken verſuchten. Daß

wir nicht den Baron prügelten, war vielleicht echt germaniſch, ohne daß wir es ſelbſt wußten: unſer Inſtinct ließ das adelige Herkommen, impertinent zu ſein, als hiſtoriſch gelten, und wollte nur den bürgerlichen Stolz erwecken, der auf rechtlichem Wege aller ariſtokratiſchen Anmaßung ein Ende machen könnte.

Melirt und tricolor.

Der abgelegte Studentenmantel war jedoch auch ein Ueberwurf anständigen Erscheinens gewesen und die geschorene Heerde sah, besonders anfangs, auffallend bunt und zum Theil ärmlich aus. Für jene Studenten, die bisher aus besondern Fonds Mäntel empfangen hatten, wurde durch Anschaffung guter Ueberröcke gesorgt, zu welch' geringerm Aufwande diese Gelder noch erklecklicher waren.

Zu jener Zeit, da der Luxus des vorrevolutionären Friedens sich ein wenig hinter die kriegerischen Bewegungen und öffentlichen Bedürfnisse in Deutschland zurückzog, führte die Mode noch nicht wieder ein so leichtfertiges, wechsellauniges Zepter, wie heut. Auch hatte sie sich die bürgerlichen Kreise in Fulda noch nie unterworfen gehabt. Hier stand noch das Herkommen in Ansehen und entschied, kaum mit einem Seitenblick auf die sparsame und zuweilen etwas linkische Putzsucht der Vornehmen, nur für Güte und Dauer

eines Anzugs. Dem kernhaften Tuche des Vermählungsrockes, dem ängstlichen Brocat des Brautkleides wurde schon bei der Nadel eingeflüstert, welchen Staat sie dereinst noch zur goldnen Hochzeit zu machen und wie sie sich daher an hohen Festen, bei Kindtaufen und dergleichen Erscheinungen zu schonen hätten.

Es läßt sich also denken, welchen guten Hinweis unser Student von Haus erhielt, als er eines Tages zum Director vorgeladen war, wo ihm das Maß zu einem neuen Ueberrock genommen werden sollte: „Daß du dich nur brav streckst, wenn dir der Schneider das Maß anlegt, damit du in den neuen Rock hinein wachsen kannst.“

Ich rede vom Director Meißner, dem sogenannten Skizzenmeißner, der damals ein vielgelesener Mann war. Der stattliche Bau, worin er wohnte, lag unserm Hause so nahe, daß ich noch mit dem ersten Herzklopfen in dem eleganten und wohlriechenden Zimmer anlangte. Dieser feine Duft, diese Bilder an den Wänden, Bücher und Schriften auf den Tischchen gaben mir eine feierliche Ahnung von der merkwürdigen Einkehr schöner Anschauungen und edler Empfindungen bei einem Manne, der zu denken und zu dichten berufen sei. Meißner stand damals in den ersten Fünfzigen, fein von Zügen und in seinem Anzug, welk und leidend in Aussehen und Haltung. Das Beinkleid schlotterte und der leichte Frack schlug Falten. Hatten ihn seine außerordentliche schriftstellerische Fruchtbarkeit oder die Lebensstudien zu seinen Skizzen und Romanen so erschöpft?

Doch jetzt trat der Schneider ein und ich durfte nicht vergessen mich zu strecken. Es war der erste Meister der Stadt, unter dessen Hände zu fallen ich heute das Glück hatte. Meister Mahlmann zog seinen Papierstreif hervor, um ihn den Rücken hinab und um die Rippen des lateinischen Schützen zu legen und die Maße mit dem Scherchen einzukerben. Ob Meißner, zur Seite stehend, darauf achtete, wie sehr ich Brust und Schulter emporhob und zusehends ein beträchtlicher Mensch wurde, weiß ich nicht. Gewiß aber ließ er sich nicht einfallen, daß dieser befangene Knabe einst auch Romane dichten und sich unter dem poetischen Maße seines Alkibiades, Masaniello, des Spartacus und der Bianca Capello strecken werde.

Aber mit dem Strecken kam auch ein ungewöhnlicher Muth über mich. Als Meißner in seiner feinen, sanften Mundart fragte: „Was werden wir denn für eine Farbe nehmen?" wendete ich sehr freimüthig den rauhhaarigen Kopf ein wenig links und versetzte im besten fuldaischen Deutsch: „Ich denke blau!" Doch in demselben Augenblicke fiel auch Meister Mahlmann's Antwort: „So ein melirtes Tuch wird wol am besten sein".

Jetzt, meiner gymnasialen Albernheit, mich für den Befragten zu halten, inne geworden, fühlte ich, wie die meinem Blut so fremde Unbescheidenheit flammend mir aus den Wangen schlug. Wie Einer, der sich vor sich selbst verkriechen möchte, knickte ich in mich zusammen, gänzlich der diplomatischen Haltung vergessend, die ich für die Zukunft meines neuen Rockes genommen hatte

Glücklicherweise war Mahlmann fertig, schlug das papierne Maß um die linke Hand und steckte es ein. Ich war froh, mich mit eiligen Schritten auf der Gasse zu finden.

So war denn die bedeutende Lehre dieser Viertelstunde, die mich für mein ganzes Leben gefördert hätte, daß nämlich ein Mensch sich strecken und auf fremde Kosten etwas aus sich machen könne, rein für mich verloren; nachdem der erste Versuch so übel ausgeschlagen war und ich zu früh — blau gedacht hatte.

Nun aber — was ist melirt? war zu Hause die brennende Frage. Niemand, auch auf der Nachbarschaft wußte, was melirt für eine Farbe sei. Und wir waren doch sonst mit den gängen Farben so unbekannt nicht. Wir unterschieden das Blau in seiner adeligen Geschmeidigkeit und bürgerlichen Derbheit. Und wenn ein achtbarer Gewerbsmann von einem neuen Rocke wochenlang blaue Hände bekam: so wußten wir ja, daß deutscher Waid und deutsches Gemüth etwas sehr Hingebendes haben. Nächstdem galt uns Schwarz für die ehrwürdige Farbe der Weltgeistlichen außer, wie der Hof- und Kammerräthe im Amte, wenn diese mit dem Stahldegen in weißer Scheide und horizontaler Schwebe nach dem Schlosse wandelten. Wir respectirten das Scharlachroth, das wir bei hohen Gelegenheiten an den vornehmsten Hofherren zu sehen bekamen, neben welchem aber das Braun der Mönchskutten bei uns gläubigen Leuten nichts von seinem ehrwürdigen Geruch verlor. Und wenn wir Grün an der Hofjagerei und bei fest-

lichen Schießen als Hutschleife selbst an Prälaten gar keck und lustig fanden: so ließen wir doch auch dem Himmelblau und Hechtgrau der Müller und der Mühlknechte die Gerechtigkeit widerfahren, daß es sich mit dem Mehlstaub am besten vertrüge.

Aber — melirt?

Wir mußten uns endlich d'rein ergeben, daß der Rock sich selbst am besten erklären werde. Er kam, und wir fanden eine aus Grün und Grau gemischte Farbe, die uns nicht übel gefiel. Im Ganzen hatte der Ueberrock von des ersten Meisters Hand etwas recht Vornehmes im Zuschnitt erhalten. Denn an bürgerlichen fuldaer Ueberröcken waren wir gewöhnt, was an Falten im Rücken und um die Rippen von Ueberfluß war, an beiden Seitenschößen wieder erspart zu finden. Diese beiden im Gehen auseinander schlagenden Seitentheile gewährten dann einen geheimnißvollen flüchtigen Einblick nach dem kurzen plüschnen Beinkleid, das vom Sitzen wie mit zwei Eulenaugen hervorsah und von den strotzenden freien Rocktaschen aus ungebleichtem Leinen umhüpft wurde. An dem melirten Rock bewahrten aber die Schöße eine vornehme Verschlossenheit und übten eine Protection über ihre Untergebenen, wobei es dem Anzuge selbst nicht an der uns erwünschten Weite und Weihe der Zukunft fehlte.

Von Meißner's Schriften kannten wir Studenten damals noch nichts. Seine Feder schwimmt bekanntlich in der schimmernden Furche des Wieland'schen Kiels und durch den Schaum der lehrsamen Redseligkeit dieses

Meiſters. Blühende Einbildungskraft vertritt die ſchöpferiſche Phantaſie; ſchöne Sprache übergleißt den oft gezierten und hohlen Ausdruck, ja manche Sprachfehler; die Anmuth bewegt ſich zuweilen geſchraubt und der Witz ſpielt nicht ſelten, ſtatt zu treffen. Sein Hauptfeld war der hiſtoriſche Roman, wie er damals auch von Andern behandelt wurde, mit Dialogen durchwäſſert und der hiſtoriſche Stoff von keiner poetiſchen Idee einheitlich beſeelt.

Als Menſch durch edle Eigenſchaften der Humanität, des Eifers für bürgerliche Wohlfahrt, des Wohlwollens und der Wahrheitsliebe ausgezeichnet, war Meißner auch ein heiterer, geiſtreicher Geſellſchafter, zärtlich gegen ſeine Familie und treu in der Freundſchaft. Einzelne Männer jenes Kreiſes ſprachen noch nach Jahrzehenden mit Rührung von den heitern Abendſtunden, in denen Meißner ſo gut und gern erzählt habe. Altfuldaer gehörten dem Kreiſe nicht an. Thee und Literatur wurden vom Prälatengeſchmack belächelt; Keller und Küche galten und ein derber, ſchlüpfriger Spaß würzte die Unterhaltung. Der Prieſterſchaft war ohnehin Meißner und die melirte Schule ein Aergerniß und die Partei ſoll Manches nicht unterlaſſen haben, was den hinſiechenden, reizbaren Mann verletzen mußte. Vielleicht aber, daß er auch Manches mit empfindlichem Mistrauen ſchwerer nahm, als es gemeint war. So galt er dafür, daß er aus Patriotismus Napoleon und die Franzoſen haßte; doch verſteckte ſich wol nur der allzeit aufgeweckte Studentenmuthwille, ohne klerikale Aufreizung, hinter

der Kohle und Kreide, womit jeden Tag frisch an Wänden, Thüren und Tafeln des Lyceums Vivat Napoleon geschrieben stand.

So verlebte Meißner seine zwei oranischen Jahre stillthätig und auf jenen kleinen Kreis zurückgezogen, der sich abends um ihn zu versammeln pflegte. Die eleganten Räume, die er im jetzigen Gymnasialbau bewohnte, waren früher zu einem preußischen Lazareth verwendet gewesen. Noch andere Personen waren nicht alt darin geworden und so starb auch ihm die Lieblingstochter in Fulda. Der Sohn hatte die Stadt früh verlassen und sich später als Arzt wieder nach Prag gewendet, wo ihm Alfred geboren wurde, der jetzt des Großvaters poetisches Gefieder in glänzendern Schwingen zu entfalten angefangen hat.

Ich selbst hörte noch im Herbste 1806 einige Wochen lang Meißnern über griechische Literatur. Er begleitete seine Vorträge mit metrischen Proben aus den Lyrikern in warmer, für uns ganz neuer Declamation, worin er aber schon durch Hustenanfälle und Auflösungen in der Brust fortwährend unterbrochen wurde, bis er die Stunden ganz aussetzen mußte. Und als an einem trüben Februarmorgen des Jahres 1807 seine Leiche die Gasse herab an unserm Hause vorüber kam, schloß ich mich im melirten Ueberrocke dem kleinen Gefolge trauernder Freunde und Verehrer an. Petri sprach die Leichenrede. Als wir das zugeworfene Grab verließen, dankte mir Professor Christian Weiß für meine Theilnahme. Ich begriff nicht, warum er dies that, bis ich inne ward,

daß ich freilich der einzige Schüler war, der ſeinen Director auf dem letzten Wege begleitet hatte. Ich ahnte damals nicht, welche Vergeltung mir für die ſpäteſten Jahre vorbehalten blieb. Denn als ich nach zwanzigjähriger Abweſenheit juſt in demſelben Alter, in welchem Meißner nach Fulda berufen worden, im Dienſtzwange dahin zurückkehrte, fügte es ſich, daß auch dem engen Kranze gebildeter Familien, der mich mit Wohlwollen aufnahm, keine fuldaiſche eingeknüpft war. Und es war meine Vaterſtadt!

Meißner hatte 54 Jahre gelebt und 56 Bände geſchrieben. Seine Freunde bezeichneten das Grab mit einer Marmortafel, auf welcher der einfache Name des Ruhenden mit den Sinnbildern der Poeſie, der Weisheit und Ewigkeit umgeben war. Erhabene Symbole, denen ſich eine rührende Ironie beimiſchte, wenn man wußte, daß durch heimliche Vermittlung eines der Freunde, des Baumeiſters Coudray, zu dieſem Grabmal, hinter Meißner's eifernden Widerſachern her, eine Altarplatte aus der abgebrochenen Kirche des aufgehobenen Kapuzinerkloſters war verwendet worden.

Doch, ich bin um Meißner's willen über einen verhängnißvollen Herbſt und Winter hinaus geeilt.

Mein Uebertritt ins Lyceum fällt mit einer unglücklichen Wandlung Fuldas zuſammen. Das franzöſiſche Tricolor bezeichnet dieſe Lebensſtufe, wie das Oraniengelb meinem Eintritte ins Gymnaſium vorgeleuchtet hatte.

Schon im Auguſt war der Prinz von Oranien nach Berlin gegangen, wo er ſonſt nur den Winter mit ſeiner,

der langweiligen Residenz in Fulda abholden Gemahlin, zuzubringen pflegte. Früher hatte er es schon, im Gefühl der Würde eines deutschen Fürsten, verschmäht, zu Napoleon's Rheinbund zu treten und sich dienstbar zu machen. Dieser gerechte Stolz hatte ihm die Hoheit über die oranischen Lande gekostet. Nun setzte er auch das Fürstenthum Fulda aufs Spiel, als er, nach der Kriegserklärung Preußens, den Oberbefehl über eine Abtheilung des preußischen Heeres zwischen Magdeburg und Erfurt gegen Napoleon übernahm. In der unglücklichen Schlacht bei Jena ging der Einsatz verloren. General Mortier rückte auf seinem Zuge nach Hessen am 27. October in Fulda ein und nahm es für die Franzosen in Besitz.

Alte und neue Noth.

So kam nun über Fulda die ahnungsvolle Besorgniß, nachdem einmal die friedliche Aufeinanderfolge von vierundachtzig regierenden Aebten und Bischöfen unterbrochen sei, möchten dem stillen Lande rasche Wandlungen und vielleicht eine endliche Auflösung vorbestimmt sein. Die altgeistliche Herrschaft hatte in friedlichen und stürmischen Jahrhunderten ihre Dauer erschöpft; die oranische, zwar in Folge der Revolutionskriege, jedoch durch Friedensvertrag zu Stande gekommen, hatte dieser Zwischenstellung gemäß, als grundberechtigt sich erhaltend, als revolutionsverwandt sich umbildend erwiesen. Jetzt war ein Regiment der Eroberung, eine Herrschaft des Kriegsglücks eingetreten, die möglicherweise nur aufzehrende, mithin zerstörende Kräfte üben möchte.

So lebhafte und zudringliche Wechsel brachten auch den denkscheuen, in den Tag zu leben gewohnten Menschen auf Vergleichungspunkte und setzten neue Vor-

ſtellungen ſeinen vorgefaßten Meinungen zu. Die kurze oraniſche Regierung gab auf ihren zweckmäßigen Reformen einen ſchmalen aber freien Standpunkt, um das kaum abgethane Alte und das bedrohlich herankommende Neue zu überſchauen. Daher kam denn etwas von der Einſicht, die Moſer ſchon zwanzig Jahre früher durch eine beſondere Schrift über die Mängel der geiſtlichen Regierungen in den leſenden Kreiſen der Geſellſchaft verbreitet hatte, nach und nach, wenn auch unklar, unter das Volk; wogegen das Sprüchwort vom guten Wohnen unterm Krummſtab bei den Unzufriedenen deſto mehr Glück machte, je weiter die Zeit des Krummſtabs zurücktrat.

Allerdings hatte die geiſtliche Herrſchaft in Deutſchland ſich dadurch hervorgethan, daß ſie mit dem Glanz und Anſehen des weltlichen Regenten noch die Macht und Bedeutung der geiſtigen Bildung verband. Allein gegen dieſen anfänglichen Vorzug — wie viel eigenthümliche Gebrechen hatte nicht die Zeit in die andere Wagſchale fallen laſſen? Gerade die Haltung zwiſchen Kirche und Staat ſetzte den urſprünglichen Widerſpruch in allen Beziehungen der Machtbethätigung mehr und mehr heraus. Der regierende Prieſter ſollte ein frommer Prälat und ein kluger Staatsmann ſein und mit ſeiner Abhängigkeit von Rom deutſche Geſinnung verbinden. Wie ſelten ſind geiſtliche und weltliche Würde ſo ineinander gewebt, daß ſie an einer und derſelben Perſon nur etwa ſchillern? Wie oft dagegen hemmen geiſtliche und weltliche Macht und Gerichtsbarkeit eine die an-

dere? Und da nun in dieſem Widerſtreite dringende Verbeſſerungen, wohlthätige Abſichten ſo bedenklich und ſchwer werden: ſo empfiehlt ſich zum Kanzler am beſten der Schlendrian, die thätigen Geiſter zu ermüden und beſchränkte, fügſame Köpfe vorzuſchieben. Wie ſcheu ſieht es um die Civiliſation und Wohlfahrt des Landes aus, wenn das Zepter in der Linken zur Arbeit und Induſtrie antreibt, zugleich aber das Kreuz in der Rechten vom Verdienſte des Almoſengebens und gegen die Sorgen um das Irdiſche predigt? Da ſteht dem Arbeitshaus das Kloſter gegenüber; Bettelmönche leuchten der Erwerbthätigkeit vor und ein Theil der fahrenden Unternehmungen geht auf Wallfahrten nach Gnadenmärkten aus, wo man die Conſumtion des Irdiſchen durch Ablaßwechſel auf das Jenſeits ausgleicht.

Abgeſehen aber auch von ſolchem Wechſelabſtoß zwiſchen Fürſtenhut und Inſel, bringt der geiſtliche Beruf an ſich dem Regieren und dem Volkswohl kein ſonderliches Heil. In den geiſtlichen Staaten leitete der Grundſatz, keine geniale Begabung und kühne Beſtrebung aufkommen zu laſſen, die Wahl der Beamten. Dummköpfe konnte man freilich nicht brauchen; aber man zog biegſame Charaktere hervor. Und hätte denn auch ein geiſtreicher Fürſt ſich einmal über ſolche Maximen hinausſetzen mögen: ſo hätte er ſich durch ſein Capitel beſchränkt gefunden, das immer darauf ausging, ſich im Mitregieren zu erweitern und dem zu wählenden Fürſten einen Fußblock von Wahlvertrag an die Fortſchrittsbeine zu legen. Da wurden ihm alte Diener

aufgedrungen, ſelbſtgewählte misbilligt. Ueberdies wurden ja die Präſidentenſtühle der Behörden ohnehin aus dem Capitel beſetzt. Männer, denen es nicht ſelten an Welt- und Staatskenntniſſen, oft ſogar an Verſtand und Erfahrung fehlte, mußten das Alte unverbeſſerlich, das Neue gefährlich finden. Es bildete ſich kein Syſtem für die Verwaltung, keine Folge in der Thätigkeit und das feſtgehaltene Herkommen war von keinem patriotiſchen Sinn beſeelt. Der Präſident gab den Geſchäften den Pfaffenſtrich und fand ſich in der Regel von dem ſtiftsfähigen Adel unterſtützt, der die obern Stellen einnahm, von den untergeordneten Beamten nicht geſtört, die auf der einheimiſchen Schule glaubensfertig vorgebildet, allen Zweifel und Tadel vor der Schwelle der Kanzlei ablegten und mit gefälligem Lob die ſicherſten Sporteln einſtrichen. Die unterſten Organe des Dienſtes, die mit dem Volk unmittelbar in Berührung kommen, wurden ohne Bildung und Geſinnung, wie ſie waren, aus der verſorgbaren Dienerſchaft der Prälaten genommen und behandelten die Unterthanen, wie ſie ſelbſt als Lakaien behandelt wurden.

Und wie denn ſo der Staat nicht als Organismus von einem ſchlagenden Herzen belebt, ſondern als Mechanismus vom Schwergewichte des Schlendrians gezogen wurde, bildete ſich auch kein bleibendes Intereſſe des Volkes; im Gegentheil belebte ſich der geiſtliche Staat in der Regel nur durch den Zwieſpalt zwiſchen dem Fürſten und dem Capitel zum Nachtheile des Volkes.

Doch, ſiehe da! Wie es nicht ſelten im Leben vor-

kommt, daß Unnützes dicht an der Stelle liegt, wo das Nothwendige fehlt: so bringe ich hier fremde Gedanken über die politischen Verhältnisse geistlicher Staaten beim Rückblick auf eine Zeit vor, da sie für immer erloschen waren, mir selbst aber, dem Sechzehnjährigen, aller und jeder politischer Begriff abging. Die Soldaten des Mortier'schen Corps durchströmten die Gassen der Stadt und ich beeiferte mich, sie mit meinem gymnasialen Französisch zurecht zu weisen. Weiter dachte ich nicht, bis mir ein ehemaliger Schulkamerad, Sohn eines verständigen Schuhmachers, begegnete und mir mit bedeutender Miene zuflüsterte, daß in dieser verhängnißvollen Stunde die Landesbehörden auf dem Rathhause versammelt seien, um den Uebergang des Fürstenthums an die französische Herrschaft zu berathen und Anordnungen zu treffen. Ich hatte keine Vorstellung, und fand in meiner Umgebung keinen Begriff von den Folgen dieser Umwandlung der fuldaischen und der deutschen Verhältnisse und will nun auch kein nachgeholtes Verständniß in jene Periode zurückbringen, sondern nur in flüchtigen Zügen die Eindrücke bezeichnen, die mir aus jenen französischen Jahren geblieben sind.

Das Mortier'sche Corps, das zur Besitznahme von Hessen nach Kassel weiter zog, hatte das Bett gebrochen, worin von nun an die französischen Heereszüge, steigend und fallend, aber nicht mehr versiechend, hin- und herströmten. Französische Behörden waren zur Verwaltung, das hieß zur Ausbeutung des Landes, gleich anfangs angeschwemmt worden. Wir sahen sogenannte Employés

wie winterliche Krähen ankommen und abgehen. Hungrig und wie in der Mauſer übel ausſehend erſchienen ſie und gewannen bald ein glänzendes Gefieder, freche Krallen und übermüthige Schnäbel; der hübſcheſte darunter, Mr. Miège, brachte es ſogar zum wirklichen oder Scheingemahl einer ſtattlichen Courtiſane ſeines Chefs, des Domänendirectors Gentil. Ich nenne ſie ſo, weil mir in dieſem Worte der franzöſiſchen Sprache das Verſtändniß der Sache zu liegen ſcheint; indem jene deutſche Dame nach langer Liebes-Cour Tiſane oder Kühltrank für den gentilen Geſchäftsmann geworden war.

Die Domänen der Provinz kamen nach und nach als Dotationen an franzöſiſche Marſchälle oder Napoleoniden. Und da auch die übrigen Einkünfte in franzöſiſche Hände fielen, ſodaß ſelbſt die Waldungen durch außerordentliche Holzfällungen gelichtet wurden: ſo geriethen oft genug die Gehalte und Penſionen ins Stocken und die Familien in Noth, die nicht blos in der Stadt lebten, ſondern auch die Stadt ernährten.

Da ſchlug ſich eine kleine ſchlaue Jüdin ins Mittel. Ich ſehe ſie noch rennen und laufen. Sie, aus deren Waarenlager die franzöſiſchen Mauſervögel ſich befiederten, machte überhaupt die großen Geſchäfte bei Franzoſen und Fuldenſern, zwiſchen den Nehmenden und den Entbehrenden. Sie war die große Lieferantin, die Wechslerin zwiſchen den beiden Sprachen, Dolmetſch bei Denen, die ſie überreden und jenen, für die ſie gut ſagen mochte. Sie war die Frau von Einfluß überall,

wo's nicht fließen wollte. Sie erhielt in jener Noth die Societät, zu der sie selbst nicht zählte, durch Das, was sie zahlte. Sie war für Viele eine Vorsehung durch Vorschüsse, eine Providenz gegen Provision. Jene üppigen Prälaten, die sich vor wenig Jahren von ihren verschuldeten Propsteisitzen in die oranischen Apanagen gerettet hatten, verfielen mit diesen jetzt einer Beschneidung der kleinen Hoheprieſterin, die nicht an das Kreuz glaubte, aber die Capitelskreuze als leidliche Unterpfänder gelten ließ. Es war eine Zeit der Passion, in welcher jene wenig frommen Herren doch im Stillen wieder manchmal das Kirchenlied anstimmten: O crux, ave spes unica! — eine Zeit der Widersprüche, da ihre Noth erst recht anging, wenn ihnen das Kreuz abgenommen war.

Solche Noth und Bedrängniß der Zeit, diese fremde Gewaltherrschaft, war auch in sittlicher Hinsicht keine Schule der Bildung und der Selbständigkeit für den fuldaer Sinn und Charakter. Und wie sehr that eine solche Bildung diesen beiden noth, die unter dem uranfänglichen Krummstab gebückt, im Beiderwand geistlich-weltlichen Staatsgewebes dürftig gekleidet zu gehen sich gewöhnt hatten. Durch heimliche Angebereien und wechselseitige Verkleinerung suchte man sich bei den Franzosen in Gunst und Förderung zu setzen. Eine ganze Repositur von Denunciationen erwuchs den Franzosen und gab ihnen die erwünschtesten Einblicke in die innersten Verhältnisse des Landes und der Familien. Das schlechte Französisch, worein die schlechte Gesinnung sich

hüllte, milderte vielleicht die verdiente Verachtung durch einen Zug des Lächerlichen.

Im Uebrigen darf man den Franzosen die Anerkennung schenken, daß sie in Deutschland überhaupt mit einer gewissen Artigkeit und Discretion zu benutzen wußten, was deutsche Männer aus Mangel an Ehrgefuhl und Nationalsinn, deutsche Frauen aus Mangel an weiblichem Stolz und sittlichem Bewußtsein den Fremden preisgaben.

Es war die Zeit der schmachvollsten Erniedrigung, worin die Nation die Schuld ihrer Selbstvergessenheit und ihrer Entzweiung so schwer zu büßen hatte. Die Geschichte mag erzählen, in welchen höhern Kreisen der Gesellschaft durch Uebermuth und Ueberhebung das Unglück vorbereitet und durch welche unselige Politik der Eifersucht und der Uneinigkeit die Kraft und Ehre Deutschlands gebrochen und verwirkt worden sind. Wir gedenken hier nur einer erhebenden Erscheinung, die in jener politisch und sittlich verfallenden Periode als eine gute Vorbedeutung angesehen werden konnte.

Man hat nämlich bemerkt, daß die Kantische Philosophie, indem sie abermal der französischen Revolution begegnete, mit einem eigenthümlichen Einfluß im staatlichen Leben Deutschlands wahrhaft praktisch wurde. Die Geschäfte der Säcularisation der geistlichen Staaten, der Länderaustausche, der Gebietsabrundungen und Organisationen, diese brennenden Angelegenheiten jener Zeit, gaben die wichtigsten öffentlichen Interessen in die Hände

des Beamtenstandes, jener bürgerlich brauchbaren Männer, die durch die strenge Methode jener Philosophie geschult, im Ideenkreise des Kantischen Rechtsstaates, der Kantischen Moral mit ihrem „kategorischen Imperativ" oder unbedingten Sittengesetze lebten. Da wo geistlicher und weltlicher Beamtenstand sich zu dieser gediegnen Lehre bekannte, an der hohen Erkenntniß, Antheil nehmend, daß das menschliche Handeln ganz verschieden und unabhängig von den Gesetzen der Erscheinungswelt sei und mit dem „Ding an sich", mit dem Wesen und Urgrund alles Daseins in unmittelbarer Berührung stehe, da trat eine edle, ernste Anschauung der Dinge dem Egoismus der habsüchtigen französischen Employés und der gewissenlosen französischen Praxis entgegen und leistete der deutschen Sache wesentliche Dienste.

Doch die tröstlichen wie die schmählichen Verhältnisse der damaligen Zeit kamen uns Lyceisten erst später zur Einsicht. Unser Sinn blieb an den äußerlichen Vorgängen ziemlich gedankenlos haften. Mit den Zuzügen der Franzosen wechselten die Hunderte, ja Tausende gefangener Preußen. Für diese Transporte war die Domkirche zur Einpferchung genommen worden und blieb lange Zeit in entweihtem Zustande. Die Einwohner beeiferten sich, diese Elenden zu speisen und wir Studenten schleppten in Töpfen und Schüsseln die Kartoffelsuppe durch die bewachte Kirchenthüre unter die Zudrängenden, die mit Näpfchen und Löffeln einander über die Köpfe

reichend schöpften; sodaß wir selbst über und über betröpfelt und begossen, lächerlich und belacht, wieder herauskamen. Von gar manchem alten Soldaten um Gottes Willen angefleht, ihm etwas Rauch- oder Schnupftaback zu verschaffen, erfuhren wir, wie viel mehr, als der Nahrungstrieb, den Menschen oft ein angekünsteltes Bedürfniß tyrannisirt.

Damals vertrugen unsere jungen Herzen die widerwärtigsten Contraste. Wenn die Gefangenen unter französischen Bayonneten weiter gebracht wurden, fanden wir den leeren Dom schmählich entwürdigt. Wo an hohen Festen die Tausende andächtig gekniet hatten, lag die zerwühlte Streu einer unsaubern Heerde. Gestank erfüllte die Räume, die sonst vom Weihrauche des Altars durchzogen waren. Die Siege fremder Eroberer schändeten die Stätte, wo vor tausend Jahren in einer Wildniß der Puls einer gläubigen Gemeinde erwacht war. Und von diesem Anblicke wendeten wir uns wol der Pfarrkirche zu, die jetzt als die Landeskirche vicarirte, wenn zu einem Siegesfeste mit militärischem Hochamt vielleicht das Tedeum Paesiello's zur Friedensfeier des Consulats, oder jenes zur Kaiserkrönung Napoleon's componirte, von Sängern und Instrumenten ausgeführt wurde. Der hübsche Student, dem ich als Kind die Bücher nachgetragen, der die Ankunft Oraniens mit Versen begrüßt hatte, war inzwischen ein angesehener geistlicher Rath geworden und hielt die Lobrede auf Napoleon. Wie hätten wir die Zeit vorausgesehen, wo es ihm beschieden wurde, auch eine Schmähredе auf

denſelben abzukanzeln? Das muß freilich künſtlich gewebt ſein, was man auf beiden Seiten tragen kann. Und der klerikale Liebling erwies ſich noch oft als ein echt bibliſcher Fuldenſer in dem Spruche: Schickt euch in die Welt.

Daneben betrieben wir praktiſch die Sprache der Fremdlinge. Manchmal überkam mich doch ein eigenſinniger Widerwille, oder war's eine Art von Antipathie, daß ich manchen zu Quartier kommenden Soldaten ſchlechterdings nicht franzöſiſch begrüßen konnte. Wurde es dann zu einer Verſtändigung mit den Meinigen unvermeidlich: ſo koſtete es mir, weil es nachträglich wie eine Tücke ausſah, die peinlichſte Selbſtüberwindung. Und wie erfreut war doch Jeder, und wie kam es ſelbſt auch der Bewirthung zu gut, wenn der Soldat das Maul nicht blos zum Eſſen, ſondern auch zum Sprechen brauchen konnte! Nur eines einzigen brutalen Menſchen erinnere ich mich. Er war aus einer, auf Leiterwägen forteilenden Truppenabtheilung mit zwei Kameraden zu einem flüchtigen Imbiß gekommen, ſprach einen provinziellen Jargon und fiel höhnend aus, als ich ihn nicht verſtand. Statt ihm etwa zu erwidern, er möge denn ſo gut ſein, zum deutſchen Frühſtück deutſch zu ſprechen, warf ich ihm etwas ſchnöde hin, ich ſei eben an den pariſer Accent gewöhnt. Comment? rief er heftig, je suis de Paris moi! Ich lachte. Er ſprang auf und verlangte, ich ſolle ihm auf der Stelle zugeſtehen, daß er aus Paris ſei. Ah bah! verſetzte ich, und verließ die Stube. Er mir mit gezogenem Säbel nach,

och überholt von meiner entsetzten Mutter, die sich ber mich warf und ihn flehend abzuwehren suchte. Der tolle Wütherich! Auf der Stelle sollte ich sagen, aß er ein Pariser sei. Ich war eigentlich nicht bange, ber doch gespannt genug, um nicht geradezu über den nsinn zu lachen, worauf doch wol ein Hieb gefallen ein würde. Ein Pariser? gab ich zur Antwort, nun a, mein Herr, Ihr habt mich überzeugt, daß Ihr ein chter Pariser seid. Eh bien! versetzte er, den Säbel insteckend, und kehrte in die Stube zurück. Il m'a emandé pardon, versicherte er seine Kameraden.

Heiterer lief ein anderes französisches Wort ab. Die em Hause Nr. 111 ersten Viertels zugetheilte Einquarierung wechselte zwischen uns und dem Besitzer der bern Hälfte des Hauses. An diesem war eben die Reihe, als ein Soldat mir vor der Thür sein Billet ragend hinreichte. Oui, Monsieur, c'est ici, erklärte ich hm. Entrez s'il Vous plait, mais il faut descendre n haut.

Der Soldat brach in ein lautes Lachen aus. So ustig war noch Keiner ins Quartier gekommen, aber ach der Versicherung des Wirthes auch noch Keiner o wohlfeil gehalten worden.

Zuflucht.

Blieb demnach der angehende Lyceist von den Widerwärtigkeiten der französischen Uebermacht nicht unberührt: so ward ihm doch gerade jetzt auch etwas von der Zuflucht angeboten, die der deutsche Geist vor dem schmählichen Drucke der Fremdherrschaft nahm. Der Vorhof der Philosophie ward uns nämlich aufgethan.

Die deutsche Philosophie, die — der französischen Revolution einige Schritte voraus — sich in den neunziger Jahren mit ihren Ideen den Waffen derselben anzuschließen bereit gewesen war, machte bekanntlich vor dem siegreichen Kaiserthume Napoleon's eine Schwenkung nach dem Höhenzuge der Speculation. Neben ihr öffnete die Romantik die zugefallenen und übermoosten Pforten des germanischen Mittelalters. Dorthin zogen sich die Geister der denkenden, hierhin die Herzen der träumenden Zeitgenossen zurück. Aber es fehlte nicht an Männern, die beide vereinten und die der Flucht Halt geboten.

Wir dürfen uns in letzterem Betracht nur des kühnen Herzogs der Geister — Fichte's erinnern, der in Berlin unter französischen Behörden und Spionen seine muthigen, markigen „Reden an die deutsche Nation" hielt, alle Vaterlandsgesinnten an die Pflicht der Vaterlandsliebe mahnend — ein Flügelmann seines Jahrzehends, der mit dem Uebermaß seiner sittlichen Forderungen die Bewegungen der entschlossenen Herzen hervorrief, ein Prophet, der mit seinen Angriffen gegen die Idee und Wirklichkeit des Staats als eines Mechanismus der Gewalt, als einer Polizeiordnung des Gehorsams, auf den Rechtsstaat der Volkstheilnahme am öffentlichen Leben hindeutete.

Auch der schwärmerische Rückzug der Romantiker hatte doch wol ebenfalls nur — wenn nicht die Absicht, doch die Folge, zu einem thatsächlichen Anlauf Maß zu nehmen. Denn wozu an die stolzeste Zeit Deutschlands mit Sang und Klang erinnern, als um das Nationalgefühl und den Muth der Erhebung gegen fremden Druck und Bedrängniß zu erwecken?

Dem sei aber wie ihm wolle, so ward mir beim Uebergange zum Lyceum das Zufluchtsgebiet der Philosophie eröffnet. Logik, Metaphysik, praktische Philosophie, nach hergebrachter Eintheilung, war den drei Classen der Anstalt zugemessen. Während des ersten Jahrgangs hielt noch der durch viele Schriften bekannte Christian Weiß die philosophischen Vorträge von seinem stets festgehaltenen kritischen Standpunkte. Aus Taucha bei Leipzig gebürtig und durch seine „Fragmente

über Sein, Werden und Handeln", sowie durch seine „Winke über eine durchaus praktische Philosophie" bereits bekannt, war er im Jahre 1805 aus seinen Leipziger Vorlesungen nach Fulda berufen worden — jetzt da ich ihn hörte, 33 Jahre alt, blassen breiten Gesichts von stets ernstem Ausdruck und klangloser Stimme. Er hatte sich noch nicht lang ein hübsches, niedliches Frauchen aus Sachsen geholt, als er, mit den örtlichen und französischen Verhältnissen in Fulda unzufrieden, den Ruf nach Naumburg zur Direction der Bürgerknabenschule im Jahre 1808 annahm. Seitdem hat er, auf seinem wissenschaftlichen Standpunkte beharrend, seine bürgerliche Stellung wiederholt gewechselt, bis er seit 1816 als Regierungs- und Schulrath zu Merseburg in die Acten verloren ging.

Wir hörten Logik bei ihm nach seinem eigenen Lehrbuche und dem damaligen Schulbegriffe von Logik. Es ging mir mit den Gesetzen des Denkens, wie es mir früher in der Anthropologie mit den Muskeln gegangen war: ich konnte am frischesten laufen und Berge besteigen, wenn ich an das unaufhörliche Spiel der sich streckenden und zusammenziehenden Fasern gar nicht dachte. Was mich aber sehr anzog, waren Schriften über philosophische Religionslehre, die ich von dem gefälligen Weiß geliehen bekam. Von diesen ist mir nur Heydenreich noch in Erinnerung, jener ausgezeichnet begabte Denker, den die Zugabe eines tiefen Gefühls zu einem eben so ungewöhnlich ausschweifenden Lebemann gemacht hatte. Eine recht Faust'sche Natur, wie ich mir

ihn denke. Wie er, berühmteren Forschern voraus, eine Identität des Idealen und Realen auf seine Weise versuchte, war er diesen einander widerstrebenden Richtungen der Seele — der Forschung und des Genusses, sehr früh und damals schon unterlegen.

So viele mir neue Ideen und Gesichtspunkte religiösen Bezugs, wenn auch mehr vereinzelt als im Zusammenhang aufgefaßt, richteten doch unvermerkt einen Aufruhr in meinen Gedanken an, der mich innerlich beschäftigte und die Masse des kirchlich Ueberlieferten zu durchgähren und zu zersetzen anfing. Dies um so leichter, als die empfangenen Ideen, gleich befruchtenden Lichtstrahlen, in das religiöse Gebiet fielen, nicht aber als Pfeile der Gegner auf die Kirche zielten, in der ich so eng erzogen und noch verwachsen war.

In dieser Seelenstimmung erhielt ich einen geistlichen Ruf für meine Zukunft — eine Einladung zu einer noch bequemeren Zuflucht, als die Philosophie war. Eine Aufforderung Mönch zu werden, für meine Denkart schon verspätet, kam allerdings früh genug für mein Alter von siebzehn Jahren. Vielleicht wollte man aber einen jungen Menschen, von dem man sich etwas versprach, absichtlich unreif abbrechen und einthun, um ihm auf dem Lager eine andere Reife zu geben, als er am protestantischen Spalier der freien, sonnigen Schule nehmen konnte.

Nach aufgehobenem Kapuzinerkloster hatte nämlich die oranische Regierung den Franziskanern auf dem Frauenberge fortzubestehen und sich durch Fechser oder Senker fortzupflanzen gestattet. Der Klerus bedurfte pfarrlicher

Aushülfe auf dem Land und die fuldaer Bauern damals noch Mönche. Seitdem thaten sich die Klostervorsteher von Zeit zu Zeit nach Studenten um, die, auf dürftigem Boden erwachsen, im Kloster leichter Wurzeln zu treiben, und durch gute Anlagen und Kenntnisse fruchtbare Stämme zu werden versprachen. Denn neben Denjenigen, die durch Bauch und Backen der Klosterküche Ehre machten, wünschte man auch solche zu besitzen, die der Klosterkirche Nutzen brächten. Ein Kloster braucht ja nicht blos ausfliegende Sammelbienen, sondern auch Zellen bauende, das heißt Beichtstuhl und Kanzel erbauliche Immen.

So erhielt ich denn gegen den Sommer des ersten Lyceumsjahrgangs auf einen Sonntag die Einladung, den Pater Eustach im Kloster zu besuchen. Wir erinnern uns dieses Paters aus der Kapelle der englischen Fräulein. Ein Gewitter hielt mich ab, und sobald es vorüber war, eilte ich, verlangend, was der Nonnenpater von mir wollte und ohne Ahnung, daß er heute den Zeidler machen werde, nach dem Bergkloster. Die Abendsonne überglänzte durch abgeregnetes Gewölk den herrlichen Zug der Rhön und die Saatfelder der Vorhügel, über welchen noch die Ruine eines Regenbogens abschimmerte. Wie ich die Zelle betrat, fiel mein Blick durch das kleine Fenster, das ein Stück der glühenden Landschaft wie mit einem dunkeln Rahmen abschnitt. Aus dem Garten herauf duftete es in das enge Gemach. Die Natur schien sich mit dem verlockenden Mönche verschworen zu haben. Zufrieden lächend empfing mich der

Pater mit der wunderlichen Frage: „Nun, wo hinaus mit der Feder?“ Er meinte, welches Brotſtudium ich beabſichtige. Da ich daran noch nicht gedacht hatte, brachte er die Kutte in Vorſchlag und ſtrich mir das Kloſterleben heraus. — „Wir ſind nicht ſo ſchwarz,“ ſcherzte er, „wie Sie uns vielleicht in den Ritterromanen gefunden haben. Nein doch! Auch ſind wir mit der Zeit fortgegangen, und es wird ſogar neben der Theologie auch ein philoſophiſcher Unterricht in unſerm Kloſter gegeben. Es kann Niemand den Kant beſſer verſtehen als unſer gelehrter Polycarp Schmitt. Und wie würde ſich Ihre gute Mutter freuen!“

Schon aus verlegener Gutmüthigkeit hätte ich den Antrag nicht geradezu abweiſen können; aber es lockte mich auch etwas näher an die Verſuchung heran zu gehen. Ich bat um Friſt zur Ueberlegung einer ſo ernſten Sache. Damit war der Mönch wohl zufrieden und lud mich ein, ihn recht oft zu beſuchen.

Wie ich jetzt nachdenklich den Berg hinab wandelte, tief unter mir die Stadt mit den ſonntagabendlichrauchenden Schornſteinen lag, die Lerchen in den letzten Strahlen des Tages jubelten und die alten Lindenbäume des Weges unter dem Abendwinde vom Gewitterregen troffen: wie zog und ſog die Natur an meinem Herzen, wie ward mir bei dem Gedanken an meine Zukunft ſo weh und weich um die Seele! Ich war frei geweſen wie die ſteigenden Lerchen, ich war es noch und flatterte nun um einen Sprenkel, auf welchen ich mich zuweilen zur Neckerei des Vogelſtellers zu ſetzen dachte. Es warnte

mich, wie es mich lockte. Die Kutte war mir zuwider; daß man ſich aber um mich bewarb, ſchmeichelte mir.

Ich beſuchte nun von Zeit zu Zeit meinen Pater Euſtach. Er bewirthete mich mit Kloſterbier und unterhielt mich von Kloſterangelegenheiten, die, an ſich kleinlich, durch die eigenthümliche Mönchspolitik, mit der ſie behandelt wurden, recht ergötzlich waren. Meiner Alexandriner auf den duftigen Schweinskopf wurde nicht gedacht, auch auf meinen Entſchluß nicht gedrungen. Wer weiß, wie lang ich daher den Pater hingehalten hätte, wäre er mir nicht eines Tages mit dem Gruß entgegen gekommen: „Gut, daß Sie mich heut beſuchen! Der Pater-Provinzial iſt da und wünſcht Sie zu ſehen. Sie haben nun Zeit zu reifer Ueberlegung gehabt, und werden ihm Ihren Entſchluß erklären können. Warten Sie ein wenig, ich will Sie melden!“

Er verließ ſeine Zelle und ging nach dem Refectorium.

Was aber nun? Ich war in einer knabenhaften Seelenangſt. Und wie ſehr es mir bei meiner wunderlichen Ehrlichkeit an Finden und Faſſung fehlte, geht daraus hervor, daß mir keine andere Auskunft als die Flucht einfiel. Alſo rannte ich aus der Zelle fort, die Treppe hinab, ſchellte an der Pforte, flüſterte dem freundlichen Bruder Pförtner ein blaſſes Wörtchen von Baldwiederkommen, und ſetzte wie ein Reh, hinter dem die Büchſe des Jägers geknallt hat, über Stock und Stein den Berg hinab. Erſt als ich unten frei athmend mich in Freiheit fühlte, malte ich mir die Geſichter Euſtach's

und des Provinzials, wenn sie in die Zelle träten, um den Novizen zu prüfen.

So war ich denn dem Kuttengürtel entgangen, der, schon in eine Schleife gezogen, über mein Ja nickendes Haupt zu fallen bereit hing. Es war meine zweite Flucht aus derselben verschlossenen Pforte. Zuerst hatte ich die Ueberzeugung von der Küche, und diesmal den Appetit am Kloster selbst verloren. Ich muß es so nennen; denn von einer Prüfung solcher Angelegenheit für das Leben konnte in meinem Alter keine Rede sein. Was wußte ich vom Leben, vom Wechselbedürfniß eines Menschen und seiner Zeit? Wie hätte ich in meiner Lage abwägen können, was das Leben bringt und das Kloster nimmt? Und wenn ich erst Armuth, Keuschheit, d. h. Ehelosigkeit und Gehorsam geschworen, die edelsten Keimaugen des Herzens, die Sprossen der Thätigkeit, der Liebe, der Ehre zerdrückt hätte: sollte ich vielleicht eine Aussöhnung mit dem dreiknotigen Lendenstricke darin finden, daß derselbe wenigstens doch über dem anspruchvollen Bauche nachgab? Wie konnten wir Das und Alles überlegen? Die Mutter maß das Leben mit der Nähnadel und ich flatterte am Faden, der im Oehre hing. Sie ließ mich in dieser Sache gewähren; ich weiß nicht, ob aus richtiger Empfindung, oder weil sie sich aus den Mönchen nichts machte. Die Sorge um meine mittellose Zukunft, jene Angst, die den Klöstern so manchen heuchelnden Zögling wirbt, ging an ihrer gottvertrauenden Seele und an meinem eigenen leicht gesinnten Herzen vorüber.

Persönlichkeiten.

Auf den abgegangenen Christian Weiß nahm Burkard Schell den philosophischen Lehrstuhl ein — ein gewesener Benedictiner, klein und zierlich von Gestalt, lebhaft in seinem Vortrag, ernsten Wesens mit jovialem Vorbehalt, scharfsinnig hinter scharfen Zügen, von umfassendem Wissen und bescheidenem Selbstbewußtsein.

Die Söhne des heiligen Benedict, die bei Stiftung des Klosters mit so viel Arbeit und Entbehrung zu kämpfen gehabt, saßen zuletzt in der sorgenfreiesten Muße. Der Spaten der ersten Arbeiter, der Griffel der frühern Abschreiber und Lehrer hatte den spätern Brüdern gutes Einkommen erworben. Keller und Speicher füllten sich jetzt leicht, die gemeine Sorge war verschwunden, und die edeln Arbeiten, in denen der Orden einen ursprünglichen Ruhm zu bewahren hatte, konnte mit behaglicher Liebe gepflegt werden. Die bedeutendsten Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, leb-

ten hinter dem Dom, der mit dieſem Jahrhundert erbaut war. Dorthin zogen ſich die friſchen Talente bürgerlicher Söhne, wo ſie mit den Abkömmlingen altadeliger Familien gemeinſam des Tiſches und Unterrichts genoſſen, bis ſich beide in die Prälaturen und in die Profeſſorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüſſen der Welt nicht aus dem Wege gingen, ſcheuten ſich die Gelehrten des Ordens nicht vor den ſchwindelnden Gedanken der Zeit. Kant und die neue Bewegung der ſpeculativen Wiſſenſchaft war ſehr früh in den Convent der Benedictiner eingedrungen. Als mit der Säculariſation auch der Orden aufgehoben und der Convent die Weltgeiſtlichen aufnahm, legten die gelehrten Profeſſoren ihr faltenreiches Kapuzgewand ab und richteten ſich als Junggeſellen in der Stadt ein.

Wie Schell mit lebhaftem Intereſſe der Bewegung des philoſophiſchen Gedankens folgte, war er auch nicht, wie Weiß, auf dem kritiſchen Standpunkte ſtehen geblieben. Damals war Bardili ſein Mann, der eben als Profeſſor am Obergymnaſium in Stuttgart geſtorben war. Als ſcharfſinniger Denker hatte Bardili in verſchiedener Richtung neue Wege geſucht und verſucht; indem er aber dem philoſophiſchen Bedürfniß ſeiner Mitlebenden zu wenig nachgab, blieb er auch von der nachfolgenden Generation weniger beachtet, als er vielleicht verdient hätte.

Der neue Profeſſor gab auch eine andere Eintheilung der philoſophiſchen Vorträge für die drei Claſſen. Für die erſte wurde nur eine philoſophiſche Elementarlehre beſtimmt, um in ſolcher Vorſchule nur erſt aufmerkſam

zu machen auf den Zuſammenhang zwiſchen der menſchlichen Erkenntniß und dem Weſen der Dinge, ſowie auf die Elemente desjenigen Urverhältniſſes, welches beiden gemeinſchaftlich zu Grunde liegt. Beſchloſſen wurde dann mit einem kurzen Abriß der Pſychologie und mit den Hauptpunkten der Logik und Ethik.

Während der kleine Profeſſor uns nun in der zweiten Claſſe mit den Geſetzen des Denkens und dem Weſen der Dinge beſchäftigte, legte er uns, ohne es zu ahnen, ein Lebensräthſel vor. Seine, wenn auch ſehr vorſichtige Freimüthigkeit ließ uns keinen Zweifel darüber, daß er die katholiſch-kirchliche Ueberzeugung ebenſowol als die Cuculle des heiligen Benedict abgelegt habe. Dennoch ſahen wir ihn im Kloſter der Benedictinerinnen die gewöhnlichen kirchlichen Handlungen verrichten. Dieſer Widerſpruch befremdete uns. Wir waren eben noch jung genug, um zu glauben, über was man ſich hinausgedacht habe, müſſe man ſich auch friſch hinaus ſetzen. Uns ging noch das Verſtändniß ab, wie ſich die innigſten Ueberzeugungen der Einzelnen mit den dringenden Bedürfniſſen der Geſellſchaft zu vermitteln pflegen und wie die Ideen dem Leben erſt noch eine Zeitlang dienen müſſen, ehe ſie es erlöſen können. Geht es doch jedem erhabenen Gedanken, auf dem eine Verheißung ruht, wie dem jugendlichen Sohne des Patriarchen Iſaak, daß er um die geliebte Rahel ſeine Dienſtzeit durchmachen muß, und wenn er doch erſt mit der triefäugigen Lea getäuſcht wird, die weiteren Mühen nicht ſcheuen darf. Ja, wenn er ſeine Geliebte endlich

ungen, iſt er noch nicht am Ziele, ſondern muß ſich
t auch noch, um ſeines irdiſchen Beſtehens willen —
e ſcheckige Heerde verdienen. Leichter, als wir dies
griffen, faßten wir die Vermuthung, daß der kleine
iloſoph ſich durch die Meſſe und Vesper mit irgend
er klöſterlichen Freundin, einer Jungfrau Scholaſtika
r Aloyſia, in Verbindung halte, und daß es dabei
n andere Empfindungen gelte, als was die Kloſter-
weſtern nach einem altüberlieferten Recepte aus ge-
irztem Honigteiche unter dem Namen der „Nonnen-
fzer" backten.

Mir ſelbſt blieb der freundliche Mann durch meine
ätern Lebenswandlungen zugethan, und würde mich
ch entſchiedener als durch ſeine Bücherſammlung ge-
ebert haben, wenn er ſich nicht durch ſeine Beſcheiden-
it und Befangenheit hätte abhalten laſſen, mich in
einem Irren und Zweifeln perſönlich anzufaſſen. Im
brigen lebte er als der ſittlich und geſellſchaftlich acht-
rſte und untadelhafteſte jener lehrenden Benedictiner,
e aus dem faltenreichen Kloſtergewande ins knappe
eltkleid geſprungen waren.

So trat gleich neben ihm der für die Religionslehre
nd Kirchengeſchichte beſtellte Maurus Rupfer zwar
ausgewähltem weltmänniſchen Anzuge, aber mit nur
lzuderben Manieren und unzugänglichem Hochmuth
uf. Ein hübſcher, ſtattlicher Mann, im kraftvollſten
lter und Ausſehen, der mit etwas mehr Feinheit an
nen weltfahrenden Jeſuiten erinnert hätte. Wir be-
underten noch ſpäter die Zumuthung, die er ſich

machte, mit einer jungen und hübschen Wirthschafterin sich ohne Zweifel in cölibatärer Selbstüberwindung zu üben.

Ganz in sich zerfallen war aber der sonst begabte und gründliche Professor der Mathematik Placidus D. Ungeordnet in seinem Leben, wie in seinem Anzuge, ließ er es merken, daß er zechte, spielte und der Liebe an keinem Hochaltar diente. Nach diesen drei nicht mathematischen Dimensionen bezeichneten wir auch in keckem Muthwillen die drei ziemlich abgetragenen Klappenröcke, mit denen er abwechselnd seine Vorträge hielt — selbst gelangweilt, verdüstert und der Ziffer und Zeichen verdrossen, die uns in der ebenen Trigonometrie und vor dem Prisma und Cylinder einschläferten.

Rühriger und anregender war der vierte Benedictiner, Aegid Heller, der älteste von ihnen. Er hatte mit tüchtigen naturwissenschaftlichen Studien den Convent verlassen, ein kleiner breiter Mann mit einer großen wissenschaftlichen Nase, zurückgezogen lebend und der fortschreitenden Naturforschung an der Ferse folgend. Er hatte die Anschaffung kostbarer Werke für Naturwissenschaft in der Landesbibliothek und guter Instrumente für den physikalischen Unterricht bewirkt. Auf manche eigene Verbesserung der Beobachtungsmittel, besonders in Bezug auf den Erdmagnetismus, war er stolz. Einst kamen, während seines duech Späße und Anekdoten gewürzten Vortrags und Abwartens einer Beobachtung, einige Reisende, um den physikalischen Apparat zu besehen, in den Saal. Heller zeigte ihnen

Alles mit seiner einfachen Artigkeit. Aber sie wollten schon Alles — das Eine in Göttingen, das Andere in Jena oder sonstwo gesehen haben, selbst Dasjenige, was Heller sich eigens ausgedacht hatte. Da übermannte ihn endlich der heimliche Aerger: er ergriff ein starkes Stück Kreide, brach es entzwei, und die Bruchseiten vorweisend, fragte er hastig: „Haben Sie auch Das schon gesehen?“

Rector Gierig, den wir oben schon bezeichnet haben, war am Lyceum Professor für alte Literatur, alte Geschichte und römische Alterthümer. In besondern Stunden ließ er Uebungen im lateinischen Stil machen.

Um nun das Facit meiner Lyceumsjahre zu ziehen, haben sich mir zwei Schulzeugnisse aus der zweiten und dritten Classe erhalten. Philosophie und Mathematik treten darin am weitesten auseinander: die Kenntnisse in der Philosophie werden als vorzüglich, in der Mathematik als mittelmäßig bezeichnet. Kirchengeschichte, klassische Literatur, Welt- und Literargeschichte und physische Geographie kommen mit „gut“ — Experimentalphysik und schriftliche Ausarbeitungen mit „sehr gut“ ab. Der Fleiß in 1808 erscheint nur „hinlänglich“, in 1809 „nicht ganz genügend“; wogegen die Sitten dort gut, hier sogar bewährt genannt werden.

Wie lächeln mich aus diesen vergilbten Papieren jene leichtherzigen Jahre an! Ja, Fleiß! Hätte es mir nur nicht an Büchern und Zeit gefehlt! Die geringe belohnten Unterrichtsstunden, mit denen ich die dringendsten Bedürfnisse bestritt, reichten nicht zur Anschaffung von

Büchern zu, während ſie mir doch Zeit und Friſche zum Studiren nahmen. Doch freilich — leichtes Blut, heiterer Sinn, Unverſtand des Lebens ließen mich gerade nicht zu beſonderer Anſtrengung kommen. Ich war allerdings etwas unſtät; doch denkt mir auch nichts, was mich beſonders angeeifert hätte. Lag es an der Zeit oder an den Menſchen? Vielleicht an beiden. Der Krieg und die Fremdherrſchaft brachten Unruhe, Zerſtreuung, Sorgen mit ſich. Das Lehren hatte keinen Zug, das Lernen kein Ziel. Die Profeſſoren, mit Einquartierung regelmäßiger als mit der Gehaltsauszahlung bedacht, erſchienen muthlos, verdroſſen. Wie leicht wurden Lehrſtunden ausgeſetzt, wie leicht es genommen, wenn wir eine ſchwänzten! Weiß und Meißner, die noch viel Anregendes hatten, waren fort; ein geiſtloſer geiſtlicher Rath war Studiendirector und die geiſtlichen Profeſſoren zeigten ohnehin wenig Hingebung und für begabte Schüler wenig perſönliches Intereſſe; wie denn der Cölibat abgeſchloſſen und theilnahmlos zu machen ſcheint. So wurden uns denn auch keine Ziele und Muſter der Nacheiferung vorgeſteckt, und das Vorbild des heiligen Aloyſius hatte aufgehört zeitgemäß zu ſein, ſeitdem wir uns nach allen möglichen Wegen umthaten.

In ſolcher Zeit und Gemüthsverfaſſung mußte mich das Ideelle um ſo lebhafter anziehen, als es gerade mir beſonders in meinen äußern Verhältniſſen an Poſitivem fehlte, was ſonſt die Menſchen einnimmt und beſchäftigt. Vielleicht hing es auch hiermit zuſammen, daß ich bei höchſter Achtung vor exactem Wiſſen, doch

keinen beſondern Eifer für daſſelbe gewinnen konnte. Auch in ſpäteſter Zeit zogen mich die räthſelhaften Ein- und Ausgangspunkte des Lebens, die Herkunft und der Hingang des Menſchen, mehr an als die Geſetze, nach denen das Sichtbare und Sinnliche ſich entwickelt und verwandelt.

Aufklärung.

Nun werden die Verständigen wol auch ohne meine Versicherung hinter der höchsten Note, die mir aus den philosophischen Lectionen zu Theil wurde, nichts Außerordentliches suchen. Denn eigentlich bezeichnete sie doch blos ein leichteres Auffassen und Verständniß abstracter Gedanken und sich entfaltender Ideen, durchaus aber kein tieferes Eindringen in den Organismus eines Systems oder in umfassende Gedankenverknüpfungen. Vielmehr gaukelte mir selbst in jenes enge Gebiet, störend genug, eine bildernde Phantasie, die ich gar bald lieb gewann; indem dicht hinter den Lyceumsmauern so manches Widerwärtige auf mich wartete, über das mir die Zauberin leichter hinaushalf. Was ich durch philosophische Lectionen und Lecture gewann, waren unerwartete Gesichtspunkte der Welt, neue Seiten des Lebens, Frühlingsstrahlen durch brechendes Gewölk, die meine Geistesentwickelung beförderten. Ich fing eben

an, des Kirchlichen, das ich von Kindesbeinen auf mit so erschöpfendem Eifer getrieben hatte, zu ermüden. Zweifel waren, ich weiß nicht woher, in mich gekommen. Man wird geneigt, auch bei religiösen Zweifeln, wie bei manchen Organismen, an denen man einen Ursprung aus Samen nicht nachzuweisen vermag, eine generatio aequivoca anzunehmen. Jedenfalls war ich mit Einbuße für mein stark entwickeltes Glaubensbedürfniß bedroht. Und da mir gerade die Philosophie Entschädigung, frischen Abhub aus dem Uebersinnlichen versprach: so griff ich mit Verlangen nach dem Metaphysischen, gleichgültig gegen die Mathematik, die zwar viel zuverlässigere Bestimmungen, aber nur für irdische Verhältnisse bot, an denen ich gerade — ebenfalls von Kindesbeinen an — nie viel zu messen, zu addiren und zu dividiren hatte. Damals schrieb ich für eine geheime Gesellschaft von Studenten den schon erwähnten Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen und erhielt von Professor Schell, als er davon vernahm, eine freundliche Warnung, ja vorsichtig mit meinen Gedanken zu sein.

Zunächst fand ich gegen die biblischen und kirchlichen Wunder viel einzuwenden. Ich hatte ein dunkles Vorgefühl davon, daß für rohe Menschen und Völker Macht faßlicher als Weisheit ist, mithin ein Gott, der seine Schöpfungsordnung jeden Augenblick unterbrechen kann, mehr Staunen erregt, als derjenige, der sie zu allen Absichten ursprünglich angelegt hat. Späterhin, als ich das Wunderbare im Leben in anderm Sinne, nämlich als Dasjenige begriff, was nicht aus der Weltordnung

herausfällt, sondern was in seiner höhern Ordnung nur nicht verstanden wird, hätte ich in all' der Unermeßlichkeit von Wundern, worin mein Geist und Herz sich zu verirren Gefahr lief, mich selbst über das Geschick eines einfachen Menschen verwundern dürfen, der durch eingebornen Trieb sich aus Schutt und Wust, wenn auch mit blassem Keim, zu einer ganz andern Wahrheit oder Ueberzeugung hervorarbeitet, als für welche er bestimmt und versteckt war. Daß ich gerade mit Zweifeln viel zu ringen und zu kämpfen gehabt, könnte ich nicht sagen. Mein Kirchenglaube, so streng geschult und mit Prämien ausgezeichnet, erwies sich endlich doch nicht tapferer, als kurz vorher die wohl dressirten und decorirten preußischen Generale, die so übereilt die guten Festungen übergeben hatten. Und gleich den Franzosen zogen die Zweifel mit klingendem Spiel in mein Herz. Nur Eins, das Sacrament der Brotverwandlung fiel mit dem ganzen Gewichte, das es für die Kirche hat, in mein Gemüth und entsetzte mich mit Bedenken, Zweifeln und Aengsten. Dies besonders in einer schweren Stunde. Es war an einem Festtage, an welchem wir schulordnungsgemäß zum Abendmahle vorbereitet in der Kirche standen. Ich bedachte abermal, wie doch keins der wilden und der cultivirten Völker, die ihre Gottheit oft in den seltsamsten Gegenständen und Verzerrungen angebetet hatten, darauf verfallen war, eine Vereinigung mit dem Göttlichen in Gestalt einer Speise zu suchen. Ich fand den rührendsten Sinn in den Einsetzungsworten des scheidenden Meisters, und sollte mich

nun zu einer kirchlichen Satzung bekennen, die mir als Gotteslästerung erschien. Aber wie — „habe ich Recht in dieser Erkentniß, oder bin ich den Einflüsterungen eines bösen Geistes gegen eine unfehlbare Kirche hingegeben? Gilt meine augenblickliche Empfindung oder was seit tausend Jahren gegolten hat?" Dies Für und Wider war es, was mich unter der Messe qualvoll schaukelte. Die Orgel flutete an mein banges, bedrängtes Herz; durch die hohen Kirchenfenster lachte blau und sonnig der Frühlingsmorgen; unter den Bildern an den hohen Wänden hing das Gemälde einer heiligen Nonne, die aus offener Brust ihr Herz genommen hatte und es flammend zum Himmel emporreichte: aber ich würde mich vergebens bemühen, mit der Klarheit dieser Erinnerung auch die Gedanken zu entwickeln, die mich damals verwirrten und mir endlich mit Zweifelsangst die heißen Schläfe badeten. Diese Momente fallen noch in meine Gymnasialzeit. Wer aber, solcher Aengste eines damaligen fuldaer Gymnasiasten lächelnd, sich erinnern mag, mit welchem gelehrten Rüstzeuge die Reformatoren einst über dieselbe Frage gestritten und sich entzweit haben, dem wird es begreiflich, wie jeder Einzelne, der an der Kirche irre wird, um seiner Voreingenommenheit willen die Reformation einer bedeutenden Zeit in seiner eigenen Brust noch einmal durchmachen muß. Glücklich, wenn ihm sein Dreißigjähriger Krieg erspart wird! Und so ging es mir. Als in jener ängstlichen Stunde der Meßpriester endlich die Hostie aus dem Ciborium mit dem dreimaligen Wort emporhob: Agnus

dei qui tollit peccata mundi! folgte ich dem Strome der gläubigen Mitſchüler mit dem innern Vorbehalt, im Vertrauen zu der unſerer Zweifel lächelnden Gottheit ruhig mit mir ins Klare zu kommen, ehe ich etwas den Menſchen Auffallendes thäte. Seitdem blieb ich, wie eine Frucht an ihrem Stiele reift, noch längere Zeit, innerlich zeitigend, an den gewohnten Ceremonien hangen. Was mir aber über die Wiederkehr angſtvoller Zweifel hinaushalf, war nicht blos leichtflatternde Jugend, die nach neuen Richtungen des Lebens ſucht, nicht blos die Zeit, die ohne religiöſe Streitigkeiten von den Kriegen Napoleon's erfüllt war, nicht blos die erſten Regungen des Herzens, die um den Kinnflaum der Jünglingſchaft ſpielen: ſondern ein zufälliger Zuſammenſtoß mit der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts faßte und befeſtigte ein Freundespaar von außen, indem er unſern Zweifeln ihre tiefſte Vorausſetzung entzog.

Seit einiger Zeit war ich nämlich einem Mitſchüler befreundet, der, aus ähnlicher Lebensfurche erwachſen und von gleichgeſtimmtem Naturel getrieben, ſich mir leidenſchaftlich angeſchloſſen hatte. Es war jener Wohlgemuth, der ſich nicht auf Pfiſter's zwei Aloyſianiſche Wege beſchränkt hatte. Er konnte mich durch ſein äußeres Umherſchwärmen ergänzen, ich ihm etwas von innerlicher Schwärmerei dagegen anbieten. In den religiöſen Zweifeln begegneten wir uns ohnedies auf einem Wege. Ich erinnere mich nicht mehr, woher ihm einſt das bekannte Buch von Sintenis: „Elpizon" in die Hände gekommen war, das die Anſichten dieſes deutſchen

Aufklärungsmichels über die Fortdauer nach dem Tode behandelt. Wohl aber denkt mir noch, wie der Freund eines Sonntags früh, als ich ihn abzuholen in die Stube trat, die er mit seiner eben zur Kirche gegangenen Mutter bewohnte, mir feierlich entgegen kam. Er trug das Buch wie eine Monstranz, öffnete es nach einem eingelegten Zeichen und las mir die Stelle vor, wo Christus neben Sokrates, Confucius und andern Weisen und Reformatoren als ihresgleichen genannt war. Wir blickten uns an, stürzten einander in die Arme, tanzten und jubelten zwischen den geweißten Wänden umher, — Alles nur, weil wir den bezweifelten Gottessohn durch solchen Ausspruch nun definitiv zum Menschensohn herabgesetzt, mediatisirt und säcularisirt erkannten. Das gedruckte Zeugniß eines sonst durchaus nicht ungläubigen Mannes, dessen etwas schwülstiger Stil uns ergriff, bestätigte uns in unserer verzagten Meinung und hob uns mit einem einzigen Ruck über die Grundlage aller Bedenken und Zweifel hinaus.

So begegnete ich, etwas spät in der Zeit, einem der Träger der viel berufenen deutschen Aufklärungsperiode. Dieser Sintenis, der jüngste von drei schriftstellerischen Brüdern, Schul- und Kirchenmännern aus Zerbst, in 1759 geboren, gehörte so recht dem Höhepunkt der Aufklärungszeit an, und trug durch moralisch-religiöse Schriften, wie jener Elpizon ist und durch seine Romane, wie „Hallo's glücklicher Abend", das Seinige dazu bei, über die Religionslehren und sittlichen Lebensverhältnisse Aufklärung unter den gebildeten Ständen

zu verbreiten. Aufklärung war eine Art von Hauswurz auf den Dächern der Wohlhabenden, zwischen den Bodenluken des gesunden Menschenverstandes angelegt. Diese berüchtigte Aufklärung, die den Menschen für das Begreifliche und Nutzbare unabhängig zu machen sich berufen hielt, war eben keine aus Geistestiefe lodernde Flamme, sondern ein zuckender Schimmer, der auf die Staats- und Gesellschaftseinrichtungen fiel, das Mangelhafte beleuchtend, ohne es in einer Glut umzuschmelzen. Man leuchtete nach der Wahrheit, soweit sie brauchbar war, und erforschte die Welt, soweit sie sich berechnen ließ. Im Uebrigen befriedigte man sich durch sein dixi et salvavi animam und fügte sich in das Bestehende, wodurch man eben selbst bestand. Es war ein geistig-moralisches Nagen der Denkenden neben dem materiellen Kauen der Genießenden, beide die niedern und ärmern Stände ausschließend, die wol gar das Getadelte zerstören, das Genießbare vorwegnehmen möchten.

Der Siebenjährige Krieg hatte erst die Thätigkeiten gespannt und ein beschränktes nationales Bewußtsein geweckt. Darauf war der lange Frieden ziemlich müßig geblieben und das zunehmende Selbstgefühl suchte sich mit revolutionären Gedanken und kraftgenialen Productionen Luft zu machen. Damals, als uns Elpizon in diese Stimmung des achtzehnten Jahrhunderts zurückversetzte, hatte der deutsche Geist schon eine andere Richtung genommen, in welcher er den beschränkten Hochmuth der Aufklärungssucht, die gegen alles Uebersinnliche, Reingeistige nur das Handgreifliche, Weltläufige,

Werktägliche ausspielte, mit dem frischen und kühnsten Aufschwung der philosophischen Speculation überbot.

Nun liegt es freilich in der Natur der Sache, daß ein trüber Himmel und eine finstere Bildung sich erst nur aufklären muß, ehe das höhere Licht hervorbrechen und seinen Einfluß bethätigen kann. Dies mag denn auch die Bestimmung jener Aufklärungsbestrebungen gewesen sein, soweit dieselben nicht in abklärenden Unglauben ausarteten. In dieser Hinsicht habe ich immer zu Denen gehalten, die es für heilsamer ansehen, daß die Jugend, wenn ihr doch einmal eine recht vernünftige Entwickelung nicht zu Theil wird, lieber in einigem Aberglauben, als in frühzeitigem Unglauben wurzle. In jenem gewinnt Glauben — das Organ der Seele für das Göttliche im Dasein — jedenfalls doch Kraft, und kann zur rechten Zeit, gleich den Pflanzen, die Samenlappen haben, diese Cotyledonen des Unvernünftigen abwerfen; im Unglauben aber verkümmert jenes Organ, dessen der sinnlich-ewige Mensch selbst für echte Wissenschaft nicht entrathen kann und artet doch, mit verkehrter Entwickelung, in den wunderlichsten Aberglauben aus. Von mir selbst darf ich wenigstens bekennen, daß ich ohne Schaden für die lebendigste Zuversicht zum Ewigen in der Welt an abergläubigen und übergläubigen Dingen sehr früh reif bis zum Abfall vom Kirchlichen geworden bin.

Hier, wo sich ein künftiges Lebensereigniß aus der Ferne zeigt, sei mir ein allgemeiner Vorausblick auf diese Zukunft vergönnt.

Drei Richtungen meines Lebens nehmen ihre Ursprünge in den drei Jahrgängen des Lyceums. Im ersten die kirchliche, in ihrer Ablenkung vom Katholicismus auf den Weg eigener Forschung, den ich durch jenen Lichtblick aus Elpizon fand und der bis zu meiner Excommunication führte.

Auf den zweiten Jahrgang weist meine, wenngleich verspätete Schriftstellerei zurück. Aus jener Classe nämlich ist mir von schriftlichen Aufsätzen, die wir zu liefern hatten, die Beschreibung eines Sommerabends erinnerlich geblieben, die vom Professor als eine durchaus gelungene poetisch-prosaische Arbeit in der Classe vorgelesen wurde, und einen solchen Eindruck auf die Mitschüler machte, daß sie in den neidischen Verdacht eines Plagiats fiel. Ich sehe diese Darstellung als einen Keim zu meinem Roman: „Die hohe Braut" an, der mir zuerst die Gunst der Kritik und eines gebildeten Publicums gewann. Jener Verdacht des Plagiats verklärte sich hier zu der Annahme verschiedener, in jenen südlichen Gegenden bewanderter Männer, daß der Verfasser Nizza, Turin und das Gebirge aus eigener Anschauung geschildert haben müsse, was durchaus der Fall nicht ist.

In den dritten Jahrgang endlich fällt eine flüchtige Studentenbekanntschaft, die sich zu einer Verbindung für Hausstand und Familienleben ausspann. Es war verhängnißvoll genug, daß nach dem Bibelworte: „die Letzten werden die Ersten sein", diese Entwickelung den beiden früher angeknüpften zuvorkommen, sie vielleicht aufhalten sollte.

Doch, ehe ich zu diesen Bekenntnissen komme, muß ich das Lyceum verlassen. Dies geschah durch eine lateinische Abschiedsrede, in welcher ich „in dem Vernunftleben und der davon unzertrennlichen Religiosität das zuvörderst Nothwendige einer allseitigen Bildung zu zeigen und den vom Lyceum austretenden Mitschülern besonders die Religion als die einzige sichere Führerin auf dem schlüpfrigen Pfade des akademischen Lebens zu empfehlen“ hatte.

Scheidewege.

So ſtand ich nun mit meinem letzten Schulzeugniſſe vom 9. September 1809 vor der Wahl eines Lebensweges. Als ich dieſen Paß für meine Zukunft am neunten Tage des neunten Monats im Jahre 1809 aus den geiſtlichen Händen des Studiendirectors Gößmann empfing, lächelte mich der zierliche Mann mit den Worten an: Ich höre mit Vergnügen, Sie wollen ſich unſerm geiſtlichen Stande widmen?

Damals war mir eine naive Unbefangenheit angethan, die heut noch nicht ganz abgetragen iſt, ſo übel man damit in unſerer voreingenommenen, eiteln und heuchleriſchen Societät ankömmt. Daher nahm ich auch jene Worte weder für ein Ausforſchen, noch für einen Wink, ſondern für eine Ausſage, die mich befremdete und mit einem verlegenen „Vielleicht“ beantwortet wurde.

Allerdings hatte ich mit meinem Freunde Wohl-

gemuth die Theologie, aber schon etwas früher, ins Auge gefaßt gehabt. Nach aufgehobener Universität gab es jetzt nur noch den einen akademischen Weg in Fulda, und das Seminar der Weltgeistlichen war viel zugänglicher geworden. Die katholische Theologie hat ihre guten Zeiten gehabt, aber auch als grämliche Alte hat sie noch erstaunlich viel Anziehendes für junge Burschen behalten, die sich nicht zu helfen wissen. Daher hatten wir Beide sie auch über den Sintenis'schen Elpizon hinaus im Auge behalten. Wie wir die Differenz zwischen Dem, was wir innigst glaubten, und Dem, was wir in der Soutane zu bekennen hätten, ausgleichen wollten: darüber räthselten wir und grämten uns. Allein, wie mancher wackere Geistliche mochte nicht in demselben Zwiespalte leben und lehren! So trösteten wir uns am Ende. Und was träumten wir nicht von idealer Wirksamkeit in die engen Zellen jener langen Corridore, ohne die enge Disciplin zu kennen, an der sich unsere Phantasie die Flügel zerstoßen hätte, ohne das finstere gelbe Gesicht des riesigen Regens zu fürchten, der sie gestutzt haben würde. Welche Idyllen hofften wir einst auf jenen bergigen Pfarrsitzen abzuweiden, dort, wo so gutes Schaffutter wächst! Da wir das Hauptgewicht unserer Thätigkeit wie unseres Ehrgeizes dem Predigtamte zudachten: so hatten wir schon unsere Lunge und Kehle rechtschaffen zu bearbeiten angefangen. An freien Nachmittagen gingen wir nach einer einsamen Seite der Gegend weit hinaus, nahmen zwei Bücher mit und lasen aus großer und immer größerer Entfernung, so-

weit wir mit Ausdruck verständlich blieben, abwechselnd einander vor. Um einzelne Vorübergehende kümmerten wir uns nicht. Nur eines Bäuerchens erinnere ich mich, das neben meinem Freunde stehen blieb und andächtig zuhörte, wie ich vom fernen Hügel herüber aus einer übersetzten Lobrede des jüngern Plinius auf den Kaiser Trajan immer pathetischer wurde. „Was aber das für ein Potentat gewest is!" hatte der gute Mann gemeint, und ich hielt ein, als ich den Freund lachen hörte. Es war eben eine gedrückte Zeit und wir waren noch lang nicht kurhessisch; sodaß es dem Bäuerlein und dem Freund an näher als Trajan liegenden Beispielen fehlte.

Ein andermal wurden wir auf dem Heimweg übler verstanden. Wir hatten nämlich, auf reineres Deutsch ausgehend, als es die fuldaer Kanzel von sich gab, durch viele Mühe den richtigen Unterschied der Doppellaute ei, ai, eu, äu gefunden und übten uns laut sprechend, während wir einen Feldrain wandelten. Ein weidender Schäfer, der uns für gute Landeskinder erkannte, stach mit seiner Schüppe in den feuchten Stoppelacker und machte hinter uns her seine Einwürfe gegen unsere protestantischen ai und eu mit dem Zuruf: O ihr Dummerjahne! Wir ließen es nicht an Erwiderung fehlen, so gut sie uns der steinige Acker an die Hand gab und waren auch glücklich genug, durch ein paar treffende Würfe uns des grauzottigen Schäferhundes zu erwehren; sodaß wir gegen dessen au, au mit unserm ai, eu doch die Oberhand behielten

Indeß, mit all' diesen Feldzügen sollten wir die

Kanzel nicht erobern. War auch Epizon, „der Hofseude", kein Verräther an unserm Irrglauben geworden: so verrieth das eigene Herz, unbesonnen wie es in jenen Jahren ist, allzufrüh eine Herzensneigung, die sich mit dem Berufe zum Cölibat nicht verträgt. Die Theologie verschloß uns ihre Pforte zum Seminar.

Nun wäre mir die Jurisprudenz ganz recht gewesen, hätten mir nur selbst für die vielleicht billigste Schule in Wetzlar nicht die Mittel und der auf Mitteln ruhende Muth gefehlt. Dort, wo sonst der junge Mann von Familie für höhern Beruf die Reichspraxis studirt und ein zahlreiches Personal sich an unsterblichen Processen mit juristischem Moos überzogen hatte, war seit 1806 das Reichskammergericht aufgelöst und nachdem die Stadt schon früher an den Reichserzkanzler Dalberg übergegangen, eine Rechtsschule errichtet worden. Mehre unserer wohlhabenden Mitschüler hatten schon ein Jahr früher das Lyceum verlassen, um sich dort für den Staatsdienst in juristischer Laufbahn auszubilden.

Um nur irgend etwas zu unternehmen, schlug ich mich zu jenen Gefährten, die das neue Landkrankenhaus besuchten, um anatomische Arbeiten und Vorbereitungen zu einer medicinischen Schule zu machen. Wie hatten sich diese Räume verändert! Wie verschieden waren diese Instrumente, Gefäße und Verrichtungen von Dem, was ich hier einst zum Dienste der Messe zu thun und zu behandeln gehabt! Jetzt bekam ich ein Messer in die Hand, um an macerirten Leichen das

Knochengerüste herausstellen zu helfen. Fiel eine Section vor, so wurde die Gelegenheit zu belehrenden Nachweisungen über den menschlichen Gliederbau gegeben. Ein unter der oranischen Regierung berufener junger Arzt und geschickter Operateur, Adelmann, ein hübscher, freundlicher Mann, zum Meißner'schen Freundekreise gehörig, stand der Anstalt mit vor. Zum erstenmal erblickte ich hier ein menschliches Gehirn bloßgelegt und in seiner Construction nachgewiesen.

Von jenen Einblicken mag mein frühes Interesse für Physiologie des Menschen herrühren. Die Erinnerung erleichterte mir später, was ich über das Organ der Seelenthätigkeit las und zu fassen suchte. Diejenigen freilich, welche die Physiologie nicht selbst anbauen, sondern nur nach den gewonnenen Früchten greifen, neigen am meisten dazu, ihre leichte Beute über die Grenze der Erfahrung und Beobachtung zu verschleppen und die kostbaren Resultate der Naturforschung zu verspeculiren. So, wenn ich mir die dreifache Ausbildung der bei niedern Geschöpfen nur einfachen Hirnmasse des Menschen vorstellte, mußte ich immer darüber räthseln, warum die Hauptsinnesnerven eben so, wie es ermittelt ist, aus den drei Regionen des Hirns hervorgehen. Warum kömmt gerade der niedere Nerv des Geruchs aus der Hauptmasse des Vorderhirns, das für den Sitz des Denkens, der Intelligenz gilt? Welche Sympathie besteht zwischen der geistig auflösenden, zersetzend-unterscheidenden Thätigkeit des Denkens und der chemischen Operation des Geruchs? Wäre die Nase eine Vor-

küche für den Scharfsinn? Und wenn der edle Sehnerv ins Mittelhirn, den Sitz des Empfindens, der Gefühle eingewebt ist, in jene Masse, die bei niedern, blos durch Empfindung wahrnehmenden Geschöpfen das ganze Hirn ausmacht: so möchte man vermuthen, daß dem Menschen gegen übermächtige Verinnerlichung, gegen Rückfall der Seele in das Geheimniß ihres Ursprungs die glanzvolle, herausfordernde Welt der Sonne dargeboten würde. Und wäre dagegen etwa das Nachhirn, der Sitz des Wollens, Wirkens und der Leidenschaften, darum durch den Hörnerven an das Ohr gebunden, damit das ungestüme Streben der Seele nach außen durch den Schall, das Geheimniß der Körperwelt, aufgehalten und gemäßigt, der Sturm der Leidenschaften durch tönende Harmonien gebändigt werde?

So brachte ich denn vom Dienst in der Anatomie, wie früher vom Meßdienste, auch meine Bilderchen mit. Bald aber auch noch Anderes. Denn nicht lange, so sollte, was ich mit Sinn und Seele zu fassen suchte, von Dem überboten werden, was sich als Zugabe von selbst mir in die Kleider setzte. Der faulige Geruch, der mir von den macerirten Leichnamen nach Haus in die kleine, niedere Stube folgte, erregte den Meinigen physischen Abscheu, ja moralischen Ekel. Ich drohte, ihnen eine Pest einzuschleppen, nachdem ich ihnen doch früher mit dem Weihrauchgeruch ein Wölkchen des Segens im Knabencamisol gebracht hatte. Ich suchte das Uebel durch eine Quarantaine im Freien, durch Lüften des Rocks im Hofe abzuwenden. Es half wenig.

Dennoch hielt ich mich noch bei der Sache, bis längeres Verweilen in der Anatomie mit so manchem Ekelhaften, was dabei vorkam, meine Nerven angriff und ein körperlicher Widerwille auch im Nachdenken und Ueberlegen durchschlug. Denn es ward mir doch immer klarer, daß ich es in dieser Schule nicht über den gewöhnlichen Chirurgen, den Feldscherer, hinausbringen würde; wobei besonders der Oheim, der sich in Erinnerung an die Kapuziner noch immer sehr ungern rasiren ließ, dem an das Metier des Chirurgen geknüpften Barbier sehr abhold war. „Heinrich Joseph", sagte er in seinem Eifer, „hast du darum als Gymnasiast den Klosterkelch verschmäht, um jetzt hinter dem Lyceum her das Barbierbecken zu führen? Meinst du etwa, ich ließ dich dein Meisterstück am Bart unserer rechtschaffenen Geis machen? Mir selbst darfst du nie unter die Nase greifen, so viel sag' ich dir!"

Also gab ich die Anatomie auf und stand nun da, von allen drei Facultäten und von allen neun Musen verlassen, von diesen, weil sie vielleicht über das dreimalige neun meines letzten Schulzeugnisses ein wenig disgustirt waren. Und wie ich mich nun so rathlos nach irgend einer Aussicht oder einem Durchgang in die Zukunft hin und her wendete, schon damals etwas kurzsichtig und mich der Gläser bedienend: siehe, da streckte mir mein dunkles Verhängniß den Bart eines Gänsekiels entgegen. Es wurde mir der Platz am Schreibpult eines Advocaten angeboten.

Ich darf hier wol, rückwärts und vorwärts blickend,

die Bemerkung einschalten, daß es für den in weltunkundiger Familie erwachsenden und darum selbst weltblöden Burschen, den doch der Weltgeist nicht ganz wollte zu Grunde gehen lassen, ein für allemal verhängt erschien, von außen angetippt und angestoßen zu werden. So hatten mich die Nonnen zum Meßdiener verlangt, der Schullehrer zum Studieren aufgemuntert, der Mönch zum Kloster gelockt und so forderte mich jetzt der Advocat Koch zum Schreiber auf. Es wird noch in wichtigern Fällen vorkommen und ich will es daher ein für allemal gesagt haben; wo es auch geschehen sein mag: ich mache mir gerade keine Ehre daraus.

Ich nahm das Anerbieten an, und würde es wer weiß mit welchen Erwartungen gethan haben, wenn ich damals schon ein Sterbenswörtchen von Shakespeare gewußt hätte, der mir doch für mein männliches Alter zum Gegenstand einer Romanproduction vorbestimmt war. Ging mir damals aber auch das bedeutsame Vorbild eines Mannes ab, der als junger, von Hause weggelaufener Bursche an einem Advocatentische die Federn zum Schwan von Avon angesetzt hatte: so war ich doch über des Oheims Vorurtheil von einer Prädestination der Advocaten für die Hölle hinaus aufgeklärt.

Hinter der unerwarteten Aufforderung fand ich wenigstens eine nächste Unterkunft. Das bringen nun einmal dürftige und untergeordnete Familienverhältnisse mit sich, daß man, wie für den häuslichen Tag, so für die ganze Lebensbestimmung von Hand zu Munde lebt, weil es

für beide an dem einen Mittel fehlt, dort die Bedarfe des Hauſes zur rechten Zeit zu beſchaffen und für lange Zeit einzutheilen, hier Vorbereitungen und Vorſchüſſe zur Begründung der angemeſſenſten Exiſtenz zu machen. Ich berechnete auch nicht, daß ich vielleicht mit den Advocatenfedern einen Flug in irgend eine der Kanzleien machen könnte. Ich kannte den großen Vogel „Staat" noch nicht, den ſo reich und bunt befiederten. Auf dem Kopfe trägt er ein Federhäubchen wie eine Krone; den Hals hinab fließt und ſpielt, wie geſtickte Hoftracht, ein ſchillerndes Gefieder; das Miniſterium des Auswärtigen fächelt mit langen Flügelfedern; ein weicher, dichter Flaum hält den Bauch der innern Adminiſtration warm; bunte Federmanſchetten zieren den obern Theil der Krallen, da wo ſinnreich genug das Finanz- und das Kriegsminiſterium ihren Sitz haben und die grauen, ſtraffen Steißfedern der Kanzleien ſetzen ſich in zuckende Bewegung, ſo oft Ausfertigungen erfolgen.

So lernte nun der neunzehnjährige Menſch als neu und wichtig kennen, was in andern Familien der Knabe am Schreibpulte des Vaters längſt weggeſehen hat, wie Acten angelegt und aufbewahrt werden, wie ſie durch Alluvion, gleich Flußinſeln wachſen, wie die Geſchäftsſchriften bald auf gebrochenen Bogen, bald in die Breite des Blattes ausgefertigt, gefaltet und von Hand zu Hand befördert werden. Ich lernte die Gliederung und die Zuſtändigkeit oder Competenz der neben und über einander geordneten Behörden ſowie die verſchiedenen Rechtsquellen kennen, die ſo trüb fließen und

ſich vermiſchen. Aus der Unterhaltung des Anwalts mit ſeinen Clienten entdeckte ich neue Felder des Unrechts und der Verletzungen im bürgerlichen Leben; wo bei mir denn auch klar wurde, daß man ſich Manches, was meiner milden Denkart gar leicht ausgleichbar ſchien, doch nicht braucht gefallen zu laſſen. Wenn dann der Anwalt dictirte, war ich oft verwundert, durch welche verſchlungenen Pfade und feuchte Schlupfwinkel der Rechtshülfe mich die nachſchreibende Feder führte. Im weitern freute ich mich, eine neue vierbuchſtäbliche — quadrilitteriſche — Fahneninſchrift des Rechtskampfes kennen zu lernen. Ich kannte das altrömiſche, ſtolze S. P. Q. R. — Senat und Volk der Römer — das jüdiſch höhnende J. N. R. J. — Jeſus der Nazarener, König der Juden. Jene Standarten, dieſe Kreuzesinſchrift hatten zweimal die Welt erobert und umgeſtaltet. Auf kleinere Siege ging das auf geſtempeltem Papier obſchwebende Vierzeichen aus: R. S. L. O. — recessus scriptus loco oralis — ſchriftlicher ſtatt mündlichen Vergleichs.

In den Zwiſchenſtunden der Schreibſtube machte ich die Bekanntſchaft der wenigen Bücher meines Anwaltes. Unter dem trockenſten Rüſtzeuge des Rechts ſtand nur ein Buch, dem ſich eine literariſche Abkunft anmerken ließ, v. Hippel's Buch über die Ehe. War es eine Vorbedeutung, ſo nahm ich es wenigſtens nicht dafür, ohne Ahnung, wie nahe mir der Gegenſtand war. Das Buch zog mich nicht an und blieb mir, an das Lehrgemäße gewöhnten Leſer, in ſeinem geiſtreichen Witz und

seinen lehrwidrigen Sonderbarkeiten unverstanden und unschmackhaft. Doch war mir das Register zu solcher gesellschaftlichen Tonreihe nahe genug. Mein Principal, von bäuerlicher Abkunft, etwas derb und schwerfällig, dabei aber von munterer und gutmüthiger Art und in seinem Berufe mehr auf Ernährung, als auf Verklärung ausgehend, fand mich öfter arbeitsfertig und lesend auf der Schreibstube, und sagte mir einmal mit ehrlichem Nachdruck: „Wenn Sie nichts zu thun haben, warum gehen Sie nicht hinunter zu meiner Frau und unterhalten sie? Sie müssen sich umgänglicher machen. Sie sehen ohnehin etwas finster aus."

Ein Anderer hätte diesen Wink nicht abgewartet; denn Frau K., deren Familienname auf italienische Abstammung hinwies, war eine noch junge prächtige Frau von römischer Gestalt und ultramontaner Schönheit, leicht und lustig in Ton und Manieren, mit Necken herausfordernd und mit bequemen Bewegungen unter Männern verkehrend. Mein Vorgänger auf der Schreibstube, von guter Familie, kam noch täglich ins Haus und machte den Angenehmen um die Dame, die nicht gern allein war. Er hieß Maier und spielte den Major domus. Ich aber ließ mich höchstens zu Tisch einladen; indem ich dunkel fühlen mochte, daß ich auf solchem Boden mit der Societät nicht gut anfangen konnte. Es fehlte mir für schäkernde Conversation, für Lustigkeit und Neckerei die nöthige Unbefangenheit, das sichere Bewußtsein und selbst die Bekanntschaft mit den Stadt- und Familienverhältnissen, auf die mit überlieferten

Stichwörtern angeſpielt und angeſpaßt wurde. Wie glücklich wäre ich bei einer weltkundigen Frau gefahren, die, was mir damals nöthig war, erkannt und mir mit wohlwollender Offenheit fortgeholfen hätte! Wie ſelten wird gerade Dem, der es am meiſten bedarf, ſolches Glück zu Theil! Ich hatte es nicht für die Schule gefunden und fand es jetzt nicht für die Geſellſchaft. Statt deſſen ſuchte ich mich mit Ohr und Auge zu orientiren und da ich mich dabei doch innerlich viel aufgelegter und empfänglicher für jene Munterkeiten errathen ließ, als meine Miene und Haltung danach ausſah: ſo mag ich wol eine Zeitlang bei Manchen für Einen gegolten haben, der's hinter den Ohren hat.

Lebensschule.

Hier an der Schwelle des gesellschaftlichen Lebens fand sich unser junger Mensch von seiner frommen und häuslichen Abrichtung und Gewöhnung vollständig im Stiche gelassen, ohne daß Erziehung und Bildung dafür eingetreten wären. Daß der Bursche ungehindert aus sich selbst und seinem Naturel heraus wachsen konnte, wäre an sich nicht zu beklagen gewesen, wenn diese Gunst in der Regel nicht gerade unter Verhältnissen vorkäme, wo es dem freien Wuchs an der nöthigen Nahrung fehlt. Denn sobald sich bei einer Familie die Mittel zur Förderung ihrer Jugend einfinden, stellt sich gewöhnlich auch eine Erziehung ein, die den natürlichen Gaben nicht immer blos zu Hülfe kommt, sondern denselben auch eine absichtliche Richtung und nicht selten, unter dem Einfluß von Standesvorurtheilen, eine falsche, widersprechende Bestimmung gibt.

Indem aber der Mensch für die Gesellschaft bestimmt ist, aus der er zuerst zu empfangen und für die er dann

zu leben hat: so leistet eine echte Erziehung das Beste darin, daß sie den jungen Menschen an der rechten Stelle und mit der seiner Eigenthümlichkeit angemessenen Ausrüstung auf dem Spiel- und Kampfplatze des socialen Lebens einführt. Der frei Aufwachsende bleibt uneingeführt doch auch nicht zurück; denn die Natur treibt unwiderstehlich zur Gemeinschaft: aber in der Regel schiebt ihn der Zufall rechts oder links irgendwo ein, und gerade der Drang jener Jahre, in welchen der Jüngling zuerst die altparadiesische Empfindung hat, es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei — in welche Gefahren bringt ihn oft genug das ungestüme Herz, das eben nicht weiß, nicht ahnet, wie die natürlichsten Empfindungen der Seele sich im gesellschaftlichen Leben zerfasert, verschlungen, zersetzt und vermischt haben, welchen Egoismus die Gesellschaft cultivirt, welche Lügen und Täuschungen der künstliche Verkehr in feinen, geschmackvollen Formen ciselirt, und mit brennenden Farben emaillirt!

Wir haben den jungen Fuldenser langsam genug herankommen sehen, um ihn zu messen, wie weit er besonders auch für die Societät — wenngleich nur für die fuldaische von damals — vorgerichtet war. Es fehlte ihm noch fast jede Handhabe. Er fühlte das auch selbst, und gerade daher kam's, daß er bei der naivsten Unbefangenheit der Seele sich doch im äußern Benehmen so befangen hielt. Die verschlossene Miene stand im schroffsten Widerspruche mit seinem heitern Sinn und die fröhliche Laune des Herzens maß immer viel zu lang

die Stelle, wo er gern — nur ja nicht ungeschickt! — in die gesellschaftliche Lustigkeit hinüber gesprungen wäre. Wie ernst und schweigsam gab sich unter Leuten von Stande der Gauch, der unter seines Gleichen sich das erste und letzte Wort nicht nehmen ließ! Nur Ohr und Auge hielt er, wie gesagt, offen und gespannt, wohl fühlend, daß er, wie in allem Lehrhaften, so auch im Lebensgemäßen auf Erhaschen Dessen angewiesen war, was ihm die Hausgötter nicht in die Tasche beschert hatten. Es war ihm, wie es scheint, vorbestimmt, nicht blos im Erlernen, sondern auch im Erleben sich selbst und allein fortzuhelfen. Freilich sollte er die Schule des Lebens so viel theurer zu bezahlen haben, als ihm das Lernen in den Schulen wenig gekostet hatte! Denn worin er des Rechten verfehlte, fiel gerade in jene Jahre der körperlich-geistigen Entwickelung und in jene Richtung des Lebens, worin ein träumerisch-erregbarer Jüngling ohne Leitung in die unlösbarste Verwirrung gerathen kann. Es ist der Weg des erwachenden suchenden Herzens, auf welchem auch der beflügeltste Idealismus nicht über alle Gefahren hinwegträgt — am wenigsten über die Gefahr, mit unbefangener Hingebung hier von eigenem Irrthum, dort nicht selten auch in fremdes Verschulden verstrickt zu werden.

Um nun Dasjenige, was in dieser Richtung sich zur Mittheilung eignet, im Zusammenhang darzulegen, kehre ich noch einmal zu jener Lebensperiode zurück, die mit meinem Austritt aus dem Lyceum die eigentliche Schule bereits abschloß, innerhalb welcher aber meine Berüh-

rungen mit der Gesellschaft sich bis zu einem schweren Verhängniß entwickelten und verwirrten.

Die Herzensgeschichten der Jugend fangen nicht selten mit Kindereien an. Wir erinnern uns der jungen Fräulein, unter deren Augen, in der Kapelle der englischen Nonnen, der meßdienende Knabe behend und angenehm zu erscheinen heimlich bemüht war. Dies kleine Herzensgeheimniß verschwand im Glanze des hohen Altarsgeheimnisses, wie der Neumond in der Nähe der Sonne unsichtbar wird. Und wenn die fromm gefalteten Hände, die gesenkten Augen, das ganze Thun und Lassen des Knaben in seinen Bewegungen um den Altar zu der Verklärung paßten, worin ihm jene jugendlichen Gestalten erschienen: so vergaß er über sein Bemühen um so leichter, wie weit von ihren langen Gewändern, ihren Hand- und Halskrausen, ihren seidenen Brust- und Haarschleifen sein schlichtes Camisol, seine Kniehosen und derben Riemenschuhe abstanden.

Aus dem Knaben-Du der Schwester Juliane war er nun zum Studenten-Er übergegangen; allein jene weihrauchduftende Träumerei war ihm geblieben, und sogar auf einige Kameraden mit übergegangen. Unsere vertrauliche Aufmerksamkeit war auf ein kleines Gangfenster gerichtet, aus dem zuweilen ein oder der andere Mädchenkopf herausblickte. Denn die Pensionärinnen bewohnten diesen Flügel und schliefen hinter den vergitterten Fenstern des Baues, der auf unsere Gasse stieß. Welche Angelegenheit war es nicht für uns, darauf zu achten, wie oft ein oder das andere Fenster uns zur

Freude geöffnet, oder zur Betrübniß geschlossen stand! Welch ein Glück, wenn sich uns im Vorübergehen oder im müßigen Auf- und Abwandeln eins der geheimnißvollen Wesen an einem der Fenster zeigte! Geheimnißvoll, denn wir kannten nicht einmal ihre Namen und unterschieden sie nach äußern Merkmalen, als die longa, die nigra — die Lange, die Schwarze. Denn wir waren katholisch genug, das Geheimnißvolle — lateinisch zu behandeln. Auch hinderte uns nichts, unsere Wahl unter ihnen zu machen. Jeder hatte sich aus eigener Machtvollkommenheit eine der jungen Schönen zugetheilt, und es hieß wol unter uns: Euge, tuam ante vidi! Oder: Meamne vidisti, Philippe? Unsere Empfindungen hatten etwas von jener innigen Befriedigung Romeo's, als er unter Julia's Söller im Mantel der Nacht hinauf flüsterte:

„Laß mich hier stehn, derweil du dich besinnst!"

Solche Erstlingsgefühle leben und leuchten noch von dem Aether der Phantasie, der allmälig doch zu einer ganzen Schöpfung gerinnt. — Von Romeo und Julie wußten wir eben noch nichts; sonst hätten wir wol auch von nächtlichem Aus- und Einsteigen, und vom Liebesstreit um Nachtigall und Lerche geträumt. Wir überboten einander ohnedies schon mit verwegenen Unternehmungen — in Gedanken. Und da ich, vom Meßdienste her, mit dem Innern des Hauses am besten vertraut, vielleicht auch am meisten prahlte: so wurde ich einmal so lange geschraubt und aufgestachelt, bis ich

mich zu einem Wagniß verstand, das sich in seiner Albernheit ungemein kühn ausnahm.

Eines Sonntags war an den Straßenecken ein französisches Sieges-Bulletin angeschlagen worden. Es gelang mir, einen Abdruck desselben zu erhalten, den ich als wichtige Neuigkeit der Vorsteherin der Pension, Mademoiselle Noel, in den Convent brachte. Sie nahm meinen Besuch und meine Aufmerksamkeit freundlich auf und unterhielt sich mit mir über die Zeitverhältnisse. Ich, nach dem Seitenzimmer lauschend, in welchem Diejenigen, denen eigentlich mein Unternehmen galt, lärmten und lachten, war nicht wenig zerstreut und darauf gespannt, daß jeden Augenblick eine oder die andere herüber käme. Aber ohne diese Befriedigung entlassen, eilte ich an das Gangfensterchen, um durch einen Gruß nach dem hintern Kasernenthor hinüber die harrenden Freunde von meinem Abenteuer zu überzeugen. Ich ließ zwei bleierne Husaren auf dem Fenstersims zurück, und eilte weiter, wo ich am Ende des Ganges das große Schlafzimmer offen fand. Ich betrat es ängstlich wie ein Dieb. Das Gemach war düster, mysteriös durchduftet, ziemlich kahl an den Wänden, und ein geschnitzter heiliger Joseph mit dem Jesukind und einer Lilie stand in einer Nische. Meinen Besuch darzuthun oder ein Räthsel zu hinterlassen, brachte ich den vertrauten Namenspatron unter die nächste Bettdecke, das jungfräuliche Lager mit seiner Lilie zu segnen, besetzte den Tisch mit bleierner Einquartierung und entkam über

eine Hintertreppe und den Hof glücklicher, als meine Unart verdient hätte.

Auf der Straße auf- und abwandelnd ſtrich ich die baare Bewunderung meiner mitliebenden Freunde ein. Wir räthſelten noch, welche von unſern Angebeteten wol den heiligen Joſeph in ihrem Bette finden werde, als uns unvermerkt, zwiſchen den Fenſtergittern herab, die in die fromme Feſtung vorgeſchobenen Truppen an die Köpfe flogen. Wie beglückt fühlten wir uns durch dieſen militäriſchen Rapport! Es war uns klar, nur Amor könne ſeine Adjutanten ſo kühn geſprengt haben. Auch war keiner derſelben mit geraden Gliedern davongekommen.

Doch wie die Zeit ſehr bewegt und unſer Sinn ſehr beweglich war, ging auch dieſe Schwärmerei, an ihrem eigenen Idealismus abzehrend, vorüber. Die Longa und die Nigra waren nach Hauſe zurückgekehrt, und wir zur Phyſik und Philoſophie übergegangen. Die Letztere unterhielt uns unter andern auch von der Identität des Realen und Idealen, und ſo ſchmeichelten wir uns mit der Hoffnung, wo wir auch das Leben anfaſſen möchten, es immer ganz zu bekommen.

Wir hatten eben den dritten Jahrgang des Lyceums betreten, als wir mit unſerer ſtudentiſchen Aufmerkſamkeit für den jüngſten Anflug der Mädchenſchar auf einen

Schulgenoſſen gelenkt wurden, der das Wohlgefallen der flüggen Schönen vor allen Kameraden auf ſich zog. Sohn eines Arztes an einem Badeort, that er ſich bei lebhaftem Verſtande durch ein höchſt günſtiges Aeußere hervor. Uns alle an Geſtalt überragend, von heitern, einnehmenden Zügen, blühender Geſichtsfarbe und gefälligen Manieren, war er noch dadurch bevortheilt, daß er durch Verwandtſchaft mit den erſten Patricierfamilien in die gute Geſellſchaft kam, der wir Andern ganz entfernt ſtanden. So fehlte es ihm nicht, wie uns, an der Kenntniß und Uebung der Umgangsformen. Mit einer lebhaften Neigung für die jungen Schönen überhaupt verband er eine anmuthige Verwegenheit, Bekanntſchaften des Salons an den abenddämmerigen Hausthüren fortzuſetzen. Es mußte wo möglich ein Halbdutzend ſein, das er mit ſchalkhafter Klugheit ſtets complet zu halten ſuchte, und wobei es ihm nichts verſchlug, wenn einmal ſtatt des harrenden Fräuleins die hübſche Zofe an der Thür ſtand, die Verhinderung zu entſchuldigen. Er vertraute dann dieſer all das Zärtliche an, das er für ihre junge Herrin mitgebracht hatte, hoffend, daß der kleine Schalk etwas davon veruntreuen werde. So war es ihm ohne entſchiedene Herzensneigung ein Herzensbedürfniß, allabendlich, mit oder ohne Regenſchirm, Amor's Stationen zu gehen, kleine Intriguen zu knüpfen, ein Liebesplänchen zu ſpinnen, oder Eiferſüchteleien zu entwirren. Er hielt es für ein gutes Kleingeſchäft, ein Capitälchen von Schmeicheleien, ein laufendes Sümmchen eingetauſchter Schwärmerei ſchnell

hinter einander umzusetzen, oder ein hier mit Entzücken empfangenes Sträußchen bei der nächsten Thür als ausgesuchte Artigkeit gleich wieder anzubringen, wenn es nicht etwa angemessener war, es unterwegs zu verlieren. Mit dem Honigseim kleiner Freiheiten, die sich der lose Nachtfalter an den blühenden Nachtschatten genommen hatte, kam er nach Hause, lächelnd, wie verschieden wol die verschiedenen Mädchenherzen dieselbe umhergetragene Versicherung ausbrüten möchten.

Ich selbst, dem Verkehre mit Familien von Stande durchaus entfernt, erfuhr erst von diesen Umtrieben unsers studentischen Don Juan, als ich durch Zufall hineinplumpte. — An einem Sonntagnachmittage des Spätherbstes, als ich meinen Freund W. abzuholen in die Stube trat, fand ich — diesmal keinen Elpizon, sondern als Philon den schönen Karl, zu meiner Ueberraschung zwischen zwei jungen Frauenzimmern von guten Familien. Die Mutter des Freundes machte Kaffee für den Besuch, und war eben aus, um die ihr fehlenden Tassen auf der Nachbarschaft zusammenzubringen. Beide vergnügte Fräulein waren mir von Ansehen und Herkunft nicht fremd — die Blonde, jüngste Tochter eines Actuars, in dessen Garten ich mit dem Oheim Velten manchen Schubkarrn frischen Grases geholt hatte, war recht hübsch von Gestalt und Gesicht, heiter und lebhaft; die andere klein und unansehnlich von Wuchs, schwarz von Haaren mit Kirschenaugen, weniger lebhaft als hingebend, war sehr angesehener und wohlhabender Eltern Kind. In der damaligen Erziehung auch solcher

milien der ehemaligen Prälatenzeit gab es nichts, was
chter abgehalten hätte, sich von einem jungen Freunde
die Wohnung einer auf Tagelohn gesetzten Frau zum
ffee bestellen zu lassen.

Wie ich sehr bald wahrnehmen konnte, war nicht
a Eine der beiden Freundinnen als Geliebte und die
dere als bloße Begleiterin da: sondern Beide ließen
sich werben und sich die Spannung gefallen, mit
sie auf der Schaukel des Freundes saßen, wenn er
tigkeiten, Neckereien und die Wechsel der Annähe-
ng so gewandt vertheilte, daß Keine sich für verkürzt,
de sich im Vortheil halten mochte. Eine Schmeichelei
r die Eine wurde durch einen spöttischen Seitenblick
i der Andern neutralisirt.

Wer aber von dieser Schaukel mit bewegt wurde,
ar mein Freund W. Ich merkte ihm bald an und er
stand es mir auch ein, daß er eine lebhafte Empfin-
ung für die Blonde hege. Daher blieb er auch kein
anz ruhiger Beobachter, als er neben mir am Fenster
and, das auf einen einsamen Grasgarten der Stadt-
auer am Bierthurm den winterlichen Ausblick hatte.

Mit der Dämmerung brachen die Mädchen auf und
arl, nachdem er ihnen in die Mäntel geholfen, beglei-
te sie durch die einsamen Gassen.

Diese Besuche wiederholten sich, wenn auch nicht
gerade jeden Sonntag, und ich muß bekennen, daß ich,
wenn auch unbetheiligt und vielleicht nicht eben erwünscht,
doch bei keiner Zusammenkunft fehlte. Indem ich mich
aber von keiner Seite störend einmischte, dagegen man-

ches Muntre zur Unterhaltung beitrug, fand man ſich bald in mein Erſcheinen, und dachte ſogar im Stillen daran, um meinetwillen eine dritte Freundin mitzubringen. Karl hatte beide Schönen — jede wahrſcheinlich beſonders — um eine Haarflechte gebeten. Sie übergaben ſie aber eines Sonntags zuſammen — daumendick aus der Fülle des langen Haares genommen. Karl ließ es an blondem und braunem Entzücken über die theuern Andenken nicht fehlen. Kaum aber waren beide glücklichen Kinder, diesmal ohne ſich aufzuhalten, fort, als er die eine wie die andere Flechte mit ihren himmelblauen und feuerrothen Schleifchen um zwei Nägel wickelte, die vor dem Gartenfenſter im Gebälk der abgewitterten Wandbekleidung ſtaken. Er wollte prüfen, wie er lachend meinte, welches Haar ſich in Wind und Wetter am beſten halte; danach würde er ſeine Treue bemeſſen. Er hätte das beſte Vertrauen zu der braunen Locke; denn das ſtille Katharinchen ſei auf einem dauerhaften Boden von Familie und Vermögen erwachſen.

Indem hiermit der leichtſinnige Liebhaber doch ſeine eigentlichen Augenmerke verrieth, beſtärkte ihn mein Freund W. darin, heimlichen Hoffens, ſich dann der verſchmähten Sabine von Seiten ihres gekränkten Herzens anzunehmen. Wie gern wäre er, den das Verhängniß zu einem Regiſtrator vorbeſtimmt hatte — Depoſitar einer Mädchenverzweiflung geworden und hätte den reizenden Fascikel auf den rothen Lippen rubricirt. Und ſiehe da — ein neckiſcher Zufall oder eine ſchalkhafte Nemeſis, die ſich an misbrauchte Mädchenlocken heftete, verſprach ihn zu begünſtigen.

An einem stürmischen Adventssonntage waren die Mädchen wieder da. Während die Hausmutter ab- und zuging, standen wir vier eng zusammen am Fenster, ich den Scheiben zugekehrt. Der heftige Wind mochte etwas umgesprungen sein: ich sehe plötzlich, wie die beiden Haarflechten fort und fort an das Fenster schlagen, als ob erfreut beim Anblick ihrer schöngekämmten Herrinnen, oder ihr eigenes Misgeschick verklagend. Blond und Braun hüpften um die Wette, wie ihre ehemaligen Besitzerinnen um die Wette liebten. Offen gestanden war ich boshaft genug zu wünschen, der Lockentanz möchte von den heiter plaudernden Fräulein bemerkt werden. Von einer Seite nahm ich es mit Karl's Betragen schwerer, von der andern verlangte es mich zu sehen, wie leicht er es mit seiner Verlegenheit nehmen werde. In diesem Augenblicke flog die dunkle Locke mit gelöster Schleife am Fenster vorüber ins Nachbarsgärtchen hinab.

Meine nach dem Fenster gespannten lächelnden Blicke lenkten endlich doch die Augen der Andern dahin und Sabine erkannte ihre Flechte. Sie stürzte nach dem Fenster und Karl, mit komischer Geberde die Schultern an die Ohren ziehend und die Hände reibend, eilte mit verstohlenem Lachen hinter den Ofen, als ob er sich verstecken wollte. Sabine war etwas heftig; doch schien sie zuerst mehr verlegen als entrüstet, bis sie nur ihre Flechte vor dem Fenster fand. Der Gedanke, daß das Haar der Freundin behalten und blos das ihrige so verächtlich ausgesetzt worden sei, entflammte ihren eifersüch-

tigen Zorn. Blaß und keines Wortes mächtig, nahm ſie Mantel und Hut und eilte fort.

Mit dieſer Kataſtrophe endigten die Sonntagsbeſuche. Karl widmete ſeine Aufmerkſamkeit mehr der Kleinen und Freund W. huldigte in ſeiner etwas befangenen und drolligen Weiſe Sabinen, die zuweilen mit kleinen Aufträgen zu ſeiner Mutter kam. Sie fand an dieſer verlegenen Neigung des Freundes ihren Spaß oder eine mädchenhafte Unterhaltung, und verabredete mit ihm, daß ſie einmal mit einer Freundin kommen wollte, an die ich mich wenden möchte. Sie wurde mir genannt und gerühmt mit der Andeutung, daß ſie Sonntags in die Faſtenpredigt gehen und an dem Pfeiler gegenüber der Kanzel ihren Platz nehmen werde.

Reminiſcere.

Die Faſtenpredigten in dem nun wieder ausgeweißten und eingeweihten Dome wurden damals von zwei Franziskanern aus dem uns bekannten Kloſter des Frauenberges — Sonntags von Pater Roman und Montags von einem Mönche gehalten, deſſen Name mir vergeſſen iſt, weil er ſeiner röthlichen Haare wegen und aus einer gewiſſen Geringſchätzung ſtets nur mit dem Spitznamen „die rothe Bürſte" genannt wurde. Pater Roman ſteht mir in der Erinnerung immer noch als der beſte katholiſche Prediger vor, den ich auch ſpäter in Fulda gehört habe. Stattlich von Geſtalt, in Gang, Haltung und Miene von unverkennbarem Selbſtgefühl getragen, auf der Kanzel mit gewaltiger Stimme und einfachen Geberden in gebildeter Mundart ſprechend, die Predigt klar, ins praktiſche Leben greifend, frei von Kircheneifer und in jenem Zuge der Gedanken gehalten, der die Tiefen des Volkes bewegt, und doch dem Gebildeten

aufzuathmen gibt. Von den edeln Bildern seiner Diction iſt mir eins im Gedächtniß geblieben. Er verglich die guten Werke, die der Menſch in dieſer Erdentiefe ſammelt, mit den Perlen, die der Taucher auf dem Grunde des Meeres aufliest, und die erſt in jener höhern Region, zu welcher er aufſteigt, in ihrem echten Werthe gelten.

Als ob ein ſo erbaulicher Sonntagsprediger parodirt werden ſollte, betrat „die rothe Bürſte" Montags dieſelbe Kanzel. Auch ihm fehlte die wackere Stimme und der Redefluß nicht; ſeine Perſon aber und ſeine Predigt waren mit manchem Lächerlichen behaftet. Zwar auch er bewegte ſich mehr im Lebens- als im Glaubensgebiete, faßte aber beſonders die ſündhafte Seite hart an und erlaubte ſich, in Ausdrücken und Bezeichnung derb und anzüglich zu werden; wie er ſich denn auch in Mundart und Manieren platt und gemein gehen ließ. Dies füllte ihm mit Neugierigen dieſelben Bänke, die geſtern von Erbauungſuchenden gefüllt waren. Hatte man geſtern manchen edeln Gedanken, wie eine Perle, ins erquickte Herz gefaßt: ſo nahm man heute dieſen und jenen Ausdruck mit aus der Predigt, um ihn mit neckiſcher Laune, wie Knaben eine todte Maus, einander zuzuwerfen. Auf ſolche Weiſe hörte man eine Woche oder noch länger, und zuweilen recht treffend angebracht, den Predigt-Refrain: „So gehet hin und ſchämet euch!" Ein ander mal, als der Montagsprediger im Eifer gegen die Unſittlichkeit der Geſchlechter die Wangen der Frauen wahrhaft — roth bürſtete, fügte es ſich durch einen ſchalk-

haften Zufall, daß zwei Schwestern von guter Familie aber etwas schillernden Bekanntschaften just durch den mittleren Gang zwischen den gefüllten Bänken, ein Unterkommen suchend, langsam gegen die Kanzel vorschritten, als eben der Prediger, die rohe Hand und ein Stück des nacktbraunen Armes aus der Kutte vorgestreckt, einen unanständigen Ausdruck mit der Redewendung herabschlenkerte: „Da kommen sie her, die von ihrem Leibe leben."

Beiläufig zu bemerken, gab es damals im Fuldaischen überhaupt noch wunderliche Originale von Geistlichen, wie sie eben aus der Zeit reinkatholischen Klimas ungestutzt und ungeputzt erwachsen waren. So kam sehr oft ein Pfarrer aus der Nachbarschaft in die Stadt, der von einem ihm sehr gängen Worte allgemein — „der Höllteufel" genannt wurde. Und er brachte freilich den Teufel in seinen Reden oft drollig genug an. Einst erzählte er, wie er in der Nacht zu einem Sterbenden gerufen worden sei, und alsbald auch das heilige Sacrament mit dahin genommen habe. — „Ich merkte aber gleich", sagte er, „daß der Saufbold nicht in den letzten Zügen lag, sondern zu viel Züge Branntweins gethan hatte. Da ließ ich ihn denn auch ohne weiteres liegen, nahm unsern Herrgott und ging zum Teufel."

Einmal bekam er eine entsprechende Antwort von einem armen Manne, der sich mit roher Schnitzarbeit abgab, und den Bauern Cruzifixe schnitzte. Als er den Pfarrer um ein Almosen ansprach, versetzte dieser:

„Was? Meister Niklas, Ihr bettelt und habt doch

Euer eredtlich Geschäft. Macht Ihr denn keine Herrgötter mehr?"

„Gewiß mach' ich noch Herrgötter, Herr Pfarrer, aber kein Teufel kauft sie!" war die Antwort.

Doch kehren wir zur Fastenpredigt zurück!

Ich bin ungewiß darüber, war es der Sonntag Oculi, an dem ich zu besehen und besehen zu werden nach dem Dom ging, oder der vorhergegangene Sonntag Reminiscere, der mir fürs ganze Leben eine Reminiscenz anrichten sollte. An Ahnungen zu glauben bin ich nicht abgeneigt, und habe Vorausblicke des Traumes wirklich erlebt: damals aber schwieg jedes Vorgefühl einer verhängnißvollen Zukunft in der Brust des jungen Studenten, als ich mit den hüpfenden Schritten des neunzehnten Jahres nach dem mir bezeichneten Pfeiler der Kirche ging.

Hier, neben den überfüllten Bänken, stand zwischen Frauen und Mädchen in Bürgertracht nur ein Frauenzimmer, dem Anzuge nach von Stande — ziemlich hoch und schlank gewachsen, blühenden Aussehens, von kräftigen, angenehmen Gesichtsformen, Tituskopf nach damaliger Mode, die Augen groß, doch mehr unruhig, als ausdrucksvoll. — So hab' ich Franziska in der Erinnerung; denn damals nahm ich von den Menschen nur allgemeine Eindrücke auf, die ich mir nicht in ihre Bestandtheile zerlegte. Ein lächelnder Seitenblick bestätigte meine Vermuthung, daß sie es sei, und daß auch ich ihr beschrieben sein mußte.

Die Eigenheit der Männer ist bekannt, daß sie mit

unehmenden Jahren ihr Wohlgefallen auf immer frischere
eibliche Jugend richten und in ihrer Wahl oft weit
inter ihr Alter zurückgreifen; wegegen Jünglinge sich
geschmeichelt fühlen, in Gunst und Zuneigung bei Mäd-
chen und Frauen zu kommen, die älter als sie sind.
Daher störte es mich durchaus nicht, daß Franziska mir
wol sechs Jahre voraus sein mochte; ebschon ich nicht
sagen könnte, der erste Eindruck einer doch so vortheil-
haft ausschenden Persönlichkeit habe mich besonders leb-
haft eingenommen. Zerstreut und gedankenvoll unter
der Predigt, blieb ich fortwährend — so zu sagen —
im Gemeingefühl meiner Lebensumstände; was mich denn
auch abhielt, in der Kirche und nach dem Amen des
Predigers, im Gedränge des ausströmenden Volkes, mich
Franziska zu nähern. Ich folgte ihr von fern im Zwie-
licht des frostigen Abends über den Domplatz in die
Gasse am Thörle, bis sie noch einmal umblickend, das
kleine Haus betrat, das mit niedern Stockwerken quer
in die Tiefe eines Gartens gebaut stand.

Dies Haus am Scheidepunkt mehrer Gassen lag
wie ausgestorben, so oft der gespannte Lyceist seit-
dem vorüberging, und einen ängstlichen Blick durch die
halboffene Thür in eine dunkle Hausflur warf. Auch
in der nächsten Fastenpredigt sah er sich vergebens nach
Franziska um, und so hätte er sich vielleicht bald ge-
wöhnt, ihrer als einer flüchtigen Erscheinung zu gedenken,
wäre ihm nicht eines Nachmittags durch Sabine ein Wink
nach dem Garten vor dem Petersthore zugekommen.
Es läßt sich denken, daß er sich bestens zusammen nahm,

als er einer solchen ersten Einladung folgte. Er näherte sich von der Ziegelhütte her, wo er auf dem Umweg nach der Gartenthür sich erst umsehen konnte. Und als er wirklich beide Freundinnen, Veilchen suchend, am Abhang des Grasplatzes erblickte und selbst mit Freundlichkeit bemerkt wurde, gefiel er sich darin, statt mit Artigkeit um den Garten eilend durch die entfernte Thür einzutreten, sich lieber mit zwei Sätzen über den hohen Plankenzaun zu schwingen. — Er half nun Veilchen auflesen, just da, wo er es schon manches Jahr als Knabe gethan hatte; denn es war ja der Garten, aus dem der Oheim Velten das Gras bezog. — Die Unterhaltung dabei war nicht kostspielig, und als die freundlichen Mädchen vor dem Garten Abschied nahmen, fühlte sich der junge Freund ganz zufrieden mit seinen Auslagen.

Wie wir ihn nach seiner Herkunft und seiner bisherigen Entwicklung kennen, werden wir leicht die nächsten Eindrücke errathen, die er, vielleicht ohne Bedacht, von der neuen Bekanntschaft hatte. Er empfand zuerst, daß er Derjenigen gefiel, die ihm selbst durch ihre Erscheinung gefallen konnte. Daß sie von höherm Stande war, fiel leider! bei unserm Studenten und im damaligen Fulda nicht leicht genug ins Gewicht. Der dunkle Seidenstoff eines langen Kleides, das so leichte Falten um eine schlanke Gestalt warf und bei jeder Bewegung so flüsternd rauschte, verfehlte seines Eindrucks nicht: wie weit aber wäre der Neuling davon entfernt gewesen, die zarten Bewegungen, die edeln Aeußerungen eines gebildeten weiblichen Herzens zu vermissen! Der Fremd-

ling in der Gesellschaft, der mit seinem bescheidenen Aussehen zum ersten mal in zwei lächelnde Mädchenaugen fiel, war so froh und anspruchslos, daß ausgesprochene weibliche Gutmüthigkeit, die ihn auf Muth und Selbstvertrauen stellte — diese überhaupt im Leben zu hochgeschätzte Eigenschaft, ihm über Alles ging und in seinen Augen allen Mangel der Bildung aufwog, selbst — wenn ihm eben so entschiedene Unwissenheit und sogar unter Freundinnen auffällige Beschränktheit des Verstandes begegnet wäre. Und am Ende — wollen wir etwa von unserm Studenten so viel Weltkenntniß und so wenig Selbstliebe verlangen, um sich an dem Bedenken zu stoßen, wie doch in aller Welt ein weibliches Wesen von höherem Stand und Alter nur dazu käme, an einem so unbedeutenden Burschen Gefallen zu finden? Nein, er dachte nicht so weit, und wenn er sich in seiner besten Laune über etwas wunderte, so war es etwa darüber, daß er, mit soviel Angst dem Kloster entgangen, nun durch Franziska doch dahin gebracht war, eine Art von Franziskaner zu werden. Doch, dies Ordensbekenntniß durfte ja nicht laut werden, und er mochte wol im Stillen empfinden, daß ihm, einem Novizen des Lebens überhaupt, doch wol auch in der Liebe ein Noviziat gegönnt sein werde.

Von Franziska's Verhältnissen erfuhr ich damals nur das Allgemeinste, was die ganze Stadt wußte. Ihr Vater war unter der fürstbischöflichen Regierung ein sehr ausgezeichneter Anwalt gewesen, an eine sehr schöne Bürgerstochter verheirathet, deren Bildung und Verstand

jedoch nicht ergiebig genug waren für einen Mann von so lebhafter Begabung, heißem Temperament und genialer Ungebundenheit. Gegen letztere hatte die geistliche Behörde Einiges zu erinnern gefunden, was unsern Anwalt bewog, mit einer lebhaften und anmuthigen Freundin Fulda zu verlassen und seinen Aufenthalt im Hessischen zu nehmen, wo man ihm bedeutende Processe zu führen anvertraute. Von fünf Söhnen, die sich hauptsächlich zum Vater hielten, nahmen einige militärische Dienste, der älteste in den Niederlanden, einige studirten die Rechte. Unter dem Prinzen von Oranien ward der Vater zurückberufen, und als Staatsprocurator und Fiscal mit dem Titel eines Regierungsrathes bestellt. Von Franziska's Geschwistern kannte ich dem Ansehen nach nur den einen Bruder, der sich denn auch, als Secretär beim Geheimraths-Colleg angestellt, durch seine gesellschaftliche Bildung, Gewandtheit im Geschäft und im Leben, sowie durch seine liebenswürdige und geschmackvolle Erscheinung unter den jungen Männern von damals sehr hervorthat. Von den drei Töchtern, die um die geistesschwache und körperlich gelähmte Mutter geblieben waren, hatte sich die älteste, durch lebhaften Hausverstand ausgezeichnet, an den Förster im fürstlichen Thiergarten, einige Stunden von Fulda, verheirathet; die jüngste, als sehr anmuthig und liebenswürdig im Andenken ihrer Freundinnen, war früh gestorben, und Franziska allein zur Pflege der Mutter zurückgeblieben.

Diese Pflege bei zunehmender Kränklichkeit hielt die

Tochter von öfteren und längeren Ausgängen ab. Dadurch war unser Lyceist auf das Glück beschränkt, desto öfter auf Gerathewohl am kleinen Hause vorüberzugehen. Zuweilen traf er's denn auch, und konnte auf flüchtige Augenblicke in die Hausflur treten, manchmal nur um einen Spaziergang vor das stillste Stadtthor zu verabreden; denn die schönste Frühlingszeit war eingetreten. Da nun aber bei dem Zustande der Mutter Tag und Stunde eines solchen Ausgangs sich nie ganz zuverlässig vorausbestimmen ließ: so nahm Franziska, wenn es einmal anging, den Weg an unserm Hause vorüber, und ich stahl mich ihr über eine Weile durch das Petersthor nach. Indem sie aber niemals unterlassen konnte, nach unsern Fenstern zu blicken und mit verlegener Kopfbewegung zu lächeln: so kam die still beobachtende Mutter des fortschleichenden Studenten, indem es ihr nicht an heimlicher Schlauheit fehlte, sehr bald hinter die Schliche. Sie raffte sich auf, folgte dem unklugen Paare und bestätigte sich durch ihr gutes Auge in ihrer Vermuthung.

Ich weiß nicht, was sie davon dachte, denn sie war sehr schweigsam und innerlich lebend: aber sie nahm es gelassen auf. Vielleicht, daß sie mit ihrer ängstlichen Seele das Ungehörige um des Ungefährlichen willen weniger beunruhigend empfand. Oder, da ihr nun das Kloster aus dem Gesicht gerückt war, erblickte sie vielleicht auch aus ihrer engen Existenz hinter dem durch stille Felder wandelnden Paar einen verschlungenen Pfad in die Zukunft ihres Sohnes, wie ja unter der noch unvergessenen geistlichen Regierung manch' ein Sohn

dürftiger Eltern seinen Weg durch ein angesehenes Haus gemacht hatte. Die veränderte Lage der Dinge, die Einflußlosigkeit der betreffenden Familie fielen natürlich über ihren Horizont hinaus.

Eines Tags machte sich die blonde Sabine den Spaß, Franziska mit an das Haus zu nehmen, um sich den Gartenschlüssel zu erbitten, den Oheim Velten als Pachter des Grases im Gebrauch hatte. Seitdem ging Franziska nie vorüber, ohne zu grüßen. Ja sie trat auf freundliche Erwiderung ans Fenster und ließ sich in die Stube einladen. Wie sie sich unter dem Balkendurchzug ein wenig bücken mußte, nahm es sich in den Augen der Insassen gar bedeutsam aus und ward ihr als anmuthige Herablassung angerechnet.

Das freundliche, gutmüthige Wort, besonders wenn es in der Unterhaltung für Alles ein eifrig beistimmendes Ja hat, gewinnt immer die Herzen solcher Leute, die darin nur ihre eigene Geltung empfinden, und denen erst im Thun und Lassen Anderer ein Maß der Verstandeskräfte gegeben wird. Die Angehörigen des jungen Studenten waren ganz eingenommen von der „Fränz"; nur seine Mutter lächelte manchmal zu einer Aeußerung derselben, sprach aber desto eifriger von dem Vorzug eines guten Herzens.

Bald sah sich Franziska durch die zunehmende Kränklichkeit ihrer Mutter mehr ins Haus gebannt, und es war ihr daher ganz recht, daß die obern Zimmer des kleinen Hauses miethfrei wurden, weil sie ihren jungen Freund, statt der Spaziergänge, zuweilen in einem der

Zimmer empfangen, und dabei die Mutter in Obhut behalten konnte. Eine Freundin ihres Alters war dann öfter anwesend, eine lustige, etwas unheimliche Person, Tochter eines ziemlich anrüchigen Vaters, der neben seiner Kanzleifeder ein wenig in die Porträtmalerei mit Pastell- und Wasserfarben pfuschte. Sie selbst sang bekannte Lieder nach dem Gehör, um nicht zu sagen — aus der Faust. Pfiffig und etwas verschlagen, konnte sie es nicht lassen, Franziska in ihren kleinen Unbeholfenheiten gelegentlich bloszustellen; wodurch sie aber, statt ihren eigenen etwas malitiösen Verstand geltend zu machen, nur die schutzbedürftige Gutmüthigkeit ihrer Freundin hervorhob. Sie hieß Eleonore.

Zu dieser Theilnahme ergab sich bald noch eine andere Belebung des Verhältnisses, dem es doch — genau besehen — bisher an innerem Schwung gefehlt hatte. Sabine kam nämlich sehr selten, und nie wenn der junge Freund anwesend war, aus der Nachbarschaft herüber. Sie schien bedenklich geworden über Das, was sie doch selbst angerichtet hatte, als es unter den Nachbarinnen bemerkt und besprochen zu werden anfing. In der That, während unser Paar seinen Umgang noch als ein reizendes Geheimniß pflegte, war es bereits der Gegenstand des nachbarlichen Kopfschüttelns geworden. Bei den verlängerten Tagen und milden Abenden des Frühlings waren gewöhnlich die Fenster und Thüren jener sich verzweigenden schmalen Gassen besetzt, wenn der junge Freund von einer oder der andern Seite her erschien, und statt unbeachtet ins Haus zu treten, wie

er lange geglaubt, ſich von geſpannten, lächelnden, einander zuwinkenden Augen begegnet und begleitet finden mußte.

Sollte man es nun von einem ſonſt ſo ängſtlichen und weltblöden Geſellen erwartet haben, daß er ſich dadurch nicht abſchrecken ließ, ſondern nur mit deſto barſcherem Schritt und Blick ſeinen Weg machte, und den Trotz als Trumpf ausſpielte? Wirklich glaubte er mit ſtudentiſcher Ungeberde ſich ehrenhafter zu behaupten und verrieth, daß er doch in Begriffen noch jünger als an Jahren war. Wie wäre es ihm da zu Statten gekommen, wenn wenigſtens Franziska von richtigerem Gefühl und Urtheil geleitet worden wäre! Statt deſſen hatten Beide nur die dunkle Befriedigung, für ihr Verhältniß, dem immer noch der innerlich belebende Herzſchlag der Liebe ausblieb, nun wenigſtens eine äußerlich zuſammenhaltende, etwas rauhe Schale gewonnen zu haben. Da konnte es, wenn auch nicht in ihren Augen, für ein Glück gelten, daß bald auch äußere Ereigniſſe ſich einfanden, und die einander Bethörenden vom nahen Abwege ſocialer Verwilderung ablenkten.

Den Brüdern Franziska's mochte das öffentliche Geheimniß der Schweſter doch früh genug zu Ohren gekommen ſein. Ohne Zweifel erfolgten zuerſt auch Warnungen an ſie, die von ihr unbeachtet und dem jungen Freunde vorenthalten blieben. Dennoch wurde der Umgang dadurch unterbrochen, daß Franziska's Mutter, und nach längerem Leiden auch des Vaters Freundin ſtarben. Nun entſchloß ſich der Vater, ſein kleines Haus zu bezie-

hen, das, mit Stallung und Scheuer im Hintergrunde des Gärtchens verſehen, den verlaſſenen Mann durch die Beſchäftigung mit einigem Feldbau neben ſeinen Actenarbeiten zu zerſtreuen verſprach. Eben hatte Franziska die Haushaltung des Vaters übernommen, als ſie den jungen Freund, mit dem ſie inzwiſchen freilich wieder zuſammengekommen war, mit der Nachricht überraſchte, ſie ſei auf den Sommer nach dem Thiergarten verwieſen, und dort in der einſamen Förſterwohnung unter die Aufſicht ihrer verheiratheten Schweſter geſtellt.

So hatte die bedächtige Familie ein durchaus haltloſes Verhältniß auf die einfachſte Weiſe gelöſt, und beruhigte ſich bei der verſtändigſten Vorkehrung, die in ihrer Lage zu nehmen war. Was wollte ſie mehr? Das Undenkbare zu berechnen waren ihr keine Ziffern gegeben.

Unſerm unbedachten Lyceiſten kam es zu gut, daß die Fabel, mit der ſich die Nachbarſchaft am Thörle beſchäftigt hatte, abgebrochen war, ehe ſie das Lyceum und die Conferenz der Lehrer erreichte, worin demnächſt ſein letztes Schulzeugniß ausgefertigt werden ſollte. Dies hätte ſonſt ſchwerlich auf „bewährte“ Sitten — freilich bei nur „hinlänglichem Fleiß!“ — gelautet. Vorerſt war die kleine Geſchichte vergeſſen. Die kriegeriſche Zeit, das ſchwebende Loos des Landes und die bedrohlichen Weltbewegungen des Jahres 1809 hatten die Gemüther auch unſerer fuldaiſchen Kleinſtädter mit Sorgen und Abſichten anderer Art eingenommen.

Aussichten.

Es ist merkwürdig, wie lebhaft die Jugend, bestimmt, sich nach allen Seiten in das heitere, öffentliche Leben zu entwickeln, doch gerade in der Zeit, da dieser Trieb am mächtigsten wirkt, sich zu geheimen Verbindungen und Bestrebungen geneigt und verlockt findet. Sie scheint demselben Gesetz unterworfen, nach welchem die Pflanze in dem Maß, als sie sich nach dem Licht entfaltet, ihr Wurzelwerk in die Tiefe des Bodens treibt.

Um dieselbe Zeit, als unser junger Freund seinem unbedachten Herzensgeheimniß nachging, hatten etliche seiner begabtern Gefährten sich zu geheimen Zusammenkünften verbunden. Auch sie waren auf ihrem Glaubensweg auf religiöse Zweifel gestoßen, hatten verwegene Gedanken aufgehoben und suchten sich nun darüber ins Klare und auf eine beruhigende Verständigung zu setzen. Eine feierliche Zusage gab dem Einverständniß eine gewisse Bedeutung und ein Todtenkopf, den Einer der

Verbrüderten aus der Anatomie auf den Tisch brachte, lieh den abendlichen Versammlungen einen Schimmer und Schauer des Transscendenten oder ins Jenseits Greifenden.

Nun hegten diese Verbündeten zu ihrem Gefährten, seines ausgekommenen Herzensgeheimnisses ungeachtet, das Vertrauen, ihn zu ihrem Geheimniß einzuladen. Er nahm diese Aufforderung mit Lebhaftigkeit an und erwies sich alsbald auch dadurch theilnehmend und thätig, daß er für diese Verschwiegenen den schon früher erwähnten Aufsatz gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen und, wenn ich nicht irre, gegen die dogmatische Hölle überhaupt schrieb und in ihrem Archiv niederlegte.

Heut lächeln wir wol über so winzige Heimlichkeiten. Damals aber leuchtete noch der alte Fürstbischof am Abendhimmel Fuldas; sodaß unsere kleinen religiösen Zweifel sehr große ketzerische Schatten vor uns her geworfen hätten.

Indem wir aber mit solchen ernsten und verschlossenen Mienen dennoch, unsern Jahren gemäß, ziemlich in den Tag hinein lebten, blieb auch unser Freund ohne die flüchtigste Ahnung darüber, daß aus einem gar düster aussehenden Bunde strebender Genossen gerade die schwungvollsten Jahre der Jugend und der spätere Ausflug seiner schriftstellerischen Federn hervorgehen, hinter jenem leichtfertig abgekarteten, mit flüchtigen Marken geführten Spiele des Herzens aber der rauhe Weg seiner Charakterentwickelung anheben sollte.

Stimmte es indeß wenig zu dem Sinn und den

runden Wangen unſeres Alters, uns lang und anhaltend in Betrachtungen zu verlieren, die einen öden Schädel zum Wahrzeichen hatten: ſo war es auch noch ein gar luſtiges Haus, worin wir uns verſammelten. Die Witwe eines Arztes, Stiefmutter unſeres anatomiſchen Freundes und zweier herangewachſenen Schweſtern, eine geſcheite und aus der Prälatenzeit weltkundige Frau, ſah gern die jungen Freunde und Freundinnen ihrer Stiefkinder um ſich und zog ſie heran. Ihre jüngere Schweſter feſſelte einen Kanzliſten, den wir noch zu unſerer Genoſſenſchaft zählten, und die Witwe ſelbſt war noch jugendlich genug für artige Aufmerkſamkeiten, ja für ſtille Huldigung geſtimmt. Dabei beſaß ſie aber Verſtand und geſellſchaftliche Bildung von der Art, daß ſie die Luſtigkeit gemiſchter Jugend, die ſie anregte und unterhielt, nie die Schranken der Schicklichkeit und des Anſtandes überſchreiten ließ. Allzuenge freilich waren dieſe Schranken im damaligen Fulda und in jener kriegeriſchen Zeit nicht geſteckt. Man fühlte ſich ja unter der Fremdherrſchaft im öffentlichen Leben ſo vielfach gezwängt, daß man in vertrauten Kreiſen der Familie ſchlechterdings auch einmal ein paar Burzelbäume ſchlagen mußte. Hatte nun unſere heitere Wirthin in ernſter Unterhaltung die Geſichtspunkte für die Neuigkeiten des Tages und die Kritik für die Ereigniſſe der Geſellſchaft gegeben: ſo ließ ſie es dann auch nicht an guten Anſchlägen zu Spiel und Spaß fehlen und beſonders war dem Pfänderſpiel ein weiter Spielraum gegönnt. Selbſt Kirchengebräuche wurden zu dieſem

Spiel säculariſirt, vielleicht als Ergebniß unſerer von der Schädelſtätte mitgebrachten Aufklärung. Wenn z. B. Einer ſein Pfand durch eine Beichte löſen mußte, eilte er ins anſtoßende Gemach, bekannte ſich durch die ſchmal geöffnete Thür als Sünder und rief einen Pater mit Namen zu ſeinem Beichtiger. Dieſer war begreiflicherweiſe ſtets vom andern Geſchlechte des Sünders. Auch das ſchöne Geſchlecht übt ja gern die Macht zu binden und zu löſen. Aber nicht genug, daß der Sünder oder die Sünderin von gütigen Lippen abſolvirt zurückkam: nein, hinter ihnen bekannte ſich der Beichtiger ſelbſt mit kläglicher Stimme als ſündenfällig, der auch wieder eines Paters bedurfte. So ging's durch die ganze Kleriſei der luſtigen Geſellſchaft und die Kraft der Sündenvergebung pflanzte ſich, wie manche andere Sympathien, nur abwechſelnd auf Perſonen des andern Geſchlechts fort.

Indem nun auf dieſe Weiſe unſerm myſteriöſen Todtenkopf ein Schnippchen ums andere geſchlagen wurde, verfielen wir, wie wir doch einmal verbunden waren, auf andere gemeinſame Unternehmungen und Verſuche. Zu dieſen gehörten Declamationsübungen und Darſtellung einzelner dramatiſcher Scenen. Wir hatten ſeit kurzem Bekanntſchaft mit den Schiller'ſchen Dichtungen gemacht. „Die Jungfrau von Orleans" regte uns auf und wir debütirten mit der Sterbeſcene Talbot's. Viel Umſtände brauchten wir nicht; einige Roſenſtöcke genügten uns zu Talbot's Worten:

„Hier unter dieſen Bäumen ſetzt mich nieder!"

Die feierlichen Worte der Resignation und der atomistischen Weltansicht aus dem Munde des englischen Feldherrn sprachen uns lebhaft an, und führten — möchte ich sagen — unsere unfruchtbaren religiösen Zweifel zu positiven Kunstversuchen hinüber. Denn wirklich waren es die unbeachteten Anfänge eines großartigen Gesellschaftstheaters, das nachmals Bedeutendes leistete und für Fulda im Wechsel guter und schlimmer Ereignisse einen Mittelpunkt der Geselligkeit, einen „Verein der Musenfreunde" zur Erholung und Erhebung bildete.

Denn bald gingen wir von diesen Declamationsübungen zur Darstellung größerer Scenen in Verkleidung und hinter Tapetenwänden über, wozu uns die Frau Professorin eine hintere längliche Stube einräumte. Ich erinnere mich, daß ich — wie ich denn das Pfaffenthum noch lange nicht los werden sollte — zuerst den Erzbischof von Rheims darzustellen hatte. Ein schwarzes Kleid der Hausfrau war mir unter die Arme gebunden, damit es als Talar auf die Füße falle; ein passender Kragen häkelte sich mir über die Schulter und ein Kreuz von böhmischen Steinen hing auf der Brust. Unser Komiker war als Souffleur zwischen die coulissenartig herabhangenden Tapetenstreife gesetzt und konnte es nicht lassen, mir — wie ich mit gefalteten Händen ihm zunächst stand — zuzuflüstern: „Erzbischof, putz' einmal das Licht!" Es erregte, als ich es mit aller bischöflichen Würde wirklich that, ein störendes Gelächter; denn Jung und Alt unserer sonntägigen Zusammenkünfte bildete unser Parterre.

Wir versuchten es nun mit ganzen Stücken und fanden Beifall. Durch mitgebrachte Freunde vermehrten sich unsere Zuschauer, wie sich unsere Wagnisse erweiterten, und ehe wir uns dessen versahen, war für beide das Zimmer zu enge. Denn auch unser leistendes Personal hatte sich vermehrt. Dieser und jener junge Freund und mancher ältere Mann drängte sich zu und überraschte mit Geschicklichkeit für verschiedene Rollen. Ich habe schon früher an die Erscheinung erinnert, daß im Frühling bestimmte Insekten nicht eher auskriechen, als das junge Laub erscheint, von welchem sie sich ernähren. Auf ähnliche merkwürdige Weise treffen im gesellschaftlichen Leben der Menschen gar oft gewisse geistige Bedürfnisse und Entwickelungen mit den Talenten zusammen, die für dieselben berufen sind. Ja selbst im öffentlichen Leben zeigt sich diese Erscheinung. Wie fand die französische Revolution für ihre Eroberungszüge eine ganze Schar gleichzeitiger militärischer Talente! Und in unserm herrlichen Frühling von 1848, krochen da nicht mit den Ausschlägen unserer speculativen Staatsweisheit die unseligen Professoren aus, deren Futter sie war und die leider auch alle fröhlichen Triebe unserer nationalen Hoffnung mit zernagten und beschmissen?

Unser Dilettantismus konnte an die Anfänge des deutschen Theaters erinnern, das ebenwol klein und unscheinbar anhob, als Karoline Neuber unter der Dictatur der Gottsched'schen langen Lockenperrücke ihre Bühne eröffnete, und Thalia, mit Minerva's Helm und Spieß gerüstet, den legitimen Hanswurst entthronte, ein An-

fang, der nach wenig Jahrzehenden eine hohe Wichtigkeit gewann und die besten Köpfe der Nation beschäftigte.

Wir mußten uns also nach einem geräumigern Local umthun.

Doch, meine Erinnerungen eilen nach dieser Seite zu weit voraus. Die freundschaftlichen Versuche und Bestrebungen, von denen hier die Rede ist, fallen ohnehin nach unserm Austritt aus dem Lyceum zwischen jene Scheidewege meiner Zukunft, von denen ich noch einmal in den letzten Schuljahrgang zurückgekehrt bin, um meine Begegnung mit Franziska zu erzählen.

Von ihr aus dem Thiergarten erhielt ich in den ersten Wochen nur Grüße und mündliche Nachrichten durch eine Bauersfrau bestellt, die von der Familie des Försters zu Botengängen für Einkäufe und dergleichen in die Stadt gebraucht wurde. Durch sie, der es an einer gewissen Pfiffigkeit der Armuth nicht fehlte, wären auch Briefe recht gut hin- und hergegangen. Allein Schriftliches war zwischen uns noch nicht gewechselt worden. Es hatte von beiden Seiten an Aufforderung dazu gefehlt. Irre ich in meiner Erinnerung nicht: so lag damals weit mehr Ueberschwängliches in meiner Vorstellung von Liebesbriefen, als in der Empfindung, solche an Franziska zu schreiben. Vorsicht und Klugheit hätte mich damals nicht leicht von etwas der Art abgehalten; allein wenn ich mit meiner eigenen Feder bescheiden sein konnte, so war ich gegen jene, die Franziska hätte führen müssen, discret.

Gegen Ende Juni, da sich die Feiertage Johannis und Peter's und Paul's mit einem Sonntage zu einer festlichen Woche zusammendrängten, erhielt ich durch jene Bäuerin die Einladung, Franziska im Thiergarten zu besuchen. Ihre Schwester und der Schwager gingen auf ein paar Tage nach der Stadt, lautete die Bestellung, ich möchte doch ja kommen; wir hätten uns so lange nicht gesehen und sie mir Manches mitzutheilen. Die Bestellerin machte mir's noch dringender und es wäre ja auch gar so schön im Thiergarten.

Ich sagte zu.

Und allerdings lag der Wildpark wie eine Fabel in meiner Erinnerung. Aus der Knabenzeit gedachte mir das Rasseln der Hofwagen, in denen Sommers, wenn der Fürstbischof eine heiße Woche im Schlößchen jenes Parks zubrachte, die adlige Gesellschaft Morgens an unserm Hause vorüber durch das Petersthor hinausfuhr und gegen Mitternacht wieder zurückkehrte. Dann stand mir vor, wie ich auf mehren Kirchweihen zu Hofbieber, von den Basen nach dem Schloß Bieberstein geführt, von diesem erhabenen Söller aus das von einer Mauer weit umfaßte Waldgebiet überschaut hatte. Das letztemal war denn auch das Dorf voll von einer Wilddiebsgeschichte gewesen. Verwegene Wilderer überstiegen jede Mondscheinnacht die Mauer und machten gute Beute unter dem gehegten Wild. Der junge, muthige, von Pflicht und Ehre getriebene Förster hatte eines Nachts auflauernd die Stelle entdeckt, wo sie überstiegen, war

ihnen nach dem Außenwäldchen, wo ſie eben ein erlegtes Thier aufbrachen, gefolgt und hatte im Zuſammenſtoß mit dem Verwegenſten derſelben glücklicherweiſe den erſten Schuß gewonnen, ſodaß er der mörderiſchen Ladung des Wilddiebes entgangen war.

So wandelte ich denn in der Frühe des heitern Feſttages über den Petersberg hinweg. Wie prachtvoll erhob ſich vor mir der Höhenzug des Gebirges, leicht von Morgenduft umſponnen! Vogelſchlag in allen Büſchen und Lüften. Und ſchon duftete mir jenſeit des Dorfes Margretenhaun der Wald entgegen und ich ſchritt zwiſchen Laubgehölz und wogender Saat leichten Schrittes, leichten Sinnes dahin, als in dieſer feierlichen Stille, vom Weſtwinde getragen, die erſten dumpfen Schläge der Hoſannaglocke des Doms mich erreichten. Ich erſchrak ordentlich vor dieſem Nachruf in die waldige Einſamkeit, blieb ſtehen und ſchwankte umzukehren. Hinter mir die feſtlich bewegte Stadt, vor mir die Fabeln des traulichen Wildparks; dort der feierliche Klang, mir entgegen der würzige Waldgeruch: wie zog mich das hin, wie zog es mich heim! Es läutete fort in gelaſſenen Schlägen, und eine Wehmuth überkam mich. Ich dachte jener Stunde, da ich die Glocke hatte ziehen helfen und eine Ahnung der Gefahr mich zurückgehalten hatte, am gefaßten Strang empor zu fliegen.

Aber meiner Angſt trat die gegebene Zuſage entgegen und beſtritten einander.

Und endlich, da verſtummte die Glocke und da ſtieg dicht vor mir aus der Saat eine jubelnde Lerche auf, und — da wendete ich mich vorwärts und ging raſch, raſch in den Wald hinein.

Im Thiergarten.

Der Wald, in ſeiner Feiertagsſtille mehr durch ſein Ziel als durch die einſamen Pfade bänglich für den jungen Wanderer, ſtreckte ſich bis an jenes Wildgehege, deſſen Mauer, damals noch ziemlich erhalten, andere Waldreviere mit Bergkuppen und Wieſengründen in weitem Bezirk umfaßte. Schöne Buchenwälder und beſonders auch für den Botaniker lockende Vegetation! Von dort hatte die Waldflora unſerm Profeſſor Heller für ſeine botaniſchen Vorträge die intereſſanteſten Pflanzen geliefert. Reichlich findet dort der Apotheker die Arnica und den Baldrian. Manche Pflanzen, die eigentlich den Alpen eingebürgert ſind, haben ſich auf jenen fuldaer Bergen ohne Heimweh angeſiedelt. Seltnere Orchideen, Saxifrageen, Sinnpflanzen gefallen ſich in dieſer Einſamkeit. Wie heißt doch das Pflänzchen, deſſen Blüte mit dem Ausſehen einer Mücke am Stengel ſitzt? Auch Frauenſchuh, Cypripedium calceolus, überraſcht den

Liebhaber, der von einer Fee träumt, die hier flüchtig ihr grünlich gelbes Pantöffelchen an einem spannenhohen Stengel zwiſchen breiten Blättern abgeſtreift und verloren habe.

Ein Thor mit einer Pförtnerwohnung bezeichnet die Einfahrt von der Reſidenz her. Ein gepflaſterter, heut ganz verfallener Weg, führte nach einem alten Waldſchlößchen mit gegenüber gelegenem Neubau für Stallung und Wagenſchuppen. Hier hatten ſeine hochfürſtlichen Gnaden während Sommeraufenthalts zuweilen gekegelt, und der aufſtellende Lakai die Würfe mit dem Ruf verkündigt: „Fünf“ oder „ſieben gnädige!“ Denn die hochwürdigen Herren machten ſich ſolche Motion gern nach Tiſche, wo ihnen der Johannisberger und der Salecker, die damals noch in den fuldaer Hofkeller floſſen, vor den Augen flimmerten. — Von da lief der Weg nach einem Seitenthore, durch welches dieſer fürſtliche Sommeraufenthalt mit dem Schloſſe Bieberſtein in Verbindung ſtand, das jenſeit einer verſchlungenen Bergwieſe von ſeinem jähen Felſenkegel hoch herab ſieht.

Vom erſten Eingange windet ſich ein Fußpfad durch das Buſchwerk nach der Förſterwohnung. Das Haus, zwiſchen einem länglichen Stallbau und einem Hausgarten zurück tretend, ſah mit breiter Vorderſeite dem Ankommenden entgegen. Dieſer hatte aber kaum den Hofraum vor demſelben betreten, als ihm Franziska bis an den Brunnen entgegen eilte und ihn mit leidenſchaftlichem Wiederſehen empfing. Sie war ſtärker geworden und ſah ſonnengebräunt aus. Ihre Bewegungen hatten

etwas Verwildertes, ihr Benehmen athmete Waldungebundenheit. Man lebt nicht ungestraft unter Palmen, sagt man — wieviel weniger in einem einsamen Wildparke!

Fränz gab sich aufgeregter in ihren Reden; ihr Thun und Lassen war nicht ohne Hast und Unruhe, die doch mehr einem erwarteten, als einem überraschenden Gaste zu gelten schienen. Durch dies Alles von außen wie von innen befremdet und von neugierigem Gesinde mit lächelnden Blicken begafft, fand sich der junge Ankömmling einigermaßen verschüchtert oder unbehaglich. Die Situation war ihm zu neu und ungewohnt; er fühlte sich darin wie in einem Gewande, das ihm nicht angemessen saß und überall zu weit war. Er hätte sich doch immer noch ein wenig als den guten Studenten Pfister's erkennen dürfen, der zwar über die zwei Wege des heiligen Aloysius hinaus nach neuen Seitenpfaden schielte, doch bis jetzt mit den derben Sohlen seiner Herkunft, die er noch trug, nur auf dem Pflaster jener beiden Gänge fest und sicher, wenn auch etwas schwerfällig auftrat.

Doch ein gedeckter Tisch, eine ländliche Bewirthung machen junge Fußwanderer bald einheimisch. Wein und Waldesduft schließen leicht Brüderschaft mit einem muntern Blut, und helfen ihm die Philisterschaft ängstlicher Reflexionen vertreiben. In dem heitern Gastzimmer des obern Stockwerkes, wo der Kaffee aufgetragen wurde, auf das Sopha hingestreckt und von der ab- und zugehenden Wirthin gepflegt, fing der junge Gast an sich

zu fühlen. Von den Dienstboten, die sich zerstreuten, vernahm er nur noch den einsamen Gesang einer Magd. Bald verstummte auch diese helle Stimme; der Mittag ward heißer; die Sonnenstrahlen selbst suchten durch die hohen Laubkronen die Schatten breiter Buchenäste. Eine unendliche Stille ruhte auf der Heimlichkeit der Wälder, deren Wipfel sich im Mittagsschlummer wiegten, aus deren heimlicher Tiefe nur dann und wann ein wilder Vogel schrie, oder ein zutrauliches Reh zur Wiesenquelle hervorkam.

In welch bedenklicher Lage sich der junge, unerfahrene Gast befand, läßt sich nicht verbergen. Welches Mutterherz hätte ihrem zwanzigjährigen Sohn in solcher Zweisiedelei zulächeln mögen? Betrachten wir flüchtig den Menschen, der in der einen Wagschale der Situation lag, um einen Ueberschlag Dessen zu machen, was in die andere fallen mußte, um ihn aufzuwägen.

Wie wir den heitern aber nicht unschüchternen Burschen bis daher begleitet, und mehr träumerisch als vordringlich gefunden haben, scheint sein Naturel, wenn auch nach den Trieben gezogen, die in diesem Alter heftig hervortreten, doch nicht so ungestüm gewesen zu sein, daß es allzuleicht über die von ängstlicher Zucht und frommer Gewöhnung genährten sittlichen Gefühle hinausgestürzt wäre. Ueberdies hatte in allerengster aber geordneter Häuslichkeit schon der Knabe sich im Entsagen geübt. Die tägliche Abwägung der Familie in Demjenigen, was man vermöge und nicht vermöge, was Ihresgleichen zustehe und nicht zustehe, hatte in dem

Jüngling für sein Thun und Lassen eine Vordringlichkeit der Reflexion über jedes unmittelbare Verlangen hervorgerufen — ein Ueberlegen, das denn auch dem moralischen Prüfen Dessen nicht fremd blieb, was man dürfe und nicht dürfe, was wol auch einmal hingehen, und was nie ohne Folgen bleiben möchte, und wie den bürgerlichen Bedürfnissen hatte er sich gewöhnt, auch den sittlichen Antrieben etwas abzuzwacken. Zuletzt, aber gewiß nicht zu geringst, hatte sich in Velten's Wohnung eine unter so engen und armen Verhältnissen wundersam durchgeführte äußerliche und sittliche Reinlichkeit des Hinlebens, die besonders von der Mutter ausging, in der ersten Jugend unseres Studenten zu einer fast jüngferlichen Verschämtheit ausgebildet, die ja bekanntlich bei dem einen wie beim andern Geschlecht, gar oft noch hütend und abwehrend zurückbleibt, wenn bereits alle schützenden Mächte der Seele von der dämonischen Macht des Naturels mit fortgerissen sind.

Bei alle Dem aber stand der Bursche in seinem zwanzigsten Jahre — unbefangen und vertrauend von Seele, lebhaft empfindend, herzlich getrieben, heitern Sinnes und gesunder Pulse, zagend und wagend je nachdem.

Mehr läßt sich nicht aussprechen. Auch würde der Leser dem unsichern Seelenmesser nicht weiter in die psychologische Anatomie jener längst verblichenen und nur in der Erinnerung hermetisch bewahrten Empfindungen folgen mögen. Der junge Gast aber, als er gegen Abend innerlichst verstimmt, unruhig und mit seinem

Tag unzufrieden das Förſterhaus verließ, folgte ihm doch keine Ahnung, daß ihm aus jenem Waldrevier ins „Herbarium vivum“ ſeines Lebens — ein „Frauenſchuh“ beſchieden wäre, wo er lieber eine „Mimoſa pudica“, das „Noli me tangere“ hätte finden ſollen.

Wie eine ſchweigſam hütende Mutter ihr unachtſames Kind, nahm die friſch duftende Waldung den zerſtreuten jungen Wanderer in ihre wohlthuenden, leiſe beruhigenden Arme auf. Die ſpielenden Sonnenſtreife, die letzten ſchreienden Vögel, die fernher tönenden Ave Maria-Glocken verſteckter Dörfer konnten ihn dem unruhigen Nachbrüten und dem ängſtlichen Vorwurf, den er ſich zu machen hatte, lange nicht entreißen. Das Geſchehene, das Gewagte wäre am Ende wol hinter ſeinem raſchen Schritt ermüdet; aber die Beſorgniß, ob die Zukunft keinen Anſpruch daran knüpfen könne, flog ihm länger wie eine brummende Bremſe nach. Er hatte ſich auf ein geheimnißvolles Gebiet der Natur und der Sitte verirrt: wie hätte das Räthſel — welchen Mächten des Lebens er verfallen ſein könnte, ein ſo junges, unkundiges, rathloſes Herz nicht auf das peinlichſte ängſtigen ſollen?

Wie aber dies, doch auch wieder lebensfriſche, jugendpralle Herz nach und nach wieder leichten Muth und Hoffnung faßte, löſte ſich die verzagende Wirrniß, wie der Wald ſich lichtete. Aufathmend ließ der junge Wanderer ſeine gewiß nur grundloſe Bekümmerniß wie ſeinen abendlichen Schatten weit hinter ſich. Und nicht lang, ſo ſtand es — wenn auch eben nicht in voller

Ueberlegung, doch in seiner Empfindung fest, daß sein Verhältniß zu Franziska gelöst sei, daß es hinter dem Walde, wie der Wald hinter ihm liege.

Es gibt allerdings Herzensverbindungen, die nicht ohne nachschmerzende Wunde für lang oder fürs Leben gebrochen werden, aber auch solche, deren Lösung den Mann in das Wohlgefühl der nun bewußteren Freiheit setzt. So gab ich mich jetzt mit weniger zerstreutem Gemüthe den Vorträgen besonders über Experimentalphysik, aus der Kirchengeschichte der Periode vor Arian, den schriftlichen Ausarbeitungen und den Lectionen aus der praktischen Philosophie hin. In diesen hatte Professor Schell, den ich vor allen Andern hoch hielt, an mir einen besonders aufmerksamen Zuhörer, ohne daß er die Lebensverwirrung ahnte, die seinen Vorträgen meine interessirteste Theilnahme einfädelte. Er behandelte nämlich den Menschen in seinen Verhältnissen zur Welt, als seinem Wirkungskreise, und kam eben, nachdem er die Beziehungen desselben zur Natur entwickelt hatte, zur Betrachtung Dessen, was der Mensch zu thun und zu lassen habe in Ansehung seines Nebenmenschen; da denn die Artikel von der Liebe und Ehe, von der Erziehung und Bildung des Menschen und vom Staate abgehandelt wurden.

Wenn nun auch jüngſt Erlebtes mich lebhafter als die übrigen Schüler zur Aufmerkſamkeit für ſolche ſcharf entwickelte Wahrheiten hintrieb: ſo kam mir dabei doch keineswegs in den Sinn, daß mein Lebenspfad ſo bald in ihr Bereich einbiegen, ihre Vorſchriften mir zur Abwägung neuer Lebenspflichten dienen ſollten. Da erſchien aber, noch ehe ich die Früchte meiner Aufmerkſamkeit auf den Markt der öffentlichen Schulprüfungen bringen konnte, Franziska in der Stadt. Sie nahm ihre Einkehr bei jener Freundin, die ich früher in ihrer Wohnung kennen gelernt hatte, deren keckes und etwas durchtriebenes Weſen mir aber ſtets abſtoßend geblieben war. Dorthin ließ mich Franziska rufen und theilte mir unter Erinnerung an meinen Beſuch ihre Beſorgniß mit. — —

Dies war nun freilich eine Nachricht, vor der ein junger Menſch vom Lebensmaß eines Lyceiſten neben dem Erlernten auch ſeine Faſſung prüfen konnte.

Nicht weniger fatal erſchien es, daß Franziska ſich bereits auch ihrer Freundin entdeckt hatte. Denn jene Beſorgniß konnte noch viel eher voreilig ſein, als daß von dieſer Eleonore die zugeſagte Vorſicht und freundſchaftliche Verſchwiegenheit zu erwarten war. In der That mochte nur von ihr, der ein verſchlagener Verſtand und lüſterner Sinn aus den Augen ſah, das nun bald ſich verbreitende Gerücht von dieſer auffälligen Neuigkeit — und wer weiß in welcher Entſtellung oder Misdeutung — ausgekommen ſein. Aber ſo ſehr war man damals von den großen Bewegungen des Jahres — vom Erzherzog Karl und dem Sandwirth Hofer,

von der Schlacht bei Wagram und am Berg Isel, von Durchmärschen und Einquartierung eingenommen, daß jene Klätscherei nicht eher ins Lyceum drang, bis hinter den öffentlichen Prüfungen und meiner früher erwähnten Abschiedsrede her mir das Schulzeugniß — „bewährter Sitten", vom Studiendirector unterm 9. Sept. ausgefertigt und besiegelt in den Händen lag.

Welche verschiedenen Lebenswege in die Zukunft ich damals prüfte und versuchte, ist erzählt worden. Alles versagte, bis auf die Schreibstubenfeder des Advocaten Koch, die mir winkte. Ich hatte sie ohne weitere Betrachtung angenommen; wie ich denn erst spät im Leben, nach wiederholten Fällen, der wundersamen Fügung inne wurde, daß mir gewöhnlich fehlschlug, was ich selbst unternahm, dagegen Dasjenige, was mir vorbestimmt schien, unerwartet entgegenkam. Es mochte dies eine Art von Vormundschaft des Verhängnisses über einen Menschen sein, der in so versteckten Lebensverhältnissen und von Haus aus etwas unachtsam, auch mit gutem Verstande sehr spät zum Verständniß der Welt und zur Kenntniß der Wendeltreppen der Gesellschaft gelangen sollte.

Dieser Vormund stellte sich jetzt mit einer kühnen, wahrhaft Prometheischen Lebenswendung ein, die lange Jahre als ein schweres Misgeschick erschien, bis das ausgelebte Verhältniß viel mehr als stark wirkendes Mittel zur Bildung und Vertiefung des Sinnes und der Seele erkannt werden mußte.

Ich habe von dem heitern Hause der lebenskundigen Frau Professorin erzählt. Hier, wo ich mich unter

gemischter muntrer Jugend zu fröhlichen Abendstunden regelmäßig einfand, suchte mich jenes Verhängniß auf. Ich wurde eines stillen Nachmittags dahin beschieden, von der Hausfrau mit einer auffallend bedeutsamen Miene empfangen und in eine Hinterstube der Wohnung gewiesen, wo ein etwa zehn Jahre älterer Mann auf mich wartete. Meiner Erinnerung nach kam er mir mit angenommener Unbefangenheit, wiewol gemessener, als es sein lebhaftes, joviales Aussehen sonst mit sich bringen mochte, entgegen. Blond von Aussehen, nicht groß, aber von zierlicher, behender Gestalt und angenehmen Zügen machte er einen guten Eindruck, der Eröffnung voraus, die weniger angenehm war. Doch Grün auf Grau seines Anzugs, auf den Forst- und Jägerberuf deutend, hatte mich schon den Förster aus dem Thiergarten errathen lassen, der danach aussah, ein in seinen Hof eingedrungenes Wild zu erlegen. Und so drückte er denn auch als Jäger rasch mit der Ladung des Vorschlags zu einer Heirath ab, und rückte als Forstmann, im Auftrag der Familie, diese Verbindung vor die Schneiße eines Durchblicks in meine Zukunft. Eine einfache Häuslichkeit sollte eingerichtet werden, und ich dann nach Mainz gehen, dort den Code Napoleon und das französische Gerichtswesen studiren, um demnächst, wenn beide nach bevorstehendem Uebergang des fuldaer Landes an einen Rheinbundsfürsten eingeführt würden, mich um ein ehrenvolles Amt zu bewerben.

So wenig, als mich das nun nicht mehr zu bezweifelnde Misgeschick eigentlich überrascht hatte, sagte mei-

nem Herzen, wie es damals gestimmt war, der Vorschlag und die gestellte Aussicht zu. Nur die Schlußbemerkung des Försters — ich würde mich doch mit Franziska nicht anders als mit meiner Person abfinden wollen — fiel mir schwer auf und machte mich betroffen. Ich hatte gar an nichts Anderes gedacht, als daß eben von einem Anspruch an meine Person die Rede sein könnte; nun aber erinnerte mich das Unzarte jenes Zweifels daran, daß ich doch eigentlich auch nichts besaß als meine Person, und ich empfand es als versteckte Drohung. In dieser Stimmung und Befangenheit verschob ich meine Erklärung und behielt mir vor, zu weiterer Besprechung der Sache nächster Tage nach dem Thiergarten zu kommen.

Beiläufig bemerkt, wurde hier zum ersten mal Mainz in Beziehung auf meine Zukunft genannt — jene reizende Stadt, die durch Freundschaft und Liebe, durch frohe Tage und Studien für den Mann und den Schriftsteller einst so einflußreich werden sollte.

Die Frau Professorin, zu der ich zurückkehrte, bezeigte sich durchaus nicht neubegierig nach dem Anliegen des Försters. Wie hätte ihr auch das Gerücht des Tages noch unbekannt und mithin jenes Anliegen räthselhaft sein können! Desto lebhafter ließ sie sich mit bezüglichem Blick und Ton über die angenehme Persönlichkeit des gewandten Jägers aus, den sie für Frauenzimmer sehr einnehmend und gefährlich nannte. — Unbefangen, wie ich mich stets ohne Rückhaltsgedanken gab und die Menschen nahm, ließ ich dies Lob hingestellt sein. Ich

verstand die feine Andeutung nicht, die sie mir geben wollte. Als ich ihr dann aber mein Vorhaben entdeckte, und von ihrem Stiefsohn, meinem Schulfreunde Georg, nach dem Thiergarten begleitet zu werden wünschte, hielt sie es für wohlgemeinte Freundschaft, mich auf einen Argwohn aufmerksam zu machen, der in der Stadt ausgekommen sei.

Wie entsetzt ich war, läßt sich denken, aber auch wie rasch, bei meiner Ungeneigtheit zur Heirath, eine jugendlich-schwärmerische Entrüstung sich an dies Gerücht anklammerte. Ich unterließ mit Vorsicht zu prüfen, aus welchem tückischen Winkel es etwa hervorgekommen sei, und in welcher Region der Gesellschaft es umgehe; ich bedachte nicht einmal, daß es einen Frevel betraf, der sich doch gewiß in der Einsamkeit des Orts und in der Angst des Bewußtseins verborgen hätte.

Begreiflicherweise begleitete mich, so gut wie Freund Georg, auch der verbissene Argwohn nach dem Thiergarten.

Die Stoppelfelder weit und breit, der schwere Himmel und die herbstlichkahle Waldung, jetzt von den Frühlingssängern verlassen, und nur von fallendem, hin und her gewehtem Laube belebt, stimmten zu der traurigen Oede in meiner Brust. Wir wurden gastlich empfangen. Die Försterin, kleiner als ihre Schwester, blond, mit unregelmäßigen aber freundlichen Zügen, gescheit und gesprächig, von tüchtigem Hausverstande und gewandt in den Manieren der altfuldaer Gesellschaft, machte sich als gefällige Wirthin geltend.

Der Abend iſt mir unvergeßlich. Wir ſaßen lang um den Tiſch. Wein und Wildpret kamen mir eben nicht alle Tage vor; allein ich war nicht blos durch mein Vorhaben zu zerſtreut und im Innerſten zu tief bewegt für jeden Genuß; auch ein gewiſſer Stolz und Trotz hielt mich ab, gerade dieſem Tiſch eine lüſterne Anerkennung zu ſchenken. Anders Georg, der in ſeiner unbefangenen Gemüthlichkeit dem Guten gehörig zuſprach, und dem redſeligen Wirthe beifällig zuhörte. Dieſer ließ ſich in Erzählungen aus der fürſtbiſchöflichen Zeit gehen, die er hier unter ſeinem Vater und Vorgänger, dem alten Wildmeiſter Gl., als junger Menſch erlebt hatte. Die Jägerei war damals noch die Hauptſache und der Forſtbau ſehr hintangeſetzt geweſen. Der alte Wildmeiſter hatte es aber an der Zeit gehalten, ſeinen Sohn auf eine auswärtige Schule zu ſchicken, nach Dillenburg, um unter Anleitung des berühmten Hartig die damals auch in Süddeutſchland aufgrünende Forſtwiſſenſchaft zu lernen. Der altbiſchöfliche Anhang wußte das wenig zu ſchätzen, und als der junge Forſtcandidat ſich dem Oberforſtmeiſter von Harſtall, dem Bruder des Fürſtbiſchofs, mit guten Zeugniſſen aus den verſchiedenen Zweigen der Forſtwiſſenſchaft vorſtellte, hatte der ſtattliche Baron, die Papiere durchblätternd, wegwerfend bemerkt: „Nun ja! Schon gut! Aber — kann Er denn auch einen Hund dreſſiren?“

Ich bezeigte wenig Theilnahme für die Unterhaltung; als aber eine kleine Drehorgel beigebracht wurde, bemächtigte ich mich derſelben und ſpielte, unbekümmert um die

Andern, das Halbdutzend damals beliebter, etwas sentimentaler Melodien wieder und wieder ab. Meine Brust war ja voll Buchfinken, die den weichen Tönen lauschten, bis sie dieselben Empfindungen ungehört nachpfiffen, und die stockende Brust frei, die unsägliche Wehmuth der Seele etwas beschwichtigt war.

In dieser Stimmung gelang es mir noch spät am Abende, Franziska auf ihrer Stube zu sprechen. Wir misverstanden einander vollständig: sie mich in meinen verfänglichen Fragen, ich sie in ihren gutmüthig zustimmenden Antworten. Eine schlaflose Nacht war lang genug, mich im Innersten zu verdunkeln und zu verwirren. In Folge dessen entschied ich mich dahin, den Antrag des Försters abzulehnen, was ich aber, nicht muthig genug, es unter vier Augen zu thun, beim Scheiden einer schriftlichen Erklärung vorbehielt, die — soviel ich mich erinnere — aus hochfahrendem Trotz ziemlich jugendlich tölpelhaft ausfiel.

Ueber die entsetzlichen Wochen, die nun für mich begannen, gehe ich am besten hinaus. Rücksichten erlauben nicht, das Seelengemälde jugendlicher Verwirrung auszuführen, das vielleicht doch einige Theilnahme erwecken dürfte. Ohne ein solches aber würde die Rathlosigkeit und der unselige Zustand einer Periode voll innern und äußern Kampfes kaum verstanden werden.

Unerhört im ſtillen, frommen Hauſe war der Widerſpruch, die Widerſetzlichkeit, worin ich mich mit den Meinigen, beſonders mit der Mutter befand, die mein Mistrauen blos für eine Ausflucht des ungeneigten, leichtfertigen Herzens anſah und ſich bald entſetzte, bald in Kummer verzehrte. Und wie oft wurde ich doch auch ſelbſt heimlich irre an mir, und kämpfte mit Verzweiflung über meine Zweifel! Jene philoſophiſchen Entwicklungen über das Weſen der Liebe und die Subſtanz der Ehe, denen ich letzten Sommers mit ſo viel innerlicher Zuſtimmung gefolgt war und die wol auch geeignet ſein mochten, ein junges Herz auf noch unbetretenen Weg rein und recht zu führen, drohten jetzt in ihrer Rückanwendung auf ein getrübtes, voraus gemiſchtes Lebensverhältniß zerſtörend, Verſtand und Willen verwirrend einzuwirken. Und noch ſchlimmer, wenn beſonders in ſolchem Alter Trugſchlüſſe des Wiſſens, Klügeleien des Verſtandes ſich an wackere oder ſchwärmeriſche Empfindungen halten. So kam denn auch bei meinem Widerſtreben das Glück oder Unglück der Zukunft keinen Augenblick in Betracht. Aus der einfach gemiſchten Zufriedenheit der Familie, worin ich erwachſen war, hatte ich darüber nicht einmal einen klaren Begriff mitgebracht. Mir galt es nur um das gegenwärtigſte Gefühl Deſſen, was ich meinem Selbſtbewußtſein ſchuldig ſei, und welche Täuſchung meiner Jugend ich abzuwehren hätte.

Die innere Spannung meiner Seele, die an einander ſich reibenden Sophismen und Empfindungen entzündeten herbe Witze, mit denen ich in ironiſchen Purzel-

bäumen im Hause der Professorin mich selbst und so Manches, was ich höher hätte halten sollen, dem Gelächter der Freunde zum Besten gab.

Was diese unselige Rathlosigkeit verlängerte, war eine seltsame Befangenheit, die sich mir aus dem Familienleben eingefleischt hatte. Nie war es in des Oheims Hause vorgekommen, daß man sich irgend eines Anliegens halber um Rath an Fremde gewendet hätte. Heimlich und mit Gottvertrauen wurde Alles besorgt, was wir unternahmen, Alles abgethan, was uns Sorgen machte. Der einfache Verstand und der phantasievolle Sinn der Mutter fand immer Mittel und Auskunft. Sie war dann in die Kirche gegangen, eine höhere Macht um Segen oder Hülfe anzurufen, und ertheilte nun aus dieser Erhebung der Seele ihre kleinen Orakel. Wie viel öfter kniete sie in ihrem jetzigen Gram vor den Altären und beging die Stationen! Und ich weiß nicht, ob der Weg, den sie endlich einschlug, eine solche Eingebung war. Die stille, schüchterne Frau faßte nämlich den unsaglichen Muth, in ihrem besten Anzug die angesehenen Familien, in denen ich noch Unterricht gab, mit der Bitte anzugehen, mir doch zur Vernunft und zum Herzen zu reden. Nachdem ich von mehren Seiten solchen Zuspruch wirklich erfahren, entdeckte es mir eine vernünftige, gebildete Frau. Sie hatte das Ansinnen der Mutter in einer so bedenklichen, höchst persönlichen Sache abgelehnt, durch ihren Vater aber mit der Familie Franziska's befreundet, legte sie mir das Verhältniß so

klar und einfach hin, und wies mir die boshafte Quelle jenes Stadtgerüchts und den Widerspruch, der in demselben lag — jenes so wahrscheinlich, dies so überzeugend nach, daß ich beschämt vor mir selber dastand. Bedachte ich nun, wie weit ich in meinem bethörten Uebermuth, in meiner Selbsttäuschung gegangen war, so schlugen sie nun in eine tiefe, wahre Zerknirschung um. Da galt es denn auch nicht mehr um die Frage, was ich mir, sondern was ich Andern schuldig sei. — Eine gewisse Ermüdung der Seele in ungewohntem Kampf eines, wenn auch prallen, doch jugendlichen Herzens mochte dazu kommen, worin ich bei der Betrachtung aufathmete, daß all' diese innern Zweifel, diese Kämpfe und Betrübniß um mich her, diese Thränen der Mutter, diese Zerstörung der häuslichen Zufriedenheit sich aufs heiterste lösten, wenn ich mich ganz einfach abfände — mit meiner Person, mit meiner Wenigkeit, wie man sich damals ausdrückte.

Und so erklärte ich mich denn! Und wenn zur Rückkehr des verlorenen Sohnes kein Kalb geschlachtet wurde: so lag es nicht an den dankbaren Meinigen, sondern nur am fehlenden Kalbe.

Desto eifriger eilte Oheim Velten nach dem Thiergarten, die Angelegenheit wieder in Gang und Gleis zu bringen. Der Bote war willkommen, und nicht lang, so lag mit dem beim fuldaer Stadtschultheißenamte unterm 19. Januar 1810 vollzogenen Protokoll über das Eheverlöbniß der Grundstein der neuen Häuslichkeit vor mir.

Der Bräutigam war darin, wol mit Bezug auf seine Stellung in der Advocatenschreibstube — als Amanuensis betitelt; was einen Menschen bedeutet, der „zur Hand ist."

Und so fiel nun eine dritte Wanderung nach dem Thiergarten auf einen Wintermachmittag. War der Sommergang zuerst von mir allein, der zweite im Herbst mit einem Freunde zu zweien geschehen: so wanderten wir jetzt zu dreien — ich nämlich von Mutter und Oheim begleitet. Ein dichter Nebel kam uns im Wald entgegen, und übereilte die Dämmerung der frühen Nacht. Je lebhafter wir vorwärts eilten, deste mehr schien die vom grauen Duft uns vorgetäuschte Mauer des Parkes vor uns zu fliehen. Doch wir verfehlten das Thor und das Försterhaus nicht, und am andern Morgen zogen wir alle von da nach dem Orte Poppenhausen am Fuß des Ebersberges in der Rhön aus, die Frauen in einer Kutsche, wir Männer zu Fuß über den gefrornen Schnee — ich auf den leichtesten Sohlen neuer Bräutigamsschuhe. Wie wenig empfindlich war ich damals gegen äußere Kälte! Der Pfarrer des ansehnlichen Ortes, dem Förster befreundet, spendete das Sacrament der Verbindung und ein ländliches Frühstück.

Dem leichten Sinne, der überspannten Stimmung, womit ich Beides hinnahm, hielt sich die Ahnung der schweren Verhältnisse fern, die sich an diese Stunde knüpften. Doch wenn die Jahre einer so ernsten Lebensschule

muthig beſtanden, glücklich abgeſchloſſen hinter uns liegen, mag man dankbar des herben Segens froh ſein, den ſie zu bringen beſtimmt waren.

Hier aber am ſchneegefrorenen Winter- und Hochzeittage ſetzt die Erzählung den Grenzſtein der Jugendgeſchichte — anderthalb Monde vor meinem einundzwanzigſten Geburtstage.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.